



„Brandenburgia.“

---

MONATSBLATT

DER

*Für die Provinz*  
GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

**BERLIN.**

---

**Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums**

herausgegeben

vom

**Gesellschafts - Vorstände.**

---

**XIII. Jahrgang 1904/05.**

---

Berlin 1905.

Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei  
Bernburgerstrasse 14.

17.7.11

P 21 E 2

1.12-17



54 102

1191407

## **Berliner Zustände und Persönlichkeiten aus dem Ende des 18. Jahrhunderts in satirischer Beleuchtung.**

Von **Dr. L. H. Fischer.**

Es sind die Ergebnisse einer litterarischen Ausgrabung, für die ich mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit erbitte. Zwar sind es keine weltbewegenden Entdeckungen, die ich Ihnen vorzutragen habe, aber bei der Erforschung der Kulturgeschichte der engeren Heimat sind auch unbedeutende Ergebnisse von Wert, und meine Mitteilungen dürfen wenigstens den Vorzug der Neuheit für sich in Anspruch nehmen.

Im Jahr 1788 erschien in Berlin bei Christian Friedrich Himgurg ein Buch unter dem Titel: Niels Klimms unterirdische Reisen. Neuverteutscht. Der Verfasser bzw. Übersetzer ist auf dem Titelblatt selbst nicht genannt, aber die an Herrn Karl Gotthold Lessing, Königlichen Münzdirektor in Breslau, gerichtete Widmung ist unterzeichnet W. Ch. S. Mylius, das bedeutet: Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius. Karl Gotthold (oder wohl richtiger Gotthelf) Lessing war der jüngere Bruder unseres grossen Gotthold Ephraim und als Verfasser von dramatischen Dichtungen unter seinen Zeitgenossen nicht unbekannt. Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius redet ihn in der Dedikation „Teuerster Vetter“ an und bezeichnet ihn als „den freiwilligen Führer seiner Jugend, der so manches ammenhafte Vorurteil aus seiner Seele riss und ihr Gefühl für das Wahre und Schöne einpflanzte.“ Ohne Zweifel gehört der Verfasser der Schrift, welche uns jetzt näher beschäftigen soll, derselben Familie Mylius an, aus welcher der ältere Freund und Verwandte Gotthold Ephraims, Christlob Mylius, stammte. Über den Lebensgang des Wilhelm Christhelf Mylius wissen wir nur wenig. Er wurde am 2. Mai 1754 in Berlin geboren, studierte die Rechtswissenschaft, widmete sich aber dann der Litteratur und machte sich durch seine Übersetzungen zahlreicher französischer und englischer Romane und seine Bearbeitungen französischer Theaterstücke einen Namen. In Hitzigs gelehrtem Berlin und in dem gleichnamigen Werke von Schmidt

und Mehring ist die lange Reihe seiner litterarischen Arbeiten verzeichnet. Gestorben ist er in Berlin am 30. März 1827. Das Werk nun, das uns hier beschäftigt, ist ebenfalls eine Übersetzung oder genauer genommen eine Bearbeitung. Der bekannte dänische Lustspieldichter Ludwig Holberg hatte 1741 in lateinischer Sprache ein Werk erscheinen lassen, dessen Titel folgendermassen lautet: *Nicolai Klimii iter subterraneum novam telluris theoriam ac historiam quintae monarchiae ad huc nobis incognitae exhibens e bibliotheca B. Abelini*, zu deutsch: Niels Klimms unterirdische Reise enthaltend eine neue Theorie der Erde und die Geschichte der fünften bisher unbekanntten Monarchie aus der Bibliothek des heiligen Abelinus. In dieser Schrift schilderte Holberg nach dem Vorbilde der noch heute als Jugendschrift gelesenen Reisen Guillivers von Swift die Abenteuer eines Menschen auf seiner Fahrt durch fabelhafte Völker und Gegenden mit dem Zwecke, in den Schilderungen des Tuns und Treibens dieser Fabelwesen seinen Zeitgenossen einen Sittenspiegel vorzuhalten. Von diesem Werke nun gab unser Mylius eine freie Übersetzung, indem er sich im allgemeinen genau an seine Vorlage anschloss, im einzelnen aber Änderungen, Weglassungen, Umwandlungen und Erweiterungen vornahm. Durch Vergleichen mit dem Originale lassen sich diese Partien genau feststellen, die zweifellos den Zweck haben, Torheiten und Laster seines Zeitalters und seiner speziellen Heimat zu geisseln. Wo es sich um einzelne Persönlichkeiten handelt, teilt er nicht die wirklichen Namen mit, sondern bildet neue Namen, manche durch Umstellung von Buchstaben. Nicht überall habe ich feststellen können, welche Persönlichkeiten, welche Verhältnisse gemeint sind. Auf diese Myliussche Bearbeitung hat bereits Paulus Cassel, der verstorbene Prediger an der hiesigen Christuskirche in seiner Schrift über Friedrich Wilhelm II aufmerksam gemacht. Er nennt die Myliussche Schrift unter den Satiren auf Friedrich Wilhelm II und seine Zeit und schreibt: „Die Schrift ist keine Übersetzung, sondern soll eine Satire auf die deutschen, zumal kirchlichen Zustände sein. Sie ist nicht ohne Interesse und wenig bekannt, nicht einmal Gödeke führt sie an. Man kann aus dem Wust von Namensverzerrungen und künstlich versteckten Daten kaum herauskommen.“ Cassel hat das Verhältnis unserer Schrift zu dem Holbergschen Werk nicht erkannt und deshalb nicht gesehen, dass Mylius die seltsam gebildeten Namen aus seiner Vorlage, soweit er dieser überhaupt gefolgt ist, herübergenommen hat.

Ich will nun versuchen, in grossen Zügen den Inhalt der Holbergschen Schrift mitzuteilen, auf Mylius Zusätze und Änderungen genauer einzugehen und ihre Beziehungen auf Berliner Zustände und Persönlichkeiten zu deuten. Bei diesen Deutungsversuchen muss ich mich, um Ihre Geduld nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, auf den wichtigeren 1. Teil der Schrift beschränken.

Niels Klimm kehrt nach wohlbestandenem Examen bei der philosophischen sowohl als bei der theologischen Fakultät in Kopenhagen in seine Vaterstadt Bergen zurück und lebt hier von den Wohltaten seiner Verwandten. Der Bearbeiter Mylius lässt seinen Helden, der das Gnadenbrot seiner Verwandten nicht länger essen will, eine Hauslehrerstelle annehmen und ihn über diese Tätigkeit sich folgendermassen äussern: „Ich warf mich in die drückendste der Sklavereien, um einer weit leichteren, im Grunde bloss imaginären zu entgehen. Für das spärlichste Zeisigfutter und für fast nicht mehr als Grossknechtslohn übernahm ich die Zucht verschiedener hochadlichen Puter und Gänschen aus der Nachbarschaft. Ich erntete — was bei solchem Boden den Arbeitern gemeiniglich wird — höllenartige Neckereien von den Untergebenen, bei denen kein Unterricht anschluss, von den Eltern Vorwürfe ohne Mass und Ziel und den schändlichsten Undank.“ Dass die Stellung eines Hofmeisters und Hauslehrers zu jenen Zeiten in Berlin und gewiss auch anderswo vielfach besonders ungünstig gewesen ist, (glänzend ist ja ein solches Amt zu keiner Zeit gewesen) dafür haben wir noch ein anderes ungefähr gleichzeitiges Zeugnis in den „Bemerkungen eines Reisenden durch die königlich preussischen Staaten.“ 1779 (I, 573).

Sieben Jahre hatte Niels Klimm, wie er sagt, in diesem Stande verschleudert, wogegen der Stand des Galeerensklaven goldene Freiheit ist, als er den Entschluss fasste, mit den paar zusammengekargten Batzen sich und seiner Lieblingswissenschaft der Naturkunde eine Zeit lang zu leben.

Bei seinen Streifereien in der Umgegend von Bergen erregte eine Höhle auf dem Gipfel des Berges Floejen seine Aufmerksamkeit; sie öffnete und verschloss sich von Zeit zu Zeit unter Gestöhne und gab dabei einen nicht unangenehmen Duft von sich, der sich in der ganzen Umgebung ausbreitete. Diese Höhle beschloss er zu untersuchen und machte sich eines Tages in aller Frühe, begleitet von vier Tagelöhnern, die Taue und Haken trugen, von Bergen zu diesem Zwecke auf. Er wurde an einem Strick von den Arbeitern in die Höhle hinabgelassen, während er selbst in der Hand einen Karst hatte, um die etwa vorkommenden Hindernisse wegzuräumen und mitten in der Höhle zu bleiben. Kaum war er zehn oder zwölf Klafter hinabgefahren, als der Strick zerriss und er mit ausserordentlicher Geschwindigkeit in die Tiefe stürzte. Nachdem er etwa eine Viertelstunde lang in dichter Finsternis und beständiger Nacht seinen Fall fortgesetzt, erblickt er Lichtschein und bald darauf einen hellen und heitern Himmel.

Seine Vermutung, dass diejenigen recht hätten, welche die Erde als hohl annehmen und der Meinung sind, dass im Innern derselben eine Erdkugel enthalten sei, kleiner wie die unsrige, auch ein anderer Himmel mit einer kleineren Sonne und verhältnismässigen Gestirnen



und Planeten, und dass er in diese unterirdische Welt geraten sei, sollte sich ihm später bestätigen.

Allmählich verminderte sich die heftige Bewegung, mit der er niederwärts geführt wurde, und zwar umsomehr, je näher er einem Planeten kam, auf dem er ohne Schwierigkeit Berge, Täler und Seen unterscheiden konnte. Plötzlich wurde seine bisher senkrechte Bewegung eine zirkelförmige, und drei Tage begleitete er die Umdrehung des Planeten als Trabant, ja als er ein Brödchen, das er bei sich führte und verspeisen wollte, das er aber, weil irdische Speise in seinem damaligen Zustand ihn anekelte, von sich warf, begann auch dieses im Äther zu schweben und einen kleinen Zirkel um ihn zu beschreiben. Während er nun so im Äther schwamm, näherte sich ihm ein geflügeltes grauses Ungetüm, das ihn zuerst neugierig umkreiste, bald aber zu einem Angriff auf ihn überging. Er wehrte sich mit seinem Karst und traf den Greif so heftig zwischen den Flügeln, dass er seine Waffe nicht wieder herausziehen konnte und von dem verwundeten Tiere auf den Planeten hinabgerissen wurde.

Es war Nacht, als er auf dem Planeten anlangte; dies ergab sich aus der Abwesenheit der Sonne, nicht aber aus der Finsternis, denn es war noch so hell, dass er sein akademisches Zeugnis ganz genau lesen konnte. Dieses nächtliche Licht entsteht aus dem Firmamente oder der inneren Erdrinde, die ein eben so helles Licht verbreitet als bei uns der Mond. Am nächsten Morgen wird er durch das Gebrüll eines Ochsen aus dem Schlaf geweckt. Um sich vor dem wütenden Tiere, das er gerade auf sich zukommen sah, zu retten, suchte er den nächsten Baum zu erklettern.

Als er eben ansetzte, hört er den kreischenden Laut einer Frauenstimme, worauf im Nu eine so derbe Ohrfeige folgte, dass er wie ein reifer Apfel zu Boden stürzte. Schnell sieht er sich auf allen Seiten von Bäumen umringt; einer derselben lässt einen Zweig, an dem er sechs Finger hatte, auf ihn herab, hebt ihn auf und trägt ihn trotz Schreiens und Sträubens mit sich fort. Eine unzählbare Menge Bäume von verschiedener Gattung und Grösse folgten ihm murmelnd.

Erst später wurde dem armen Niels Aufklärung über diese wunderbaren Vorgänge. Er war auf den Planeten Nazar gekommen, welcher von lebenden und mit Vernunft begabten Bäumen bewohnt wurde. Die Zweige dienten den Bäumen als Arme, auf den Stämmen sassen Köpfe, die den menschlichen nicht unähnlich waren, statt der Wurzeln hatten sie zwei Füße, die aber sehr kurz waren und ihren Schildkrötengang verursachten. Der Baum, den er in seiner Angst vor dem Ochsen hatte erklettern wollen, war die Frau des Oberrichters der

benachbarten Stadt Keba im Lande Potu. Der hohe Rang der durch ihn beschimpften Person hatte seine Schuld vergrössert, und so wurde er nach Keba ins Gefängnis geführt. Bald wird er vor Gericht gestellt und wird zu einem Aderlass verurteilt. Dies war in jenem Lande die gewöhnliche Strafe für den, der zum ersten Male eines Verbrechens überführt wurde. Durch sie wurde festgestellt, ob er sein Verbrechen aus Bosheit oder fehlerhafter Beschaffenheit der Säfte begangen hatte.

Der Fürst des Landes hört von Niels Klimm und befiehlt, ihn in der Landessprache zu unterrichten und ihn darauf in das Seminarium der Stadt aufzunehmen. Nachdem Niels Ausbildung dort ihr Ende erreicht hat, erhält er ein Zeugnis. Da die Potuaner demjenigen, der eine Sache leicht begreift, keine Urteilkraft zutrauen, setzt das Zeugnis den Niels Klimm auf die unterste Stufe der vernünftigen Geschöpfe und erteilt den Rat, ihm jede wichtigere und höhere Anstellung zu versagen. Da aber an ihm eine grosse Schnellfüssigkeit wahrgenommen werde, sei er als Hofbote geeignet. Dazu wird er denn auch vom Fürsten ernannt und in dieser Tätigkeit lernt er die Potuaner immer genauer kennen und zollt ihren Gesetzen und Gebräuchen den ungeteiltesten Beifall.

In den folgenden Kapiteln wird nun zusammenhängend über die Beschaffenheit des Landes Potu und den Charakter ihrer Einwohner, von der Religion, von der Staatsverfassung und von den Akademien der Potuaner gehandelt. Der Bearbeiter des Holbergschen Werkes hat diese Abschnitte ziemlich getreu übersetzt und nur an einzelnen Stellen sich geringe Zusätze oder Änderungen erlaubt. Die Bemerkung, daß im Lande der Potuaner niemand zwei Ämter zugleich bekleide, weil man hier glaube, die kleinste Beschäftigung fordere einen ganzen Mann, gibt ihm Veranlassung, eine ganze Reihe von Beispielen des Gegenteils aus seiner Zeit und seiner Heimat vorzuführen und die Schäden, die eine solche doppelte Tätigkeit mit sich bringt, anzudeuten. Aber er nennt keine Namen, und es würde eine sehr genaue Kenntnis der Berliner Verhältnisse in damaliger Zeit, wie sie sich aus Büchern kaum erwerben lässt, dazu gehören, um die tatsächlichen Grundlagen für seine Ausstellungen zu ermitteln. Nur an einer Stelle wird ein offenbar durch Umstellung der Buchstaben gebildeter Name genannt: „hier findet man keinen mechanischen Künstler, der die Sorge seiner Offizin Mietlingen überlässt, mitten in der Stadt, zum Nachteil seines Beutels, den Landwirt im grössten Sinne des Wortes spielt, mit eigener Hand den vernünftigen und vernunftlosen Bewohnern seines Hauses das Morgenfutter bereitet und wie Pastor Trulliber unsaubern Andenkens keinen wohlbehaglichen Zeitvertreib kennt, als unter seinem Mastvieh zu sein oder eigenmächtig Butter zu machen. Wem der Angriff gilt, wer Pastor Trulliber war, habe ich nicht ermittelt. Die Auseinandersetzungen über die

Religion der Potuaner schliesst Holberg mit der Äusserung, dass die Leser wohl geneigt sein möchten, die Glaubenssätze der Potuaner als reine Naturreligion aufzufassen, eine Ansicht, zu der auch er neige. Die Potuaner behaupteten jedoch, dass ihre Vorfahren sich zwar in den frühesten Zeiten mit der schlichten Naturreligion begnügt hätten, dass aber die Erfahrung sie gelehrt habe, wie wenig dies hinreiche; denn oft werde durch Trägheit und Unachtsamkeit das Licht der Natur, das sittliche Gefühl verdunkelt, und oftmals würden durch endloses Grübeln spitzfindiger Philosophen die eigenen und fremden Begriffe verdorben, wenn der um sich greifenden Denkfreiheit durch ein geschriebenes Gesetz kein Damm gesetzt würde. Deshalb sei ihnen vor mehreren Jahrhunderten ihre Glaubens- und Sittenlehre durch göttliche Offenbarung zu teil geworden, und sie selbst hätten durch ein Gesetz verboten, die heiligen Schriften zu erklären und über religiöse Fragen zu disputieren.

Mylius, welcher ein Anhänger der Aufklärung war, konnte sich mit solchen Gedanken nicht einverstanden erklären, meinte auch in der Vorrede, dass sie eine Stockorthodoxie verrieten, die den überall hellsehenden Holberg gar sonderbar kleide und die gewiss nur Maske aus Pfaffenscheu sei. Er veränderte die Stelle deshalb in das Gegenteil. „Pure, pure Naturreligion werden die mehresten meiner Leser ausrufen“, schreibt er, „und ich muss ihnen beistimmen. Indes weiss dies Volk doch damit vollkommen auszureichen, und es widerlegt durch die Tat gänzlich diejenigen, welche mit so vielem Ungestüm die Notwendigkeit einer Offenbarung behaupten. Das durch den Finger des höchsten Wesens in unser Herz geschriebene Gesetz, sagen sie, ist uns ein besserer Wegweiser als Eure Sammlung von mystischem Unsinn, abenteuerlichen Fragen und schauderhaften Märchen, die eben so sehr die Menschlichkeit als den gesunden Menschenverstand empören, und die nur durch die Einwirkung eines übeltätigen Dämons entstanden sein kann.“

An einer anderen Stelle wendet sich der Bearbeiter gegen die Tageslitteratur: „Unter den Potuanischen Lehrern gibt es solche, welche die Professoren des guten Geschmacks heissen. Diese Männer müssen dafür sorgen, dass die Köpfe der jungen Leute nicht mit elenden Kleinigkeiten oder ungesitteten Bildern angefüllt werden, und daß keine Kanthariden, Gedichte nach dem Leben, Grécourts und dergleichen Frivolitäten, oder keine solche platte, triviale Skribeleien, wie die Berliner Zuschauer und Chronik oder der Küster von Rummelsburg das Herz oder den Geschmack verderben. Die „Kanthariden“ sind erotische Gedichte von Joh. Bernh. Gabr. Büschel (Rom 1785 bei Giovanni Tossoni, in Wirklichkeit: Berlin, Himburg); unter den „Gedichten nach dem Leben“ und den „Grécourts“ sind die von Joh. Geo. Scheffner verfassten „Gedichte im Geschmack des Grécourt“ gemeint, welche in der vierten Auflage (London 1786 bei Alexander

Donaldson; in Wirklichkeit: Berlin, Himbürg) den Titel erhielten: „Gedichte aus dem Leben“. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, irgend eine dieser Sammlungen zu sehen; selbst auf der Königlichen Bibliothek fehlen sie. Ihr poëtischer Wert war gewiss nicht gross, ihr Verlust ist aber doch aus kulturhistorischen Rücksichten sehr zu bedauern.

Was die trivialen Skribeleien anlangt, so ist der Zuschauer der aus dem Englischen entlehnte Titel einer Berliner Wochenschrift. Schon 1769 erschien der „Berliner Zuschauer“; aus dem Jahre 1777 finde ich den „Allerneuesten Berliner Zuschauer“ erwähnt. In den Jahren 1790—96 erscheint „Der Zuschauer und Moqueur von Berlin“. Auch eine „Zuschauerin an der Spree“ gab es 1771 in Berlin, der 1772 und 1773 „Die neue Berliner Zuschauerin“ folgte. Mit der „Berliner Chronik“ ist wohl des Kriegsrats A. F. Cranz „Beytrag zur Chronika von Berlin im altheutschen Romanzenton“ etc. Berlin 1781 gemeint, denn Heinr. Wilh. Seyfrieds „Chronic von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten herausgegeben von Tlantlaquatlapatli“ erschien ein Jahr nach der Myliusschen Bearbeitung des Holbergschen Werkes. Der Küster von Rummelsburg ist C. F. Wegener, derselbe, welcher 1777 den allerneuesten Berliner Zuschauer herausgab; von ihm kam 1785 „Raritäten. Hinterlassenes Werk des Küsters von Rummelsburg“ (6 Bände) heraus.

Zwei Jahre lang hatte Klimm seinem Botenamte vorgestanden, als er vom Fürsten beauftragt wird, den Planeten Nazar zu durchforschen. Ich muss es mir aus Mangel von Zeit versagen, Ihnen die mannigfaltigen Fabelreiche, welche Klimm besucht, der Reihe nach zu schildern und greife nur einzelnes heraus. Im Lande Kokleku traf er den Brauch, dass die Männer die Küche und die niederen Verrichtungen besorgten, die Frauen dagegen die höchsten Civil-, Militär- und Kirchenämter innehatten. Als Grund für diese Einrichtung wurde angeführt, dass die Natur den Männern mehr Leibeskräfte und stärkere Gliedmassen gegeben habe, um schwere Arbeiten zu übernehmen, es sei deshalb wahrscheinlich, dass die Natur bloss das männliche Geschlecht zu unedlen und harten Arbeiten verdammt habe. Die Schwachheiten, die man bei den Frauen unter dem menschlichen Geschlechte wahrnehme, rührten bloss von der verkehrten Erziehung her. Sie sehen, meine Damen und Herren, hier bereits Ideen ausgesprochen, die mit den von der modernen Frauenbewegung vertretenen Ansichten übereinstimmen.

Unter den Einwohnern des Landes Kubak findet Klimm nicht wenige, die ohne Köpfe geboren sind, deren Mund mitten auf der Brust sitzt. Wegen dieses wichtigen Naturfehlers werden sie von allen wichtigen Ämtern, die Kopf fordern, ausgeschlossen. „Die Bedienungen, wozu man sie noch lässt, sind fast lauter Hofchargen. Aus ihnen nimmt man gemeinlich Kammer-Herren, Kastellane, Hoffouriere etc. imgleichen den grössten Teil der Klerisei, die Küster, Schulmeister,

Post-, Salz-, Zoll- und Acciseoffizianten, die Kanzellisten, Kopisten, Registratoren, Proviantmeister, Bereiter, Förster, Briefträger, Ausreiter, und dergleichen Leute, deren Ämter nicht viel oder fast gar keinen Kopf verlangen.“

Während Mylius sich im vorstehenden und in der weiteren Ausführung dieses Gedankens an seine Vorlage anschliesst, will er durch die Zusätze, die er der Beschreibung des Landes beifügt, den ganzen Abschnitt auf Berlin bezogen wissen. Mylius erzählt nämlich sehr ausführlich von einem Strassenkrawall, der durch das ungenierte Auftreten der Jüngerinnen der Madame Suzbich d. i. Schubitz hervorgerufen wurde. Madame Schubitz war eine berühmte und berüchtigte Persönlichkeit im galanten Leben des alten Berlins, mit der sich bei ihrem Tode — so sehr nahm sie das öffentliche Interesse in Anspruch — ein halbes Dutzend Broschüren beschäftigten. Die Geschichte gibt ein interessantes Bild aus dem Leben und Treiben des alten Berlins um 1790, eignet sich aber doch nicht zur genaueren Mitteilung an dieser Stelle.

Über die Stadt äussert sich Mylius: „Die Residenz liegt in einer Steppe, die erstaunlich reich an Sand und Kies ist, den in der trocknen Jahreszeit dörrende Ostwinde in ungeheuren Massen zum Erblinden und Ersticken der Gehenden durch alle Gegenden der Stadt wälzen.“ Besonders erwähnt er auch den überaus grossen Schmutz auf den Strassen und berichtet mit grosser Ausführlichkeit, wie die Polizei eine scharfe Verordnung wegen der Strassenreinigung erlassen, der Magistrat aber den in den Strassen zu Haufen aufgekehrten Schmutz nicht habe abfahren lassen, und wie erst durch den Unfall eines Dichters, der am Abend im Schmutz stecken blieb und sich durch die Veröffentlichung eines Gedichtes „Bittschrift eines D . . . . haufens an die Polizei“ rächte, dem Übel etwas gesteuert sei.

Dass diese Myliusschen Klagen nicht unbegründet waren, bestätigt eine Auseinandersetzung in der Chronik von Berlin, herausgegeben von Tlantlaquatlapatli (H. W. Seyfried) II 1789 S. 452. Vgl. auch Berlinische Monatsschrift 1784 S. 201 und 223. Wenn ferner Mylius bedauert, dass einige schöne Plätze aus einer leidigen Finanzspekulation durch ringsumlaufende hölzerne Buden jämmerlich verunstaltet seien, so bringt er die allgemeine Ansicht seiner Zeitgenossen und Landsleute zum Ausdruck, die sich eifrig um die Beseitigung der hölzernen Krambuden bemühten, welche auf dem Paradeplatz (dem heutigen Alexanderplatz) dem Dönhofsplatz, an der Petrikirche, an der Hundebrücke (Schlossbrücke) und bei der Hauptwache der Artillerie (der heutigen Königswache) aufgestellt waren. —

Wie Niels Klimm im Lande Kabak Kopflose gesehen hatte, so stiess er in Askarak auf Geschöpfe, welche mit sieben Köpfen geboren

waren. Dies sind die wahren Universalgenies. In früheren Zeiten standen sie in grösstem Ansehen und genossen beinahe göttliche Ehre; aber späterhin hatte man gefunden, dass solche Vielköpfe auch viele Sinne hätten und grosse Verwirrung anrichteten. Daher wurde das Gesetz gegeben, dass die Siebenköpfigen auf immer von allen öffentlichen und wichtigen Ämtern entfernt bleiben, und der Staat von Simplexen, das heisst Einköpfigen, beherrscht werden sollte. Nur eine kleine Anzahl der Siebenköpfigen gelangte auch ferner zu Ämtern, solche nämlich, welche sich dazu entschlossen hatten, von ihren sieben Köpfen sechs abschneiden zu lassen. „Ich lernte daraus“, schliesst bei Holberg Niels Klimm seinen Bericht, „dass selbst in geistigen Dingen allzuviel schade, und dass man zur wahren Weisheit nur eines Leiters und zur höchsten Klugheit nur eines Kopfes und eines Geistes bedürfe.“

Dem Bearbeiter Mylius ist das Herzogtum Askarak das Land der Aufklärung und er fügt deshalb dem obigen Bericht folgendes hinzu: „Schon seit langen Jahren hatte hier im Stillen, mitten im Schosse der Aufklärung, eine Ligue gegen die gesunde Vernunft die verderblichsten Pläne gebrütet. Sie griff täglich weiter um sich, und erstreckte ihre Zweige durch den Wehr-, Nähr- und Lehrstand. Ein paar wackre Männer von Journalisten machten auf die Machinationen dieser im Finstern schleichenden Partei aufmerksam und brachten alle Bemühungen, die dicke Nacht des Aberglaubens wieder zu verbreiten, ans Tageslicht. Mit ihnen vereinigte sich ein gründlich gelehrter Kaufmann, dem es sehr am Herzen lag, die Flamme der Aufklärung, die er selbst mit genährt hatte, nicht ersticken zu lassen.“

„Die Kabale der Lichtscheuen zog einen hämischen Pfaffen, der einige Zentner Schulwitz besass und in Sophistenkünsten ziemlich bewandert war, an sich und liess ihn zwei ganz ungeheuer dicke Folianten schreiben, worin alle Tatsachen, welche die Gegner der Ligue aufgestellt hatten, als lächerliche Possen behandelt, die Wahrheit ganz verzerrt und in Fluten schalen Witzes und in fürchterlichem Wortschall erstickt wurde. Der bessere Teil des Publikums ward aber durch diese Spiegel- fechtereien nicht irre und hing nach wie vor an den dreien Männern, die so mutig vor den Riss getreten waren.“

„Jenes Komplott schmiegte sich nun an die Gesellschaft geheimer Magier an, die auch schon lange ihre Arbeiten, in Nebel und Dunst gehüllt, getrieben hatten, und die sich gern mit jenen verbanden, weil ihr Zweck derselbe war. Unter letztern befanden sich auch einige Lieblinge des Herzogs, die diesen Herrn beredet hatten, ihren mysteriösen Versammlungen unterweilen mit beizuwohnen, wo man die Geister verstorbener Herren und Gesetzlehrer unter so feierlichen und Grausen erregenden Anstalten heraufbeschwor, dass selbst der kaltblütigste

Denker in den ersten Augenblicken sich ganz betäubt fühlte. Allein auch dieser Kniff half den Nachteulen nichts.“

„Es trat plötzlich ein Mann von Biedersinn und brittischer Freimütigkeit auf und zog den Vorhang zum Teil weg, der das Innerste des Heiligtums jenes magischen Tempels verbarg; zugleich deckte er verschiedene Missbräuche auf, die sich in die Staatsverwaltung eingeschlichen hatten. Die kleine Schrift, worin er dies tat, machte auf alle Bewohner des Herzogtums grossen Eindruck. Jedermann las sie, jedermann war überzeugt, sie enthalte Wahrheiten, die man sich bisher ins Ohr gesagt hatte.“

„Die Rote der Anti-Aufklärer dung ein paar allezeit fertige Skribler, sie zu verteidigen. Die Wichte taten dies mit so lendenlahmen Gründen und mit einer solchen Legion von kraftvollen Schmähungen, dass niemand die Scharteken lesen mochte. Ob jene Broschüre der Herzog gelesen und ob sie auf ihn gewirkt hatte, wusste man nicht. Er ging wie vorher in die geheimen Versammlungen, deren Mitglieder dadurch in die völligste Sicherheit gewiegt wurden.“

„Eines Abends war eben der Schatten eines längstverstorbenen Helden heraufgeholt worden, als der Herzog plötzlich hinzu trat, mit nervichter Rechte die Erscheinung fasste, sie emporhielt und ihr augenblicklich den Tod drohte, wenn sie nicht ein ganz reines Bekenntnis ablegte. Der arme Geisterrepräsentant war zu sehr in die Enge getrieben, um nicht zu gestehen, dass er wegen seines Talentes, die Bauchsprache in hohem Grade zu reden, aus einem benachbarten Lande hergezogen sei und von den Mitgliedern des Magierordens gar ansehnlich für seine Bemühungen, Schatten zu spielen, pensioniert werde. Auch versprach er von dem fein angelegten Gewebe der Bosheit alles zu enthüllen, was ihm nur bekannt sei. Die Besinnungskraft der ganzen Schar der Beschwörer war von Entsetzen zu sehr gelähmt, als dass sie imstande gewesen wäre, ihrer Sache nur irgend einen halbleidlichen Anstrich zu geben. Ein Teil blieb vor Schreck fast am Boden angewurzelt stehen, der andere warf sich dem Fürsten zu Füßen und flehte um Gnade. Doch nicht die ward ihnen, sondern die strengste Gerechtigkeit, wie alle ihre Prozeduren nun ans Licht kamen. Einige wurden auf Festungen geschickt, andere auf immer ins Exil; und zugleich wurde den treulosen und unfähigen Staatsbedienten, die der Herzog schon längst sich aufgezeichnet hatte, samt allen ihren Kreaturen so gelohnt wie ihre Werke es verdienten. Die Revolution im Zivil- und Militär-Fach war allgemein und sehr schnell.“ Soweit Mylius über die Zustände im Lande der Aufklärung.

Wenn sich auch die einzelnen Züge dieser absichtlich verschleierten Darstellung nicht mit völliger Sicherheit deuten lassen, so dürften folgende Erklärungen doch auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen. Die wackeren

Journalisten sind Gediko und Biester, die Herausgeber der Berliner Monatsschrift, der gründlich gelehrte Kaufmann doch wohl Nicolai. Den hämischen Pfaffen, welcher zwei ganz ungeheuer dicke Folianten schrieb, möchte ich auf den hessisch-darmstädtischen Oberhofprediger Johann August Starck beziehen, welcher ein zweibändiges umfangreiches Werk schrieb „Über Krypto-Katholizismus, Proselytenmacherei, Jesuitismus, geheime Gesellschaften und besonders die ihm selbst von den Verfassern der Berlinischen Monatsschrift gemachten Beschuldigungen mit Akten-Stücken belegt.“ (Frankfurt und Leipzig 1787.) Die Lieblinge des Herzogs in der Gesellschaft der geheimen Magier sind natürlich Wöllner und Bischoffswerder, die Staatsminister Friedrich Wilhelms II, und der Herzog dieser selbst. Jener Mann von Biedersinn und brittischer Freimütigkeit ist wahrscheinlich der Verfasser der „Geheimen Briefe über die Preussische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Zweiten“ (Utrecht 1787). Philippson in seiner Geschichte des preussischen Staatswesens (I S. 70, S. 187) nennt als Verfasser den Geh. Finanzrat v. Borcke. Jedenfalls stimmt die Schrift dem Inhalt nach völlig zu jener Beschreibung. Besonderes Interesse beanspruchen die Mitteilungen, welche in dieser Schrift über die im Wöllnerschen Hause für Geistererscheinungen errichtete Bühne gemacht werden. „Das Zimmer, worin die geheimen Künste getrieben werden, stellt ein Viereck vor, und an den Seiten ist in einem mässigen Zwischenraum eine grosse Anzahl kleiner und niedriger Öfen angebracht, wodurch der magische Dunst und das die Augen einnehmende Räucherwerk nach Gefallen unterhalten werden. In der Mitte dieses Tempels, in einiger Erhöhung, zeigt sich die Gestalt eines Geistes, im weisslichen Gewande, von leichtem seidenen Zeuge, das wegen seiner besonderen elastischen Beschaffenheit und anderer Eigenschaften aus Frankreich verschrieben werden muss. Aber die Gestalt dieses Geistes ist nur die Hülle, womit in der grossen Geisterstunde der Körper eines Mannes, der zum geheimen Orden gehört, und der heimlich in der Gestalt des Geistes Platz nimmt, bedeckt wird. Derjenige, der zu diesem frommen Geschäfte auserlesen worden, ist ein Sachse, namens Steinert, ein Mann, der das besondere Talent besitzt, die Bauchsprache zu sprechen, das ist einen hohlen Ton aus dem Innern der Brust hervorzuholen, der die dumpfe Sprache eines aus der andern Welt vorgeladenen Geistes nachahmen soll. Man versteht sich überdem auf die besondere und geheime Kunst, dem Geiste, vermöge des an einem nicht sichtbaren Orte angebrachten magischen Spiegels und erforderlicher Bilder oder Abdrücke, die Gesichtsähnlichkeit des zu seinen Vätern versammelten Toten zu geben, den man aus dem Reiche der Schatten hervorruft. Ein gewisser grosser Fürst soll jedesmal, wenn er dieser bisher noch nicht gänzlich enträtselten geheimen Versammlung beiwohnt, gewisse stärkende Tropfen,



für deren Verfertigung der Bauchsprecher Steinert eine jährliche Pension von 500 Thalern erhält, einnehmen müssen.“

Auf welche Schriftsteller Mylius hinzielt, wo er von den allzeit fertigen Skriblern redet, welche von der Rotte der Antiaufklärer gedungen wurden, um sie zu verteidigen, ist schwer zu sagen. Streitschriften für und wider die Aufklärung kamen in jener Zeit in grosser Menge heraus; zwei, welche sich gegen Nicolai und seine Anhänger wenden, sind: „Der Berlinismus oder Freundschaftsgespräch über Doktor Stark und seine Gegner. Templin und Ephesus 1788“ und „Nicolai, Gedike und Biester in gefälligen Portionen dem Publikum vorgesetzt. Erste Portion 1788.“

Dass der Herzog die Gaukeleien der geheimen Magier (Rosenkreuzer) entdeckt und die Betrüger entlarvt habe, wird auch in einer anderen gleichzeitigen Schrift, einem satirischen Roman „Dreierley Wirkungen“ erzählt. Es geht diese Auffassung wohl auf ein damals unter der Bevölkerung Berlins verbreitetes Gerücht zurück, das durch den Wunsch der Bevölkerung, Friedrich Wilhelm II möchte so verfahren, veranlasst war. Die Deutung einiger Tatsachen aus dem Lande der Aufklärung, die Mylius am Schluss der Beschreibung dieses Landes noch mitteilt, wird kaum gelingen. Er erzählt, dass ein Priester, ein Mann von Geist und Herz, der ein vortrefflicher Redner war, von der Gemeinde nicht eher bei dem Tempel, zu dem er sich hielt, angesetzt sei, als bis er sich verbindlich gemacht hätte, einen geheimen Orden, worin er war und der dem Freimaurerorden in seiner ursprünglichen Reinigkeit glich, (also wohl den Illuminatenorden), zu verlassen. Andererseits habe man in eben der Stadt zwei Priester geduldet, deren sittenloser Lebenswandel stadtkundig war. Der eine von ihnen ist vielleicht der Prediger Stork, der 1791 wegen unsittlichen Lebenswandels abgesetzt wurde.

„Ein ausserordentlich fähiger Kopf von Schullehrer“ heisst es weiter, „wurde seines Amtes schnell entsetzt, weil seine Oberen in Erfahrung gebracht hatten, dass er

— — lose Künste trieb,  
Komödien und Verse schrieb —

und mit Schauspielern Umgang pflog, obgleich diese sehr rechtliche Leute waren, denen der ganze Frömmelertross die Schuhriemen aufzulösen nicht wert war; und doch behandelte man in eben der Stadt die Theaterangelegenheiten mit einer solchen Wichtigkeit, als wenn von nichts geringeren als vom Wohl und Wehe des Staates die Rede sei.

Die Erlebnisse, welche Holberg seinen Helden im Lande der Gottesleugner, in Mikolak, bestehen lässt, übergeht Mylius aus leicht begreiflichen Gründen. Gar eigenartige Einrichtungen findet Niels im Lande Mürak: Staupenschlag, Brandmal, Galgen und ähnliche Strafen, womit die benachbarten Völker Bosheiten und Bubenstücke zu züchtigen

pflegen, kennt man dort nicht, sondern in der Absicht, die Verbrecher, statt sie zu bestrafen, auf bessere Wege zu bringen, gibt man ihnen Purganzen und Vomitive. Niels sieht einen Sträfling, der, weil er mehrere schlechte Bücher verfasst hat und durch Gesetze und Verbote seinen Autorkitzel nicht hat zähmen lassen, der öffentlichen Kur anheimgefallen ist und an jenem Tage die fünfzehnte Dosis hat einnehmen müssen.

Diese Stelle des Holbergschen Werkes hat Mylius in seiner Bearbeitung zu Angriffen auf zeitgenössische Schriftsteller benutzt. Bei ihm sieht Niels Klimm drei solcher Missetäter, die folgendermassen charakterisiert werden.

„Der Missetäter mit dem düstern Blick und der platten Markthelferphysiognomie, worin Dünkel und bärenartiger defensiver Trotz sehr kenntlich ausgedrückt sind, ist der Fürst aller geistlosen Skribler, der bald die Porträts von Kaisern, von Königen und grossen Feldherren, bald von Frauenzimmern, edel von Geburt oder von Herzen, in den allerpossierlichsten Farben hinkleckt, bald, von Musterschreibern und Profossen aufgefordert, die der Freche für Stabsoffiziere auszugeben sich nicht entblödet, die Heereskraft benachbarter und weit entlegener Mächte, in dicken Bänden, mit derben Fehlern und Unrichtigkeiten durchspickt, zusammensummiert, bald würdige Verstorbene nicht in Ruhe lässt, ihnen seine Freundschaft und Gedichte anlügt, die vorlängst zum Schofelarchiv bestimmt waren. Seine Schreibewut hat weder der kritische Areopagus zu Nilreb noch der zu Anej bändigen können, vergebens hat der wackre Rednas die satirische Geissel über ihn geschwungen, vergebens die Obrigkeit Warnungen und Mandate gegen ihn ergehen lassen. Vor kurzem hatte er die Unverschämtheit, mit gewaltigem Geräusch eine Klapperjagd gegen die Kunstrichter anzustellen. Das machte denn das Mass seiner Sünden voll.“

Der hier von Mylius hart mitgenommene Literat ist Ad. Fried. Geisler d. J., der Staatsgeschichte und Rechte Beflissener zu Leipzig, geb. zu Rahmsdorf im Stifte Zeitz 1758, wie seine bei Hamberger-Meusel im Gelehrten Teutschland Bd. 2 S. 512 aufgezählten Schriften und eine Rezension in der Allgemeinen Literaturzeitung (1788 I, 243) verglichen mit den Anspielungen bei Mylius deutlich erkennen lassen. Auf folgende seiner Schriften bezieht sich Mylius' Tadel: Leben und Charakter Leopolds, Herzog von Braunschweig 1786, Leben und Taten des Generals Hans Joachim von Ziethen 1787, Gallerie edler teutscher Frauenzimmer mit Schattenrissen (Halle 1784—88), Allerneuester Zustand der Kurf. Sächs. Armee auf 1781 (Halle 1781), Allerneuester Zustand der Hannöverschen Armee (Halle 1781), Geschichte und Beschreibung des Kurf. Sächs. Infanterie-Regiments Graf Anhalt (Halle 1782), Geschichte und Zustand der Grossbritannischen Kriegsmacht (Dessau und Leipzig 1784).

Der Vorwurf, dass er würdigen Verstorbenen seine Freundschaft und seine Gedichte anlüge, wendet sich gegen seine Ausgabe von Hölty's Gedichten: „Christ. Ludw. Heinr. Hölty's hinterlassene Gedichte nebst Nachricht aus des Dichters Leben (1782—1783). Gegen diese Ausgabe ist auch eine Erklärung im Deutschen Museum (1783 I S. 394) von L. von Stolberg und J. H. Voss gerichtet, in der eine ganze Anzahl von Gedichten als unecht bezeichnet und „der vorangeschickten Erzählung von Hölty's Leben und Charakter“ nachgesagt wird, dass sie „von Unwahrheiten wimmle“.

Der kritische Areopag zu Nilreb und Anej ist die Allgemeine Deutsche Bibliothek zu Berlin und die Allgemeine Literaturzeitung zu Jena, von denen jene im 69. Bande S. 466 und im 70. Bande S. 466, diese 1788 I S. 243 sehr ablehnend und verwerfend über Geislersche Schriften geurteilt hatte. Der „wackre Rednas“ ist wohl Johann Daniel Sander, privatisierender Gelehrter in Berlin, der u. a. für die von Mylius herausgegebenen kleinen Romane, Erzählungen und Schwänke verschiedene Erzählungen lieferte. Wo und wie er „die satirische Geißel“ über Geisler geschwungen, habe ich nicht ermitteln können. Übrigens hinderten weder diese Besprechungen noch der von Mylius unternommene Angriff den edlen Literaten an der Fortsetzung seiner gewohnten Tätigkeit: er veröffentlichte noch eine Schrift über Joseph II., schrieb eine „Ausführliche Lebens-, Regierungs- und Tatengeschichte Friedrichs des Grossen“, eine Lebensgeschichte Gustavs III. von Schweden, einen Bericht über den Zustand der türkischen Kriegsmacht u. a. m.

Über einen zweiten Missetäter lässt Mylius den Begleiter des Niels Klimm folgendermassen berichten: „Der keckaussehende Bursche, den du über und über mit spanischen Fliegen bedeckt siehst, hat unter allen Büchermachergesellen die ehernste Stirn, er bleibt ganz kalt bei den Streichen, die edelgesinnte Rezensenten oder Buchdrucker ihm geben, und zeigt sich in der literarischen Welt bald als Weib, bald als Mann. Als Weib streute er unter wohltönendem Namen durch unsere ganzen Planeten Avertissements aus, worin er alle menschenfreundlichen Damen aufforderte, sich mit dreihundert anderen zu verbinden, die unter sich einen Orden errichtet hätten und ihre tätige Beihülfe einem Institute zu schenken, das die wohlmeinende Absicht hätte, die so sehr vernachlässigte weibliche Erziehung zu verbessern. Der Fonds dazu sollte ein Journal sein, welches die Damen des Ordens herausgeben würden. Den Gewinn, den dieses Werk abwürfe, wolle man zu einem wohltätigen Behuf verwenden. Diese Ankündigung machte Aufsehen, der Edle von Gnossirg spielte die verkappte Dame recht gut und warf in einem ungeheuren Wortschwall mit vielen edlen Sentiments um sich.“

„Teils Eitelkeit, teils Neugier, teils wirklicher Hang zum Wohltun führte in kurzem zwölfhundert Pränumerantinnen in seine Netze, eine

Anzahl, deren unsre besten Journale sich nicht rühmen können. Der Druck dieses Journals nahm seinen Anfang. Nie hat man einen abgeschmackteren krüppelhafteren Plan gesehn, nie eine mehr schnitzervolle, holprige, unpotuanischere Schreibart, nie unrichtigere, falschere Sätze, Schlüsse und Folgerungen, nie schiefere Urteile, absurdere Behauptungen und Meinungen, nie unerträglichere Egoismen, grössere Kompilationen, mehr auffallende, gehäuftere Widersprüche, klareren Unsinn und ekelhaftere Zoten, die gleich jede ehrbare weibliche Seele zurückstossen mussten. Plötzlich trat der Edle von Gnossirg selbst auf die Scene und gab sich für einen unschuldig Geächteten, Gestürzten, mit Hinterlist von Stadt zu Stadt Verfolgten aus, da er doch nur die gelinde Strafe eines fast ehrlosen Anschlags litt. In der Wärme, worin er bei seinen Deklamationen geriet, verschob sich die Damenmaske ein wenig. Dennoch ging das Ding eine gute Zeit fort, bis das hohe Tribunal zu Anej, das so wenig den Mann von schlechtem Herzen als den Schriftstellerling duldet, alle seine Schliche aufdeckte und ihn gänzlich entlarvte. Als Mann ist er ein jämmerlicher Staatsmarktschreier, der seine höchst dürftigen politischen Kenntnisse in einen elenden Schnickschnack und seine unlanteren Absichten in den Mantel des Biedermanns hüllt, der mit ziemlich dürrer Worten sich zum Premierminister oder Instruktor eines Fürstensonnes anträgt, der sich die Miene gibt, als lausche er an den Türen aller Kabinette der entferntesten Mächte, als habe er ganz den adlerscharfen Überblick eines Kauniz und als könne er in einem Hui den Ruf der Regenten gründen und zernichten. Auf diese sowohl als auch auf die würdigsten Männer und Schriftsteller der Nation tut er gar häufig banditenmässige Ausfälle.“

„Einer der mannlichsten Ritter legte vor kurzem seine goldne Lanze, die schon Männer in grosser Anzahl zu Boden gestreckt hat, gegen ihn ein, aber plötzlich besann er sich, dass das Zwerglein eines so ehrenvollen Todes nicht wert sei und liess ihn laufen. Dafür schwur ihm denn der Wicht unauslöschliche Rache und sobald er nur seinen Namen hört, stellt er sich ganz ungeberdig. Vor kurzem hat er die Bildsäule des grössten Mannes unter den Königen, den es seit mehreren Jahrtausenden auf unserm Planeten gegeben, mit der Zügellosigkeit des ausgelassensten Gassenbuben verstümmelt und besudelt. Nun hielt ihn die Obrigkeit zur Strafe reif und wird ihn, wenn die gegenwärtige Kur nicht anschlägt, hinbringen lassen, wo er eigentlich hingehört — ins Hospital der Unheilbaren trotzdem, dass er halblaut der Sohn einer erhabnen Monarchin zu sein behauptet.“

Mylius hat hier über die Persönlichkeit des Angegriffenen durch Nennung des nur wenig verstellten Namens keinen Zweifel wollen aufkommen lassen.

Der Edle von Gnossirg ist der Edle von Grossing oder vielmehr, da er sich den Adel fälschlich angemasst und seinen Namen verändert hatte, Franz Matthäus Grossinger, einer der schlauesten Gauner und Betrüger seiner Zeit. Er war 1752 zu Comorn in Ungarn als der Sohn eines bürgerlichen „Fleischhackermeisters“ geboren, wurde im Jesuitenkollegium zu Ofen erzogen, ging nach der Auflösung des Ordens nach Wien, wo er auf Empfehlung einer hochgestellten Persönlichkeit von Maria Theresia zum K. K. Hofsekretär mit einem Gehalt von 700 Gulden ernannt wurde.

Nach dem Tode dieser Fürstin, als deren Sohn er sich später ausgab, wurde sein Gehalt eingezogen, da er nur Titularhofsekretär war, und er bald darauf wegen böswilliger Verleumdung gerichtlich seines Titels als Hofsekretär verlustig erklärt, ja „wegen Dukatenbeschneidung aus allen K. K. deutschen Erbländern abgeschafft.“ Nun begab er sich auf Reisen und lebte von einem ehrlosen Handel, indem er Abschriften und Nachrichten vom Wiener Kabinett mitteilte. Auch Friedrich dem Grossen suchte er sich auf diese Weise zu nähern, aber Friedrich antwortete: *Je ne veux pas les secrets de tel homme.* Daneben widmete er sich der Schriftstellerei: er schrieb u. a. Allgemeines Toleranz- und Religionssystem für alle Staaten und Völker in der Welt, Leipzig 1784 und Pabstengeschichte im Grundriss. Bei dem letzteren machte er es wie später gewöhnlich, er gab als seine Leistung aus, was gar nicht von ihm stammte. Seine „Pabstengeschichte“ war die Übersetzung eines französischen Werkes von Linguet, *Rendez à César ce qui appartient à César ou Introduction à une nouvelle histoire philosophique des Papes.* Da aber die literarischen Arbeiten ihm geringen pekuniären Ertrag brachten, sann er auf andere Mittel, sich Geld zu verschaffen.

Die damals in Deutschland verbreitete Vorliebe für geheime Gesellschaften brachte ihn auf den Gedanken, eine Art Freimaurerorden für Damen, den Rosenorden, zu gründen. Der Zweck desselben sollte „Beförderung des allgemeinen Glücks der Menschheit, Erziehung der schöneren Hälfte der Erdenbewohner, Verpflegung verlassener Witwen, Versorgung trauernder weiblicher Wesen“ sein.

Er bediente sich des Kunstgriffes, die Ehre der Gründung nicht sich selbst, sondern einer Dame, einer gewissen Frau von Rosenwald, beizulegen, die bei Halle a. d. Saale wohnen sollte, aber nur in seiner Einbildung existierte. Er nannte sich den immerwährenden Sekretär des Rosenordens und legte sich jetzt den Rang eines Barons bei.

Auch eine Zeitschrift wurde für den Orden gegründet, das Damenjournal (Halle 1784 und 1785), welches angeblich von den Mitgliedern

des Ordens zum besten einer Erziehungs-Anstalt für arme Mädchen herausgegeben wurde.

In Leipzig, von wo aus er diese neue Unternehmungen ins Werk gesetzt hatte, wurde sein Treiben so austössig, dass Universität und Rat ihn freundschaftlich ersuchten, sich je eher, je lieber zu entfernen.

Er ging nach Halle und rächte sich an dem Leipziger Rat durch ein Pasquill auf den ersten Bürgermeister Leipzigs, Geh. Kriegsrat Müller, das er in dem Damenjournal abdrucken liess. Der gleichen Kampfesweise bediente er sich in Halle gegen Professor Forster, der ihm in Censurangelegenheiten nicht zu Willen gewesen war.

Da das Damenjournal bei der Kritik reichlichen Tadel, aber keine Anerkennung fand, setzte es Grossing unter einem andern Namen fort: „Flora, ein Journal von und für Damen“ (Halle 1786 auf Kosten der Damengesellschaft, 4 Bände). Auch gab er in dieser Zeit ein „Rosenblatt von und für Damen“ (2 Bände. Halle auf Kosten der Damengesellschaft) heraus. Nachdem er sich in Halle ebenfalls unmöglich gemacht hatte, begab er sich nach Berlin. Aber die Zeit seines Glanzes war vorüber.

Die Allgemeine Litteratur-Zeitung hatte 1788 (I. S. 227—230) bei Gelegenheit der Besprechung seiner lehrreichen Erzählungen eine geradezu vernichtende Kritik an seiner gesamten Tätigkeit geübt, sodass seine eigenartige litterarische Arbeitsweise — er kaufte Manuskripte und liess diese als seine Werke drucken — nur geringen materiellen Erfolg hatte; auch die Einkünfte aus dem Rosenorden wurden immer geringer, da den meisten der Beteiligten ziemlich bald klar geworden war, dass sie einem Betrüger in die Hände gefallen waren. Aber eine neue Zeitschrift „Das Staaten-Journal“, in dem sich Grossing über himmelschreiende Ungerechtigkeiten der Grossen beklagte und sich als „einen unschuldig Geächteten, Gestürzten, mit Hinterlist Verfolgten“ ausgab, auch in frechem Ton gegen alle diejenigen Personen die heftigsten Ausfälle wagte, die ihm schickliche Gegenstände seiner Schmähsucht schienen, fand Leser und Freunde.

Am schärfsten wurde Nicolai von ihm angegriffen, wohl wegen der Rezension, welche im 59. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek über Grossings Schriften veröffentlicht war. Die Schmähungen im Staatenjournal (1787 Juni S. 289 und 294, September S. 397 und S. 400, November S. 184) waren so gemeiner Art, dass Nicolai — denn ihn meint doch wohl Mylius mit seinem Ausdruck „einer der mannlichsten Ritter“ — auf eine litterarische Entgegnung verzichtete und seinen Gegner beim Kammergerichte wegen Schandschriften verklagte.

Noch ehe diese Klage zum Austrag kam, wurde Grossing wegen falscher Wechselgeschäfte gefangen gesetzt, doch gelang es ihm, zu entweichen und aus Berlin zu entkommen. Die weiteren Schicksale dieses Betrügers sind mir unbekannt geblieben. Meusel, Gelehrtes Teutschland

Band 2 (1796) S. 681 weiss von ihm zu berichten: „seit 1788 sitzt er gefangen im Bergschloss zu Grätz“. Es ist also wahrscheinlich, dass Grossing sich nach Österreich zurückbegeben hat und dort ergriffen und wegen seines Handels mit Abschriften von Akten des Wiener Kabinetts verurteilt worden ist.

Wenn Mylius recht unterrichtet ist, war Grossing auch der Verfasser des anonym erschienenen: *Lexikon aller Anstössigkeiten und Prahlereien*, welche in denen zu Berlin in fünfzehn Bänden erschienenen sogenannten *Schriften Friedrichs II.* vorkommen. (Leiziger Messe 1789. Mit dem Bilde des Schlosses von Hubertusburg.) Es dürfte dies dann seine letzte Arbeit gewesen sein.

Ein dritter wird von Mylius folgendermassen abgetan: „Der Krüppel endlich dort mit dem konfiscierten Gesicht hatte ehemals ein öffentliches Amt, bestahl aber die Landeskasse und schlich nur so eben bei dem Galgen weg. Hunger trieb ihn zur Schriftstellerei, ohne dass er die Sprache verstand, worin er schmierte. Er sammelte, wovon er wusste, dass es den besten Abgang haben würde, Stadt- und Familien-Anekdoten, und trug sie mit einer Brühe von Rinnsteinwitz auf, wofür er denn freilich mit mancher tüchtigen Prügelsuppe vorlieb nehmen musste, sich aber auch manches Dukätchen erwarb, wenn er die Materialien benutzte, die ihm hämische Leute von ihren Nachbarn und Bekannten für seine prangermässigen Blätter einschickten. Einst entwich er, der fast immer im Schuldurme sass oder zwei Alguizils, in Livrea gekleidet, bei sich hatte, seinen Gläubigern. Wo er sich hingeflüchtet hatte, liess man ihn bald als einen Auswurf über die Grenze bringen. Er hatte auf weit-aussehende Spekulation ein Mädchen von sehr vorteilhafter Bildung, aber eben nicht vom besten Leumund geheiratet, das des Morgens wacker in der Manege karrakolliert, des Nachmittags aber eben so weidlich in der Bahn der Philosophie und Dichtkunst.“

„Der feine Zeisig auf dem Grossvaterstuhl wurde vor einiger Zeit wieder hierher berufen, setzte sein Schmiererhandwerk fort und hatte keine bestimmte Arbeit als zuweilen die Rolle des Bouffons an der Tafel eines angesehenen Mitgliedes des hohen Rats zu spielen, das, wenn es von seinen vielen Krankenbesuchen zurückkam, gern eine solche Zerstreuung hatte. Dafür und damit er vom Staate nichts Böses sudle, bezahlt ihm dieser eine ganz ansehnliche Pension. Vor einigen Tagen ist sein hoher Gönner gestorben, und der hohe und kleine Rat sind einig geworden, einen Versuch zur Heilung dieses alten Sünders zu machen; man gibt ihm täglich ein paar starke Vomitive, hilft dies nicht, so schickt man ihn ins Rasselhaus.“

Wahrscheinlich bezieht sich diese Schilderung auf den Kriegsrat August Friedrich Cranz. Von seinen Pasquillen und ähnlichen Schriften verzeichnen Schmidt und Mehring im *Gelehrten Berlin* eine ganze Reihe.

Mirabeau in seiner Geheimen Geschichte des Berliner Hofes (II, 139) schreibt über ihn: „Der Pasquillenschreiber Cranz, welcher von Friedrich II. aus dem Lande gejagt ward, weil er die Kasse bestohlen und ein Pferd dreimal verkauft hatte, ist mit 800 Talern Pension wieder zurückberufen worden. Der König wollte, dass ihn Herzberg anstellen sollte. Dieser antwortete, der Mann sei zwar voller Talente und sehr schätzbar, aber zu wenig diskret, als dass er bei auswärtigen Angelegenheiten gebraucht werden könnte. Nun schlug ihn der König dem Minister Werder vor, welcher die Fähigkeiten und Einsichten Cranzens zwar eingesteht, zugleich aber hinzusetzt, da sich Kassen bei ihm befänden, könne er Cranz nicht brauchen. Endlich bringt der König den überall gelobten und überall zurückgewiesenen Cranz bei den Landständen an, die ihm für sein Nichtstun 800 Taler geben.“ Zu dieser Charakteristik stimmen die Notizen, welche Redlich in der Allg. D. Biographie zusammengetragen hat. Nur über seine Frau heisst es dort abweichend von Mylius Darstellung, Cranz habe sich in Altona mit einem sehr wohlhabenden Mädchen verheiratet, das sich später wieder von ihm scheiden liess.

In der Stadtapotheke zu Mutak findet Klimm unter andern Pastor Schliglasbers „Trost eines von dieser Welt abscheidenden Gläubigen“ und „Erbauliche Betrachtungen auf alle Tage des Jahres“ vom Oberpriester Ezög als vorzügliche Purgiermittel aufbewahrt. Mylius will mit dieser spöttischen Bemerkung den aus seinem Streite mit Lessing bekannten Hauptpastor Göze in Hamburg und den orthodoxen Oberkonsistorialrat Silberschlag in Berlin treffen.

Weiter geht Niels Klimms Reise durch die mannigfachsten Wunderländer. In dem Lande der überaus frommen und sittenstrengen Tumbakaner trifft Klimm in einer Weinstube einen kleinen feinen Mann mit einer Adlernase, einem stolzen Air und brennenden Augen in Gesellschaft zweier Komödiantinnen. Von jenem Manne heisst es: „Er ist eine Person, welche die wichtigsten Ämter im Staate bekleidet und billig ein Muster der grössten Sittsamkeit sein sollte, und verschlampft hier sein Vermögen, ohne weder Rücksicht auf seine eigenen noch nicht völlig erzogenen Kinder noch auf die Armen und Waisen zu nehmen, deren Vater er auch sein sollte, aufs unverantwortlichste mit Komödiantinnen und Courtisanen jeder Art. Das Mädchen mit dem fürchterlichen Embonpoint und den beinahe gichtischen Bewegungen der Freude dort ist unsere erste tragische Schauspielerin, die trotz ihrer mutterartigen Figur in den jugendlichsten Rollen fast Abend für Abend unser Auge beleidigt. Sie hat schon manchen auf die Hefen gebracht und wird gewiss mit diesem alten Schächer nicht säuberlicher verfahren.“ Für die Zeitgenossen waren diese Andeutungen hinreichend, um die gezeichneten Personen zu erkennen, für uns sind sie es nicht mehr.



Nach Verlauf von 8 Monaten kommt Niels Klimm sehr ermüdet in Potu wieder an. Sein Reisejournal wird gedruckt und sehr gelobt. Um sich aus seiner niedrigen und, wie er meinte, unwürdigen Stellung emporzuarbeiten, stellt Niels Klimm den Antrag, alle Frauen und Mädchen von öffentlichen Ämtern zu entfernen. Derartige Neuerungsanträge schafften, wenn sie angenommen wurden, dem Antragsteller hohe Ehre, wurden sie aber abgelehnt, so hatten sie harte Strafe zur Folge. Da Klimms Antrag verworfen wurde, traf ihn die Strafe der Verbannung und zwar sollte er mit anderen Gesetzesübertretern von den Kujaks oder Postvögeln, riesenhaften Vögeln, die zu bestimmten Zeiten nach Potu kamen, nach dem Firmament befördert werden.

Dies geschieht und Niels kommt hier in das Land der Affen; er gelangt durch Erfindung der Perrücke zu hohem Ansehen, wird aber wieder gestürzt, macht als Galeerensklave weitere Reisen durch die wunderbarsten Länder, erleidet Schiffbruch, kommt zu dem unzivilisierten Volke der Quamiten, die er zur Zivilisation führt und deren König er wird. An der Spitze dieses seines Volkes macht er grosse Eroberungen und gründet die fünfte Weltmonarchie, verscherzt aber durch eigene Schuld die Anhänglichkeit seiner Untertanen, die ihn zur Flucht zwingen. Er rettet sich in eine Höhle und gelangt durch diese wieder auf die Erde und in seine Vaterstadt Bergen.

Auch dieser zweite Teil enthält mancherlei Anspielungen auf Berliner Verhältnisse und Persönlichkeiten, unter andern auf das Berliner Theater und den Streit wegen des Porstschen Gesangbuches und klingt in einen Hymnus auf Friedrich den Grossen aus.

Gestatten Sie mir zum Schluss einige wenige Worte über die Tendenz und den Wert der Myliusschen Schrift.

In dem verzweifelten Ringen, das bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. zwischen den Aufklärern und Muckern anhub, hat Mylius, wie Sie deutlich gesehen haben, auf Seiten der Lichtfreunde gestanden, hat auch, was bei meinen Ausführungen aus begreiflichen Gründen zurückgetreten ist, gegen die zu seiner Zeit in Berlin herrschende Sittenlosigkeit furchtlos angekämpft. Seine Kampfweise mutet uns nicht sonderlich an. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass bei andauerndem Kriegszustande die Sitten verwildern — es war aber ein geistiger Vernichtungskrieg, der damals geführt wurde — und dass der von ihm angeschlagene Ton der allgemein übliche war. Gewollt hat er das Beste. Und ist er auch gleich seinen Mitstreitern unterlegen, wir dürfen ihm nachrühmen: Er war ein uerschrockener Kämpfer für Geistesfreiheit und Menschenrechte.

## 15. (7. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 20. Januar 1904, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr  
im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIV her.

### A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüsst die Mitglieder zur ersten Sitzung im Schaltjahr 1904, teilt das Programm der nächsten Sitzungen mit und regt zur Beteiligung am Stiftungsfest, 18. März d. J., in den Festräumen des Hôtel Impérial (Schlaraffia) an.

Ia. Aus Prag. Die Archaeologische Sektion des Museums des Königreichs Böhmen begann ihre Tätigkeit am 30. Dezember 1843 und veröffentlicht seit 1854 die Památky archaeologické. Zur Erinnerung an die 60jährige Tätigkeit der Sektion und zur Feier der Beendigung des 50. Jahrganges der Památky veranstaltet die Archaeologische Sektion eine Festsitzung im Saale des Museums am 23. d. Mts., wozu eingeladen wird. Das Böhmische Museum enthält viele Funde aus dem Königreich, namentlich ostgermanische und slavische, von grosser Ähnlichkeit mit denen der östlichen Teile unserer Provinz und ist sehr gut geordnet. Der Vorstand hat Dank und Glückwunsch ausgesprochen.

### B. Persönliches.

II. Das neue Mitglieder-Verzeichnis ist ausgegeben. Berichtigungen wolle man an den IV. Schriftwart Herrn Professor Dr. Pniower richten.

II. Diejenigen Mitglieder, welche ihre Photographie (Visitenkarten- oder Kabinet-Format) für das Album der Brandenburgia noch nicht eingesandt haben, wollen dies zu Händen unsers Ausschussmitgliedes Rentier Carl Burkkardt, Linkstrasse 9, tun.

III. Unser Ehrenmitglied Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Karl Möbius hat am 30. v. Mts. das goldene Doktor-Jubiläum gefeiert. Ich habe mir erlaubt, Namens der Brandenburgia mündlich Glück zu wünschen und verfehle nicht unsere Glückwünsche, auch heut noch einmal herzlichst auszusprechen. Wir rufen uns gern bei dieser Gelegenheit den Werdegang dieses vielseitigen ausgezeichneten Gelehrten ins Gedächtnis zurück. Am 7. Februar 1825 zu Eilenburg (Provinz Sachsen) geboren, widmete er sich in Berlin naturwissenschaftlichen Studien; besonderen Einfluss übte auf ihn Johannes Müller. 1852 war er wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Zoologischen Museum in Berlin. Am 30. Dezember 1853 erwarb er den Doktorgrad in Halle. Sein Wunsch war zunächst, sich als naturwissenschaftlicher Lehrer zu betätigen. In solcher Stellung wirkte er am Johanneum in Hamburg (1853—1868), zugleich als Dozent der Zoologie am dortigen Gymnasium academicum. Daneben beteiligte sich Möbius hervorragend an dem schnell aufblühenden Naturhistorischen Museum in Hamburg und der systematischen Ordnung der Sammlungen, die ihn zu Arbeiten über Nester geselliger südamerikanischer Wespen, über Seesterne, Gorgoniden und echte Perlen veranlassten. Ferner wirkte er mit bei der Gründung und Verwaltung des Hamburger Zoologischen Gartens und Aquariums. Das Werk über die Kieler Bucht hatte schon 1868 die Berufung Möbius als Ordinarius nach Kiel zur Folge. Dort hat er das Zoologische Museum neu eingerichtet und 19 Jahre hindurch geleitet.

Ich habe mich in Kiel, als ich an einer Weichtierfauna der Provinz Schleswig-Holstein arbeitete und auch späterhin bei Erforschung des Wattenmeeres nahe Büsum und der Nordsee bei Sylt seines Rats und seiner Unterstützung zu erfreuen gehabt und mit Möbius viele Jahre im Vorstande des Deutschen Seefischerei-Vereins, dessen Ehrenmitglied er geworden, zusammen gewirkt, wobei mir seine Erfahrung überall zum Nutzen gereicht hat. Besondere Aufmerksamkeit widmete Möbius dem Studium der Austernzucht, welche für die Küstenbevölkerung einen so wichtigen Erwerbszweig bildet. 1871 und 1872 war er Mitglied der Expedition zur physikalischen, chemischen und biologischen Untersuchung der deutschen Meere auf dem Avisodampfer „Pommerania“. Hier kam er im Sommer 1871 zu dem grundlegenden Ergebnis, dass die Ostsee überhaupt nur eine Auswahl solcher atlantischen und Eismeertiere enthält, die grosse Temperaturunterschiede vertragen können. Mit Fr. Heincke gab der Gelehrte später eine Übersicht über die Fische der Ostsee. 1874 und 1875 unternahm er eine Reise nach Mauritius und den Seychellen und verweilte Monate lang auf dem poesieverklärten tropischen Korallengriff von Isle de France. Frühzeitig und mit grossem Erfolg schloss sich Möbius der Darwinschen Lehre an, welche die Zoologie unendlich befruchtet hat; aber mit kritischem Blick trat er

ihren extremen Hypothesen und Übertreibungen entgegen. Ein neuer Abschnitt begann für Möbius 1887 mit seiner Berufung nach Berlin als Nachfolger von Wilhelm Peters. Mit der Leitung der vereinigten zoologischen und zootomischen Sammlung betraut, übernahm er es, die von Lichtenstein, Peters, C. A. Rudolphi, von Johannes Müller und Reichert gesammelten und verarbeiteten Schätze im neuen Museum für Naturkunde zeitgemäss zu ordnen und systematisch aufzustellen. Seit 1896 ist Möbius an Stelle von Beyrich auch Verwaltungsdirektor des Museums für Naturkunde. Am 31. v. Mts. empfing unser Möbius zahlreiche Beweise der Anerkennung und Verehrung. Die Berliner Universität hatte eine Abordnung entsandt, bestehend aus dem Rektor, Geheimem Rat v. Richthofen und den Dekanen, denen sich zahlreiche Professoren anschlossen. Im Namen der philosophischen Fakultät überreichte der Dekan Professor Planck eine Adresse, die eine Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen des Jubilars enthielt. In gleicher Weise ehrte die Akademie der Wissenschaften ihr Mitglied. Die Hallenser philosophische Fakultät hatte das vor 50 Jahren ausgefertigte Doktordiplom in ehrenvollster Weise erneuert. Weitere Kundgebungen in Form von Adressen, Festschriften, persönlichen und telegraphischen Beglückwünschungen reihten sich an, insbesondere auch vonseiten des Museums für Naturkunde und der zoologischen Sammlung, die von Geheimrat Möbius geleitet werden.

Unserer Brandenburgia gehört der Jubilar seit 1893 als geschätztes Mitglied an. In Anerkennung seiner Verdienste ist ihm in vergangenen Jahr die Ehrenmitgliedschaft verliehen worden. Mögen dem lebenswürdigen Forscher noch manche Jahre der Tätigkeit beschieden sein.

IV. Unser Mitglied Herr Hofbuchdruckereibesitzer und Kunstverleger Eugen Trowitzsch, Chef einer altberühmten Brandenburgischen Firma zu Frankfurt a. O. ist uns leider am Neujahrstage 1904 im 50. Lebensjahre durch den Tod entrissen worden. Wir entsinnen uns gern seiner freundlichen Führung bei dem Besuch der Brandenburgia am 11. Mai 1902 in Frankfurt.

V. Professor Dr. Ferdinand Ascherson, Bruder unseres Ehrenmitgliedes Professor Dr. Paul Ascherson, Sohn eines bekannten medizinischen Dozenten der Toxikologie an hiesiger Universität ist hierselbst am 15. d. Mts. nach kurzem Leiden verschieden und am 18. auf dem Kirchhof der Neuen- und Jerusalem-Kirche, Bergmannstrasse, beerdigt worden. Ich erwähne dieses Verstorbenen nicht allein, weil er viele Jahre als Oberbibliothekar der hiesigen Kgl. Universitätsbibliothek vorstand, sondern auch weil er, mit einem eminenten Gedächtnis begabt, einer der vorzüglichsten Kenner des literarischen Berlins und der Kulturgeschichte unserer engsten Heimat war.

### C. Naturgeschichtliches.

VI. Studien über Isochronenkarten. Von Dr. W. Schjerning-Charlottenburg (mit 6 Tafeln). Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1903. S. 693—783. Isochronen sind Linien gleicher Reisedauer. Sie verbinden also die Punkte mit einander, die von demselben Mittelpunkt aus in gleicher Zeit zu erreichen sind und geben auf diese Weise ein übersichtlicheres Bild der Verkehrsmöglichkeit, und ein vollständigeres, als es Kursbücher und Tabellen vermögen. Der ebenso interessanten wie mühsamen Arbeit liegt eine Isochronen-Karte der Provinz Brandenburg bei für das Jahr 1819, dgl. für 1851, 1875 und 1899, desgl. über die in 5 Stunden von Berlin aus zu erreichenden Teile unserer Provinz, endlich eine Isochronen-Karte für die nördliche Umgebung Berlins im Jahre 1902.

VII. Der Fischerei-Verein für die Provinz Brandenburg, dessen Vorsitzender unser II. Vorsitzender Geheimrat Uhles ist, ladet durch seinen Hauptgeschäftsführer Dr. Brühl zur Mitgliedschaft (Jahresbeitrag 3 Mark) ein. Ich gebe eine Anzahl Exemplare der Satzungen und Aufforderungen dieses höchst gemeinnützigen Vereins herum und kann auch nur meinerseits erhoffen, dass er sich viele Mitglieder aus dem Kreise der Brandenburgia erwerben möge.

VIII. Fragebogen über Volksmedizin in der Schweiz im Auftrage des Vorstandes der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde von Professor E. Hoffmann-Krayer in Basel zusammengestellt. Die Formulare sind ausserordentlich geschickt und bequem zur Beantwortung mit Zetteln eingerichtet. Für die Provinz Brandenburg fehlt eine systematische Volksmedizin noch immer; es wäre deshalb sehr zu wünschen, dass eins unserer ärztlichen Mitglieder etwas Ähnliches für unsere Heimat in die Hand nähme.

### D. Kulturgeschichtliches.

IX. Prof. O. Jaekel: Über Feuerstein-Eolithen von Freyenstein in der Mark. Sitzungsbericht der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Schilderung der vom Hauptlehrer Rietz in Freyenstein, Ost-Prignitz, vor einigen Jahren im älteren Diluvial-Schotter auf der Höhe am Schützenhause ausgegrabenen Stücke. Ich halte die 6 abgebildeten Eolithen mit ihren Abnutzungs- und Anpassungs-Schartungen für echt und komme bei meinem heutigen Vortrage auf dieselben speziell zurück. Im übrigen zu vergleichen meine Mitteilung „Neolithisches, Palaeolithisches und Eolithisches“ S. 333 folg. Vgl. auch Nr. XXII.

X. Für einen volkswissenschaftlichen Gesamtverein treten verschiedene Gelehrten, darunter der unter VIII genannte Schweizer Professor

Hoffmann, ferner Prof. Dr. Johannes Bolte hier, Prof. Adolf Strack-Giessen u. andere mit folgendem Aufruf ein:

Schon längst ist von den verschiedensten Seiten die Forderung eines engeren Zusammenschlusses der volkskundlichen Vereine und Forscher erhoben worden. Die immer wachsende Ausdehnung der volkskundlichen Arbeit, das fortwährende Neuentstehen von Vereinen und Zeitschriften ist gewiss ein erfreuliches Zeichen des starken Interesses, das unseren Bestrebungen entgegengebracht wird; aber diese Entwicklung führt die Gefahr der Zersplitterung und Vereinzelung mit sich. Im Interesse sowohl der gelehrten Forschung als auch der praktischen Arbeit der Vereine und Einzelner liegt es, dass zwischen den über das ganze deutsche Sprachgebiet zerstreuten Arbeitern innigere Beziehungen als seither hergestellt werden, etwa in der Weise, dass sie sich zu einem grossen Verbandsverbande nach Art des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine zusammenschliessen. Die völlige Selbständigkeit der einzelnen Vereine und ihrer Arbeit würde dadurch in keiner Weise angetastet werden, wohl aber könnten durch freiwillige Vereinbarungen viele Schwierigkeiten, die bei dem jetzigen Zustand einer gedeihlichen Weiterentwicklung der Volkskunde und der Organisation und weiteren Ausdehnung ihrer Arbeit in den deutschen Landen im Wege stehen, mit Leichtigkeit beseitigt werden.

Praktisch würde ein solcher Verband sich etwa in folgender Weise betätigen können:

1. Die Vereine tauschen, soweit dies irgend möglich erscheint, ihre Veröffentlichungen unter einander aus.
2. Es finden regelmässige Zusammenkünfte der volkskundlichen Forscher und der Abgeordneten der einzelnen Vereine statt (jährlich oder alle 2 Jahre), die die Erörterung wissenschaftlicher und praktischer Fragen in Vorträgen und Verhandlungen bezwecken.
3. Je nach Wunsch und Bedarf schliessen sich an diese Versammlungen grössere Kongresse an, die durch geeignete Veranstaltungen das Interesse weiterer Kreise zu erregen und sie für die Sache der Volkskunde zu gewinnen suchen. Ort und Zeit mögen mit Rücksicht auf andere ähnliche Veranstaltungen gewählt werden.
4. Ein Zentralorgan (eine der bestehenden Zeitschriften oder ein Korrespondenzblatt) bringt Mitteilungen über die Arbeit der einzelnen Vereine oder Forscher, berichtet über die Verbandsversammlungen, veröffentlicht Umfragen und pflegt in jeder Weise die Beziehungen zwischen den Vereinen und Forschern. Umfragen und Mitteilungen, denen weiteste Verbreitung gewünscht wird, könnten aus dem Zentralorgan leicht von den anderen volkskundlichen Zeitschriften übernommen werden.
5. Auch grössere Aufgaben wissenschaftlicher Art, wie z. B. planmässige bibliographische Zusammenstellungen, könnte ein Verband in Angriff nehmen.

Am 6. April d. J. soll die auch die Brandenburgia interessierende Sache in Leipzig in freier Aussprache erörtert und vorbereitet werden.

Ich möchte noch anregen, dass auch recht viele Naturkundige sich der Volkskunde annehmen, Philologen, Archivare und Geschichtsforscher reichen für die Volkskunde nicht aus.

XI. E. B. Berlin von Dazumal (vor 70—60 Jahren). „Aus der Erinnerung skizziert im Jahre 1902 von einem 1825 geborenen Berliner (E. B.) für seine Kinder oder einen andern, der es lesen möchte.“ Leider vermag ich dem 1825 Neue Promenade 8 geborenen alten Herrn für die freundliche Mitteilung dieses recht lesenswerten Schriftchens nicht zu danken, da er sich nicht nennt. Einzelne kleinere Fehler, z. B. dass der Kaiser Nikolaus dem König Friedrich Wilhelm III. die Granitschale vor dem Alten Museum geschenkt habe\*), vermögen dem Wert dieser gemütvollen Aufzeichnungen keinen Abbruch zu tun.

XII. Die Deutsche Stadt. Zeitschrift für deutsches Städtewesen. G. Füllborns Verlag, Dresden N. Erscheint 14 tägig. 6 M. halbjährlich. Nr. 1, I. Jahrgang, Dresden 5. Dez. 1903. Ich habe die zwei ersten Nummern dieser bemerkenswerten Zeitschrift, welche eine Folgeerscheinung der denkwürdigen Deutschen Städteausstellung und des Deutschen Städtetages zu Dresden 1903 ist, ausgelegt, damit Sie sich von der Reichhaltigkeit des neuen literarischen Unternehmens sowie davon überzeugen, dass dasselbe auch der Heimatkunde dient. Gleich die erste Nummer mit dem Aufsatz „Der historische Charakter der Stadt“ legt hierfür vollinhaltlich Zeugnis ab.

XIII. Über das Hohenzollern-Museum, speziell die neuen kunsthistorischen kaiserlichen Zuwendungen, teilt der Direktor Herr Dr. Seidel folgende Einzelheiten mit.

Im versenkbaren Schautresor sind aufgestellt:

Im untersten Fach: 13 Prunkdosen Friedrichs des Grossen aus Chrysopras, Achat, Jaspis, in Gold gefasst, Gold mit Emailmalerei, reich mit Edelsteinen besetzt. Diese Dosen wurden zum Teil nach eigenen Entwürfen des Königs von Berliner Goldschmieden hergestellt. Im Nachlasse des Königs in Sanssouci fanden sich 130 mit Brillanten besetzte Dosen, die nach den erhaltenen Rechnungen bis zu 12 000 Taler das Stück bezahlt waren. (Vergl. Hohenzollern-Jahrbuch 1901 Seite 74 ff, wo sämtliche erhaltene bekannt gewordene Dosen und Stockkrücken publiziert sind.) In dem zunächst liegenden Fenster sind noch unmontierte Steindosen aus dem Nachlasse Friedrichs des Grossen aufgestellt. (Aus schlesischem Chrysopras den der grosse König besonders liebte.)

\*) Vielleicht hat dem Verfasser vorgeschwebt, dass die beiden erzenen Rossebändiger (im Volksmunde der beförderte Rückschritt und der gehemmte Fortschritt) vor dem Schlosse nach Modellen des Baron Peter Jakob Clodt von Jürgensburg in Petersburg gegossen, ein kaiserlich russisches Geschenk sind. Die Vase vorm alten Museum hat der Baurat Ernst Cantian im Auftrag Friedrich Wilhelms III., wie in der *Brandenburgia* wiederholt erörtert, angefertigt.

Im mittleren Fach: Ein von Friedrich dem Grossen dem General von Gessler nach der Schlacht von Hohenfriedberg geschenkter Diamantring.

Eine Dose von Baumachat in Gold gefasst, der Schnabel mit Diamanten besetzt.

Eine ovale goldene Dose mit blauer Emailmalerei und dem in Diamanten gefassten Bildnis Friedrichs des Grossen.

Eine runde goldene Dose mit Blumenbouquet aus goldener Filigranarbeit.

Eine goldene reich mit Edelsteinen besetzte indische Spange. 19. Jahrhundert.

Eine goldene blau emaillierte Dose mit dem Bildnis eines Sultans und reich mit Brillanten besetzt. 19. Jahrhundert.

In demselben Schautresor sind jetzt auch aufgestellt die bereits früher von Seiner Majestät dem Kaiser und König überwiesenen Gegenstände aus dem königlichen Hausschatze, darunter:

Zwei mit Diamanten und eine mit farbigen Steinen besetzte Taschenuhren Friedrichs des Grossen.

Vier Spazierstöcke Friedrichs des Grossen, die Krücken aus Chrysoptas mit Edelsteinen besetzt, aus emailliertem Golde, aus Stein in Gold gefasst und aus reinem Golde.

Der einzige erhaltene Teller aus dem massiv goldenen Tafelservice Friedrichs des Grossen, das 1808 von König Friedrich Wilhelm III als Beitrag zur Kriegskontribution verkauft wurde.

Sehr reichfarbig in Email bemalte goldene Dosen mit Darstellungen nach Gemälden Paters Vermächtnis Kaiser Alexanders von Russland an Kaiser Wilhelm den Grossen.

Im obersten Fache: Schmucksachen, im Sarge des Kurfürsten Johann Georg und anderer Fürsten gefunden.

Einziges erhaltenes Original des von Kurfürst Friedrich II. gegründeten Schwanens-Ordens.

Anhänger mit dem Bildnisse des Kurfürsten Georg Wilhelm.

Renaissance-Schmuckstücke u. s. w.

Schautisch mit Schmuckstücken aus dem Privatbesitz der Königin Elisabeth von Preussen, Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV., Diademe, Stirnspangen, Colliers, Brochen, Armbänder.

Der Königlich Bayerische Theresen-Orden mit Brillanten.

Reich mit Steinen besetztes Armband aus Haaren der Königin Luise.

Mit reicher Vergoldung gezierte Lederfutterale der zur Krönung in Königsberg am 18. Januar 1701 benutzten Kron-Insigien: der Königskrone, der Königinnenkrone, des Reichsszepters und des Reichsapfels. Interessante Berliner Lederarbeiten von 1700.

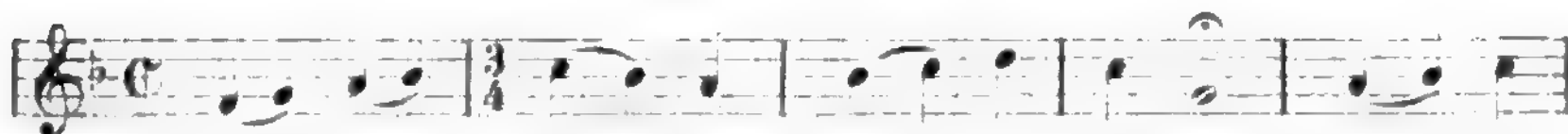
Herr Direktor Dr. Seidel hatte Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses der Brandenburgia zu einer Vorbesichtigung am 2. d. M.



freundlichst eingeladen. Die Neuaufstellung des Museums sowie die Renovierung der alten Räume ist bis zur Abteilung Friedrichs des Grossen jetzt vollendet.

XIV. Quem-pas-Feier in Luckau n. L. Die Quem-pas-Feier (das Wort ist entstanden aus dem Anfang des mittelalterlichen Liedes „Quem pastores laudavere“ hat die Brandenburgia (V. 323 und 487) wiederholt beschäftigt. Unser Vorstandsmitglied Dr. Karl Bolle teilt mir aus dem Verzeichnis der Liturgischen Gottesdienste für die Hauptkirche zu Luckau\*) zusammengestellt von A. Krahnert, Archidiakon daselbst folgende noch jetzt übliche Einzelheiten mit. Die Feier der Christnacht beginnt morgens fünf Uhr. Nach gemeinsamem Gesang folgt ein vierchöriger Knabengesang, dessen Melodie und lateinischer Text aus dem 14. Jahrhundert herkommen. Die 4 Chöre sind zu zwei gegeneinander aufgestellt.

## Eigene Melodie.



1. Den die	Hir - ten	lob - ten	seh - re,	und die
2. Kommt und	lasst uns	Chri - stum	eh - ren,	Herz und
3. Sünd und	Höl - le	mag sich	grä - men,	Tod und
4. Zu dem die	Wei - sen	ka - men ge - rit - ten,	Gold, Weihrauch,	
5. Se - het,	was hat	Gott ge - ge - ben?	sei - nen	
6. Sei - ne	Seel' ist	uns ge - wo - gen:	Lieb und	
7. Freut euch	Al - le	mit Ma - ri - a!	in des	
8. Ja - kobs	Stern ist	auf - ge - gan - gen,	stilt das	
9. Un - ser	Ker - ker,	da wir sa - ssen,	und mit	
10. Lo - bet	al - le	Men - schen zu - glei - che	Got - tes -	
11. O du	hoch - ge	prie - se - ne	Stun - de,	da wir
12. Schön - stes	Kind - lein	im dem	Stal - le!	Sei uns



1. En - gel	noch viel	meh - re:	fürcht't euch	für - bass
2. Sin - ne	zu ihm	keh - ren,	sin - get	fröh - lich,
3. Ten - fel	mag sich	schä - men;	wir, die	un - ser
4. Myrr - hen	brachten sie	mit - ten,	fi - len	nie - der
5. Sohn zum	ew' - gen	Le - ben.	Die - ser	kann und
6. Gunst hat	ihn ge -	zo - gon,	uns, die	Sa - ta -
7. Him - mels	Hie - rar -	chi - a,	da die	En - gel
8. sehn - li -	che Ver -	lan - gen,	bricht den	Kopf der
9. Sor - gen	oh - ne	Ma - ssen,	uns das	Her - ze
10. Sohn vom	Him - mel -	rei - che,	uns zu	Trost ist
11. das von	Her - zens	- grun - de	glau - ben	und mit
12. freund - lich	bring uns	al - le	da - hin	da mit

\*) Vgl. Brandenburgia XII. 263. Die Beschreibung der Kirche.

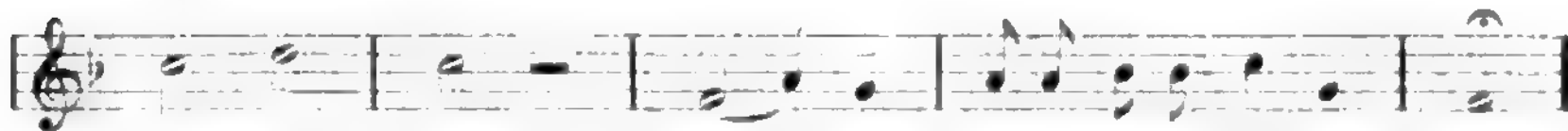


1. nim - mer - meh - re, euch ist ge - born ein Kö - nig der Ehr'n.  
 2. lasst euch hö - ren, --- wer - tes Volk der Chri - sten - heit!  
 3. Heil an - neh - men, --- wer - fen al - len Kum - mer hin.  
 4. auf die Knie - e: ge - lo - bet seist du Herr - all - he.  
 5. will uns he - ben -- aus dem Leid in Him - mels Freud.  
 6. nas be - tro - gen, --- zu be - su - chen aus der Höh.  
 7. sin - gen al - le, in dem höch - sten Thron mit Schall.  
 8. al - ten Schlangen, --- und zer - stört der Höl - len Reich.  
 9. selbst ab - fra - ssen, ist ent - zwei und wir sind frei.  
 10. er ge - bo - ren, --- Lob und Ehr sei Gott dem Herrn.  
 11. un - serm Mun - de --- dan - ken dir, o - su - lein.  
 12. still - ssem Schal - le --- dich der En - gel er - hört.

Alle Chöre und die Gemeinde singen die folgenden Schlusssätze; zum ersten, dritten, fünften u. s. w. Verse den ersten Schlusssatz, zum zweiten, vierten, sechsten u. s. w. Verse den zweiten.



1. Got - tes Sohn ist Mensch ge - born,  
 2. Fren dich wer - te Chri - sten - heit,



1. Mensch ge - born, hat ver - söh - net sei - nes Va - ters Zorn.  
 2. Chri - sten - heit lo - bet Gott in E - wig - keit.

Anmerkung. Die Verse 2, 3, 5, 6, 8, 9, (?) 11, 12 sind gedichtet von P. Gerhardt (Gesangb. der Provinz Brandenburg Nr. 86.)

Die Verse 1, 4, 7, 10 entsprechen den Versen des lateinischen Liedes:

- |                                                                                                                                                                                                                                                                                                      |                                                                                                                                                                                                                                                                                    |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>1. Quem pastores laudavere,<br/>         quibus angeli dixerunt:<br/>         absit vobis jam timere,<br/>         natus est rex gloriae.</p> <p>4. Ad quem reges ambulabant,<br/>         aurum, thus, myrrham portabant,<br/>         haec sincere immolabant<br/>         leoni victoriae.</p> | <p>7. Exsulemus cum Maria,<br/>         cuius coeli hierarchia<br/>         nato canit voce pia<br/>         dulci cum symphonia.</p> <p>10. Christo regi, Deo nato<br/>         a prophetis indicato,<br/>         per Mariam nobis dato,<br/>         laus, honor et gloria.</p> |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

Ausser diesen enthält der lateinische Text noch einen Vers:

Decet laudem exhibere,  
 quam superni cantavere,  
 ex quo Christus matrem vero  
 cernitur introire.

Der erste Schlusssatz ist entnommen dem deutschen Text des Liedes „Nunc angelorum gloria“ (bei Schöberlein, Christliche Chorgesänge 1868), der zweite klingt an an eine Zeile des Liedes „Nunc resonet in laudibus“ (ebendas.).

XV. Otto Stiehl: a) Mittelalterliche Baukunst und Gegenwart. Festrede zum Schinkelfest am 13. März 1903;

b) Kunst und Wissenschaft in der Denkmalpflege. (Kunstchronik, Wochenschrift für Kunst und Kunstgewerbe. Neue Folge. XV. Jahrg. Nr. 7, 4. Dez. 1903.)

Beide Schriften für uns Heimatkundige von grossem Interesse, Herr Bauinspektor Privatdozent Stiehl dringt zu a auf das Verständnis der alten Kunst und schliesst mit den zu beherzigenden Worten: „In diesen aus unserer Heimatkunst zu ziehenden, ganz allgemeinen künstlerischen Gesetzen finden wir festen Grund und Boden, von dem aus wir auch die Herrlichkeiten fremder Länder studieren und aus ihnen den besten Nutzen ziehen können. Wie die Wissenschaft schon längst die lateinische Sprache als Verständigungsmittel abgestreift hat und erst danach zu einem Gemeingut des Volkes geworden ist, so ist zu hoffen, dass wir auch in der Baukunst mehr und mehr lernen Deutsch zu reden und Deutsch zu bilden, danach geht heute das allgemeine Streben und Sehnen. Das heisst im Sinne der alten Meister nicht das Gute, das uns die Vergangenheit und die Fremde bietet, verschmähen, nicht in regelloser Wildheit auf die persönliche Kraft der Empfindung vertrauen, sondern in strenger Unterordnung der Person und der Einzelbildung nach grossen rein künstlerischen Gesichtspunkten alles was an Anregungen dem schaffenden Geist zuströmt, zu einheitlichem Ziele zusammenfassen.“ — Der Aufsatz zu b ist im Sinne der Denkmalspflege, wie sie von der Brandenburgia seit langen Jahren vertreten wird, verfasst und tritt in mehreren Punkten dem Bericht des Professor Dehio über die Vorbildung zur Denkmalpflege (Nr. 2 der Kunstchronik) entgegen.

XVI. Robert Mielke, u. M. hat wieder mehrere kunstgeschichtliche Aufsätze mit prächtigen Abbildungen in den herungereichten vier Nummern der „Weiten Welt“ veröffentlicht. Über Betten in österreichischen Schlössern Nr. 14 vom 27. Nov. 1903. S. 488 mit 5 Abbildungen, Über mittelalterliche Beleuchtungskörper Nr. 19 vom 1. v. M. S. 662, Über deutsche Torbauten, Nr. 20 vom 8. v. M. S. 668 und Über mittelalterliche Buchdeckel, Nr. 21 vom 15. v. M. S. 730. Namentlich auf die Tor-Bilder sei aufmerksam gemacht.

XVII. Professor Dr. W. Seelmann, Ober-Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek legt 2 interessante Aufsätze über Fritz Reuter aus dem Jahrbuch des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung Jahrg. 1903 (XXIX) vor. a) Die Entstehung von Reuters Läuschen zum Teil gerichtet gegen den Reuterforscher Prof. Dr. Karl Theodor Gädertz in Greifswald, S. 44—59; b) Entstehung von Reuters Reis' nach Bellingen, S. 60—64. Ganz besonders interessiert uns Berliner der Zusatz „Excellenz bi Buschen“. Zu Reuters Läuschen I Nr. 46, den wir uns mitzuteilen nicht versagen können.

In Reuters Läuschen „Wat Einer hett, dat hett 'e“, Vers 66 ff. heisst es:

ik mött kuschen  
 Un sitt hir liksterwelt, as Excellenz bi Buschen,  
 Sit wunderschön hir up den Drögen.

Reuters Worte „sitten as Excellenz bi Buschen“ geben eine alte Berliner Redensart\*) „sitzen wie Exzellenz bei Bouché“ wieder und bedeuten „wie ein Narr dasitzen“.

Die heute fast vergessene Redensart war im zweiten Viertel des vergangenen Jahrhunderts in Geltung. Über ihre Entstehung und Bedeutung kann ich die folgende Auskunft veröffentlichen, welche mir Herr Professor Paul Ascherson\*\*), der bekannte Botaniker an der Berliner Universität, nach Mitteilungen gegeben hat, welche er seinem längst verstorbenen Vater, dem Berliner Sanitätsrat Ascherson, und seinem 82jährigen Freunde Dr. C. Bolle verdankt.

Einer der beiden Kunstgärtner Bouché, welche auf der Blumenstrasse Nr. 11 und 68—70 wohnten, pflegte zu Zeiten, etwa wenn die Hyazinthen in Blüte standen, seinen grossen Garten dem besseren Publikum zur Besichtigung zu öffnen und bei dieser Gelegenheit den Besuchern durch seine Gärtnergehilfen Kaffee anbieten zu lassen. Einst kam auch der Minister von Klewitz, besichtigte die ausgestellten blühenden Blumen und bat dann um Kaffee. Der bedienende Gärtnergehilfe, welchem die Gewandtheit und Dienstwilligkeit eines Berufskellners abgehen mochte und der vielleicht auch nur widerwillig solche Dienste leistete, liess den Minister über Gebühr warten. Dieser beschwerte sich deshalb bei dem Besitzer, er sitze schon eine Viertelstunde wie ein Narr da und müsse immer noch auf Kaffee warten. Bouché fuhr darauf mit den Worten „Excellenz sitzt schon eine Viertelstunde wie ein Narr“ den Gehilfen an. Der Berliner Volksmund griff dieses Begebnis auf, um ein neues geflügeltes Wort zu schaffen, um so eher dazu bereit, als der Minister von Klewitz nicht gerade für sehr „hell“ galt und man seine grosse Sparsamkeit kannte. Dass man ihn sehr gern dem Spotte preisgab, beweist auch eine bösertige Charade auf seinen Namen, die man dem Kronprinzen, späterem Könige Friedrich Wilhelm IV., in den Mund legte. Sie lautete: „Die erste frisst das Vieh, Die zweite habe ich nie, Das ganze ist eine Landplage.“ Es wird erzählt, dass der Minister sich deshalb beim Könige Friedrich Wilhelm III. beklagt und dieser den Kronprinzen zur Rede gestellt habe. Der Kron-

\*) Als solche ist sie schon von C. F. Müller, Der Mecklenburger Volksmund Nr. 109, erkannt. Seine Erklärung, die dem Richtigen nahe kommt, ist aus der obigen Ausführung zu berichtigen. W. S.

\*\*) Unser verehrtes Ehrenmitglied. E. Fr.

prinz habe erwidert, die Lösung, welche er im Sinne gehabt habe, als er das Rätsel aufgab, sei „Heuschreck“.\*)

Der Bezug auf den Minister von Klewiz giebt einen Anhalt für das Alter der Redensart „Excellenz bei Bouché.“ Klewiz ist 1817—25 Finanzminister gewesen, wurde dann in Magdeburg Oberpräsident und ist hier 1838 gestorben. Heute erinnern sich der Redensart nur ältere Berliner.

XVIII. Berlin.-Historisch-biographische Blätter. Herausgegeben von Julius Eckstein. Von dieser im Imperial-Folio-Format mit glänzender Ausstattung herausgegebenen Zeitschrift liegt eine Nummer vor, welche die alte angesehene Metallwaren-Firma J. E. Degner, Gertraudenstrasse 13 und Friedrichsgracht 44—47, mit historischen und aktuellen Bildern, ausgestattet, ausführlich und geschmackvoll behandelt.

XIX. C. v. Sivers, Kunstgewerbe fürs Haus. Eine nicht minder vornehme Zeitschrift in Längs-Folio bietet uns ein Heft vom 4. Jan. 1904 mancherlei Kunstgewerbliches und Kunsthistorisches. Auch diese für die Heimatkunde nicht unbedeutende Zeitschrift sei ihrer besonderen Beachtung empfohlen.

XX. Bilder aus Dahmes Vergangenheit. Text zu lebenden Bildern. Ein Heimatspiel von Klara Brünig-Dahme 1903. Die Dichterin, eine gute Kennerin der in Betracht kommenden Gegend, behandelt die Gründung der Stadt um 1000. — Ankunft der Herren von Dahmis um 1200; — Dahme als bedeutender Handelsplatz um 1300; — Verkauf der Stadt an den Herrn von Dahmis 1301; — Eroberung der Stadt durch Podiebrad, König von Böhmen 1457; — Im Karmeliter-Kloster; Reformationszeit, Trauung des Priors von Luckau 1542; die Schweden in Dahme 1637; — Zeit des Niederganges, der grosse Brand 1666; — Unter den Herzögen von Querfurt-Weissenfels 1648—1746, Brautzug; — Franzosenzeit 1813, Szene im Lehmannschen Hause; — Allegorisches Schlussbild.

Die Brandenburgia würde es gern begrüßen, wenn alle kleineren Ortschaften unserer Provinz in dieser oder ähnlicher Form zur Belebung des Heimatgefühls und der Heimatkunde beitragen wollten.

XXI. Otto Heinrich Böckler: Die letzte Schlacht. Ein vaterländisches Schauspiel in 4 Aufzügen. Berlin 1903. Verlag von Willh. Bruhn. Der Dichter, bekannt durch sein Drama Jatschko von Köpenick\*\*). Ein vaterländisches Schauspiel mit einem Vorspiel

\*) Nach etwas derberer Lesart hätte der Kronprinz Herrn von Klewitz das Rätsel selbst aufgegeben: Das erste frisst das Vieh; das zweite haben Sie nie und das Ganze sind Sie! E. Fr.

\*\*\*) Die Herren Autoren wollen beachten, dass die kürzlich von Amtswegen als allein berechtigt eingeführte Schreibweise „Cöpenick“ statt bisher „Coepenick“ lautet. — E. Fr.

und drei Aufzügen, greift nunmehr ins frühe Mittelalter um 475 zurück, auf die Sage von der letzten Schlacht. Im Brandenburger Lande steht der uralte Riesenbaum, in dessen Nähe die letzte Schlacht der Germanen gegen die übermächtig eindringenden Slaven ausgefochten wird. Im ersten Aufzug zeigt sich ein gross angelegtes Bild aus der Völkerwanderung und zwar der Untergang des germanischen Volksstammes der Harulunger (Heruler) in ihrer Feste Brandenburg auf dem heute noch nach ihnen benannten Harlunger Berge. Der Stamm, von den nachrückenden Wenden bedrängt, wird obendrein dadurch geschwächt, dass Odoaker die junge Mannschaft der Havelgaue zu einem Zuge nach dem Sehnsuchtslande Italien aufruft. Und während sie unter Leitung dieses kühnen Heerkönigs zur Eroberung des Weltenthrones im goldenen Rom abzieht, erliegt der Rest des Stammes auf dem Heimatboden, „der Mark, die heil'ger Hammerwurf einst mass“, der slavischen Übermacht. Der Wendenfürst Chokus von Potsdupim (Potsdam) zieht als Sieger in die alte germanische Brandenburg ein. Somit ist das Schauspiel „Die letzte Schlacht“ ein Gegenstück zu Böcklers früherem Werk „Jatschko von Köpenik“, das die endgültige Wiedereroberung Brandenburgs und die letzte völlige Unterwerfung der Wenden durch Albrecht den Bären zum Gegenstand hat. Aus den Einzelheiten des Stückes wollen wir folgendes mitteilen: Der Held desselben ist der Fürstenspross Wisand, der um die Tochter des Stammesfürsten Wulf wirbt, von diesem aber beschieden wird, er solle erst durch eine kühne Tat beweisen, dass er würdig sei, der Eidam und Erbe des Herzogs zu sein. Die Gelegenheit zu dieser Heldentat scheint ihm der Plan Odoaker's zu bieten; doch Fürst Wulf widersetzt sich dessen Rüstungen, da er voraussieht, dass es an der Havel bald genug zu tun geben wird. Trotzdem leistet Wisand, durch seinen Jugendfreund Odoaker begeistert, diesem das Andbahts- (Gefolgschafts-) Gelübde, und auch Wulf's Tochter Hildegard bestärkt ihn darin, auch sie berauscht der Gedanke, dass auf dem glänzenden Kaiserthron ein Germanenkönig und ihm zur Seite ein Germanenweib sitzen werden. Und, anstatt, wie es Wulf erwartet, Odoaker im Thing entgegenzutreten, entflammt Wisand gerade die Volksgenossen für die Romfahrt; und die gesamte Jugend Brandenburgs rüstet sich, um Odoaker zu folgen. Da tritt den Ausziehenden die Stammesseherin entgegen und ruft ihnen warnend zu, nicht vor Rom werde die Entscheidung Runenlos fallen, sondern „hier auf Brandenburger Sand wird einst die letzte Schlacht geschlagen!“ Wisand, von diesem Götterspruch betroffen, bricht das Andbahts-Gelübde; er will auf Ruhm und Ehre verzichten, aber das bedrängte Vaterland nicht im Stiche lassen. Fürst Wulf jedoch, der ihm die Hauptschuld an der Zersplitterung des Stammes beimisst, lässt ihn wegen Gelöbnisbruchs bannen. Die Folge ist, dass nun auch die Freunde Wisand's mit diesem Brandenburg

verlassen und sich in dem Burgwall unfern der Wendenfeste Potsdupim („Römerschanze“ bei Nedlitz) festsetzen. Dadurch, dass der Wende Chokus vergeblich versucht, Wisand zur Rache an Wulf und zum Verrat zu verlocken, erfährt dieser, dass die Brandenburg bedroht ist, kehrt trotz der Bannung zurück, um, wenn möglich, Wulf mit dem Reste des Stammes zu retten, und fällt im Verzweiflungskampfe mit den gesammten Volksgenossen. Dem siegreichen Wenden aber, der sich und sein Volk am Ziel seiner Wünsche wähnt, ruft die sterbende Seherin zu:

„Du irrst, wenn du dich rühmst, die letzte Schlacht  
Sei siegreich heute hier von dir geschlagen;  
Noch warfen dieses Landes Schicksalsrosse  
Zum letzten Mal die Mähnen nicht empor!  
Und oft und aber oft noch ziehet rot  
Vom Blut der Kämpfenden die stille Bahn  
Der Havelstrom durch seine grünen Ufer . . . .  
. . . . Denn ob auch tost von Strand zu Strand  
Der Völkerbrandung Dräun und Klagen,  
Doch wird auf Brandenburger Sand  
Dereinst die letzte Schlacht geschlagen!“

Das nächste dramatische Werk Böcklers wird die ebenso geheimnisvolle wie merkwürdige Gestalt des falschen Waldemar behandeln, an der sich bereits so viele märkische Schriftsteller versucht haben.

XXII. Ernst Friedel: Eolithen-Palaeolithen-Neolithen. — Ausstellung der neuentdeckten ältesten Zeugen des Urmenschen in der Mark mit vergleichenden Beiträgen von den Inseln Rügen und Bornholm sowie von Ägypten. (Vgl. Nr. IX.)

Dieser Vortrag, welcher sich den urgeschichtlichen Mitteilungen des Vorsitzenden in der Festsitzung vom 22. April 1902 inhaltlich auf das Engste, als unmittelbare Fortsetzung, anschliesst, wird als Nachtrag C. mit der Festschrift vom 22. April 1902, deren Herausgabe sich aus verschiedenen, in der Sache selbst gelegenen Gründen verzögert hat, zusammen abgedruckt werden.

Zur Erinnerung an die damalige ur- und vorgeschichtliche Ausstellung des Märkischen Museums sei das beifolgende Blatt beigelegt. Dasselbe stellt dar auf der linken Seite:

1. in der Mitte eine durchbohrte Hacke aus der Rose des Karibu, des grönländischen Rentier (*Tarandus groenlandicus*) (II. 9033); aus dem Diluvialsand bei Prenzlau;
2. Zu beiden Seiten zwei Geräte aus diluvialen Röhrknochen, von Hohensaaten an der Oder;

3. unten ein Steinbeil, Feuerstein, Type Moustérien, Halbinsel Wittow-Rügen (II 23087);
4. darüber rechts ein ergänztes Feuersteinbeil, Type Chelléen, aus dem Diluvialsand bei Fürstenberg in Mecklenburg (II. 2386);
5. darüber links einen Feuersteinkeil aus dem Diluvialkies bei Halensee unweit Charlottenburg (II. 11299);
6. oben ein Totschläger von Neuholland (Australien) 18. Jahrhundert, um die Befestigung roh geschlagener Steinsplitter zu zeigen. (III. 1142.) (Statt „Neuseeland“ auf dem Bilde ist „Neuholland“ zu lesen.)

Auf der rechten Hälfte:

7. oben Schädelkapsel von *Felis leo diluvianus* aus dem Diluvium von Graebendorf, Kreis Teltow (A. I. 6615);
8. in der Mitte Backzahn von *Rhinoceros tichorhinus* ebendaher (A. I. 5430);
9. unten ein unterer Backzahn vom Mammut, ausgegraben in einer Kiesgrube bei Prenzlau (A. I. 5743).

#### E. Photographien und Bilder.

XXIII. Die Abbildung eines alten Fachwerk-Landhauses zu Gröben, Kreis-Teltow im Nuthe-Tal, besonders interessant



wegen seiner Türlaube, wird in der Photographie durch Herrn Referendar Rademacher zu Potsdam, einen eifrigen Sammler und Volkskundigen freundlichst mitgeteilt und hier reproduziert. Interessant wegen der Türlaube (Löbing).

XXIV. Das Bild eines sächsischen Bauern, der vor der Tür seines Wohnhauses am Abend Sense und Sichel „dengelt“ d. h. die



bei der Arbeit entstandenen Scharren auf einem kleinen Ambos mit einem Hammer herausklopft, habe ich Ihnen schon in meinem heutigen Vortrag, als ich die Begriffe „dengeln“ und „scharten“ unterschied, herungereicht und werde darüber in demselben, der der Festschrift (II) zu unserer Jubiläumsfeier angehängt wird, näher eingehen.

XXV. Herr Kustos Buchholz unter Vorlage der Jubiläums-Denkschrift: Die Verbindung für historische Kunst 1854—1904. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, dass hier, in einem gewissen Anschluss an die Königl. National-Galerie eine über Deutschland, Österreich und die Schweiz verbreitete Vereinigung unter dem obigen Namen besteht, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, zum Zweck der Förderung der deutschen Kunst hervorragende Kunstwerke, namentlich Gemälde des geschichtlichen Faches anzukaufen, den Mitgliedern zur Ansicht zuzuschicken und dann unter den Mitgliedern zu verlosen. Auf Anlass ihres nun 50jährigen Bestehens haben die Geschäftsführer der Verbindung, Geh. Ob. Reg.-Rat Dr. Max Jordan und National-Galerie-Sekretär Alexis Klee diese, mit 20 Tafeln Kupfer-Ätzungen ausgestattete Denkschrift herausgegeben, die die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Verbindung, das Statut, ein Mitglieder-Verzeichnis, die Daten der jährlichen Hauptversammlungen und das Verzeichnis der bisher erworbenen Gemälde nebst Angabe der Gewinner derselben enthält. Unter den Gemälden sind verschiedene, die unsere Brandenburgia nach dem dargestellten Stoff interessieren, z. B.: König Friedrich Wilhelm I. begegnet einem Zuge Salzburger Emigranten, von Fritz Neuhaus; Heerzug des Grossen Kurfürsten über das gefrorene Haff, von Luis Kolitz; der Grosse Kurfürst tröstet das Landvolk nach dem Schwedenkriege, von Fritz Röber; der Grosse Kurfürst empfängt französische Refugiés, von Hugo Vogel; Einsegnung der Freiwilligen von 1813, von Arthur Kampf; Burggraf Friedrich I. wirft die Quitzows und Genossen nieder, von Josef Scheurenberg; Heimholung der Victoria vom Brandenburger Tor 1814, von Rudolf Eichstädt; Verschwörung der Ritterschaft in der Mark gegen Joachim I., von August Deusser; Friedrich der Grosse in Küstrin, von Emil Pohle. Die Verbindung zählt jetzt 157 Mitglieder, der Jahresbeitrag beträgt 150 Mark.

XXVI. Herr Dr. Friedrich Solger: Geologie und Heimatkunde. Der Vortrag wird in einem der nächsten Hefte erscheinen.

XXVII. Nach der Sitzung fand im Ratskeller ein märkisches Fischessen statt.

## 16. (9. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 3. Februar 1904, nachmittags 2 Uhr,  
Besichtigung des neuen

### Preussischen Herrenhauses.

Leipzigerstrasse 3.

Die sehr zahlreiche Versammlung wurde von Herrn Direktor Reissig und dem Erbauer des Herrenhauses Herrn Geheimen Baurat Friedrich Schultze in der stattlichen Vorhalle des neuen prächtigen Monumentalbaues auf das freundlichste empfangen.

Der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel machte in kurzer Ansprache darauf aufmerksam, dass Herr Geheimrat Schultze bereits vor einigen Jahren die Güte gehabt, in dem von ihm ebenfalls entworfenen stolzen Bau des Preussischen Abgeordnetenhauses die Brandenburgia zu führen; damals habe man bereits einen Blick in die Baugrube und den angefangenen Fundamentbau des Herrenhauses werfen können und seien die Mitglieder den genannten Herren sehr dankbar, dass ihnen nunmehr der Besuch des vollendeten architektonischen Meisterwerkes vergönnt sei.

Gleichzeitig erinnerte Herr Friedel daran, welches Interesse die gesamte Bevölkerung Berlins an der Versetzung der zwei berühmten Eibenbäume aus dem Herrenhausgarten an ihre neue Stelle genommen. In der Brandenburgia sei diese Eibenangelegenheit mit grossem Eifer erörtert worden\*) und unser sachkundigstes Mitglied, Dr. Karl Bolle habe diese beiden Bäume, mindestens den niedrigeren, aber stärkeren der beiden, sogar „für die ältesten noch lebenden Berliner“, also vielleicht aus dem Mittelalter stammend, erklärt. Dieses hohe Alter sei

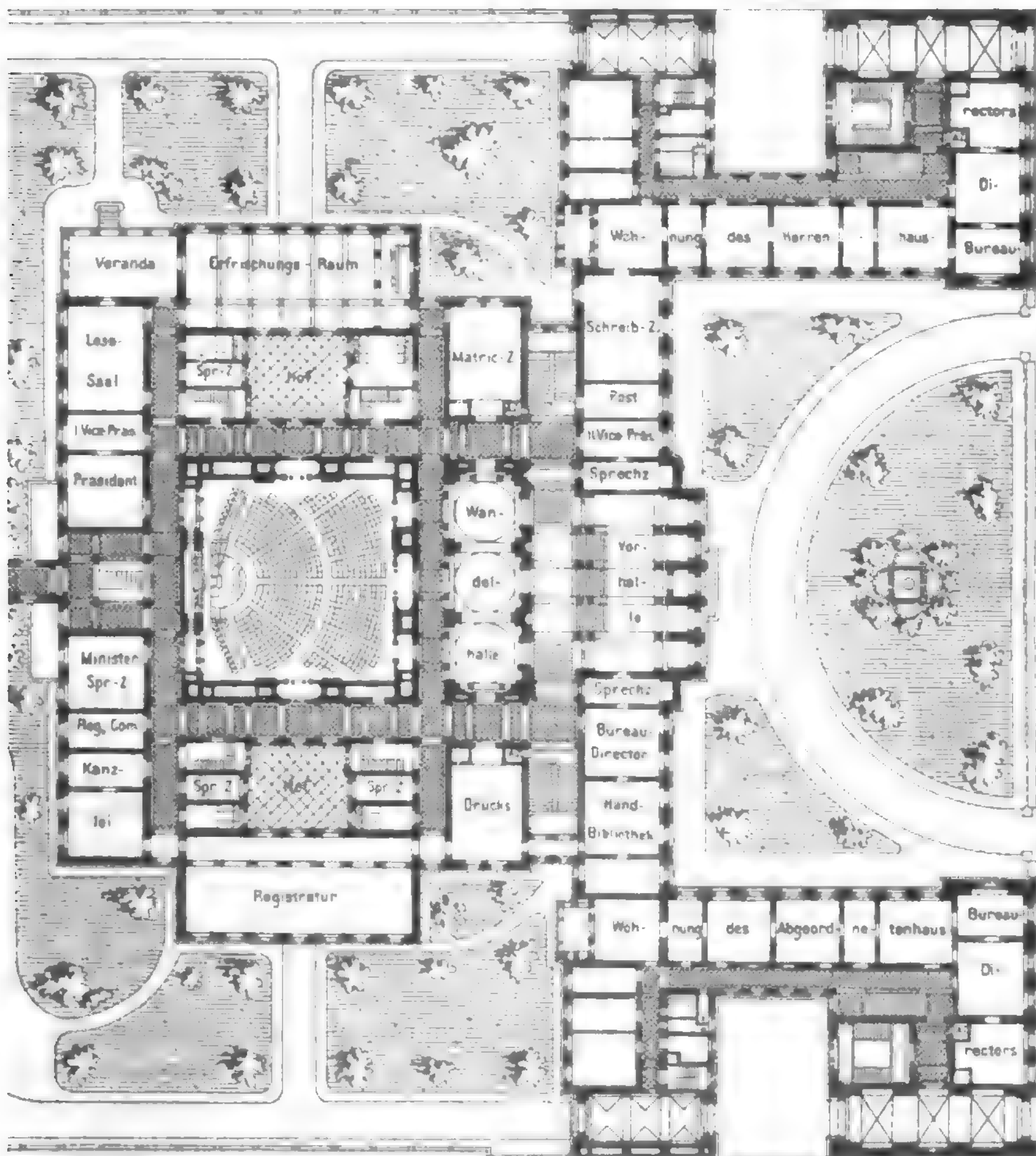
---

\*) Vgl. über die Eiben (*Taxus baccata*) Brandenburgia I, 90 und 151; VII, 252 und 488; VIII, 31; IX, 197 und 327; X, 14.

aber angezweifelt worden, weil man bei der Versetzung des stärksten Baumes Fundamentreste und Ziegelbrocken des 18. Jahrhunderts gefunden.

Es müsse hierbei erwogen werden, dass an der Leipziger Strasse das grosse Palais Dorville, welches „der patriotische Kaufmann“

Wohnhaus des Herrenhaus-Präsidenten.



Herrenhaus.

Wohnhaus des Abgeordnetenhaus-Präsidenten

Leipziger Strasse

J. E. Gotzkowsky 1759 erwarb und hier eine Porzellanmanufaktur errichtete, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stand. Hinter dem Dorvilleschen Palais lag zunächst ein im Barockstil angelegter Garten, dessen Grundriss noch bekannt ist, dann kam eine Grenzmauer und

hinter dieser ein grosser Lustgarten, ein Teil des grossen Laubwaldgeländes, welches sich einst von der Spree bis zum Landwehrkanal erstreckte und dessen Reste noch an den Palais-Gärten an der Königgrätzer Strasse, am Herrenhausgarten, an den zwei Gärten des Kriegsministeriums,



am Garten des Prinzen Albrecht u. s. w. erkennbar sind. Hierin kamen viele Laubbäume, höchst wahrscheinlich auch Eiben, wild vor. Seltener Laubschnecken, die hier in früheren Jahren angeblich gefunden sind, als *Helix hortensis*, *Clausilia lamina* und *nigricans* etc. be-

stätigen diesen laubwaldartigen Charakter. Nahe der erwähnten Grenzmauer stand die stärkere der beiden Eiben. Bereits bald, nachdem Friedrich der Grosse die Fabrik übernommen, wurde die letztere erweitert und hierbei die Mauer abgebrochen, worauf die Eibe Luft bekam und ihre Wurzeln ausdehnen konnte, so zwar, dass dieselben über altes Gemäuer hinüber wuchsen. Dann sind etwa in den vierziger Jahren des 19. Jahrhundert neue Anbauten gemacht, wiederum bis hart an die grosse Eibe heran, dabei können von neuem Ziegelbrocken unter dieselbe geraten sein.

Herr Geheimrat Schultze schloss hieran unmittelbar an, indem er bemerkte, dass er die Versetzung der beiden Eiben persönlich geleitet, dabei habe er unter denselben noch Mauerreste, z. Teil Rathenower Steine nicht mittelalterlichen Formats, gefunden und sogen. Muffeln d. h. Formen für den Brand des Porzellans bemerkt. Daraus schliesse er, dass die Bäume erst nach der Erbauung dieser Mauerreste gepflanzt seien; und selbst, wenn man annehme, dass die Bäume damals bei dieser ersten Verpflanzung 100 Jahre alt gewesen, komme für dieselben nur ein Alter von 250 Jahren heraus.

Herr Friedel wies noch auf das langsame Wachstum der Eiben und auf die grosse Dicke der einen hin. Nur ein Zählen der Jahresringe könne deren Alter entscheiden, dies sei aber nur nach Fällen und Durchsägen des Stammes möglich und dieses Unheil möge beiden Bäumen noch für Jahrhunderte erspart bleiben. Beide Veteranen haben übrigens, wovon die Teilnehmer der Versammlung sich überzeugten, die Verpflanzung gut überstanden und sehen — namentlich die jüngere sehr hoch und schlank gewachsene Eibe — in ihrem Wintergrünen zumal jetzt, wo die Vegetation erstorben scheint, prächtig aus.

Herr Geheimrat Schultze erläuterte hierauf, unterstützt von Herrn Baumeister Fiebelkorn, an der Hand von Grundrissen den Neubau.

Nach diesen einleitenden Worten schickte sich die Gesellschaft an, unter der Führung der genannten Herren die prächtigen Räume zu durchwandern. Von der Vorhalle ging es über eine zweiflügelige Treppe zum ersten Stockwerk empor, wo man zuerst die stattliche säulengeschmückte Wandelhalle betrat. Von hier gelangt man durch drei Türbögen, über denen treffliche Bronzereliefs den Blick auf sich ziehen, in den Plenarsitzungssaal, der mit seiner hellen eichenen Täfelung, seiner einfachen, gediegenen und praktischen Ausstattung einen behaglichen Eindruck macht. An den Wänden sieht man die Marmorbüsten der früheren Präsidenten, sowie Bismarcks und Roons. Auch die links gelegenen Bureauräume und den rechts vom Sitzungssaal befindlichen Erfrischungsraum betraten wir. Diesen schmückt eine hübsche Wandbekleidung, die in reicher Halbe'scher Lederarbeit die Wappen preussischer Städte zeigt. Zu dem Erfrischungsraum gehört auch eine Veranda, die

einen hübschen Blick nach dem Abgeordnetenhaus bietet. Beide Gebäude sind übrigens durch einen gedeckten Gang verbunden, in dessen Mitte Räume für die Minister und Regierungskommissare liegen.

Der Gesellschaft war in liberalster Weise der Zutritt zu allen Räumen gestattet. So sahen wir den Lesesaal, die Arbeitsräume für die Präsidenten und Regierungsvertreter, das Schreibzimmer u. s. w. Auch die Privatwohnungen der Präsidenten der beiden hohen Häuser durften wir besichtigen. Sie liegen in den beiden Seitenflügeln des Vorderhaus über denjenigen der Bureau-Direktoren und stossen in einem grossen gemeinsamen Festsaal zusammen. Die innere Einrichtung mit der Fülle von Ölgemälden und Fresken, den modernen, in einem schlichten Stil gehaltenen Möbeln, den prächtigen Kronleuchtern, der reichen Täfelung, den schweren Renaissancebuffets der Speisezimmer erweckten allgemeines Interesse.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

**Schönerlinde** (N.-Barnim) Schützenfest. In jeden Jahre wird hier am 2. Sonntag nach Pfingsten das Schützenfest gefeiert. 7 Uhr morgens wird, wie ich am 14. Juni d. J. auf Radlertour nach dem Liepnitzsee zu beobachten Gelegenheit hatte, das Fest mit Trommelschlag und Trompetenschall angekündigt. Als ich um 3 Uhr nachmittags heimkehrte, waren die Schützen gerade dabei, einen aus Holz in riesigen Dimensionen angefertigten Adler mit Krone und Reichsapfel durch Büchsenstüsse stückweise von seiner hohen Stange herunterzuschliessen. Jeder Festteilnehmer hat bei Beginn des feierlichen Aktes 1 Mark zu erlegen. Dann werden die Körperteile des Vogels der Reihe nach bestimmt, in welcher sie herunter geschossen werden. Für jedes Glied ist eine Prämie ausgesetzt. Doch ist der Vogel dermassen solide gebaut, dass eine ganze Anzahl von Schüssen erforderlich ist, ihm einen Körperteil abzuschliessen; so besteht der Rumpf aus einem starken Eichenstubben und jeder Flügel aus mehreren starken Bohlen. Die Schützen treten in bestimmter Reihenfolge an und wer schliesslich das Glied herunter-schiesst, welches an der Reihe ist, bekommt eine Prämie. Wer beim Schiessen nach der Krone den Preis gewinnt, ist Schützenkönig; doch dürfen sich an dem Königsschiessen nur Eingeborene beteiligen, damit die Schützenwürde im Dorfe bleibt. Das Schiessen dauert etwa eine Stunde, denn mancher Schuss geht manchem wohl manchmal vorbei. O. Monke.

---

**Aberglaube.** Einen neuen Beweis für die Verbreitung des Aberglaubens in der Nähe von Berlin lieferte eine Verhandlung vor der zweiten Strafkammer des Landgerichts II gegen die unverehelichte Rosalie G. wegen

Diebstahls. Die Angeklagte diente im verflossenen Jahre in Dyrotz, einem Dorf bei Potsdam, und sollte ihrem Dienstherrn 31 Mark entwendet haben. Vor Gericht erzählte sie folgendes: Sie habe zu ihrem Brotherrn in einem Verhältnisse gestanden, das nach ihrer Hoffnung mit einer Ehe abschliessen sollte. Dann habe sie aber befürchtet, dass die Liebe ihres Dienstherrn zu ihr erkaltete, und deshalb habe sie zu einem Sympthiemittel gegriffen, das ihr von einer klugen Frau als unfehlbar bezeichnet worden sei. Sie müsse, so war ihr gesagt, Geld von ihrem Angebeteten heimlich an sich bringen, es mit ihrem eigenen Geld vermischen und beides in ein Läppchen wickeln, das von einem alten, von ihr getragenen Hemd herrihre. Dies Päckchen müsse mit Zwirnsfäden neunmal kreuzweise verschnürt und in die Tasche des Geliebten heimlich hineingesteckt werden. Sie habe das alles getan, das Päckchen in die Jackettasche des Brotherrn gesteckt und somit nicht gestohlen, sondern selbst noch Geld geopfert. Die erhoffte Wirkung sei aber ausgeblieben und sie habe den Dienst verlassen müssen. Der als Zeuge geladene Dienstherr glaubte sich allerdings zu entsinnen, dass er eines Tages einen unverhofften Fund in seiner Rocktasche gemacht habe. Die Umhüllung habe er achtlos fortgeworfen und das Geld verbraucht. Nach dieser Bekundung beantragte der Staatsanwalt die Freisprechung der Angeklagten und der Gerichtshof erkannte dementsprechend.

T. R. 18. I. 1903.

**Aus dem mittelalterlichen Berlin.** Eine Fundgrube von Überresten aus früheren Jahrhunderten bildet gegenwärtig die Kaiser-Wilhelmstrasse, in der ein neuer Notkanal gebaut wird. Die bis sechs Meter tiefe Baugrube erstreckt sich quer durch das alte Berlin. Von der Burgstrasse aus, wo die Fundamente eines zur Sicherung der Stadt an der Spreeseite errichteten Festungsturms freigelegt sind, ist man auf zahlreiche Baureste gestossen. Zwischen der Rosen- und der Neuen Friedrichstrasse sind angekohlte Balken und Schuttmassen gefunden, vermutlich vom grossen Brande des Jahres 1380, während dem fast ganz Berlin in Asche gelegt wurde. Ferner sind auch an jener Stelle die Reste eines „Einbaums“ ausgegraben worden. Starke fünfzöllige Planken, die bogenförmig ausgeschnitten sind, scheinen von dem Glockenstuhl einer Kirche herzurühren, vielleicht der zweiten Parochialkirche (Kirche zu St. Marien). Diese Annahme findet eine gewisse Bestätigung durch die Lage des Fundortes der beiden Planken gegenüber der Marienkirche. Nach dem grossen Brande wurden verschiedene Häuser aufgeführt. Aus dieser Zeit stammen zahlreiche freigelegte Fundamente, bestehend aus Felsblöcken, sogenannten Findlingen und dreissigpfündigen Ziegelsteinen; diese riesigen Bausteine sind nur bei den ältesten Gebäuden in Berlin verwendet worden. Die Lage der Fundamente zeigt die ehemalige Baufluchtlinie der früheren Papenstrasse, die zu jener Zeit eine schmale Gasse von kaum drei Meter Breite gewesen sein muss. Auch nahe der Neuen Friedrichstrasse sind noch Balken und Fundamente aufgefunden worden.

Ich selbst habe in den Aushubmassen in der Kaiser Wilhelmstrasse und Burgstrasse viele mittelalterliche Gefässreste, unglasiert,

hart gebrannt, schwarzgrau, zum Teil geriefelt, desgl. viele Knochen, meist Schwein, und Fischgräten bemerkt.

November 1902.

E. Friedel.

**Berliner Stadtbefestigung des 17. Jahrhunderts.** Unter der Spitzmarke „Ein Stück vom alten Berlin“ ging eine Nachricht durch die Presse, wonach bei den Kanalisationsarbeiten in der Münzstrasse ein aus Kalkstein errichtetes unregelmässiges Mauerwerk aufgefunden ist, welches in einer Länge von 20 Meter die Richtung der genannten Strasse verfolgt und dann nach dem ehemaligen Festungsgraben abschwenkt. Die daran geknüpft Vermutung, dass es sich um den Rest eines ehemaligen Vorwerkes der im Jahre 1308 um Berlin angelegten Festungswerke handele, bestätigt sich, wie von unterrichteter Seite gemeldet wird, nicht. Es handelt sich vielmehr um Substruktionen der alten kurfürstlichen Festungswerke von 1670. In den mittelalterlichen Befestigungen von Berlin und Köln ist übrigens niemals, wie dort, Rüdersdorfer Kalkstein verwendet, dessen Transport viel zu umständlich war, sondern nur Feldstein oder rotgebrannter Backstein.

Berlin, 28. 5. 1903.

E. Friedel.

#### **Kirchenzucht in Schwedt a. Oder.**

„Nachdem durch eine üble Gewohnheit, theils Leuthe zu Schwedt, wan Sie in die Kirche kommen, Anstadt dass Sie daselbst Singen, Bethen undt das heylige Wortt Gottes anhören sollen, Sich dem Schlaffe soforth ergeben, dabenebst auch högst Ergerlich das mancher seine Hunde mit in die Kirche laufen lassen dahero dan nettig befunden zu Abhellffung dessen allen einen gewissen Kirchenwecker und Hundeausjager anzunehmen und zu bestellen, Worzu Sich der David Schulze gebrauchen zu lassen angegeben. Alss ist demnach gemeltet Schulze zum auffwecker und Hundeausjager bei den Kirchen in Schwedt auff ein Jahr von dato anzurechnen, Ordentlich angenommen, Undt bestellet, Undt zwar dergestalt und also, dass derselbe Sobald Sich der Gottesdienst daselbst anfähet, Er sich soforth in der Kirchen einzufinden schuldig seyn soll, Uemb die Schlawenden Leuthe, es sey Unterm Gebeth, Singen Oder Predigt mit aller Behutsamkeit undt ohne Beschimpffung derselben, damit nicht ein Gelächter und Aergernus daraus entstehe, auffzuwecken, welches dann mit Anklopfung an die Bänke mit einem Stock geschehen kan. Undt zwar da der Schlafende sitzt Oder in der Gegend desselben, damit nicht zugleich ein Wachender und Unschuldiger mitbeschämert werde. Was die Hunde, welche in die Kirche kommen, betrifft, So müssen selbe, Sobald Sie in die Kirche kommen, mit der Peitzschen ausgejaget und davon nicht verabsäumet werden, wohenkegen demselben vor solche Bemühung Eine freye Zelle im Hospitahl, alle drey Jahr einen schwarzen Tuchenen Rock aus der Cämmerey undt alle Quartahl Achtzehn Groschen aus der Kirchen zur Belohnung gereicht werden sollen, Im übrigen, wen er sein Amt mit Fleiss verrichten wird, So soll Er nach Befinden ferner beibehalten Undt Ihm Gebührender Schutz geleistet werden.“

Verordn. des Markgrafen von Schwedt 1695.

**St. Jürgen zu Berlin.** Dem von Herrn Pfarrer Wegener verfassten 54. Jahresbericht der Gemeinde zu St. Georgen (Berlin 1902/03) entnehmen wir folgende geschichtliche Einleitung:



St. Georgen hat mit St. Nicolai und Marien die älteste Geschichte im kirchlichen Berlin und von diesen dreien die reichste an Wechseln und Gegensätzen.

Als Nothelfer siedelte sich St. Jürgen in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts bei den Aufgegebenen an, lebte Jahrhunderte lang in Dürftigkeit und Dunkel und wurde erst vor ca. 200 Jahren mit etwas Ackerland von märkischer Magerkeit ausgestattet — aber so manche Sand- scholle vor den Toren Berlins ist mit den Jahren ertragsreicher, als Weiz- boden geworden, und so kam es seit fünfzig Jahren, dass der demütige Heilige sich manchmal von der Seite als Emporkömmling musste betrachten lassen.

Es war zuerst sehr gut, dass seine Gemeinde, diese Schar der Müh- seligsten und Beladensten, winzig war und blieb — im eben verflossenen Jahrhundert wurde gerade für St. Georgen der Ausdruck Massenparochie erfunden, und das viele Aufteilen von Gemeinden fing bei der geistlichen Mutter der Königstadt an.

Gegenwärtig hat St. Georgen eine Seelenzahl, die man als normal für alle Gemeinden Berlins wünschen möchte (aus Besorgnis für die neue Bartholomäusgemeinde setzte man sogar die Lietzmannstrasse als Grenze, während der erste Blick auf die Parochienkarte die Gollnowstrasse als die natürlichere erkennen lässt) — aber weit über Verhältnis hinaus wird wegen der Grösse und günstigen Lage seiner Friedhöfe und wegen der vielgelobten und erbaulichen Schönheit seines Gotteshauses St. Georgens Dienst bei Beerdi- gungen und Trauungen, auch wohl zu Konfirmationen in Anspruch genommen.

Den Hospitalschurz hat einst der Ritter St. Jürgen angelegt — jetzt schwindet mit dem alten Hospitalgebäude das letzte Erinnerungszeichen an jene charakteristische Vergangenheit; durch Vertrag mit dem Magistrat ist nämlich der ganze Kirchplatz und zu Strassenbauzwecken auch etwa neun Zehntel vom Baugrunde des genannten Gebäudes in Eigentum und Ver- waltung der Stadt übergegangen.

## V e r z e i c h n i s

der zur **St. Georgen-Parochie** gehörigen Strassen etc.

---

<p><b>A</b>lexanderplatz  <b>A</b>lexanderstrasse 1—14 a, 24—71  <b>A</b>lexanderstrasse, Kleine, 9—24  <b>B</b>lumenstrasse 76—84  <b>D</b>ragonenstrasse 7—43  <b>E</b>lisabethstrasse 13—54  <b>F</b>rankfurterstrasse, Kl., 13—25  <b>G</b>eorgenkirchplatz  <b>G</b>eorgenkirchstrasse 27—38  <b>G</b>renadierstrasse 8—39  <b>G</b>ruenerstrasse  <b>H</b>irtenstrasse 11 a—23  <b>K</b>aaiserstrasse  <b>K</b>aiser Wilhelmstrasse 16—21  <b>K</b>atharinenstrasse  <b>K</b>eibelstrasse 9—36  <b>K</b>önigsgraben</p>	<p><b>K</b>önigstrasse, Neue, 27—66  <b>K</b>urzestrasse  <b>L</b>andsbergerstrasse 40—88  <b>L</b>andwehrstrasse 15—33  <b>L</b>ietzmannstrasse 1—15  <b>M</b>agazinstrasse  <b>M</b>ünzstrasse  <b>P</b>renzlauerstrasse 17—48  <b>R</b>ochstrasse 1—6, 15—19  <b>S</b>chendelgasse 1—5  <b>S</b>chicklerstrasse 3—5  <b>S</b>chillingstrasse 21—39  <b>S</b>chönhauserstrasse, Alte, 31—50  <b>S</b>chützenstrasse, Alte  <b>D</b>irksenstrasse 4—40  <b>S</b>tadtbahnbogen 93—131  <b>W</b>adzeckstrasse 1—10 a.</p>
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

**Nauener Stadtmuseum.** Der Zugang zum Museum in der Kirchgasse hat nunmehr auch einen passenden dekorativen Schmuck erhalten. Während bereits über der Tür zum Archiv ein Goethesches Citat prangt: „Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren“, haften unsere Augen beim Eintritt in das Allerheiligste, das die Sammlungen birgt, auf den Wahrspruch: „Was Du erforschest, hast Du mit erlebt.“ Als Verfertiger dieser beiden, in gotischen Buchstaben ausgeführten Wahrzeichen, die dem vorher ziemlich nüchternen Zugang ein freundliches, einladendes Gepräge verleihen, wird uns Herr Malermeister Rumpf genannt, der in uneigennütziger Weise seine Kunst in den Dienst der Wohlfahrt gestellt hat.

Unter den neuen Eingängen befinden sich wiederum viele wertvolle Bücher, Zeitschriften und Dokumente. Als Stifter lesen wir die Namen der Herren Rentier Krebs, Fruboese-Bredow, Wilhelm Rindorf, Ackerbürger Raue, Ackerbürger W. Neye und Uhrmacher Kollmorgen. Letzterer stiftete ausserdem eine „Feldflasche“ des 24. Regiments aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Bezeichnung Flasche ist auch nur ein Adoptivbegriff; dieses Trinkgeschirr präsentiert sich uns als ein hölzernes Gefäss mit abnehmbarem Mundstück und sieht wohl eher einem Astrachaner Kaviarfässchen ähnlich, als der Feldflasche eines preussischen Grenadiers.

Die Herren Ökonomierat Stolze-Neukammer, Domnitz, Feldstrasse Zibale jun. und Sekundaner Wolff lieferten eine Serie Münzen, der Verein für die Geschichte Berlins sowie Herr Rentier Wassmann mehrere preussische Thalerscheine. — Die von Herrn Ökonomierat Stolze gestiftete Gedenkmünze wurde im Jahre 1844 in Berlin geprägt aus Anlass der dort stattgefundenen ersten Gewerbeausstellung. Der die Rückseite zierende Wahlspruch: „Vorwärts mit deutschem Fleiss und deutscher Kraft“ ist nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen.

Wichtige Funde sind wieder in der nächsten Umgebung Nauens gemacht worden. Ein Steinbeil, ein selten schönes Stück aus Feuerstein (Fundort: Schweinsteig, an der Bredow—Perwenitzer Chaussee), kam von Herrn Lehrer Seibt in Grünefeld; ein Steinbeil sowie eine versteinerte Muschel (Fundort: Finower Feldmark) von Herrn Otto in Flatow. Das Horn eines Auerochsen und ein Stück aus der Krone eines Elches (Fundort: Havelländisches Luch) sind von befreundeter Seite dem Museum überlassen worden.

Die in einer der letzten Versammlungen von Museumsfreunden sich gebildete Ausgrabungskommission hat auch schon ansprechende Erfolge aufzuweisen. Als bisheriges Ergebnis der Nachforschungen, die sich fast ausschliesslich auf die nähere Umgebung Nauens beschränkten, sind zu betrachten eine wendische Kornmühle, ein Schlüssel (dessen hohes Alter man an dem anhaftenden blauen Edelrost erkennt), grössere Bruchstücke von Urnen, teilweise mit Ornamentierungen versehen, an denen das Alter und der Ursprung der Stücke sich wohl feststellen lassen dürften.

Summarisch müssen wir des Raumes wegen noch die Gegenstände zusammenfassen, die eingegangen sind von den Herren Töpfermeister Wolff (eine Kachel aus dem 17. Jahrhundert), W. Hader (eine Perkussionsbüchse

mit komplettem Zubehör sowie einen Hirschfänger der Nauener Bürgerwehr), Ackerbürger Raue (eine Topflaterne und eine Geldkatze), A. v. Knoblauch Pessin (eine aus Messing getriebene Leuchterlampe mit Ölspeisung), Valentin-Paulinenaue (einen Brustbohrer für Tischler etc., wie er ausgangs des 18. Jahrhunderts allgemein im Gebrauch war).

Was Menschenliebe zu schaffen vermag, zeigt uns die Sammlung, die der Leiter der Berliner Blindenschule, Herr Direktor Kull, dem Museum überwiesen hat. Man kann hiernach ermessen, dass man dauernd bestrebt ist, den des Augenlichts beraubten unglücklichen Erdenkindern einigermaßen das zu ersetzen, was dem Gesunden gleichsam als Privilegium erscheint. Die Sammlung enthält u. a. Schreibtafeln für Braille-Schrift (nach dem französischen Blindenlehrer gleichen Namens), die in lateinischen Buchstaben durch erhabene Punkte auf dem Papier zum Ausdruck gebracht wird und von den Schülern durch das Darübergleiten mittels der Fingerspitzen entziffert wird, wie ja denn auch die Hauptaufgabe der Lehrer der obigen Anstalt darin besteht, das Gefühl ihrer Zöglinge ganz hervorragend auszubilden. Fibeln, Lesebücher und Zeitschriften reihen sich den Buchstabentafeln an. Wie der Anschauungsunterricht erteilt wird, sehen wir in Tonmodellen, wie Früchten, Tieren etc., verkörpert. Der geographische naturwissenschaftliche und physikalische Unterricht wird durch das oben beschriebene Punktsystem erteilt. Ein vorliegender Stadtplan von Berlin in dieser Ausführung erscheint allerdings den Laien kaum verständlich. Auch wie sich blinde Kinder in den Musstunden unterhaltend beschäftigen können, zeigen das wohl jedem bekannte Damenbrett, ein Lottospiel sowie das beliebte Glocke und Hammer. Den Erwachsenen ist Gelegenheit geboten, mit einem eigens konstruierten Kartenspiel einen solennen Bierlachs zu machen.

In einer längeren, in dem Werk „Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte“ zum Abdruck gebrachten, „Das Archiv der Stadt Nauen“ überschriebenen Abhandlung des Herrn A. Warschauer, Archivrat der Stadt Posen, wird der Bürgerschaft Nauens, die an der Geschichte ihrer Vaterstadt regen Anteil nimmt, eine Lobeshymne gesungen.

Zum Schluss des Artikels wird als Kuriosum ein wohl schon längst in Vergessenheit geratenes Spottgedicht auf Nauen erwähnt, das aus Privatbesitz in das städtische Archiv gekommen ist. Der Verfasser lebte zur Zeit Friedrichs des Grossen und ist wohl als Beamter, Lehrer oder sonst ohne sein Zutun nach Nauen gekommen. Die Schilderung, die er von der Stadt und ihren Bewohnern entwirft, ist übelwollend, stellenweise sehr derb und sogar unflätig. Wer heute in das nette, freundliche Städtchen kommt, dem die unmittelbare Nähe von Berlin den Schimmer einer höheren Lebensauffassung gegeben hat, ohne ihm den ruhigen und friedlichen Eindruck der Kleinstadt zu nehmen, wird gewiss den Worten, mit denen der Verfasser sein Pamphlet schliesst, nicht beistimmen können:

Genug, ich halte ein; denn der verdammte Ort  
Verdienet in der Tat nun wirklich mehr kein Wort.  
Soll ich von Rind und Schaf und alten Hütten schreiben,  
Die längst dem Einfall drohn? Nein, hierbei soll es bleiben.

Mit Seufzen schliess' ich denn; nur frag' ich mich allein:  
 Wie lange soll noch hier mein Ostrazismus sein,  
 In dieser Nachbarschaft tartarisch toller Polen?  
 Komm' ich nicht bald davon, muss mich der Teufel holen.“

Osthavell. Kreisbl., Mai 1903. (Auszug.)

Unter Führung des Herrn Museums-Kustos Eckler, der sich um die Gründung und Förderung des Stadtmuseums in unserm Vorortstädtchen Nauen die grösste Mühe gegeben hat und im Beisein des genannten Archivrats Herrn Dr. Warschauer besichtigte ich mit der Pflugschaft des Märkischen Provinzial-Museums am 7. Juni 1903 die wohlgeordnete Sammlung, überrascht über deren Umfang und geschmackvolle Ordnung. Die zahlreichen ethnographischen Gegenstände, welche für die Schuljugend wie für Erwachsene grossen Wert haben, kann ich hier nicht erläutern, weil sie mit der Provinz Brandenburg nichts zu tun haben.

E. Friedel.

**Goethesche Verse an der Alt-Landsberger Landstrasse.** An der Chaussee zwischen Alt-Landsberg und Straussberg steht zwischen den Kilometersteinen 27,5 und 27,6 eine Eiche, deren Stamm sich in Höhe von 3 m stark verästelt. Sie trägt eine einfache weissgestrichene Holztafel mit folgender Inschrift:

Senke freundlich, o Baum,  
 Die schattenden Zweige zur Erde.  
 Jedem, der sich dir nahet,  
 Säusele Kühlung herab.  
 Gieb den Zweifelnden Hoffnung,  
 Dem Müden stärkende Ruhe,  
 Und dem Liebenden gieb,  
 Dass ihm begegne sein Glück.

(Goethes Verse bei seinem Gartenhaus nahe der Ilm in Weimar.)  
 Alt-Landsberg, 18. 5. 1903.

Otto Monke.

### **Verunglückte Briefftauben in der Mark Brandenburg.**

A. Der Königl. Förster Herr Haberland zu Forsthaus Gorin bei Schönwalde, Kreis Niederbarnim, besitzt

- 1) einen jungen Wanderfalken, der noch nicht ganz flügge ist und etwa die Grösse einer Haustaube hat. Das Tier entging dem Tode, als der Horst vor einigen Tagen zerstört wurde; man fand es am nächsten Morgen auf einem Baumstumpf kauend. Vor ihm lagen, wohl gerupft und gesäubert der Schenkel einer Taube und ein Kramtsvogel, womit die Alten das Tierchen füttern wollten.
- 2) etwa 1 Dutzend Federn von Briefftauben, welche der Wanderfalke getötet hat. Die Federn sind sämtlich gestempelt; eine trägt den Stempel „Thorn“.
- 3)  $\frac{1}{2}$  Dutzend Messing- und Aluminium-Ringe, welche Briefftauben um das Bein trugen. Er fand die Ringe unter dem Horst.

B) Zu umstehenden Angaben des Herrn Rektor Monke vom 3. d. M. bemerke ich, dass das Märkische Museum den Ständer (Fuss) einer Brieftaube besitzt, welchen ich vom Gerippe einer vom Raubvogel geschlagenen Brieftaube abgelöst, woran sich ebenfalls ein Ring des Besitzers befindet. Von mir im Jahre 1901 gefunden auf der im Dehm-See bei Fürstenwalde belegenen Insel.

Berlin, 10. Juni 1903.

E. Friedel.

**Hammeltanz und Hahnenreiten im Havelland und in der Zauche.** In der Nummer des Osthavelländischen Kreisblattes vom Juni 1900 befindet sich die Ankündigung der Hammeltänze in Lietzow (Westhavelland) und Wansdorf sowie eines Hahnenreitens in Falkenrehde.

Ich bemerke dazu, dass das Hahnenreiten auch in der Zauche noch heute vorkommt. 1900 erhielt ich eine Einladung zum Hahnenreiten nach Elsholz bei Belitz.

Hammeltänze waren früher in Lietzow (bei Nauen) und Umgegend nicht üblich; wohl aber wurde in jedem Jahre am Sonntag nach Pfingsten ein „Tuchschieben“ (auch „Hutschieben“ genannt) abgehalten, wobei auf der festlich ausgeschmückten Dorfstrasse ein sogenannter Grossvaterstuhl und 2 Umschlagetücher ausgekegelt wurden.

Die Sieger im Kugelspiel wurden dann im Triumphzuge durch das Dorf getragen. Daran schloss sich eine Kneiperei, welche gewöhnlich in einer Prügelei ihren volkstümlichen Abschluss fand.

Otto Monke, Berlin, 1. 1. 1901.

**Zum Kapitel des „Toten Mannes.“** Der „Tote Mann“ bei Klein-Wekow östlich von Wollin (Hinterpommern). Vor etwa 40 Jahren wurde im Winter in der Nähe der von Klein-Wekow nach Pribberow führenden Landstrasse 50 Schritt vom Wege ein Mann namens Schönfeld tot aufgefunden. Er hatte einen Schlitten bei sich. Da Merkmale eines gewaltsamen Todes nicht vorhanden waren, nahm man an, dass der Mann erfroren sei. Im Volke jedoch erlosch der Verdacht, dass hier ein Verbrechen geschehen sei nicht ganz, und deshalb schichtete man, um die Erinnerung an den Vorfall wach zu erhalten, an der Stelle, wo man den Mann gefunden hatte, einen Reisighaufen auf. Noch heute werfen Vorübergehende ein Zweiglein darauf.

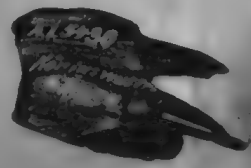
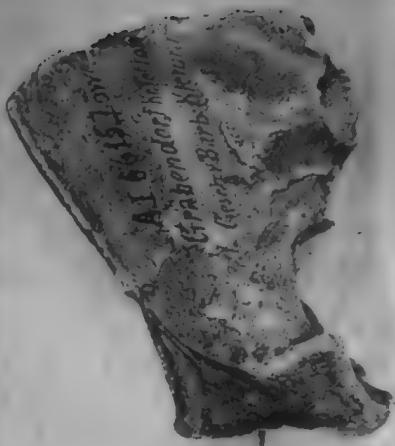
An der dänischen Küste heissen, wie Herr Dr. Görlitzer mitteilt, die Grabhügel der von der See angeschwemmten unbekanntenen Schiffbrüchigen allgemein „tote Männer“.

O. Monke.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.



## 17. (8. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. Februar 1904, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr  
im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXII her.

### A. Allgemeines.

I. Die neue Fassung der Satzungen, welche nötig ist wegen des Antrags auf Eintragung der Brandenburgia als Verein im Sinne der §§ 21, 24 flg., 55—79 des Bürgerlichen Gesetzbuchs wird in Gemässheit des § 33 der bisherigen Satzungen entsprechend einem übereinstimmenden Beschluss des Vorstandes und Ausschusses vom 18. Mai 1903 von sämtlichen anwesenden Mitgliedern genehmigt.

Gemäss § 37 der neuen Satzungen soll nunmehr die Eintragung der Gesellschaft in das Vereinsregister veranlasst werden.

II. Das Königlich Böhmisches Altertumsmuseum zu Prag hat unter dem 29. v. Mts. für unsere Jubiläums-Glückwünsche bestens gedankt.

III. Volkskunst und Volkskunde. Monatsschrift des Vereins für Volkskunde in München. Von dieser vortrefflichen, ansprechend illustrierten Zeitschrift lege ich Jahrgang 2 Heft 1. Januar 1904 vor und mache auf den trefflichen Leitartikel u. M. Robert Mielke „Volkskunde und Volkskunst“ S. 3 bis 6 besonders aufmerksam.

IV. Der Aufruf zur Gründung eines Bundes Heimatschutz liegt in einer neuen, nunmehr endgültigen, Fassung vor. Ich verweise auf das von mir Brandenburgia XII, 302, ausführlich Gesagte und empfehle den Bund Ihrer besonderen Aufmerksamkeit und Förderung. Im April wird eine konstituierende Bundes-Versammlung in Dresden stattfinden.

V. Kunstgeschichtliche Ausstellung der Thüringisch-sächsischen Lande zu Erfurt. Unter Bezugnahme auf die kurze Mitteilung Brandenburgia XII, 301, will ich nicht unterlassen hinzuzufügen, dass das Zustandekommen der interessanten, wohl gelungenen, auch für die Provinz Brandenburg wichtigen Schausstellung ganz vorzugsweise und in erster Linie der hingebenden Tätigkeit des Konservators für die Provinz Sachsen Herrn Dr. Döring zu verdanken ist, dessen ausserordentliche Verdienste wir auch an dieser Stelle in jeder Beziehung gern anerkennen wollen.

### B. Persönliches.

VI. Eine Fahrt ins Wunderland. Reisebilder v. F. W. Körner. Berlin-Verlag von Thormann & Goetsch. U. M. Herr Franz Körner schildert in dem lebhaft geschriebenen, mit zahlreichen Bildern ausgestatteten, für seine Freunde und Bekannte bestimmten Buche seine Erlebnisse auf der im vorigen Frühjahr bis nach Ober-Ägypten ausgedehnten Reise, von welcher er u. A. die aus Hornstein gefertigten Eolithe, Palaeolithe und Neolithe von den Schotter-Terrassen auf dem linken Nil-Ufer über der Gräberstadt von Theben gegenüber Luksor mitbrachte (vgl. S. 112), welche wir als merkwürdige Parallelstücke zu unseren ältesten steinzeitlichen Menschenspuren kürzlich mit grossem Interesse betrachtet haben. Als Führer und Ratgeber wird die Schrift, von der wir ein Exemplar der Güte des Verfassers verdanken, manchem unter uns nach verschiedenen Richtungen hin von Nutzen sein können.

VII. Genealogisches. Es ist kein blosser Zufall, dass mir zur Vorlage in der Brandenburgia seit der letzten Sitzung nicht weniger als fünf Zusendungen geworden sind, welche sich auf die Familiengeschichte und die Pflege der Familienzusammengehörigkeit beziehen. Auch ist dies ein erfreuliches Ergebnis unserer heimatkundlichen Bestrebungen, denn erst die Familie macht den Grund und Boden den wir bewohnen, zur engeren und eigentlichen Heimat.

a) Aufruf zur Begründung einer Zentralstelle und eines Vereins für deutsche Personen- und Familiengeschichte, versendet durch den Geschäftsführer des Vereins Herrn Rechtsanwalt Dr. Hans Breymann, Leipzig, Neumarkt 29. Ich beziehe mich auf das von mir in der Brandenburgia unlängst bereits Gesagte und lege den Satzungsentwurf vor, das dankenswerte Unternehmen Ihnen angelegentlichst empfehlend.

b. Familiengeschichtliche Blätter für adelige und bürgerliche Geschlechter. Herausgegeben von Freunden der Familiengeschichte. Ich verweise auf den Aufruf des Herrn Hermann von Dassel im Jahrgang XII unserer Brandenburgia und lege die Nummern 1—6 der neuen schätzenswerten Zeitschrift vor, die inhaltlich



sehr reich und für die weitere Entwicklung des familiengeschichtlichen Unternehmens recht viel versprechend erscheint. Die Adresse des Schriftleiters ist bis auf weiteres Chemnitz, Zschoppauerstr. 115.

c. Klemms Archiv. Mitteilungen aus der Familien-Geschichte. Herausgegeben von dem Verbands Klemmscher Familien, Nr. 14, Pforzheim, den 1. Januar 1904, Schriftleiter Herr Redakteur Max Klemm, Buchdruckerei-Besitzer in Pforzheim. — So weit geht also der genealogische Eifer, dass selbst bürgerliche Familien eigene lediglich für ihre internen Beziehungen bestimmte Zeitschriften herausgeben. Für uns Berliner ist das Heft 14 nicht unwichtig, weil es die seit 1584 in Berlin nachgewiesenen Namensverwandten aufführt.

d. Die Familien Schönermark. Vortrag bei der Zusammenkunft von Vertretern der Familien von Schönermark bzw. Schönermark am 26. September 1903 zu Berlin gehalten von Erich Schönermark, Bürgermeister zu Seesen im Harz. Erfreuliches Zusammenwirken der bürgerlichen und adeligen Träger desselben Namens. Manche Beziehungen weisen auf die Grafschaft Ruppin und die Prignitz hin. Im Regierungsbezirk Potsdam gibt es 4 Ortschaften Schönermark (Kreis Angermünde, Prenzlau, Ost-Prignitz, Ruppin).

e. Genealogisches Handbuch Bürgerlicher Familien. Elfter Band. Berlin 1904. Verleger u. M. Herr Bruer, Herausgeber u. M. Regierungs-Assessor Dr. jur. Bernhard Körner. Was ich zum Lobe der früheren Bände in unserer Brandenburgia gesagt, kann ich vollinhaltlich hinsichtlich des neuesten Bandes wiederholen. Das verdienstliche Unternehmen ist gleichzeitig Organ des am 18. Januar 1902 in Dresden begründeten „Roland. Verein zur Förderung der Stammkunde“. Ich empfehle dringend, dass sich auch die Familien der Mitglieder unserer Brandenburgia diesen familiengeschichtlichen Bestrebungen anschliessen. Besonders interessant ist der vorliegende Band, weil er die Geschichte der Familie Körner umfasst. Das Brustbild des berühmtesten Mitglieds, des Dichters von Leier und Schwert schmückt das Titelblatt.

VIIa. Am Grabe unsers verstorbenen 2. Vorsitzenden Kgl. Schulrats Professor Dr. Carl Euler fand am 7. d. Mts. auf dem St. Johannes-Evangelist-Kirchhof, Barfus-Strasse, unter Beteiligung auch von Seiten unserer Gesellschaft, die Enthüllung eines Denksteins statt, welchen die deutsche Turnerschaft dem für das Turnwesen begeisterten Ehrenmitgliede gestiftet hat.

### C. Naturgeschichtliches.

#### VIII. Eolithisches, Palaeolithes, Neolithisches.

a. in meiner dies zeitgemässe Thema berührenden Mitteilung vom 23. September 1903, Brandenburgia XII unter Nr. XXI sind leider

mehrere Druckfehler stehen geblieben. Z. 17 von oben muss lauten „mündenden Flüssen durch die den letzteren eigentümlichen“. — Zur Verdeutlichung bemerke ich nochmals folgendes. Auf die nordische, marine Yoldia-Periode unserer Ostsee, folgte eine Absperrung des mittleren Teils derselben vom Meer und infolgedessen eine sehr starke Aussüßung dieses Beckens durch die gewaltigen einmündenden Flüsse: das ist der Ancyclus-See. Bei dieser Gelegenheit gelangten aus den schwedischen und pommerschen Küstenströmen u. A. zwei charakteristische Süßwasserschnecken in den Ancyclus-See. Erstlich *Neritina fluviatilis* L. Diese hat sich im Laufe der Jahrtausende zu einer eigenen Species ausgebildet, von Sven Nilsson, *Historia Molluscorum Sueciae* S. 94 als variet.  $\beta$  minor subunicolor nigrofusca aut obsolete variegata\*) gekennzeichnet. Es ist dies eine Kümmerform, welche niemals in die Flüsse geht und sich in ihrer Gestaltung fortpflanzt, also eine gute Art sowohl im Sinne Linnés wie Darwins. Zweitens eine eigenartige Schlamm- und Schlammschnecke aus der *Gulnaria*-Gruppe zwischen *Limnaea ovata* Draparnaud und *L. peregra* stehend, welche beiden Schnecken in den schwedischen und pommerschen Küstengewässern vorkommen. Diese *Limnaea* (*Lymnaea*) *balthica* Nilsson wird diagnostiziert als „*L. testa ovata, subperforata, rugosostriata, brunneo-virescente, sub-erosa, spira brevi acutiuscula, anfractibus quatuor, apertura ovata, subampliata; columellae plica distincta*“. Auch diese Form hat sich zu einer sich selbst erhaltenden guten Art ausgebildet zusammenlebend mit *Neritina balthica* und *Paludinella balthica* auf Tang und Steinen. Sie geht nie in die Flüsse und unterscheidet sich von den nächsten Verwandten in den Flüssen schon ganz äusserlich durch die derbere Schale, welche als ein Ergebnis des Daseinkampfes mit den Wellen und Brandungen des Meeres aufzufassen sein wird.

Umgekehrt sind aus der folgenden marinen *Litorina*-Periode der Ostsee, nachdem diese vorüber war und wieder eine stärkere, wenn auch nicht völlige Aussüßung erfolgte, mehrere der Ostsee eigentümliche schalentragende Weichtiere entstanden und bis heut erhalten: *Tellina balthica* L. aus der Nordseemuschel *Tellina solidula* Pult. und *Mya balthica* mihi (die im Lauf der Zeiten eigentümlich entwickelte Ostseeform) aus der Nordsee-Muschel *Mya arenaria* L. Ebenso eine kleine zierliche Deckelschnecke aus dem Formenkreis der nordseeischen Schnecke *Hydrobia ulvae*, welche Nilsson *Hydrobia balthica* genannt hat. Diese drei marinen *balthica*-species sind gleich den vorgedachten zwei fluviatilen *balthica*-species durchweg Miniatur-

\*) Var.  $\beta$  ad litora maris balthici, fucis et lapidibus adhaerens, procul interdum ab ostiis fluviorum. a. a. O. S. 94.

formen der betreffenden Nordsee-Tiere, welche niemals in die stark-salzige, ihnen nicht zuträgliche Nordsee gehen.

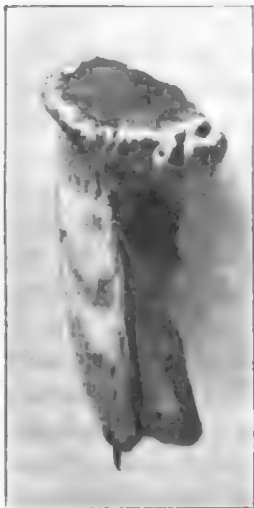
Wenn ich von der Yoldia-Periode sagte, dass die Ostsee damals eine Verbindung mit dem Eismeer hatte, so will ich hinzufügen, dass die Ansichten über den Verbindungsweg hier auseinandergehen. Früher nahm man allgemein eine Depression in Finland und Russland an. Jetzt sind hervorragende Forscher der Ansicht, dass die Verbindung nach dem nördlichen atlantischen Ozean quer durch Schweden stattfand in der Richtung der südschwedischen Senke aus der Gegend von Gefle und Stockholm über den Wetter- und Wener-See bis zum Kattegat und Skagerag. Hierfür spricht die heut in diesen Seen noch lebende nordische Relikten - Fauna (Credner, Über die Entstehung der Ostsee S. 25).

Die Spuren der mit den Litorinen-Schichten im wesentlichen identischen Scrobicularia-Schichten habe ich westlich bis zum mecklenburgischen Anteil des Saaler Boddens nahe dem mecklenburgischen Fischland, binnenwärts des letzteren, verfolgt.

Nach gefälliger Mitteilung des Herrn Professor Wilhelm Deecke in Greifswald ist im Rosental bei dieser Stadt die Scrobicularia-Schicht in 4 bis 5 m Tiefe unterm Gelände durch den um die Erforschung der Gegend wohlverdienten, sehr eifrigen Naturforscher cand. phil. Klose erbohrt. Dies stimmt mit meinen Beobachtungen vollkommen. Als in den 70 und 80er Jahren die Stromrinne des Ryck zwischen Greifswald und Wieck ausgetieft wurde, um grösseren Seeschiffen, namentlich Dampfern, Zufahrt bis in den Hafen der Universitätsstadt zu gewähren, musste die unter dem Grunde des Stromes liegende Scrobicularia-Schicht ausgebaggert werden und sind ungeheure — durchaus unvermischte — Massen derselben zu Tage gefördert und Jahr für Jahr von mir untersucht worden. Darin fand ich, wie angegeben, nur Altertümer der Steinzeit. Inzwischen haben sich die Verhältnisse des Untergrundes des Ryck-Flusses vollkommen verändert. Meist wird, und zwar schon seit Jahren nur Unrat und von der See bei südöstlichem Winde hinein getriebener Sand ausgebaggert. Dabei quillt aus der beiderseitigen Scrobicularia-Schicht gelegentlich durch die Druckwirkung auch aus dieser noch Material in den Ryck bzw. in die Baggereimer, aber diese wenigen Spuren sind mit neueren und neusten Ablagerungen regelmässig verunreinigt.

Für die Chronologie und die abweichende Stellung der Geologen untereinander hierzu ist der Fund einer Hirschhornhacke nicht ohne Interesse, den Herr Professor Deecke in meiner und Herrn Kloses. Gegenwart am 30. Juni 1903 machte. Ich bilde das Stück hier ab, zumal ganz ähnliche Funde steinzeitlicher Herkunft auch in der Mark Brandenburg gemacht sind.

Die Hacke, Märk. Mus. II. 23 339, ist an der längsten Stelle 11 cm lang, die Durchbohrung ist sehr roh ausgeführt und 1,8 mm weit. An der Spitze ist das Stück ausgehöhlt und hat hierin, was sehr archaisch ist, offenbar ein Steinkeil gesessen. Das kleine Stück wiegt, obwohl einiges abgebröckelt ist, 125 gr. Das ist sehr viel, eine gewöhnliche Hirschhornhacke dieser Grösse wiegt etwa 20 bis 25 gr weniger. Die Schwere ist aber erklärlich, da das Stück mineralisiert, nahezu versteinert ist. Auch dies spricht für ein hohes Alter. Ich kann dies Werkzeug oder diese Waffe nur mit den ältesten parallelen Funden der schweizerischen steinzeitlichen Pfahlbauten bezw. mit den dänischen Kjökkenmöddingen und den schwedischen sogen. Küstenfunden zeitlich in Übereinstimmung bringen.



Dies ergibt ein Alter von mindestens 4 bis 5000 Jahren. Professor Deecke hatte die Güte, mir hinsichtlich der Hirschhornhacke unter dem 18. v. M. folgendes zu schreiben: „Was die Rosentalartefakte angeht, so ist der Kies und Torf mit den Hirschresten jünger als die Scrobicularia-Schicht. Wir haben gebohrt; 4–5 m unter der Oberfläche liegt erst das Scrobicularia-Niveau. Der Kies mit den Knochen, von denen ich ja in Ihrer Gegenwart ein Stück (die Hirschhornhacke) sammelte, ist eine ganz späte Bildung, nachdem die Litorina-Senkung bereits vorbei war.“

Hieraus folgt, dass die kimbrische Flut, wie sie Herr Professor Geinitz schildert, mit der Litorina-Senkung nicht gleichalterig sein kann,

† dass die letztere vielmehr erheblich älter sein muss.

Das schliesst aber nicht aus, dass, wie Geinitz übrigens ja selbst andeutet, auch in quasi-historischer Zeit grosse Überflutungen mit Landverlust stattgefunden haben, welche die Bevölkerung der schleswig-holsteinschen, mecklenburgischen und neuvorpommerschen Küsten einschliesslich Rügens zu Auswanderungen veranlassten.

Es ist mir gegen Geinitz erst heut Abend wieder eingewendet worden, dass die Bezeichnung kimbrische Flut nicht auf die Ostsee passe, da die Kimbern (Cimbern) an der Nordsee sassen. Den Namen der Cimbern trägt, wie Tacitus (Germania 37) sagt, eine Völkerschaft, klein an Zahl, aber von grossem Ruhm, von der Gesandte zu Augustus kamen. Das Volk wohnte im äussersten Norden Germaniens am Ozean, nach Plinius und Ptolemäus auf der Nordspitze des nach ihm benannten Cimbrischen Chersonesus, im heutigen Jütland. Hiernach kann man annehmen, dass die Kimbern auch bis zur nordwestlichsten Ostsee reichten und da bei grossen Sturmfluten die Jütische Halbinsel durchbrochen worden ist, so

kann man für die Ostküste Jütlands, Schleswig-Holsteins, Mecklenburgs und Neuvorpommers auch ganz wohl von kimbrischen Fluten sprechen.\*)

b) Neue palaeolithische und eolithische Funde habe ich am 14. und 21. v. M. in den tiefen Kiesgruben (jetzt verlassen) der ehemaligen Mörtelwerke in Westend-Charlottenburg am Südennde der Linden-Allee in 25 bis 30 m Tiefe in den untersten diluvialen Sanden gemacht, welche ich seit mehreren Jahren und zwar als sie noch abgebaut wurden, besucht. Es sind, wie Sie sehen, bearbeitete palaeolithische Feuersteine mit primitivster Schartung und echte eolithische, die nicht bearbeitet sondern zerarbeitet erscheinen, durch Klopfen und Stampfen. In dem Decksande des Westender Diluvialplateaus bis Fürstenbrunn hin finden sich die bekannten, auch in der Brandenburgia wiederholt vorgelegten Facettensteine (von Berendt „Dreikanter“ genannt), welche ihre eigentümlichen scharfen Kanten und täschchenförmigen Ausschliffe dem Sandflug verdanken. In den älteren Sanden darunter finden sich einzelne grosse Blöcke, die man in der beregten Sand- und Kiesgrube nicht gefördert, vielmehr liegen gelassen hat. An der Sohle dieser Grube finden sich kleinere Steine und grobe Kiesadern, in denen nicht selten einzelne Exemplare der für die unteren Diluvialsande als Leitfossil geltenden Deckelschnecke *Paludina diluviana* Kunth von mir gefunden wurden. In diesen tiefsten Gerölllagen, 25 bis 30 m unter dem Facettensteine führenden Decksande sind von mir die vorliegenden Eolithe gesammelt.

c) Im übrigen verweise ich bezüglich der Neolithe, Palaeolithe und Eolithe noch besonders auf meine ausführlichen, mit zahlreichen Abbildungen versehenen Mitteilungen in der demnächst erscheinenden Jubiläums-Festschrift II, welcher die seit 1902 gemachten neusten Entdeckungen auf diesem die Palaeontologie und Geologie ebenso wie die Altertumskunde und Urgeschichte des Menschen gleichmässig angehenden Gebiete als Nachtrag angeschlossen werden.

IX. Nils Olof Holst: Moränen und Eiszeitbeobachtungen. Om skrifkritan i Tullstorptrakten och de båda moräner, i hvilka den är inbäddad. Sveriges Geol. Undersökn. Ser. C. No. 124. 23 S. 8<sup>o</sup> Stockholm 1903. Besprochen im Geologischen Centralblatt Jahrg. 1903. — In Schonen wird bei Tullstorp Schreibkreide abgebaut, die nur aus riesigen bis 850 m langen, 300 m breiten und 15 m mächtigen, im Diluvium eingebetteten Schollen besteht, in denen man Geschiebekies und sogar, bis 6 m tief, Bruchstücke von Hirschgeweihen gefunden hat. Verf. betrachtet seine Ausführungen als Einwurf gegen den Interglazialismus. Die untere Moräne sieht er als Grundmoräne an, die obere dagegen nur als eine aus den unteren Teilen des Inlandeises

\* Vgl. Kaspar Zeuss: Die Deutschen und ihre Nachbarstämme 143, 151.

stammende Innenmoräne. Verf. führt eine Menge Gründe dafür an, dass die obere Moräne keine selbständige Grundmoräne ist.

Zu diesen Ablagerungen gehört auch der Sand von Rixdorf, dessen grosse Ausbreitung und Mächtigkeit in Verbindung mit den Lagerungsverhältnissen (Sand mit grobem Kies und Gerölllagern wechselnd; unzählige Diskordanzen) deutlich ergeben, dass diese Bildung glazial ist. Welche Ströme hätten wohl in einer nicht glazialen Zeit in einer Ebene so mächtige und so grobe Gerölllager absetzen können? Die Fauna im Rixdorfer Sand ist eine Mischfauna, tritt ausschliesslich oder mindestens vorwiegend in gröberem Sande auf und muss sekundär sein.

Diesen Ausführungen kann ich auch aus zoologischen und biologischen Gründen nur beitreten. Es werden Reste vom Moschusochsen und grönländischen Rentier mit Rothirsch und Elch in einer und derselben Ablagerung dort gefunden. Diese Tiere können unmöglich zur selben Zeit an derselben Stelle gelebt haben.

Der Artikel schliesst mit den Worten: „Der vorliegende Einwurf gegen den Interglazialismus will beweisen, dass die beiden Moränen einer und derselben Eiszeit angehören. Die Moränen aber sind die wichtigsten unter den glazialen Bildungen. Wenn nun diese nur für eine einzige Eiszeit Zeugnis ablegen, sollten dann nicht auch die sogen. unteren glazialen Bildungen selbst, recht gedeutet, ein etwas anderes Zeugnis ablegen als bisher?“

X. H. Conwentz: Einige in Westpreussen getroffene Massnahmen zum Schutz der ursprünglichen Pflanzenwelt. Ich lege den interessanten, auf der 25. Wanderversammlung des Westpreussischen Botanisch-Zoologischen Vereins zu Konitz am 29. Sept. 1902 gehaltenen Vortrag Ihnen vor, desgleichen:

XI. H. Conwentz: Grundlinien zu einem Vortrag über den Schutz der Schwedischen Landschaft mit ihrer Pflanzen- und Tierwelt, den der unermüdliche Verfasser am 22. Januar 1904 in der schwedischen Gesellschaft für Anthropologie und Geographie zu Stockholm gehalten hat, und verweise im übrigen nochmals auf unsere eigenen Schutzbestrebungen und den Heimatschutzbund, der in Dresden in einigen Wochen hoffentlich hinsichtlich ganz Deutschlands ins Leben treten wird.

XII. Prof. Dr. Alfred Kirchhoff: Bericht der Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland während der Geschäftsjahre 1901—1903 erstattet auf dem XIV. Deutschen Geographentag in Köln im Jahre 1903.

Auch in diesem Abschnitt sind die Arbeiten rüstig fortgeschritten. Unsere Brandenburgia geht folgende Nachricht S. 267 an.

Allerseits wird eine aus Berlin uns zugehende Nachricht freudig überraschen: dort ist anlässlich der Feier des zehnjährigen Bestehens der von unserem Kommissionsmitglied für die Mark, Geheimrat Friedel, so tatkräftig geleiteten Gesellschaft für Heimatskunde der Provinz Brandenburg ein Ausschuss aus dem Schoss der Gesellschaft gebildet worden, um eine im Stil der „Bavaria“ auszuarbeitende mehrbändige „Landeskunde der Provinz Brandenburg“ zu schaffen. Die Kosten derselben sind auf 50000 M. veranschlagt und grossenteils bereits gesichert.

Die Obmänner für die einzelnen Bezirke, in welche die Central-Commission Mittel-Europa zur Pflege der landeskundlichen Interessen eingeteilt hat, sind gegenwärtig die folgenden:

- Prof. Hahn (Königsberg) für Ost- und West-Preussen,
- Prof. Credner (Greifswald) für die übrigen baltischen Reichsteile.
- Prof. Partsch (Breslau) für Schlesien und Posen,
- Prof. Ruge (Klotzsche bei Dresden) für Sachsen,
- Geheimrat Friedel (Berlin) für Brandenburg,
- Prof. Kirchhoff (Halle a. S.) für die westlicheren Gebiete Nord-Deutschlands bis zur westfälischen Grenze,
- Prof. Jostes (Münster) für Westfalen,
- Prof. Kan (Amsterdam) für die Niederlande und Belgien,
- Prof. Pahde (Crefeld) für die deutschen Rheinlande bis zur pfälzisch-badischen Grenze,
- Prof. Weigand (Strassburg) für Elsass-Lothringen,
- Prof. Brückner (Bern) für die Schweiz,
- Prof. Neumann (Freiburg i. B.) für Baden,
- Prof. Sapper (Tübingen) für Württemberg,
- Prof. Regel (Würzburg) für das bayrische Rhein- und Main-Gebiet,
- Prof. Götz (München) für das bayrische Donau-Gebiet,
- Prof. Penck (Wien) für Österreich.

Der Vorsitzende, unser Ehrenmitglied Professor Kirchhoff, welcher wegen Überbürdung sein Ehrenamt niederlegen wollte, hat sich erfreulicherweise auf allseitige Bitte der Obmänner bestimmen lassen, dasselbe beizubehalten.

XIII. Chamisso in Greifswald. Unter diesem Titel hat unser Mitglied Professor Krause in Greifswald in Nummer 5 und 6 von „Für Stadt und Land“ Unterhaltungs-Beilage zur Greifswalder Zeitung vom 2. und 9. Februar 1904 zwei hiermit vorgelegte Aufsätze eingesendet, welche, hochinteressanten Inhalts, namentlich die naturwissenschaftlichen Studien besprechen, die Ch. in Karstens Archiv Bd. VIII 1823 unter dem Titel „Untersuchung eines Torfmoores bei Greifswald und ein Blick auf die Insel“ niedergelegt hat.\*) Ch. war im Juni 1823 von Berlin zu Fuss nach der alten Universitätsstadt marschiert und

---

Vgl. meine Mitteilung: Vorgeschichtliche Altertümer aus den Nachlass des Dichters Adalbert von Chamisso. Brandenburgia IX. S. 494—501.

nach 3 Tagen daselbst angelangt. Das Torfmoor ist im Rosental auf dem linken Ryck-Ufer unweit der Mündung belegen und dasselbe, welchem die heut unter Nummer VIII beschriebene Scrobicularien-Schicht und die Hirschhornhacke, beide altalluvial, angehört. \*) Auch sonst enthält Prof. Krauses Mancherlei über die näheren Freundschafts- und Lebensverhältnisse des liebenswürdigen Dichters, der am 19. Juli, nachdem er noch Rügen, insbesondere die Kreideufer von Jasmund und Wittow besucht, die Rückwanderung nach Berlin antrat.

Wir sind unserm geehrten Mitglied auch vom Standpunkt brandenburgischer Heimatkunde für seine Veröffentlichung zu besonderem Danke verbunden.

XIV. F. C. Fontane geb. Werner: Wie man in Berlin zur Zeit der Königin Luise kochte. Ein gastronomischer Beitrag nach den im Jahre 1795 niedergeschriebenen Aufzeichnungen. Berlin 1903, F. Fontane & Co. — Kochkunst ist in verschiedenen Beziehungen angewandte Naturkunde — Mineralogie — Botanik — Tierkunde u. s. w., so wolle man entschuldigen, wenn ich dieses interessante Dokument zur Haus- und Wirtschaftsflöhe in der Zeit unserer Vorfahren um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert unter „Naturkundliches“ einreihe. Es ist durchaus irrig zu glauben, dass man damals nach Urväterart schlicht und einfach lebte, im Gegenteil eher zu üppig und zu übermütig, wie in allen Verhältnissen von Staat, Volk und Familie bis der grosse Bruch von 1806 kam, der das Land auf lange Zeit verarmen liess. Der Gerichte sind, wie sie aus dem 231 Seiten starken Buch ersehen, gar viele, darunter manche recht raffinierte. Man ass übrigens nicht bloss sehr gut in Berlin, sondern trank auch entsprechend, ebenfalls oft recht sehr über die ökonomischen Verhältnisse hinaus. Die Verfasserin der vorliegenden Sammlung Auguste Wilhelmine Friedérique Charlotte Fontane geb. Werner war die dritte Frau von Pierre Barthélemy Fontane, dem späteren, 1820 in Berlin verstorbenen Kabinettssekretär der Königin Luise. Näheres darüber hat dessen Enkel, unser Ehrenmitglied Theodor Fontane, in seinem Buche „Meine Kinderjahre“ (vergl. Seite 2) erzählt. Herausgeberinnen sind Frau Jenny Sommerfeldt geb. Fontane (Wittwe des ehemaligen Besitzers der Apotheke Ecke Cöpenicker- und Michael-Kirchstrasse) und Frau Elise Weber geb. Fontane. Wir billigen gern die Schlussätze des Vorworts: „Und so möge denn dieser Beitrag beim Leser des 20. Jahrhunderts in zweifacher Hinsicht freundliche Beachtung finden: als kulturhistorisches Dokument und als praktischer Ratgeber in vielen Fragen der delikaten und deliziösen Zubereitung von schmackhaften Speisen.“

\*) Vgl. auch Brandenburgia XII, S. 327 flg.



Wir laden unsere weiblichen Mitglieder recht sehr ein, nach dem Luise-Kochbuch gelegentlich praktische Versuche zu machen.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XV. Denkmalsschutz in Bayern, vgl. Amtsblatt des Königlichen Bayerischen Staatsministeriums des Innern vom 3. Januar 1904. Wir geben nachstehend die in diesen Ministerialentschlüssungen gegebenen „Richtpunkte“ für Erlassung ortspolizeilicher Vorschriften nach Art. 101 Abs. 3 des bayerischen Polizeistrafbuch:

1) Die alten Befestigungswerke mit ihren Gräben, Stadtmauern, Toren, Türmen und sonstigen Zubehörungen sind tunlichst zu erhalten; für jede bauliche Änderung an denselben ist baupolizeiliche Genehmigung zu fordern.

2) Bauliche Veränderungen im Innern oder am Äußern sonstiger Gebäude von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung sind der polizeilichen Genehmigung zu unterstellen. Hierbei wäre zu bedingen, dass bei dem Umbau oder bei der Veränderung solcher Bauwerke dem Stile und Charakter derselben Rechnung zu tragen ist.

3) Bei allen Neubauten oder Umbauten in der Nähe der Befestigungswerke oder in der Umgebung von Gebäuden der in Ziff. 2 bezeichneten Art soll gleichfalls dem Charakter dieser Bauwerke tunlichst Rechnung getragen werden. Dabei wäre besonders darauf zu achten, dass der Neubau in den Massverhältnissen sich passend in das Gesamtbild einfüge und auch im Aufwand der Einzelmotive und Schmuckformen die alte Umgebung nicht beeinträchtige. Zur Vermeidung von Störungen im Stadtbilde soll ferner die Form und das Eindeckungs-material der Dächer beachtet werden.

4) Die Erhaltung schöner Ortsstrassen und Platzbilder ist zunächst bei der Ziehung der Baulinien im Auge zu behalten, wobei natürlich auf die Herrschaft des Lineals verzichtet werden muss. Im übrigen soll bei Neubauten, speziell in den älteren Teilen der Ortschaften, die tunlichste Rücksichtnahme auf die heimische Bauweise, wobei wieder die Form und die Eindeckung der Dächer in Betracht kämen, zur Pflicht gemacht werden.

5) Für sonstige Neubauten, namentlich in neuen Bauanlagen, würde es genügen, wenn im allgemeinen auf die Forderungen der Ästhetik verwiesen wird; auch können Vorschriften über den Verputz des ordinären Rohmauerwerks und über die zulässige Steilheit der Mansarddächer nur begrüsst werden.

Hervorgehoben seien ferner noch die Bestimmungen der Ministerialentschlüssungen, nach denen von den Distriktsverwaltungsbehörden unter Benehmen mit den Landbauämtern die Anlegung eines Ver-

zeichnisses der in ihrem Bezirke vorhandenen geschichtlich oder architektonisch beachtenswerten Baudenkmäler verlangt wird. Den Verwaltungen der mittelbaren Gemeinden soll ein Auszug aus diesem Verzeichnisse mit entsprechender Anweisung übersandt werden. Ist eins dieser Baudenkmäler in Gefahr, so sind sofort die erforderlichen Einleitungen zu treffen und gleichzeitig die Königliche Regierung sowie die Generalkonservatorien der Kunstdenkmäler Bayerns zu benachrichtigen.

XVI. Gruppe, Oberlehrer a. D.: Über einen misslungenen Kulturversuch König Friedrich Wilhelms. Unter diesem Titel behandelte u. M. im Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg am 13. Jan. 1904 den denkwürdigen Versuch Friedrich Wilhelms I. das freie Havelbruch bei Brandenburg zu kultivieren. Während dem landesväterlichen Herrscher die Urbarmachung des havelländischen Luchs so wohl gelungen war, scheiterte hier die völlige Durchführung der Wiesenkultur an dem Widerspruch der Gebrüder von Rochow. Dem interessanten gedruckten Bericht entnehmen wir mit Zustimmung die nachfolgenden Stellen:

Das vom Havelluch im Norden, vom Havelbruch im Süden und von der Havel im Westen umschlungene Havelland wird von König Alfred d. Gr. etwa um 888 Äfeldan, in der Stiftungsurkunde Ottos d. Gr. vom Jahre 949 Heveldûn genannt, was Havelsandhügel heisst. Während der nördlich der Havel gelegene Teil aus Ost- und Westhavelland besteht, heisst der südliche Teil, die Zauche, urkundlich im Jahre 1173 Sûcha und umfasst das ganze Land, das dar ligget zwischen dem havebrücke und der havele (wie es im kurmärkischen Lehnscopialbuche vom Jahre 1320 heisst). Da dieses Land sehr wasserreich ist, kann der Name Sûcha nicht, wie Berghaus will, vom wendischen sûchy = trocken abzuleiten sein, sondern wird wohl, wie v. Ledebur meint, aus sûtga = Südgau entstanden sein.

Westlich wird die Zauche von den Wäldern der Neustadt Brandenburg abgeschlossen, nämlich dem Rehhagen, niederdeutsch Reckhane, wonach das dabeiliegende Dorf genannt ist, und der flachen oder blachen Heide; südlich wird sie vom Havelbruche begrenzt, welches zwischen Golzow-Pernitz im Osten und Grüningen-Wollin im Westen „das freie Havelbruch“ heisst.

Dieses freie Havelbruch wurde, soweit die Urkunden Aufschluss darüber geben, von jeher als gemeinschaftlicher Markwald von der Neustadt Brandenburg, den Ziesarschen Amtsdörfern Grüningen und Wollin, sowie von Golzow, dem Sitze der Familie von Rochow, und Pernitz zu Holzung, Hütung und Jagd benutzt. Es befinden sich in ihm sehr viele kleine Sandhügel, welche alle auf alten Flurkarten und in Urkunden besondere Namen führen, die meist mit dünke zusammengesetzt sind, woraus später dunk wurde. Dieses Wort dün-ke ist nichts weiter als eine Verkleinerungsform des dün, wie es in Heveldûn auftritt, und heisst also Sandhügelchen. So finden sich neben Ziesdunke die Namen Schepsdunk, Ravedunk, Horstdunk, Langedunk, Mesdunk-Moosdunk, Werdunk oder Berndunk. Ausserdem gibt es noch zahl-

reiche horste, welches bebuschte Erhebungen sind, wie Melkhorst, Berghorst, Wolfshorst u. a. m. Einer dieser Hügel heisst der Borgstall.\*)

Als der Begriff des Markwaldes aus dem Rechtsbewusstsein der Umwohner geschwunden war, vom 16. Jahrhundert ab, masste sich der Mächtigere das grössere Eigentumsrecht an, und so hatte die Neustadt Brandenburg einen schweren Stand, ihre dokumentarisch ältesten Rechte gegen die v. Rochow und die Ziesarschen Amtsdörfer Grüningen und Wollin, die vom Staate vertreten wurden, zu wahren und zu verteidigen.

XVII. Teltower Kreiskalender 1904. Herausgegeben vom Verlag des Teltower Kreisblatt (Rob. Rode). Preis 50 Pf.

Unser in der Brandenburgia so oft ausgesprochener Wunsch, dass auch in unserer Provinz recht viele Kreiskalender nach dem Vorbild anderer Provinzen herausgegeben werden möchten, erfüllt für 1904 unser südlicher Nachbarkreis, dank den vorsorglichen Bemühungen des Herrn Landrats von Staubenrauch, in mustergiltiger Weise. Der Kalender ist recht gut illustriert. Aus dem reichen Inhalt seien erwähnt: Röchling: Die Schlacht bei Grossbeeren; Heider: Der Teltow-Kanal und ergänzend hierzu Dr. F. Solger: Die Geschichte des märkischen Bodens und die Knochenfunde beim Bau des Teltow-Kanals — Ernst Klein. Templerorden in der Mark. — Ekkert: Die Müggelberge. — Spatz: Ein märkischer Eulenspiegel (Hans Clawert). — Wenn wir Eins vermissen, so ist es ein Inhaltsverzeichnis. Im übrigen rufen wir mit Hinblick auf 1905 bereits jetzt: vivat sequens.

XVIII. Vier Wandteppiche von ca. 1680 bis 1704, brandenburgische Kunstweberei, im Hohenzollern-Museum (Einnahme von Stettin 1677, von Stralsund 1678, von Rügen 1678 und Schlacht bei Fehrbellin) sind von unserem Mitglied, Herrn Hofkunstweber Ziesch auf das Mühsamste, aber auch höchst wohl gelungen, ausgebessert und von unserem Mitglied, Kunstmaler Conrad Astfalk für das Deutsche Haus auf der am 1. Mai d. J. in St. Louis zu eröffnenden Weltausstellung auf eigens zubereiteter Leinwand gemalt worden. U. M. Herr August Förster, auf dessen eingehenden Aufsatz in der Voss. Z. ich dieserhalb verweise, macht auch auf diese Kunstwerke aufmerksam. Herr Astfalk hatte die Güte, mir seine Reproduktionen, für welche unser Kaiser die Tennis-Halle des Monbijou-Gartens eingeräumt, dort zu zeigen.\*\*)

### E. Abbildungen.

In der St. Nikolai-Kirche zu Spandau, berühmt dadurch, dass Kurfürst Joachim II. hier\*\*\*) am 1. November 1539. das Abendmal in beiderlei

\*) Vgl. über anscheinend denselben „Borgstall“ und die Seltenheit der Bezeichnung „Burgstall“ in unserer Provinz überhaupt meine Angabe Brandenburgia XII, S. 10.

E. Fr.

\*\*\*) Zu vergl. Brandenburgia, VIII, 264, 265, IX, 256 und 369—374, sowie XII, 370.

\*\*\*\*) Oder in der Schlosskirche zu Spandau.

Gestalt nahm und dadurch seinen Übertritt zum Protestantismus bekundete, sind auf dem Triumphbogen neben dem Gekreuzigten rechts und links die holzgeschnitzten Figuren der Heiligen Jungfrau und des Apostel Johannes wieder angebracht worden, welche dem Märkischen Museum inzwischen zur Aufbewahrung mit Eigentumsvorbehalt übergeben waren. Als Teilnehmer der Einweihung des durch Herrn Stadtbauinspektor und Privatdozenten Stiehl farbenprächtig und stilgerecht wiederhergestellten Gotteshauses am 13. Dezember v. J. konnte ich die schönen Kunstwerke wieder an Ort und Stelle bewundern. Herr Oberpfarrer Recke, unser lebenswürdiger Führer bei dem Besuch der



Brandenburgia in der Kirche am 7. September 1901 (Brandenburgia X, 215) hat die Güte gehabt, mir zwei Photographien der gedachten Figuren zu schenken. Ich reiche die beiden Aufnahmen herum und überweise sie hiermit gleichzeitig der Bildersammlung des Märkischen Museums.

XX. Robert Mielke: Elfenbeinschnitzereien. Mit 21 Abbildungen in Nr. 26 der Weiten Welt vom 19. Februar 1904, S. 891—896, prächtige Arbeiten des 17. und 18. Jahrhunderts.

XXI. Der Steintrog im Park zu Babelsberg, den ich kürzlich besprochen, ist von unserm, auf dem Gebiet der Heimatkunde photographisch mit geschicktester Hand tätigen Mitglied Herrn Otto Hasselkamp in Potsdam, wie Sie ersehen wollen, von vier Stellungen aus photographiert worden. Eine dieser Aufnahmen wird hier oben wiedergegeben.

Herr Hasselkamp hat diese Aufnahmen im Januar nur mit grosser Mühe und Zeitaufwendung machen können — aber das Werk lobt auch seinen Meister.

XXII. Die alte Kutscherkneipe, Ecke der Königgrätzer- und Prinz Albrechtstrasse, zu Berlin, welche auf fiskalischem Gelände errichtet, vor wenigen Jahren abgebrochen ward, ist durch Herrn Otto Hasselkamp am 3. November 1900 noch rechtzeitig auf die lichtempfindliche Platte gebracht worden. Sie sehen das alte einstöckige Häuschen „Zum alten Potsdamer Keller“ von Wilhelm Wendt trefflich wiedergegeben.

XXIII. Herr Kustos Buchholz machte folgende Mitteilung über Erinnerungsbänder:

Vor einigen Jahren ist hier die im Märk. Museum vorhandene Sammlung von Vivatbändern vorgelegt und besprochen worden. Inzwischen sind noch 2 weitere Bänder dieser Art eingegangen, die ich mit den ältesten der früheren Vorlage zusammen zur Ansicht bringe.

Das eine Band ist mit denselben Versen bedruckt, wie das in Band IX S. 502 beschriebene („Zittere, falle, beuge dich für den grossen Friederich pp.“), aber das Bild ein ganz anderes. Ein in den Wolken schwebender weiblicher Genius hält in der Linken einen Schild mit dem Namenszug F. R. und sendet mit der Rechten Blitzstrahlen herab auf die Wappenschilder von Österreich, Russland, Frankreich und Schweden. Unten steht der Preuss. Adler auf einem Viktoriaschild, in dem das Russische Wappenschild umfällt. „Zorndorff, den 25. August 1758.“

Das zweite Band zeigt eine Trauer-Pyramide mit dem Preussischen und Braunschweigischen Wappen und den Daten: „August Wilhelm Prinz v. Preussen etc., geb. den 9. Aug. 1722, gest. in Oranienburg, d. 12. Juni 1758.“ „Friedrich Frantz Prinz von Braunschweig etc., geb. d. 8. Juni 1732, in der Aktion bey Hohkirchen geblieben d. 14. October 1758.“ Unter der Pyramide: „Zwey Helden klagen Preussens Staaten p. p.“

Das Museum besitzt nun an Vivatbändern aus der 7 jährigen Kriegszeit 7 von 1757, 6 von 1758, 2 von 1760 und 2 von 1763. Alle diese Bänder sind lediglich zur Verherrlichung Friedrichs des Grossen, seiner Feldherren und seiner Siege hergestellt, es sind Vivatbänder im engsten Sinne des Worts. Die von 1757 scheinen überhaupt die ersten und ältesten dieser Art, wenigstens in Preussen, zu sein. In den 1770er Jahren kommen solche Bänder mit Bezug auf Familienfeste schon mehrfach vor und gegen Ende des 18. Jahrhunderts scheint es schon allgemeiner Gebrauch gewesen zu sein, zu Familienfesten, namentlich Hochzeiten, solche Bänder als Erinnerungsbänder zu verteilen, ein Gebrauch, der sich bis nahe zur Hälfte des 19. Jahrhunderts fortsetzt.

XXIV. Herr Kustos Buchholz: Dem Märk. Museum sind durch Herrn Körner die hier ausgestellten 4 vom Orientaler Max Rabes vor etwa 20 Jahren aufgenommenen Skizzen zugegangen, die einige kleine Partien der verrufensten Gegend Alt-Berlins darstellen, nämlich der Gasse „An der Königsmauer“. Im Mittelalter und im 16. Jahrhundert existierte diese Gasse nur als freie Kommunikation innerhalb der Stadtmauer von der Georgenstrasse (jetzt Königstr.) bis zum Heil. Geist-Hospital. Sie war nach aussen von der Stadtmauer, nach der innern Stadt zu von den Gärten und Hinterhäusern der Klosterstrasse begrenzt. Als die Stadtmauer in Folge der Anlegung der weiter hinausgeschobenen Festungswerke in den 1670er Jahren für die Stadtverteidigung überflüssig geworden war, wurde minderbemittelten Leuten der Bau von Buden und Häusern unter Benutzung der Stadtmauer als Hintergrund gestattet. Da aber die Kommunikation überhaupt nur eine Breite von 7—9 Meter hatte und eine Gasse von wenigstens 3 Meter frei bleiben musste, so blieb für die Anlage von Häusern nur eine Tiefe von 4 bis 6 Meter. Natürlich konnten so nur solche Wohnungen errichtet werden, die nach hinten weder Luft noch Licht hatten und da ein irgend bemittelter Hausstand sich mit solcher Unterkunft nicht begnügen konnte und nur die ärmsten Leute auf solche Wohnungen reflektierten, so entsprach auch die Bauanlage, die Einrichtung und Ausstattung der Häuser den ärmsten Verhältnissen. Kein Wunder, wenn sich mit der Zeit nur noch der Auswurf der städtischen Bewohner in dieser Gasse bebaglich fühlte und sich dort das hässlichste und widerlichste Stück der Berliner Sittengeschichte abspielte. Ja die Gasse erhielt im Jahre 1839 eine Art öffentliches Privileg auf jene Zustände, indem die Polizeibehörde die bis dahin in allen Stadtteilen geduldeten Bordelle auf Beschwerden der verschiedenen Adjacenten aus ihren bisherigen Häusern nach der Königsmauer verwies, wo denn auch auf der Klosterstrassen-Seite einige Lokale mit reicheren Einrichtungen entstanden. Als aber 1845 die öffentlichen Häuser überhaupt aufgehoben wurden, verwandelte sich ihr Inhalt in die Form der heimlichen Prostitution und liess sich in fast allen Häusern der Königsmauer nieder. Wir haben leider keine Photographien oder sonstige Bilder, die eine annähernde Vorstellung von dem Aussehen und dem Treiben in dieser Gasse bieten. Es scheint, als wenn sich kein Photograph oder Maler zu Aufnahmezwecken hingewagt hat; anständige Personen durften sich überhaupt dort nicht sehen lassen, ohne schwere Belästigungen von den Frauenzimmern zu erleiden, die in auffälligen dekolletierten Trachten auf den hühnerstiegenähnlichen Haustreppen sassen oder aus den Fenstern lugten.

Erst Ende der 1870er Jahre wurde mit dem Durchbruch der Kaiser Wilhelmstrasse jenes Treiben ein wenig zurückgedrängt, bis in den 80er Jahren die völlige Aufhebung der Gasse erfolgte, und diese

nebst den Häusern an die Adjacenten von der Neuen Friedrichstrasse, bezw. der Klosterstrasse her verkauft wurden.

Der Verein jenes Stadtbezirks hatte 1884, als die seitens der Kaiser Wilhelmstrassen-Gesellschaft angekauften Grundstücke abgebrochen waren und noch frei lagen, einige Photographien aufnehmen lassen und dem Märk. Museum überwiesen. Auf einem dieser Bilder kann man wenigstens noch einen Blick auf 2 der Königsmauer-Häuser werfen, sonst stellen sie mehr die Hinterseiten der Kaiser Wilhelmstrassen-Grundstücke dar.

Die hier vorliegenden Rabes'schen Skizzen haben, wie es scheint, einige zuletzt dem Abbruch verfallenen Hauspartien zum Vorwurf, die aber immerhin ein Bild des baulichen Zustandes jener jetzt völlig verschwundenen Gasse bieten.

XXV. Dr. Paul Graffunder: Altgermanische Sagen aus der Mark. Wir hoffen den Vortrag in einem der nächsten Hefte bringen zu können.

XXVI. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

## 18. (10. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

**Sonntag, den 28. Februar 1904, vormittags 11 Uhr.**

Besichtigung der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste, Charlottenburg, Hardenbergstr. 33 unter gefälliger Führung der Hausverwaltung.

Nachdem die Teilnehmer sich versammelt hatten, nahm Herr Prof. Dr. Galland das Wort zu folgender Ansprache:

M. D. u. H.!

Die Hochschule für die bildenden Künste, in deren stattlicher Vorhalle Sie versammelt sind, zwecks Besichtigung der Unterrichts- und Sammlungsräume, ist mit der Königl. Akademie der Künste organisch verbunden. Dieses nunmehr über 300 Jahre bestehende, anfänglich kurbrandenburgische, dann königlich preussische Kunstinstitut dürfte wohl den Interessen auch unserer Gesellschaft für Heimatkunde besonders nahestehen.

Die alte historische Stätte Unter den Linden, die mit so vielen denkwürdigen Erinnerungen der Geschichte unserer Hauptstadt verbunden war, erwies sich bekanntlich den wachsenden Bedürfnissen einer modernen Kunsthochschule immer unzulänglicher, und es war wohl natürlich, dass man zunächst an einen Umbau des alten Gebäudes dachte. So haben schon im Jahre 1889 die Architekten der heutigen Bauschöpfung Kayser und von Grossheim ein Projekt nach den Dispositionen des Herrn Direktors Prof. A. von Werner für das ungefähr quadratische Terrain am Eingang der Linden ausgearbeitet. Von der Ausführung dieses palastähnlichen Baues mit vier ziemlich gleichmässig monumental gestalteten Fronten ist aber nicht weiter die Rede gewesen.

Als dann im Jahre 1896 die Königl. Akademie der Künste, die sich einst stolz die dritte in Europa, die erste in Deutschland nannte, das Jubiläum ihres 200jährigen Bestehens feiern konnte, da tauchte der Gedanke eines Neubaus mit stärkerem Nachdruck auf und zwar in Verbindung mit einem Charlottenburger Terrain, das dicht am Bahnhof „Zoologischer Garten“ gelegen, der Hauptstrasse (Hardenbergstr.) indes nur die Schmalseite als Front darbot.

Auf dieses fiskalische Terrain an der Stadtbahn bezog sich in der Tat auch die damals (20. Mai 1896) ausgeschriebene Konkurrenz für eine Gesamtanlage beider Hochschulen für die bildenden Künste und für Musik. Als Gesamtkosten wurde damals die Summe von 4,200,000 Mk. dem Anschlag zugrunde gelegt. Als Sieger gingen mit dem ersten Preise, ausser Kayser und von Grossheim, noch Baumeister Ad. Hartung hervor.

Es darf wohl als ein Glück betrachtet werden, dass man von jenem nicht völlig geeigneten Terrain bald nachher Abstand nahm und die beiden Hochschulen, räumlich von einander getrennt, an der jetzigen Stelle errichtete, wo eine wirklich monumentale Entwicklung der Hauptfront an einem freien Platze möglich war und wo dem vor allem berechtigten Wunsche nach einem grossen Aufwand von Licht und Luft besser als dort entsprochen werden konnte. Der neu ausgearbeitete Plan jener Architekten, die jetzt definitiv mit der Ausführung (die Baurat Adams leitete) betraut wurden, trennte die Hochschulen nicht nur räumlich, sondern auch künstlerisch. Ja, zu den beiden für sich dastehenden und auch verwalteten Gebäuden tritt noch als drittes, das gleichfalls mit der Akademie verbundene Institut für Kirchenmusik hinzu: ein Stück nordwärts, gleichfalls an der Hardenbergstrasse gelegen, ein kleines Eckgebäude in romanischen Stilformen aus rötlichem Sandstein errichtet.

Was die von uns zu besichtigende Kunsthochschule nun betrifft, so haben die Architekten eine einheitliche Aussenarchitektur nicht erstrebt,



vielmehr jeder der vier Seiten einen eigenen Aussencharakter verliehen. An der Hauptfront in gelblichem Sandstein mit plastischem Schmuck von Menzel, Hundrieser und E. Herter wird für den Beschauer die Erinnerung an einen Palast einer strengen Barockepoche wachgerufen. Ein turmartiger Mittelbau beherrscht hier — Eingangshalle und Aula darüber betonend — das Strassenbild. An der entgegengesetzten Seite, am Hippodrom, wo sich ganz niedrige Ateliers für Meisterbildhauer aneinanderreihen, sind dagegen romanische Bauformen zur Verwendung gelangt. Dazwischen gruppiert sich die vielgestaltige Anlage um einen mächtigen viereckigen Mittelhof von  $70 \times 75$  m. Innerhalb des letzteren wird Sie ein ganz aus Glas konstruiertes Atelier für Freilichtmalerei besonders interessieren. Um den architektonisch eigenartigen Hof liegen zunächst ringsherum die verschiedenen Lehrer- und Schülerateliers, sowie Verbindungsgänge. Der Vorderbau enthält, ausser der Vorhalle mit Treppenhaus, noch in der Hauptaxe einen Saal mit Gipsabdrücken im Erdgeschoss, Aula und Atelier des Direktors im Oberstockwerk. Daran schliessen sich seitwärts unterhalb Bibliothek und Dienstwohnungen, oberhalb Ausstellungssäle, Ateliers und Vortragssäle. Die Ateliers konnten so günstig angelegt werden, dass ca. 718 m Nordlicht-Ateliers vorhanden sind.

Die dicht benachbarte Hochschule für Musik veranschaulicht von vorn gesehen, etwa das fesselnde Bild einer monumentalen Kirchenfassade italienischer Hochrenaissance mit Säulen, Tempelgiebel und Kuppelkrönung dahinter. Seitwärts, an der Fasanenstrasse, weicht die schlichte Architektur der langen Fassade von der Opulenz der Hauptfront erheblich ab. Die langgestreckte Anlage umfasst einen grossen Konzertsaal, eine Versuchsbühne und enthält ferner eine Instrumentensammlung und eigene Bibliothek, neben zahlreichen Unterrichtsräumen und Dienstwohnungen. Beide Gebäude wurden am 2. November 1902 durch einen Festakt, an welchem auch das Kaiserpaar teilnahm, eingeweiht.

Die sich anschliessende Besichtigung unter bester Führung zeigte, welche Sachkenntnis, welche Sorgfalt der technischen Ausgestaltung sich in allen Teilen dieser umfassenden Bauanlage kundgibt, und wie den jungen Künstlern für ihre Studien Einrichtungen an dieser Hochschule geboten werden, wie sie heute zweckdienlicher und vollkommener schwerlich gedacht werden können.

## 19. (II. ausserordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

### Feier des 12. Stiftungsfestes.

Freitag, den 18. März 1904, abends 7 Uhr,

in den Sälen des Hotel Impérial, Enckeplatz 4.

Eine zahlreiche Versammlung hatte sich zur Feier unsers XII. Stiftungsfestes in den ansehnlichen Räumen des Hotel Impérial zusammengefunden. Nachdem die Versammlung Platz genommen, trug Frau Kommerzienrat Tilly Fickert mit volltönender Stimme den von u. M. Herrn Dr. Friedrich Solger gedichteten nachfolgend abgedruckten Prolog vor.

Demnächst hielt der erste Vorsitzende Geheimrat Friedel eine kurze Ansprache ungefähr folgenden Wortlauts:

Meine Damen und Herren! Wiederum blickt unsere Brandenburgia-Gesellschaft für Heimatkunde auf ein Geschäftsjahr mit Befriedigung zurück. „Mit Befriedigung“ dürfen wir ohne Ueberhebung sagen, da wir auf allen unseren Gebieten nach Kräften und nicht ohne Erfolg tätig gewesen sind. Im Interesse des Schutzes der Kultur- und Natur-Denkmäler vielfach auf dem Gebiet der Landes- und Völkerkunde auch praktisch, denn wir haben uns auf unseren Ausflügen in die Havel-gegenden, nach Belzig und Eberswalde nach Land und und Leuten umgetan. Ebenso auf dem Gebiet der Altertumskunde, wo wir durch die Entdeckung des Dämmerungs-Menschen mit seinen Eolithen auch in unserer Mark das Vorhandensein des unlängst entdeckten Urmenschen bis entlegene geologische Epochen verfolgt haben.

Heut Abend lassen wir die strenge Wissenschaft bei Seite und pflegen den geselligen Austausch. Herzlich heissen wir deshalb unsere werten Gäste als Gönner und Freunde der Brandenburgia willkommen, in der Hoffnung, dass mancher darunter sich zu einem engeren Anschluss an unsere Gesellschaft bereit finden werde.

Lassen Sie uns nunmehr in gewohnter Weise unserem brandenburgischen Markgrafen, den wir als Schutzherrn verehren, eine Huldigung darbringen. Ich bitte Sie, dreimal vereint zu rufen: S. Maj. der Kaiser und König, Er lebe hoch, hoch, hoch.

Namens der Gäste dankte hierauf Herr Direktor Müller, gleichzeitig mit einem Hoch auf die Brandenburgia, derselben ferneres Gedeihen wünschend. Herr Dr. Solger feierte die Damen. Für dieselben hatte Herr Grubenbesitzer Franz Körner eine duftende Blumenspende, Herr Hofjuwelier Telge silberne Vorsteck-Nadeln (Urne mit Spaten, auf der Urne der brandenburgische Adler) freundlichst gespendet.

Mit Gesängen erfreuten Frau Kommerzienrat Tilly Fickert, Fräulein Alice Fickert und Fräulein Trimolt.

Während der allgemeinen Tanztätigkeit nach Aufhebung der Tafel führten die Damen, Frl. Alice Fickert, Frl. Gesa Friedel, Frl. Käthe Haupt, Frl. Burich, Frl. Weise und Frl. Zander Volkstänze mit grosser Verve und mit vielem Beifall aus. Während der Kaffeepause erfreute Herr Kapellmeister Finsterbusch mit schönem Vortrag auf dem Klapphorn. Die Damen Frl. Kohl—Davies vertrieben die neue Post-Ansichtskarte der Brandenburgia mit dem zierlichen Bild des neuen Märkischen Provinzial-Museums mit Geschick und Erfolg; vielen auswärtigen Gönnern und Freunden der Brandenburgia wurde diese Vereinskarte mit Unterschriften bedeckt sofort zugesendet.

Um die Einrichtungen des bis in die Frühe des 19. dauernden Festes hatten sich im übrigen besonders verdient gemacht Herr Gerichts-assessor Dr. Hans Depène, Herr Kustos Rudolf Buchholz und Herr Professor Dr. Pniower.

## PROLOG.

**E**in Jahr des Wirkens wieder zu beschliessen  
 Seid Ihr vereint in der Getreuen Schaar.  
 So mög' Euch heut ein froher Glückwunsch grüssen,  
 Ein Wunsch des Segens für das künft'ge Jahr.

Wirkt weiter fort im Suchen und im Forschen,  
 Erschliesst die Schätze, die die Heimat beut,  
 Und wenn die Zeugen alter Zeit vermorschen —  
 Wahrt das Gedächtnis ihrer Herrlichkeit.

Und lenken Turm und Mauern Euren Blick  
 Zu Zeiten, deren Kämpfe längst verklungen,  
 Dann denkt mit Stolz an das Geschlecht zurück,  
 Das zäh um seine Heimat hier gerungen,

Das unerschlaft mit seiner schwiel'gen Hand  
 Die Pflugschar führte wie des Krieges Waffen,  
 Das aus dem Spott der Welt, dem märk'schen Sand,  
 Den Grund des neuen Vaterlands geschaffen.

Und was sie trieb, dass sie sich aufgerafft,  
 Was allen Stürmen sie zu trotzen lehrte —  
 Ihr wisst es wohl, welch wundersame Kraft  
 Den Menschen kettet an die Heimaterde.

Am Abend, wenn Ihr je am See gestanden,  
 Indes die Sonne sich zur Rüste neigt,  
 Wenn wie ein Scheidegruss aus allen Landen  
 Ein leises Flüstern durch das Röhricht streicht,

In ihren Kiefernwaldes dunklen Bogen,  
 Im Schatten ihrer Buchenhaine tief,  
 Da habt Ihr selbst den Geist ja eingesogen,  
 Der Euch zum Dienste Eurer Mark berief.

Und dass die Heimat vielmal schöner ist,  
 Viel reicher noch und inniger ihr Leben,  
 Als Eure Feder, Euer Wort ermisst,  
 Das haltet fest bei allem Euerm Streben.

So geht an's Werk denn für das künft'ge Jahr,  
 Lasst Euch vom Geiste Eurer Mark umwehen!  
 Ihr seid durch ihn. Und hell und wunderklar  
 Lehrt Euch die Heimatliebe ihn verstehen.

Friedrich Solger.

---

## Die Schützengilde zu Oderberg i. M.

Von Karl Wilke.

Einleitend sei bemerkt, dass um die Wende des XIV. Jahrhunderts im Leben, wie in der Verfassung der märkischen Städte eine bedeutsame Wandlung eintrat, eingreifender vielleicht, als sie uns die Jetztzeit aufnötigt. Nicht mehr repräsentierten der ackerbautreibende Stadtadel oder die grosskapitalistischen Geschlechter mit ihrem Ritterbrauch die Kraft der Städte, schon fühlten sich die Handwerker, als dritter Stand, Herren der Situation und der Waffen. Der von ihnen bevorzugte Bogen, später die Armbrust, sodann das Feuerrohr erringen Turnierpreise. Um diese Zeit entstehen in allen deutschen Städten die Sebastiansbrüderschaften, die Genossenschaften der Schützen, sagittarii, mit einer festgefügtten Ordnung, einer Schiessbahn, bezw. einem Schiesshause und alljährlichen Schützenfesten, die bald Feste des Gemeinwesens werden. Gleich allen anderen Zünften und Innungen, ein Interessenverband von Bürgern zum Schutze ihrer Stadt, welcher lediglich Übung in der Führung der Fernwaffen bezweckte, hatten die Schützengilden von Stadtgewalt und Landesherrschaft abwechselnd protegiert, nur so lange Wert, als eine

ausreichende Landesverteidigung fehlte; mit dem Aufkommen der stehenden Heere schwand ihre Bedeutung und gar bald sinken sie zu privaten Vergnügungsvereinen herab. —

Nicht anders verlief der Bildungsgang der jubilierenden Oderberger Schützengilde, welche vom 4. bis 7. Juli 1903 ihre 200jährige Wiedererrichtungsfest unter reger Beteiligung festlich begehen konnte. Wenn schon in einer im Eberswalder Ratsarchiv befindlichen Urkunde der



Stadt Oderberg vom Jahre 1425 neben dem proconsul, den consules und den scabini ein Tennhert und Cunikin, als magistri sagitarii testieren, so ist das ein Zeichen von der Bedeutung der Gilde in einer gewalttätigen Zeit, wo ihnen der Wald- und Wegeschutz, sowie das Geleite hier zustanden. Übrigens sind beide Familien, Tennert und Künecke noch heutigestags am Orte ansässig verblieben. Auch der Kurfürst Joachim II. bestätigt der Oderberger Gilde ihre Privilegia im Jahre 1561, worin diese bestanden, ist nicht ersichtlich, ebenso wie Kurfürst

Johann Georg im Jahre 1588 durch eine seiner bekannten, fast allen märkischen Städten gleichen Schützenverordnungen Oderberg näher tritt. Der wenige Jahrzehnte darauf hereinbrechende dreissigjährige Krieg räumte mit dem Oderberger Schützenwesen gründlich auf. Niemand

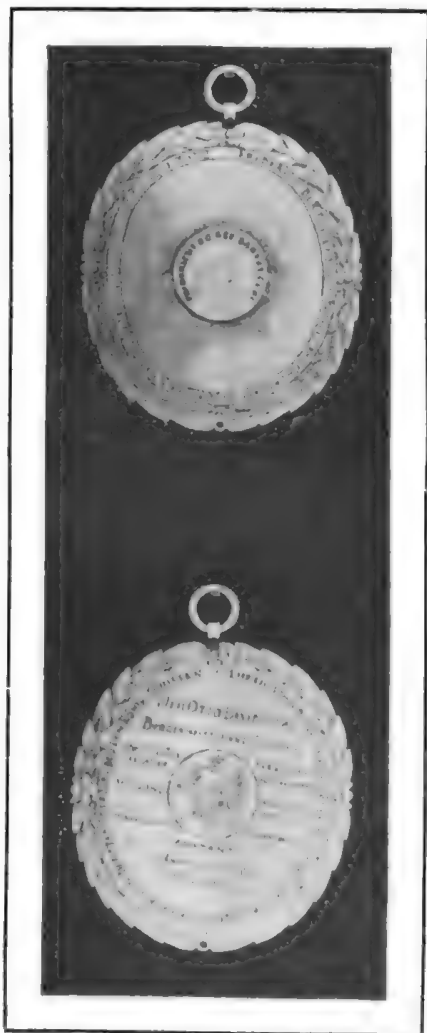
getraute sich während langer Jahre Aufenthalt in der ungeschützten Stadt Oderberg zu nehmen, wo für feindlichen Zuzug die Festung stets sorgte, nicht aber für ausreichenden Schutz. Die gängstigten und verarmten Bewohner, soweit sie noch lebten, hielten sich im „Alten Bruch“ in Nothütten auf und lebten von Fischfang und der Beute aus dem auf eigener Faust geführten Kleinkriege, der Oderberger Festungsbesatzung ihre gemachten Gefangenen zuführend und in Notfällen tatkräftige Hilfe leistend.

Die alte Gilde kam gänzlich in Vergessenheit bis die neueingeführte Accise unter dem Grossen Kurfürsten die Aufrichtung der Schützengilde auf rein militärischer Grundlage hier ratsam machte.

Es heisst dabei:

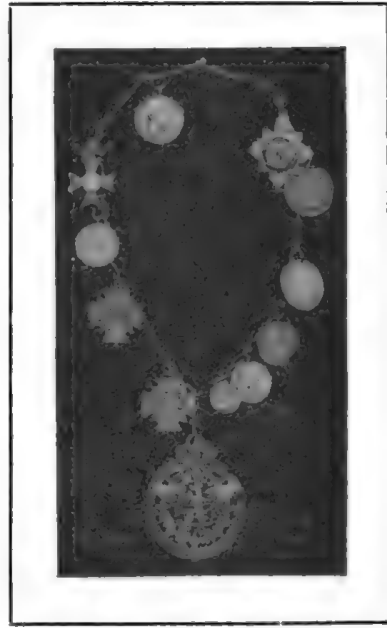
Bei Verlust ihrer Privilegien haben darnach die Schützen zwischen Ostern und Pfingsten einmal wöchentlich und zwar Montags, weil diese Zeit den Handwerkern am zusagendsten, ihre Exercicii und regelmässigen Schiessen nach der Scheibe abzuhalten. Wer unentschuldigt davon zurückbleibt, wird mit 5 Groschen von Fall zu Fall sich verschärfend, gestraft. Damit besonders die neu-

eingeführten Exercicii richtig gelernt und ausgeführt werden, sollen die geschaffenen Offiziersstellen der enrollierten Schützenkompagnie nur mit Personen aus dem Rats- und Bürgerstande besetzt werden, welche bereits im Kriege gedient, von gutem Ansehen und guter Aufführung wären. Sodann sei strengstens anbefohlen, dass jeder sich aus dem Vorschuss das benötigte Ober- und Untergewehr anschaffe, sowie die Mundierung besorge. Desgleichen



sollen zwei gute Militärtrommeln nebst den Bandolieren aus dem Bestande der Festung hergegeben werden; die Fahne hingegen habe die Kämmererei unter Benutzung der königlichen Dotation nach Vorschrift zu beschaffen. Die Offiziere, obzwar von den Gildemitgliedern wählbar, solle der Rat vorschlagen und die Regierung bestätigen. In Gildenangelegenheiten ist denselben Strafgewalt zugebilligt; bei Insubordination, Trunkenheit oder bei bösllichem Fernbleiben von der Fahne wurden die Inkulpaten bei Wasser und Brot im sogenannten Bürgergehorsam festgesetzt.

Hinsichtlich der Einübung des Reglements solle die Aufsicht vorerst dem Leutnant Eickstädt von der Oderberger Festungsgarnison unterstehen. Nach königlicher Konfirmation solle sich die Schützengilde zu



einer wohlgeübten Schützenkompagnie ausbilden, weil zu Kriegszeiten auf deren Mitwirkung zur besseren Defension des Oderberger Passes stark gerechnet werde.

Aus der Schützenbrüderschaft waren somit Stadtsoldaten geworden und in Gilstreitigkeiten zog fortan der Rat der Stadt gegenüber dieser immer den kürzeren, weshalb auch das vormalige Interesse für die Gilde bei ihm völlig erlosch. So oft nun die königliche Familie die Stadt oder deren Gemarkung berührte, hatte die Schützenkompagnie zu paradieren und den ev. Sicherheitsdienst, Ehrenwachen zu leisten, während die andern Bürger, so nicht der Gilde angehörten, mit Picken oder Spiessen und Seitengewehr bewaffnet, die Tore und sonstigen Wachen bei dem die Stadt der Accise

wegen umschliessenden Plankenzaun zu besetzen hatten, daher für diese Kategorie der etwas verächtlich klingende Name Spiess- oder Pfahlbürger aufkam.

Im Jahre 1705 besuchte der gütige König Friedrich I von Alt-Landsberg eintreffend Oderberg, um die hier entstandenen Neubauten an der Festung zu inspizieren. Dabei wurde auch die zur Hebung der Stadt angeordnete Erschliessung der Liegenschaften des alten St. Marienhospitals durch einen neuen Strassenzug besichtigt, der zu Ehren des Königs den Namen Friedrichstrasse führen sollte.

Die Oderberger Festung, der alte Bärenkasten, von dem aus das starke Stettin seit Jahrhunderten eingekreist worden, wobei auch die Schützenmiliz mitwirkte, wurde durch Einverleibung Pommerns entbehrlich. Der zweite König, Friedrich Wilhelm I war überdies kein Freund des Stadtsoldatentums und ähnlich wie bei den Zünften und Innungen beschnitt er im Jahre 1713 stark die Rechte und Obliegenheiten der Schützenkompagnien und belies ihnen nur die Bedeutung von privaten Vergnügungsvereinen. Daran änderte der nachfolgende König Friedrich der Grosse auch nichts weiter, denn seine Feinde erforderten stets tüchtige Berufssoldaten, was die Schützen eben nicht sein konnten.

Erst nach dem Unglückskriege von 1806/7 wurde infolge der Prenzlauer Katastrophe das patriotische Gefühl hier ganz besonders rege und hat wohl manche absonderliche Blüte getrieben, aber der gute Wille, dem Vaterlande und Könige treu zu dienen war unverkennbar. Die Gildeübungen wurden nach dem Jahre 1808 besonders eifrig betrieben, man hoffte im Stillen auf den Tag des Losschlagens, wurde hierdurch bald verdächtig, sodass zwei Jahre später nur noch alljährlich ein Schiessfest erlaubt war. Das Strafgericht in Russland und der Aufruf an mein Volk im Jahre 1813 versagten hier die Wirkung nicht, man zog begeistert gegen die Franzosen und bewies praktisch die heimlich erlangte Ausbildung. Von 1814 ab wurden die regelmässigen Schiessen wieder abgehalten und eine ununterbrochene Reihe von Erinnerungsdenkmünzen giebt davon Kunde.

Aber auch in neuerer Zeit hat es der Gilde an Huldbeweisen seitens des Königshauses nicht gemangelt. Besonders gnädig zeigte sich der um Oderbergs Hebung sehr verdient gewordene König Friedrich Wilhelm IV, dem die Stadt Einschränkung der Oderüberschwemmungsgefahren, eine neue prachtvolle Kirche und schliesslich im Jahre 1846 das schöne Schützengrundstück zu verdanken hat. Ein Jahr darauf baute die Gilde das zweigeschossige Schützenhaus und erlangte sodann durch Königliche Gnade das Recht einer Korporation, alles zu einer Zeit, wo allenthalben Misstrauen gegen die Regierung emporwucherte.



Im Jahre 1849 widmete Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser Wilhelm I, der Gilde in Anbetracht der stets bewiesenen loyalen Haltung eine Ehrendenkmünze, der er als Kaiser eine goldene Bildnissmedaille hinzufügte. Sein hoher Sohn, der spätere Kaiser Friedrich und Gemahlin stifteten im Jahre 1858 zwei Medaillen, zu denen Prinz Albrecht von Preussen im Jahre 1864 eine weitere hinzufügte. Anlässlich des vorjährigen Jubiläums bewies auch des jetztregierenden Kaisers Majestät seine Huld durch Verleihung des silbernen Schützenadlers und so wird die Gilde als privater Verein Heimatliebe, Vaterlandsliebe und Treue zum angestammten Herrscherhause und frohe Geselligkeit pflegend in das 3. Jahrhundert nach seiner Wiedererrichtung treten. Für das Deutschtum und für die Pflege nationaler Zusammengehörigkeit haben die alten Schützenverbände grosses geleistet zu einer Zeit, wo unser Vaterland lediglich ein geographischer Begriff war. Das soll den Schützengilden nicht vergessen sein,

Denn wer den Besten seiner Zeit genug getan,  
Der hat gelebt für alle Zeiten.

### De Hookst.

Vormalige Mundart (um 1750) in Kahnsdorf, Kreis Luckau, Laus.

Juch-he! Hocktied un Hocktied is biet! Hert wie de Trom-  
petn schalln un de Ku-gel - bicksn knalln! Al-le Klockn treckt dea Kista,  
in-je-sej-nt hat des Priesta! Hans un Jret sin beede tru, Hans und Jret sin  
Mann un Fru! Juch-he! Juch-he Di-del - de! Juch - he, Juchhe, Juch-  
he! Hans un Jret sin bee - de tru, Hans un Jret sin Mann un Fru

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!

Seht ma de Brutmutta an  
Wie se sich entschuljn kann,  
Daß de dickn Buttafloadn  
Nich jedanke sin jeroadn;  
Waa de Bärm wat nutze drin,  
Äba handhoch mißt ha sin!

Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!  
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!

Kotz, nu schaffn se schonn herbi  
Den kaptaln Hirsebri\*),  
Stief mett Mandeln äwaßuckat,  
Daß dat Herz in Liewe puckat  
Un den Milla Pieperlingk  
Leeft dat Water rechts und link.

Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!  
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!

Mett dat Frädn, Napp an Napp,  
Werd benah dea Disch ßu knapp.  
Waa kann all de Hocktiedjahn  
In den engn Majn schlahn!  
Na, leßt uns man jemächlich kaun,  
Denn leßt sich schonn wat runtaschlaun

Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!  
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!

Klumpen Fleisch, wie Fuste dick,  
Up'n Mann en dichtjet Stiek,  
Backne Bärm un Schwienebroadn,  
Fleesch in sure Brieh jesoadn,  
Kuchenwark werd upjepackt,  
Daß de Tafle knickt un knackt.

Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!  
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!

Bia un Branntwein rund umhea  
Licht in Tunnen an de Ea.  
Wenn de Krieje leddig wern,  
Bruch man jar keen Mul upschpeern:  
Mett'n Deckel man jeklappt,  
Frisch werd wedda voll jezappt.

Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!  
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!

Jroße Stiekn von dat Beste  
Treckt dea Kista sich tu Neste.  
Wat he mich verdäljet hett,  
Nehun je fea de Krabbn mett:  
Vierzehn Taj hat he tu Hus  
Dran jenug met Mann un Mus.

Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!  
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!

Mett'n Baß un Fiolin  
Stelln sich de Mußkanten in;  
Platz jemacht, nu wolln wa tanzn  
Un de Dirnen rumkaranzn.  
Heßa! Hopsa! Muß et jahn,  
Daß de Recke übaschlahn.

Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!  
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!

Alla Hagel, Schulzens Knecht,  
Dea vasteht dat Schuttschern recht:  
Mett'n Absatz an de Hackn,  
Daß de olln Bucksn knackn.  
Anneliese, die muß ran,  
Daß se kum na piepen kann.

Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!  
Juchhe! Juchhe!

Juchhe! Hocktied un Hocktied is hiet!

Nu packt Of tu Huse rut,  
Denn tu Bette muß de Brut.  
Un de Briedjen bricht un braggelt  
Daß dat Herz in Liewe wackelt.  
Nu spelt man na den letztn fia  
Of en lustjet Kindelbia.

Juchhe! Juchhe Dideldee! Juchhe!  
Juchhe! Juchhe!

Scharnweber.

\*) se = dem franz. je.

## Kleine Mitteilungen.

---

**Steinkultus.** (Vgl. *Brandenburgia* XI. 318 u. VI. 493 flg.) Ein versteinertes Seeigel, kreuzweise mit Bronzebändchen umlegt und mit einer Öse zum Anhängen (Breloque) versehen, gefunden in Puddenzig bei Gollnow, Provinz Pommern, beim Bau der Eisenbahn nach Massow in einem Gräberfelde, in welchem neben Leichenbrand auch Skelett-Gräber sich befanden. Stettiner Museum J.-Nr. 5262—64 Monatsblätter her. von der Ges. für Pommersche Geschichte und Altertumskunde. 1903. S. 127. — Die Echiniten der Kreideformation, bei uns als lose Geschiebe im Diluvium häufig und Krötensteine genannt, werden auf dem Lande nicht selten als Glückssteine in die Truhen und Kommoden gelegt. Das vorgedachte, anscheinend vorgeschichtliche Stück scheint als Amulett getragen worden zu sein. Die kreuzweise angeordneten Vertiefungen auf der Oberfläche, worin die abgefallenen Stacheln wurzelten, lassen diese Seeigelversteinerungen auch vom Standpunkt christlicher Mystik ansprechend erscheinen. Dies vorgenannte Massow ist übrigens das konservative hinterpommersche Landstädtchen, von welchem das Sprichwort sagt:

Massow,  
Dat is so,  
Dat was so,  
Dat bleibt so.

Es wird übrigens jetzt eine Kleinbahn von Stargardt i. P. nach Massow gebaut. Vielleicht ändert sich alsdann doch das „bleibt so“. E. Friedel.

**Vom Köchern.** Herr Rektor O. Monke u. M., fand unlängst in Rosenthal bei Berlin, Kreis Nieder-Barnim am Dorfteich eine Warnungstafel mit folgender Inschrift, wörtlich:

„Das Köchern in diesem Dorfteich ist bei 3 Mk. Strafe verboten. Karten sind bei Pächter Frid. Schultze zu haben.

Der Gem. Vorsteher.“

Auf Herrn M's Frage, ob denn hier Walfische oder Seehunde „geköchert“ würden, sagte ein Junge: „Nee, aber Wasserflöhe, die köchern sie hier und pleken sie auf die Angel zum Fischefangen.“ — Der Jüngling hat sich geirrt, es handelt sich um die Larven der Köcherfliege,

(Phryganea) die ihren weichen Leib in einem künstlichen Gehäuse (Köcher) von Steinchen, Holzstückchen und dergl. bergen, von den Fischen aber beim Angeln gern angenommen worden. Also auch die Jagd dieser niedern Tiere ist bereits verboten. Die „Köcher-Karten“ (Erlaubnisscheine) müssen also einen Ertrag abwerfen. „Wasserflöhe“ (Daphnien) werden von Aquarienbesitzern als Futter viel verwendet und bilden auch bereits einen Handelsartikel. Phrygamenlarven und Daphnien kommen übrigens mitunter zusammen in demselben Tümpel vor. E. Fr.

**Hülle.** Ausser Schwebhülle und Werfthülle hatte und hat man noch in der Nutheniederung unter den Landleuten den Ausdruck Wienkrieghülle, d. h. Hülle von Wienkrieg, der dornigen Hauhechel, *Ononis spinosa*.

**Lungenkraut.** Bezüglich der (Brandenburgia 1904, 411) besprochenen „Eichen-Lunge“ möchte ich erwähnen, dass mir s. Z. ein alter Landwirt in der Neumark, in der Gegend von Pinnow, mitteilte: „Lungenkraut wächst an Eichen. Das haben die Frauen gekocht und damit blau gefärbt, Wolle, Leinenschürzen, Strümpfe, gibt eine schöne himmelblaue Farbe.“

W. v. Schulenburg.

### Volkstümliches über Mord und Totschlag.

Neue Beiträge von O. Monke.

Der Totschlag bei Kreuzbruch (4 km südl. von Liebenwalde).

Etwa da, wo jetzt der Kilometerstein 37,9 an der von Zehlendorf über Kreuzbruch nach Liebenwalde führenden Chaussee steht, lag, bevor die Chaussee erbaut worden war, mitten auf der alten Landstrasse ein Reisighaufen, um den die Wagen herumfahren mussten. Dort spukte es zuweilen, nämlich dann, wenn ein Vorübergehender es unterliess, einen Zweig darauf zu werfen. Wie war denn das mit dem Spuken? fragte ich meinen Gewährsmann, den alten, aus Hammer bei Liebenwalde stammenden Bahnwärter Ernst in Bude Nr. 5 bei Schlachtensee. „Ja“, sagte Vater Ernst, „dann hackt he upp!“ Er meinte natürlich den Geist des dort vor „siebzig bis achtzig Jahren“ erschlagenen Eigentümers Moser aus Kreuzbruch, der mit Butter und Eiern nach Berlin gefahren war, um seine Ware dort zu verhökern, und der dann auf der Heimreise ungefähr 150 Schritt von seinem Gehöft, das jetzt dem Eigentümer Walther in Kreuzbruch gehört, erschlagen und beraubt worden war. Es war ungefähr 10 Uhr abends, so erzählt Ernst, als Barnecks (Einwohner von Kreuzbruch und später Besitzer des westlich vom Wege gelegenen Moserschen Gehöftes) einen lauten Schrei hörte. Bald darauf erschien das Pferd mit dem blutbespritzten Wagen des erschlagenen Moser vor dem Hause Mosers und wieherte laut, (es „schrie“). Später fand man die Leiche des Ermordeten; ein Beilhieb hatte ihm den Schädel zertrümmert. An der Mordstelle, die zwischen dem heutigen Forsthaus Bismarck und der Kolonie Kreuzbruch liegt, wurde dann ein Reisighaufen aufgetürmt. Daneben stand ein Holunderstrauch. Ob man ihn, der sich sonst so gern in einer schattigen Ecke märkischer Kirchen breit macht, absichtlich dorthin gepflanzt

hatte? Eine Tafel mit Inschrift machte den vorüberziehenden Wandersmann auf die Begebenheit aufmerksam, die sich hier zugetragen. Der alte Ernst hatte von dieser Tafel gehört, und ein alter Mann in Kreuzbruch, den ich am 22. 6. 02 dort traf, erzählte mir, er habe die Tafel noch mit eigenen Augen gesehen, wisse aber nicht mehr, was darauf gestanden habe. Man habe sie später fortgenommen und in einen Stall gestellt, da habe sie noch lange gestanden. Vor Jahren hörte ich sogar wiederholt, auf dieser Tafel hätte ein Vers gestanden. Handelt es sich hier vielleicht um ein Marterl in der Form, welche in Tirol hundertfach vorkommt? In der Mark dürfte ein zweites Beispiel wohl nicht bekannt sein. Genug, die Tafel ist verschwunden, die Verse sind vergessen und der Eierhändler Moser auch, selbst von seiner Frau; sie tröstete sich bald darauf mit einem andern Namens Jacob; nach ihm wurde ein gewisser Tornow Besitzer des Gehöfts; dann erwarben es die Barnicks, die den Schrei gehört hatten, und jetzt haben es Walthers, die nichts mehr wissen von Jacobs und Mosers und von der alten Tafel, die ich so gern aufs rollende Rad geflochten hätte, um sie dem Märkischen Museum zu stiften.

#### Der Totschlag bei Klitschdorf (Schlesien).

In der Klitschdorfer Forst (cr. 40 km von Görlitz) liegt ein Reisighaufen, der im Volksmunde „Bassinke's Tod“ genannt wird. An der Stelle soll vor langen Jahren ein Mann Namens Bassinke erfroren sein. Man sagt auch, er sei erschlagen worden. Vorübergehende werfen Kiefernzweige darauf. Wie Herr Predigtamtskandidat Glasomerski erzählt, lässt die Gräfin Solms, die oft dort vorüberfährt, jedesmal den Wagen halten, um ein Zweiglein auf Bassinke's Grab zu werfen.

#### Der Totschlag in der Wittstocker Stadtheide.

An der Chaussee, die von Wittstock nordwärts nach Röbel am Müritzsee führt, lag in der Nähe der an der Chaussee gelegenen Försterei an einem Baume ein Steinhaufen, auf welchen Vorübergehende Steine oder auch wohl Reisig warfen.

„Vor Jahren kam ein armer Mann aus Neukrug die Strasse einhergegangen. Er hatte zuvor in Wittstock Nägel eingekauft, womit er sich die Schuhe beschlagen wollte. Bevor er die Stadt verliess, kehrte er noch bei einem Kaufmann ein, um noch ein Gläschen Brantwein zu trinken. Da er aber sein Geld nicht finden konnte, weil er die Nägel lose in die Hosentasche geschüttet hatte, in welcher er auch das Geld trug, rief er aus: „Ist den mang den 100 nicht ein Schilling mang?“ Ein Handwerksbursche, der gleichfalls im Laden anwesend war, hörte das und meinte, es handle sich um 100 Taler, oder gar um Goldstücke; denn die Nägel klimperten laut. Er eilte daher dem Manne nach und erschlug ihn. An der Stelle errichtete man dann zum Andenken den Steinhaufen und nannte ihn den „Totschlag“. Den Handwerksburschen aber hat man bald darauf „gekriegt“.

Die Sage entspricht derjenigen vom Totschlag bei Kastaven zwischen Fürstenberg und Lychen.

**Landgericht I in Berlin.** Eine Inschrift hat der Erweiterungsbau des Land- und Amtsgerichts I in der Neuen Friedrichstrasse erhalten. Die Inschrift besteht in dem alten Rechtsgrundsatz: „Nütze die Zeit, Rechtun gedeiht, Unrecht gereut“, der sich sowohl an der nach der Neuen Friedrichstrasse wie an der nach der Stadtbahn zu gelegenen Front in einem Halbkreise über dem Mittelbau hinzieht. Leider sind die grossen lateinischen Lettern, aus denen die Inschrift besteht, dermassen ineinander verschnörkelt, dass sich der Wortlaut des schönen Spruches von einfachen Leuten aus dem Volk nur mit grosser Mühe entziffern lässt.

---

**Berliner Kinderreime.**

Bekannt sind die Reime:

„Wir Weiber wollten waschen, wenn wir wüssten, wo weiches warmes Wasser wär.“

Oder „Kein klein Kind kann kein klein Kirschkern knacken“.

Dieser althergebrachte Satz wird bekanntlich sehr schnell gesprochen; die Kinder wollen dabei ihre Zungenfertigkeit zeigen.

An der 225. Schule, Pankstr. 3c, hörte ich folgende Sprüchlein:

„Herr Haus haut hinterm Hause (oder Hauklotz) hohe Haufen Holz.“

---

„Der dicke Diener drug den dünnen Diener durch den dicken Dreck; da dankt der dünne Diener dem dicken Diener, dass der dicke Diener den dünnen Diener durch den dicken Dreck drug“.

O. Monke.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## 20. (9. ordentliche) Versammlung des XII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. März 1904, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr  
im Architektenhause Wilhelmstrasse 92/93.

Vorsitzender: Herr Geheimrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXVII her.

### A. Allgemeines.

I. Allen denjenigen Damen und Herren, welche sich beim Stiftungsfest am 18. d. Mts. durch Deklamation, Gesang, Tanz, durch Stiftung von Gaben und anderweitig verdient gemacht haben, wird seitens der Brandenburgia nochmals herzlichster Dank ausgesprochen. Den besten Lohn für ihre Leistungen werden die verehrten Herrschaften in dem Wohlgelingen des schönen Festes und in der ungeteilten Anerkennung, welche ihren Darbietungen gespendet ward, alsbald empfunden haben.

II. Da Herr Bauinspektor Otto Stiehl zur heutigen Versammlung des neuzubegründenden Bundes „Heimatschutz“ nach Dresden delegiert ist, so kann der heutige Vortrag über Märkische Rathäuser von ihm nicht gehalten werden. Dafür wird Herr Architekt Paul Eichholz (Südende), den wir demnächst als neues Mitglied begrüßen werden, einen Vortrag über Baudenkmäler der Prignitz mit Lichterbildern unterstützt, halten. Ich sage Namens der Versammlung dem Herrn Eichholz für seine Bereitwilligkeit aufrichtigen Dank. Vergl. unter No. XXXVIII.

III. Der Bund „Heimatschutz“ (vgl. No. II) tritt heut in Dresden zur konstituierenden Versammlung zusammen. Der Zweck: Schutz der Denkmäler der Kunst und Natur, der Volkssitten und Gebräuche, kurz alles dessen, was im besten ethischen Sinne uns die Heimat wert und teuer macht, ist — wie ich wiederholt in der Brandenburgia ausführlich erörtert — die Aufgabe der neuen ganz Deutschland

umfassenden Vereinigung. Wir wünschen zu den Beratungen, die zur selben Stunde, in der wir hier tagen, im schönen Elb-Florenz stattfinden, Glück und Segen.

Die Brandenburgia ist durch unser Ausschussmitglied Herrn Robert Mielke vertreten, den Geschäftsführer des Bundes.

IV. Ein Gesamtverein der deutschen volkskundlichen Vereine soll am Ostermontag 4. k. M. in Leipzig begründet werden. Auch diesem nicht unwichtigen Bunde gegenüber, dessen Arbeitsfelder teilweise sich mit dem Bund „Heimatschutz“ berühren, verhalten wir uns freundlichst entgegenkommend. Da die Volkskunde im Programm der Brandenburgia mitenthalten ist, hat der Vorstand unser zu III gedachtes Ausschussmitglied Robert Mielke gebeten, in Leipzig unsere Interessen vertreten zu wollen. Vgl. auch S. 24—26 unter No. 10.

### B. Persönliches.

V. Die Neuwahlen zum Vorstand finden heut statt. — Dieselben ergeben, dass der gesamte Vorstand vom 1. April 1904 bis 31. März 1906, also auf zwei volle Geschäftsjahre einstimmig wiedergewählt wird und zwar:

- a) Friedel, Ernst, Geheimer Regierungs- und Stadtrat, zum ersten Vorsitzenden;
- b) Uhles, Emil, Geheimer Justiz- und Kammergerichtsrat, zum zweiten Vorsitzenden;
- c) Bolle, Carl, Dr. med., Bürgerdeputierter, zum ersten Beisitzer;
- d) Bahrfeldt, Emil, Dr., Bankdirektor zum zweiten Beisitzer;
- e) Zache, Eduard, Dr., Städtischer Oberlehrer, zum ersten Schriftwart;
- f) Pniower, Otto, Professor, Dr., zum zweiten Schriftwart;
- g) Rönnebeck, Ernst, Rentner, zum Schatzmeister;
- h) Altrichter, Carl, Landgerichts-Sekretär, zum Archivar;
- i) Müllenhoff, Karl, Dr., Professor, Realschul-Direktor, zum Bibliothekar.

Der erste Vorsitzende dankt Namens des Vorstandes für die Wiederwahl verbindlichst.

VI. Neue Ehren- bzw. korrespondierende Mitglieder. Vorstand und Ausschuss schlagen vor als Ehrenmitglieder zu wählen: den Königlichen Staatsminister und Minister des Innern Freiherrn von Hammerstein und den Regierungspräsidenten von Dewitz zu Frankfurt a. O., ferner als korrespondierende Mitglieder Herrn Dr. Eckstein, Professor an der Forstakademie zu Eberswalde, Herrn Dr. Eugen Geinitz, Professor an der Universität zu Rostock, Herrn Konservator



Aimé Louis Rutot am Kgl. Museum für Zoologie zu Brüssel und Herrn Dr. jur. Georg Sello, Grossherzoglichen Archivrat zu Oldenburg.

Die Wahl dieser Herren erfolgt seitens der Versammlung einstimmig.

VII. Eine Robert Zelle-Büste zum Gedächtnis unseres verewigten Ersten Vorsitzenden Oberbürgermeisters Zelle soll von Verehrern dieses vortrefflichen, für unsere Studien begeisterten Mannes errichtet werden, an der Stelle, für die er sich auf das Lebhafteste interessierte, im Viktoriapark zu Berlin. Ich lege Ihnen den von unserm Ehrenmitglied Herrn Oberbürgermeister Martin Kirschner und Herrn Stadtrat Fischbeck unterzeichneten Aufruf, mit der Bitte, Beiträge an die deutsche Genossenschaftsbank von Sörgel, Parisius & Co oder an die Mitteldutsche Kreditbank gelangen zu lassen, zur Kenntnisnahme vor.

VIII. Hundertjahr-Feier der Firma Metzging. Die Berliner Familie Metzging beging am 17. Februar 1904 das Fest des hundertjährigen Bestehens der Firma. Der Inhaber Ratsmaurermeister Friedrich M. übergab das Geschäft an diesem Tage an seinen Sohn, in direkter Folge und Linie den vierten Inhaber. Begründer der Firma ist Gottlieb M. 1804, hierauf als Nachfolger Adalbert Metzging, mit welchem ich als junger Gerichtsassessor beim damaligen Berliner Stadtgericht in Vormundschafts- und Subhastationssachen manche gerichtliche Taxe aufgenommen. Dann dessen Sohn der Jubilar. Die Firma hatte durch einen geschickten Bildhauer R. Köhn eine hübsche Plakette in Ton herstellen lassen, von der wohlgelungene photographische Abbildungen in kleinerem Massstabe angefertigt sind: vor einer architektonischen Perspektive erhebt sich, wie Sie ersehen, eine Art Portikus oben links mit den Medaillonbildern der beiden ersten Inhaber, unten links in voller Figur und im Arbeitsanzug der jetzige Jubilar. Sonst sei auf die Baugewerkszeitung vom 20. d. M. verwiesen. Bei der Feier gelangte die ausliegende Reproduktion des Sotzmanschen Plans von Berlin i. J. 1803 zur Verteilung, welcher den Umfang unserer Hauptstadt zu einer Zeit als sie erst 300 000 Seelen zählte, uns wieder in willkommene Erinnerung zurückruft. Wir wünschen der hochachtbaren Firma ferneres Gedeihen.

IX. Herr Bürgermeister a. D. Oskar Stechow, langjähriger Syndikus der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, ist uns leider durch plötzlichen Tod entrissen worden. Er stammte aus einer alten Spandauer Familie, und betrauern wir in ihm ein eifriges, lebenswürdiges und kenntnisreiches Mitglied.

X. Heinrich von Kleist's Grab bei Wannensee. Von verschiedenen Mitgliedern ist der Wunsch geäußert, dass die Brandenburgia sich wegen Erhaltung der Gräber des Dichters und seiner mit ihm freiwillig in den Tod gegangenen Freundin Henriette Vogel, welche durch Nützlichkeitsarbeiten bedroht sind, sich verwenden möge. Ich lege Ihnen

einen Aufsatz von A. Trinius vor, dem geistvollen und poetischen Schilderer märkischer Heimat, jetzt leider durch Übersiedlung nach Thüringen uns entzogen, der beweist, wie Trinius unsere heimatkundlichen Verhältnisse noch immer mit aufmerksamer Liebe verfolgt. In dem warm empfundenen Artikel „Ein verlorenes Dichtergrab“ (Berl. Lok.-Anz. vom 20. d. M.) heisst es u. a.:

Wie ich die denkwürdige Stätte damals zuerst fand, ist sie auch geblieben. Zwischen einem Gemisch von Ahorn und Akazien liegt, eisenumwehrt, das Doppelgrab, über das ein junger Eichbaum seine Zweige breitet. Der einfache Grabstein trägt die lakonische Inschrift:

„Heinrich von Kleist,  
geboren am 10. Oktober 1776,  
gestorben am 21. November 1811.“

Den Namen der Frau, mit der er vereint aus dem Leben ging, nennt keine Tafel. Ein unbekannter Verehrer hat dann noch auf das Grab einen Porzellanstein niedergelegt, welcher, damals bereits halb verwischt, die so bezeichnenden Worte trägt:

„Er lebte, sang und litt  
In trüber, schwerer Zeit;  
Er suchte hier den Tod  
Und fand Unsterblichkeit.“

Das Unglück des Vaterlandes, seine eigene kummervolle Lage und ein der Freundin, Frau Henriette Vogel, abgegebenes Versprechen, drückten dem Dichter endlich die Waffe in die Hand. Jene Frau, an einem unheilbaren Leiden krankend, hatte ihm einst das Versprechen abgenommen, ihr den grössten Freundschaftsdienst zu erweisen. Und als er dies zugesagt hatte, da erinnerte sie ihn eines Tages an seinen Schwur.

„Wohlan,“ sprach sie, „töten Sie mich! Meine Leiden haben mich dahin geführt, dass ich das Leben nicht mehr zu ertragen vermag. Es ist freilich nicht wahrscheinlich, dass Sie das tun, da es keine Männer mehr auf Erden gibt; allein . . .“ „Ich werde es tun“, erwiderte Kleist; „ich bin ein Mann, der sein Wort hält!“ Beide hatten zuerst beschlossen, sich in Kottbus zu töten. Denn aber reifte ein anderer Plan.

Am Nachmittage des 20. November langten sie in einem Wagen vor dem Krüge von Stimming am Wannsee an. Beide schienen heiter und angeregt. Der Abend und die Nacht ward zumeist mit Briefschreiben zugebracht. Am andern Morgen sandten sie einen Boten nach Berlin und liessen sich darauf Tisch, Stühle und den Kaffee hinüber ins Akazienwäldchen bringen. Nicht lange darauf ertönte ein Doppelschuss. Kleist hatte nur zu gut sein Manneswort eingelöst. Er hatte zuerst die Freundin getötet und dann sich selbst.

An derselben Stelle, wo man ihre entseelten Leiber fand, sind sie dann auch beerdigt worden. Dass Heinrich von Kleist den vom Geschick nicht eingelösten Schuldschein auf ein bescheidenes Glück endlich zerriss, um freiwillig dem Dasein zu entsagen, fand damals die schärfsten und wider-

sprechendsten Beurteilungen. Den schönsten Nachruf aber sang dem Jugendfreunde und einstigen Waffengefährten der treue Fouqué nach.

Eines deutschen Dichters Grabstätte soll vernichtet werden! Was das Leben ihm nicht gab, will man nun auch dem grossen Toten nicht vergönnen: Ruhe! Weder der schützende Eichbaum noch das Eisengitter der Grabstätte werden dem drohenden Vandalismus wehren können, wenn nicht ein Sturm der Anklage, ein Ruf nach Einhalt und Zurück! aus den breiten Massen des deutschen Volkes laut ertönt.

Glücklicherweise bedarf es besonderen Antrags seitens der Brandenburgia nicht mehr, denn nach einer durch die Zeitungen soeben gegangenen Mitteilung des Hofmarschallamts Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold von Preussen soll das auf seinem Gelände befindliche Doppelgrab geschützt werden.

Die Brandenburgia nimmt von dieser hochherzigen Entschliessung mit Dank Kenntnis.

### C. Naturgeschichtliches.

XI. Professor Dr. Conwentz: Die Heimatkunde in der Schule. Grundlagen und Vorschläge zur Förderung der naturgeschichtlichen und geographischen Heimatkunde in der Schule. Berlin 1904. Gebrüder Bornträger. X. 139 S. 8°. Der Verfasser, unser geschätztes Ehrenmitglied, gibt auf Grund seiner reichen Erfahrungen genau ausgearbeitete Vorschläge für die Volksschulen, Präparandenanstalten und Lehrerseminare, für die höheren Mädchenschulen und Lehrerinnenseminare sowie für die Höheren Lehranstalten, auf welche Art die Heimatkunde zu behandeln. — Auch der Lehrmittelapparat wird auf das gründlichste besprochen. Wir wünschen diesem Führer zur Heimatkunde nicht bloss die weiteste Verbreitung, sondern auch, was die Hauptsache bleibt, Beherzigung und Befolgung.

Ueber die historische Seite der Heimatkunde verbreitet der Conwentzsche Führer sich leider nicht.

XII. Joh. Elbert und H. Klose: Kreide und Palaeocän auf der Greifswalder Oie. Sonderabdruck aus dem VIII. Jahresbericht der Geograph. Ges. zu Greifswald 1903 und

XIII. Dr. Johannes Elbert (Münster i. W.): Die Entwicklung des Bodenreliefs von Vorpommern und Rügen sowie den angrenzenden Gebieten der Uckermark und Mecklenburgs während der letzten diluvialen Vereisung. Gekrönte Preisschrift. I. Teil. Greifswald 1904.

Beide Schriften haben bei der Nachbarschaft der betreffenden Teile Pommerns volles Interesse auch für uns. Die kleine Insel Greifswalder Oie, nach welcher ich sechs Forschungsfahrten im Laufe der Jahre unternommen und die ich wiederholt, nicht ohne Grund, das Helgoland

der (westlichen) Ostsee genannt, früher im Besitz der Stadt Greifswald, seither an den preussischen Fiskus verkauft und mit einem Nothafen für kleinere Fahrzeuge ausgestattet, ist durch Einragung der Kreide- und der Tertiär-Formation in den Diluvialmergel ausgezeichnet. Die Kreide tritt auf in Sanden und Mergeln zum Gault, Cenomen und Senon gehörig, das Tertiär als Palaeocän. Die beiden Verfasser haben die Uferausschlüsse mit grösster Sorgfalt, man möchte sagen Meter für Meter, untersucht.

Die zweite Studie Elberts ist für die Erkenntnis auch unserer uckermärkischen Bodenbildung in der Diluvialzeit von hervorragendem Interesse. Nach einer Einleitung (die Nomenklatur und Klassifikation der Glacialablagerungen) gliedert Verfasser seine Arbeit in zwei Hauptteile. Der erste Hauptteil behandelt die speziellen Erscheinungen, welche Aufschüttung und Abtragung bieten. In 2 Kapiteln: Kapitel 1 die Åsar und Kames sowie die sie begleitenden Bildungen der Åszone, Rollstein-, Kame- und Kesselfelder. Aus ihrer Morphographie und ihrem innern Bau wird zusammen mit der Theorie der Eisbewegung der Gang ihrer Entwicklung abgeleitet. Die Entstehung der Kames führt zu den Queråsar und Geröllendmoränen und deren Bildung. Nachdem sodann die flachwelligen und die Stau-Moränen besprochen sind, folgt eine Entstehungsgeschichte der Endmoränen selbst. Eine Beschreibung der Zwischen-Endmoränen und Rand-Moränenzüge bildet den Schluss.

Kapitel 2 umfasst die durch Erosion entstandenen Bodenformen. Die durch die tektonischen Vorgänge gebildete Grundform des Landes empfängt ihre erste Umbildung durch die exarierende Tätigkeit des Inlandeises. Mit der Zurückschmelzung beginnt die Ausgestaltung des Bodenreliefs durch Akkumulation von Sand- und Tonbildungen in den Stauseen und Tälern.

Eine ausserordentlich fleissige und umsichtige Arbeit, deren zweiten Hauptteil die allgemeine Entwicklung der Bodenreliefs im Zusammenhange mit der Eisbewegung im Ostseegebiet überhaupt umfassen wird. Daraus lassen sich die einzelnen Phasen dieses Entstehungsprozesses in Uebereinstimmung mit demjenigen des Haff-Stausees ableiten. Mit dem Abfluss des letzteren beginnt eine Ausgestaltung der Uferränder und Talläufe, welche die Haffwasser zum Meere leiteten. Am Schlusse soll noch der postglazialen, durch Senkung des Landes entstandenen Veränderungen gedacht werden.

XIV. Dr. Eugen Geinitz: Die Entwicklung der mecklenburgischen Geologie. Rede zur Feier des 28. Februar 1904. Güstrow 1904. Unser geschätztes korrespondierendes Mitglied gewährt einen intimen Einblick in die Entwicklung der erdkundlichen Wissenschaften, deren Werdegang, namentlich was das 18. Jahrhundert angeht, in unserem Heimatsgebiet mancherlei parallele Erscheinungen aufweist.

XV. Karl Möbius: Die Formen, Farben und Bewegungen der Vögel ästhetisch betrachtet. Dank der im guten Sinne naturalistischen Bewegung in der Kunst hat sich im letzten Jahrzehnt die ästhetische kunstgewerbliche Betrachtung, namentlich unter dem Einfluss japanischer Vorbilder, der Vogel- und Pflanzenwelt zugewendet. Unser Ehrenmitglied Geheimrat Prof. Dr. Karl Möbius weist in dem in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse hiesiger Akademie der Wissenschaften am 11. Februar 1904 gehaltenen Vortrag auf die Anmut der Vogelwelt hin. Wir bewundern, wie der gefeierte Verfasser auch hier wieder streng wissenschaftliche Sachlichkeit mit Frische und Eleganz der Darstellung zu verbinden versteht.

XVI. Ueber den Hamster, der uns wiederholt beschäftigt\*), teilt mir der in naturkundlichen Kreisen geschätzte Herr Bruno Noack folgendes mit: Hamsterplage. Zu Abschnitt VI der „Brandenburgia“ 1904 No. 10 erlaube ich mir, folgende Bemerkungen zu machen.

In den Jahren 1893/95 zeigte sich der Hamster (*Cricetus frumentarius* Pallas) in den Gemarkungen Görlsdorf, Frankendorf und Garrenchen, Kreis Luckau, in so grossen Scharen, dass ein Vernichtungskrieg im grossen Stile geführt werden musste, wenn nicht ein beträchtlicher Teil der Ernte vernichtet werden sollte. Man brauchte nur einen kleinen Ackerplan zu durchschreiten, um auf eine ganze Anzahl der charakteristischen senkrechten Bohrlöcher von ca. 8 cm Durchmesser zu stossen, die den Zugang zum Hamsterbau bilden.

Hätte man sich hier nur durch Ausgraben helfen wollen, so wäre das streckenweise einem vollständigen Rigolen gleichgekommen.

Das von der Gutsverwaltung und den Bauern angewandte Vertilgungsmittel war ebenso einfach wie wirksam. Man fuhr mit Jauchefässern Wasser auf die bedrohten Felder und füllte davon in jeden Bau drei, vier und mehr Kannen, bis diese Sündflut die Insassen zwang, die unterirdischen Kornkammern zu verlassen. Leicht scheint dem Hamster die Trennung von seinen Schätzen nicht zu werden, denn wenn das Wasser auch schon bis an den Rand des Loches steht, so vergeht noch immer einige Zeit, ehe er an der Bildfläche erscheint, um dann beim Anblick der Menschen noch einmal hinabzutauchen.

„Da unten aber ist's fürchterlich,“ und es bleibt ihm schliesslich doch nichts weiter übrig, als wutschnaubend herauszustürzen und sich mit Knütteln erschlagen zu lassen.

Die Todesnot macht ihn, wie wohl die meisten Tiere, tollkühn; er soll nicht nur fauchen, sondern sich auch bisweilen bei seinen Verfolgern festbeissen, doch habe ich persönlich nie gesehen, dass er seine Wut an einem Menschen ausgelassen hat.

\*) Vgl. Brandenburgia XII, 361.

In einem einzigen Jahre wurden nach meiner sehr niedrigen Schätzung allein auf der Görlsdorfer Flur gegen tausend Hamster „ausgegossen“.

Übrigens dient er dem Anthropologen bisweilen als Pfadfinder. So sind beispielsweise die Urnen vom Moorberge bei Görlsdorf (teilweise im M. M.) beim Hamstergraben zu Tage getreten, und in Rothenburg (Schles.) wurde mir vor Jahren ähnliches erzählt.

Bruno Noack.

XVII. Zum Schutz des Waldes und des Wildes. Zum Schutz des Waldes gegenüber den Grossstädten, die ihm nicht immer die notwendige Schonung angedeihen lassen, hatte der Königliche Oberförster, Forstmeister Kottmeier, in den beiden vorhergehenden Jahren Bekanntmachungen in der Wuhlheide bei Berlin anschlagen lassen, deren günstige Einwirkung nicht ausblieb. Es wurde darauf hingewiesen, dass das Abreißen von Zweigen, das Betreten von Kulturen, das Liegenlassen von Frühstücksrösten dem Walde zum Schaden und zur Unzierde gereichen. In diesem Jahre wird diese Bekanntmachung erneuert mit dem Bemerkten, dass die in den letzten Jahren in der Wuhlheide errichteten Zäune zum Schutze der Laubholzsaaten nötig sind und dass sie nicht etwa eine Behinderung des Publikums bedeuten sollen. Dann richtet der Forstmeister als berufener Vertreter der Jagdinteressen zum erstenmal folgende Bitte an die Erholung suchenden Berliner: „Junges Wild, das scheinbar hilflos oder verlassen gefunden wird, darf nicht angefasst oder gar fortgetragen werden, wie es häufig aus falsch angebrachtem Mitleid geschieht. Das Wild, das der Mensch angefasst hat, wird von der Mutter nicht mehr angenommen; wird es aber in Ruhe gelassen und hat sich der in den Augen des Wildes „Gefahr“ bedeutende Mensch wieder entfernt ohne das Tierchen zu berühren, so findet dasselbe schnelle und liebevolle Aufnahme durch die versteckt beobachtende Mutter. Ich bitte also, sich gefundenen jungen Tieren, auch wenn sie scheinbar verlassen sind, nur auf einige Schritte zu nähern, sie nicht anzufassen, auch wenn sie schreien (Schrei-Kinder — Gedeih-Kinder), und nach kurzer Zeit ruhig weiterzugehen. Je weniger das Tierchen gestört und geängstigt wird, desto besser.“ Jeder Naturfreund wird dieser von sachverständiger Seite kommenden Bitte gewiss gern entsprechen.

XVIII. Wildkatzen aus dem Unterharz und aus dem Waldeckschen. Unter diesem Titel teilt uns unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Alfred Nehring einen Aufsatz mit, den er in der Deutschen Jäger-Zeitung am 21. Februar 1904 veröffentlichte. In den felsigen Waldschluchten namentlich des Harzes ist dies unbändige böartige Raubtier (*Felis catus* L.), welches nicht etwa der Stammvater unserer

Hauskatze (*Felis domestica* Briss) ist\*) noch immer zu finden. Ich selbst habe Wildkatzenfelle mit 3 bis 5 Mark bei hiesigen Kürschnern noch unlängst verkäuflich gefunden. Als Forstrichter in der Cöpenicker Gegend sind mir in den Jahren 1869 bis 1873 zum öfteren Nachrichten über Wildkatzen aus der Umgegend zugegangen. Es handelte sich aber bei näherer Untersuchung allemal lediglich um verwilderte Hauskatzen, die in der Vogelwelt, unter jungen Häschen pp. allerdings auch Schaden genug anrichten. Der Sohlenfleck an den Hinterläufen und alle sonstigen Kennzeichen der echten deutschen Wildkatze fehlten. Die Schädel beider Katzenarten sind verschieden, insbesondere ist die Wildheit des Kuders (Wildkaters) durch den derben Knochenkamm bezeichnet, der der friedlicheren Hauskatze fehlt. Auch der buschige Schwanz mit seiner Ringelung kommt in dieser Weise bei der Hauskatze nicht vor.

Bekmann erwähnt in seiner Beschreibung der Mark Brandenburg Luchse aus der Gegend von Spandau, vgl. *Brandenburgia* IX, über Wildkatzen aber schweigt er sich aus. Jede Nachricht über diese gefährlichen Raubtiere aus unserer Provinz Brandenburg wäre vom höchsten Interesse.

XIX. A. Nehring: Neue Funde diluvialer Tierreste vom Seveckenberge bei Quedlinburg. Sitzungs-Ber. der Ges. naturf. Freunde. Jahrg. 1904. No. 1 (Sonder-Abdruck). Die Gipsbrüche daselbst enthalten Spalten, die mit diluvialen Ablagerungen ausgefüllt sind. Hierin haben sich in unserm Ehrenmitgliede vom Rektor Dr. Lampe in Quedlinburg zugesendeten Knochenresten gefunden: *Alactaga*, *Spermophilus*, *Lepus*, *Foetorius eversmanni*, *Vulpes*, *Canis aureus* var., *Hyaena spelaea*, *Ursus spelaenus*, *Rhinoceros tichorhinus*, *Equus caballus ferus*, *Bison priscus*, *Cervus euryceros* und *Cervus tarandus*. Diese Tierwelt ist im wesentlichen eine subarktische Steppen-Fauna vom Charakter der heutigen südostrussischen Steppen, entsprechend den diluvialen Faunen von Westeregeln, Thiede, Gera, Aussig, Türnitz, Prag etc. Bemerkenswert ist besonders das Vorkommen des Steppeniltis (*Foetorius eversmanni*) und einer Spielart des Schakals (*Canis aureus*) bei Quedlinburg.

Ich bin wiederholt gefragt worden, ob sich nicht in den Gipschloten von Sperenberg bei Zossen dergl. diluviale Knochen finden. Ich habe unter Zuziehung von Geologen, Tier- und Pflanzenkundigen 3 Pflegschaftsfahrten dorthin unternommen, wir haben die Schloten aber nur mit einem dunkelbraunen zähen Letten (Schlammprodukt des Diluviums) ausgefüllt gefunden, ohne Reste von Wirbeltieren darin finden zu können.

\*) Blasius: Naturgeschichte der Säugetiere Deutschlands S. 162ffg. u. 167ffg

XX. Die deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte hält ihre diesjährige Hauptversammlung vom 3. bis 6. August in Greifswald ab. Daran schliessen sich Ausflüge nach Stralsund, Rügen, Bornholm, Insel Gotland, Stockholm, Schonen, Kopenhagen und Roeskilde. Geschäftsführer ist Herr Universitäts-Professor Dr. Credner, im Ausschuss befindet sich u. a. auch unser Mitglied Oberlehrer Professor Krause. Ich lade zu der Versammlung, an der auch Damen teilnehmen können, recht dringend ein. Auch für die brandenburgische Heimatkunde wird sich manches Beachtenswerte bei den Vorträgen und Ausstellungen finden. Das Märkische Museum wird eine Auswahl seiner Eolithen und Palaeolithen ausstellen.

#### • D. Kulturgeschichtliches.

XXI. Römisch-Germanisches Central-Museum zu Mainz. Ich lege den Jahresbericht für das Verwaltungsjahr 1903/04 vor, woraus Sie ersehen wollen, wie erfreulich sich dies gemeinnützige Institut weiter entwickelt, welches für unsere Heimatforschung ebenfalls bedeutsam ist, da es ausser brandenburgischen Originalfunden (namentlich vom ostgermanischen Typus) auch eine grosse Menge von Nachbildungen aus unseren Gegenden enthält.

XXII. Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler. Die bevorstehende Frühjahrsbestellung fördert häufig Überreste der Vorzeit wie Gräberfelder, Urnen und andere wissenschaftlich wertvolle Fundstücke zu Tage, welche durch die Unkenntnis der Finder zerstört werden.

Im Interesse der Erhaltung dieser vorgeschichtlichen Denkmäler weise ich darauf hin, dass der wissenschaftliche Wert etwaiger Funde nur dann ganz zur Geltung kommen kann, wenn der Fund unberührt bleibt. Derartige Fundstücke besitzen nur selten einen grösseren Geldwert und insbesondere enthalten die Urnen erfahrungsgemäss niemals Gold oder sonstige Wertgegenstände.

Ich empfehle den Findern auf das dringendste, Fundstücke nicht selbst zu berühren, sondern für deren Hebung und Verwertung nur nach Anzeige bei dem Königlichen Landratsamte unter Zuziehung des Kreisbaubeamten Sorge zu tragen.

Frankfurt a. O., den 10. März 1904.

Der Regierungspräsident: von Dewitz.

Dankbar nehmen wir von diesem zeitgemässen Erlass unseres hochgeschätzten Ehrenmitgliedes Kenntnis. Das Märk. Museum ist gern bereit mit Rat und Tat hierbei zu helfen.

XXIII. Der Abbruch der Heiligen Geistkirche zu Berlin erregt auch die Gemüter unserer Mitglieder. Es wird denselben deshalb eine kurze Darstellung des Sachverhalts von Interesse sein.



Am 23. März 1904 hat sich der Magistrat von Berlin in der Kapelle zum Heiligen Geist versammelt, um dies anscheinend dem Untergange geweihte ehrwürdige kleine Gotteshaus noch einmal zu besichtigen und von ihm Abschied zu nehmen. Es soll nicht mehr untersucht werden, ob es möglich gewesen wäre, den alten Bau, dessen Jahreszahl 1313 sich dem Gedächtnis leicht einprägt, zu retten, der nicht einmal im Wege stand, wie die ehemalige Spittelkirche, vielmehr lediglich ein Opfer baulicher Ausnutzung geworden ist; jedenfalls muss jeder Freund der Geschichte Berlins das lebhafteste Bedauern empfinden, dass von den nur vier mittelalterlichen Kirchen Berlins wiederum eine verschwinden



soll. Allerdings hat i. J. 1893 die Aufsichtsbehörde angeordnet, dass von dem Heiligen Geisthospital die abzubrechende Kapelle auf dem Stiftungsgelände wieder neu aufgebaut werden soll, allein das Kuratorium sträubt sich hiergegen, einmal weil die nicht unerheblichen Kosten nicht flüssig gemacht werden können, dann weil das Gemäuer überhaupt die Versetzung nicht vertrage und das Gebäude seitlich angebaut sei, also nicht allseitig frei wieder aufgebaut werden könne.

Bei der Besichtigung durch den Magistrat fanden sich verschiedene feste und lose Ausstattungsstücke vor, die im Falle der Aufgebung des Gebäudes dem Märkischen Museum überwiesen werden sollen. Es sind dies zwei kleine Glocken, von denen die eine mittelalterlich ist. Ferner etwa 20 verschiedene, als menschliche Büsten hergestellte Konsolsteine,

auf denen die Gurten des zierlichen Netzgewölbes auflagern, sowie mehrere an der Decke angebrachte Schlusssteine des letzteren. Ebenso ein Grabstein des Predigers Nagel aus dem 18. Jahrhundert und zwei aus Kupfer getriebene, vergoldete Leuchter.

An den Emporen ziehen sich etwa vierzig in Oel auf quadratische Holztafeln gemalte Bilder hin, Gegenstände des alten und neuen Testaments behandelnd, keine Meisterwerke, aber brave Berliner Malerkunst aus dem 16. und 17. Jahrhundert, auch deshalb sehr schätzenswert, da im allgemeinen Reste altberlinischer Malerei recht selten sind. Endlich etwa ein Dutzend altertümlicher Lehnstühle, die als altberlinische Möbeltischlerei nicht ohne Interesse erscheinen.

Wenn das schlichte und doch so ehrwürdige, erinnerungsreiche kleine Gotteshaus dem Untergange nun einmal geweiht ist, dann verlangen das historische Gefühl und die Anforderungen der Altertumskunde, dass wenigstens diese geschichtlichen Erinnerungen an der dazu bestimmten Stelle vor Verschleuderung und Untergang bewahrt bleiben.

Die Abbildung ist nach einer Ansichtskarte von L. Saalfeld angefertigt, wobei wir gern Gelegenheit nehmen auf die Folge vortrefflicher berlinischer Ansichten hinzuweisen, die in Postkartenform von der gedachten Firma soeben veröffentlicht worden ist.

Die Brandenburgia wird mit Genehmigung der Ältesten der Kaufmannschaft das altehrwürdige Kirchlein am Sonnabend den 11. Juni besichtigen.

XXIV. Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1895 bis 1900. Mit Abbildungen, graphischen Darstellungen und einer Karte. Erster Teil. 1904. Von diesem 3teiligen grossen Werk, welches ich im Auftrage des Magistrats mit Unterstützung des stellvertretenden Direktors unsers Statistischen Amtes Herrn Dr. Meinerich bearbeitet habe, lege ich Ihnen den Anfang vor. Die Anordnung ist eine gegen die letzte derartige Publikation veränderte: die städtische Kunstdeputation, das Märkische Provinzial-Museum, die Volksbibliotheken und Lesehallen, die Magistratsbibliothek und die Göritz-Lübeck-Stiftung, das Archiv der Stadt und das Statistische Amt derselben sind in diesen I. Teil verwiesen. Ich mache insbesondere auf die 3 das Märkische Museum betreffenden Tafeln (Freilegung des Eingangs zur Grabkammer des Königsgrabes von Seddin, Kreis Ostprignitz, am 20. September 1899, die Hauptausstattungsstücke der Grabkammer; ein Blick vom Direktionszimmer im inzwischen abgebrochenen Kölnischen Rathaus in den grössten Ausstellungssaal, geschichtliche Abteilung, 1893 und die naturgeschichtliche, insbesondere geologische Abteilung ebendasselbst i. J. 1898) aufmerksam.

XXV. Die geplante Weichbildserweiterung Berlins, für welche ich Magistrats-Dezernent bin, geht selbstverständlich auch unsere Heimatkunde gar sehr an. Ich gestatte mir daher, Ihnen einen genauen Plan vorzulegen, aus dem Sie den Umfang der Einverleibungen ermessen können. Das Gelände des Gutsbezirks Plötzensee (mit Ausschluss der nach Charlottenburg gravitierenden Strafanstalt) umfasst 175 ha. Da die Grenze in der Forst eine unregelmässige und willkürliche ist, so hat der Magistrat den Herrn Oberpräsidenten, unser Ehrenmitglied von Bethmann-Hollweg ersucht, noch weitere 100 ha bis zur sogen. Hinckeldey-Brücke zuzulegen.

Die Berliner Stadtverordneten-Versammlung wünscht aber noch weiter die Einverleibung mindestens der ganzen Jungfernhaide, der bäuerlichen Tegeler Forst, des Hauptteils des Tegeler Sees und seiner Inseln, Marienwerder und Reiswerder (beide militärfiskalisch), Valentinswerder (Besitzer unser Mitglied Herr Paul Haberkern), Baumwerder, Schwarzenberg und Lindwerder (alle unserm Mitglied Dr. Carl Bolle gehörig.)\*) Das wären weitere 1702 ha. Dazu soll noch die Halbinsel zwischen dem Tegeler See und dem offenen Havelstrom kommen mit den Ortschaften Tegelort, Jörsfelde und Konradsfelde, sowie mit Teilen der Gemeindehaide Heiligensee, zusammen noch ferner 381 ha. Damit würde Berlin dereinst am Tegeler See und an der Havel liegen. Die Vorteile liegen auf beiden Seiten: Die Stadt Berlin erhielte im wesentlichen freies Gelände zur Unterbringung von Hunderttausenden von Menschen, andererseits liegt der ungemeine pekuniäre Vorteil der Besitzer des Geländes, meist Forstland, und der kleinen einzuverleibenden privaten Ansiedelungen auf der Hand. Nach keiner andern Seite kann die Reichshauptstadt sich mehr ausgiebig erweitern als wie hier nach Nordwesten. Hoffen wir von der Einsicht und dem Wohlwollen der Behörden, dass sie dem richtigen Vorhaben Berlins entgegenkommen. — Zur Vorprüfung der letztgedachten grossen Gebietserweiterungen hat der Magistrat einen Ausschuss eingesetzt.

XXVI. Denkschrift über die Beziehungen zwischen Berlin und seinen Nachbarorten im Auftrage des Magistrats zu Berlin verfasst von Hamburger, Magistratsrat, im Dezember 1903. Gewissermassen eine Ergänzung zu dem soeben (No. XXV.) Mitgeteilten. Sie wollen daraus die Schwierigkeiten, ja die Unhaltbarkeit der nachbarlichen Beziehungen und die Notwendigkeit ersehen, einen erträglichen Modus vivendi mit den Vororten zu finden. Allerdings handelt es sich hier zumeist um die bevölkerten Ost-, Süd- und Südwest-Vororte. Die

---

\*) Die Inseln Valentinswerder (eigentlich der Grosse und der Kleine Valentinswerder) sowie Scharfenberg werden seitens der Brandenburgia unter Führung der Mitglieder Haberkern und Bolle am 7. Juni 1904 besucht werden.

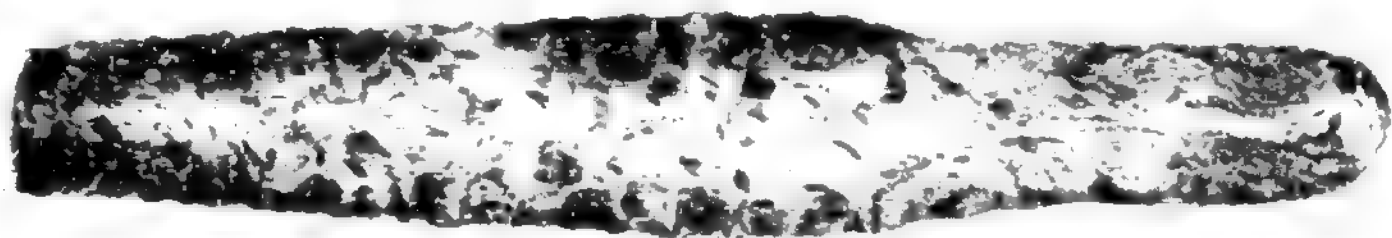
fleissige und sorgfältige Arbeit ist zu eingehendem Studium angelegentlich zu empfehlen.

XXVII. Tätigkeit der Denkmalspflege-Kommission in der Provinz Brandenburg. In der Sitzung der Provinzialkommission der Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg am 12. Februar 1904 wurde beschlossen, von dem Werk über die Bau- und Kunstdenkmäler unserer Provinz („Bergau“, 2. Auflage) zunächst die Kreise Ost- und West-Havelland, Brandenburg-Stadt, Potsdam-Stadt und Spandau-Stadt zu bearbeiten. Hierzu ist als Bearbeiter Herr Architekt Paul Eichholz in Süddeinde gewählt, derselbe, welcher die Güte hatte, uns am 30. v. Mts. den Vortrag im Architektenhause zu halten. Die Redaktion des Werkes liegt u. M. dem Herrn Provinzial-Konservator Büttner ob. — Aus dem sonstigen Verlauf sei mitgeteilt, dass die Wiederherstellung der Kapelle in Pritzwalk durch Herrn Stadtbauinspektor Stiehl beendet ist, dgl. die Wiederherstellung der Bemalung des berühmten Fachwerkhauses in Havelberg. Mit den Arbeiten am Rathause zu Jüterbog soll im Frühling d. J. begonnen werden. — Für die Arbeiten am Taufengel zu Gollnitz und Altar zu Gross-Särchen sind die erforderlichen Mittel noch nicht ganz aufgebraucht. Mit den Ausbesserungen an der Marien- und Andreas-Kapelle zu Rathenow wird demnächst begonnen werden. — Wegen Erhaltung des wendischen Burgwalls von Phöben a. d. Havel schweben noch die Verhandlungen. Bezüglich der verwahrlosten Anna-Kapelle zu Havelberg soll ein Plan zur Restaurierung mit dem Konservator der Kunstdenkmäler ausgearbeitet werden. — In der den Brandenburgia-Mitgliedern wohlbekannten Jakobikirche zu Neumarkt-Jüterbog soll einer der charakteristischen Bildstreifen noch in diesem Jahre hergestellt werden.

XXVIII. Dr. jur. Friedrich Holtze, Kammergerichtsrat. Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preussen. 4. Teil. — Derselbe schildert den berühmten Gerichtshof im 19. Jahrhundert und gibt ein Porträt des Kammergerichts-Präsidenten von Denkmann. Alles Rühmliche, was von den drei ersten Teilen dieses Werks des gelehrten Verfassers gesagt worden ist, gilt auch von der Ihnen heut von mir vorgelegten Veröffentlichung, die bis in die Gegenwart reicht und die scheinbar trockne Geschichte eines Gerichtshofs für das grössere Publikum dadurch angenehm zu beleben versteht, dass überall nebenher die äussere und innere Landesgeschichte, sowie die Verhältnisse der Stadt Berlin geschickt mit zur Sprache gebracht werden. Auch vom Standpunkte der Heimatkunde eins der verdienstlichsten in letzter Zeit erschienenen Bücher.

XXIX. Ein schöner Feuersteindolch, den das Märk. Museum (vgl. Kat. B. II. 23 541) der Güte des Herrn Pohlenz zu Pohlenzschenke

im Spreewald durch Vermittelung des unermüdlichen Herrn Rektor Monke, u. M., verdankt, lege ich Ihnen vor. Der Dolch ist aus grauschwarzem Flint, 13,5 cm lang und wird hier abgebildet. Sein Gewicht beträgt 35 gr. Das Stück ist bei Ausgrabungen in dem grossen sagenumwobenen Schlossberg bei Burg im Spreewald gefunden worden und gehört der mittleren Periode der neusteinzeitlichen Kultur an. Ich verweise auf meine früheren Veröffentlichungen über den Burger Schlossberg und die mancherlei Altertumsfunde aus demselben, welche seit vielen Jahren allmählich von dort in das Märkische Museum gelangt sind. Die Grundlage der Aufschüttung ist vorwendisch, andererseits ist die slavische Kultur selbstverständlich besonders in den oberen Schichten, der 1896/97 leider beim Eisenbahnbau angeschnittenen Wallburg reich vertreten. Die Grundlage der letzteren ist eine natürliche teils alluviale, teils diluviale Bodenerhöhung. Vgl. *Brandenburgia* V. S. 385.



XXX. Über die Kunst der Gobelinweberei. Zur Erinnerung an das 25jährige Bestehen der Berliner Gobelin-Manufaktur W. Ziesch & Co. verfasst von Paul Hirschfeld. Jubiläums-Ausgabe 1904. 63 S. 8° mit vielen Abbildungen.

Wir gedenken dankbar der lehrreichen und genussvollen Führung unserer *Brandenburgia* durch die Meisterwerkstatt und die Ausstellung von Wandteppichen unseres geehrten Mitgliedes des Herrn Hofkunstwebers W. Ziesch am 9. September 1899 (*Brandenburgia* VIII 264, IX 257 und 369 sowie Sitzungsbericht vom 24. Februar 1904 unter No. XVIII) und freuen uns, dass das für Berlin, ja für ganz Deutschland hochbedeutsame künstlerische Institut jetzt bereits auf ein Vierteljahrhundert erspriesslicher Tätigkeit, künstlerischen „Wirkens“ im eigentlichen Wortsinn zurückblicken darf.

Um so willkommener ist die kleine schön ausgestattete Schrift für das gesamte anteilnehmende Publikum. Dieselbe hat dauernden Wert und umfasst folgende Kapitel: I. Rückblick auf den Ursprung der Wandteppiche (Gobelins) und die künstlerische Entwicklung ihrer Herstellung. II. Einfluss der Gobelinweberei auf die anderen Zweige des Kunstgewerbes. III. Die Wiederbelebung der deutschen Gobelinweberei durch die Errichtung einer neuen Berliner Manufaktur. IV. Ein Blick in die Werkstätten der Berliner Gobelin-Manufaktur. V. Über die Restaurierung und Säuberung verblichener und beschädigter Gobelingebebe. VI. Über die Behandlung echter Gobelins behufs deren Erhaltung.

Möge der Berliner Kunstwebewerkstatt ein fröhliches Gedeihen und verdienter Lohn für Mühe und Arbeit auch ferner beschieden sein!

XXXI. Die Mosaikfirma Puhl und Wagner, deren einer Teilhaber, Herr Wagner, u. Mitglied ist, hatte freundlichst zur Besichtigung der schönen und interessanten musivischen Arbeiten nach Rixdorf eingeladen, welche für den Münster zu Aachen bestimmt, zunächst auf der diesjährigen Weltausstellung in St. Louis vorgeführt werden sollen. Wir erinnern uns auch hier gern des Besuchs der Mosaik-Fabrik im Jahre 1898, der ersten und einzigen Werkstätte für musivische Kunst in Berlin, und an die interessante „Zur Geschichte und Technik des Mosaiks“ betitelte Mitteilung des Herrn Wagner (Brandenburgia VII, 387—403). Die Vorbesichtigung ist von mir und anderen Mitgliedern der Brandenburgia unter gütiger Führung des Herrn Direktor Puhl kürzlich erfolgt und haben wir uns an den wohl gelungenen, farbenprächtigen Arbeiten erfreut. Namentlich war mir die ausgedehnte, wirkungsvolle Verwendung von Perlmutterstücken überraschend. Die Fabrik wird nach Treptow verlegt und dann für einen Besuch unserer gesamten Mitglieder zugänglich gemacht werden.

XXXII. Die Eisengussplatte im Jagdschloss Grunewald, welche u. M. Herr Hofbaurat Kavel daselbst entdeckt hat und die Brandenburgia XII, 420 abgebildet ist, stellt, entgegengesetzt der Ansicht des Entdeckers, nach gefälliger Mitteilung unseres Mitgliedes Herrn Hermann Maurer vom 28. v. Mts. keinen Hirsch, sondern einen Rehbock dar. Allerdings einen ungewöhnlich starken; nach Herrn Maurer gewordener Auskunft des Professor Matschie vom Kgl. Zoologischen Museum hierselbst besitzt dasselbe nur ein einziges derartiges gewaltiges Rehgeweih. Dass ein solches Tier einer bildlichen Verewigung würdig ist, zumal wenn es den Jäger anspringt, kann kaum bestritten werden. Auf einen solchen höchstpersönlichen waidmännischen Vorfall bezieht sich jedenfalls die Darstellung der Eisenplatte. Eine ähnliche Darstellung — Jagd auf einen Rehbock — ist mir unter den sehr zahlreichen Ofen- und Kamin-Kunstguss-Platten nicht bekannt und würde ich für etwaige sonstige Belagstücke dankbar sein.

XXXIII. Kapellenberg bei Blankensee. Zu der Abbildung XII, 374 bemerkt u. M. Herr Dr. Gustav Albrecht, dass sich als Pendant zu der säbelförmigen Auswetzung links noch eine zweite solche befinde. Den Ritterschild oben über den sonstigen Marken erklärt er für eine einfache Marke in Kreuzform. Die Jahreszahl liest er 1541. In einem der nächsten Hefte wird Herr Dr. Albrecht eine kurze Auseinandersetzung über die Wallfahrtsmarken und die übrigen Zahlen bringen.

### E. Bildliches.

XXXIV. Zwei neue eiserne Kunstgussplatten für Öfen und Kamine. Zu den Brandenburgia XII. 420 und vorstehend unter XXXII besprochenen Zierplatten gesellen sich zwei, wiederum von unserm Mitglied Herrn Hofbaurat Kavel aufgefundene weitere Stücke, von denen ich 2 Photographien als dankenswerte Geschenke des Genannten vorlege.

Die erste Photographie (S. 99) stellt den Namenszug Kurfürst Friedrichs III, späteren Königs Friedrich I. dar, im Schlüterschen Stil mit 2 Palmenblättern umgeben, in den 4 Ecken die Insignien des Hosenbandordens, auf den, wie wir uns von unserm Besuch im Schloss zu Oranienburg erinnern, der Monarch grossen Wert legte. Nach Zuschrift des Herrn Hofbaurats fand er die Platte unversehrt hinter Mauerwerk vom Kastellanhanse im Schloss Nieder-Schönhausen, auf Befehl unsers Kaisers im Flur vom Jagdschloss Königswusterhausen eingemauert, der die Kaiserlichen Zimmer vom Speisesaal trennt. Merkwürdigerweise fand Herr K. 2 Jahre später im letztgenannten Jagdschloss beim Umbau eines Kamines im Kaiserlichen Arbeitszimmer die Zwillingschwester dieser Platte hinter losem Mauerwerk, leider stark beschädigt, eine Ecke gänzlich abgeschmolzen. Sr. Majestät hat die Platte restaurieren und als Seitenstück zur erstern im Flur ebenfalls ins Mauerwerk einfügen lassen. Diese Platten haben bis 1,25 m Breite und bis 1,45 m Höhe.

Inbezug auf das Jagdschloss Königs-Wusterhausen fügt Herr K. unter dem 19. d. Mts. hinzu:

„Interessiert sich die Brandenburgia für ein unterirdisches Kellergewölbe, das ich vor einigen Jahren beim Abbruch eines runden Turmes entdeckte und das bisher ganz unbekannt war? Die Decke dieses unterirdischen Raums war durch ein kreisförmiges einfaches fächerartiges Gewölbe gebildet, das sich auf eine gemauerte runde Säule stützt. Der Turm darüber war teils durch schlechte Ausführung, teils durch Sinken des Wasserstandes im anstossenden Burggraben, teils durch Baumwurzeln so gelockert, dass er abgebrochen und erneuert werden musste. Hierbei fand ich das Gewölbe. Ich habe dasselbe unterfangen, die Säule untermauert und konnte damit den interessanten Raum retten. Im Schutte fand ich einen Mauerstein mit leicht eingekratzter und eingebrannter Inschrift. Herr Prof. Dr. Seelmann von der Königlichen Bibliothek deutet die Inschrift, die nur teilweise erhalten so, dass ein Ziegelmeister Huss einen Preis für Ziegel angiebt.

Der Stein ist in das Mauerwerk der Wände so eingelassen, dass die Inschrift sichtbar.

Die altmärkische, Letzlinger Platte hat ein geschichtliches Interesse; sie ist 0,885 m lang und 0,63 m hoch.

Mit reicher Verzierung von Blumen und Früchten ergibt sich ein Mittelstück über welchem der Spruch steht: Variis in motibus eadem (in verschiedenen Bewegungen dieselbe), passend zu einer Darstellung des ruhigen Meeres auf dem unter vollen Segeln und Flaggen ein sicherlich kurbrandenburgisches dreimastiges Orlogschiff mit hohem



Hinterkastell einherzieht. Rechts unten ein einmastiges mit Bugsprit versehenes Segelboot. Über dem, auf der dem Beschauer zugewendeten Breitseite mit 8 Kanonen bestückten Kriegsfahrzeug strahlt die volle Sonne, mit Menschenantlitz dekorativ aufgefasst.

Im Vordergrund unterhalb des Orlogfahrers sieht man den Strand, an dem sich, wie das an der afrikanischen Guinea-Küste auch bei ruhigem Wetter nicht selten, die Brandung bricht. Links ein Palmenbaum, rechts ein kastellartig aufgebauter Felsen. In den Wolken links oben bläst der Windgott und hält an einem riesenschlangenartigen Bande ein sechsspeichiges Glücksrad, welches rechts von dem Palmbaum auf dem Saum der Küste laufend zu denken ist.

Jedenfalls ein Hinweis auf die Kolonial-Bestrebungen des Grossen Kurfürsten an der Guinea-Küste. Ich nehme das umso mehr an, als



mir eine zweite ganz unzweifelhaft auf die brandenburgische Handelskolonisation desselben Herrschers sich beziehende, mit Negern und dergl. ausgestattete gusseiserne Ofenzierplatte bekannt ist. Herr Redakteur Goldsche in Friesack hatte die Güte mir bei einem Besuch in Friesack diese auf einem Gut der Nachbarschaft befindliche Platte



zu zeigen. Leider scheint, nach Mitteilung des genannten Herrn vor 2 Jahren, dies interessante Stück, um dessen Erwerbung für das Märkische Museum ich mich vergeblich bemüht habe, verschollen zu sein.

Die Kolonialplatte lag, so schreibt Herr Kavel, am 15. d. Mts. mit der ornamentierten Seite nach unten im Fussboden der Letzlinger Küche, darüber war ein Mauersteinherd errichtet. Beim Abbruch

desselben kam die Platte zum Vorschein. Die Photographie ist nach einem Gipsabguss gefertigt, das Original im Korridor des Jagdschlusses Letzlingen eingemauert worden.

Von beiden Tafeln fügen wir Abbildungen bei.

XXXV. „Die Weite Welt“ vom 18. d. Mts., welche ich zirkulieren lasse, enthält u. A. S. 1019 ein ansprechendes Bild vom Ufer unsers Liepnitz-Sees bei Bernau sowie S. 104 flg. einen interessanten prächtig illustrierten Aufsatz u. M. Robert Mielke: Forchheim, eine karolingische Königspfalz.

XXXVI. Das Äussere. Illustrierte Monatsschrift für weibliche Schönheit und Körperpflege. Heft 1 Berlin 1904. Jahrg. 1. Auf Wunsch unseres Mitgliedes, Dr. Runze, lege ich diese auch in anthropologischer Beziehung nicht uninteressante neue periodische Publikation vor.

XXXVII. Neue Kunst-Mitteilungen über neu erscheinende Kunstblätter. Photographische Gesellschaft (Kunstverlag begr. 1862) Berlin, Stehbahn 1. Heft 2. März 1904. Auf Wunsch reiche ich auch diese neue Zeitschrift herum, welche vorzüglich illustriert ist und in zwangloser Folge die bedeutenderen Erscheinungen aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft anzeigen wird. Auf Begehren erfolgt kostenfreie Zusendung. Namentlich der Artikel über den so ansprechenden genialen Maler der Romantik Moritz von Schwind ist ansprechend.

XXXVIII. Zur Heimatkunde der West-Priegnitz. Der Vorsitzende teilte, wie schon unter Nummer II angedeutet, mit, dass Herr Bauinspektor Stiehl wegen Anwesenheit auf dem Dresdener Schutzbundtage den Vortrag über Märkische Rathäuser zu halten behindert sei. Statt seiner veranschaulichte gütigst u. M. Herr Architekt Paul Eichholz in einem durch Lichtbilder illustrierten Vortrage einige „Streifzüge durch die Westprignitz und ihre Geschichte.“ Nach einem kurzen Blicke auf die ersten kriegerischen Ereignisse derselben, welche sich namentlich um die alten Städte Lenzen und Havelberg abspielten, ging Herr E. auf die Topographie der dortigen Domkloster-Anlage näher ein unter besonderem Hinweis auf die Ausbreitung derselben im Umfange des ehemaligen Castrums Kaiser Ottos, des Begründers des Bistums Havelberg. Daran anschliessend folgte eine Vorführung der ehrwürdigen Domkirche und ihrer Kunstschatze in Wort und Bild.

Bis zu jenen Tagen der ersten Einnahme und Besiedelung des Landes reicht auch der dort noch zahlreich erhaltene sächsische Typus des Bauernhauses zurück. Von den hervorstechenden Eigentümlichkeiten desselben schilderte der Vortragende namentlich die Herdanlage mit

„Schwiebbogen“ wie sie in den schornsteinlosen sog. „Rauchhäusern“ der Prignitz noch erhalten, unter anderen in dem besonders interessanten Dorfe Mödlich bei Lenzen. Die spezielle Bauweise dieses Dorfes steht unter dem Einflusse von Holländern, welche zweimal zu verschiedenen Zeiten zur Kolonisation der Gegend herangezogen worden.

Zu den geschichtlich bekanntesten Adelsfamilien der Prignitz gehörten die Quitzows, welche zu den Kunstwerken derselben namentlich durch eine Anzahl z. T. sehr beachtenswerter Epitaphien in den Kirchen von Kletzke und Rühstedt beigetragen haben. Zur annähernden Vervollständigung des Gesamtbildes berührte der Vortragende schliesslich noch streifend das Wunderblut zu Wilsnack und seine Kirche sowie die Hauptstadt des Kreises Perleberg.

XXXIX. Die Teilnehmer fanden sich demnächst im Restaurant des Architektenhauses zu zwangloser Unterhaltung zusammen.

---

## Holzschloss und Bolzenschloss.

---

Auch auf dem Gebiete der Erfindungen müssen wir uns, wenn wir das „allerneuste Erfundene, noch nie Dagewesene beim rechten Lichte betrachten, öfters vom alten Ben Akiba sagen lassen: Es ist alles schon dagewesen!“

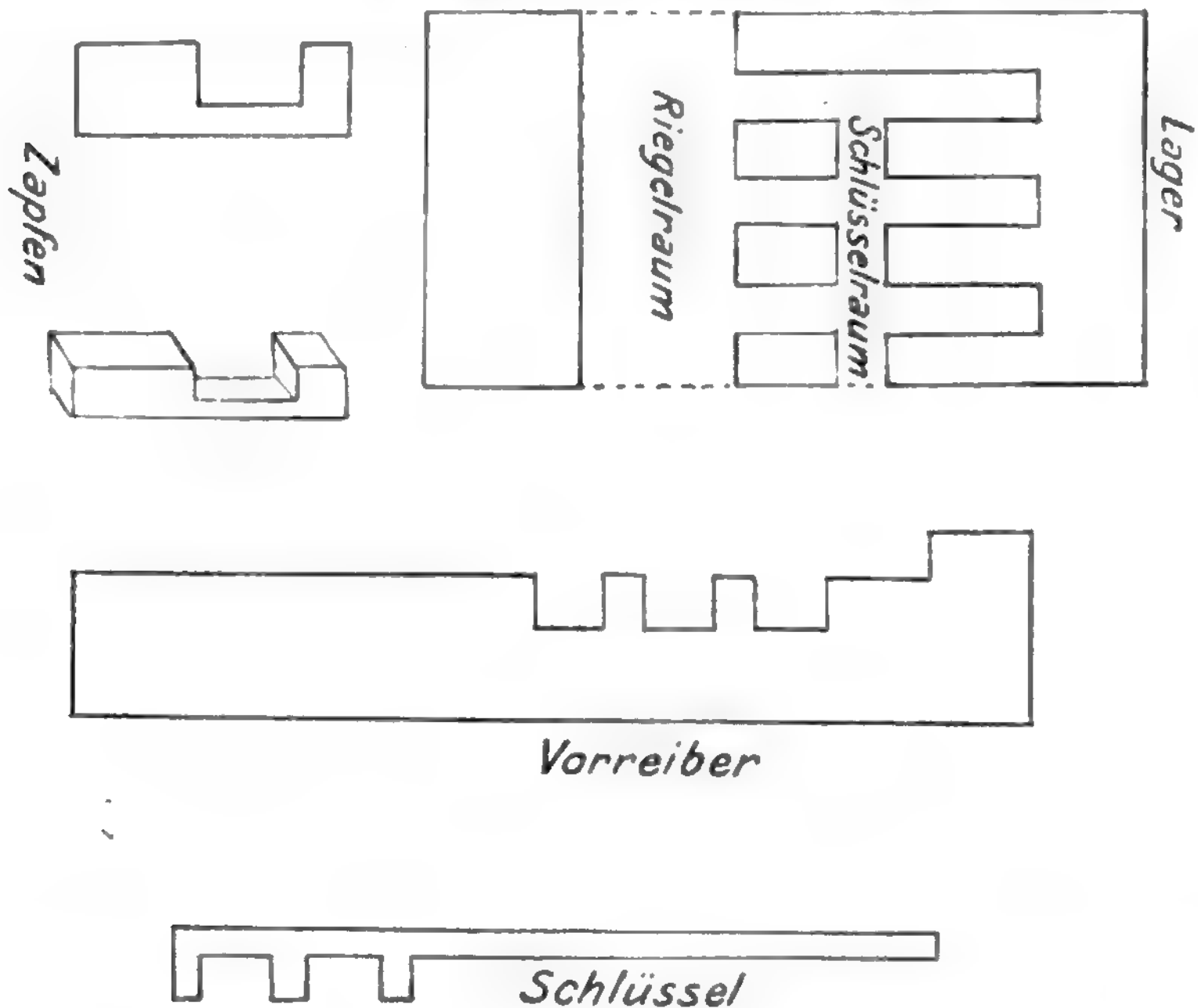
Auch bezüglich unserer heutigen sogenannten Patentschlösser an Haustüren, Spinden und Kasten etc., sie mögen von dieser oder jener Eisenhütte oder von Fabrikanten von Eisenwaren gefertigt werden, behält der Alte recht, denn auch unsere Sicherheitslöcher sind nicht neu und eigentümlich, sondern nur im gewissen Sinne eine Nachahmung alter Schlösser, wie sie häufig noch heute in einfachster Form sowohl in der Mark wie auch in Pommern auf dem platten Lande zu finden sind.

Einfach in der Form sind die Vorläufer unserer Sicherheitsschlösser ganz entschieden. Denn während zur Herstellung der letzteren Feuer, Eisen und das verschiedenste Handwerkszeug erforderlich ist, genügen zur Herstellung der alten Schlösser und Schlüssel einige Stücke Holz und ein Messer oder eine Schnitzelbank.

Trotz der Einfachheit in ihrer Herstellung können diese Art Schlösser ebenso kompliziert konstruiert werden, wie unsrige heutigen

von Eisen. Wie ich weiter unten zeigen werde, bietet dieses einfache Holzschloss dieselbe Sicherheit wie unsere heutigen Sicherheitsschlösser und Unbefugte können sich gleichfalls nur durch Zertrümmerung des ganzen Schlosses oder der Tür, in welcher das Schloss sitzt, Einlass in fremde Räume verschaffen.

Betrachten wir zunächst den Schlüssel. Er ist aus Holz geschnitten und infolgedessen plumper wie sein Kollege aus Eisen. Trotzdem aber bildet er in der Hand des Unkundigen ein Geheimniss, das dieser vergeblich zu lösen versucht, denn wie soll der Schlüssel in das Schloss

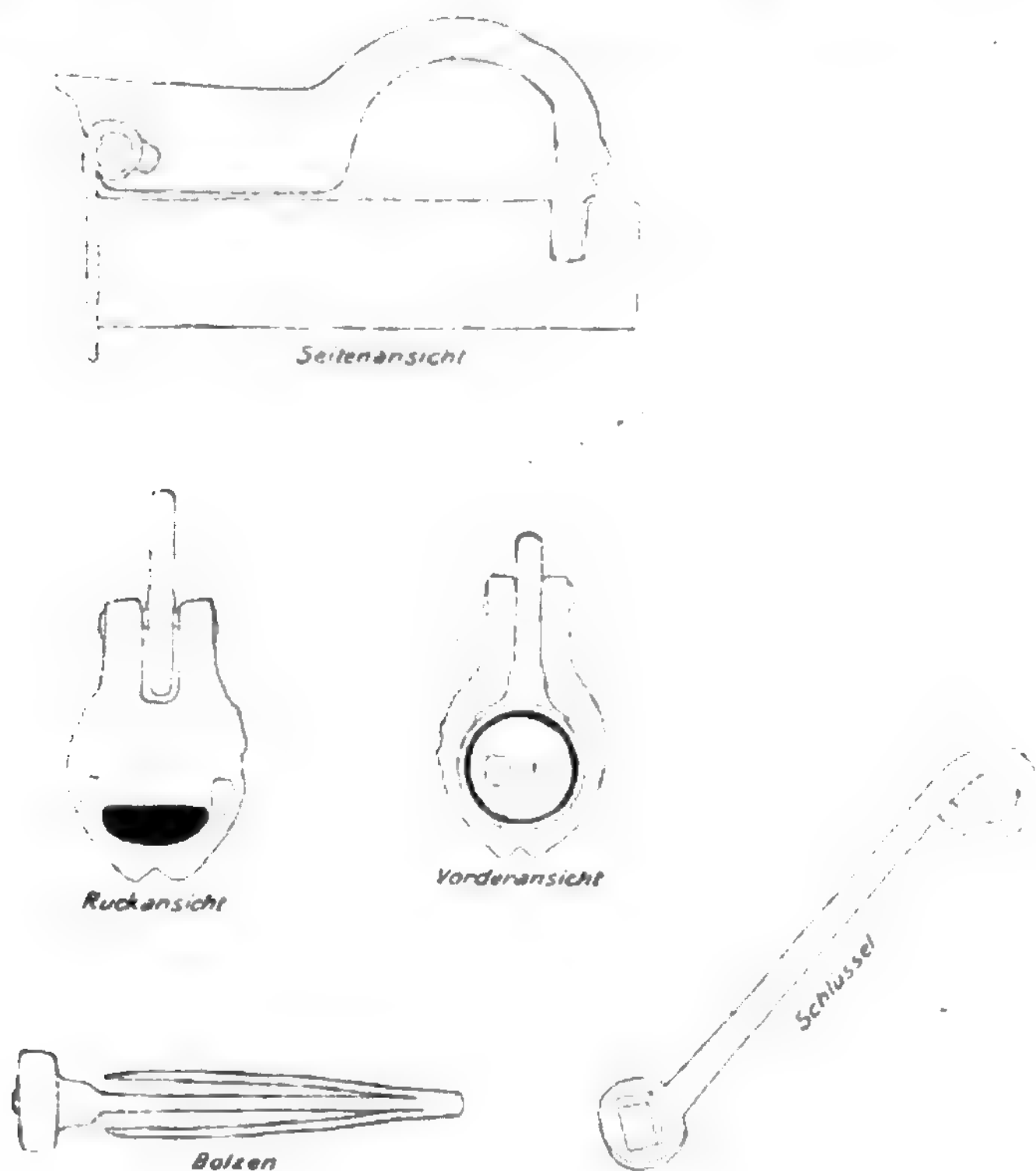


eingeführt werden, die Zähne nach vorne, oder hinten, nach oben oder unten? Dieses alles verrät der Schlüssel nicht. Sein Geheimnis besteht ausserdem darin, dass er dem Innern des Schlosses ganz genau angepasst ist und dass es unmöglich ist mit einem anderen Schlüssel oder Stückchen Holz, oder einem Nagel etwa, das Schloss zu öffnen, zu dem dieser Schlüssel schliesst.

Wie dieser Schlüssel drei gleiche Zähne hat, die genau zu den im Schloss befindlichen Zapfen passen, so kann man bei der Herstellung von Schlosszapfen und Schlüsseln die verschiedensten Variationen in Anwendung bringen und bei der Herstellung derselben seiner Phantasie die Zügel schiessen lassen, soweit dadurch nicht die Brauchbarkeit von

Schloss und Schlüssel gefährdet wird. Die Zahl der Zähne, ihre Entfernung von einander, ihre Länge, ihre Stärke, ihre Form, ob gerade oder gebogen, ob mit, ob ohne Häkchen (besonders hervorspringende Ecken an den Spitzen der Zähne u. s. w.) alles dieses kann man beim Anfertigen des Schlüssels anwenden, wenn das Innere des Schlosses dementsprechend hergestellt wird.

Korrespondierend zum Zahn des Schlüssels muss, wie gesagt, das Innere des Schlosses hergerichtet werden und hier ist der Zapfen der wichtigste Teil. Dieser muss so hergerichtet sein, dass er den Formen



der Zähne des Schlüssels entgegengesetzt entspricht. Dem einfachen Zahn an dem hier gezeigten Schlüssel genügt ein einfacher Holzzapfen im Schlossinnern und zwar in dieser Form.

Passen Schlüsselzähne und Schlosszapfen nicht ganz genau zu einander, dann schliesst der Schlüssel nicht.

Dass aber der Schlüssel schliessen kann, dazu gehört, dass man die Zapfen in ein im Schloss befindliches Lager bringt. Dieses letztere

nun wieder muss so eingerichtet sein, dass sich seine einzelnen Teile dem Ganzen genau anpassen und dass der Schlüssel genügend Raum zum Öffnen findet. Ausserdem geht durch das Lager noch der Vorreiber, durch welchen die Verschlussbarkeit eines Behälters oder Raumes überhaupt erst möglich wird. Daher sieht das Lager nach Entfernung seines Inhaltes so aus.

Der Vorreiber nun, der diese Form hat, muss sich wieder der Form der Zapfen anpassen, weil diese nach Entfernung des Schlüssels, der sie hebt, in die in den Vorreiber hierzu geschaffenen Lager hineinfallen, diesen festhalten und somit das Öffnen des Schlosses verhindern.

Eine kleine Erhöhung am Vorreiber, und ein Stückchen Holz, oder ein einfacher Nagel (wie hier im Bilde) verhindern sodann die Entfernung des Vorreibers aus dem Schloss sowie ein zu weites Hinausschieben oder Zurückziehen desselben.

II. Eine andere Art von Schloss und Schlüssel bildet das zweite Schloss, welches ich hiermit bringe.

Nennt man das unter I beschriebene Schloss allgemein ein Kastenschloss, so kennt man dieses zweite Schloss unter dem Namen „Bolzenschloss“.

Die Grundform dieses Schlosses bildet eine einfache eiserne Röhre, die innen hohl ist.

Verwendet wird dieses Schloss als sogen. Vorlegeschloss an Stalltüren, auf Deckeln der Fischkasten u. s. w. Voraussetzung bei dieser Art von Schlössern ist, dass bereits eine Sperrvorrichtung an der Tür oder auf dem Deckel vorhanden ist, die durch das Schloss noch besonders festgehalten werden soll.

Der wichtigste und gleichzeitig der Hauptbestandteil dieses Schlosses bildet der „Bolzen“, nach welchem das Schloss seinen Namen trägt.

Wie die Abbildung zeigt, besteht der Bolzen aus einer kleinen, runden Scheibe aus Eisen, in welche zwei viereckige nach vorn spitz auslaufende Eisenstäbe oder Stifte eingelassen sind. An der oberen und unteren Seite dieser beiden Stäbe und horizontal zu ihnen sind zwei Stahlfedern aufgeschmiedet.

Will man nun das Bolzenschloss schliessen, so wird der am Rohr sitzende bogenförmige Riegel, dessen vordere und untere Spitze eine kleine Fläche bildet, in der sich zwei Löcher befinden, in den in der Röhre befindlichen Querschnitt gesteckt. Sodann wird der Bolzen so in die Röhre geschoben, dass die beiden mit den Federn versehenen eisernen Stäbe durch die oben mit zwei Löchern versehene Fläche des Riegels geschoben werden. Um hierbei oben und unten zu kontrollieren, trägt sowohl die Röhre wie die Platte des Bolzens den „Kerb“ oder Einschnitt.

Auch dieses Schloss kann nur mit dem dazu gehörigen Schlüssel geöffnet werden; es widersteht jedem Nachschlüssel trotz seiner Einfachheit und ist so sicher, dass nur ein gewaltsames Zertrümmern des Schlosses das Öffnen des verschlossen gehaltenen Raumes ermöglicht.

Äusserst einfach ist auch der Schlüssel zu diesem Schloss wie die Abbildung zeigt.

Das Öffnen des Schlosses geschieht in der Weise, dass man den Schlüssel in den Querschnitt am hinteren Ende des Schlosses einführt. Der im Schlüssel befindliche Einschnitt umschliesst beim Vorwärtsstossen die Bolzenstangen mit ihren Federn und treibt in dieser Form den Bolzen zurück.

Karl Pütters.

---

## Das letzte Waldkonzert im Grunewald.

---

Alljährlich wenn der Herbst auch in unserem lieben Grunewald seine Einkehr hält und die Blätter der Buchen und Eichen mit den verschiedensten Tinten färbt, wenn die Sonne sich bereits zwischen 6—7 bzw. 5—6 Nachmittags von uns verabschiedet und wenn die ständigen Grunewaldwanderer, die Tag für Tag im Sommer wie im Winter ihre Wanderungen nach Pichelsberge oder Schildhorn früher antreten, oder ihr Reiseziel kürzer stecken müssen, dann — im Monat Oktober bis Anfang November — ertönt die Musik des Grunewaldorchesters in einer Weise, die vielen Wanderern das Gruseln lehrt.

Und je weiter der Abend vorschreitet je unheimlicher wird die Situation. Stockfinster wird es zwischen den Kiefern; nicht die Hand vor Augen ist zu sehen und unwillkürlich duckt sich der Konzertbesucher hinter seiner Kiefer, hinter welcher er Posto gefasst hat, wenn einer der Mitwirkenden seinen „Tenor-Bass“ in allernächster Nähe ertönen lässt.

Schweigsam sonst ringsum ist der Wald, aus der Ferne tönt das Gerassel und Klappern der Eisenbahnzüge sowie das Fauchen der Lokomotiven herüber; ist der Eisenbahnzug aber vorbei, dann ist wieder Stille eingetreten, bis auf die Musik im Walde die auch durch das Geräusch des Zuges keine Störung erlitten hatte; oder der Mond hat bereits soviel Kraft gewonnen, dass sein magisches Licht den Grunewald wie eine Feenwelt erscheinen lässt. Zwar erkennt man die einzelnen Bäume und sucht hinter ihnen Deckung nehmend sich an die Musiker heranzuschleichen. Doch plötzlich bleibt der Neuling stehen: er glaubt, in seiner Nähe seien eben mindestens 2—3 Kiefern

mit fürchterlichen Krachen zusammen- oder niedergestürzt. Doch lass nur Freund, du findest keine niedergestürzten Bäume, du suchst vergeblich darnach, das Krachen waren nur Töne der Pauke in dem Konzert und die Paukenschläger verrichten keine halbe Arbeit.

Aber was ist das nun wieder, sind Ziegen oder Katzen auf der Jagd: ein kurzer Ton, ähnlich wie ihn die Katze hören läst, schreit sie nicht direkt ihr Miau, sondern ihr schmeichelndes Mä ist zu hören — Nun, lieber Wanderer, dieses kurze Mä dient nur den Konzertisten des Grunewalds dazu, ihre Stimmen noch kräftiger ertönen zu lassen und die Pauke noch kräftiger zu bearbeiten.

Doch die Zeit enteilt, der Heimweg muss angetreten werden, so fesselnd auch die ganze Situation ist. Gern nimmt man das Unbequeme, hier und dort über eine Baumwurzel zu stolpern mit in den Kauf, denn noch immerfort ertönt die Musik, noch immerfort kracht es ringsum, aber endlich ist der Bahnhof Grunewald erreicht nicht ohne einige kräftige Flüche über die wiederholten Saltomortale, die man auf der letzten Strecke des Weges infolge der durch das scharfe elektrische Licht geblendeten Augen über die hier besonders über dem Waldboden befindlichen Baumwurzeln machen musste.

Schied man bisher schon ungern von diesem Stück Naturleben, so wurde der Abschied in diesem Herbst ein doppelt schwerer, — war es doch ein Abschied für immer! — — Nicht nur vom Grunewald in seiner bisherigen Gestalt, sondern auch von seinen vornehmsten Bewohnern, den Hirschen. — Denn wie allgemein wohl bekannt, soll der Berlin nahe gelegene Teil des Grunewalds in einen Volkspark umgewandelt werden und mit ihnen verschwinden seine Musiker — die Hirsche. — Teils werden sie abgeschossen, teils in die Oranienburger Heide bei Lehnitz „versetzt.“

Das vorhandene Raubzeug scheint man uns zu belassen; ob Verkehrungen getroffen sind, dass auch dieses ausgerottet wird, oder ob zu dem vierbeinigen sich noch das zweibeinige dereinst gesellen wird, darüber habe ich näheres nicht in Erfahrung bringen können. —

Frage ich in meinem Bekanntenkreise und insbesondere geborene Berliner „Haben Sie schon 'mal den Hirsch im Grunewald schreien hören?“, so erhalte ich die ständige Antwort: „Nee, wat is 'n det?“ Und daraus ersieht man wieder, wie wenig der Grosstädter die Natur kennt und wenn er sie bereits kurz vor seinem Stadttor kennen lernen kann. Die meisten Berliner kennen den Grunewald und seine Bewohner nur von ihren Tagesausflügen her; sie freuen sich, hier und dort ein Rudel Hirsche der Ruhe pflegend oder äsend anzutreffen und gross ist ihre Freude, wenn sich dieser oder jener Hirsch veranlasst sieht, sein Bummeln durch einen kurzen Sprung zu unterbrechen, aber was sonst



im Walde geschieht, wie sich das Wild sonst bewegt, das kann so leicht niemand der Tagesbesucher des Grunewaldes erzählen.

Wie bekannt fällt die Brunst- oder Paarungszeit der Hirsche in die Monate September bis etwa Mitte November. — Während der Edelhirsch, *Cervus elaphus* sich bereits im September zu paaren beginnt, fängt die Zeit für den Dammhirsch *Cervus dammer* gewöhnlich erst im Monat Oktober an. Die günstigste Gelegenheit, den Dammhirsch hierbei zu beobachten findet man im Grunewald in dem Teil desselben, der zwischen Teufelssee und Wannsee belegen ist. Vielfach am hellen Tage, insbesondere aber, wenn die Dämmerstunde herannaht, kann man ihn aus dem Stangenholz kommen sehen, oder er steht bereits im hohen Holz. Wie ganz anders sieht das Tier aus gegen damals im Sommer. Damals trug sein ganzes Wesen den Ausdruck der Faulheit und Bequemlichkeit an sich. Doch heute — stolz erhobenen Hauptes schreitet er einher, elegant, leicht tänzelnd im Gang, das Auge leuchtend: so eilt er vorwärts, dabei sein kurzes Gebrüll ausstossend, das einem rauhen, heiseren Gebell oder Geblök nicht unähnlich ist.

Geräuschlos wird der Wald durchwandert und da die Tiere zu dieser Zeit auch ihre Scheu vor dem Menschen zum Teil abgelegt haben, so steht der Beobachter ohne sein Zutun oft mitten in einem Rudel schreiender Hirsche. Man sieht sich gegenseitig etwas erstaunt an und bleibt beiderseits in respektvoller Ferne. Denn auch dem Beobachter ist eine Hirschkeule im Magen lieber wie ein Hirschgeweih.

Konnte man, solange das Tageslicht noch einigermaßen anhielt, den männlichen Hirsch betrachten, wie er auf seinem Pfade der Liebe suchend den Wald durchstreifte, so hört man beim Schwinden des Tageslichts plötzlich in einiger Entfernung ein kurzes „Mäh“! Der Hirsch antwortet und bald hat sich das Pärchen gefunden. Doch „wer lieben will, muss leiden“ erfährt auch unser Hirsch, denn kampfbereit mit gesenktem Kopf tritt ihm ein Rivale in den Weg, der ihm den Besitz der Geliebten streitig machen will. Er kann daher nicht anders, er muss sich mit dem Gegner messen, er will es aber auch nicht, das verbietet ihm seine Hirschehre, denn sonst stände er von den Hirschdamen verächtlich über die Schulter angesehen da. Darum also „Macht Euch fertig, fertig ist, los!“ und im ersten elegantesten Sprunge gehen beide Gegner gesenkten Hauptes aufeinander los und die Geweihe fahren krachend zusammen, als wenn Bäume krachend niedersausten. Der Anprall ist so heftig, dass beide Tiere sich gegenseitig zurückschleudern, dass sie beide den festen Boden unter den Füßen verlieren, oft hoch in die Höhe steigen, oft beide in die Knie sinken. Aber immer von neuem gehen sie gegeneinander los, bis der schwächere von ihnen den Kampf als für ihn aussichtslos aufgibt und dem Gegner die

erkämpfte Braut überlässt, oder bis er blutend aus verschiedenen Wunden auf dem Kampfplatz liegen bleibt.

Während dessen steht die Umworbene in der Nähe und beobachtet die Kämpfenden, sowie den Ausgang des Kampfes, um sich dann in einigen eleganten Sprüngen dem Sieger zu nahen und ihm zu sagen, dass er der Erkorene sei. Oft aber hat solch Ritter noch mehrere derartige Kämpfe zu bestehen, denn gewöhnlich sieht man nach der Brunst- resp. der Werbungszeit den Hirsch in Gesellschaft mehrerer Damen seines Geschlechts auf der Wanderung. Aber auch die Hirschdame kann die ungetrübte Freude, ihren Ritter allein zu besitzen nicht geniessen, denn schon während des Kampfes hat sich eine Nebenbuhlerin von ihr eingestellt, die sich dem Sieger, ihm gleichfalls huldigend anschliesst.

Oft auch hat der Hirsch seine Erkorenen gegen ihm überlegene Neider zu verteidigen und wieder beginnt dann der Kampf in der geschilderten Weise.

Wandert man am hellen Tage durch den Grunewald, dann kann man im Moor und Weg an den aufgewühlten, aufgekratzten und zerstampften Stellen die Kampfplätze feststellen.

Entfernt man sich von den Kampfplätzen, so hört sich das Schreien der Hirsche in der Stille des Waldes geradezu unheimlich an, ähnlich dem Sausen und Mahlen eines schwer arbeitenden Dampfwerkes.

Für den zukünftigen Lokalhistoriker dürfte es von Wert sein, dereinst zu berichten, dass in diesem Jahre die Hirsche zum letzten Male in einer dem Berliner bequem erreichbaren Nähe im Grunewald geschrien haben, und dass er hierüber dereinst einen Bericht findet, dazu möchten diese Zeilen dienen.

Oktober 1903.

Karl Pötters.

## Kleine Mitteilungen.

### Das Teerschwelen in den Waldungen am Liepnitzsee.

Von Otto Monke.

An verschiedenen Stellen der Bernauer Stadtheide und in der Gräflich Redernschen Forst finden sich noch heute im Waldboden Kohlenreste, sowie geschwülzte und mit einem teerartigen Stoff übergossene Feld- und Backsteintrümmer, die an den Betrieb der ehemaligen Teerschwelereien erinnern. Der Volksmund bringt den Namen des nördlich vom Liepnitzsee gelegenen Dorfes Klosterfelde mit dem der Mennigsbrücke (Mönchsbrücke) in Verbindung, und die Sage berichtet, dass die alten Mönche diese Brücke erbaut und benutzt hatten, um zu ihren Kohlenmeilern jenseits des Flusses

zu gelangen, welches von dem ehemals weiter nach Norden reichenden und bogenförmig gekrümmten See, dem Bogensee zwischen Ützdorf und Prenden, nordwärts führt.

Vor einigen Wochen entdeckte ich in der unmittelbaren Nähe der Mennigsbrücke im Walde einen an der Westseite etwas abgestochenen Hügel, der offenbar künstlich angeschüttet war, und an der nach dem Fluss gelegenen Seite Reste von Kohlen und geschwärzten Backsteinen grösseren Kalibers aufwies. Den Mitgliedern der Pflugschaft des Märkischen Museums, welche am Sonntag, den 26. Oktober 1902, unter Führung des Geheimen Regierungsrates Herrn Friedel diese Stelle eingehend untersuchten, gelang es nun, unter dem Schutt des Gemäuers verschiedene spätmittelalterliche Gefässreste zu Tage zu fördern, welche alle, wie auch das ziemlich grosse Format der Backsteine der Sage, die alten Mönche hätten bei der Mennigsbrücke ihre Kohlen gebrannt, mindestens nicht widersprechen. Fraglich bleibt nur, ob es sich damals um eigentliche Meiler, d. h. Vorrichtungen, die vorzugsweise der Gewinnung von Holzkohle dienen, oder um Teerschwelereien handelte, bei denen es in erster Reihe auf die Herstellung von Teer ankommt. Sicher ist, dass noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts Teerschwelereien in der dortigen Gegend vorkamen, bis der Mangel an brauchbarem Betriebsmaterial die Unternehmungen beschränkte, zumal dort vielfach die Buche überwiegt und die Kiefer seltener auftritt, und bis schliesslich die aufblühende Leuchtgasindustrie mit ihrem Nebenprodukt, dem Steinkohlenteer, der Holzkohlenteergewinnung zum Heil unseres märkischen Waldes endgültigen Abschluss brachte.

Eine zweite Brandstelle fand ich vor Jahren am Südwestufer des Bogensees, eine dritte, die sich durch Anhäufung von im Feuer geschwärzten und vielfach gesprungenen Feldsteinen sowie durch Kohlenreste bemerkbar machte, untersuchte Herr Geheimrat Friedel vor 2 Jahren in der Nähe der wüsten Dorfstelle von Alt-Liepnitz bei Kilometerstein 31,9 der Wandlitzer Chaussee; eine vierte liegt im Walde zwischen Ützdorf und Lanke, und endlich wurde eine fünfte am Bogenseefluss von den Pflugschaftsmitgliedern am 26. Oktober 1902 besichtigt. Man bemerkte noch die durch Kohle geschwärzten Stellen im Boden, sowie mehrere Backsteinreste und vermochte noch die Stelle zu ermitteln, auf welcher einst der Ofen und eine Bude zum Unterschlupf für die Teerschweler gestanden hat. Herr Bartusch-Ützdorf, der sich der Gesellschaft angeschlossen hatte, bemerkte, dass gerade dieser Ofen noch in seiner Jugend um 1850 im Betriebe gewesen sei und dass er persönlich seinem Vater bei der Bedienung des Ofens Handreichung getan habe. Der Teerofen wurde gewöhnlich, erklärte Herr Bartusch, so angelegt, dass die Feuerung und der Abflusskanal an der der Niederung zugewandten Seite, die Öffnung für die Beschickung aber an der entgegengesetzten angebracht wurde, so dass der Ofen bequem gefüllt werden konnte. Der auf einer gemauerten Unterlage ruhende, meist aus Backsteinen erbaute Ofen hatte die Gestalt eines grossen Zuckerhutes und steckte in einem etwas grösseren Mantel von derselben Form. Der Zwischenraum enthielt die von der Feuerung ausgehenden Züge, welche in die Füllöffnung mündeten. Der

Ofen fasste im Innern ungefähr 28—30 Klafter Holz. Den Betrieb schildert nun Herr Bartusch in folgender Weise:

„Wir gewannen den Holzkohlenteer aus Kienstubben, die etwa 15 bis 20 Jahre nach dem Roden gelegen hatten, sodass das Splintholz gänzlich vermorscht war. Das durch seinen Harzgehalt vor der Fäulnis mehr geschützte Kernholz, der „Kien“, wurde nach sorgfältiger Säuberung von faulem Holz in Stücke von etwa 50 cm Länge und 8 cm Dicke zerschlagen. Je sauberer der Kien war, desto besseren Teer lieferte er. Die Füllung des Ofens geschah in der Weise, dass die Scheite senkrecht an einander gestellt und mit einem Holzhammer so fest verkeilt wurden, dass alle Lücken ausgefüllt wurden. Mehrere solcher Schichten standen im Ofen über einander. War der Ofen gefüllt, so wurde die Öffnung vermauert. Jetzt begann das Heizen. Nach etwa 36 Stunden entwichen die wässerigen Bestandteile des Holzes durch den vom Grunde des Ofens ausgehenden Abschlusskanal. Sie wurden nicht benutzt. Dann flossen harzige Massen, aus denen später Pech gekocht wurde, und ferner das Kienöl ab. Endlich trat „klar wie frischer Honig“ der gute Holzkohlenteer heraus und sammelte sich in einem Trog, aus welchem er in Fässer gefüllt wurde. Jeder Brand lieferte gegen 25—30 Tonnen. War der Prozess nach 12 Tagen fast beendet, so wurde der Teer schmutzig; diese Sorte fand bei der Pechbereitung Verwendung. Den Teer kauften die herumziehenden Händler, falls er nicht direkt an die Hauptkonsumenten, die Fuhrleute abgegeben wurde, welche damit die Holzachsen ihrer Wagen schmierten. Die im Ofen zurückgebliebene Holzkohle kauften dagegen die Schmiede sehr gern, um sie zum Härten ihres „Schneidezeuges“ zu benutzen.“ Das Teerschwelen hörte schliesslich auf, weil man nicht mehr genug Kien herbeischaffen konnte, wie Herr Bartusch meint. Wahrscheinlich aber trugen noch einige andere Umstände wesentlich dazu bei, vor allem die Entwicklung der Leuchtgasindustrie und die des Eisenbahnwesens. Der fröhliche Peitschenknall der Fuhrleute verstummte allmählich auf den alten märkischen Heerstrassen und mit ihm die Nachfrage nach dem Holzkohlenteer und die letzten Holzachsen wurden endlich durch eiserne ersetzt. Zwar sind die Feuer in den märkischen Wäldern erloschen, zwar wächst längst in manchem einst blühenden Städtchen an alter Fuhrmannsstrasse das Gras aus dem Pflaster, aber nach wie vor erschallt in der märkischen Heide der Schlag der erbarmungslosen Axt, und — „klar wie frischer Honig“ — fliesst das schnöde gelbe Gold in die Taschen der Waldschänder.

B. 28. 10. 02.

---

**Fremdsprachliche Elemente** in Gross-Berlin gibt es nach der neuesten Bevölkerungsaufnahme des Statistischen Amtes nahezu 56,700; von diesen beherrschen neben ihrer Muttersprache 17,140 auch das Deutsche, während 39,355 nur mit fremder Zunge reden. Am zahlreichsten sind natürlich die polnisch-sprechenden Mitbürger vertreten (34,623), von denen aber eine grosse Zahl (13,328) auch deutsch sprechen kann. Englisch sprechen 3677, russisch 2074, ungarisch 2016, dänisch 1960, französisch 1929, italienisch 1652, schwedisch 1041, holländisch 993. Viele dieser fremd-

sprachlichen Elemente haben sich naturalisieren lassen; Ausländer geblieben sind 2185 Engländer, 5262 Russen, 3385 Ungarn, 1427 Dänen, 708 Franzosen, 1682 Italiener, 1177 Schweden, 863 Holländer u. s. w. Im übrigen beherbergt die Reichshauptstadt mit Vororten nicht weniger als 19,939 österreichische Staatsangehörige, 2756 amerikanische Bürger und 2800 Tschechen; der Orient ist mit 315 Türken, 135 Serben, 7 Ägyptern und einem Araber vertreten. Japaner haben wir 116, Chinesen 80. Endlich gehören 27 bzw. 23 Bürger Gross-Berlins südafrikanischen Staaten (Transvaal bzw. Oranje) an. Bei nicht weniger als 182 Einwohnern hat es sich nicht feststellen lassen, welches ihre Muttersprache ist — kaum glaublich!

Berlin, August 1903.

O. Monke.

## Bücherschau.

Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde. Bd. II (1900—1901). Im Auftrag der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff und Prof. Dr. Fritz Regel. gr. 8°. VIII, 413 S. Breslau, Ferd. Hirt, 1904. brosch. 12 M.

Dem ersten Bande\*) des verdienstvollen Unternehmens, die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde, nach bestimmten Gruppen geordnet, in kurzen Referaten gesammelt herauszugeben, ist nunmehr der zweite gefolgt, der die Erscheinungen der Jahre 1900 und 1901 umfasst. Ein Zeitraum von 3 Jahren ist seit dem Erscheinen des 1. Bandes vergangen, da sich dem Unternehmen mannigfache Schwierigkeiten entgegenstellten und die Sichtung des eingegangenen Materials viel schwieriger als bei dem vorhergehenden Bande war; ausserdem ist ein Wechsel in der Redaktion und im Verlage eingetreten, wodurch die Drucklegung des Werks gleichfalls verzögert wurde. An die Stelle des nach Köln berufenen Professor Dr. Hassert ist als zweiter Herausgeber Prof. Dr. Regel in Würzburg getreten und an Stelle der Hofbuchhandlung von Alfr. Schall ist die in geographischen Kreisen altbekannte Königl. Universitäts-Buchhandlung von Ferd. Hirt in Breslau getreten. Den Herausgebern wie dem Verleger gebührt in gleicher Weise der Dank der wissenschaftlichen Welt, dass sie das Werk trotz grosser Schwierigkeiten und erheblicher Opfer fortgeführt haben.

Der zweite Band des „Berichts“ ist doppelt so gross wie der erste, da viele einschlägige Zeitschriften, die im 1. Bande nicht berücksichtigt wurden, im 2. zur Besprechung herangezogen worden sind — das Zeitschriften-Verzeichnis des 2. Bandes gibt 141 wissenschaftliche Organe an, ausserdem sind aber eine grosse Anzahl belletristischer Zeitschriften berücksichtigt worden — und da die Mitarbeiter, obwohl von den Verlegern nur wenige Werke zur Besprechung eingegangen sind, in selbstloser Weise die Referate aus den meisten neuerschienenen Werken geliefert haben.

\*) Vgl. die Besprechung im Monatsblatt X, S. 391 f.

Einen Begriff von der Reichhaltigkeit des gesammelten Stoffs und der nahezu vollständigen Übersicht über die Neuerscheinungen der Jahre 1900 und 1901 mag eine kurze Inhaltsangabe der vier grossen Hauptabschnitte geben. In dem ersten Abschnitt, der das deutsche Land in allgemein geographischer Hinsicht behandelt, findet man Schriften und Aufsätze über die topographischen, hydrographischen und geologischen Verhältnisse sämtlicher Gegenden Deutschlands und des Alpenvorlandes verzeichnet, ferner Schriften über die meteorologischen, phänologischen, botanischen und zoologischen Verhältnisse der genannten Gegenden. Der zweite Abschnitt verzeichnet die Werke und Abhandlungen über die Bewohner des deutschen Landes in bezug auf Vorgeschichte, Geschichte und Kulturgeschichte, wobei besondere Kapitel der historischen Geographie und Siedlungsgeschichte, der Volkskunde, den Sitten und Gebräuchen und der Sprachforschung gewidmet sind. Die dritte Abteilung, die Kulturgeographie umfassend, enthält die statistischen Hilfswerke und Ortslexika, Werke über Wirtschaftsgeographie Bodennutzung nebst Viehzucht, Jagdwesen, Fischerei und ähnliches, über Bergbau, Gewerbe und Industrie, Handel und Verkehr und über die Dichtigkeit der Bevölkerung, sowie über Auswanderung. Der vierte Abschnitt endlich ist der zusammenfassenden Landeskunde und der Reiseliteratur gewidmet und enthält die Schilderungen einzelner Landschaften und Gegenden, sowie die Ortsbeschreibungen und lokalen Mitteilungen, ferner Reise- und Wanderbücher, Karten und Bilder. Ein Autorenregister und ein Verzeichnis mit Abkürzungen der herangezogenen wissenschaftlichen Zeitschriften ist dem Werke beigegeben.

Die Provinz Brandenburg ist im Gegensatz zum 1. Bande in dem vorliegenden durch eine grosse Anzahl von Schriften und Abhandlungen vertreten. Ausser den Veröffentlichungen der „Brandenburgia“, für die der Unterzeichnete auch diesmal wieder die Referate übernommen hatte, sind noch andere märkische Vereinsschriften und eine Anzahl wissenschaftlicher und belletristischer Zeitschriften von dem Unterzeichneten durchgesehen und ausgezogen und die selbständigen Schriften auf dem Gebiete der brandenburgischen Landeskunde ziemlich vollständig verzeichnet worden. Von Mitgliedern der „Brandenburgia“ sind P. Ascherson, G. v. Buchwald, H. Conwentz, H. Credner, L. H. Fischer, E. Friedel, E. Handtmann, H. Jentsch, A. Kirchhoff, H. Lutsch, R. Mielke, O. Monke, R. Prümers, H. Quilisch, W. v. Schulenburg, F. Solger, G. Voss, E. Zache und der Unterzeichnete durch Schriften und Aufsätze im 2. Bande des „Berichts“ vertreten.

Charlottenburg, im April 1904.

Dr. Gustav Albrecht.

---

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cöstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

# I. (I. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 27. April 1904, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr  
im Bürgersaal des Rathauses.

---

Vorsitzender: Herr Geheimrat Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu IV bis XXIX her.

## A. Allgemeines.

I. In der heutigen Hauptversammlung wurden folgende Verwaltungsberichte des verflossenen Geschäftsjahres abgestattet.

### Bericht des II. Schriftwirts.

#### A. Mitglieder-Statistik.

Das Geschäftsjahr 1903—4 begannen wir mit einem Mitgliederbestand von 340. Davon starben Fräulein Freytag, die Herren Wilhelm Küster, Wirkl. Geh. Rat v. Levetzow, Excellenz, unser bewährter und verehrter Schatzmeister Wilhelm Ritter, Justizrat Sachs, Schulvorsteher Schubert, Bürgermeister a. D. Stechow, Hofbuchdruckereibesitzer Trowitzsch und Prof. Dr. F. Wagner. Beitrat 47. Die Gesellschaft zählt jetzt 342 Mitglieder. Vorstand und Ausschuss blieben unverändert.

#### B. Versammlungen

fanden 20 statt, 9 ordentliche und 11 ausserordentliche. Von jenen wurden 4 im Bürgersaale des Rathauses, 4 im Brandenburgischen

Ständehaus und eine im Architektenhaus abgehalten. Die ausserordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

- Sonntag den 4. April 1903: Besichtigung der Königlichen Sternwarte.
- Mittwoch, den 8. April 1903: Besichtigung der geologisch-palaeontologischen Sammlung des Königlichen Museums für Naturkunde.
- Sonntag, den 24. Mai 1903: Wanderfahrt nach Belzig.
- Mittwoch, den 10. Juni 1903: Wanderfahrt nach Spandau.
- Montag, den 29. Juni 1903: Wanderfahrt nach Potsdam und Sanssouci.
- Sonntag, den 6. September 1903: Wanderfahrt nach Eberswalde.
- Mittwoch, den 7. Oktober 1903: Besichtigung des Gymnasiums zum Grauen Kloster.
- Mittwoch, den 4. November 1903: Besichtigung der Fabrik von Farben und chemischen Produkten der Herren Gebr. Heyl & Co.
- Mittwoch, den 3. Februar 1904: Besichtigung des Preussischen Herrenhauses.

Am 18. März wurde das zwölfte Stiftungsfest in der üblichen Weise durch ein Festessen, das mit Vorträgen, Aufführungen und Tanz verbunden war, gefeiert.

### C. Vorträge und grössere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh. Rat Friedel neunmal, Kustos Buchholz sechsmal, Prof. Galland zweimal, Staatsarchivar Dr. v. Buchwald, Architekt Eichholz, Schulinspektor Dr. L. H. Fischer, Direktor F. Goerke, Dr. Graffunder, Prof. Dr. Krüner, Fräulein Lemke, Prof. Dr. Pniower, v. Schulenburg, Archivar Dr. Schuster, Dr. Solger, Postrat Steinhardt je einmal.

### Bericht des Bibliothekars.

#### Bibliothek.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1902/03 waren in der Bibliothek vorhanden 398 Büchernummern mit 1150 Bänden.

Zugegangen sind ausser den Fortsetzungen der Austausch-Schriften 14 Nummern, im Ganzen 120 Bände, so dass der Bestand 412 Nummern mit 1270 Bänden beträgt.

Als Geschenke gingen davon 11 Nummern ein und zwar von: Herrn Bockler: Die letzte Schlacht. Ein vaterländisches Schauspiel in vier Aufzügen. 8<sup>o</sup> 81 S. Berlin 1903.



- Frl. Clara Brüning: Bilder aus Dahme's Vergangenheit. (Text zu lebenden Bildern). 8° 18 S. Dahme 1903.
- Herren Leuchtenberger, Dietrichs und Parisius: Bilder aus der Altmark (Prachtwerk), gr. 4°, ca. 500 S. Hamburg 1883, mit vielen Abb.
- Herren Friedel, Geh. Rat: a) Jordan und Klee, die Verbindung für historische Kunst 1854—1904 (Denkschrift) 4° 30 S. u. 20 Tafeln Abb. Berlin 1904.
- Herrn Friedel, Geh. Rat: b) Offizieller Katalog der Brandenburgischen Fischerei-Ausstellung 1903. gr. 8° 208 S. Berlin 1903.
- Herrn Friedel, Geh. Rat: Goldschmidt, Zur Geschichte des Friedrichs-Gymnasiums 1850—1900. 4° 84 S. Berlin 1900.
- Herrn Friedel, Geh. Rat: Schwartz W., Sagen der Mark Brandenburg. gr. 8°. 219 S. Stuttgart und Berlin 1903.
- Herrn Ziesch, Hoflieferant: Hirschfeld, Über die Kunst der Gobelinweberei (Jubiläums-Ausgabe), gr. 8° 62 S. Mit Abb. Berlin 1904.
- Herrn Körner, Grubenbesitzer: a) Eine Fahrt ins Wunderland. (Reisebilder). 8° 186 S. mit vielen Abb., Berlin 1904.
- Herrn Körner, Grubenbesitzer: b) Teltower Kreis-Kalender von 1904.
- Magistrat von Berlin: Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1895 bis 1900.

Im Schriftenaustausch stehen wir mit 86 Vereinen bzw. Anstalten und zwar:

Berlin: Verein für Geschichte der Mark Brandenburg.

Berlin: Touristenklub für die Mark Brandenburg.

„ Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“.

Bamberg: Historischer Verein.

Basel: Gesellschaft für Volkskunde.

Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.

Bern: Bibliothek des Naturhistorischen Museums.

Brandenburg a. H.: Historischer Verein.

Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.

„ Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.

Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.

Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.

Danzig: Westpreussisches Provinzial-Museum.

Darmstadt: Historischer Verein für das Grossherzogtum Hessen.

Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile.

Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.

„ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“.

Düsseldorf: Düsseldorfer Geschichts-Verein.

Eger: Verein für Egerländer Volkskunde.

Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.

Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.

Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde.

- Frankfurt a. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk  
Frankfurt a. O.
- Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.
- Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.
- Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.
- Gothenburg, Schweden: Kungl. Vetenskaps och Vitterhetssamhället.
- Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.
- Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.
- Halle a. S.: Verein für Erdkunde.
- „ Thuringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.
- „ Provinzial-Museum der Provinz Sachsen.
- Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.
- Heilbronn: Historischer Verein.
- Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.
- Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.
- Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.
- Insterburg: Altertumsgesellschaft.
- Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.
- Kaufbeuren: „Heimat“, Verein zur Förderung der Heimatkunde, Kunst und Sitte.
- Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.
- Kiel: Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein,  
Hamburg und Lübeck.
- „ Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.
- „ „ „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.
- Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia“.
- „ Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
- Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.
- Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.
- Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder
- Meissen: Verein für die Geschichte der Stadt Meissen.
- Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.
- Mitau: Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst.
- Mühlhausen i. Thür.: Mühlhäuser Altertums-Verein.
- München: Verein für Volkskunst und Volkskunde e. V. in München.
- Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.
- Neuchâtel: Société Neuchâteloise de Géographie.
- Nürnberg: Germanisches National-Museum.
- „ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.
- Philadelphia: Museum of the University of Pennsylvania.
- Plauen i. V.: Altertums-Verein.
- Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
- Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.
- „ Altertums-Museum.
- Prenzlau: Ückermärkischer Museums- und Geschichtsverein.
- Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.
- Reichenberg: Verein der Naturfreunde.
- Riga: Verein für livländische Geschichte.

Rostock: Verein für Rostocks Altertümer.  
 Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augusteum.  
 Salzwedel: Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.  
 Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.  
 Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.  
 Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.  
 Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.  
 „ Nordisches Museum.  
 Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.  
 Thorn: Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.  
 Torgau: Altertums-Verein.  
 Troppau: Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe.  
 Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.  
 Ungar. Hradisch: Centralblatt für Prähistorie und Anthropologie.  
 Upsala: Königliche Universität.  
 Washington: Smithsonian-Institution.  
 Worms: Wormser Altertums-Verein.  
 Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.  
 Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

### Karten, Bilder pp.

Bestand: 122 Nummern.

### Kassenbericht des Schatzmeisters.

Unsere Gesellschaft zählte anfangs des verflossenen Rechnungsjahres 313 zahlende Mitglieder, wir eröffnen das neue mit 316, so dass eine Vermehrung um 3 Mitglieder eingetreten ist.

Die Einnahmen des Vorjahres sind nur um Mk. 2,96 hinter dem Voranschlage zurückgeblieben, erheblich aber blieben auch die Ausgaben zurück und zwar bei den Titeln:

Versammlungslokale . . . . .	Mk. 20,—
Druckkosten . . . . .	„ 450,56
Bureaunkosten . . . . .	„ 93,—
Ankauf von Werken und Buchbinder . . . . .	„ 100,—
Ausgaben für Wanderversammlungen . . . . .	„ 95,—
Sonstige Ausgaben . . . . .	„ 16,50
	<u>Zusammen Mk. 774,56</u>

Überschreitungen fanden statt für

Porto und kleine Ausgaben . . . . .	Mk. 10,70
Remunerationen . . . . .	„ 26,—
	<u>36,70</u>

so dass die Ausgaben um . . . . . Mk. 737,86  
 hinter dem Voranschlage zurückblieben.

Trotzdem die Druckkosten bereits eine Ausgabe von zirka Mk. 800 einschliessen für die Archivnummer, die als Jubiläumsschrift dem Andenken an das zehnjährige Bestehen unserer Gesellschaft gewidmet werden soll, fällt doch auf den Titel Druckkosten der grösste Teil der Ersparnisse. Gegenwärtig befindet sich diese Jubiläumsausgabe des Archivs im Druck.

Der Barbestand des Vorjahres von 1142,64 Mk. und die Verminderung der Ausgaben haben es ermöglicht, statt der in Aussicht genommenen 1000 Mk. dem Reservefonds 2000 Mk. zuzuführen, sodass jetzt die Höhe von 5000 Mk. erreicht ist. Zu diesem tritt die Stiftung des Fräulein Weyergang von 1000 Mk. Die Gesellschaft besitzt mithin ein Kapital von 6000 Mk. in sicheren Papieren. Eine geringe Überanspannung der Kräfte, die sich beim Abschlusse der Bücher herausstellte, war durch den Eingang von Beiträgen für das Jahr 1904/05 gedeckt.

Der Etat für das neue Rechnungsjahr hat wieder 320 zahlende Mitglieder in Aussicht genommen und dafür 3840 Mk. in Einnahme gestellt, ebenso sind, auf die Fortdauer der Munifizienz der Provinzial- und städtischen Behörden rechnend, von uns die Zuschüsse von je 500 Mk. in Einnahme gestellt. Der Erlös aus dem Verkauf von Druckschriften ist mit 75 Mk. veranschlagt. An Kapitalzinsen stehen uns 210 Mk. in sicherer Aussicht.

Bei den Ausgaben sind gleichfalls nur wenige Änderungen vorgesehen. Für Druckkosten, unsern grössten Ausgabebetitel, sind mit Rücksicht auf die vorher genannte Veröffentlichung wieder 3800 Mk. angenommen. Für Bureauaterial, Papier, Couverts, Karten usw. ist der Betrag um 100 Mk. auf 50 Mk. reduziert, dafür ist der Titel Buchbinder für den Einband von Büchern um 100 Mk. vermehrt, weil diese Position seit zwei Jahren nicht zur Ausgabe gelangt ist, nun aber das Versäumte nachgeholt werden soll. Dieser Voranschlag balanziert in Ausgabe und Einnahme mit 5125 Mk., indem nach Verrechnung des Vorschusses von 107 Mk. am Schlusse des Jahres ein Barbestand von 185 Mk. verbleiben würde.

Ich bitte nach Erledigung der vorher nötigen Formalitäten die geehrte Versammlung, dem Etat für 1904/05 zustimmen zu wollen.

Berlin, im April 1904.

E. Rönnebeck.

## Ausgabe

## Etat für das Jahr 1904/05.

## Einnahme

Titel I, Barbestand am 1. 4. 04. (cf. Ausg. Titel IX) . . . . .	—	—	Rathaus . . . . .	30	—
Titel II, Beiträge von 320 Mitgliedern . . . . .	3840	—	Ständehaus . . . . .	20	70
Titel III, Aussergewöhnliche Einnahmen: Zuschuss der Brandenb. Landes- kasse . . . . . 500,—			Versch. Kosten . . . . .	20	
Zuschuss des Magistrats von Berlin . . . . . 500,—			Titel II, Druckkosten: Monatshefte, Archiv, Clichés usw. . . . .	3800	
Überschuss v. Wanderversamm- lungen und für verkaufte Hefte 75,—	1075	—	Titel III, Porti und Depeschen . . . . .	160	
Titel IV, Kapitalzinsen des Reservefonds und der Weyergangschen Stiftung . . . . .	210	—	Titel IV, Bureauaterial: Mitgliederkarten, Couverts, Papier . . . . .	50	
			Titel V, Remunerationen: Berichte . . . . . 150,—		
			Kanzleiarbeiten . . . . . 60,—		
			Besondere Arbeiten . . . . . 40,—	250	
			Titel VI, Bibliothek: Ankauf von Werken, Buchbinder . . . . .	200	
			Titel VII, Aussergewöhnliche Ausgaben, Wanderversammlungen usw. . . . .	330	
			Titel VIII, Sonstige Ausgaben: Diener . . . . . 50,—		
			Kränze usw. . . . . 20,—		
			Fahrkosten . . . . . 10,—	80	
			Titel IX, Reservefonds: Kapitalsanlage . . . . . —,—		
			Barbestand . . . . . 292,—		
			Ab im Jahre 1903 04 einge- gegangene Zahlungen für das Jahr 1904 05 . . . . . 107,—	185	
				Mk. 5125	
					Mk. 5125

Die Ausschuss-Revisoren haben die Rechnungslegung geprüft und richtig befunden. Sie beantragten die Entlastung auszusprechen. Es erhob sich kein Widerspruch, und erklärte der Vorsitzende hiernach, dass die Entlastung erteilt sei.

### B. Persönliches.

II. In den Ausschuss wurden von neuem und zwar für die Zeit vom 1. April 1904 bis 31. März 1906 gewählt die Herren:

Galland, Georg, Dr., Prof., Privat-Dozent;  
 Reinhardt, Otto, Dr., Prof., Realschul-Direktor;  
 Albrecht, Gustav, Dr., Bibliothekar;  
 Buchholz, Rudolph, Museums-Kustos;  
 Burkhardt, Carl, Rentner;  
 Körner, Franz, Grubenbesitzer;  
 Krause, Arthur, Dr., Prof., Oberlehrer;  
 Langen, H., Kgl. Baurat;  
 Matzdorff, C., Dr., Oberlehrer;  
 Mielke, Robert, Schriftsteller;  
 Telge, Paul, Hofjuwelier;  
 Thulcke, R., Rentner.

III. Die Ausschuss-Mitglieder wählten Herrn Galland zum Obmann, Herrn Reinhardt zum Obmann-Stellvertreter.

IV. Die neuen Ehrenmitglieder Herr Staatsminister und Minister des Innern Freiherr von Hammerstein und Regierungs-Präsident von Dewitz zu Frankfurt a. O., desgl. die neuen korrespondierenden Mitglieder Professor Dr. Eckstein zu Eberswalde, Universitäts-Professor Dr. Eugen Geinitz zu Rostock, Konservator Aimé Rutot zu Brüssel und Archivrat Dr. jur. Georg Sello zu Oldenburg haben die Wahl mit verbindlichstem Dank, zum Teil in schmeichelhaften Ausdrücken für die Brandenburgia, insbesondere auch für deren wissenschaftliche Veröffentlichungen ausgesprochen. Von Herrn Sello lege ich noch speziell vor ein für Freunde gedrucktes, Oldenburg 1900 erschienenenes Schriftchen: „Nach fünfundzwanzig Jahren. Ausweis über meine wissenschaftliche Tätigkeit 1875—1900.“ — Georg Sello geb. 20. März 1850 zu Potsdam, seit 1. Juni 1889 Vorsteher des Grossh. Haus- und Centralarchivs zu Oldenburg, hat die Güte gehabt, seine Tätigkeit innerhalb der seit 1900 verflossenen Jahre in dem Büchlein handschriftlich nachzutragen. Sie ersehen schon aus den blossen Titeln, wie ausserordentlich viel der gelehrte Verfasser für unsere Heimatkunde getan.

V. Die Comenius-Gesellschaft, Vorsitzender Herr Geheimer Archivrat Dr. Ludwig Keller, hat mich zum Diplom-Mitglied ernannt.

Ich teile dies wegen der freundschaftlichen Beziehungen zwischen dieser gemeinnützigen hochansehnlichen Gesellschaft und der *Brandenburgia* mit, verweisend auf die Mitteilungen über Comenius und die Comenius-Gesellschaft in unserm Monatsblatt. — Noch mache ich auf die kürzlich dem Märkischen Museum geschenkte, von Örtel in Berlin geprägte zinnerne Comenius-Medaille aufmerksam. Vorderseite: das bärtige Brustbild des böhmischen Volksmannes mit einem Buch, auf dessen Deckel die Worte stehen: *Grosse Unterrichts-Lehre*. Umschrift: *Zum 300jährigen Comenius-Jubiläum 1892*.

Rückseite: das bekannte Bd. XII S. 115 von mir beschriebene Wappen: Flusslandschaft mit Bergen und Bäumen, darunter Seen, Mond und Sterne. Umschrift: *Omnia sponte fluant, absit violentia rebus*. Thalergrösse, mit hohem münzartigem Rande.

Das Interesse Sr. Majestät des Kaisers für die Pflege des Andenkens unsers Comenius wird dadurch soeben bekundet, dass er 10 000 M. für den Bau einer pädagogischen Centralbibliothek des Comenius-Vereins zu Leipzig bewilligt hat.

### C. Naturgeschichtliches.

VI. Neue Eolith-Funde.\*) Ich lege Ihnen zunächst aus dem Sitzungs-Protokoll der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc. Band XXXVI, S. 299 flg. vom 19. März d. J. die Diskussion vor, welche sich anlässlich der Prüfung der Sammlung der „Tertiär-Silex“ des z. Z. in Australien abwesenden Professor Klaatsch entspann unter Beteiligung der Herren Prof. Dr. Konrad Keilhack (Geologe), Dr. Hahne (Magdeburg), Geh. Bergrat Dr. Wahnschaffe, Prof. Dr. Jentsch (Geologe), Geh. Bergrat Dr. Branco (Geologe), Dr. Noetling (Geologe), San.-Rat Prof. Dr. Lissauer, Prof. Dr. v. Luschan und Konservator Eduard Krause. Darnach ist über die Anerkennung menschlich bearbeiteter Steine im Tertiär kein Zweifel, ebenso dass diese tertiäre Technik sich bis in das Diluvium hineinzieht; genau das, was ich in der *Brandenburgia* schon im vorigen Jahre umständlich und eingehend vorgetragen habe.

Bei der vorgedachten Besprechung erwähnte Herr Prof. Jentsch die grosse verlassene Sandgrube auf Westend, in der jetzt die Hornisten des Elisabeth-Regiments zu üben pflegen. Diese sehr tiefen Aushöhlungen habe ich seit vielen Jahren, wie sie noch in Betrieb

---

\*) Vgl. über Eolithe meine Mitteilungen im Archivband 10, Jubiläumsschrift II 1902 mit vielen Nachträgen bis 1904, sowie *Brandenburgia*, Monatsblatt XII 325 und 354, XIII 24 und 34. Meine paläolithischen Funde aus den sechziger Jahren erwähnt Dr. Hahne, einer der besten Kenner auch der eigentlichen Eolithe in der Zeitschrift für Ethnologie XXXVI. 1904 S. 300.

waren, auf Altsteinsachen und auf Versteinerungen abgesehen, unter denen ich insbesondere die Deckelschnecke *Paludina diluviana* Kunth ziemlich häufig in gewissen Horizonten verteilt gesammelt und an das Märkische Museum abgeführt habe. Ich lege Ihnen neu von hier mehrere eolithisch bzw. palaeolithisch bearbeitete, von mir gesammelte Stücke vor, die hoffentlich überzeugend sind.

Ich habe früher drei und noch im Beginn dieses Jahres drei weitere Exkursionen in Begleitung unternommen und ich möchte sagen, von den irgend wie erreichbaren Stücken haben wir wohl jedes einzelne in die Hand genommen und geprüft.

Jetzt ist dort nicht mehr viel anzufangen, spielende Kinder haben die Feuersteine beschädigt, soweit sie nicht schon beschädigt waren, als die Kiesgrube noch in Betrieb war. Geologisch, insbesondere stratigraphisch kann ihre jetzige Beschaffenheit leicht zu Irrtümern Anlass geben, denn sie ist bergmännisch gesprochen „verstürzt“, man hat aus oberen Schichten den feineren Sand und alle grösseren Steine hinunter geworfen und damit den eigentlichen „Tiefbau“ wieder zugefüllt. Als ich vor Jahren den Betriebsleiter fragte, warum er denn die Steine wieder hineinwerfen liesse, sagte er, die Verwertung derselben lohne wegen der Frachtverhältnisse nicht. Überhaupt würde die Grube auch bald aufgegeben werden, sobald die eigentlich lohnenden grösseren Kiesschichten erschöpft seien. Dies ist inzwischen eingetreten. Grössere Knochenreste sind bei dem Grubenbau hier angeblich nicht gefunden worden.

Da wir uns bei Lösung der Eolithe-Frage auch in der Nachbarschaft umsehen müssen, so benutzte ich die diesjährigen Osterferien, um mich in den Kiesgruben beiderseits der untern Elbe in den Provinzen Hannover und Schleswig-Holstein umzusehen. Mir war schon auf der Karte der Schwarze Berg und der anstossende Bergrücken Hohen-Wehde (auf einigen Karten Hohen-Wedel genannt) dicht bei Stade wegen des beträchtlichen Hervorragens über dem Tal der Elbe und der in diese bei Stade einmündenden Schwinge aufgefallen. Dies veranlasste mich daselbst noch nach Palaeolithen und Eolithen zu suchen, wobei mich mein Sohn, der Assistenzarzt Dr. med. Erwin Friedel, zufällig gerade nach Stade abkommandiert, unterstützte. Meine Erwartungen wurden durchaus gerechtfertigt. In der Nähe liegt der bekannte Urnenfriedhof von Perlberg, mit eigentümlichen, zum Teil glänzenden, an aus Bronze getriebene Gefässe erinnernden Leichenbrandurnen, später niedersächsischer Herkunft.\*) Der Schwarze Berg

\*) Proben hiervon in den Museen zu Kiel, Hamburg, Berlin und in dem kleinen Lokal-Museum zu Stade, das demnächst in einen besondern Neubau übersiedeln wird. Auf diese Sammlung, welche bislang ganz unzulänglich aufgestellt war, möchte ich, da sie grosse Seltenheiten enthält, hiermit besonders aufmerksam machen.



ist gelegentlich des Baus der Bahn Hamburg-Cuxhaven durchschnitten worden und hat in seinen Aufschlüssen ein interessantes Lager diluvialer Meereskonchylien geboten. Herr Professor Dr. C. Gottsche in Hamburg, der ausgezeichnete Palaeontologe der unteren Elbe, hat diesen Aufschluss beschrieben in seiner Abhandlung „Die Endmoränen und das marine Diluvium Schleswig-Holsteins.“ Teil II. 1898 S. 32 flg. und S. 54. Am Hohen Wedel, der kaum 1 km entfernt ist, sind ebenfalls marine Bivalven gefunden, leider scheint diese Stelle verschüttet und vorläufig unauffindbar zu sein.

Nun fielen mir schon beim Verlassen des Bahnhofs von Stade in den Gärten die grossen Mengen frischeaussehender Feuersteine (Ober-Senon, also genau die gleichen wie die Rügenschon Flinte) auf, welche zu kleinen Einfriedigungen, Mauern und Grotten verbaut wurden, namentlich auch die riesigen Feuersteinringe die Puggaard, Geologie der Insel Möen S. 11 Spongia annulus getauft und Ernst Boll, die Insel Rügen S. 81, erwähnt hat, woselbst sie als Ankersteine für Fischernachen und wie in Sassnitz-Crampas so auch in Stade als Blumentöpfe verwendet werden. Je mehr wir uns dem Schützenhause näherten, je mehr nahm die Menge zu, sodass ich dachte, in der Nähe müsse ober-senonische Kreide mit Feuerstein-Schichten anstehen.\*) Dies ist aber nicht der Fall, vielmehr sind die in der Tat überraschend ausgiebigen Schichten von losen Feuersteinen in der hier seit vielen Jahren angelegten grossen Kies- und Sandgrube lediglich als Diluvial-Gerölle bzw. -Geschiebe anzusprechen. Die Grube ist bis ca. 30 m aufgeschlossen und befinden sich hier gerade besonders im tiefsten Horizont in einem förmlichen Lager von Feuersteinen auch solche, welche deutliche Spuren der Zerarbeitung durch Menschenhand aufweisen, eolithische Kultur, aber im Interglazial. Die meisten der Feuersteine hier (wie fast überall in ähnlicher Örtlichkeit) sind schon „im unverritzten Gebirge“ in der anstehenden abgestochenen Wand beschädigt; beim Abgraben, Herausfallen und Fortwerfen — die Flinte sind nämlich recht lästige, wenig geru gesehene Beigaben — werden sie selbstverständlich, namentlich so lange sie noch von der Bergfeuchtigkeit durchzogen sind — wiederum vielfach verletzt, sodass es recht schwer fällt, gute, für eine öffentliche Sammlung geeignete Stücke zu gewinnen. Ich lege Ihnen nunmehr einige bessere vor, darunter eine Knolle mit Absplissen, welche sehr an die von Prof. O. Jaekel aus Freyenstein, Westprignitz, produzierten, Ihnen vom Augenschein her wohlbekanntem Eolithe erinnert.

\*) Nordwestlich von Stade ist auch in der Tat diese Kreide als Durchbragung durch jüngere Schichten anstehend, auch abbauwürdig aufgefunden und rühren nach meiner Überzeugung die Feuerstein-Lager am Hohen Wedel von in der Nachbarschaft vorhanden gewesenen, in der Quartärzeit zerstörten Kreideschichten her.

Nahe dem Holsteinschen rechten diluvialen Elbuferrande unterhalb Hamburg, in einem Einschnitt des bekannten bei Blankenese belegenen hohen Süllbergs, Weg nach dem Falkental, zog ich am 4. April d. J. aus der abgestochenen interglaziären Kieswand die Ihnen hiermit vorgelegten eolithisch zerarbeiteten Feuersteine, etwa 25—30 m unter Terrain.

Ausserdem hat mir u. M. Herr Dr. Runze mehrere am Roten Kliff auf Sylt gesammelte Feuersteine, Knollen mit Abschlägen, die ich ebenfalls auf eolithische Technik beziehen möchte, geschenkt, die ich Ihrer Prüfung ebenfalls unterwerfe. Ich habe am und auf dem Roten Kliff in verschiedenen Jahren vielfach gesammelt, auch Feuersteinknollen, die angeschlagen und deren Zacken zum Teil abgeschlagen waren, in der Hand gehabt, zuletzt i. J. 1888, sie aber nicht besonders beachtet, weil damals allgemeines Misstrauen gegen das Vorkommen von Palaeolithen in Norddeutschland herrschte und die tertiären eolithischen Kulturbeziehungen noch so gut wie unbekannt bei uns waren.

Es treten zu den Eolithe-Landschaften nach meinen Ermittlungen also noch hinzu die Provinz Hannover bei Stade an der Schwinge, der Regierungsbezirk Holstein hinsichtlich des Süllberg—Blankenese und der Regierungsbezirk Schleswig wegen der Insel Sylt.

Ehe ich dies Thema verlasse, mache ich Sie noch einmal auf die überaus sorgfältigen und ergebnisreichen Untersuchungen des Dr. Hahne inbetreff der Eolithe in der Elbgegend von Magdeburg und in der Altmark aufmerksam.

Aus letzterer Landschaft hat mir Herr Pfarrer Kluge in Arneberg mitgeteilt, dass er in der Nachbarschaft Eolithe gefunden habe, ich hoffe, dass er uns solche zur Ansicht zusenden wird.

Als vorläufiges Ergebnis über die Lagerung der im Diluvium vorkommenden, nach tertiär-eolithischer Art (*industrie tertiaire éolithique*) vom Urmenschen zerarbeiteten Steine glaube ich speziell hinsichtlich unserer Heimat zur Zeit Folgendes sagen zu dürfen.

Die Eolithe scheinen hauptsächlich in groben Kies- und Rollsteinschichten vorzukommen, die als Ergebnis des Zusammentragens von Rollsteinmaterial durch wiederholt in Tätigkeit getretene Abschmelzwässer aufzufassen sind. Sie bilden Horizonte, die zeitweilig freigelegen haben mögen und dann vom Urmenschen betreten wurden. Die meisten hier vorkommenden Eolithe sind aber leider deformiert. Das will sagen: erstens beim Hin- und Herrollen in heftig strömenden Wässern bestossen und abgeplatzt. Zweitens durch Wasser und Sand im nassen Zustande sowie drittens durch Wind und Sand im trockenen Zustande berieben. Hier liegen die Eolithe oft so dicht aneinander, dass es den Eindruck macht, als seien sie von Menschenhand bei der Benutzung zum Hauen, Klopfen, Drehen, Bohren, Schaben u. s. w. an einigen Stellen zusammengetragen.

Diese Schichten (z. B. in den Kiesgruben von Hohensaathen an der Oder, ferner in der Kiesgrube bei Kalkberge [Rüdersdorf, Alte Grund] und in der Kiesgrube unsers Mitgliedes Franz Körner in Neu-Britz bei Rixdorf südlich der Teltow-Kanalbrücke, westlich der Hauptstrasse) wiederholen sich im Kies und Sande in einer Dicke von 0,30 bis 2 m und in Abständen unter einander oft von mehreren Metern (feinere Kies- und Sandschichten als Zwischenschichten); sie sind häufig eisen-schüssig, deshalb braun rötlich gefärbt und (wie z. B. Neu-Britz und Hohensaathen) knochenführend (Elephas, Rhinoceros, Bos, Cervus, Equus etc.)

Für diese geologischen, speziell stratigraphischen Situationen beanspruchen die Eolithe den Charakter von Leitfossilien, gerade wie eigentliche Versteinerungen (cfr. Valvata im Valvatenmergel, Paludina diluviana im Sande des unteren Diluviums etc.)

Diese Eolithenschichten liegen allemal unter dem obern Mergel (sofern dieser nicht überhaupt örtlich einmal fehlt) in sehr tiefen Horizonten; je tiefere Lagerung, umsomehr ist die Aussicht, Eolithe zu entdecken, vorhanden.

Daneben kommen aber Eolithe vereinzelt in gröberen Sand- und feineren Kieslagern vor, die nicht förmliche Bänke und ehemalige Oberflächen bilden, in der Provinz Brandenburg meist in sehr mächtigen dergleichen Lagern und fast allemal in recht beträchtlicher Tiefe, wohl kaum jemals unter 10 m. Dort sind die Eolithe, ausgewaschen aus ihren ursprünglichen Lagerstätten in 2. oder 3. oder 4. Umbettung, wohl gemerkt aber immer innerhalb des eigentlichen Diluviums.

In den Pfingsttagen werde ich mich bemühen nach Eolithen in den Kieslagern zwischen Britz bei Eberswalde, bei Gross-Zieten nahe Werbellinsee und Joachimsthal i. M. Ausschau zu halten und darüber später berichten.

VII. Kirchhoff und Regel: Bericht über die neuere Literatur zur Landeskunde. Bd. II 1900 und 1901. Breslau 1904.

Sie werden staunen, über die Tausende von Titeln der Arbeiten bezüglich der Landes- und Heimatkunde, die hier von fleissiger Hand zusammengetragen sind; insbesondere mache ich auf die umfassende Tätigkeit u. M. Dr. Gustav Albrecht aufmerksam, von dem ca. 600 dergleichen Anführungen herrühren.

Diese Berichte sind bei der Weitschichtigkeit und Zersplitterung des Materials durchaus notwendig geworden.

VIII. Andrée-Schillmann's Berliner Schulatlas herausg. von Paul Bellardi. 14. Auflage, Berlin 1904, lege ich Ihnen vor, zumal auch bei dieser populären kartographischen Zusammenstellung die engste Heimat Berlin und die Provinz Brandenburg zum Krystallisationspunkt genommen ist.

IX. Hermann Berdrow: Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde 1. Jahrg. 1903.

Für den erstaunlich billigen Preis von 1 M. liefert hier der uns durch seine Arbeit über den Grunewald und seine Notizen über das Wildvorkommen der Eibe (*Taxus baccata*) bereits wohlbekannte Verfasser einen ansprechenden, geschickt angelegten Führer durch die mannigfaltigen neuesten literarischen Erscheinungen und Entdeckungen in dem weitschichtigen Gebiete der Naturkunde.

X. Der Schutz der Vogelwelt liegt der Brandenburgia recht sehr am Herzen. Wir begrüßen daher gern den folgenden Rund-erlass, betreffend den Schutz der heimischen Vogelwelt.

Berlin, den 10. April 1904.

Ew. . . . übersende ich ergebenst Abschrift eines von dem Herrn Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten an mich gerichteten Schreibens, betreffend den Schutz der heimischen Vogelwelt, nebst einem Abdruck der darin erwähnten Anleitung mit dem Ersuchen, den gegebenen Anregungen für den Bereich der Bauverwaltung möglichst zu entsprechen. Da ein nachdrücklicher Vogelschutz auch im Interesse der Kulturen der Bauverwaltung liegt, würde sich gegen die Verausgabung mässiger Beträge zur Beschaffung von Nistkästen u. s. w. aus dem betreffenden Unterhaltungsfonds nichts zu erinnern finden. Besondere Mittel können hierzu nicht überwiesen werden. Inhaber von Dienstwohnungen hätten die Ausgaben selbst zu tragen.

Die erforderlichen weiteren Abdrucke der Anleitung stelle ich anheim, von der Geheimen Registratur I. B. des Ministeriums für Landwirtschaft u. s. w. unmittelbar zu beziehen.

Der Minister der öffentlichen Arbeiten.

XI. A. Nehring: Über die geographische Verbreitung des *Pelecus cultratus* L. in Deutschland. (Sitzungs-Berichte der Ges. naturf. Freunde 1904 No. 3.) Dieser seltene Fisch, der Sichling oder die Ziege, bis 35 cm lang, sichelförmig gestaltet, ist so eigentümlich aussehend, dass er mit keinem anderen Cypriniden und selbst innerhalb der Alburnen- oder Weissfischgruppe nicht mit einem zweiten Fisch verwechselt werden kann. Er ist in zwei ganz getrennten Meeren, im Schwarzen Meer, von wo er sich bis in die obere Donau verläuft (von Siebold, die Süßwasserfische von Mitteleuropa, S. 153) und in der östlichen Ostsee zu Hause, wo er nach Siebold im Oder-Haff, Frischen und Kurischen Haff vorkommt. „Aus diesen Gewässern steigt der Sichling, welcher in Pommern und Preussen „Ziege“ genannt wird, die Mündungen der grösseren Flüsse hinauf. Im Kurischen Haff scheint die Ziege keine Seltenheit zu sein, da ich diesen Fisch auf dem Fischmarkt in Memel ziemlich häufig bemerkt habe.“ (a. a. O. S. 154).

Da der Sichel in der Odermündung weiter aufwärts steigen soll, so wäre es an sich möglich, dass er bis in die Provinz Brandenburg käme, doch ist mir kein einziger Fall bekannt. In meinem grösseren Aufsatz: Tierleben im Meer und am Strand von Neuvorpommern („Der Zoologische Garten“ Jahrg. 1882 S. 275ff.) führe ich diesen P. c. nicht auf; ich habe ihn auch auf dem oftmals und von mir in jeder Jahreszeit besuchten Greifswalder Fischmarkt nicht gesehen. Bloch, Ökonom. Naturgeschichte der Fische Deutschlands I. Berlin 1783 S. 326 beschreibt ein Exemplar welches er von Herrn von der Marwitz auf Zernickow in der Neumark erhalten, Bloch bemerkt aber S. 329 „aus einem See, worin er (v. d. M.) diese Fischart eingesetzt. Ob der Fisch dort noch vorkommt — es giebt 2 Ortschaften Zernickow in der Neumark, eine im Kreise Lebus, eine im Kreise Soldin — ist mir im Augenblick nicht bekannt. Nach Joh. Gottfr. Ohnefr. Richters Ichthyologie Leipzig 1754 S. 693 erwähnt Bloch P. c. auch aus der Elbe.

Ich bitte dringend um Mitteilung von Fundorten dieses merkwürdigen Fisches.

XII. Über Reste von Jagdtieren auf der Moorkultur-Ausstellung in Berlin (15. bis 21. Februar 1904) teilt unser Ehrenmitglied Prof. A. Nehring mir unter diesem Titel seinen in der Deutschen Jäger-Zeitung vom 27. März 1904 S. 841 enthaltenen Aufsatz mit. Darin erwähnt: Ur, Wisent, Elch, Rentier, Biber, Bär, Wolf und Wildschwein.

XIII. Prof. Dr. Karl Eckstein: Zur genauen Kenntnis der Arvicoliden. (Naturwiss. Zeitschrift für Land- und Forstwirtschaft. 2. Jahrg. Heft 2, 1904.)

Bei dem von der Brandenburgia am 6. September 1903 besichtigten forstfiskalischen Karpfenteich (Jahrg. 1903 XII. S. 297) hat u. M. in der Zeit ausser der Mollmaus (*Arvicola amphibius*) 2 *Mus silvaticus* (Waldmaus), 1 *Mus musculus* (Hausmaus), 5 *Arvicola arvalis* (Feldmaus), 4 *Arvicola agrestis* (Ackermaus), 4 *Arvicola glareolus* (Rötelmaus) und 10 *Arvicola ratticeps* (nordische Wühlmaus) in der Zeit vom 15. VIII. bis 18. IX. 1903, nicht 10 m vom Teich entfernt, in mit Mohrrüben geköderten Fallen gefangen. Mitunter war der Köder von der grossen gekielten Nacktschnecke *Limax cinereus* ausgefressen, ohne dass die knapp eingestellten Fallen zugeschlagen wären.

Es ist erstaunlich, wie viel seltene Arten mit so einfachen Mitteln auf so geringem Raume gefangen wurden.

XIV. Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschliesslich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. Diese im Januar 1904 mit Jahrg. 1, Heft 1 neu erschienene Zeitschrift, herausg. von Dr. med. Alfred Ploetz, Schlachtensee bei Berlin, Viktoriastr. 41,

widmet sich der Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre.

Manches von dem, was auf dem engeren Gebiete der Heimatsforschung im kleineren Kreise an anthropologischen und biologischen Ergebnissen gezeitigt wird, kann der allgemeinen Anthropologie und Biologie als willkommenes Material sehr wohl dienen, und umgekehrt kommen die allgemeinen Ergebnisse, wie sie ein grosses Archiv von überall her sammelt und darstellt, auch wiederum der Landes- und Heimatsforschung zugute. Hieraus ergibt sich das Interesse von selbst, welches wir an dem neuen wissenschaftlichen Unternehmen im Gebiet exakter Naturforschung nehmen.

Aus dem reichen Inhalt des 1. Heftes verweisen wir auf des Herausgebers Artikel: Die Begriffe Rasse und Gesellschaft sowie auf Wilh. Schellmayer: Selektionstheorie, Hygiene und Entartungsfrage. Besonders aktuell erscheint der Aufsatz von Dr. E. Rüdin: Zur Rolle des Homosexuellen im Lebensprozess der Rasse.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XV. Heimatschutz. U. M. Herr Robert Mielke, welcher die Brandenburgia bei der ersten Tagung des „Bundes Heimatschutz“ vertrat, berichtet darüber folgendes:

Wer den stimmungsvollen Tag in Dresden am 30. März d. J. miterlebt und die stattliche Versammlung gesehen hat, in der sich zahlreiche Vertreter deutscher Staaten, Städte, Behörden, Hochschulen und Vereinigungen befanden, der wird die Gewissheit mit sich haben nehmen können, dass die Bewegung sicher nachhaltig wirken wird. Namens des vorbereitenden Ausschusses ergriff der Vertreter des preussischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, Geh. Oberbaurat Hossfeld, das Wort, um noch einmal die Ziele des Bundes darzulegen. Er wies darauf hin, dass kein neuer Verein gegründet werden, sondern dass die Vereinigung alle in Betracht kommenden Vereinigungen zu gemeinsamer Arbeit zusammenschliessen solle. Professor Schultze-Naumburg, der von der Versammlung zum Leiter erkoren wurde, legte dann in längerer Ausführung dar, wie sich die Notwendigkeit des Bundes einem jeden täglich aufdränge, der die Verstümmelung des deutschen Landschaftsbildes mit Bedauern fortschreiten sehe. Keine Macht hat bisher dieser verheerenden Welle des modernen Lebens Einhalt gebieten können; es empfehle sich daher dringend, die zerstreut wirkenden Kräfte zu einer einheitlichen Abwehr zusammenzuschliessen. Diese Ausführungen wurden wirkungsvoll durch Professor Conwentz aus Danzig ergänzt, der — als Berater des preussischen Kultusministeriums besonders gut unterrichtet — die Vergewaltigung der Landschaft vom Standpunkte der Naturwissenschaft schilderte. An Beispielen aus der jüngsten Zeit wies

er nach, dass einzelne Eigenarten des deutschen Landes vollständig verschwinden, wenn nicht noch in letzter Stunde Mittel dagegen gefunden würden. Besonders ist der deutsche Wald gefährdet; haben doch einzelne Gebiete, wie das Königreich Sachsen, auch nicht einen einzigen natürlichen Wald mehr, der überall durch den rationellen Forstbetrieb ausgerodet wird. Von grossem Eindruck war der Vortrag des letzten Redners, des Freiburger Nationalökonom Professor Dr. C. Joh. Fuchs, der in einer glänzenden, tief durchdachten Rede von seiner Wissenschaft aus die Mythe zerstörte, dass die Vernichtung des Landschaftsbildes von der volkswirtschaftlichen Entwicklung geboten wäre. An dem bekannten Beispiele der Laufener Stromschnellen, einer in ganz Europa einzig dastehenden Naturschönheit, legte er dar, wie wenig sich Technik und Schutz der Landschaft entgegenständen. Nicht die Technik als solche sei die Feindin unsrer Heimat, sondern die rücksichtsloseste Gewinnjagd einzelner. Auf Grund staatsrechtlicher Vorgänge der letzten Jahre forderte Fuchs, dass — wenn schon eine grosse Ausbeutung von Naturkräften angebracht sei — diese der Allgemeinheit und nicht den Taschen einiger weniger Nutzen bringen dürfe. Nach diesem Vortrag, der die gespannteste Aufmerksamkeit der Zuhörer bis zum Schluss fesselte, wurde der Bund „Heimatschutz“ ohne Widerspruch von der Versammlung beschlossen. Der Entwurf eines vorläufigen Statuts wurde ebenfalls ohne Widerspruch angenommen. Als Vorsitzender ist Professor Schultze-Naumburg gewählt. Weiterhin wählte die Versammlung in den Vorstand: Staatsminister Freiherrn von Feilitzsch-Bückeberg, Robert Mielke-Charlottenburg (als Geschäftsführer), Baurat March-Berlin, Oberbauamt Schmidt-Dresden (als Beisitzer), Prof. Conwentz-Danzig, Geh. Regierungsrat Prof. Henrici-Aachen, Prof. Theodor Fischer-Stuttgart, Professor Dr. Fuchs-Freiburg, Stadtbauinspektor Rehorst-Halle a. S., Direktor Prof. Dr. J. Brinckmann-Hamburg und Kurat Frank-Kaufbeuren, als Gruppenleiter. Die Geschäftsstelle ist Charlottenburg, Rönnestrasse 18.

XVI. Gesamtverein für Volkskunde. U. M. Herr Robert Mielke, welcher die Brandenburgia bei Konstituierung dieser neuen Vereinigung vertrat, berichtet darüber folgendes:

Ein Zusammenschluss aller Deutschen Vereine für Volkskunde ist am 6. April in Leipzig angebahnt worden durch die Initiative des hessischen Vereins für Volkskunde, besonders seines Vorsitzenden, Prof. Dr. Strack in Giessen. Es fanden sich in der Universität zusammen Vertreter des Vereins für Volkskunde in Berlin, der sächsischen, bayerischen, brandenburgischen, pommerschen, schlesischen, hannoverschen, hessischen Gesellschaften, der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. a. Vereinigungen, die nach längerer Besprechung die Gründung eines gemeinsamen Verbandes beschlossen und den hessischen Verein als Vorortgesellschaft, Prof. Dr. Strack als Vorsitzenden erwählten. Die Herausgabe eines Korrespondenzblattes und die nächste Zusammenkunft in Hamburg 1905 in Gemeinschaft mit dem dort tagenden Philologentage wurde ebenfalls in Aussicht genommen. Das Hervortreten historischer und philologischer Tendenzen gaben dieser Tagung ein gewisses einseitiges Gepräge, das im Interesse wissenschaftlicher

Forschung gewiss warm zu begrüßen ist. Eine — wenn auch noch so geringe — Beachtung der heimatkundlichen Bestrebungen, die doch erst als Vorläufer allen diesen Vereinigungen den Weg gebahnt haben, würde indessen gewiss beruhigendere Ausblicke für die Zukunft des neuen Bundes gestatten, als es das einseitige Betonen der rein wissenschaftlichen Volkskunde aufnötigt. Es wird ein treues Zusammenhalten der verbündeten Vereine und ein weitgehendes Verständnis wissenschaftlicher und volklicher Volkskunde bedürfen, wenn sich der Verband entfalten soll. Jedenfalls ist eine Verkoppelung mit dem Philologentage, wenn sie auch rein äußerlicher Natur ist, bei dem geschichtlich gewordenen Misstrauen gegen diese Wissenschaft ein taktischer Fehler gewesen. Möge er vereinzelt bleiben und nicht weiterhin zu einer Vereinsamung des Verbandes führen, die im Interesse unserer Volkskultur zu bedauern sein würde.

XVII. Zur Rolandschau. „Roland in Schimpf und Ernst“ („Schimpf“ soviel als Scherz). Unter diesem Titel berichtet der Univ.-Prof. Dr. Fr. Jostes zu Münster i. W. in der Ihnen vorliegenden Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. 1. Jahrg. 1904, 1. Heft (Elberfeld) S. 6—36 interessantes über die volkstümliche Bedeutung gewisser Rolandfiguren auf dem Lande und in den kleinen Städten namentlich Niedersachsens. Die Rolandfigur, um 1840 zu Garding im Eiderstedtschen angefertigt, habe ich am Sonnabend vor Ostern mit lebhaftem Interesse in dem neuen schönen Städtischen Museum zu Altona betrachtet. Wer beim Stossen mit der Stange die am rechten Ellbogen befestigte Stange nicht trifft, sonst aber die Figur berührt, den schlägt diese mit dem in der linken Hand befestigten Aschenbeutel, sodass er bestäubt wird. Hier ist also Roland das populäre Symbol der Ritterschaft und der Reitkunst. — Vgl. Fortsetzung unter Nummer XXIII.

XVIII. Zur Kunde der „toten Männer“ teilt u. M. Professor Dr. Eckstein unter dem 11. d. Mts. nachstehendes mit:

Zu Seite 392 des XII. Bandes „Reckins Grab“ darf ich Ihnen mitteilen, dass die Sitte Reiser auf ein Grab im Walde zu werfen auch in der Provinz Sachsen herrscht. In der Letzlinger Heide wurden mir im Vorjahre etwa 25 Schritt abseits vom Wege drei Haufen trocknen Reisigs gezeigt, die zur Erinnerung an den Mord dreier Kinder in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgetürmt worden waren. Die Tat war durch einen Hirten an dieser Stelle begangen. Einzelheiten sind vergessen, aber keiner der vorbeikommenden Bewohner des nahen Dorfes unterlässt es im Vorbeigehen an die Stätte heranzutreten und einen dünnen Zweig oder Ast auf einen der Haufen zu werfen.

Herrn Rektor Otto Monke, dem Chronisten und Schützer der „Toten Männer“, dürfte diese Mitteilung herzerfreuend sein.

XIX. Archiv für Religionswissenschaft unter Mit-Redaktion von H. Usener, H. Oldenberg, C. Bezold, K. Th. Preuss heraus-



gegeben von Albrecht Dieterici und Thomas Achelis. Auf Wunsch lege ich Ihnen vor den VII. Band, Prospektheft, enthaltend Auszüge aus den im ersten Doppelheft erscheinenden, z. Teil illustrierten Aufsätzen (Leipzig 1904). Die mythologischen Artikel berühren hier und da auch das engere landes- und volkskundliche Gebiet.

XX. Oberlehrer Eduard Moritz: Die geographische Kenntnis von den Nord- und Ostseeküsten bis zum Ende des Mittelalters. I. Teil. Berlin 1904. (Wiss. Beil. der Sophienschule). Höchst dankenswerte kritische Zusammenstellung der überlieferten Berichte. Die Provinz Brandenburg ist das deutsche Zweistromland, das Land zwischen Oder und Elbe und wie diese Flüsse einen erheblichen Teil der Ostsee und Nordsee beherrschen, so ist gerade deshalb das politische und kulturelle Leben daselbst von der entlegensten Vorzeit an bis heut auf unsere Provinz von Einfluss gewesen. Wir begrüßen die gelehrte und belehrende Abhandlung deshalb auch vom Standpunkt unserer Heimatsforschung aus.

XXI. Oberlehrer Gustav Oppenheim: Christoph Hendrich, Kurfürstlich - Brandenburgischer Rat und Bibliothekar. Berlin 1904. (Wiss. Beilage der II. Realschule.). Ein stiller fleissiger deutscher Gelehrter, geb. zu Danzig 1630, gestorben nach 38jähriger Dienstzeit am 26. August 1702. Obwohl er niemals den Titel eines brandenburgischen Historiographen und bei geringem Gehalt keine gebührende Anerkennung erhalten hat, so ist er gleich einem Staatshistoriographen unermüdlich tätig gewesen. Die verschiedenen allgemein- und spezialgeschichtlichen Arbeiten des bescheidenen, treuen Forschers werden in der höchst verdienstlichen Abhandlung gewissenhaft angeführt und erörtert. Auch die Nachwelt ist dem Rat Hendrich bisher nicht erkenntlich gewesen, mögen wir es wenigstens fortan sein. Für die Entwicklung unsers Archiv- und Bibliothekswesen war er von besonderer Bedeutung.

XXII. Von der Heiligen Geistkirche lege ich Ihnen vier vortreffliche dem Kuratorium des Hospitals zum Heiligen Geist gehörige grosse Photographien vor, indem ich im übrigen auf das von mir in der Märzsession Gesagte verweise. (Vgl. auch Nr. XXIV.)

Professor Peter Wallé, Mitglied der brandenburg. Denkmalschutzkommission, hat im Zentralblatt der Bauverwaltung vom 23. d. Mts. S. 214—216 einen eingehenden, lichtvollen und anregend geschriebenen Artikel „Zur Erhaltung der Heiliggeistkirche in Berlin“ verfasst, den ich Ihnen mit den zugehörigen 5 Plänen und Ansichten ebenfalls vorlege.

Es sei mir gestattet, wenigstens die Schlusssätze dieses beachtenswerten Aufsatzes wörtlich mitzuteilen.

Die Heiliggeistkirche, die durch die Verbindung ihrer Seelsorge mit der an Nikolai und St. Marien, wie durch das Hospital selbst dem Magistrat als Patron unterstellt war, hat eine bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückreichende Vergangenheit und darf wegen dieses ehrwürdigen Alters sowohl, wie wegen ihrer baugeschichtlichen Bedeutung den Anspruch erheben, als ein seltener Zeuge so alter Zeit in Berlin erhalten zu werden.

Man hat vor dreissig Jahren den grossen Fehler begangen, die alte Gerichtslaube, die nur in Berlin selbst ihre Berechtigung hat, nach ausserhalb bringen zu lassen, und zwar nach dem Park zu Babelsberg, wo für dieses seltene und wertvolle Denkmal der geschichtliche Boden fehlt. Dieses Werk, das hoffentlich bald wieder einen Ehrenplatz innerhalb der Reichshauptstadt finden wird, entstammt derselben Zeit wie die Heiliggeistkirche, zu deren Erhaltung aus vaterländischen Gesichtspunkten heraus alles, was eben noch möglich ist, jetzt noch geschehen sollte. Die Ältesten der Kaufmannschaft, die zur Zeit die Pläne für die Bebauung des grossen Geländes an der Spandauer Strasse bereits ausgeschrieben haben, werden sicher geneigt sein, bei der Ausführung die Umgehung und Schonung der Kirche durchzusetzen. Es wird zweifelsohne nicht ganz leicht sein, in stilistischer Hinsicht eine bereits vom Künstler fertiggestellte Architektur dem Kirchlein anzupassen oder dasselbe bei seiner Lage an der äussersten südlichen Ecke des Grundstückes etwa als Lesesaal oder Sammlungsraum einem Plan organisch und zweckmässig einzufügen; immerhin müsste der Versuch doch gemacht werden, da eine angeblich geplante Übertragung des alten Bauwerks — etwa in den Park des Märkischen Provinzialmuseums — sehr grosse technische und historische Bedenken hat, über die man nur im alleräussersten Notfall hinwegsehen sollte. Die Erhaltung der Kirche würde für alle Zeiten eine Bereicherung der Stadt Berlin sein, die deren Verlust hinterher sicher recht schwer beklagen würde.

Die Schriftleitung bemerkt hierzu:

Eine Übertragung würde einer Zerstörung des Baudenkmals gleichkommen. Jedenfalls kann ein Ersatz für das geschichtliche Baudenkmal an der Grenze der ersten Befestigung Berlins, wo es vor über 700 Jahren errichtet wurde, durch einen Neubau (denn das würde ein Wiederaufbau an anderer Stelle bedeuten) nicht geschaffen werden. Die Erhaltung eines geschichtlichen Baudenkmals hat nur an der Stelle seiner Entstehung Bedeutung. Im vorliegenden Falle bildet die Heiliggeistkirche eine Ecke des für die Handelshochschule in Aussicht genommenen Geländes, ihre Erhaltung erscheint deshalb bei gutem Willen wohl ausführbar zu sein. Es könnte hier sogar die Not zur Tugend werden, wenn durch die stehenbleibende kleine Kirche die Architekten dazu angeregt würden, die einspringende Ecke zu einer reizvollen architektonischen Lösung im Entwurf zur neuen Handelshochschule zu verwerten. Die Grundfläche der Heiliggeistkirche misst nur etwa 12 zu 20 m. Diese 240 qm grosse Fläche macht etwa  $\frac{1}{10}$  des in Aussicht genommenen Bauplatzes aus und ist so gering, dass sie wohl entbehrt oder an anderer Stelle, etwa im Hof, wieder eingebracht werden könnte.

Dass aber monumentale Neubauten mit einem alten Backstein-Bau-  
denkmal sich recht wohl zusammenstimmen lassen, dafür bieten die  
vortrefflichen Schöpfungen Ludwig Hoffmanns, mit denen er in der Kloster-  
strasse und in der Neuen Friedrichstrasse das Bild der alten Klosterkirche  
in Berlin umrahmt und herausgehoben hat, ein naheliegendes lehrreiches  
Beispiel.

Eine andere Frage ist es, ob das in Aussicht genommene Gelände  
überhaupt nicht schon zu beschränkt ist für eine neue Hochschule, deren  
spätere Entwicklung sich noch gar nicht übersehen lässt. Der Platz für die  
neue Handelshochschule in Köln gewährt dem zum Teil dreigeschossigen  
Bau etwa 8126 qm Baufläche. Bei der Berliner Hochschule stehen dafür  
nur 3048 qm Fläche zur Verfügung. Während in Köln bei der Lage der  
Schule im offenen Gelände spätere Erweiterungen leicht ausführbar sind, ist  
hier in Berlin eine solche fast ausgeschlossen und man wird u. E. recht  
bald in die grösste Verlegenheit kommen, denn ein Erweiterungsbedürfnis  
dürfte hier weit schneller eintreten als in Köln.

Am 11. Juni wird die H Geistkirche von der Brandenburgia  
besichtigt werden.

XXIII. Rolandschau. Vgl. Nr. XVII. „Roland der Ries“  
benennt Herr Rob. Mielke“ einen Artikel den er, wie Sie ersehen, in  
der „Weiten Welt“ vom 22. d. Mts. S. 1188—1194 veröffentlicht hat.  
Besonders angenehm sind die beigegebenen 14 Abbildungen von wirk-  
lichen Rolanden und rolandähnlichen Figuren. No. 1 der Rolandbrunnen  
an der Siegesallee zu Berlin. No. 2 der Roland zu Potzlow, Uckermark.  
Derselbe sieht seit kurzem anders aus, indem man — gerade nicht  
zum Vorteil des Gesamteindrucks — die Füsse und untere Beingegend  
in einen plumpen Steinwürfel eingelassen hat. — No. 3 angebliches  
Reiterstandbild Heinrichs des Löwen zu Neuholdensleben, Roland  
genannt. — No. 4 Standbild Ottos zu Magdeburg, das einen eigenen,  
bei der Einnahme der Stadt durch Tilly zerstörten Roland besass. —  
No. 5 der Roland zu Wedel in Holstein nahe Hamburg, den ich am  
1. Ostertag dieses Jahres 3. April wieder einmal besucht habe. — No. 6  
der Roland zu Buch bei Tangermünde. — Nr. 7 der Roland zu Belgern.  
— No. 8 der Roland zu Neustadt am Harz. — No. 9 der Roland zu  
Calbe a. d. Saale. — No. 10 der Roland zu Zerbst, ähnlich No. 11. —  
No. 11 „Roland der Ries“ zu Bremen, über den sich u. M. Georg  
Sello unlängst lichtvoll und fesselnd geäussert. — No. 12 der Roland  
zu Obermarsberg in Westfalen. — No. 13 sogen. Rolandsäule zu Brakel  
in Westfalen (ohne Figur). — No. 14 der Roland zu Stendal.

Nicht abgebildet ist unser berühmter Roland zu Brandenburg,  
von welchem eine Kopie in hartem Kalkstein, rechts vom Eingang zum  
Neubau des Märkischen Provinzial-Museums, Aufstellung finden wird.

XXIV. Volkstümliche Schauspiele gehören zu den Mitteln,  
welche die Heimatkunde gern angewendet sieht, um das Interesse für

vaterländische Forschung zu heben. Wir nehmen deshalb an den Auführungen von Devrients Gustav Adolf, Devrients Luther, Sohneys Dorfmusikanten aufrichtigen Anteil und begrüßen dieserhalb den Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele.

Aber auch wenn die Volksschauspiele nicht einen speziell protestantischen Charakter tragen, sind sie uns willkommen, sofern sie eine deutsch-patriotische Tendenz vertreten. In diesem Sinne sei auf Herrn Oberlehrer Dr. Oskar Greifelds Tätigkeit aufmerksam gemacht, von der ich Ihnen als wissenschaftliche Beilage der XI. Realschule Ostern 1904 vorlege: „Festspiele für Schule und Bühne. III. Teil. Die Brüder.“ Dies in Versen geschriebene Drama in drei Aufzügen aus der Zeit der Wendenkämpfe behandelt das Jahr 955 und die blutigen Ereignisse, die sich an Markgraf Gero und die Wendenfürsten Stoinef und Naco anknüpfen.

Auch möchte ich auf das Volksdrama „Die drei Linden“ unseres Mitgliedes Fräulein Clara von Förster aufmerksam bei dieser Gelegenheit machen und Herrn Generalsuperintendenten und Probst von Berlin Dr. Faber sowie Herrn Schulrat Stien als Ehrenvorsitzenden bzw. ordentlichen Vorsitzenden des genannten Vereins bitten, in Erwägung zu ziehen, ob sich dies Schauspiel nicht auch zu einer Vereinsaufführung eignet. Die Hauptszenen spielen bei unserer, wie es scheint leider dem Untergang geweihten Heiligen Geistkirche — vgl. Protokoll der Sitzung vom 30. März d. J. und No. XXII dieses Protokolls —, welche wir, wie schon gesagt, am Sonnabend den 11. Juni d. J. gemeinschaftlich besichtigen werden. Ich behalte mir vor, alsdann bezüglich des Schauspiels von Fräul. Clara von Förster, „Die drei Linden“ in der Heiligen Geistkirche noch eingehender zurückzukommen.

XXV. Der Roland, Wochenschrift für Heimatkunde. Die von unserm Mitglied Herrn Curt Kühns im Verlag von Fr. Zillessen herausgegebene beliebte vaterländische Zeitschrift lege ich Ihnen in der No. 26 vom 26. März d. J. und in der No. 27 vom April d. J. vor. Während No. 26 noch das uns seit vielen Jahren gewohnte Klein-Folio-Format aufweist, erscheint die Zeitschrift von No. 27 ab in bescheidenerem Gross-Oktav-Format, auch in dieser einfacheren Ausgabe bildlich gut ausgestattet. Der Vorstand bittet, das gemeinnützige volkstümliche Unternehmen insbesondere durch Abonnements zu unterstützen.

XXVI. „Der Bär“, den wir schon als eingegangen zu betrachten geneigt sein mochten, feiert eine hoffentlich glückliche Wiederauferstehung als Jahrgang 28. Ich lege die No. 1 vom 2. d. M. vor. Die Zeitschrift betitelt sich als „Illustr. Wochenschrift für Heimatsgeschichte und Städte-Interessen“ (Preuss. Verlagsanstalt Hubert Walter, Kurfürstendamm 239). In der No. 1 finden Sie alte Abbildungen der Festung

Spandow, des Grabes Heinrich von Kleist's, des frühern Schauspielhauses in Berlin u. s. f. Herausgeber ist unser Mitglied Herr Adolf Sommerfeld. Auch dieses Unternehmen bittet der Vorstand besonders durch Abonnements bestens zu unterstützen.

XXVII. Niederlausitzer Mitteilungen. Von den Publikationen der uns befreundeten Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, an deren diesjähriger Hauptversammlung in Cottbus, am Sonntag den 19. Juni d. J., sich auch die Brandenburgia in einem mit Besichtigung von Schloss und Park Branitz verbundenen Ausflug beteiligen wird, liegt Heft 1—4, Bd. VIII (Guben 1904) vor. Von dem sehr reichen, ungemein interessanten Inhalt heben wir nur hervor: Rob. Mielke, Das deutsche Dorf mit besonderer Berücksichtigung der märkisch-lausitzischen Verhältnisse. — Ad. Petersen, Die Schlacht bei Luckau am 4. Juni 1813. — Otto Will, Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem Gräberfelde von Hünern, Kr. Trebnitz, Provinz Schlesien, mit 4 Tafeln. — Karl Gander, Neue Funde von Coschen, Kr. Guben. Ältere Gruppe des ostgermanischen (niederlausitzer) Typus, Urnen mit stark ausgeprägten Buckeln usw. — A. Prenzel, Merkwürdige Bäume in der Niederlausitz III. Die Eiche in Posen, Kr. Guben, mit Abbildungen. — Karl Krüger, Eine wendische Urkunde von Lieberose vom Jahre 1550 (Der Bürgereid). — Paul Karge, Dialektproben aus dem Kreise Guben.

#### E. Bildliches.

XXVIII. Die Weite Welt. Nr. 32 vom 1. April 1904. Enthält u. a. von Robert Mielke einen interessanten, trefflich illustrierten Aufsatz „Augsburg und die St. Ulrichskirche.“

XXIX. Wandern und Reisen. Illustr. Zeitschrift für Touristik, Landes- und Volkskunde, Kunst und Sport. II. Jahrgang 1904, Heft 6. Hierin u. a. eine treffliche Schilderung „Auf Kletterpfaden in der Sächs. Schweiz“ von Hermann Sattler, sowie S. 143: „Heimatschutz fordern wir! Tagebuchblätter aus jüngster Zeit.“

XXX. Herr Kustos Buchholz, unter Vorlegen der ältesten Pläne und Ansichten von Berlin aus der Mitte des 17. Jahrhunderts: Das Märk. Museum hat bekanntlich vor einigen Jahren von dem inzwischen verstorbenen Geheimen Kommerzienrat Spindler das 6 qm. grosse Borgmannsche Gemälde geschenkt erhalten, zu dem ein für die Berliner Ortsgeschichte und namentlich seiner Zeit für den Aufbau von Alt-Berlin in der Gewerbe-Ausstellung 1896 sehr interessierter Herr, Kaufmann E. Müller, vor etwa 10 Jahren nach den bis dahin bekannten bildlichen und schriftlichen Unterlagen den Entwurf ausgearbeitet und gezeichnet hatte.

Dies Gemälde hat jetzt die Firma Meisenbach, Rffarth & Co. photographisch aufgenommen und als Photogravure vervielfältigt. Da das Bild auf diese Weise eine grössere Verbreitung — wohl auch als Zimmerschmuck — finden dürfte, so erscheint seine Vorlage und Erläuterung angebracht.

Als wichtigste Unterlagen für den Entwurf des Bildes boten sich der Memhardtsche Plan von 1648 aus Merians Topographie und eine von Merian selbst aufgenommene Ansicht Berlins aus dem Jahre 1640. Während Merian nach der Natur von einem kleinen Hügel aus, der etwa auf der Stelle des Finanzministeriums lag, gezeichnet hatte, stellte Müller sein Bild so dar, wie er es sich von der Stelle des Zeughauses aus, aber aus einer Höhe von ungefähr 60—80 Meter, dachte. Dabei hat er Einzelheiten gleichwohl nicht immer nach Merian wiedergegeben, weil dessen Zeichnung wenigstens bezüglich des Hintergrundes erhebliche Mängel zeigt.

Aus dem Memhardt'schen Plan, in den die Stadtmauern, die Mauer- und Tortürme, Kirchen, Rathaus, Schloss und einige andere Gebäude aus der Vogelperspektive von der Stelle des jetzigen Opernplatzes aus eingezeichnet sind, hat Müller im wesentlichen auch seine perspektivischen Zeichnungen dieser Bauwerke entnehmen können. Daneben liessen sich auch spätere Bilder von Bauwerken benutzen von denen man wusste, dass sie von 1648 bis zum Erscheinen der Abbildung keine erhebliche Veränderung erlitten hatten. Und soweit solche Ansichten nicht der im Bilde angenommenen Himmelsrichtung entsprachen, konnten die Beschreibungen von Küster und von Nicolai zur Ergänzung benutzt werden.

Betrachten wir nun Einzelheiten des Bildes, so sehen wir im Vordergrunde den linken Spreearm mit der Hunde- (jetzt Schloss-) Brücke, dahinter den Kurfürstlichen Lustgarten. Dieser nahm beim Regierungsantritt des grossen Kurfürsten nur den vorderen Teil am Schloss ein (ungefähr der heute asphaltierte Platz) wie auch noch die Merian'sche Ansicht zeigt. Das Gebäude, das auf dieser Ansicht den kleinen Lustgarten verdeckt, ist das später beseitigte „Ballhaus“. Auf dem Grundriss, wie auf dem Müller'schen Bilde ist der Kurfürstliche Lustgarten bereits in der Vergrösserung zu sehen, die der Kurfürst um 1646 bis zu der Stelle des heutigen Kaiser Friedrich-Museums hatte vornehmen lassen, auch das Lusthaus, später „Grotte“ genannt, ist bereits fertig.

An den Lustgarten schliesst sich rechts das Kurfürstliche Schloss, vor demselben der noch freistehende Lynar'sche Mittelbau und die Mauern des Schlosshofes mit der „Wasserkunst“, dem hohen schweren Turm, dessen von König Friedrich I. verlangte Erhöhung bekanntlich zu Schlüter's Fall Veranlassung gab. Neben dem Schloss, auf dem Schlossplatz, erscheinen die früheren Dominikaner-Klostergebäude mit der seit der Reformation zum Dom erhobenen ehemaligen Klosterkirche.

Rechts von dem Dom, da, wo die Brüderstrasse beginnt, sind die Gärten und an der Wasserseite, dem späteren Mühlengraben, die beiden Probsteien zum Dom und zu St. Petri. Weiter rechts im Vordergrunde auf Inseln des Spreearms eine Mahl- und eine Walkmühle — die Werderschen Mühlen.

Dahinter erscheint die eigentliche Stadt Kölln, deren Mauerfassung nur bis zu den Probsteigebänden reicht, von wo aus sie vor der Zeit des Schlossbaus noch das Kloster und den heutigen Schlossplatz umschloss. Man sieht drei doppelte Tortürme (Gertraudten-, Köpnicker- und Mühlendamm-Tor) und drei Mauertürme, von denen zwei bis auf etwa 10 m Höhe abgetragen und unbedeckt sind. (Der Kurfürstliche Minister Schwarzenberg hatte die teilweise Abtragung angeordnet, weil er dort Kanonen aufstellen lassen wollte.) Aus der Häusermasse ragen noch die Petrikerche und der Turm des Köllnischen Rathauses hervor und einige Strassenfluchten sind markiert.

Von der Insel Kölln aus führt ein gemauerter zum besseren Halt mit einigen kleinen Häusern besetzter Damm, der Mühlendamm, nach Alt-Berlin, das hier im Hintergrunde erscheint. Ob die Mauertürme, namentlich die drei doppelten Tortürme, genau diese Form hatten, lässt sich schwer erweisen, so wenig, wie die Echtheit der aus den Strassenfluchten heraustretenden Häuser-Ansichten, die fast durchweg ohne gleichzeitige Unterlage entworfen sind. Zum Teil mag für diese der 1688, also 40 Jahre später erschienene Schultz'sche perspektivische Plan einen Anhalt gegeben haben, den ich hier beigelegt habe.

Eine gewisse Treue kann man dem Bilde der Kirchen und des Rathauses zusprechen, weil für diese Vorbilder vorhanden waren. Man sieht das Rathaus, die Nikolaikirche, die Marienkirche und die Klosterkirche in ihrer damaligen Gestalt, aber einige zeichnerische Fehler verwirren die Orientierung. Die wirkliche Lage der Nikolaikirche zum Rathause ist z. B. eine ganz andere, als sie hier erscheint; ebenso erscheinen die Tortürme, die Klosterkirche u. A. viel grösser, als sie in Wirklichkeit waren. Der Heil. Geistkirche ist am Ostgiebel ein Turm aufgemalt, während sie nach der Merian'schen Zeichnung, wie nach dem Schultz'schen Plan, einen kleinen Turm auf dem Westgiebel hatte.

Trotz dieser kleinen Mängel ist doch die grosse Mühe des Verfassers anzuerkennen, mit der er dieses Bild zusammengestellt hat. Und durch diese Art der Vervielfältigung, mit der zugleich ein schöner Zimmerschmuck geboten ist, wird es weiteren Kreisen auf bequeme Weise Anhalt zum Vergleich von einst und jetzt bieten, wenn die Entwicklung unserer Hauptstadt seit mehr als 250 Jahren in Frage kommt.

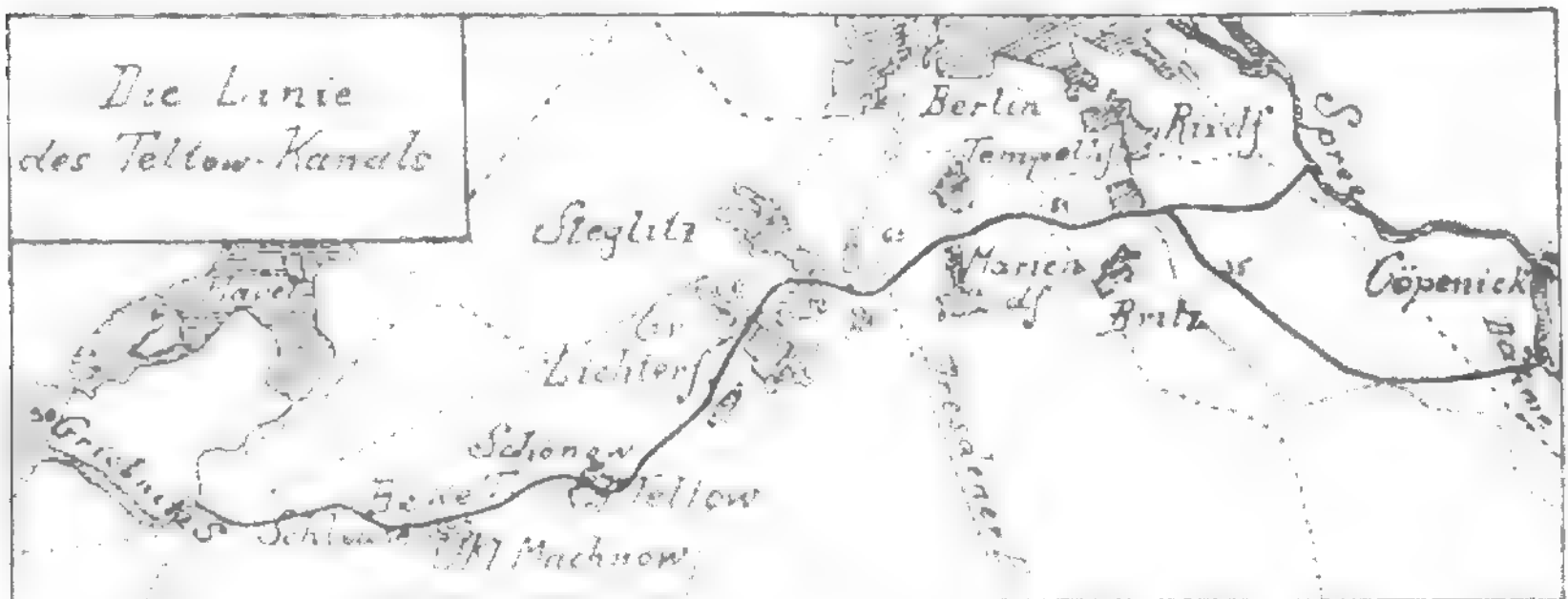
XXXI. Vortrag des Herrn Dr. Zache: Einige Bilder vom Bau des Teltow-Kanals. Wir werden den Vortrag weiter unten bringen.

XXXII. Nach der Sitzung zwanglose Zusammenkunft im Rathauskeller.

## Einige Bilder vom Bau des Teltow-Kanales.\*)

Von Eduard Zache.

Die Landschaft um Berlin ist ganz besonders rasch den Umformungen unterworfen, welche die fortschreitende Kultur mit sich bringt. In erster Linie ändert die immer weiter um sich greifende Bebauung mit hohen Häusern das ländliche Aussehen in der Nachbarschaft der Hauptstadt. Aber auch dort, wo die Bebauung fehlt, hat die Landschaft neue Züge erhalten. Eine wichtige Rolle im Landschaftsbilde der Berliner Umgegend spielen die Rieselfelder und die Eisenbahnen. Die regelmässigen Vierecke der ersteren mit ihren Wällen,



Figur 1.

Gräben und Strassen, die sich an den Böschungen terrassenförmig aufbauen, geben der Landschaft ein ganz anderes Gepräge als in den benachbarten bäuerlichen Strichen. Dazu kommt dann noch der üppige Wuchs der Früchte auf dem stickstoffreichen Boden. Die Eisenbahnen, die von allen Richtungen der Windrose her sich strahlenförmig in Berlin vereinigen, haben ebenfalls besonders eigenartige Umgestaltungen der Landschaft hervorgerufen. Im Tale nämlich liegen die Schienen auf hohen Dämmen, so dass der Verkehr unter den Eisenbahnbrücken hindurchgeht, und auf den beiden Höhen sind tiefe Einschnitte hergestellt worden, und der Verkehr wird darüber hinweggeleitet. In der nächsten Zeit wird die Landschaft südlich von Berlin im Teltow-Kanal

\*) Der Bilderschmuck des Aufsatzes ist angefertigt nach Photographien von Joachim Heldt, Primaner des Andreas-Realgymnasiums.



einen neuen Bestandteil erhalten, der ebenfalls eine nicht unerhebliche Umwandlung in ihrem Aussehen bewirken wird. Nach seiner Fertigstellung wird ein Graben von 20 m Breite das Teltow-Plateau zwischen Rixdorf und Steglitz durchschneiden, dessen Böschung an manchen Stellen bis 20 m Höhe erreichen wird, so dass man von einigen Brücken herab einen sehr schönen Blick auf den Wasserzug haben wird. Dieser Zuwachs der Landschaft ist aber durch eine Einbusse mehr als ausgeglichen. Der Teltower und der Schönower See werden verschwunden sein; dafür aber wird sich in der Mitte des jetzt völlig vertorfte Beketales eine breite Wasserstrasse in fast gerader Richtung hinziehen. Wegen der bedeutenden Tiefe, welche der Kanal erhalten soll, werden sich natürlich auch die Grundwasserverhältnisse der näheren Umgebung



Figur 2

### Einmündung des Kanals in die Dahme.

ändern und somit auch das Bild der Pflanzenwelt. Die Sumpfwaldvegetation des unteren Beketales, die finsternen Erlenwälder, werden allmählich eingehen und dafür Wiesen und Ackerland entstehen.

In den beigegebenen Bildern sollen ein paar typische Züge festgehalten werden, die mit den Ausführungsarbeiten des Kanals verbunden sind und die nach seiner Fertigstellung verschwunden sein werden.

Der Teltow-Kanal ist das beste Beispiel für die Bedeutung der Bedürfnisfrage. Seiner Projektierung liegen zwei Forderungen zu grunde, einmal die nach einer neuen Wasserstrasse für Berlin und sodann die nach einem Vorflutgraben für einige der westlichen Vororte.

Im ganzen Mittelalter bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte Berlin nur eine Wasserstrasse, denn der nördliche Zweig der Spreegabel war durch die Dammühlen gesperrt, und erst in den Jahren 1845—50 wurde der Landwehr-Kanal angelegt und noch durch einen

Zweigkanal mit der Spree verbunden. Erst im Jahre 1893 ist das Hindernis am Mühlendamm beseitigt und hier eine grosse Schleuse gebaut worden, so dass Berlin jetzt drei durchgehende Wasserstrassen besitzt. Eine Vermehrung dieser Wasserstrassen war schon gleich nach der Fertigstellung des Landwehr Kanals geplant, doch lag bei allen Plänen die Kanalsohle innerhalb des Spreetales.

Erst durch den jetzigen Landrat des Kreises Teltow, Herrn von Stubenrauch, ist die Angelegenheit in Fluss gebracht worden, und zwar geschah dies aus dem zweiten, dem lokalen, Bedürfnis heraus.



Figur 3.

**Brücken für die Görlitzer Eisenbahn und die Chaussee Berlin-Königs-Wusterhausen.**

Die Dörfer Steglitz und Gross-Lichterfelde haben sich allmählich zu Ortschaften mit dem Aussehen von Städten entwickelt. Dadurch war die Menge der Abwässer in bedrohlicher Weise gestiegen, und es musste für genügende Abflusswege gesorgt werden. Die Beke, die einzige Abflussrinne für die Tagewässer der gesamten Südosthälfte des Teltow-Plateaus, war aber im Laufe der Zeit derartig vertorft, dass ihre Freilegung unumgänglich notwendig war. Hier griff Herr von Stubenrauch ein, indem er beide Aufgaben verschmolz, einen Vorflutgraben zu schaffen und eine neue Wasserstrasse. Vorflut zu schaffen, ist allein die Aufgabe der beteiligten Gemeinden; durch das Kanalprojekt aber wurde der ganze Kreis zur Beteiligung herangezogen. Am 5. März 1900

bewilligte der Kreistag die Mittel zum Bau des Kanals nach den Plänen der Firma Havestadt & Contag.

Der Kanal wird die Dahme oberhalb Cöpenicks mit der Havel oberhalb Potsdams verbinden. Indem er Berlin umgeht, sucht er doch Fühlung mit den industriereichen Ufern der Oberspree und mit Rixdorf; es ist hier sogar noch ein Stichkanal zwischen Treptow und Rixdorf geplant. Der Hauptkanal hat eine Länge von 37 km und der Stichkanal eine solche von 3,5 km, und beide erhalten eine Sohlenbreite von 20 m mit einer Tiefe von 2,5 m. Der Kanal erfordert, da er durch den bebautesten Strich der Provinz geht, eine grosse Anzahl von Brücken. Es sind nämlich zu unterführen; 8 Eisenbahnen, 14 Chausseen, 14 Wege und Landstrassen und 10 städtische Strassen, so dass im ganzen 48 Brücken



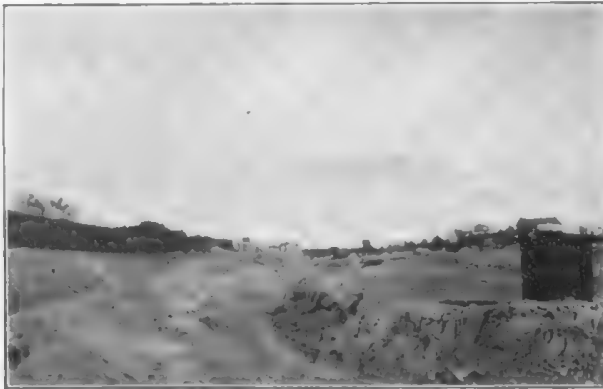
Figur 4.  
Ein Trockenbagger.

aufgeführt werden müssen. Längs des Kanals sind zahlreiche Verbreiterungen als Ablagen vorgesehen, während nur in Gross-Lichterfelde, Steglitz, Tempelhof und Britz besondere Hafenbecken ausgehoben werden sollen. Anschlüsse an die Eisenbahnen wird der Kanal in Teltow für die Anhalter und Potsdamer Bahn, in Tempelhof für die Rixdorf-Mittenwalder und in Grünau für die Görlitzer Bahn erhalten. Nach der Fertigstellung des Kanales wird eine elektrische Treidelung eingerichtet werden.

Was nun die Rentabilität betrifft, so ist folgendes darüber zu sagen: Es handelt sich um den Durchgangsverkehr von der Elbe nach Schlesien und um den Endverkehr von der Elbe zur Oberspree. Die hierbei in Ansatz gebrachten Einnahmen betragen zusammen 486 500 Mk.; während die jährliche Bedarfssumme 1 150 000 Mk. beträgt, so dass noch 663 500 Mk. fehlen. Solange diese Summe nicht durch die eigenen

Einnahmen des Kanals gedeckt wird, muss der Kreis für ihre Aufbringung sorgen und zwar so, dass die Hälfte durch den gesamten Kreis mittelst Erhebung von Kreisabgaben und die andere Hälfte von den am Kanal beteiligten Gemeinden durch Mehrbelastung aufgebracht wird. Wann eine Rentabilität des Kanals zu erwarten steht, kann natürlich nicht vorausgesagt werden. Bei einem Anfangsverkehr von 1,5—2 Mill. t wird der Kreis noch Zubusse zu leisten haben, und bei einem Verkehr von rund 3 Mill. t wird ungefähr die Grenze liegen, bei der das Anlagekapital eine angemessene Verzinsung erfährt.

Wenden wir uns nun zu den Kanalbauten selbst, so müssen wir in erster Linie die geologischen Grundlagen in Betracht ziehen. In der Provinz Brandenburg finden wir zwei wichtige Elemente in der



Figur 5

#### Kiesgrube zwischen Britz und Rixdorf.

Landschaft: Die Brücher und die Höhen; letztere ragen wie Inseln aus den ersteren heraus. Die Kanäle haben bisher die Höhen vermieden und sind den Brüchern gefolgt, und erst der Teltow-Kanal wird eine Höhe durchschneiden. Diese Höhe ist das Teltow-Plateau. Es bildet zwischen dem Dahme-Spreetal und dem Haveltal eine nach Norden spitz zulaufende Scholle, welche mit ihrer breiten Basis an das Notte-Nuthebruch im Süden stösst. Diese Scholle stellt eine schiefe Ebene vor, welche von Nordost nach Südwest geneigt ist. Man erkennt die Richtung der Böschung am deutlichsten an dem Verlauf der Bäche und Fliesse. Die grösste unter diesen Abflussrinnen, die Beke, entspringt in den Wiesengründen zwischen Steglitz und Lankwitz und fliesst über Teltow und Klein-Machnow in den Griebnitz-See. Mit der Neigung des Geländes hängt auch die Ausbildung des Bodens zusammen. Auf dem Nordost-  
rande der Scholle bildet der Geschiebelehm eine zusammenhängende

Decke, nach der Mitte zu wird diese Decke immer lückenhafter und gegen den Rand hin ist sie gänzlich verschwunden, so dass der darunter liegende Sand den Boden bildet. Wir haben daher in der Linie des Kanales (Fig. 1) drei Abschnitte zu unterscheiden. Der erste umfasst die Strecke zwischen Grünau und Rixdorf und liegt im Spreetal, der zweite reicht von Rixdorf bis Lankwitz und durchschneidet die höchste Erhebung des Plateaus, und der letzte Abschnitt endlich liegt im Beketal. Jeder von ihnen hat seine eigentümlichen geologischen Unterlagen und erfordert daher auch besondere Vorrichtungen für die Herstellung des Kanalbettes.



Figur 6.

**Ein Pfohl zwischen Britz und Mariendorf.**

Das Spreetal besteht, soweit der Kanal hinabreicht, aus Sand, sog. Talsand, der sich leicht bewegen lässt. Der mittlere Abschnitt führt durch die Moräne des Inlandeises, deren Decke aus Oberem Geschiebelehm besteht, während sich darunter der Untere Sand ausbreitet. Das letzte Drittel des Kanales endlich liegt in einer Rinne von wechselnder Breite und Tiefe, die einige Seen beherbergt, sonst aber mit Torf ausgefüllt ist, welcher auf einer Tonschicht ruht.

Der Kanal beginnt am Ufer der Dahme zwischen Grünau und Cöpenick. Auf unserem Bilde (Fig. 2) ist der Zugang zum Kanal noch durch einen schmalen Damm gesperrt. Im Hintergrunde ragen auf dem Bilde die Türme und Häuser Cöpenicks empor. Der Kanal

besitzt hier eine niedrige Böschung, welche dicht über dem Wasserspiegel zum Schutz gegen die Spülung mit Betonplatten belegt ist. Das nächste Bild (Fig. 3) zeigt uns zwei Brücken und zwar für die Görlitzer



Figur 7.  
Einschnitt in den Geschlebelehm.



Figur 8.  
Der provisorische Umbau für die Dresdener Eisenbahn.

Eisenbahn und für die Chaussee Berlin-Königs-Wusterhausen. Beide liegen über Terrain und zwar mit 4 m Abstand von dem Kanalspiegel. Vor ihnen sieht man noch die alte Strasse, die in der Höhe

des Geländes lag. Am Ufer erkennt man auch den Treidelweg. Auf dem Bilde (Fig. 4) sieht man einen Trockenbagger. Der grosse Wellblechschuppen mit den nötigen Maschinen in seinem Innern bewegt sich langsam auf den Schienen entlang, und dabei schleppen die Eimer, welche von einem Schienenpaar gehalten werden, über die Böschung hin, wobei sie sich mit Sand füllen. Beim Umbiegen der Kette im Schuppen endlich schütten sie den Sand in die darunterstehenden Wagen. Der ausgebagerte Sand wird von den Arbeitszügen auf die „Kippe“ gebracht; eine solche ist z. B. die nähere Umgebung des Bahnhofs Nieder-



Fig. 9.

Der Notdamm für die Anhalter Eisenbahn.

Schöneweide—Johannisthal, die hierdurch über Niveau erhöht worden ist. Eine zweite Gelegenheit zum Unterbringen des ausgebagerten Sandes bietet die Höherlegung der Görlitzer Eisenbahn.

Mit dem nächsten Bilde (Fig. 5) betreten wir die Böschung des Teltow-Plateaus und gelangen damit in den zweiten Abschnitt der Kanallinie. Das Bild gewährt uns einen Blick in eine der berühmten Kies- und Sandgruben von Rixdorf. Diese Sande sind die Absätze der Gletscherbäche, sie bestehen nur aus grobem Mauersand und Kies, ein Zeichen, dass die Wasserströmung eine sehr lebhaft war. Sobald wir das Innere des Plateaus betreten, treffen wir die typische Moränenlandschaft an. Das Bild (Fig. 6) stellt eine jener zahlreichen wasserhaltenden Bodensenken dar, die man Pfühle oder Sölle nennt, und die

zwischen Tempelhof und Mariendorf ganz besonders dicht geschart liegen. Die wasserhaltende Schicht, der Obere Geschiebelehm, bildet am Nordrande des Teltow-Plateaus eine zusammenhängende Decke von wechselnder Mächtigkeit. Diese hübschen Bodenvertiefungen, die so viel Leben in die Landschaft bringen, werden auch durch den Kanalbau verschwinden, denn die ausgebaggerten Bodenmassen dienen hier zum Ausfüllen der Unebenheiten. Über die Beschaffenheit des Geschiebelehms belehrt uns das folgende Bild (Fig. 7). Die bindende Kraft des Tones verleiht ihm eine solche Festigkeit, dass er in einem



Figur 10.

Die Kanalsohle oberhalb des Teltower Sees.

Einschnitt senkrechte Wände zu bilden vermag, die mit der Spitzhacke bearbeitet werden müssen. Der Obere Geschiebelehm und der Untere Sand gehören zusammen und sind das Resultat einer Vereisung. Der grosse Unterschied in der Mächtigkeit beider gibt den besten Aufschluss über ihre Entstehung. In Rixdorf ist der Untere Sand etwa 20 m mächtig und der Obere Geschiebelehm 4 m. Der grösste Teil der Eiseinschlüsse ist daher durch die Abschmelzwässer aus dem Eise ausgewaschen, weitergeschleppt und wieder abgesetzt worden. Nach den Beobachtungen am Malaspina-Gletscher in Alaska muss man annehmen, dass die Gletscherbäche unter dem Eise in grossen Gewölben entlang strömten, wobei sie den Boden der Gewölbe allmählich aufhöhten und



dem entsprechend die Decke immer mehr aushöhlen mußten. Die Folge war, dass im Verlauf des Abschmelzprozesses die Eisdecke allmählich immer dünner wurde und daher auch gegen den Schluss hin nur noch



Figur 11.  
Stüden des Teltower Sees.

wenig Schmelzwasser liefern konnte. Damit hörte dann natürlich auch die auswaschende Kraft der Schmelzwässer auf, und so konnten sich von dem Augenblick ab die Einschlüsse der schon sehr dünn ge-



Fig. 12.  
Ein Nassbagger im Schönower See.

wordenen Eisdecke ungesondert absetzen. Natürlich lieferte sie dem entsprechend auch nur noch eine schwache Decke aus Moränenmaterial.

Die nächsten beiden Bilder geben zwei wichtige Bauwerke des Teltow-Kanales wieder, nämlich zwei provisorische Eisenbahnverlegungen.

Auf dem Bilde (Fig. 8) sieht man im Vordergrund auf die Schüttung für die provisorische Ausbiegung der Dresdener Eisenbahn dicht hinter der Haltestelle Mariendorf, während sich im Hintergrunde der Damm der Dresdener Eisenbahn entlang zieht. Ihr Damm muss an dieser Stelle eine Strecke lang herausgerissen werden, damit die Kanalbrücke hineingebaut werden kann. Das zugehörige Bild (Fig. 9) bietet den fertigen Notdamm für die Anhalter Bahn zwischen den Bahnhöfen Südende und Lankwitz.

Wenden wir uns nun dem dritten Abschnitt der Kanallinie, dem Beketal, zu. Die Beke entspringt in den Wiesengründen zwischen



Figur 13.

**Die Schleuse bei Klein-Machnow.**

Steglitz und Lankwitz, weiter unterhalb fließt sie in einem Tal, das sich allmählich immer deutlicher ausprägt und oberhalb des Städtchens Teltow vollständig von dem See gleichen Namens ausgefüllt wird. Auf dem Bilde (Fig. 10) breitet sich im Vordergrund die Sohle des Kanals aus, im Mittelgrunde zieht sich eine Böschung quer über das Bild, und dahinter erblickt man den Seespiegel nebst der Badeanstalt.

Aus dem Bilde ist nicht ersichtlich, dass die Kanalsohle tiefer liegt als der Seeboden, so dass man zunächst den See ablassen muss, um alsdann in seinem Grunde die Kanalrinne von 3 m Tiefe auszuheben. Die Buden in der Mitte des Bildes schliessen die Pumpen ein, welche die Kanalsohle trocken halten, damit die Ausschachtung vor sich gehen

kann. Das Bild (Fig. 11) stellt den Teltower See vor; wir stehen vor seinem südlichen Abfluss und übersehen ihn in seiner ganzen Längserstreckung von SW. nach NO., die beinahe 2 km erreicht. Auf dem Bilde (Fig. 12) erblicken wir einen Nassbagger im Schönower See. Er saugt das Wasser ab und drückt es durch eine Rohrleitung auf einen Abfluss ausserhalb der Kanallinie. Ist das Wasser entfernt, so wird mit dem Abkarren des Schlammes und dem Ausheben der Kanalsole begonnen. Schlamm und Erde werden auf dem ehemaligen Seegrund neben dem Kanal abgelagert. Die Torfschicht im unteren Abschnitt des Beketales erforderte ganz besondere Aufmerksamkeit. Man hat sich hier durch Aufschüttung von Sand auf den Torf innerhalb des Tales eine Böschung für den Kanal herstellen müssen. Der Sand hat den Torf so lange zur Seite gedrückt, bis er fest lag. Es sind so an einigen Stellen grosse Sandmengen in den sumpfigen Boden geschüttet worden.

Wir kommen nun zu dem wichtigsten Bauwerk des Kanals, zu der Schleuse von Klein-Machnow. Auf dem Bilde (Fig. 13) blicken wir in die eine der beiden Schleusenammern, die eine Länge von 69 m und eine Breite von 10 m haben. In der Mittelwand der Schleuse sind Öffnungen angebracht, durch welche das Wasser aus der einen Kammer in die andere überströmen kann, wodurch beim Füllen und Entleeren der Kammern an Zeit gespart wird, so dass bei zehnstündiger Arbeit 36 000 t Schiffsgut täglich durchgeschleust werden können. Es ist das die einzige Schleuse auf der ganzen Strecke, und sie hat den Ausgleich herzustellen zwischen der Dahme mit 32,3 m und der Havel mit 30 m Höhe über NN., so dass also bei normalen Wasserständen 2 m Unterschied zu überwinden sein werden, welche sich bei Hochwasser allerdings auf 4 m erhöhen.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

Zu Seite 212 des Monatsblattes, Jahrg. XII betreffend „die Trappe (otis tarda)“, erlaube ich mir mitzuteilen, dass die Trappe entschieden Heimatsrechte in der Mark besitzt. Ich habe diesen Vogel bereits vor 25—30 Jahren in den Havelgegenden angetroffen, so z. B. zwischen Potsdam und Brandenburg a. H., insbesondere bei den Dörfern Klein-Kreuz, Weseram, Paewesin; ferner havelabwärts zwischen Pritzerbe und Rathenow bzw. Havelberg.

Stets fand ich den Vogel auf Sturzacker und truppweise Nahrung suchend.

Infolge seines scheuen Wesens ist ihm nur schwer beizukommen; am wenigsten misstrauisch zeigte er sich einem Fuhrwerk gegenüber, jedoch

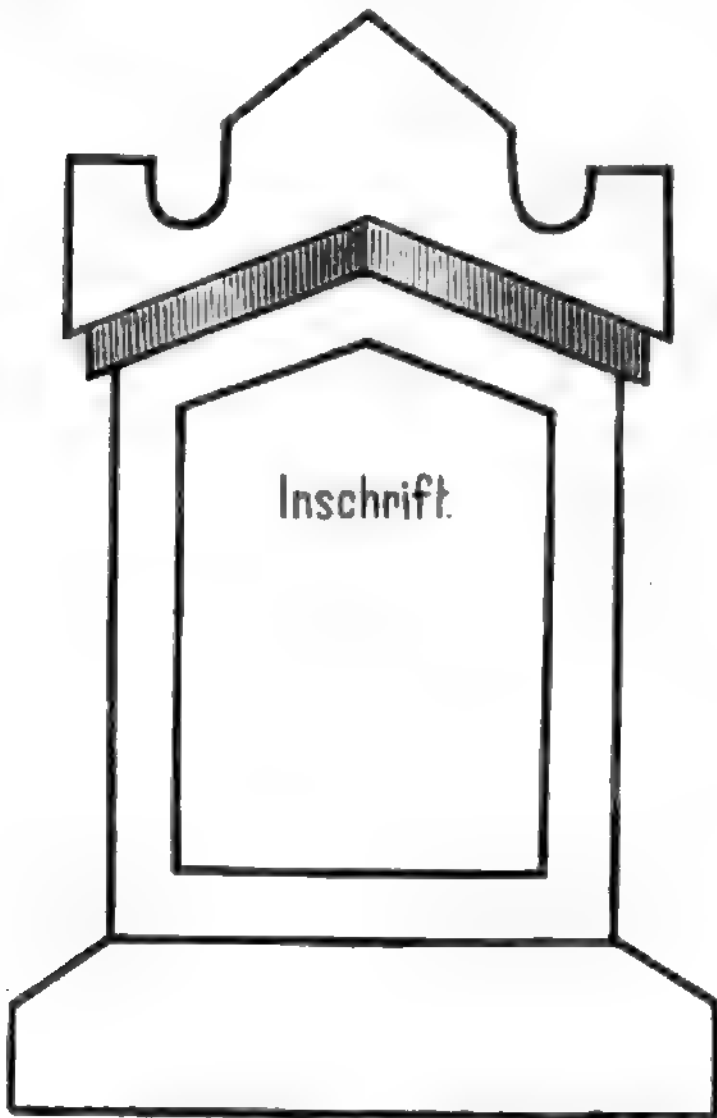
auf diese Art war er mit Schuss auch nicht erreichbar. Wollte man ihn schießen, so gehörte eine gänzliche Ausstattung dazu, um sich dem Vogel auf Schussweite nähern zu können. Da er gern Sturzacker besucht, in dessen Nähe sich Weiden- und Heckengestrüpp befindet, so suchte sich der Jäger der Situation dadurch anzupassen, dass er nicht nur möglichst Deckung in einem solchen Gebüsch nahm, sondern auch seine Kleidung, insbesondere den Hut oder die Mütze mit dementsprechendem Reisig besteckte.

Ähnliche Maskeraden nehmen ja auch die Seehundjäger mit sich vor, bevor sie auf die Seehundjagd gehen.

Infolge seines scheuen Wesens hält es auch ungemein schwer die Brutplätze des Vogels auffindig zu machen.

Karl Pötters.

**Der Mordstein bei Herzfelde unweit Rüdersdorf.** An der Chaussee, die über Herzfelde nach Müncheberg führt, steht zwischen den Kilometersteinen 33,2 und 33,3 etwa 2 km östlich von Herzfelde ein Denkstein, welcher folgende Form hat:



INSCHRIFT.

Hier fand seinen Tod

CARL JULIUS BERG

geb. d. 8. Juli 1856

z. TSCHENOW b. Sonnenburg

ermordet v. C. Zimmermann

in der Nacht vom 14. zum 15. April 1881.

Gewidmet von seinen Freunden  
aus Pribow u. Sonnenburg.

**Bemerkung:** Zimmermann und Berg waren Fuhrleute; sie fahren gemeinsam mit je einem Wagen die Chaussee nach Herzfelde entlang. An der durch den Denkstein bezeichneten Stelle überfiel Z. seinen Kameraden, um ihn zu berauben, und erschlug ihn. Den Leichnam liess er am Wege liegen, fuhr dann allein weiter und meldete dem Gendarmen in Herzfelde, er habe den Berg erschlagen am Wege gefunden. Der Gendarm sagte ihm aber auf den Kopf zu: „Du hast ihn erschlagen.“ Zimmermann antwortete verlegen: „Wie werde ich denn so etwas tun.“ Als aber der G. seine Behauptung wiederholte, wurde Z. verlegen und gestand das Verbrechen ein.

O. Monke.

**Gedächtnis-Kreuze.** a) Im Jagen 64 der Königlich Eberswalder Forst steht an Kulickes Weg eine 150jährige Kiefer, in deren Rinde ein etwa 25 cm hohes Kreuz eingeschnitten ist. Die Stelle liegt in der Nähe der Försterei Malchow, nicht weit von dem Schnittpunkt der Stettiner Bahn und der Eberswalder Chaussee.

Hier wurde 1847 der Bahnarbeiter Kulicke, nach dem dann der Weg benannt wurde, durch einen Ast erschlagen. Er war auf den Baum gestiegen, um Zweige herunter zu brechen.

b) Am Grossen Wukensee bei Biesenthal steht eine Kiefer, in deren Rinde ein Kreuz eingeschnitten ist. In der Nähe des Baumes ist vor 15 Jahren ein Soldat beim Baden im Wukensee ertrunken. Er wurde auf dem Biesenthaler Kirchhof begraben. Das Kreuz soll ein Offizier in den Baum geschnitten haben.

Berlin, den 6. September 1903.

Otto Monke.

---

## Büchertisch,

---

Auch an dieser Stelle sei auf das alle Freunde des Volkstums und der Kulturgeschichte interessierende, soeben herausgekommene, grosse Bilderwerk hingewiesen: Emil Sigerus, Aus alter Zeit. 50 Bilder siebenbürgisch-sächsischer Städte. Hermannstadt, Kunstverlag Jos. Drotleff. In Umschlag Kr. 10, in Mappe Kr. 13. Zu jedem Bilde entsprechender Text. — Es ist eine aufrichtige Freude, auch auf diese Weise mit dem schönen, eigenartigen Lande Siebenbürgen bekannt zu werden; wer schon dort sein durfte, wird ganz besonders gefesselt, aber auch bei jedem andern Beschauer muss sich die Belehrung mit Genuss vereinen. Veranlassung zu diesen 50 Bildern gab das vorangegangene, durchweg mit grossem Erfolg aufgenommene Werk von E. Sigerus „Siebenbürgisch-sächsische Burgen und Kirchenkastelle“. — Hoffentlich entschliessen sich recht viele Reichsdeutsche, das eine oder andere Werk anzukaufen und so den „Brüdern“ in Transsylvania näher zu treten.

E. Lemke.

**Straubes Illustrierter Führer durch Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Potsdam und Umgebungen.** Praktisches Reisehandbuch mit 68 Abbildungen, 17 Plänen und Karten. 8°. 184 S. 23. Aufl. Berlin, Jul. Straube, 1904. Brosch. 1,50 M., gebd. 2 M.

Der vorliegende Führer, der in 23. Auflage erschienen ist, enthält alles, was für den Fremden wissenswert und notwendig erscheint, allgemeine Angaben über Verkehrseinrichtungen, Hotels, Behörden, öffentliche Institute und Vergnügungen und eingehende Angaben über die Sehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt. Er ersetzt den Fremdenführer vollständig und ermöglicht es dem fremden Besucher Berlins, ohne vorhergehende Erkundigungen oder Studien durch die nach Strassen geordnete Einrichtung des

Buches sich über jedes bemerkenswerte Gebäude, jedes Denkmal, jede Kirche sofort zu unterrichten. Die den einzelnen Sehenswürdigkeiten beigefügten Angaben sind lehrreich und genau und ersetzen wie bei Museen, Sammlungen, Schlössern und Bildergallerien die Spezialführer. Die Benutzung des Buches wird durch eine Anzahl guter Karten wesentlich erleichtert, ausserdem ermöglicht eine am Ende beigefügte grosse Karte eine Übersicht über den Stadtbezirk Berlins und seine Umgebung. Über diese und ihre Ausflugsorte unterrichtet den Fremden ein besonderer Teil des Führers, dem gleichfalls mehrere Spezialkarten beigefügt sind. Ausführliche Verzeichnisse und Register vervollständigen den Inhalt des Buches, das auch jedem geborenen Berliner ein guter Ratgeber sein wird.

**Straubes Kreiskarte der Provinz Brandenburg** für Schulen. 1 : 1 330 000. 9 farbig. Berlin, Jul. Straube. 10 Pfg.

**Straubes Taschen-Plan von Berlin.** 1 : 26 000. 2 farbig. Mit Verzeichnis der Strassen, Brücken und Plätze Berlins und mit sämtlichen Verkehrslinien der Strassenbahnen. Berlin, Jul. Straube. 25 Pfg.

**Straubes Illustrierter Schul-Plan von Berlin.** 1 : 22 000. Mit 39 Bildern. Mehrfarbig. Berlin, Jul. Straube. 30 Pfg.

Die seit Jahren als vorzüglich anerkannten Karten des Straubeschen Verlages sind in neuer Auflage erschienen, bei der alle Veränderungen genau berücksichtigt sind. Der kleine Taschen-Plan, der ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden ist, der in Berlin zu tun hat, enthält sämtliche Verkehrslinien — die Stadtbahn schwarz, die Hochbahn punktiert, die Strassenbahnen rot — und einen Lageplan der Bahnhöfe in Berlin und Umgebung. Der Illustrierte Schulplan zeigt in farbiger Darstellung die Stadtteile Berlins und gibt dadurch ein Bild von der geschichtlichen Entwicklung der Reichshauptstadt. Eine kleine Nebenkarte im Massstab des Planes führt Berlin und Köln am Anfange des 15. Jahrhunderts vor. Auf der Rückseite des Plans finden sich ein ausführliches Verzeichnis der Strassen und Plätze Berlins und 39 Ansichten von bemerkenswerten Gebäuden, Kirchen und Denkmälern. Der Preis ist im Verhältnis zu der trefflichen Ausführung der Karten sehr niedrig.

Dr. G. Albrecht.

---

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cöstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## 2. (1. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres

Sonnabend, den 7. Mai 1904, nachmittags 3<sup>1/2</sup> Uhr

im Park der verw. Frau T. Killisch von Horn zu Pankow,  
Spandauer Strasse.

---

Das trotz einiger Abzweigungen noch immer 40 Morgen (der Morgen = 25,5 ar) grosse Park- und Gartengrundstück der Frau Killisch von Horn lag in schönstem Frühlings schmuck da, als es heut von etwa 100 Mitgliedern und Angehörigen von solchen besucht wurde.

Der I. Vorsitzende dankte der Besitzerin für die Verstattung des Besuchs, der um so dringlicher sei, als leider das Grundstück zum Verkauf und zur Aufteilung bereit stehe.

Es befremdet, so führte Herr Geheimrat Friedel aus, auf den ersten Blick, dass die nördlichen und nordöstlichen Vororte im Verhältnis zu den südlichen, südwestlichen und nordwestlichen so wenig aufgesucht werden, es hängt das aber sicherlich damit zusammen, dass es den erstgenannten Vororten zu sehr an zusammenhängendem Gehölz fehlt, an unserm deutschen Walde, der für unser Gemüt den Hauptanziehungspunkt bildet.

Früher war das anders, da ist der hochbelegene Norden und Nordosten von Berlin mit Laubwald bestanden gewesen, woran die Namen der Ortschaften Buch und Französisch Buchholz noch jetzt erinnern; gemeint ist hier unsere stolze Rotbuche, welche auf dem schweren obern Geschiebelehm des Plateaus des Barnim gut gedeiht. Der ertragreiche Boden hat es aber von selbst mit sich gebracht, dass man ihn abgeholzt und der Feld- und Ackerkultur überwiesen hat. In der Brandenburgia III, S. 137 habe ich mitgeteilt, dass sich am linken Pankeufer auf dem Gesundbrunnen, nahe der ehemaligen Papiermühle, subfossile Lager von Landschnecken und zwar von echten Laubwaldtieren befanden, die auf Rotbuche, Esche und Hasel zu leben pflegen.

Bei einem Besuch des Gesundbrunnens auf dem Galuschkischen Grundstück Ecke der Badstrasse, am 30. v. Mts., fanden wir, Herr Rektor Otto Monke und ich, dass dort die eigentliche Panke ganz zugeschüttet ist und die Ufer des ehemaligen Papiermühlengrabens, der jetzt der Panke als Fließ dient, derartig aufgehöhht sind, dass leider diese noch vor 50 Jahren wohl kenntlichen Konchylienschichten unauffindbar erscheinen. Auch hier auf dem Killischschen Grundstück sind, wie Sie ersehen, die linksseitigen Pankeufer so aufgehöhht, dass Nachforschungen nach alten Ablagerungen aussichtslos sein würden. Dagegen bemerken Sie, mehr nach der Brücke am Treffpunkt der Schönholzer- und Lindenstrasse zu, auf dem jenseitigen rechten Ufer, einen weisslichen Bodenstrich über dem Wasser der Panke, die heut infolge der Regengüsse in letzter Zeit sehr angeschwollen ist, und Sie würden bei niedrigerem Wasser eine handhohe dergleichen Schicht bemerken, die aus einer Art „Seekreide“\*) besteht, gebildet aus zahlreichen kleinen, meist zerdrückten Süßwassermuscheln und Schnecken, welche dem Altalluvium anzugehören scheinen und auf wesentlich andere Niveau- und Uferverhältnisse, auf eine ruhigere Stromausbuchtung und damit auch auf andere biologische Verhältnisse und Vorgänge, als sie jetzt in und an der Panke vorhanden sind, zu deuten scheinen. Ich habe dies früher unbekannte Konchylienlager vor etwa zwei Jahren entdeckt.

Zugleich können Sie auf dem rechten Ufer der Panke die traurigen Abholzungen, welche der Forstfiskus dort wegen baulicher Ausnutzung und wegen Verkaufs von Baustellen höchst bedauerlicher Weise ausführen lässt, bequem überschauen. Allerdings handelt es sich dort nur um vernachlässigten Kiefernwald auf magerem sandigem Boden. Hier auf dem linken Pankeufer ist milderer reicherer Boden mit Mischwald, Kiefern und Rotbuchen, vorhanden gewesen und wenn auch die meisten der schönen auf dem Killischschen Grundstück stehenden Buchen nach Mitteilung des heut unsern Führer abgebenden, seit 37 Jahren hier tätigen Herrn Obergärtners Wolf erst in den 50er Jahren von ihm selbst gepflanzt sind, so sehen Sie doch an dem üppigen Wuchs von *Fagus silvatica*, dass dieser Lieblingsbaum der Germanen hier wie in dem benachbarten Königl. Schlossgarten zu Nieder-Schönhausen, wo ganz ähnliche Bodenverhältnisse herrschen, freudig gedeiht. Dasselbe gilt von den alten herrschaftlichen Parks im benachbarten Französisch Buchholz, die ich mit Herrn Rektor Monke, am 30. April d. J. ebenfalls besichtigte, wobei wir leider ebenso erfuhren, dass durch dieselben Strassen gezogen werden sollen, um Baustellen zu gewinnen. So wird in wenigen Jahren von der alten Baumpracht in den Parks nördlich von

---

\*) Vgl. meine Mitteilung über „Seekreide in und am Scharmützelsee bei Storkow“, *Brandenburgia* VII, S. 378.



Berlin bedauerlicher Weise nur der gedachte Nieder-Schönhausener Schlossgarten noch übrig bleiben.

Für alten humusreichen Waldboden zeugen auch zwei charakteristische Laubschnecken, die ich Ihnen hiermit vorstelle, die Sie übrigens bereits aus früheren Vorführungen in der *Brandenburgia* als alte Bekannte kennen. Da ist, wie Sie sehen, besonders häufig hier im Killischschen Park, gleich wie in allen alten grösseren Gartengrundstücken Pankows und Nieder-Schönhausens die grösste deutsche Landschnecke, die essbare Weinbergsschnecke, *Helix pomatia*, von der man, da sie in allen älteren Ablagerungen bei uns fehlt, mit Recht annimmt, dass sie erst im christlichen Mittelalter, wahrscheinlich als Fastenspeise von der katholischen Geistlichkeit eingeführt ist.\*) In Süddeutschland und der Schweiz wird sie noch jetzt vielfach gegessen und auf kleinen von Wasser umflossenen Schneckenbergen gezüchtet. Der sog. Schneckenberg im Killischschen Park hat hiermit aber nichts zu tun, er ist künstlich aufgeschüttet und der Weg führt in schneckenhausartigen Windungen hinauf. Daher der Name Schneckenberg. In Berlin scheinen die zum Teil aus Süd-Frankreich eingewanderten Refugiés die Weinbergsschnecke wie in ihrer gallischen Heimat anfänglich verzehrt zu haben; nach 1750 etwa ist diese Sitte in Berlin verschwunden, die durch Gehäusehaufen in alten Küchenabfällen bezeugt wird.

Daneben finden Sie hier die auf besserem Boden der Mark uralt-einheimische Gartenschnecke, *Helix hortensis*, mit weissem Mundsaum, vorkommend hier an allen Fundorten der *Helix pomatia*. Diese Schnecke fehlt z. B. im Tiergarten zu Berlin durchaus. Dagegen ist daselbst noch ebenso wie hier in Pankow die nächste Verwandte *Helix nemoralis*, die Hainschnecke, mit braunem Mundsaum vorhanden, deren östliche Verbreitungsgrenzlinie in Norddeutschland durch Neuvorpommern geht. Weiter östlich, also in Berlin und der ganzen Umgegend, ist diese hübsche Laubschnecke jedenfalls erst durch gärtnerische Kulturen eingeführt und allmählich verbreitet worden.

---

\*) Ein sicherer Beweis dafür, dass *Helix pomatia* erst von den Christen eingeführt ist, ergibt sich aus den zahlreichen slavischen Burgwällen der Provinz Brandenburg, die etwa von 900 bis 1150 n. Chr. errichtet sind und teilweise auf germanischer vorwendischer Grundlage ruhen. In den Aufschüttungen dieser Burgwälle oder Borchelte, Burgställe usw. kommen ungeheure Mengen von Landkonchylien vor, wie das ausser mir Herr Direktor Dr. Otto Reinhardt, Herr Geheimrat Dr. Eduard von Martens und andere namhaftere Weichtierkenner festgestellt haben. Niemals ist darunter ein Exemplar der wegen ihrer bedeutenden Grösse doch unmöglich zu übersehenden *Helix pomatia* gefunden worden. Erst kürzlich, am besagten 30. April 1904 untersuchten Herr Monke und ich darauf hin den nahe Pankow an der Panke belegenen wendischen Burgwall von Blankenburg, den früher schon unser Mitglied Herr Hermann Maurer durchforscht; von der Weinbergsschnecke zeigte sich keine Spur.

*Helix pomatia* habe ich auf dem Tempelhofer Berg in Berlin gefunden; sie kommt auch bei der Kirche in Tempelhof vor und mag von den Tempelherren-Mönchen als Fastenspeise eingeführt worden sein. Fräulein Rönnebeck, Tochter unsers verehrten Schatzmeisters, teilt mir mit, dass *Helix pomatia* auch noch weiter in Berlin in den Gärten der Koloniestrasse nahe der Panke lebend vorkommt. Da diese Gärten stromabwärts von Pankow liegen, so liegt die Vermutung sehr nahe, dass die Tiere, die übrigens wegen ihrer Gefrässigkeit namentlich dem Salat gefährlich sind, von hier aus nach Berlin verbreitet worden sind.

Betreffs der Geschichte des schönen Parks, in dem wir uns bewegen, bitte ich nunmehr Herrn Rektor Otto Monke das Wort zu ergreifen.

Herr Monke teilte hierauf folgendes mit:

Wir sind heut in diesem Park gewissermassen Jubiläumsgäste; denn vor genau 50 Jahren, im Jahre 1854 wurde das Terrain, auf welchem bald darauf das Schloss erstand, von dem Begründer und Verleger der Börsenzeitung, dem Baron Killisch von Horn, für den Preis von 20 000 Thaler angekauft. Wie das Gelände damals beschaffen war, zeigt uns ein Blick auf die jenseits der Panke gelegene Schönholzer Heide, ein getreues Abbild des Wüstengebietes am linken Pankeufer, auf welchem — wie einst der Fürst Pückler den Branitzer Park bei Cottbus — Killisch von Horn das Paradies erschuf, welches das Schloss umgibt.

Wo heut der Ostflügel des Schlosses steht, befand sich vor 1854 eine Papiermühle, deren ursprüngliche Anlage bereits 50 Jahre früher vorhanden war. Die erste Papiermühle wurde von dem Engländer Pickerin erbaut; sie brannte um 1829 nieder, wurde aber dann von dem Buchbindermeister Kühne, der das Mühlengrundstück erworben hatte und dessen Firma noch heut in der Breiten Strasse in Berlin floriert, neu erbaut.

Die Produktion nahm unter der Leitung Kühnes einen neuen Aufschwung; die Mühle bot damals etwa 60 Arbeitern Beschäftigung und gab also der zu Spechthausen, in welcher nach Bratring anno 1804 71 Werkmeister und Arbeiter tätig waren, nur wenig nach.

Im Frühjahr 1839 aber erlitt die Pankower Papiermühle einen zweiten ernstlichen Unfall. Ein starker Gewitterregen, welcher die noch lagernde Schneedecke schnell zum Schmelzen brachte, rief im Pankegebiet eine Überschwemmung hervor, welche die vom 14. April 1902 noch erheblich übertraf. Es wurde nicht nur die Schönholzer Brücke stark beschädigt, sondern die Fluten rissen auch das Wasserrad der Papiermühle mit fort.

Zwar wurde die Mühle noch einmal wieder hergestellt; doch war ihre Blütezeit dahin; die Papierproduktion ging zurück, und Kühn verlegte sich jetzt mehr auf die Herstellung von Pappe.

1854 ging das Mühlengrundstück in den Besitz des Herrn Killisch von Horn über, der es durch Ankäufe erweiterte und das gesamte Terrain nun zu einem herrlichen Parke umschuf. Die Spandauer Strasse wurde jetzt um den Park herumgeführt, während sie früher in gerader Richtung das Terrain durchschnitt.

Grosse Verdienste um die Anlage und Verschönerung des Parkes erwarben sich der ehemalige Obergärtner Perring und sein Nachfolger, der jetzige Obergärtner Wolff. Perring ist heut Inspektor des Botanischen Gartens.

In den 70er Jahren galt der Pankower Park mit seinen interessanten Treibhäusern und Palmenhäusern, seiner Fasanerie, seinen prächtigen Rasen- und Blumenbeeten und dem herrlichen Baumbestand als eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges.

Nach dem Jahre 1880 aber ging das Interesse für denselben sowohl bei dem Besitzer als auch beim Publikum zurück, nachdem Herr Killisch von Horn in der Nähe von Spremberg ein neues Besitztum erworben hatte. Der Park wurde für das Publikum geschlossen und nur selten noch öffnen sich die Pforten einem einsamen Besucher.

Am 23. 11. 86 starb der verdiente Begründer des Parkes; seine irdischen Reste wurden vorläufig in dem ursprünglich als Aussichtsturm errichteten Gebäude in der Nähe des Schlosses beigesetzt. Er hinterliess eine Witwe, 5 Söhne und 2 Töchter, von denen die eine mit dem General von Kracht, die andere mit dem General von der Marwitz vermählt ist. —

Hiernächst besichtigte die Gesellschaft die Pankeufer mit dem Ausblick auf die Schönholzer Heide und die dortigen Abholzungen sowie den Killischschen Park, in welchem zahlreiche Nachtigallen schlugen, im einzelnen.

Zur geselligen Vereinigung fanden sich schliesslich die Teilnehmer in dem alten von hohen Bäumen beschatteten Linderschen Restaurant an der Breiten Strasse in Pankow zusammen.

### 3. (2. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Dienstag, den 10. Mai 1904, nachmittags 4 $\frac{1}{2}$  Uhr.**

Besichtigung der Anlagen der Gesellschaft für Markt- und  
Kühlhallen, Trebbinerstrasse 6.

Ein Hauptzweig des Betriebes, die Herstellung von Kristalleis wurde zunächst in Augenschein genommen. Zwei Generatoren sind tätig, von denen jeder täglich 1000 Ztr. liefern kann. Die Gesellschaft legt ein Hauptgewicht darauf, ein völlig reines, keimfreies Eis zu fabrizieren. Deshalb wird destilliertes und aufgekochtes Wasser verwendet. Dieses wird in viereckige, nach unten sich verjüngende Gefässe von verzinktem Eisenblech von 1 m Länge und 18 cm Querschnitt, von denen je 33 an einer Querstange hängen, geleitet. Diese Gefässe rücken langsam automatisch in einem mit Soole gefüllten Bassin von 2 m Höhe vor. Diese Soole ist mittels flüssigen Ammoniaks auf den für den Gerinnungsprozess notwendigen Temperaturgrad gebracht. Innerhalb 24 Stunden ist das in den Gefässen vorhandene Wasser gefroren und bildet kristallhelle Eisblöcke. In einer für den Laien staunenswerten Weise ist es eingerichtet, dass diese Blöcke automatisch herausfallen und auf einer schiefen Ebene unmittelbar in den Aufbewahrungsraum oder in die Transportwagen rutschen.

Aus den Räumen, in denen das Eis hergestellt wird, gelangten wir in die Kühlhallen. Sie bedecken in zwei Gebäuden ein Areal von 9000 qm. In Lattenräumen, die einzeln nach ihrem Rauminhalt vermietet werden, lagern hier zur Konservierung aufbewahrte Gegenstände wie Wild, Geflügel, Fische, Milch, Butter, Käse, Fette, Häute, Pelzwaren, Gemüse, Blumen usw. Es sind hier atmosphärische Verhältnisse, eine Temperatur, ein Feuchtigkeitsverhältnis und eine Reinheit der Luft geschaffen, die den sonst unvermeidlichen Verfall organischer Stoffe aufhalten. Die Erniedrigung der Temperatur wird durch die schon erwähnte Salzsoole bewirkt, die in gerippten Röhren durch die Räume geleitet wird. Zugleich strömt fortdauernd frische, möglichst staubfreie Luft zu, die aus der oberen Atmosphäre durch einen hohen Schornstein angesogen und vermittelst der Luftreiniger gekühlt eingeführt wird. Natürlich wird je nach der Natur der Produkte die Temperatur geregelt. Durch

Versuche ist festgestellt, dass Fleisch (Wild) nach einjähriger Aufbewahrung in den Kühlhallen noch vollkommen frisch und geniessbar war.

Zuletzt wurde uns die Maschine gezeigt und erklärt, die die Herstellung flüssiger Luft bewirkt. Wie das geschieht, das hier auseinanderzusetzen, überschritte den Rahmen unserer doch nicht der Technik gewidmeten Zeitschrift und liegt auch, wie der Referent nicht leugnen will, jenseits seiner Fähigkeiten. Es muss genügen zu bemerken, dass, damit gewöhnliche Luft in flüssige verwandelt werde, sie auf  $-10^{\circ}$  abgekühlt und gleichzeitig einem Drucke von ca. 200 Atmosphären ausgesetzt werden muss. Es werden stündlich 4—5 Liter hergestellt, so dass täglich etwa 50 herauskommen. Es wurden uns die Aufbewahrungs- und Transportgefässe gezeigt, die von besonderer Art sein müssen, um die Verdampfung der flüssigen Luft so lange wie möglich aufzuhalten. Es sind Versuche im Gange, um noch bessere Behälter zu gewinnen als die bis jetzt verwendeten Dewarschen Flaschen. Das Liter flüssiger Luft kostet von der Gesellschaft bezogen ohne Gefäss 1,50 Mk. In den mit Filz umhüllten Dewarschen Flaschen von 2 Liter Inhalt hält sie sich 14 Tage. Der Preis einer solchen für den Versand in Körben verpackten Flasche beträgt 32 Mk.

Wenn die Verwendbarkeit der flüssigen Luft gegenwärtig auch nicht den über sie verbreiteten phantastischen Vorstellungen entspricht, so darf man ihr doch eine grosse Zukunft prophezeien.

---

#### 4. (3. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Sonnabend, den 14. Mai 1904, nachmittags.**

Wanderfahrt nach Cöpenick.

---

Cöpenick, die alte Inselstadt, war das Ziel des diesjährigen Frühjahrsausfluges. Auf dem Bahnhof begrüßte uns Herr Bürgermeister Bogmann und übernahm die Führung. Unser erstes Ziel war die Dampfwäscherei „Fortuna“ des Herrn Loth, Lindenstr. 8. Cöpenick ist die Stadt der Waschanstalten. Täglich kann man auf der Treptower Chaussee die Wagen in langen Kolonnen fahren sehen, welche Wäsche holen bzw. bringen. Die Anstalt nun beherbergt in den Räumen des Erdgeschosses zunächst ein Zimmer, in welchem die eingetroffene Wäsche mit farbigen Fäden gezeichnet wird, sodann den Raum, in welchem die

Waschmaschinen aufgestellt sind. Eine solche stellt eine Trommel aus Eisenblech vor, in welcher eine zweite Trommel steckt. Letztere nimmt die Wäsche auf, und ihre Wände sind durchlöchert, so dass das Wasser eintreten kann. Beide Trommeln werden um ihre Achse gedreht. Nach der Wäsche werden die Sachen geblaut und kommen dann in das obere Stockwerk, wo sie auf grossen Dampfmangeln nicht bloß getrocknet sondern auch gleich gerollt werden. Diese Maschinen stellen die Haushaltswäsche fertig; die feinere Wäsche wird in einem besonderen Raum geplättet. Auf einer grossen heissen Trommel endlich werden die Gardinen zum Trocknen aufgespannt. In einem letzten Raum endlich sitzen die Sortiererinnen, welche mit Hülfe der eingenähten Zeichen die fertige Wäsche wieder für den Rücktransport zusammenstellen. Der Seifengeruch, welcher in dem ganzen Gebäude herrscht, bezeugt auf das deutlichste, dass ganz allein reine Seife verwandt wird. Herr Loth hatte selber überall in liebenswürdigster Weise die Führung übernommen.

Der Weg führte nun weiter über die hohe Spreebrücke in die Altstadt, wo wir im Restaurant zum Dampfschiff einkehrten und unter den schattigen Bäumen Kaffee tranken.

Das nächste Ziel war die Stadtkirche, in welcher Herr Maler Kutschmann die Erklärung abgab. Die Emporen sind in halber Höhe der Längswände angebracht, und weil nun dadurch die Decke zu niedrig erscheint, hat man sie mit blauer Farbe gestrichen, und in der That hierdurch die Täuschung erweckt, als ob sie höher über den Emporen emporragte. Der Altar ist mit drei schönen Bildern geschmückt, und über ihm ist die Kanzel angebracht, so dass der Geistliche von allen Plätzen der Kirche zu sehen ist.

Von hier wanderten wir die Schlossstrasse weiter und an dem Neubau des Rathauses vorüber nach dem Schloss. Das Rathaus ist aus roten Ziegeln erbaut; an seiner einen Ecke ragt ein hoher Turm in die Höhe und seine Front ist mit einem breiten Stufengiebel geziert. An passenden Stellen sind grüne Glasurziegel eingefügt.

Das Schloss endlich liegt auf der südlichen Spitze der Insel, welche die Altstadt trägt, und diese Spitze ist noch durch einen Graben von der Hauptinsel abgetrennt worden. Durch ein hohes Portal betritt man den Schlosshof. Links und rechts neben dem Tor stehen zunächst einige niedrige Häuschen und dann folgen an den beiden Längsseiten das Schloss bzw. die Schlosskirche. Der freie Platz hinter dem Tor ist geschmückt mit einer Büste Friedrichs des Grossen und dem Medaillonbild Heckers. Die vierte Seite endlich ist offen und hier liegt der Park, welcher sich bis zum Ufer hin erstreckt.

Auf dem Schlosshof begrüßte Herr Seminardirektor Renisch die Gesellschaft und übernahm die weitere Führung. Es wurde zunächst die Schlosskirche besichtigt, deren Inneres ein einfacher Raum fast

ohne Schmuck ist. Alsdann besuchten wir das Schloss und versammelten uns in dem sog. Wappensaal. Er hat seinen Namen erhalten, weil an der Decke und den Wänden die Wappen der Landesteile angebracht sind, welche unter der Regierung des Grossen Kurfürsten den preussischen Staat bildeten. Das Glanzstück des Saales sind zwei grosse Wappenschilder, die von den beiden bekannten Männern getragen werden. Die Wappentafeln führen auf rotem Grund noch einmal in verkleinertem Massstab dieselben Wappen.

Nachdem hier Herr Geh. Rat Friedel Herrn Direktor Renisch den Dank ausgesprochen hatte für die Erlaubnis zur Besichtigung, erteilte er Herrn Dr. Albrecht das Wort zu seinem Vortrage über die Geschichte des Schlosses Cöpenick. Wir hoffen diesen Vortrag weiter unten als besonderen Aufsatz bringen zu können.

Nachdem die Gesellschaft noch durch den schönen Park gewandert war, versammelte sie sich etwa um 7 Uhr in dem Saale des Restaurants Kaiserhof zum Abendbrot, nach welchem die Rückfahrt nach Berlin angetreten wurde.

---

## 5. (2. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 18. Mai 1904, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr**

**im Bürgersaale des Rathauses.**

---

**Vorsitzender:** Ernst Friedel, Geheimer Regierungsrat. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXII her.

### **A. Allgemeines.**

I. Von den Mitteilungen des Bundes Heimatschutz, bei dessen Konstituierung in Dresden uns Herr Robert Mielke vertrat (vgl. Sitzung vom 30. März und 27. April d. Js.) liegt die No. 1, Jahrg. 1 vor. Herausgeber im Auftrage des Vorstandes ist unser genanntes Mitglied.

II. Verband der Deutschen Vereine für Volkskunde. Auch hier hat uns, in Leipzig, Herr R. Mielke vertreten. Ich bitte von dem gedruckten Bericht der Sitzung zu Leipzig den 6. April 1904, der Satzungen, sowie des Anschreibens der Gesellschaft für niederdeutsche Volkskunde zu Göttingen vom 28. v. Mts. Kenntnis zu nehmen.

### B. Persönliches.

III. Unser Ehren-Mitglied Stadt- und Kreis-Schulinspektor Dr. Fischer hat den Charakter als Königlicher Schulrat erhalten.

IV. Ein Willibald-Alexis-Denkmal ist dem „märkischen Walter Scott“ an seinem langjährigen Wohn- und Sterbeorte Arnstadt in Thüringen gewidmet und am 1. d. Mts. enthüllt worden. Wir freuen uns dessen und hoffen, dass auch Berlin, das dem Dichter vieles verdankt, diesem bald ein gebührendes Denkmal setzen werde. In Berlin giebt es bislang nur eine Willibald Alexis-Strasse, südliche Begrenzung des Chamisso-Platzes und eine Gedächtnistafel am Hause Zimmerstrasse 94.

Beifolgendes kleines stimmungsvolles Gedicht auf den Vorgang bringt der Berliner Lokal-Anzeiger vom 1. d. Mts.:

#### Ein Heimatgruss.

Was rauschen die Kiefern im märkischen Wald,  
Was flüstert das Schilf an den Seen?  
Einen Gruss sie senden dem Willibald,  
Dem soll ein Denkmal erstehen.

Der Willibald, der sich Alexis genannt,  
Der ruht im Thüringer Lande,  
Ein Dichter, der sie geliebt und gekannt:  
Die Heimat im märkischen Sande.

Er hat uns Gestalten voll Mark beschert  
Aus der Mark antiquarischem Moder.  
Er hat mit der Dichtersonne verklärt  
Das Land an Spree, Havel und Oder.

Und fährt heut fröhlich der Maienwind  
Über märkische Kiefern und Seen,  
So soll er als Heimatgruss lieb und lind  
Das Denkmal des Dichters umwehen.

F. H.

### C. Naturgeschichtliches.

V. Die offizielle Einladung zur XXXV. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Greifswald mit Ausflug nach Stralsund am 3. bis 6. August d. J. lege ich Ihnen mit der Bitte um recht rege Beteiligung vor. Meldungen bei dem örtlichen Geschäftsleiter für Greifswald unserm Ehrenmitglied Professor Dr. Credner. Ich selbst werde teilnehmen und, soweit erforderlich die Interessen der Brandenburgia wahrnehmen. Das Märkische Museum wird aus seinen Beständen im Mineralogischen Institut der Universität, Langefuhr-Strasse, eine grössere Geologisch-Archäologische Ausstellung: Eolithen, Palaeolithen und ältere Neolithen aus Norddeutschland und Bornholm umfassend, veranstalten und ich werde dieselben zu



bestimmten Stunden denjenigen, die sich für das zeitgemässe Thema interessieren, vorführen und erläutern. Unser Ausschussmitglied Herr Kustos Buchholz wird hierbei assistieren, ebenso hat unser Mitglied Herr Hermann Maurer in seiner Eigenschaft als Pfleger des Märkischen Museums seine Mitwirkung zugesagt. Vom 7. bis 16. August findet eine wissenschaftliche Reise nach Bornholm, Oeland, Gotland (Wisby) Stockholm, Lund, Malmö, Helsingborg, Kopenhagen und Roeskilde statt.

VI. Der Internationale Zoologenkongress findet in Bern vom 14. bis 19. August d. J. statt. Auch hierzu wird bestens eingeladen. Das Programm liegt aus.

VII. Der II. Internationale Kongress für Allgemeine Religionsgeschichte findet in Basel vom 30. August bis 2. September 1904 laut des ausliegenden Programms statt. Auch hierzu wird eingeladen.

VIII. Die 76. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte findet in Breslau vom 18. bis 24. September d. J. statt. Sie wollen sich von der grossen Reichhaltigkeit des Programms überzeugen; hoffentlich nehmen, wenigstens an der Abteilung Naturforschung, recht viele Brandenburgia-Mitglieder teil. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Uthoff ist I. Geschäftsführer.

IX. Irrlichter. Hierzu macht unser korresp. Mitglied Pfarrer E. Handtmann zu Lenzen a. Elbe folgende Mitteilung:

Gestatten Sie, dass ich mit Bezugnahme auf No. 11 Brandenburgia, S. 404—408 mich als Irrlichter-Schauer anführe.

Schon als 9jähriger Knabe lernte ich dieses Phänomen in der Umgebung von Blankensee, nahe Potsdam, insbesondere auf den um die „Breite“ — Schäferei zwischen den Dörfern Stücken und Blankensee — gelagerten Sumpfwiesen kennen.

1868 beobachtete ich als pfarrverwaltender Berliner Domcandidat in Gröben, Kreis Teltow, in dortiger Gegend, insbesondere in der Richtung auf Saarmund zu und längs des Saarkanals beim Gröbener Kietz sowie bei Dorf Schiass mit den Lehrern Hoffmann, Vater und Sohn, und dem Wirtschaftsinspektor Knopf an heissen Sommerabenden mehrfach hüpfende Flämmchen.

In der Anfangszeit meines Wohnens in Seedorf konnten, z. B. von Herrn Cantor Bansch, Gutsbesitzer Werth-Breetz und anderen wiederholt in den Monaten August und November Irrlichter auf Riedstellen der Lenzener Unterwische bemerkt werden. Förster Meissel in Eldenburg und Schulze Tiedke in Eldenburg erzählen von Irrlichtern an einer mit viel Farrnkrant bewachsenen Stelle nahe Dorf Moor im Priemer Walde bei Eldenburg.

Wiederholt habe ich bei Abendwanderungen von hier nach, bezw. von, Lenzen Irrlichter auf dem linken Löcknitzufer nahe Dorf Bärken

gesehen. Die deutlichste Wahrnehmung fand in einer Augustnacht (1884 oder 85?) statt. Bei sehr schwüler Temperatur fuhr meine Frau, Tochter und mich der Herr von Schulenburg wohlbekannte Hofwirt Otto Lausach von Kietz nach Seedorf zurück. Plötzlich bei der „Ochsenkühle“, einem kleinen Wassertümpel, hielt er erschreckt stille, zeigte mit der Peitsche auf das „Seelenacker“ benannte Feldstück und sagte leise: „Herr Prediger, seben Sie Sommer?“ („Sommers Geist“ spukt dort wegen Meineids.) Wir sahen in der Tat drei hüpfende Spitzflammen in schmutziger Gelbröte. Als ich Weiterfahren veranlasste, selbst vom Wagen springend, um die Erscheinung zu untersuchen und den sich ängstigenden Rosselenker zu beruhigen, hüpfte eine Flamme dicht vor der Wagendeichselspitze von rechts nach links über den Weg. Ich schlug mit dem Schirm danach, natürlich ohne sie zu erreichen. Die zwei anderen huschten rechts zur Seite.

Meist waren die Flämmchen rotgelber Färbung, flackerten unruhig hin und her; mitunter zeigte sich in der Spitze bläulicher Schimmer. Niemals länger als höchstens fünf (5) Minuten währte solche Lichterscheinung im einzelnen.

In Gröben habe ich mit Lehrer Hoffmann beim Kahnfahren nach Schiass abends manchmal künstliche Entflammung veranlasst. Wir stiessen die Ruderstangen in das Sumpfufer, hielten an das entstandene Loch ein brennendes Streichholz und freuten uns über die hochaufschliessende hastige Stichflamme.

Am Vorhandensein von Irrlichtern kann ich nicht zweifeln; so rätselhaft mir deren „Selbstentzündung“ bleibt. Jetzt mit dem Schwinden von Sumpf und Ried werden Irrlichter naturgemäss seltener.

X. Zum Kapitel der Aussen-Kanzeln (fälschlich Wendenkanzeln) schreibt Herr Pfarrer E. Handtmann nachstehendes:

„II. Zu S. 435. Aussenkanzel.“ 1867 oder 68 zeigte mir — ich hatte dort als Berliner Domcandidat Festtags-Predigt während der Vacanzzeit — in Storkow Herr Prediger Ullmann eine Aussenkanzel, und Frau Superintendent Ww. Herzberg erzählte, ihr verstorbener Mann habe in den Anfangsjahren seiner Amtszeit von dieser aus den Landleuten aus den nach Storkow eingepfarrten Dörfern zu predigen gehabt. Er habe als Superintendent diesen Brauch abgeschafft.

1867, August, lernte ich eine Aussenkanzel in Petershagen an der Radaune (Vorort von Danzig) kennen an der „Heiligen Leichnamskirche“, die im Sommer zu Freipredigten benutzt wurde von dem damaligen Herrn Superintendenten Tornwaldt.“

XI. Zu dem Ausdruck „Hüllen“ teilt unser Mitglied Architekt Karl Wilke folgendes mit: „In No. 10 — Jahrgang XII, 1904 — fragte A. B., was der Volksausdruck „Hülle“ bedeutet? Nur Hügel, an der

Oder und ihrer Nachbarschaft, und zwar solche Hügel, die etwas „bergen“ — „hehlen“, daher auch „Hel“, die Unterwelt im Berge, der Untersberg besser, wo Kaiser Friedrich schlafen soll nach dem Volksglauben, ebenso Fran Holle. Auch die „Helle“ bei Eberswalde ist darauf zurückzuführen. Alles Anklänge an altgermanische Vorzeit.“

XII. Zu demselben Ausdruck „Hülle“ bemerkt unser Ehrenmitglied Herr Willibald von Schulenburg folgendes:

In der *Brandenburgia* (1904, 396) wird das Wort Hülle besprochen. Dieses Wort ist gebräuchlich in der Mittelmark, beispielsweise auch im Kreise Teltow, in der Nutheniederung. Hüllen sind kleine Graskaupen in den Sümpfen und Sumpfwiesen, die niedergehen, wenn man darauf tritt. Deshalb wird die Hülle schlechtweg Schwebhülle genannt (vereinzelt auch gesprochen Schwebhölle), weil sie auf moorigem Sumpf schwebt. Schwebsegge (*Carex*) heisst das Gras, das solche Schwebhüllen bildet; wird auch Schwebgras genannt. Von den Schwebhüllen werden unterschieden die Werfthüllen, so genannt nach der Werftweide. Die Werfthüllen sind fest. Auf ihnen wachsen auch Faulbaum, Else, Ebresche, Kalineken, Handerschkene. In der Zeit der Dreifelderwirtschaft, als noch das Vieh im Freien gehütet wurde, hatten die Hüllen für die Hirten unter Umständen eine gewisse Bedeutung. In den Modder, der zwischen den Schwebhüllen war, fielen nicht selten die Ochsen hinein. Dann haben sich, wie man mir berichtete, die Hirten Kittel, Hose und Hemde abgezogen und diese am Rande des Sumpfes hingelegt, sind dann in den Sumpf gegangen und von einer Hülle zur anderen gesprungen und haben die Ochsen angetrieben, dass sie sich wieder aus dem Morast herausarbeiteten.

Auf Straubes Karte vom Grunewald ist östlich von Gatow, zwischen Upstall und Papenpfuhl ein Hüllenpfuhl verzeichnet.

XIII. Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Lehranstalten im Jahre 1903 bis 1904. IV. Bericht von Direktor Prof. Dr. Otto Reinhardt. Unser verehrter Obmann-Stellvertreter, bekannt als der eifrige Förderer dieser höchst nützlichen Veranstaltungen, gibt nicht bloss eine einfache Aufzählung der Ausflüge und Vorträge, sondern referiert mit Herrn Prof. Heyne zusammen derartig eingehend über diese Dinge, dass die Berichterstattung höchst wertvoll und von dauern-dem Nutzen erscheint. Es sei mir gestattet, dies an der Hand einiger in unserm Forschungsgebiet liegender Ausflüge zu begründen.

#### Ausflug nach Motzen.

Am 24. Mai fand ein Ausflug nach Motzen bei Mittenwalde statt zur Besichtigung der dortigen Interglacial-Ablagerungen. Diese waren erst vor kurzem in den nordöstlich vom Dorfe liegenden Tongruben (Glindower

Ton) durch die Herren Dr. Schmierer und Dr. Soenderop aufgefunden worden, welche sich eingehende Mitteilungen darüber vorbehalten haben. Es sei daher hier nur kurz angeführt, dass die schön aufgeschlossenen, ca. 5 m mächtigen, meist torfigen oder kalkigen Schichten zwischen dem unteren und oberen Geschiebemergel liegen und Land- und Süßwasser-Conchylien, Insekten- und Pflanzenreste führen. — Nach der Besichtigung dieser Grube wurde der am entgegengesetzten Ufer des Motzener Sees liegenden Ziegeleigrube ein Besuch abgestattet, in der unter dem oberen Geschiebemergel ein Süßwasserkalklager mit zahlreichen Resten von Valvata, Bithynia, Planorben und Pisidien sich findet.

#### Ausflug nach Freienwalde

am 25. Oktober 1903. (Teilnehmerzahl 31.) Der Ausflug galt namentlich den Tertiärgebilden, von denen durch Zusammenstellung der Aufschlüsse in den verschiedenen Gruben am Südrande des Eberswalder Haupttales eine regelmässige Aufeinanderfolge beobachtet werden kann. Es findet sich der mitteloligocäne Septarienton vom oberoligocänen Glimmer- und Quarzsand überlagert, und dieser wieder hat die märkische (miocäne) Braunkohlenformation zur Decke. Zwischen Hohen-Finow und Alt-Ranft auf eine Erstreckung von etwa 10 Kilometern streicht das Tertiär an vielen Punkten am Haupttale aus und ist in den Seitentälern zu beobachten, die die glazialen Schmelzwässer, hier rückwärts unter dem Eise zum Haupttale fließend, erodiert haben und die in ihrer kurzen, verhältnismässig breiten Form um so mehr auffallen, als sie fast durchgehends jetzt wasserlos sind. Westlich von Freienwalde hebt sich als ein nordsüdlich streichender Sattel der Septarienton bis zu einer Höhe von mehr als 50 m über dem Odertale empor und ist hier wenig vom Diluvium bedeckt; in geringer Entfernung östlich und westlich taucht er jedoch tief unter die Talsohle unter, und gleichzeitig wächst die Mächtigkeit der diluvialen Bedeckung, so dass der untere Geschiebemergel in mächtigen Wänden hinter den Häusern von Alt-Kietz den Steilrand des Talgehanges bildet. Die Teilnehmer besuchten nach einer Besichtigung dieser Geschiebemergelwand, die hier allerdings verhältnismässig wenig Geschiebe liefert, die Ratsziegelei und Kirchenziegelei in und neben dem Hammertal weiter westlich, wo ausser dem Septarienton der überlagernde Glimmersand studiert werden konnte, und wo ihnen die Zusammenstauchung des Sandes und das Hineinpressen des Tons in ihn nach Südsüdwesten durch den diluvialen Eisschub gezeigt werden konnte; leider waren die Aufschlüsse zur Zeit weniger günstig als vor Jahresfrist. Dann führte die Wanderung zum Teufelssee an die alte Halde und Stollenanlage, die an die ehemalige Gewinnung der in der miocänen Braunkohlenformation vorkommenden Alaunerze erinnern, und dann durch die in vollem Schmuck der herbstlichen Farben prangenden Wälder über die Höhen und durch die Schluchten der diluvialen Erosionslandschaft zur „Grünen Tanne“, wo das Mittagessen eingenommen wurde. Der kurze Nachmittag gestattete nur noch einen Besuch der grossen Quarzsandgrube (miocän) in der „Schweinebucht“, sowie das Besteigen des

Aussichtsturmes auf dem Galgenberg, von wo ein Blick auf die Terrassen des Haupttales und die Endmoränenzüge der jenseitigen Talseite und der Neuenhagener Insel geworfen werden konnte.

(Referat des Herrn Oberlehrer Dr. W. Schjerning.)

Verschiedene der Ausflüge und Besichtigungen, z. B. der Berliner Sauerstoff-Fabrik, verdienen von der *Brandenburgia* nachgeahmt zu werden.

XIV. XXIV. Amtlicher Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archaeologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreussischen Provinzial-Museums für das Jahr 1903. Mit 24 Abbildungen. Danzig 1904. Wir begrüßen alle Jahr mit Freuden die interessanten Mitteilungen abseiten des von unserm Mitglied Professor Conwentz geleiteten wichtigen Bildungsinstituts unserer nordwestlichen Nachbarprovinz. Die Sammlungsvermehrungen sind nach dem Bericht des Kustos Herrn Dr. Kumm wiederum reichliche, auch die Berichte und Schilderungen anschaulich und belehrend. Besonders interessant sind die Mitteilungen über die Neuerwerbungen der vorgeschichtlichen Abteilung, darunter zwei Gesichturnen von Kölln, Kr. Neustadt und Hoch-Redlau, Kr. Karthaus.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XV. Über alte Stammbücher habe ich Ihnen in der *Brandenburgia*\*) schon früher berichtet. Heut bin ich in der Lage, Ihnen ein altes für einen hohen Preis vom Märkischen Museum angekauft Berliner Stammbuch aus der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert und 2 auf Stammbücher bezügliche, bemerkenswerte Veröffentlichungen des Oberlehrers Herrn Hubert Freund in Charlottenburg „Aus der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Nach Stammbuchblättern.“ Teil I. Berlin 1902 (R. Gaertners Verlag) und Teil II Berlin 1904 (wiss. Beilage des Kgl. Kaiserin Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg; Weidmannsche Buchhandlung) vorzulegen.

Das Stammbuch, brauner Lederdruck mit den Initialen C. F. F. G., in Goldschnitt, entspricht genau der Zeit. Bemerkenswert ist, dass hier die Bezeichnung „Symbolum“ mit irgend einem Spruch, gewöhnlich links unten, unter den eigentlichen Stammbuchversen oder Prosa-eintragungen fehlt, während sie bei älteren Stammbüchern die Regel bildet.

Der Vater des jungen Mannes mit den Anfangsbuchstaben C. F. F. G., dem das Stammbuch gehörte, schreibt Blatt 2:

\*) *Brandenburgia* V, 1896, S. 11—24, im Anschluss an ein Stammbuchblatt der Freundin Goethes, Minna Herzlieb, datiert Züllichau den 31. März 1811.

Der Kaiser geht mit Pracht, der Arme schlecht bedeckt,  
 Der schwache Greis am Stab, der Jüngling froh geweckt;  
 Der Kranke und sein Arzt; der Thor als auch der Weise,  
 Der Karge mit dem Schatz, der Schwelger auf die Reise  
 Nach einem Endpunkt hin — denn Alles ist hier gleich:  
 Rang, Zeit ohn' Unterschied fällt ab auf (1) einen Streich.

Hier mein Sohn! betrachte die Unsicherheit des Lebens —  
 wandle stets weise, bider und thätig!

Diess sind die heissen Wünsche Deines Vaters.

Berlin, den 24. Maj 1794.

C. F. Götzloff.

Die ersten Eintragungen sind von 1791, die letzte (Blatt 55) ist vom 16. November 1800.

Den Anfang macht eine Widmung in arabischer Schrift, nämlich die Tughra, d. h. das Handzeichen bzw. Wappen, des Sultans Selim III. „Sultán Ahmed Selim Chan talet Gházi, Fatih tháni Masr“ (Sultan Achmed Selim Chan III, der siegreiche, zweiter Eroberer von Aegypten).

In der Ecke links unten Unterschrift des türkischen Gesandten in Berlin: „Ithr chaméh Ahmed Azmi fi-ssenéh 1206 H.“ (Eigenhändige Unterschrift Achmed Azmi im Jahre 1206 der Hedschra, d. h. August 1791). Herr Maarbes, Magistratssekretär und Lektor am hiesigen orientalischen Institut hat die Freundlichkeit gehabt, diese Schriftzüge zu entziffern und zu übersetzen.

Selim III. gehörte zu den Orientalen, die wir heut Reformtürken nennen. Geboren 23. Dezember 1761 regierte Selim von 1789—1807 (ermordet 1808) und hatte den besten Willen, gleich Friedrich II. für Preussen und Josef II. für Österreich der Reformator der Hohen Pforte zu sein. Seine Absichten scheiterten an dem beginnenden Verfall des Osmanen-Reichs, welches damals schon vor drohender Aufteilung stand und, gerade wie heute, nur deshalb diesem Schicksal nicht unterlag, weil die Grossmächte sich über die Anteile nicht einigen konnten, zumal Russland, wie gewöhnlich, den Löwenanteil, Konstantinopel, beanspruchte. Preussens Stellung bedingte die Aufrechterhaltung des Status quo und es bedrohte im türkischen Sinne deshalb Österreich, als dieses der Türkei wiederum zu Leibe ging. Österreich musste im Jahre 1791 im Frieden zu Szistowo Belgrad wieder an die Türken herausgeben. Vielleicht entsinnen Sie sich des interessanten bedruckten Erinnerungstuches, welches ich in der Brandenburgia am 23. Januar 1895 vorlegte und das diesen Frieden behandelt. Seite 306 und 307, Jahrgang III unsers Monatsblattes Brandenburgia (1894/95) finden sich die politischen Vorgänge eingehend von mir erörtert. Friedrich Wilhelm II. — der Nimbus seines grossen Vorgängers wirkte damals noch nach — spielte hier noch einmal die Grossmachtstellung Preussens aus. In den Schwerpunkt

dieser geschichtlichen Vorgänge — 1791 — fällt die Mission des türkischen Gesandten Achmed Azmi in Berlin.

Von sonstigen damals in Berlin bekannten Persönlichkeiten des Stammbuchs seien erwähnt F. A. Angely, J. C. Barth, Daniel Chodowiecki (ein Apollokopf in Sepia mit der Unterschrift: „gezeichnet von D. Chodowiecki in Berlin den 13. Nbr. 1793), P. Fontane E. A. u. C. F. Gurlitt, L. Iden, C. F. Nagel, A. F. Pallas, C. W. Reinhold, der Kartograph Sotzmann, P. S. A. Schmidt u. A. Alle Verse und Sprüche triefen von Weisheit, von Tugend und Brüderlichkeit; aber vom Christentum ist, entsprechend dem Zeitgeist, natürlich keine Rede. Der Schwerpunkt des Stammbuchs liegt in den vielen z. Th. ausnehmend schönen Handzeichnungen und farbigen Bildern, auch hier wiederum lediglich unter Anwendung der Symbolik des klassischen Heidentums.

Hubert Freunds I. Abhandlung bezieht sich auf ein Danziger Stammbuch um das Jahr 1774flg., von der hiesigen Kgl. Bibliothek aus der Autographensammlung des Generals und Staatsmannes, Freundes Friedrich Wilhelm IV., Joseph Maria v. Radowitz erworben. Auf dem Deckel stehen die Anfangsbuchstaben J. H. S. d. i. Johann Heinrich Soermans. Eine Menge von Gelehrten hat sich verewigt, deren nähere Beziehungen vom Verfasser sorgfältig festgestellt werden.

Die II. Abhandlung schliesst die verdienstliche Arbeit, welche in der Stammbuch-Literatur einen bleibenden Wert beansprucht, ab. Hier erscheinen A. Fr. Büsching 1776, Joh. Joach. Spalding 1776, A. F. W. Sack, W. Abr. Teller, Moses Mendelssohn (hebräisch), K. W. Ramler, die Karschin (sehr unorthographisch) und zuletzt der Oberkonsistorialrat J. J. Silberschlag als in weiteren Kreisen bekannte Berliner Persönlichkeiten in kurzer, aber scharfer Charakteristik.

XVI. Mitteilungen aus dem Museum für Deutsche Volkstrachten etc. Bd. II. Heft 2, Berlin 1904 schildert den Übergang an den Staat, worüber ich Brandenburgia XII 468 berichtet. Ohne sonstige materielle Beiträge.

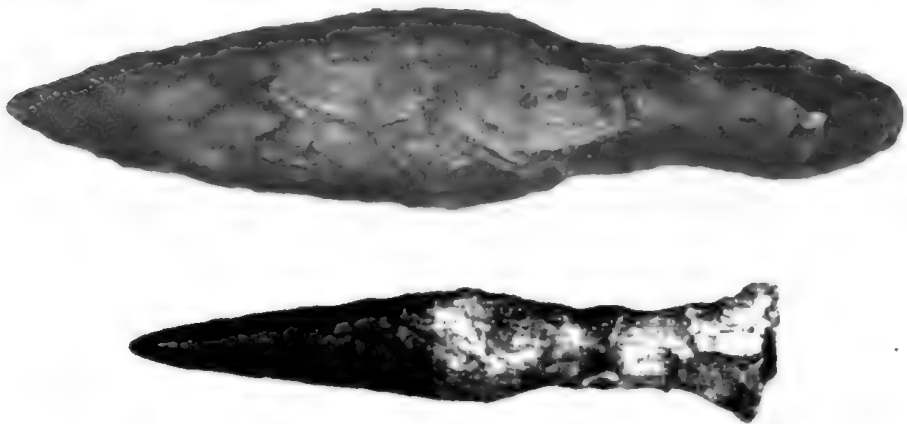
XVII. Ein Urkundeninventar des Klosters Spandau (Jahrb. für brandenb. Kirchengesch. 1904 S. 36—49) überreicht der Verf. Dr. phil. Fritz Curschmann. Sorgfältige kritische Textwiedergabe eines Spandauer Inventariums von 1541, das Verf. im Archiv des Konsistoriums der Provinz Brandenburg bei den Visitationsakten auffand.

XVIII. Die Steinzeitgräber der Uckermark von Hugo Schumann mit 46 Tafeln, 43 Textabbildungen und einer Übersichtskarte. Verlag u. M. Stadtrats Mieck in Prenzlau. Soweit sich aus den heut zirkulierenden Prospekt und einer Illustrations-Probetafel ersehen

lässt, ein schön ausgestattetes Werk, dessen Text in die besten Hände gelegt wurde. Preis 32 Mark.

XIX. Der Uckermärkische Museums- und Geschichts-Verein zu Prenzlau sendet II. Bd. 3. und 4. Heft seiner Veröffentlichungen ein. Aus dem reichen Inhalt mache ich insbesondere aufmerksam auf folgende Mitteilungen. Zwei Bronzenadeln aus der Uckermark, von Hugo Schumann, die bekannte Bronzenadel von Lübbenow (Kreis Prenzlau), Facsimile im Märk. Museum und Joach. Otto v. d. Hagen, die Nadel von Greifenberg (Kreis Angermünde) Facsimile ebenfalls im Märkischen Provinzial-Museum. Ferner: Der Roland zu Potzlow, von Pastor Boy in Potzlow. Abbildung S. 154, die Holzfigur ist leider in ungeschicktester Weise jetzt bis über die Knie in einen hohen Steinsockel eingelassen.

XX. Zwei prächtige Steindolche, die das Märkische Museum wiederum dem selbstlosen Eifer seines Pflegers unsers verehrten Mit-



gliedes Rektor Otto Monke verdankt. Der grössere ist beim Ackern auf der Feldmark Demnitz, Kr. Lebus, gefunden. Schwere 125 gr. Länge 19,5 cm. Das andere Stück entstammt wiederum angeblich dem Schlossberg bei Burg im Spreewald als Geschenk des Herrn Gutsbesitzers Pohlenz. Schwere 45 gr. Länge 14 cm. 2 Abbildungen stellen diese schön gearbeiteten Stücke dar, die vielleicht aus dem nördlichen Deutschland im Handelswege nach dem Spreewald gelangten. Einen verwandten Feuersteindolch ebendaher, auch freundliche Gabe des Herrn Pohlenz, legte ich Ihnen in der Sitzung vom 30. März d. Js vor. Zeitstellung: mittlere Periode der neueren Steinzeit, rügisch-skandinavische Technik.

XXI. Eine interessante Hirschhornhacke im Mergel bei Eichhorst, der westlich vom Werbellinsee auf dem Wege nach Gross-Schönebeck belegenen Kolonie, die ich am 1. Pfingsttag d. J., 22. d. M.,



zu besuchen gedenke, ausgegraben. Vielleicht der Steinzeit angehörig, obwohl dergl. durchbohrte Hirschhornhacken auch in wendischen Burgwällen älteren Ursprungs vorkommen. Geschenk des Herrn Lehrers Rehfeldt zu Nieder-Schönhausen, vermittelt durch Herrn Rektor Monke.

XXII. Von der Einweihung der Neubauten des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster am 11. d. M., welches wir unter gütiger Führung des Herrn Direktors Prof. Dr. Bellermann am 7. Oktober 1903 besichtigten, nehmen wir mit Interesse Kenntnis. Ein geschichtlich merkwürdiger Baukomplex aus dem alten Berlin ist nunmehr zum harmonischen Abschluss gelangt Dank dem prächtigen Entwurf u. M. Stadtbaurats Ludwig Hoffmann. Vergl. Brandenb. XII, 350—353.

XXIII. Zum fünfundzwanzigjährigen Gedenktage der ersten elektrischen Bahn 1879 — 31. Mai — 1904 herausgegeben von der weltbekannten Firma Siemens & Halske A.-G.

Für die engere Geschichte Berlins wie für die allgemeine Geschichte des Verkehrswesens von reichem Interesse. Manche unserer Mitglieder sind schon auf der ersten elektrischen Bahn mit der ersten brauchbaren elektrischen Lokomotive während der Gewerbe-Ausstellung hierselbst 1879 gefahren. Die Eröffnung dieser Miniaturbahn, 300 m lang, mit kleinen offenen Bänken, wo man Rücken gegen Rücken sass, erfolgte am 31. Mai 1879. Und jetzt diese weltbewegenden kolossalen elektrischen Betriebskräfte! Das vornehm ausgestattete Werkchen enthält vortreffliche Abbildungen.

XXIV. Herr Rektor Rudolf Schmidt in Eberswalde hat jüngst in der dortigen Zeitung lehrreiche Aufsätze veröffentlicht über Ortschaften der Umgegend: Liepe, Heegermühle und Falkenberg bei Freienwalde a. O. Ich lasse diese Drucksachen zirkulieren und überweise sie den Ortssammelkästen im Archiv des Märkischen Museums.

XXV. U. M. Herr Dr. Friedrich Netto in Potsdam, Ihnen allen als freundlicher Führer bei der Brandenburgia-Fahrt nach dorthin am 29. Juni 1903 (Brandb. XII. 288) bestens in der Erinnerung, übersandte vier selbst verfasste Schriften: 1. Bismarck. Ein Deutsches Festspiel. Potsdam 1900. Teils in gebundener teils ungebundener Sprache spielt der 1. Aufzug am Pfingstsonnabend 1832 während Bismarck's Aufenthalt zu Göttingen in dem Wirtshaus zur Landwehr, dessen Stätte ich mir im Jahre 1902 mit Andacht beschaute. Der 2. Aufzug bei Rezonville am 18. August 1870 betitelt „Der Reichsschmied.“ Der 3. Aufzug „Der eiserne Kanzler“ am 3. Februar 1888 im Reichskanzlergarten in der Wilhelmstrasse zu Berlin. — 2. Das Festbuch für den XXVI. Verbandstag des Deutschen Fleischer-Gewerbes zu Potsdam im Juni 1903 mit allerhand denkwürdigen geschichtlichen Angaben. — 3. Athene. Ein Festspiel, Berlin 1903, für das griechische

Fest der Studierenden des K. Kunstgewerbemuseums geschrieben, aufgeführt im Kgl. Neuen Operntheater (Kroll) am 30. Januar 1903 (Personen: Stentor, der Griechenherold, Athene, der deutsche Kunstschüler). — 4. Bunzelwitz. Ein preussisches Soldaten-Festspiel von 1761. Berlin 1904. Friedrich II. und Zieten treten darin auf. Wir wünschen dem fleissigen Verfasser noch weitere Aufführungen seines Volksstückes.

XXVI. Ein sentimentales Volkslied, welches Herr Rektor Monke mitteilte, kennt die Gattin unseres verehrten Mitgliedes Herrn August Förster in folgender ausführlicheren Lesart:

In des Gartens dunkler Laube  
Sassen abends Hand in Hand,  
Ritter Ewald jung und mutig  
An Minnas Seite festgebannt.

Um sie blühte der Hollunder,  
Rosen duften all umher,  
Und der Nachtigallen Lieder  
Tönten leise wehmutschwer.

Doch sie pflückten keine Rosen,  
Hörten nicht der Vögel Sang,  
Ach! in ihren Herzen tönte  
Nur der Trennung Wehmuts Klang.

Traute Minna, lass das Weinen,  
Denk' an unser künftig Glück,  
Wenn die Rosen wieder blühen,  
Kehre ich zu Dir zurück.

Und ein Jahr war bald verflossen  
Und die Rosenknospe brach,  
Da trat Ewald in den Garten,  
Wo er einst die Holde sprach.

Doch was sah er? Frisch und grünend  
Hob ein Grab sich am Spalier,  
Und die Schrift in Marmor sagte  
„Minna ruht in Frieden hier!

Ist das der Dank? ist das der Lohn?  
Ist das der treuen Minne Sold?  
Dass ich bin zurückgekehret  
Und Du liegst im Grabe schon? —

Ewald zog hinab ins Kloster,  
Legte Schwert und Panzer ab,  
In des Klosters düstern Mauern  
Gruben Mönche bald sein Grab!

Wie ich höre laufen noch andere Lesarten im einzelnen im Volksmunde um.

### E. Bildliches.

XXVII. „Alt- und Neu-Berlin“ nennt sich eine hochinteressante Bilderausstellung im Künstlerhaus Bellevue Str. 3, welche bis zum 17. Juni dauert und eine Menge interessanter Prospekte, einzelne Gebäude, Genrebilder, Volksszenen u. dergl. vorführt. Das Märkische Museum hat auch bereitwilligst eine grosse Anzahl Ölgemälde und Drucke dargeliehen. Ich erlaube mir auf diese echt heimatkundliche Ausstellung hiermit besonders aufmerksam zu machen und zu deren Besichtigung aufzufordern.

XXVIII. Rüdersdorf-Altegrund, oder wie es jetzt amtlich aber nicht zweckmässig benannt wird: Kalkberge, bietet dem Amateur-Photographen eine unerschöpfliche Fülle ansprechender Aufnahmegelegenheiten. Einer Pflugschaftsfahrt, die ich am 8. d. M. dorthin leitete, verdanken wir beikommende vier schöne Aufnahmen unseres geehrten Mitgliedes Herrn Bibliothekar F. Lüdicke: a) Die Hafenstelle

am Ende des Kanals in Kalkberge. — b) In der Nachbarschaft der Gipsbrüche und im Aufschluss der Rötformation, welche dort unter dem Muschelkalk ansteht. — c) Die malerischen alten Kalkofenruinen unter dem Glockenberg und d) der jetzige eigentliche Tiefban. Ich überweise diese wohl gelungenen Bilder dem Märkischen Museum mit bestem Dank.

XXIX. U. M. Herr Chemiker Schenk überreicht fünf Ansichtspostkarten mit Motiven aus Müllrose.

XXX. Aus Lieberose geht uns folgende Notiz zu. Am 21. Januar 1904 waren es gerade 350 Jahre, dass die Stadt durch eine grosse Feuersbrunst bis auf 12 kleine Häuschen zerstört ward. Eine alte Pergamenturkunde und das Stadtbuch von Lieberose meldet in unbeholfener Weise folgendes:

„Im Jahre 1554 den 21. Januarii zwischen 6 und 7 Uhr Abends ist Lieberose in 4 Stunden bis auf 12 Häuser, unter welchen Velten von Katzenburgks Behausung, die da hie zuvor die Pfarre gewesen, Hans Ecksteins, die Mühle, und die ganze Badergasse geblieben, ganz und gar rein ausgebrannt. Dasselbe Feuer ist anfänglich aus Nickel Ludwigs Haus, welcher zur selbigen Zeit in dem Rathstuhl gewesen, durch seine und seines Weibes unachtsamen Gesindes Verwarlosung auskommen. Also, dass benannter Ludwig etzliche Fuder Heu 3 Tage vor geschehenem Brande in sein Haus bringen und auf die Stube breiten liess, da solches auf Befehl der Obrigkeit und des Rats bei hoher Strafe verboten. Er auch selbst solch Verbot für gut erachtet und in seiner Gegenwart die Feuerstellen helfen besehen und Niemanden vergönnt, Stroh, Heu, Reiss, auch keinen Überfluss an Holz in die Wohnungen zu legen. Indem wie das Feuer gar mit grossem Grausen schrecklich angegangen, alsbald über die andern Gassen und Häuser und das ganze Städtlein geflogen und gewütet, davon nicht genugsam zu sagen und zu reden ist und soviel daraus zu schliessen, dass Gott der Allmächtige seinen Zorn Übermasses ausgeschüttet und sehen lassen, dabei die Gemeine auch fromm denkende Nachbarn in einen Schrecken dermassen geraten, dass sie gar nichts haben retten können.“

Postkarten sind selbstverständlich anlässlich dieser geschichtlichen Erinnerung angefertigt worden.

XXXI. In der „Weiten Welt“, Nr. 38 vom 13. Mai d. J. finden wir einen schön illustrierten Aufsatz u. M. Rob. Mielke: das Schloss zu Schwerin. Recht zeitgemäss, da der Regierungswechsel, die bevorstehende Vermählung des jungen Grossherzogs Friedrich Franz IV. und andere, zum Teil leider recht traurige Ereignisse die mecklenburgischen Verhältnisse unter den deutschen Kleinstaaten gerade jetzt in den Vordergrund rücken.

XXXII. Vom Fricke-Gedenkstein. Am Sonntag den 30. April 1904 nachmittags um 4 Uhr wurde, wie von uns angekündigt, an der Lichtensteinbrücke der Gedenkstein für den bei einer Lebensrettung verunglückten Füsilier Fricke enthüllt und der Tiergartenverwaltung über-

geben. Kurz vor 4 Uhr rückte die 11. Kompagnie des 2. Garderegiments, der der Verstorbene angehört hatte, an und nahm in der Lichtenstein-Allee mit der Front nach dem verhüllten Denkstein, der zwischen dem Tiergarten-Ufer und der Lichtenstein-Allee auf dem Gelände des Tiergartens seinen Platz gefunden hat, Aufstellung. Auf der Tiergartenseite und längs des Tiergarten-Ufers postierten sich die Abordnungen der übrigen Kompagnien. Mit dem gesamten Offizierkorps des Regiments



war auch der Kommandant von Berlin, Generalleutnant von Höpfner, erschienen. Nachdem der Kommandeur des Regiments, Oberst Erbprinz Wilhelm von Hohenzollern, den Befehl zur Enthüllung gegeben hatte, übergab der Prinz den Denkstein mit einer kurzen Ansprache dem Tiergartendirektor Geitner und legte dann einen Kranz des Offizierkorps nieder. Darauf defilierten das Offizierkorps und die Abordnungen am Stein vorbei. Ein unbehauener Granitblock von etwa 1½ Meter Höhe, trägt auf seiner vorderen polierten Seite die Worte: „Bei mutiger Rettungstat ertrank unweit dieser Brücke am 21. Februar 1904 der

Füsilier Hermann Fricke 11. Komp. 2. Garde-Regiments z. F. Ehre seinem Andenken!“

Auf meine Bitte hat u. M. Herr Ingenieur Paltzow, als kundiger Amateur-Photograph den Stein von mehreren Seiten aufgenommen. Eins dieser Bilder wird hier wiedergegeben.

U. M. Fräulein Clara Henriette von Förster hat Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern, Kommandeur des II. Garde Regiments zu Fuss, die nachfolgende Dichtung übergeben, die gedruckt in der Kaserne angeschlagen worden ist.

### Füsilier Fricke

(zum Gedächtnis seiner Heldentat am 21. Februar 1904).

Was treibt dort im schwarzgrünen Wasser der Spree?  
Ein Weib ist's, „Helft, rettet!“ — In bitterstem Weh  
Wills enden Verzweiflung und Klagen.

Jetzt will sie versinken, jetzt zieht sie's zugrund',  
Die Arme, so jung noch, so rot noch ihr Mund!  
„Hilft niemand?“ sie jammern und fragen.

Vom andern hofft jeder die rettende Tat,  
Dem andern, dem gäb' er dann gern jeden Rat,  
Doch zahlen mit eigenen Tagen, —

Das wäre vermessen, das wäre zu viel,  
Das setzte zu tollkühn das Leben auf's Spiel,  
Ein Ende vielleicht all' dem Jagen.

Da kommt er, der Siegfried, mit eiligem Schritt,  
Im Rock seines Königs, frohmütig der Tritt.  
„Was giebt's da zu gaffen, zu fragen?“

Doch kaum, dass sein Auge die Ärmste ersieht,  
Da packt ihn das Mitleid, mit Macht es ihn zieht,  
Da will er hinab ohne Zagen.

Jung Siegfried, jetzt schlägt Dir das Herze zu warm,  
Zu eisig des Wassers grüngleissender Arm! —  
Da springt er! — Er muss es ja wagen!

Wo bleibt ihr, ihr Vöglein, Jung-Siegfried zur Wehr?  
Wo bleibt ihr, Spreetöchter, ihr warntet nicht mehr?  
Nun muss wohl sein Mütterlein klagen!

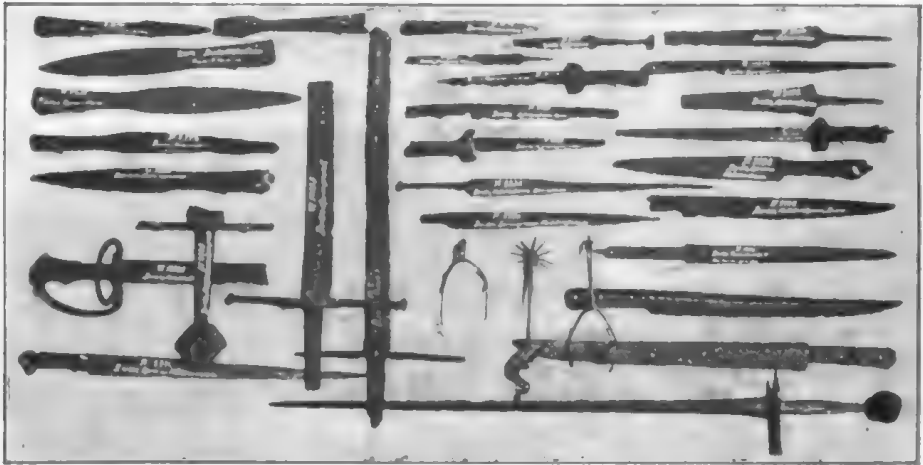
Die Albe, sie reissen ihr Opfer hinab,  
Das Weib und den Jüngling in's nasseste Grab!  
Von Alben sind beide erschlagen.

Jung-Siegfried, wohl warst Du ein dienender Mann,  
Und dennoch ein Held, als Du solches getan,  
Dein Schwert hast Du bestens getragen.

Den Drachen der Furcht schlugst Du kräftig auf's Haupt,  
Und hat er Dir fauchend das Leben geraubt,  
Du fielst, wie auch Helden erlagen!

Jung-Siegfried, Du wechselst das Kleid, die Gestalt,  
Den Namen, den Stand, Du wirst jung, Du wirst alt,  
Doch stirbst nicht, wenn auch erschlagen!

XXXIII. Herr Kustos Buchholz: Die Arbeiten im Grunde des jetzigen und ehemaligen Spreebettes beim Mühlendamm sind jetzt, nach Regulierung des Spreelaufs und nach Herstellung der Fundamente zu den Städtischen Gebäuden zwischen Fischerbrücke und Fischerstrasse, gänzlich zu Ende geführt, so dass die Liste der Fundstücke abgeschlossen werden kann.



Die dort zum Vorschein gekommenen mittelalterlichen Wirtschafts- und Handwerksgegenstände habe ich hier schon vor 9 Jahren vorgelegt und in Band V des Monatsblattes besprochen und abgebildet. Einige weitere in diese Gruppen fallenden Fundstücke sind seitdem noch eingegangen, sie unterscheiden sich von jenen aber nicht wesentlich. Heute, nachdem auch die letzten beim Fundamentbau zum neuen Städtischen Untersuchungs-Amt für Nahrungsmittel gewonnenen Fundstücke in das Märkische Museum gelangt sind, lege ich nun auch die im Laufe der letzten 12 Jahre angesammelten Mittelalterlichen Waffen aus dem Spreegrunde beim Mühlendamm vor.

Wenn diese Sammlung auch in der langen Zeit von 3 Jahrhunderten — dem 13., 14. und 15. — nach und nach auf die Fundstelle geraten war, so giebt die grosse Zahl der Stücke doch Anlass zu Vorstellungen über die möglichen Gelegenheiten, bei denen dies geschehen sein könnte.

Schwerter, Dolche, Speere, Sporen u. dergl. können zwar vereinzelt auch zufällig in die Spree gefallen oder geworfen sein; es kann aber auch mancher blutige Straus auf dem Wasser oder auf der Brücke, oder auf dem Ufer ausgefochten sein, bei denen diese Waffen verloren gingen. Ein grosser Teil der Waffen lässt sich nach den Formen in die Zeit der Quitzow-Wirren, ein anderer Teil in die Zeit der Aufstände der Berliner Bürger in den 1440er Jahren schätzen und dürfte bei diesen Gelegenheiten an die Fundstelle gelangt sein. Andere, wie z. B. die Dolche mit den wulstigen Parierstücken aus Maserholz und einige der Speerspitzen, reichen zeitlich zurück bis in den Anfang des 13. Jahrhunderts, ja bis in das 12. Jahrhundert.

XXXIV. Vortrag des Herrn Bibliothekars Dr. G. Albrecht: Kolonisation des Wendenlandes zur Askanierzeit. Wir hoffen den Vortrag in einem der nächsten Hefte bringen zu können.

XXXV. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

## 6. (4. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Dienstag, den 7. Juni 1904, nachmittags.**

**Wanderfahrt nach Spandau, Valentinswerder und  
Scharfenberg.**

Zum Antritt der Wanderfahrt nach Spandau und Tegel hatte sich eine ganz besonders grosse Zahl von Mitgliedern eingefunden. Da die Teilnehmer aus den verschiedensten Gegenden unserer Stadt zusammenströmten und fast alle Stationen der Stadtbahn zum Einsteigen benutzt wurden, so bildete erst der Bahnhof in Spandau den eigentlichen Sammelpunkt. Von hier aus begaben wir uns über die grosse Havelbrücke am Denkmal Kaiser Friedrichs vorbei nach dem gegenüber der Garnisonkirche gelegenen Hafen. Dort lagen zwei grosse Dampfer, die u. M. Herr Paul Haberkern gestellt hatte, vor Anker, um uns nach dem diesem Herrn gehörigen Valentinswerder überzusetzen. Unter den Klängen der Musik fuhren wir über die herrliche Wasserfläche, während wir uns an den schönen Blicken ergötzen, die die abwechslungsreichen Ufer den Augen boten. Im Restaurant der Insel wurde Halt gemacht und an den zwischen prächtigen, alten Linden aufgestellten Tischen der Kaffee eingenommen. Nachdem die Gesellschaft sich gestärkt hatte, gruppierte sie sich um Herrn Haberkern, um aus seinem Munde die hier folgende Darlegung über die Geschichte seines Besitztums zu vernehmen.

„Indem ich die Mitglieder und Gäste der Brandenburgia auf diesem Eiland herzlich willkommen heisse, erfülle ich gern den mir von unseren verehrten Herrn Vorsitzenden, dem Geh. Regierungs- und Stadtrat Friedel erteilten Auftrag, Ihnen über Entstehung und Werdegang der Insel Valentinswerder soweit dies durch Überlieferung, Vermutung und Urkunden möglich ist, Mitteilung zu machen. Ich möchte Sie aber im voraus um Ihre freundliche Nachsicht bitten, wenn Ihre Erwartungen durch das Mitgeteilte nicht befriedigt werden sollten.

Die Inseln im Havelstrom verdanken ihre Entstehung Ablagerungen, welche durch die verschiedenen Strömungen im Flussbette selbst und durch Alluvien sich gebildet. Auch die Insel Valentinswerder soll in dieser Weise in grauer Vorzeit entstanden sein. Durch prähistorische Funde von verschiedenen Werkzeugen von Feuersteinen, als Hammer, Stemmeisen und Messer ist festgestellt, dass auch Menschen darauf gelebt haben müssen. Letzterer Umstand wird auch dadurch bestätigt, dass viele menschliche Gerippe, die vollständig verkieselt, gelegentlich ausgegraben worden sind. — In dieser Beziehung dürfte aber auch das Gutachten eines Sachverständigen, wie es unser verehrter Vorsitzender, Herr Geh. Rat Friedel ist, von Bedeutung sein. Dieser Sachverständige besuchte die Insel vor 25 Jahren und sein Findertalent liess ihn auch einen Scherben entdecken, der in dem Verzeichnis des Märkischen Museums in Berlin als Teil einer Urne, auf Valentinswerder, alter Begräbnisplatz der Wenden, gefunden durch Stadtrat Friedel, aufgeführt worden ist.

Über die Bezeichnung der Insel als Valentinswerder hat sich bestimmtes nicht ermitteln lassen. Der Sage nach soll zu Anfang des 18. Jahrhunderts dort ein Mann dieses Namens gehaust haben, der durch seine Kenntnis der Pflanzen als Wunderdoktor für Menschen und Vieh gewirkt und sich eines grossen Rufes erfreut haben soll.

Die ersten urkundlichen authentischen Nachrichten über die Insel Valentinswerder stammen aus dem Jahre 1746. In diesem Jahre fanden Verhandlungen zwischen der hochgrundlichen kurmärkischen Kriegs- und Domänen-Kammer wegen Überlassung der Inseln Eiswerder und Valentinswerder an den steuermärkischen Kolonisten Philipp Schupfer und dem Amte Spandow statt. Das Amt Spandow macht der p. Kammer Vorstellung, dass der betr. Kolonist ein dem Trunke ergebener Mann und es nicht anzuempfehlen sei, demselben die Insel zum Ausroden des Baum- und Strauchwerkes und zur Urbarmachung zu überlassen, da die Insel ja vom Wasser rings umgeben und er das Festland nur mittels eines Kahnes erreichen könne, wobei die Gefahr vorhanden, dass er bei dieser Gelegenheit in seiner Trunkenheit leicht ersaufen könne. Es blieb aber bei der Entscheidung der



- 1751 pp. Kammer. Im Jahre 1751 siedelte dieser Kolonist aber von Eiswerder nach Valentinswerder über und erbaute sich daselbst ein Wohnhaus mit Scheune, nachdem er die Inseln Maien- und Reichswerder in Mitbenutzung genommen. Die Voraussetzung des Amtes Spandow traf aber ein. Philipp Schupfer ertrank im
- 1752 Jahre 1752. Ungeachtet wiederholter Vorstellung des Amtes Spandow, dass dem ebenfalls dem Trunke ergebenen Sohne die Inseln nicht verpachtet werden sollten, wurde der Joseph Schupfer
- 1757 gleichwohl am 20. Dezember 1757 Erbpächter der Insel Valentinswerder. Aber auch er ertrank. Seine Witwe, die Schupfern geb. Lange'schen, wurde unterm 14. 9. 1763 durch den Prinz von Preussen als Erbpächterin konfirmiert. (Bolle.) Es folgen nun mehrere Besitzer, unter anderem auch der Königl. Hofschauspieler Blume, der auch von Friedrich Wilhelm IV. das Etablissement Blumenhof in Saatwinkel in Erbpacht erhielt und für Valentinswerder ein Wegerecht über dasselbe konstituierte.

Von meinem Vorgänger im Besitz von Valentinswerder, dem Ackerbauer Bruckmann, der 28 Jahre darauf mit seiner Familie von der Ackerwirtschaft gelebt, erwarb ich die Insel im Jahre 1874 und gab ihr die jetzige Ausstattung. Während jener jeden Baum und Strauch mit Ausnahme die seines Wohngebäudes, welches vor einigen Jahren durch Feuer eingeäschert, als Schattenspender wegen seines Ackers entfernte, fiel mir die Aufgabe zu, die Bepflanzung und Bebauung der Insel, wie Sie sie heute sehen, vorzunehmen.

Der Umstand, dass der Vorbesitzer seine Insel nach Jahr und Tag nicht wieder erkannte, zeugt am besten von den Veränderungen, die vorgenommen worden waren, um hier ein ruhiges Plätzchen zur Erholung zu schaffen.“

Nachdem wir den Vortrag gehört hatten, durchwanderten wir, an zahlreichen, prächtig gelegenen Villen vorbeikommend, die Insel mit ihren hübschen, reizende Durchblicke gewährenden schattigen Anlagen.

Dann ging es weiter nordwärts über den See nach der Insel Scharfenberg, deren Besitzer unser Mitglied und Beisitzer Dr. Bolle uns am Ufer empfing, um dann selbst die Führung zu übernehmen.

Die Insel nimmt fast ganz ein Aboretum ein, eine wundersame Vereinigung aller möglichen heimischen und exotischen Bäume, Sträucher und Blumen, wie sie der Natur- und Schönheitssinn eines zugleich von wissenschaftlichen Tendenzen geleiteten Botanikers zu Stande gebracht hat. Auf dem Gange durch die Insel, der uns zu der nördlich gelegenen, eine prächtige Aussicht über den See und seine waldumsäumten Ufer bietenden Anhöhe führte, durften wir uns an der hier ausgebreiteten herrlichen Pflanzenwelt erfreuen. Auf der Anhöhe begrüßte uns der lebenswürdige Gebieter dieser Schönheiten mit freundlichen Worten.

Später war es uns auch vergönnt, den Herrschersitz des Monarchen der Insel zu besichtigen. Es ist eine in edlem und einfachem Renaissancestil erbaute Villa, die im Innern einige alte hübsche Möbel aufweist und im ganzen im Beschauer den erquickenden Eindruck eines behaglichen Ruhesitzes erweckt.

Nach der Besichtigung von Scharfenberg begab man sich nach Tegel, wo man im Restaurant „Strandschloss“ in heiterer Geselligkeit zusammenblieb und die Jugend schliesslich ein Tänzchen wagte.

Bei der Rückkehr zerstreuten sich die Teilnehmer nach verschiedenen Richtungen. Die meisten benutzten jedoch wieder die uns von Herrn Haberkern so freundlichst zur Verfügung gestellten Dampfer, und fuhren in einer prächtigen nächtlichen Fahrt über den See nach Spandau.

Wir mussten an die tiefempfundenen Verse denken, die Gottfried Keller, der sich in Preussens Hauptstadt einsam fühlende, von Heimweh erfüllte Schweizer i. J. 1852 dichtete, als er diese Gegend erblickte:

Trittst Du hinaus, den Föhrensaum  
Sieh ernst den See umgeben;  
In seinen Wipfeln rauscht der Traum  
Vom ferneblauen Leben.

Fühlst nach der Heimat Du das Weh,  
O Fremdling Dich durchschauern,  
Fahr auf dem nord'schen Geistersee,  
Hier ist es schön zu trauern!

---

## 7. (5. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Sonnabend, den 11. Juni 1904, nachmittags 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr,**

mit gütiger Genehmigung des Ältesten-Kollegiums der Kaufmannschaft  
Besichtigung der Heiligen Geistkirche  
Spandauer Strasse, Ecke Heilige Geistgasse.

---

Der I. Vorsitzende, Geheimrat Friedel, eröffnete die gutbesuchte Versammlung, welcher der General-Superintendent und Probst von Berlin Dr. Schrader als Gast beiwohnte mit einer kurzen Ansprache ungefähr folgenden Gedankenganges.

In weihevoller Stimmung haben wir dies ehrwürdige Gotteshaus, welches auf eine Vergangenheit von 600 Jahren zurückblickt, betreten

und wir können uns gewiss alle noch nicht mit dem Gedanken befreunden, dass dasselbe dem Abbruch und Untergange geweiht sein soll. (Der Redner wiederholt nunmehr in Kürze dasjenige, was er unter der Überschrift „der Abbruch der Heiligen Geistkirche“ in der Sitzung vom 30. März d. J. unter Nr. XXIII gesagt und macht auf die dem Abdruck des Sitzungsprotokolls beigegebene Abbildung der Kirche aufmerksam.)\*

Über die Geschichte der Kirche selbst wird Herr Kustos Buchholz nach mir reden, ich will nur die Umgebung und deren Entwicklung besprechen.

Aus dem „Plan des Heil. Geist-Viertels, wie es in Anno 1720 vor Zersprungung des Pulverthurns ausgesehen“ (Joh. Frid. Walther delin. — G. P. Busch sculpsit) ersehen Sie, wie die Heilige Geist-Gasse als „Wursthof“ bis zur Burgstrasse verlief und wie der Pulverturm, dessen Aufliegen auch die Heilige Geistkirche beschädigte, schräg gegenüber derselben und gerade gegenüber der Garnisonkirche an der Ecke der Spandauischen und Wallstrasse (jetzt Spandauer und Neuen Friedrichstrasse) stand. Auf dem Sotzmanschen Plan von 1804 ersehen Sie, dass in der Burgstrasse nach Süden das Joachimsthalsche Gymnasium und die Ritterakademie\*\*) folgte. Bei Gelegenheit des Baus der jetzigen Börse und ihrer Erweiterung, welche die Kassierung des ehemaligen Wursthofs (verlängerte Heil.-Geistgasse) unter Herstellung der Sankt Wolfgangstrasse\*\*\*) zur Folge hatte, und beim Neubau der Häuser an der Burgstrasse bis zur Kaiser Wilhelmstrasse sind gelegentlich der Fundierungsarbeiten regelrechte, durch Feuer zu Grunde gegangene Pfahlbauten der ältesten Berliner Bevölkerung bis in die wendische Vorzeit reichend gefunden worden, aber auch noch viel ältere vor-slavische Spuren: bearbeitete Feuersteine, Geweihe und Knochen, welche auf die semnonisch-germanische Urbevölkerung zu beziehen sind. Andererseits liegt über der slavischen Schicht eine Aufhöhung aus dem ältesten christlich-deutschen Mittelalter herrührend, namentlich durch viele Gefässreste und allerhand Eisengerät charakteristisch gekennzeichnet.

Es ist kein Wunder, dass sich bei dieser reichen Vorgeschichte auch die Sage der Örtlichkeit und zwar speziell des Heiligen Geistkirchhofes bemächtigt hat, der anfänglich viel grösser war und sich bis an

---

\*) Vgl. hierzu den interessanten Aufsatz von Professor Peter Wallé im Zentralblatt der Bauverwaltung vom 28. April 1904 „Zur Erhaltung der Heiliggeistkirche in Berlin“ mit Plänen und Grundrissen, S. 214—216, den ich in unserer Sitzung am 27. April 1904 besprochen. E. Fr.

\*\*) An deren Stelle später die Kriegsakademie.

\*\*\*) Der Name ist vom Kaiser Friedrich, damals noch Kronprinz, zum Gedächtnis der St. Wolfgang-Gilde i. J. 1885 in Vorschlag gebracht worden. Brandenb. VI. 28.

die Burgstrasse erstreckt hat. Bei A. Cosmar, Sagen und Miscellen aus Berliner Vorzeit S. 1 ff. (wiedergegeben bei A. Kuhn, Märk. Sagen und Märchen, 1843, S. 120 flg. und bei W. Schwartz, Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg, seit 1871 vier Auflagen) wird wörtlich erzählt: „Auf dem Kirchhofe des Hospitals zum Heiligen Geiste in Berlin haben vor vielen Jahren, wie das bejahrtere Leute noch immer von ihren Ältern gehört haben, drei gewaltig grosse Linden gestanden, die mit ihren Ästen den ganzen Raum desselben weithin überdeckten. Das wunderbarste an diesen Bäumen war, dass sie mit den Kronen in die Erde gepflanzt waren und dennoch ein so herrliches Wachstum erreicht hatten; aber dieses Wunder hatte auch die göttliche Allmacht gewirkt, um einen Unschuldigen vom Tode zu erretten. Vor vielen Jahren lebten nämlich in Berlin drei Brüder, die mit der herzlichsten Liebe einander zugethan waren und mit Leib und Leben für einander einstanden. So lebten sie glücklich und zufrieden, als dies Glück plötzlich durch einen Vorfall gestört wurde, den wohl keiner hätte ahnen können. Denn so unbescholtenen Wandels auch alle drei bisher gewesen waren, wurde doch der eine derselben des Menehalmordes angeklagt, und sollte, obgleich er noch kein Geständnis gethan, da alle Umstände die ihm zur Last gelegten That wahrscheinlich machten, den Tod erleiden. Noch sass er im Gefängnisse, als eines Tages seine beiden Brüder vor dem Richter erschienen, und jeder derselben sich des begangenen Mordes schuldig erklärte. Kaum hatte dies der zum Tode Verurtheilte vernommen, als auch er, indem er erkannte, dass seine Brüder ihn nur retten wollten, der That geständig wurde und so statt eines Thäters auf einmal drei vor Gericht standen, von denen jeder mit gleichem Eifer behauptete, dass er allein jenen Mord begangen. Da wagte der Richter nicht den Urtheilsspruch an dem ersten zu vollstrecken, sondern legte den Fall zuvor noch einmal dem Kurfürsten vor, welcher verordnete, dass hier ein Gottesurtheil entscheiden soll. Er befahl daher, ein jeder der drei Brüder solle eine junge, gesunde Linde mit der Krone in das Erdreich pflanzen, so dass die Wurzeln nach oben stünden, wessen Baum dann vertrocknen würde, den hätte Gott selbst dadurch als den Thäter bezeichnet. Dies Urtheil wurde auch sogleich beim Anbruch des Frühlings vollzogen, und siehe da! nur wenige Wochen vergingen und alle drei Bäume, die man auf dem Heiligen-Geist-Kirchhofe gepflanzt hatte, bekamen frische Triebe, und wuchsen bald zu kräftigen Bäumen heran. So ward denn die Unschuld der drei Brüder erwiesen, und die Bäume haben noch lange in üppiger Kraft an der alten Stelle gestanden, bis sie endlich verdorrt sind und anderen Platz gemacht haben.“

Ich darf hieran unmittelbar anknüpfend nicht unterlassen, daran zu erinnern, dass unser verehrtes Mitglied Fräulein Clara Henriette von Förster diese Begebenheit in der Dichtung „Die drei Linden“,

Schauspiel in fünf Akten, nach einer märkischen Sage\*) mit Wärme und Geschick verherrlicht hat. Die Königl. Hofschauspielerin Frau Nuscha Butze trug uns das Drama am 13. Januar 1897 künstlerisch vollendet im Ständehause vor. Seither sind Aufführungen in Sigmaringen und Potsdam erfolgt; in Berlin noch nicht und doch ist ja gerade hier die eigentliche Stelle für Aufführung der Dichtung, deren natürlichen Boden wir heute betreten. Die vielen volkstümlichen Szenen empfehlen das Drama als ein im grösseren Stile aufzuführendes Volksstück und erlaube ich mir deshalb es vornehmlich dem Herrn Schulrat Dr. Stier, als dem Veranstalter volkstümlicher Schauspielaufführungen, zur Beachtung zu empfehlen.

Das Stück spielt unter Johann Georg (1571—98). Die drei Brüder sind Goldschmiede und heissen Leuthinger. Auch der Name, den der Kurfürst ihnen bei der Erhebung in den Adelstand verleiht, „von der Linde“, kommt in der Heiligen Geistkirche selbst vor, nämlich der Landschaftssekretär von der Linde, als Stifter einer der Bildtafeln, die Sie alsbald in Augenschein nehmen werden.\*\*)

Über die Sitte und Sage von den verkehrt gepflanzten Bäumen, den sogen. Gertrudslinden u. dgl., habe ich in der Brandenburgia öfters berichtet,\*\*) so dass ich darauf verweisen kann. Vielleicht haben die zwecks Herstellung schattiger Gänge stark beschnittenen und in Folge dessen mit knorrigen, wurzelartig geformtem Astwerk ausgestatteten Linden, unter denen sowohl für die Heiligen Geist-Hospitaliten wie für die Garnison an schönen Sommertagen Gottesdienst abgehalten wurde, zu der Sage äusserlich Anlass gegeben, zumal sich drei dieser sogen. Verkehrtlinden, wie aus alter Abbildung ersichtlich, sich noch lange erhalten zu haben scheinen, als ihre Genossen bereits vertrocknet waren. In wie fern weiter noch auf die Sage von den drei Brüdern die drei Totenschilder von drei Mitgliedern der Familie Halkan (Holkanne, Helkanne) mit Anlass gegeben haben mögen, bemalte schildförmige Holztäfelchen, die bis zur Überführung in das Märkische Museum hier an der Wand als uralte Erinnerungszeichen hingen, lasse ich dahingestellt sein.\*\*\*\*)

Hierauf folgte der Vortrag des Herrn Kustos Buchholz über das Hospital und die Kirche zum Heil. Geist in Verbindung mit der Entstehung der Stadt Berlin.

\*) Letzte Bearbeitung (Reg. London Stat. Hall) Berlin 1903, Felix Bloch Erben. Dieselbe wurde im Druck heut vorgelegt.

\*\*\*) Vgl. die Beschreibung Borrmanns im Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler Berlins 1893 und meine Nachricht Brandenb. V. S. 403.

\*\*\*\*) Vgl. Jahrg. V. 269, 284, besonders 400—405, VI. 27 und IX. 90.

\*\*\*\*\*) Zu vergleichen meine ausführlichen Mitteilungen Brandenburgia V. 402 und 403.

### Hochgeehrte Versammlung!

Die Entstehung des Hospitals und der Kirche zum Heil. Geist hängt mit der Gründung der Stadt Berlin selbst zusammen und diese wiederum mit den jetzt 700 Jahre zurückliegenden geschichtlichen Vorgängen, die zu ihrer Zeit zwar von geringer Bedeutung erscheinen mochten, die aber das erste Fundament legten, zu dem späteren Aufbau des Preussischen Staats und des neuen deutschen Reichs.

Gehen wir weitere 700 Jahre in der Geschichte zurück, so finden wir das bisher germanische Land diesseits der Elbe von slavischen Volksstämmen erobert, die zurückgebliebene germanische Bevölkerung unterjocht und tributpflichtig gemacht. Im Laufe der Jahrhunderte dieser slavischen Herrschaft waren auch die letzten Spuren des Germanentums verwischt, die Bevölkerung war vollständig slavisch geworden.

Wenn auch in den letzten 300 dieser 700 Jahre seitens des inzwischen erstandenen alten deutschen Reichs Versuche zur Rückgewinnung des Landes mit wechselndem Glück unternommen wurden, so war es doch erst in der 2. Hälfte des 12. und in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts den Askaniern vorbehalten, unsere Mark Brandenburg unter dem Panier von Schwert und Kreuz dem Deutschtum wieder zu gewinnen, das Land zu kultivieren, zu germanisieren und zu christianisieren.

Nachdem der letzte Widerstandsversuch im Havellande unter Jakza von Copnik im Jahre 1157 durch Albrecht den Bär niedergeschlagen war, blieb der letztere wie später seine Nachfolger im unbestrittenen Besitz des Havellandes und der Zauche. Er liess die östliche Grenze seines Landes durch die Templer besetzen, die längs der Nathe Burgen anlegten und von da aus in den Teltow eindrangen. Dann gingen auch Zinna'er Mönche durch den Teltow über die Spree vor und setzten sich im Barnim fest, wo sie im Anfang des 13. Jahrhunderts das Rüdersdorfer Kalklager entdeckten und nutzbar machten.

Teltow und Barnim gehörten damals den slavischen Herzögen von Pommern. Der Enkel Albrecht des Bären, Markgraf Albrecht II, suchte beide Landschaften von der Verbindung mit Pommern zu trennen, indem er um 1215 längs der Finow einen Streifen Landes von der Havel bis zur Oder eroberte und dort feste Burgen anlegte.

Da inzwischen auch die Lausitz und Lebus von Sachsen und Magdeburg aus christianisiert waren, so war den heidnischen Slaven im Teltow und Barnim jede Verbindung mit ihrer nationalen Herrschaft, wie auch mit ihren heidnischen Genossen abgeschnitten.

Dies Verhältniss benutzten die Söhne Albrechts II, Markgrafen Johann I und Otto III, gegen Ende der 1220er Jahre, um beide Land-

schaften vom Herzog Barnim von Pommern friedlich durch Kauf zu erwerben.

So war der Boden gewonnen, der dereinst das Centrum Germaniens werden sollte — der Boden, auf dem die jetzige Reichshauptstadt Berlin gegründet wurde.

Keine gleichzeitige Urkunde giebt vom Jahre dieser Gründung Nachricht. Dass die beiden Markgrafen aber sogleich nach der Besitznahme der neuen Landschaften mit der Gründung von Städten, namentlich auch von Berlin vorgegangen sind, ist aus Urkunden erwiesen, die zwar anderweitige markgräfliche Akte betreffen, in denen aber schon Berliner Persönlichkeiten als Zeugen figurieren. So kommt vor in einer Urkunde von 1238 ein „Symeon Pfarrer zu Cölln, in 2 Urkunden von 1244 und 1247 derselbe Symeon als „Probst zu Berlin“ und in einer anderen Urkunde von 1247: „Marsilius Schulze von Berlin“, ein Mann aus der niederrheinischen Gegend, der als der erste Verwalter der unter seiner Mitwirkung angelegten Stadt Berlin betrachtet wird.

Ferner heisst es in einer die Stadt Prenzlau betreffenden Urkunde des Markgrafen Johann I von 1251: „Auch sollen sie (die Bürger von Prenzlau) dieselbe Zollfreiheit in der Mark geniessen, wie die Bürger von Berlin.“ Endlich wird in einer oft erwähnten Urkunde von 1253 die Stadt Frankfurt a. O. mit „Berlinischem Recht“ bewidmet.

Ist hiernach der Bestand einer weltlichen und geistlichen Organisation der Stadt in den angeführten Jahren erwiesen, so muss die Stadt schon einige Zeit vorher gegründet worden sein. Da aber der Spreegau vor seiner Erwerbung durch die Markgrafen städtelos war, so ist die Annahme berechtigt, dass die Gründung beider Städte, Cölln und Berlin, in der Zeit von 1230 bis 1240 vor sich gegangen ist.

Nach den damaligen Verhältnissen ist ferner anzunehmen, dass die Insel Cölln von Wenden besiedelt war, dass die Markgrafen sie zwischen 1230 und 1232 nach Heranziehung niedersächsischer Kolonisten zur Stadt machten, dass dann aber ein übergrosser Zuzug solcher Kolonisten einen Führer derselben, eben den genannten Marsilius, zur Gründung einer neuen Stadt am jenseitigen Spreeufer veranlasste, wo die Landungsstelle von den Wenden der „Berlin“ oder ähnlich genannt war.

Das war also in der Mitte der 1230er Jahre und da in jener Zeit der Kreuzzüge das Bedürfnis nach Aufnahmestellen für obdachlose Pilger, die oft mit allerlei ansteckenden Krankheiten, namentlich auch dem Aussatz, heimkehrten, ebenso gross war, wie das zur Unterbringung armer Gebrechlicher und Kranker, so wurden gleichzeitig, nach dem Beispiel aller anderen Städte, auch hier in Berlin, einige hundert Schritt ausserhalb der Tore, zwei Hospitäler errichtet: das Hospital zum Heil. Geist und das zu St. Georgen.

Da die Geistlichkeit von vornherein an der Verwaltung dieser Hospitäler Anteil hatte, so wurden sie auch gleich mit einer Kapelle verbunden, deren Baukosten aus milden Gaben bestritten wurden.

Das ist alles, was sich — beim Mangel von Urkunden — über die Entstehung des Hospitals zum Heil. Geist und der zugehörigen Kapelle sagen lässt.

Es bleibt noch dabei zu erklären, wie dies Hospital nicht, wie andere, ausserhalb, sondern innerhalb der Stadtmauern zu liegen kam. Die ursprüngliche Stadt Berlin nahm nur die Hälfte der späteren Fläche ein. Die Grenze ging, wie auf dieser Skizze rot angedeutet ist, von der Spree aus im Zuge der kleinen Stralauerstrasse und der Südseite der Klosterstrasse und bog dort, noch bevor sie die Königstrasse erreicht hatte, nach der unteren Spree zu ab, so dass sie gerade noch die Königstrasse von der Judenstrasse bis zur langen Brücke einschloss. Das Heil. Geist-Hospital lag daher in angemessener Entfernung vom damaligen Spandauertor.

Zwischen 1260 und 1270 wurde aber die Stadt, dem weiteren Andrang von Kolonisten entsprechend, bis zur heutigen neuen Friedrichstrasse erweitert, in deren Zuge ein doppelter Wallgraben angelegt wurde. So blieb das Hospital zwar innerhalb der Wälle, aber doch im äussersten Winkel der Stadt liegen.

Wenn wir nun der Frage näher treten, wann diese kleine Kirche erbaut sein kann, so muss daran festgehalten werden, dass im Spreegau vor der Entdeckung und Nutzbarmachung des Rüdersdorfer Kalklagers nur mit Lehm als Bindemittel und nur mit Feldsteinen als Material Mauerwerk errichtet worden ist. Wir können deshalb annehmen, dass die erste Stadtbefestigung Berlins nur aus Wallgraben und Holz-Pallisaden bestand und dass die ersten Bauten also auch die Heil. Geist-Kapelle, nur aus Holz und Lehm, allenfalls auf einem Unterbau von Feldsteinen und Lehm hergestellt wurden.

Als während der Mitte des 13. Jahrhunderts durch die mit den Kolonisten und Mönchen ins Land gekommenen Baumeister das Ziegelbrennen und die gotischen Baukunst-Formen hier eingeführt wurden, auch der Bezug von Kalk aus Rüdersdorf durch bessere Verkehrswege erleichtert war, nahm hier der Städtebau einen gewaltigen Aufschwung. Sämtliche Städte des Spreegaus bis an die Oder hin entstanden in dieser Zeit, weil es nun leichter war, feste Sicherheitsmauern, Rathäuser, Kirchen und Wohnhäuser zu errichten.

Natürlich kann man nicht annehmen, dass nun gleich die bestehenden hölzernen und Lehmstakwerk-Bauten abgebrochen und durch gemauerte ersetzt wurden. Deshalb wird auch die ursprüngliche Kapelle zum Heil. Geist unberührt weiter bestanden haben, bis der grosse Brand,



der im Jahre 1280 ganz Berlin in Asche legte, auch ihr und dem Hospital ein Ende machte.

Als nach dem Brande der Wiederaufbau geschah, werden die massiven Wände entstanden sein, die uns jetzt hier einschliessen. Aber auch nur den Wänden können wir jenes Alter zusprechen; denn wir entnehmen einer 1720 im Turmknopf gefundenen lateinischen Pergament-Urkunde: „Anno 1476 ist der Heil. Geist-Turm neu gebaut und zum Teil die Kirche, was die Bedeckung anlangt, weil die Mauer noch im guten Stande gewesen.“ Da die Formen dieses schönen Sterngewölbes mit seinen Schlusssteinen, Gewölbe-Rippen und den figürlichen Konsolen derselben der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts entsprechen, so wird unter dem in der Urkunde gebrauchten Ausdruck „tectum“ nicht allein das Dach, sondern auch das den eigentlichen Kirchenraum bedeckende Gewölbe zu verstehen sein. Die Mauern allein sind noch in ihrer Hauptmasse dieselben, die ursprünglich, Ende 13. Jahrhunderts, beim ersten Massivbau dieser Kirche hergestellt wurden, wenn auch ihre äussere Architektur im Jahre 1476 und vielleicht noch nach den Beschädigungen durch die Explosion des Pulverturms von 1720 einige Änderungen erfahren hat.

Das überhaupt nur spärlich vorhandene mittelalterliche Urkunden-Material über Kirche und Hospital ist nur von geringem Interesse.

Im Bäcker Gildebrief von 1272 wird u. a. bestimmt, dass das in den Bäckerscharren vorgefundene nicht vollwertige Brod den beiden Armenhöfen (Heil. Geist- und St. Georgen-Hospital) zufallen soll.

Der Gewandschneider-Gildebrief von 1288 enthält einen Artikel nach dem die neu aufgenommenen Meister 4 Schilling Pfennige und 2 Pfund Wachs geben sollen, wovon der Rat 2 Schillinge und 1 Pfund Wachs und je ein halb Pfund Wachs das Hospital zum Heil. Geist und das „Aussätzigen-Haus“ (womit damals das Georgen Hospital gemeint war) erhält.

Im Jahre 1313 schenkte ein Ritter, Borchard Grevelhout dem Priester und Verwalter des Hospitals zum Heil. Geist, Arnold, 4 Hufen Land in Weissensee mit der Aufgabe, für ihn und seine Nachkommen zu den Quartalszeiten zu beten und Messe zu lesen.

Dem Hospital waren in jener Zeit so reiche Geschenke zugeflossen, dass es 1319 vom Markgrafen Waldemar das Gut Heinersdorf bei Berlin für 150 Mark Silber kaufen konnte.

Aus dem Jahre 1381 ist eine Urkunde erhalten, nach der der Rat von Berlin dem George Wilke und seinem Sohn Johannes das Amt des Hospital-Vewalters für 22 Schock Groschen überträgt; „damit durch deren Weisheit, Vernunft und Vorsicht die mancherlei Gebrechen der armen Leute, sowohl im Geistlichen wie im Weltlichen, abgestellt würden“.

In sehr ausführlichen langen Schriftstücken ist ein Rechtsstreit vom Jahre 1426 zwischen dem Verwalter der beiden Hospitäler, Matthäus Schultke, einerseits und den beiden Priestern Tilemann Iseke und Matthias de Kalo andererseits, erhalten. Schultke beschuldigte die Priester, dass sie sich unrechtmässiger Weise in den Besitz der Kapellen



Das Kruzifix vom mittelalterlichen Altarschrein.

zum Heil. Geist und St. Georgen gesetzt hätten. Der Rat stand auf Seiten Schultkes, aber das geistliche Gericht wies den Schultke mit einer Kostenaufgabe von 25 Goldgulden ab und als er mit Unterstützung des Rats an den Papst appellierte, wurde das Urteil lediglich bestätigt und Schultke musste weitere 16 Goldgulden Kosten zahlen.

Aus der Zahl der dem Heil. Geist Hospital im Lauf des Mittelalters zugefallenen Stiftungen sei hier die von 1484 in abgekürzter Form an-

geführt: Der Berliner Bürger Christoph Kienitz und seine eheliche Hausfrau stifteten um ihrer, ihrer Eltern und Freunde Seelen Seeligkeit willen 21 Schock märkische Groschen, für deren Zinsen für alle Zeiten



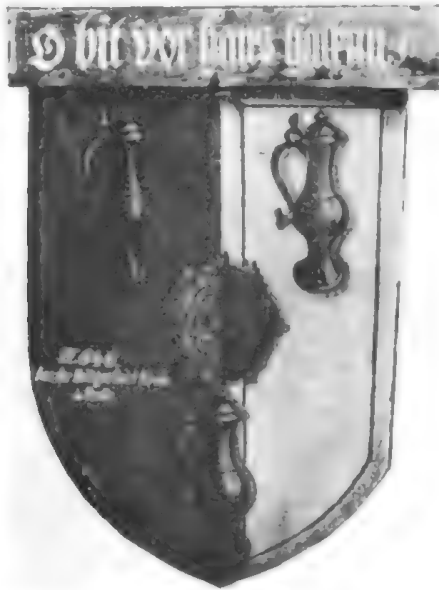
Die beiden Flügel des mittelalterlichen Altarschreins.

täglich das „Salve regina“ gebetet oder gesungen werden sollte, wozu sich die Vorsteher mit Genehmigung des Rats verpflichteten.

Von der inneren Ausstattung der Kirche in katholischer Zeit befindet sich nichts mehr in diesem Raum. Einige Reste, die vor 25 Jahren

auf dem Boden der Kirche vorgefunden wurden, bewahrt das Märkische Museum. Es sind Teile des wohl Ende 15. Jahrhunderts gefertigten künstlerischen Altarschreins: die beiden Flügel, das Kruzifix und eine Gruppe klagender Frauen.

Ausserdem befinden sich im Märk. Museum 3 hölzerne Wappentafeln (Rose und 3 Kannen), die im Eingang der Kirche an der Wand gehangen hatten. Über den Wappen dieser Tafeln steht: „O bit vor Peter (bezw. Hans u. Jacob) Halkans“. An diese Tafeln, in Verbindung mit den 3 grossen Linden auf dem Kirchhofe deren herabhängende



Eine der 3 Wappentafeln der Brüder Halkan.

Zweige im Jahre 1623 mit Aufwendung von Kosten gestützt werden mussten, die aber im Anfang des 18. Jahrhunderts eingegangen sind, knüpft sich die Sage von den 3 für einander das Leben einsetzenden Brüdern, die Fräulein Clara von Förster so schön dramatisch bearbeitet hat.

Einige Zeit nach Einführung der Reformation erfuhr auch das Innere der Kirche eine erhebliche Veränderung. Der alte Altarschrein wurde zwar noch bis 1752 beibehalten, aber im Jahre 1597 wurden, wie eine der beiden Inschrifttafeln im Eingang besagt, die Emporen gebaut, „weil sich viele Leute zum Gehör des Worts Gottes finden“. Man hatte damals noch eine zweite Empore über dem Orgelchor erbaut, die aber 1834 abgebrochen werden musste, um den Höhenraum für die

aufzustellende Orgel zu schaffen. Im Laufe der ersten 50 Jahre des Bestehens dieser Emporen sind ihre 36 Brüstungsfelder von den Vorstehern des Hospitals und anderen opferwilligen Bürgern mit Ölbildern auf Holz geschmückt worden, die zwar zum grössten Teil heute noch vorhanden sind, bei späteren Renovierungen der Kirche aber eine andere Reihenfolge erhalten haben. Zwei dieser Bildtafeln waren schon vor der Anlage der Emporen gestiftet und neben dem Altar aufgehängt worden, nämlich die Darstellung, wie der Herr den Knechten gewisse Pfunde zum Wuchern austeilt, im Jahre 1560 von den beiden Vorstehern des Hospitals und die Kreuzigung von einem Bürger D. G. M. im Jahre 1584.

In der Gruft vor dem Altar wurde der 1699 verstorbene Prediger Christoph Nagel beigesetzt, dessen steinernes Epitaph an der Südseite der Kirche eingemauert ist.

Weitere Reparaturen der Kirche fanden nach der von 1597 noch statt in den Jahren 1611 und 1661; ferner im Jahre 1720, weil bei der Explosion des schräg gegenüber gelegenen Pulverturms auch der Giebel und die Fenster an der Spandauer Strassenseite beschädigt waren. 1752 wurde sie im Innern erneuert, namentlich der noch jetzt vorhandene Altar nebst der Kanzel aufgestellt.

Der hölzerne Turmaufsatz auf dem westlichen Giebel war 1816 so baufällig geworden, dass ihn der Magistrat abnehmen und den Unterbau mit dem übrigen Dach gleich machen liess.

Die letzte grössere Veränderung in der Kirche fand im Jahre 1834 statt. Sie bestand hauptsächlich in der Aufstellung der Orgel, die vom hiesigen Orgelbauer C. A. Buchholz zu diesem Zweck für 750 Taler erbaut worden war. Ausserdem wurde der Fussboden erneuert und etwas höher gelegt.

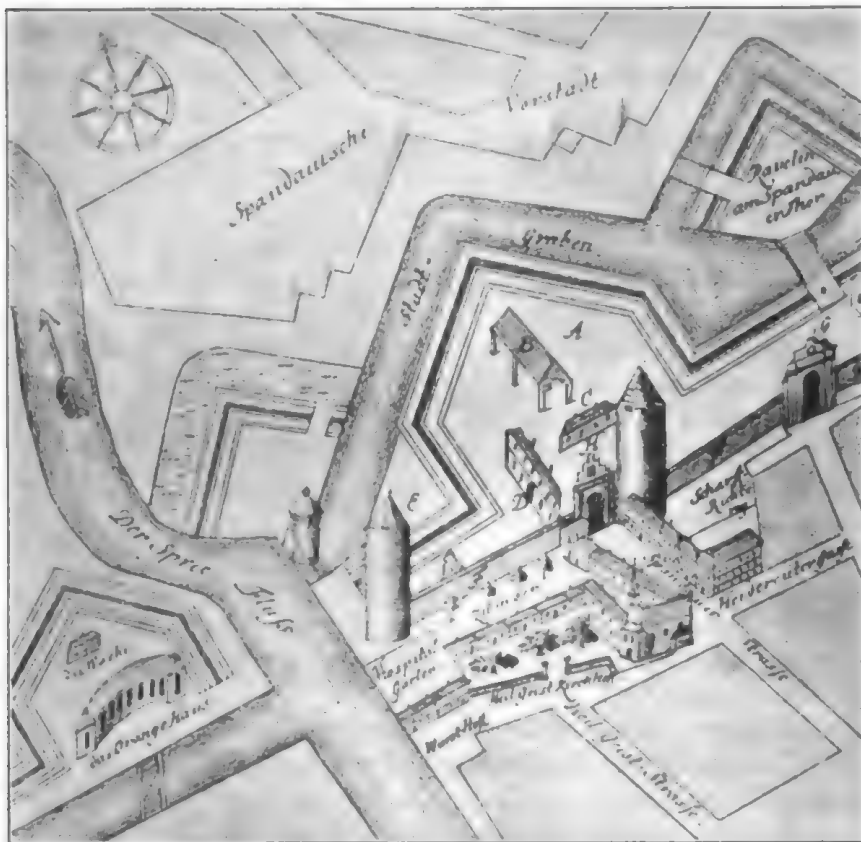
Da bisher der Eingang zu dem Glockengeläute nur von der zweiten Empore aus durch eine Maueröffnung geschah, so wurde diese Öffnung nach Beseitigung der oberen Empore zugemauert und ein Zugang nach dem Boden vom anstossenden Hause aus hergestellt.

Von den Glocken ist die eine ganz schlicht, so dass sich über ihr Alter nichts sagen lässt; die andere ist 1738 von J. P. Meurer in Berlin gegossen und nach ihrer Inschrift von Balzer Scharnow und David Krüger gestiftet.

Zu erwähnen ist noch, dass in dieser Kirche 200 Jahre lang eine Fahne aufbewahrt wurde, die der grosse Kurfürst und seine Gemahlin Dorothea der Stadtkompagnie des Heil. Geistviertels im Jahre 1668 verlichen hatten. Sie war im Laufe der Zeit zerfetzt und zerfallen, so dass 1789 zum Einzuge der Erbstatthalterin der Niederlande ein neues Fahnentuch angefertigt werden musste. Diese Fahne befindet sich seit 1875 im Märkischen Museum (VI. 913).

Lagebilder der Kirche mit Hospital und Umgebung sind uns in Stadtplänen von der Mitte des 17. Jahrhunderts an erhalten, indem dort diese einzelnen Bauwerke perspektivisch eingezeichnet sind.

Der in Merian abgedruckte Memhard'sche Plan von 1648 zeigt auf diese Weise die Kirche, wenn auch etwas undeutlich; ihren Turm sieht man auf einer von Merian im Jahre 1640 gezeichneten Ansicht von



Das Heil. Geist-Viertel im Jahr 1700, aus dem Plan von Walther u. Busch.

Berlin. Deutlicher tritt das Bild in dem 1688 gezeichneten Schultze'schen perspektivischen Plan von Berlin hervor und dann haben wir den von Walther 1700 gezeichneten und von Busch gestochenen Plan des Heiligen Geist Viertels, auf dem auch die vielgenannten 3 grossen Linden sichtbar sind. Aus diesem Plan lege ich das hier interessierende Stück zur Ansicht vor.

Als innerhalb der letzten 20 Jahre das fernere Bestehen der Kirche in Frage kam, ist sie von aussen und innen mehrfach photographisch

aufgenommen und so für Erhaltung ihres Aussehens im Bilde gesorgt worden.

Wenn sie nun auch das Schicksal mehrerer anderer alter Berliner Kirchen erleiden und gänzlich verschwinden muss, wenn auch auf ihrer Stelle künftig unter dem Zeichen Merkurs gelehrt und gelernt werden wird — in den Annalen der Berliner Ortsgeschichte wird die Heilige Geistkirche in Schrift und Bild fortleben als die drittälteste Kirchen-gründung Berlins und bezüglich ihres unteren Mauerwerks als das dritt-älteste Baudenkmal der Reichshauptstadt, das sich bis auf unsere Tage erhalten hatte.

---

## 8. (6. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Sonntag den 19. Juni 1904.**

Wanderfahrt nach Cottbus und Branitz in Gemeinschaft mit der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.

---

Auf dem Fernbahnsteige des Görlitzer Bahnhofes hatten sich einige dreissig Teilnehmer eingefunden und fuhren mit dem Zuge um 7.<sup>16</sup> Uhr ab. Pünktlich, nämlich um 9.<sup>10</sup> Uhr, trafen sie in Cottbus ein. Auf dem dortigen Bahnhofe wurden sie von zahlreichen Herren und Damen aus Cottbus und den benachbarten Städten empfangen, denn es hatten sich aus der Niederlausitz eine stattliche Anzahl von Damen und Herren zur 20. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde hier zusammengefunden. Nach einer kurzen Begrüssung wurden die Wagen zur Abfahrt nach Schloss und Park von Branitz bestiegen. In der Parkschenke am Eingange des Dorfes konnte eine kurze Rast zur Einnahme des Frühstückes gemacht werden, bevor der Rundgang durch Schloss und Park angetreten wurde. Die Führung hatten Herr Parkinspektor Bleyer, sowie Herr Fabrikbesitzer Geissler und Herr Regierungsbauführer Pattri übernommen.

Branitz ist seit dem Ausgang des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts im Besitz der Grafen Pückler, eines schlesischen Geschlechts. Das Schloss wurde im Jahre 1772 erbaut. Ursprünglich befand sich dicht vor seiner Hinterfront der Gutshof mit den Wirtschaftsgebäuden. Sein Erbauer war der Graf August Heinrich von Pückler. Ihre heutige Gestalt erhielten Schloss und Park aber erst von dem Fürsten Hermann

von Pückler-Muskau. Dieser war 1785 zu Muskau geboren, hatte die Rechte studiert, war Soldat geworden und hatte 1813 am Befreiungskriege teilgenommen. Im Jahre 1817 hatte er sich mit der Reichsgräfin von Pappenheim, einer Tochter des Staatskanzlers von Hardenberg, vermählt; obwohl die Ehe 1826 wieder geschieden worden war, lebten beide Gatten später, als ein neues Eheprojekt des Fürsten gescheitert war, wieder zusammen. Im Jahre 1826 war er von Friedrich Wilhelm III. in den Fürstenstand erhoben worden als Entschädigung für die aufgegebenen mannigfachen Standesvorrechte. Nachdem er seine Leidenschaft für die Gartenbankunst in Muskau in grösstem Stile ausgeübt hatte, musste er Muskau 1845 verkaufen und siedelte nach Branitz über, wo er bis zu seinem 1871 erfolgten Tode die alte Liebhaberei fortsetzte, wenn auch nicht in so grossem Stile. Er liess eine Terrasse um das Schloss anlegen mit einer breiten Freitreppe, beseitigte vor der Rückfront zum Teil die Wirtschaftsgebäude und erzielte durch eine Säulenhalle einen geschmackvollen Abschluss. Im Parke errichtete er u. a. die Pyramide und den Tumulus, die Grabkammer für sich und seine Gemahlin. Das Schloss besteht aus einem Erdgeschoss und einem Stockwerk. An seiner Vorderfront springen zwei Flügel ein kurzes Stück vor, während die Hinterfront gerade abschneidet. In den vielen Zimmern des Schlosses ist ein grosser Teil der Sammlungen des Fürsten untergebracht. Im Erdgeschoss befinden sich die Repräsentationsräume und im ersten Stock die Wohnräume. Die Zimmer des Erdgeschosses sind in verschiedenen Farben gehalten, es befinden sich hier der Musiksaal und die Bibliothek. In diesen Zimmern sind die Kunstwerke hauptsächlich aufgestellt, wie Kunstgläser, Porzellane, Vasen, Holzschitzereien u. a., die z. T. Geschenke von hohen Gönnern des Fürsten sind. Die Wände der Zimmer sind behängt mit zahlreichen Gemälden, darunter natürlich viele Familienporträts, sodann mehrere Jugendbilder Kaiser Wilhelms des Grossen und auch ein Bild Napoleons I. von David. Unter den Räumen des ersten Stockes ist das Arbeitszimmer und das Schlafzimmer des Fürsten in seinem ursprünglichen Charakter erhalten. In einem Durchgange befindet sich die reichhaltige Waffensammlung mit dem berühmten Straussenfedernhut. Der Besitz gehört gegenwärtig einem Neffen des Fürsten, einem Grafen Pückler.

Die Führung durch das Schloss und den Park hatte in mehreren Abteilungen vorgenommen werden müssen; deshalb war auch die Rückfahrt nach der Stadt eine getrennte, und erst von 2 Uhr ab fand sich die Gesellschaft allmählich wieder in Closes Hotel zusammen. An der Mittagstafel konnte man erst übersehen, wie zahlreich die Gesellschaft war, denn es hatten über 100 Personen Platz genommen. Das Hoch auf Seine Majestät brachte Herr Bürgermeister Dreifert aus, als nächster Redner folgte Herr Professor Jentsch-Guben, welcher die



Stadt Cottbus feierte, die mit ihren Kirchen, Türmen, Wällen und Gräben an das Mittelalter erinnere, die aber als Fabrikstadt eine durchaus moderne Stadt sei, sie schliesse sich aber auch auf das engste an die wissenschaftlichen Bestrebungen der Zeit an, denn es habe sich hier soeben ein Verein für die Geschichte der Stadt Cottbus begründet. Hier auf sprach Herr Geheimrat Friedel und begrüßte die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde, welche für die Brandenburgia nicht bloss eine treue Schwester, sondern immer ein verehrungswürdiges Vorbild gewesen sei. Ihm folgte auf der Rednerliste Herr Direktor Weineck-Lübben, der auf die Brandenburgia toastete. Während der Tafel wurden von der Tischgesellschaft zwei heitere Lieder gesungen; das erste war von Herrn Lehrer Ewald Müller gedichtet und bezog sich auf die Stadt Cottbus und das zweite war das Hallstadtlid von dem verstorbenen Dr. Kade. Während der Tafel überreichte Herr Professor Jentsch den Herren der Tafelrunde einen zierlichen Bronzekelt, den die Niederlausitzer Gesellschaft zur Erinnerung an den Tag gestiftet hatte.

Nach der Mittagstafel begann der Rundgang durch die Stadt. Der Weg führte zunächst den Spremberger Wall entlang und dann durch die Judenpforte in die Münzstrasse; hier ist noch ein ansehnliches Stück der Stadtmauer erhalten mit den Weichhäusern und dem Münzturm, ausserdem sind mehrere kleine Häuschen förmlich in die Stadtmauer hineingebaut. Die Wallpromenade, mit schattigen Bäumen bepflanzt, umzieht die eine Hälfte der Stadt. Man blickt von einem hohen Wall hinab auf kleine wohlgepflegte Gärten, die in dem alten Stadtgraben angelegt worden sind. Hier steht auch das Kriegerdenkmal, eine hohe Säule mit der Viktoria auf ihrer Spitze und mit vier allegorischen weiblichen Figuren an ihrem Sockel. Auf der Südseite der alten Stadt ziehen sich die Anlagen an den Ufern der Spree entlang und erhalten durch das Wasser einen ganz besonderen Schmuck. Auf der einen Seite erhebt sich aus ihnen das Landgerichtsgebäude. Es steht auf einem 20 m hohen künstlichen Hügel, welcher in alter Zeit eine Burg und in neuer Zeit ein Schloss trug. Von der alten Burg ist noch der untere Teil des Bergfriedes übrig geblieben, welcher einen modernen Aufbau erhalten hat. Von der Brücke hat man einen sehr hübschen Blick auf die Gebäude des Elektrizitäts-Werkes, das mittelst Turbinen getrieben wird.

An den Rundgang durch die Stadt schloss sich der Besuch der Oberkirche und der Klosterkirche. Über den Bau der ersteren fehlen alle Akten. Sie ist eine lange, schmale, hohe dreischiffige Halle mit sehr schönem Altarraume, dessen Umgang durch ein modernes schmiedeeisernes Gitter abgeschlossen ist. Der Altar selber ist ein hoher Sandsteinbau, der sich nach oben pyramidenartig verjüngt. Auch über den Bau der Kloster- oder Wendischen Kirche fehlen die Akten.

Der jetzige Bau stammt aus dem Jahre 1517; offenbar gehörte er zu dem Franziskaner Kloster und da er sehr schmal ist, darf man wohl annehmen, dass er nicht die Kirche des Klosters, sondern eher sein Refektorium war, und erst später zur Kirche eingerichtet worden ist. In der fensterlosen Längswand ist der Grabstein Reinhardt von Chotebuz und seiner Gemahlin eingelassen. In dieser Kirche wird jeden Sonntag vormittags 11 Uhr wendisch gepredigt. Aussen an der Längswand unter dem Dach befindet sich eine Tafel mit der Jahreszahl 1303 und einer Zeichnung; letztere stellt einen Würfel dar, der die Zahlen 1, 4 und 5 erkennen lässt, und auf den drei Blitze zucken.

Von einem Teil der Gesellschaft wurde während dieses Rundganges das Museum besichtigt.

Nachdem auch dieser Teil des Programmes erledigt war, versammelte sich die Gesellschaft von 6 Uhr ab wieder im Garten des Closeschen Restaurants, von wo aus rechtzeitig der Rückweg zum Bahnhof angetreten wurde, so dass die Berliner um 8 Uhr 24 Min. zurückfahren konnten.

---

## Kleine Mitteilungen.

### Mitteilungen über Nobiskrug.

Von W. v. Schulenburg.

Aus der Mark scheint bisher nur wenig über Nobiskrug bekannt geworden zu sein. In den norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwartz finden sich einige Mitteilungen darüber, eine davon aus der Altmark. Der Name ist bekanntlich erklärt worden aus dem fremden in abysso, und aus Nobisse, einem mundartlich gesprochenen Näubers, Nachbarn. Kuhn weist ausserdem auf „gothisch naus“ und auf „die eddischen näir“ hin. Ich hatte noch Gelegenheit bei meinen volkstümlichen Sammlungen im Kreise Teltow, in den letzten zehn Jahren, im Volke Nachrichten über Nobiskrug vorzufinden, doch kannten nur wenige sehr Alte die Redensart: „Der muss nach Nobelskrug.“ Dagegen wusste eine sehr betagte, kluge Frau noch etwas mehr aus Sputendorf zu berichten. In Sputendorf war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Mädchen von 18—19 Jahren, „die“ als Ortsarme Reihe herum ging, wie das auf dem Lande Sitte ist, wo deshalb niemand Hungers sterben kann. Da sagten die Leute im Dorfe von ihr: „Die muss nach „Nobelskroch“ Gänse hüten.“ Ebenso war in Sputendorf ein alter Schäfer, der unverheiratet war, und da sagten die Leute: „Wer wird den zuletzt wollen (d. h. in Dienst nehmen), der muss nach Nobelskrug Gänse hüten.“

Eine weitere Erklärung dieser Redensarten geben Überlieferungen aus Ostpreussen, die ich vor 15—20 Jahren aus Volksmunde niederschrieb. Auch dort, zu Beinuhnen im Kreise Darkehmen, hatten im vorigen Jahrhundert manche die Redensart, die vielleicht noch jetzt alten Leuten da bekannt ist: „Dann gehst Du nach Nobelskrug bei de Höllaugen, oder: „Mit der wird's wohl auch nicht lange mehr dauern, die wird wohl auch bald nach Nobelskrug kommen.“ Unter Höllaugen verstand man „Hohlaugen“, weil die Todtengerippe statt der Augen nur hohle Löcher haben. Ferner wusste man: „Ein alter Junggeselle sagt zu einer alten Jungfer: „Du wirst (oder: musst) ja auch Ziegen hüten auf jener Welt“ (d. h. nach dem Tode). Und sie sagt: „Und Du kommst und trägst mir die Knüppels zu.“ Wenn eine alte Jungfer stirbt, muss sie in der andern Welt Ziegen hüten. Wenn ein Junggeselle stirbt, so hat er Knüppel (Holzstücke) da zu liegen. Sie hütet die Ziegen und schneisst sie. Er muss die Knüppel zu tragen und immer wieder aufsuchen. So haben sie beide Arbeit.“ Ehedem war also die Vorstellung, dass alte Jungfern und Junggesellen im Jenseits ein Dasein führten, dass in eintöniger Weise einer untergeordneten ländlichen Tätigkeit hier auf Erden entsprach. Diese wenig zusagende Tätigkeit wurde den Unverheirateten gewissermassen als Strafe im Jenseits zu Teil, denn das Landvolk hat immer die Verheirateten höher gestellt als die Unverheirateten, die Ledigen, und in der Ehelosigkeit einen verfehlten Beruf gesehen. Die alte Frau aus Beinuhnen, die mir die obigen Mitteilungen machte, hat mir wiederholentlich auch folgendes erzählt: „Mein Bruder hatte einen Freund. Die beiden hatten sich verabredet, wer am ersten in Nobelskrug kommt, soll dem andern berichten, wie das da zugeht. Der Freund ging nach Russland. Er ist später da gehängt worden, weil er mit einem andern ein Mädchen dazu gebracht hatte, ihr Kind umzubringen. Mein Bruder starb 36 Jahre alt als Altgeselle (Junggeselle) unverheiratet. Da träumte dem andern: er sah ihn sitzen in einem Garten unter einem Rosenstrauch, auf jeder Seite ein Mädchen. „So“, schrieb er, „habe ich den Karl gesehen in Nobelskrug“. Die Angabe vom Rosenstrauch war jedenfalls nicht Erfindung dieses Einzelnen, sondern auch anderweitig eine alte Vorstellung. Was übrigens solche Mitteilungen aus der andern Welt betrifft, so vermerkt Kestner in seinem Tagebuch (1772) über Göthes letzten Besuch in Wetzlar bei Lotte und Kestner: „Er, Lottechen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, . . . welches nicht er, sondern Lottechen anfing. Wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben (Philipp Stein, Goethe-Briefe, Berlin).

Nach den von mir aufgefundenen Überlieferungen ist also Nobiskrug das Jenseits, die Welt der Toten, der Abgeschiedenen, die andere Welt, das andere Leben, wie jene alte Frau aus Beinuhnen, Namens Polzin, die sehr sagenkundig war, hinsichtlich der Redensart „zu den Hohlaugen kommen“, erklärte: „Das heisst zu den Toten, ist unter die Erde gemeint.“ Nach Überlieferungen aus anderen Gegenden Deutschlands ist die Bestimmung von Nobiskrug allerdings eine andere. Da die Erinnerung an Nobelskrug offenbar noch immer bei einzelnen alten Leuten erhalten ist, wäre es sehr

zu wünschen, wenn von den unzähligen Sommergästen, die alljährlich die Dörfer in der Mark aufsuchen, der eine oder andere sich solchen Nachforschungen widmen wollte. Namentlich auch die Neumark dürfte ins Auge zu fassen sein.

Weitere Mitteilungen über Nobiskrug finden sie bei Grimm, Deutsche Mythologie, 1876, II, 672, 837; III, 296; bei Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, 1848, 85, 131, 132, 484; bei Simrock, Deutsche Mythologie, 1887, 147, 444; bei R. Andree, braunschweigische Volkskunde, 1896, 65, 66.

---

**Der „Tote Mann“ bei Beutnitz**, 12 km von Krossen. 2 km von Beutnitz liegt im Walde ein Reisighaufen, auf welchen Vorübergehende Zweige werfen (Kiefernzweige), hier wurde vor ca. 50 Jahren der Schweinehändler Zilm erschlagen, als er einst früh morgens nach Karge bei Schwiebus gehen wollte, um dort auf dem Markte Schweine einzukaufen.

Als er daheim seine Geldkatze umschnallte und mit Geld füllte, sagte seine Frau zu ihm: Mir ist heut so unheimlich; lass doch den Hund hier, damit ich nicht ganz allein bin.

Der Mörder hatte schon lange die Absicht gehabt, den Zilm zu erschlagen und zu berauben. Heut hatte er sich an das Fenster der Zilmschen Wohnung geschlichen, um zu erspähen, wieviel Geld und was für Geldsorten Zilm mitnehmen würde. Er lief dann voraus und verbarg sich hinter einem Busch. Ahnungslos kam Zilm seines Weges daher; hätte er seinen Hund heut bei sich gehabt, so würde dieser wahrscheinlich den Bösewicht aufgespürt haben. So aber konnte dieser sein Gewehr unbemerkt anlegen. Der Schuss krachte, und getroffen brach Zilm zusammen. Doch hatte der Mörder nicht richtig getroffen, Zilm lebte noch. Der Mörder sprang nun auf ihn zu und würgte ihn. Zilm schrie: Mensch, Du wirst mich doch nicht erschlagen? Dann brach er ohnmächtig zusammen. Nun beraubte ihn der andere seines Geldes und floh.

Aber Zilm kam trotz der schweren Verletzungen wieder zu sich; er konnte sich noch bis Krossen schleppen und dort den Räuber namhaft machen. Dann starb er infolge des ausgestandenen Schrecks.

So erzählte mir heut am Mordstein bei Herzfelde (Rüdersdorf) ein Verwandter des Zilm, der Hauseigentümer Borchert aus Herzfelde bei Berlin. Es ist also diesmal sicher verbürgt, dass der Ermordete ein Schweinehändler war.

Monke. 8. 6. 02.

---

**Der „alte Hof“** bei Schönwalde (Niederbarnim) liegt in der Nähe der Station Schönwalde (Gr. Schönebecker Bahn). Früher soll die Stelle mit Buchen bestanden gewesen sein. Man erzählt, dass dort zuweilen das Läuten versunkener Glocken gehört worden sei. Ferner wird behauptet, ein unterirdischer Gang habe von hier nach der Mönchsmühle geführt. Vermutlich war der „alte Hof“ eine Ansiedlung der Lehniner Mönche, die ja in dieser Gegend eine ganze Anzahl von Besitzungen hatten (Schöner-

linde, Basdorf, Klosterfelde, Zehlendorf), und die Sage von dem unterirdischen Gang scheint die Beziehungen ausdrücken zu wollen, welche zwischen diesem alten Hof und einer anderen Niederlassung der Cistercienser bestand.

Berlin 17. 1. 1904.

Otto Monke.

**Das Annoncen-Taschentuch** ist die letzte Pariser Neuheit. Es ist, wie sein genialer Erfinder sagt, „niedlich, reizend und äusserst praktisch!“ Dieses patentamtlich geschützte Taschentuch ist besät mit Annoncen aller Art und in allen Farben. Es soll an allen öffentlichen Orten, in Hotels, Restaurants, Pensionen, Theatern, auf Bahnhöfen u. s. w. gratis verteilt werden. „Seine Originalität, seine ungeheure und unentgeltliche Verbreitung,“ sagt der Erfinder, „bieten sichere Garantie für einen noch nicht dagewesenen Erfolg. Es wird überall gut aufgenommen werden; man wird es nicht, wie eine banale papierne Reklame, fortwerfen, nachdem man es gelesen; man wird es behalten, man wird den passenden Gebrauch davon machen und schon deshalb genötigt sein, es immer und immer wieder zu lesen.“ Der Erfinder scheint zu vergessen, dass es nicht zum guten Ton gehört, ins Taschentuch hineinzusehen, nachdem man es benutzt hat. „Alle,“ fährt er fort, „werden es mit Vergnügen in die Hand nehmen, der Reiche wie der Arme.“ Man kann hieraus auf den Optimismus des Erfinders schliessen. Ohne ihn kränken zu wollen, müssen wir doch gestehen, dass wir uns die eleganten jungen Herren nicht gut mit einem aus der Brusttasche hervorschauenden Taschentuchzipfel denken können, auf welchen das beste Mundwasser oder die allerneueste Suppenwürze angepriesen wäre. Und man stelle sich einmal eine hübsche junge Dame vor, die sich auf einem Balle mit einem Taschentuche Luft zufächelte, auf welchem der allein echte Reispuder des Herrn X. oder das unübertroffene Haarfärbemittel des Herrn Z. empfohlen wäre! Was aber die Armen und Besitzlosen betrifft, so werden sie allerdings sehr zufrieden sein, dass sie endlich einmal zu einem Taschentuche kommen, und sei es selbst ein Taschentuch mit Annoncen und Reklamen, ein Erinnerungs- oder Gedächtnistüchlein.

Frankfurter Oderzeitung, Dezember 1902.

Auf der Lepkeschen Auktion am 16. März 1898 kamen zur Versteigerung u. a. vier bedruckte und teilweise kolorierte weisse französische Seidenripsbänder an einer Blechrolle befestigt. XVIII. Jahrh. Nach Art der sogenannten Vivatbänder mit diversen Darstellungen von 68 Standarten- und 104 Fahnenträgern, Fähndrichen etc. diverser Regimenter, welche unter jeder Figur nebst Nummer genannt sind. Das oberste Band zeigt Kavallerie mit einer Kavallerie-Kriegstrophäe nebst Fahnen und Standarten am Kopf sowie dem Königlichen französischen Lilienwappen, darunter die Aufschrift: „Etat de la Cavalerie Française et étrangère.“ Das zweite Band ebenfalls Kavallerie. Das dritte Band zeigt Infanterie, ebenfalls eine Kriegstrophäe mit dem gleichen Wappen, Kanonen etc. und darunter die Aufschrift: „Etat Militaire de France: Infanterie Française et étrangère.“ Das vierte ebenfalls

Infanterie. Länge der vier gleich grossen Bänder 39, Breite 4,3 cm. Die selben sind oben an der Rolle befestigt und unten zusammengenäht. Seltenes und interessantes Stück, welches wegen zu hohen Preises leider vom Märk. Prov. Museum nicht erworben werden konnte.

Wegen der Erinnerungs-Tücher und Bänder sei im übrigen verwiesen auf Brandenburgia III. 305 flg.; IV. 11 flg.; 257 flg., 332; V. 445 und IX. 502.

---

## Fragekasten.

---

**Hammel-Auskreiden.** Von Mitte Februar ab bewaffnet sich die Erste Abteilung der Konfirmanden, Knaben wie Mädchen, mit gewaltigen Kreidestücken und harrt in sehnsüchtiger Unruhe des Augenblicks, in dem angekündigt wird: „Die zweite Abteilung braucht von nun ab nicht weiter zu kommen.“ Kaum ist solches Wort verlautet, so erscheinen im Nu und verschwinden eben so schnell in den Händen von Abteilung I die dräuenden Kreidewaffen. Im Unterrichtslokal noch nicht, aber alsbald vor der Schulaustür beginnt zwischen I. und II. ein wildes Katzbalgen: Abt. I müht sich, der anderen drei bis fünf Kreuze auf den Rücken zu zeichnen. Die teils zu Lande, teils zu Wasser in drei Richtungen Flichenden werden mit unglaublichen Raffinement verfolgt und abgeschnitten. Und die Alten, in Seedorf wie in Eldenburg (das dritte Dorf Breetz liegt zu fern), betrachten mit frohem Erinnerungslachen dieses listige Übermutsringen, während die gestrengen Herren Lehrer mühsam das missbilligende Zwischenschelten zurtlekhaltten.

Der eigenartige Name ist wohl Analogie der Bezeichnung für „Merzschafe“, die gewöhnlich aus den grossen Herden mit Rotstift ausgesondert werden.

Woher aber mag der Brauch stammen, was mag er bedeuten?

E. Handtmann.

---

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cöstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

# **Eingemauerte Segenssprüche in mittelalterlichen Bauwerken**

von Oberlehrer Dr. Muchau-Brandenburg.

In den hohlen Turmknöpfen, welche dem Kreuz auf unseren Kirchen Halt und Stütze geben, pflegen wir seit Jahrhunderten allerlei schriftliche Andenken an die Erbauung des Gotteshauses oder an seine Krönung durch das Kreuzessymbol zu verschließen, damit spätere Geschlechter bei einer Reparatur hierdurch von ihren Altvorderen Kunde erhalten. Nicht nur die Abschrift der betr. Urkunde, auch Zeitungen und gleichzeitige Broschüren, auch selbst Geldstücke werden zu diesem Zwecke verwendet. War dies auch schon im Mittelalter der Fall? Wohl kaum. Die Gründungsurkunde — oder eine Abschrift derselben — wurde wohl niemals, in einer Kapsel verschlossen, dem Gebäude durch Einmauerung einverleibt, sondern eine Tafel von gebrannten Ziegeln gab — gewöhnlich neben dem Portale — den späteren Enkeln Kunde von der vollzogenen Erbauung. Fand nun im Mittelalter überhaupt keine Einmauerung irgendwelcher Urkunde statt? Diese Frage sollen die folgenden Zeilen ergründen helfen, indem die in der alten Chur- und Hauptstadt Brandenburg vorhandenen Inschriften daraufhin geprüft werden sollen\*). Selbstverständlich wird mir jede Meinungsäußerung aus dem Leserkreise, die zur Lösung dieser ebenso interessanten als schwierigen Frage beitragen kann, willkommen sein.

Überblicken wir die hier in Brandenburg an mittelalterlichen Gebäuden vorgefundenen Urkunden und Inschriften, so lassen sich dieselben in folgende 3 Klassen teilen:

## **I. Gründungsurkunden an den Wandflächen.**

1. Katharinenkirche. 1401.
2. Mühlentorturm. 1411.
3. Bischofshof. 1465.

---

\*) Vergleiche hierüber meinen Artikel im „Roland“ 1904. No. 19 und 20.

4. Salderische Schule (aus dem Bischofshof entstanden) 1589.
5. Die leider nicht gleichzeitige, sondern aus der Reformationszeit stammende Urkunde (1574) über die Gründung des Pauliklosters (1286) an der Südwand des Chors.

II. Wandinschriften, welche in Form eines Spruches den Eintretenden über die Bedeutung des Gebäudes und seiner Bewohner aufklären.

1. Wandspruch im Hauptflur (?) des Pauliklosters (Worte des hl. Hieronymus).
2. Säuleninschrift in der Nikolaikirche.
3. Psalmeninschriften im Chor der Paulikirche.

III. Eingemauerte Segenssprüche, welche dem Gebäude dauernden Bestand sichern sollen.

1. Inschrift auf einem Ziegelstein des Steintorturmes.

Daß zwischen diesen Klassen I bis III ein innerer Zusammenhang und gedanklicher Fortschritt besteht, ist — so hoffe ich — jedem Leser leicht verständlich. Neben der von außen lesbaren rein schematischen Urkunde an der Frontseite (I) erscheint zuweilen ein das Wesen des Gebäudes erläuternder Spruch an einer Innenwand (II); doch geht der Zweck derartiger Sprüche über die bloße Belehrung des Beschauers und die Aufmunterung Gott zu loben (Psalmeninschriften der Paulikirche (II, 3), die auch bei neueren Kirchenbauten oft verwendet wird (Bibelsprüche der Friedenskirche zu Potsdam), oft weit hinaus; die ernste Inschrift an der Flurwand des Pauliklosters (II, 1), die jedem ins Gewissen rief, daß er nur lebe, um zum Gericht zu kommen, übte mit ihrer herzerschütternden Wucht gewissermaßen eine zauberische Wirkung aus, sodaß jeder, der aus- und einging, im Bannkreis dieser Worte, dank der religiösen Lebensauffassung des Mittelalters nur für das Wohlergehen des Klosters und des Ordens lebte und webte. — So kommt die Wirkung eines solchen Spruches sehr nahe an den vermeintlichen Einfluß gewisser Segenssprüche heran, mit denen man den Gebäuden im Mittelalter und noch später in katholischen Gegenden Bestand zu verleihen suchte.

. . . . Sankt Florian!

Verschon' dies Haus, zünd' andre an!

so liest man noch heut zuweilen an einzelnen Häusern in Tirol und Oberbayern; daß dieser anscheinend katholische Brauch, die Gebäude durch Segenssprüche zu weihen, bis auf das heidnisch-germanische Altertum zurückgeht, bezweifelt niemand. „Die älteste Form des Besegnens oder Besprechens ist die Rune oder das Lied“; so heißt es in Götzingers Reallexicon der deutschen Altertümer, „diese können töten und vom Tode wecken wie gegen den Tod sichern; heilen und krank machen, Wunden binden, Blut stillen, Schmerzen mildern, Schlaf erregen, Feuer löschen, Meerstürme säuften, Regen und Hagel schicken,



Bande sprengen (Merseburger Zaubersprüche), Riegel abstossen, Berge öffnen und schließen, Schätze auf tun, Geburten verzögern, Waffen fest und weich, Schwerter taub machen; Knoten schürzen, die Rinde vom Baum lösen, Saat verderben, böse Geister rufen und bannen, Diebe binden.“ (Vgl. auch Wuttke, Aberglauben § 221—242). „Oft sind in christlich geformten Segen die heidnischen Grundlagen noch unverkennbar; an Stelle Wodans, Donars, der Frigg traten Christus, Petrus und Maria, zuweilen auch die heilige Lucia mit den 3 Töchtern (Nornen). Für den Gewittergott Donar ist St. Florian eingetreten, der gewöhnlich als Krieger und mit einem Gefäß Flammen ausgießend dargestellt wird. Angesichts dieser Tatsachen halte ich es für durchaus wahrscheinlich, daß sich bei den Erbauern wichtiger Gebäude, welche von Stürmen, Feuersbrünsten und Kriegsnot bedroht wurden, der Wunsch geregt habe, dem Bauwerk einen Segensspruch mitzugeben, der dasselbe gegen alle Gefahren feite und festigte. Eine Anrufung jenes Feuer-Heiligen war wohl für Norddeutschland ausgeschlossen, besonders da St. Florian seit 1183 Schutzpatron Polens geworden war. Er konnte dann wohl an die Stelle eines solchen Feuersegens bei Profanbauten, die nicht wie die Kirchen schon durch die Umschrift der Glocken (vgl. Bergau Inventar S. 98, z. B. „Dem Haus hilf aus Not, Maria gieb Brod“, Schwanebeck bei Belzig) und deren Geläut (*fulgura frango*) gegen Feuer- und Blitzgefahr gesichert schienen,\*) einfach ein Vers aus der heiligen Messe treten, der durch seinen Wortlaut den Schutz Gottes herabflehte. War aber die offene Anbringung an der Außen- oder Innenwand solcher Bauwerke aus irgendwelchen Gründen untunlich, so mauerte man den Stein mit dem Segensspruch einfach in die Mauer hinein, und die Bauleute waren jetzt dessen sicher, daß dem Gebäude nun nichts Schlimmes widerfahren könne.

Ein solcher Fall liegt nun m. E. vor bei der Inschrift des Brandenburger Steintorturmes, der — nach Adler um 1380 erbaut — am Ufer des Schleusenkanals an der Südwestseite den Feinden den Eintritt in die Stadt wehrte. Dieselbe befindet sich auf einem Ziegelstein, welcher 1886 bei der Renovierung des Turmes von den Maurern herausgebrochen wurde und bis dahin nur mit der schmalen Kopfseite (als sogenannter Strecker) von außen sichtbar gewesen war, sodaß man die Schrift nicht sah.

Eine Reihe von Worten dieser 3zeiligen Inschrift, welche lange jeder Erklärung widerstand, vermochte ich nach Herstellung einer Photographie zu lesen, vollständig ist sie von Herrn Universitäts-Professor Dr. M. Tangl zu Berlin entziffert worden. Sie lautet nach Einfügung der durch Abkürzung und durch die Verstümmelung des Steines ausgefallenen Buchstaben:

---

\*) Über die magische Wirksamkeit einzelner zauberkräftiger Spruchformeln siehe den Artikel „Glocke“ in Götzingers Reallexicon S. 216.

Adiutor(i)um n(ost)r(u)m in (nomine) d(o)m(ini) qui fecit celu(m)  
et terram, adintro (ibo ad a)ltare d(ei) ad (deum q) ui  
letificat iuventutem me(am).

und enthält den Anfang des Introitus der römisch-katholischen Messe, zu deutsch: Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat (Psalm 124,8). Ich werde eingehen zum Altare Gottes, zum Gott, der meine Jugend erfreut (Ps. 43,4).

Daß diese Worte von der Hand eines Klerikers in den noch feuchten Ziegelstein eingeritzt worden sind, ist zweifellos; ob der Schreiber aber dies rein zufällig oder mit einer bestimmten Absicht getan habe, darüber hat in der Sitzung unseres Historischen Vereins (Winter 1901) bei der auf meinen Vortrag folgenden Besprechung niemand eine bestimmte Ansicht laut werden lassen. Wenn man also nicht eine rein zwecklose Spielerei eines Unberufenen annehmen will, so dürfte wohl die von mir gegebene Vermutung, daß wir in diesem Spruch einen Bausegen vor uns haben, eine annehmbare Erklärung dieses sonderbaren Tatbestandes enthalten. Ich lege dabei, wie ich ausdrücklich betone, kein Gewicht darauf, ob die Erbauer sich bei der Einfügung dieses Spruches mehr von ihrer abergläubischen Lebensanschauung leiten ließen (noch 1619 verkaufte die vom Brandenburger Schöppenstuhl verurteilte Tangermünderin Grete Minde als Landstreicherin „Allraunmännchen“ vgl. Lud. Parisius „Bilder aus der Altmark“, Seite 74), oder ob sich hierin eine von wahrer Religiosität und unerschütterlichem Gottvertrauen zeugende Gesinnung kund tut, die unseren Vorfahren Ehre macht. — Als ich Herrn Geheimrat Friedel bei seinem Besuche unserer Stadt am 11. Oktober 1903 im Steintorturm die Inschrift zeigte und wir den Zweck derselben besprachen, führte er als Beispiel die Tatsache an, daß sich in katholischen Gegenden oft die Worte Ave Maria so vorfinden, derselbe bemerkte auch, daß beim Abbruch der Fundamente der nach Babelsberg versetzten berlinischen Gerichtslaube ein Mauerstein mit denselben eingeritzten Worten aus dem 13. Jahrhundert ausgegraben worden sei. Dieser Stein wird unter B. X. 6 im Märkischen Museum verwahrt, 28 cm lang, 15 cm breit, 10 cm hoch. Beschrieben bei Buchholz: Verz. der im M. Prov.-Museum befindlichen Altertümer. Berlin 1880. S. 20.

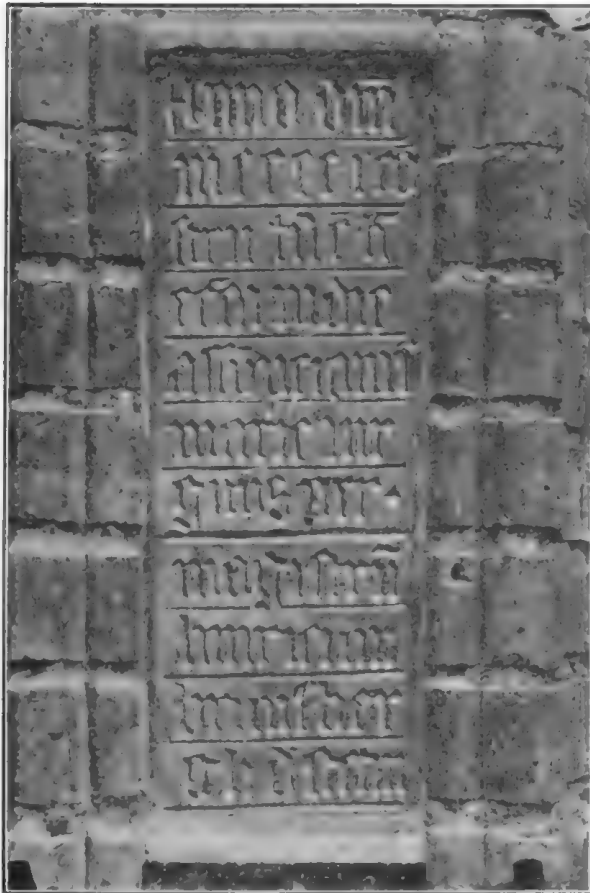
Nun haben wir aber über der Betrachtung des Zusammenhanges zwischen den Klassen I bis II und III ganz den wichtigen Unterschied vergessen, der zwischen ihnen obwaltet; dieser Unterschied ist sogar zweifacher Art. Denn 1) ist die Steintorinschrift nicht (wie I, 1 und I, 2) von einem geschickten Bauhandwerker in eine Backsteintafel eingemeißelt oder (wie II, 1—3) von einem Tüncher auf die Wand gemalt, sondern die Buchstaben sind von dem Ziegelstreicher vor dem Brand in den noch feuchten Backstein mit Kursivschrift eingeschrieben. 2) Die Her-

stellung der Inschrift ist nicht (wie I, 1—II, 3) offiziell durch einen Willensakt des Erbauers vollzogen, sondern der Stein ist vielleicht ganz ohne Wissen desselben mit den Psalmworten versehen worden. Mit anderen Worten: Die Steintorinschrift gehört unter die Einkritzungen, die man als Graffiti zu bezeichnen pflegt; allerdings ist bei dem hier in Frage kommenden Begriff diejenige Art von Graffiti, welche erst später in die schon Jahrhunderte alte Mauer eingeritzt sind (z. B. Peter Wannemachers Wandinschrift a. 1622, vgl. Jork, Führer durch Brandenburg 1903, Seite 139) ganz auszuschließen; solche heißen genauer Sgraffiti. Kein Geringerer, als Oberpfarrer D. Wernecke, der namhafte, hochverdiente Kenner der kirchlichen Altertümer der Mark, hat diese Graffito-Natur unserer Inschrift mit denkbar größter Schärfe betont. Dennoch ist auch er wohl der Meinung, daß nicht alle Graffiti einander gleichwertig sind. Schreibt er doch in seinem hierüber an mich gerichteten Briefe: „Mir selbst ist auf diesem Gebiete, in dem, was ich früher persönlich besichtigt oder Berichte darüber gelesen habe, ein Beispiel von solcher Länge des Graffito noch nicht vorgekommen.“ Dieses Zugeständnis des kenntnisreichen Forschers ist von einschneidender Wichtigkeit. Denn wie so oft ein Ding durch äußerliche Vergrößerung auch seine Natur ändert — *navis longa* heißt nicht langes Schiff, sondern Kriegsschiff —, so muß auch ein dreizeiliges Graffito mit 20 Worten eben ganz anders beurteilt werden, als eins, das nur 1—3 Worte umfaßt. Und dies umsomehr, als ja sicherlich neben diesem Inschriftenstein noch ein zweiter (vielleicht auch ein dritter oder vierter) gesessen hat, von dem bei der Renovierung des Turms nur ein Bruchstück mit dem Worte . . . *tis* gerettet worden ist, das, wie Herr Prof. Tangl ausdrücklich erklärt, in einen anderen Zusammenhang gehört. Zwischen den Ziegelstreichern, die nach recht alter Sitte — wie Oberpf. W. schreibt — „teils ihren Namen, teils Jahreszahlen, teils kleinere Bilder, teils wirkliche Inschriften meist spaßhaften, aber auch ernsthaften und Gebets-Inhalts in die feuchten Steine vor dem Brande einzukratzen liebten, und dem Verfertiger des uns vorliegenden Steines ist doch ein gewaltiger Unterschied. Denn da die Ziegelstreicher, die in jener Zeit meist der Schreibkunst unkundig waren, sich — wie es in dem Briefe weiter heißt — „der Hilfe von Schreibkundigen bedienten“, diese aber meist Geistliche waren, so ist, meine ich, bei dieser lateinischen Inschrift der religiös-kirchliche Nebenzweck, den diese scheinbar unabsichtliche Kritzerei hat, unschwer zu erkennen. Um 1450 (in diese Zeit nämlich setzt auch Prof. Adler nach einer brieflichen Mitteilung jetzt die Erbauung [statt 1380], sodaß seine Ansicht mit der Prof. Tangl's übereinstimmt), wo die Weissagung des Hus von dem „kommenden Schwan“ schon manchem die Augen geöffnet, waren die Machthaber der röm.-katholischen Kirche natürlich mehr denn je bemüht, dem

Einfluß der Geistlichkeit das gesamte Leben der Laienwelt zu unterstellen, und machten krampfhaftige Anstrengungen für die Unzahl von messelesenden Klerikern auf Kosten reicher Bürger immer neue Altäre zu stiften (vgl. die Inschrift aus St. Gotthard Fig. 10.) Unter solchen Umständen ist es denn wohl nicht zu verwundern, daß sie sich auch die harmlose Spielerei der Ziegelbrenner und ihre Sucht, die Steine zu bekritzeln, für ihre Zwecke dienstbar zu machen suchten und ihnen die besagten Schreiberdienste nur leisteten, wenn wichtige Psalmenworte aus der fast täglich gelesenen Messe als Inschrift gewählt werden sollten. Dadurch war ja gewissermaßen dreien geholfen: 1) der Kirche, denn sie hatte das Bewußtsein, alle und jede Tätigkeit der Bürger, selbst die nebensächlichste, unter ihrer Obhut zu haben und die weltliche Lust an Späßen durch kirchliche Frömmigkeit zu verdrängen; 2) den Ziegelbrennern, denn sicherlich waren sie noch besonders stolz, wenn statt ihrer Krähenfüße und ungeschickten Kritzeleien der geistliche Herr die ihnen unverständlichen, aber doch vielgehörten Worte der Messe auf ihre Ziegel schrieb; 3) dem Bauwerk selbst, welches ja, da es als Bollwerk gegen das fehdelustige Magdeburg dienen sollte, es sehr nötig hatte, daß ihm die besten Glück- und Segenswünsche für seine Erbauung mitgegeben wurden. Was konnte es aber besseres und heilkräftigeres geben, als das auch in unserer deutschen Liturgie wuchtig anhebende Psalmwort: „Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn.“ — Daß bei dieser heimlichen Zuwendung eines segenbringenden Spruches nicht an eine offizielle Weihung des Turmes, wie dies bei Kirchen durch den Bischof oder Weihbischof geschah und noch geschieht, zu denken ist, brauche ich wohl nicht erst zu bemerken. Wenn man bei Kirchen — wie Oberpf. W. schreibt — mehrfach Reliquienteilchen (Altarplatte der hiesigen Dom-Krypta) oder gar kleine Lebewesen mit einmauerte, um dem Bauwerk Bestand zu verleihen, so wird es wohl mit unserem eingemauerten Segensspruch eine ähnliche Bewandtnis gehabt haben. In jenem Zeitalter, wo geweihte Kerzen, geweihte Rosenkränze, geweihte Heiligenbilder die größte Rolle spielten, ist es nicht undenkbar, daß die Ziegelstreicher unter tausenden von Steinen einen besonders weihen ließen. Jedenfalls ist der Stein überaus merkwürdig und jeder wird Herrn Prof. Adler Recht geben, wenn er schreibt: „Besonders interessant war mir die neue Inschrift wegen ihres Inhalts.“

Figur 1.

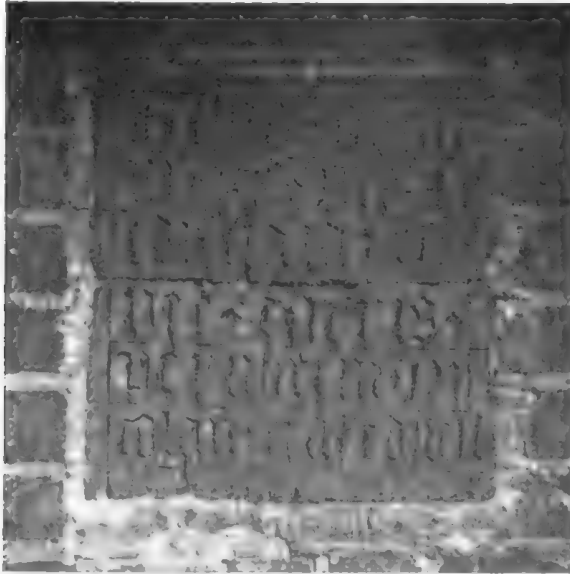
I, 1. Inschrift der Katharinenkirche 1401.



Anno domini 1401 constructa est haec ecclesia in die assumptionis mariae virginis  
per magistrum hinricum brunsberg de stettin.

Fig. 2.

I, 2. Inschrift des Møhlentorturms 1411.



Anno domini 1411 edificata est haec turris per magistrum nicolaum craft de stettin.

Fig. 3.

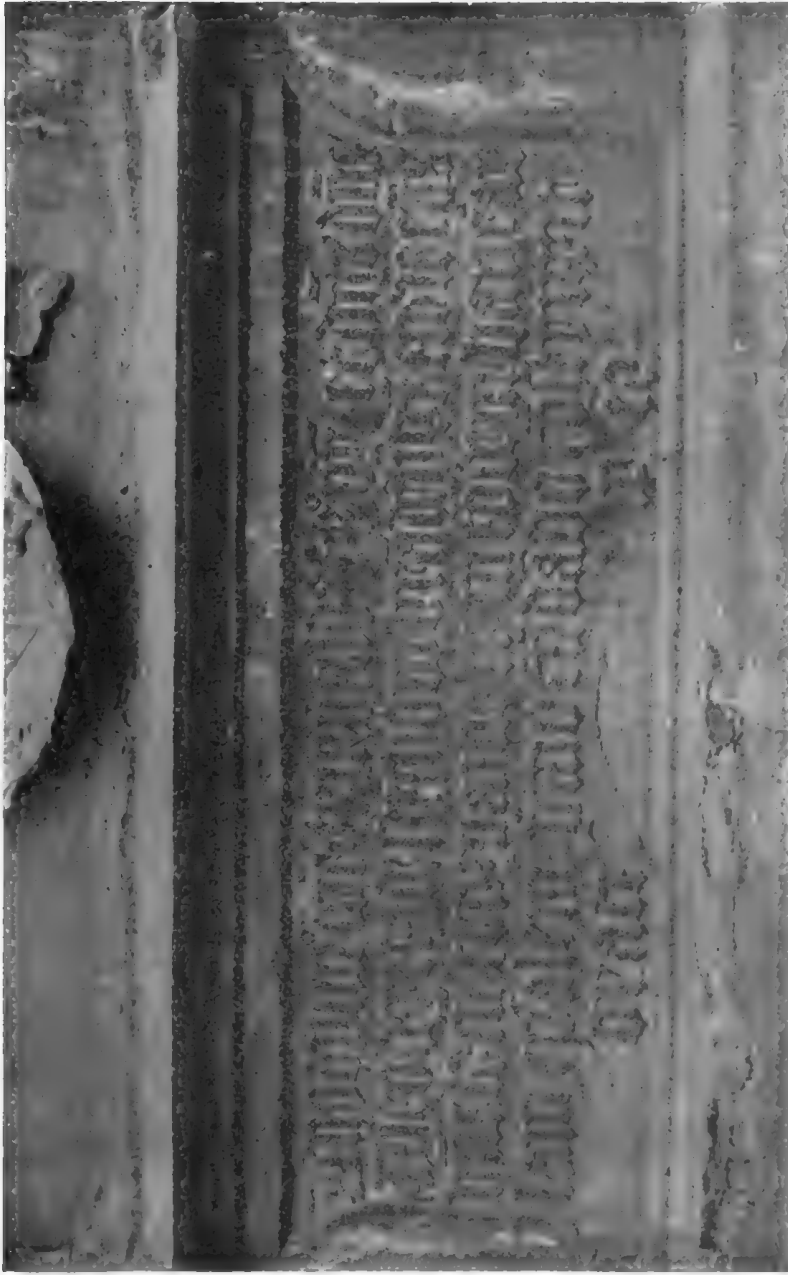
I, 3. Inschrift des Bischofshofes 1465.

Zu Fig. 3.

Anno domini MCCCCLXI Reverendus  
in Christo pater et dominus dominus  
Theodoricus de stechow brandenburgensis  
ecclesiae episcopus hunc locum com-  
paravit et in eodem hanc aulam  
episcopalem primo fundando construxit  
orate pro eo.



Fig. 3a (Inschrift vergrößert) zu I, 3.



Anno dñi m°c<sup>o</sup>cc<sup>o</sup> L<sup>o</sup>XI Rv<sup>o</sup>nd<sup>o</sup>) IX p̄r et dñs dñs theodor<sup>o</sup>) de Stechow brad<sup>o</sup>ge ecclie c<sup>o</sup>p̄s hnc locū comparuit et in eodem hanc av lam epalem p̄mo fundado construxit orate p̄ eo.

Anno domini MCCCIXI Reverendus in Christo pater et dominus, dominus Theodoricus de Stechow Brandenburgensis ecclesiae episcopus hunc locum comparavit et in eodem hanc aulam episcopalem primo fundando construxit, orate pro eo.

Fig. 4.

I, 4. Inschrift der Salderischen Schule 1580.

SALDERISCHE SCHVLE  
 MOBILITATE GENERIS, PIETATE AC VIRTYTE  
 PRÆSTANTISSIMA DOMINA, GERTRYDIS  
 HAKEN EX CASTRO STYLPEN ORIVNDA  
 MATTHIÆ A SALDERN QVONDAM ILLVSTR  
 ISSIMORVM ELECTORVM MARCHIONVM  
 BRANDEBVRGENSIVM ET CONSILIARII  
 INTIMI, VIDVA, HVIVS SCHOLÆ FVNDATRIX.  
 ANNO DOMINI 1580.

Die edele undt viel tugentsame frau Gertrut geborne Haken  
 uff Stulpe, Matthias von Saldern Churfürstlichen Branden-  
 burgischen Kemmerers unndt geheimbsten Ratt Seligen,  
 nachgelassene Widfrau, dieser Schulen Stiefterin. (Eigene  
 Übertragung d. Stifterin).

Fig. 5.

I, 5. Inschrift im Chor der Paulikirche 1574.

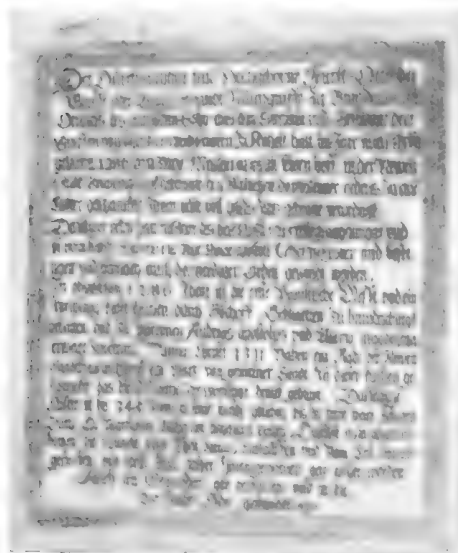
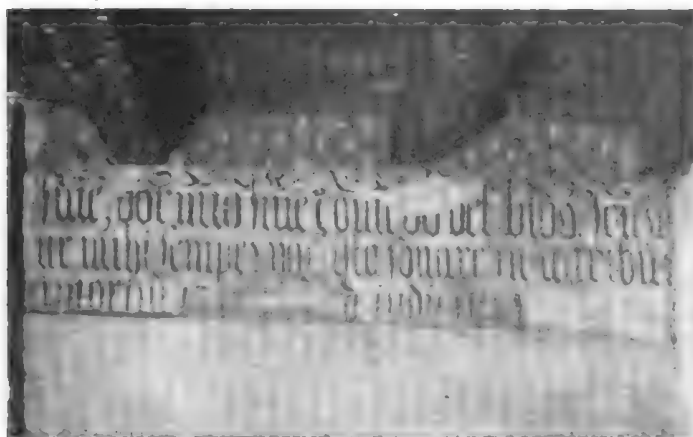




Fig. 6.

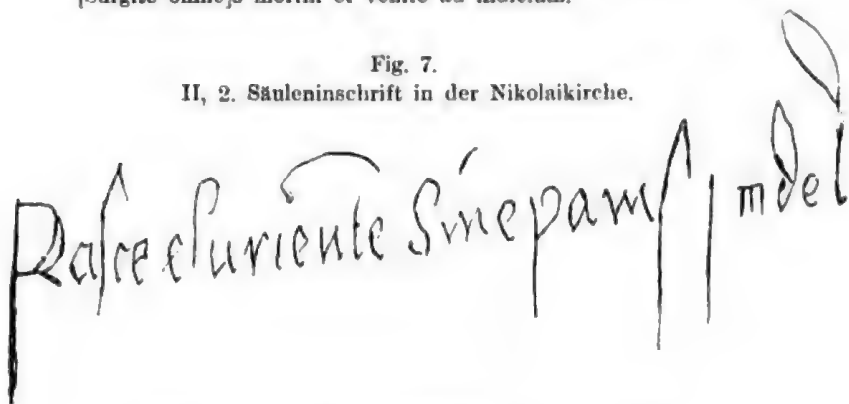
II, 1. Wandspruch im Paulikloster.



[Sive vigilo] sive dormio sive comedo vel bibo seu a [liud]  
 [Facio vide] tur mihi semper vox ista sonare in auribus [meis]  
 [Surgite omne]s mortui et venite ad iudicium.

Fig. 7.

II, 2. Säuleninschrift in der Nikolaikirche.



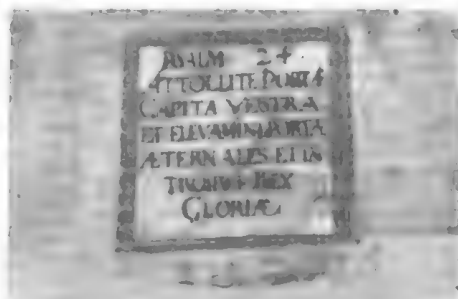
Pasce esurientem, domine panis . . . . . (?)

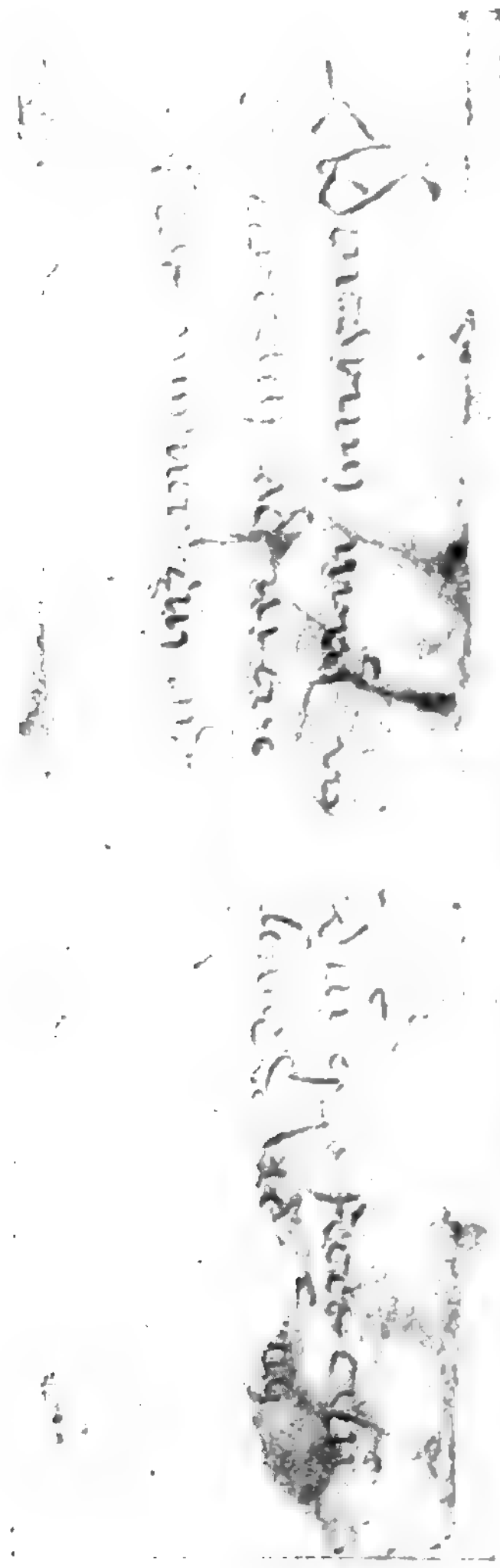
Fig. 8.

II, 3. Psalm im Chor der Paulikirche.

Zu Fig. 8.

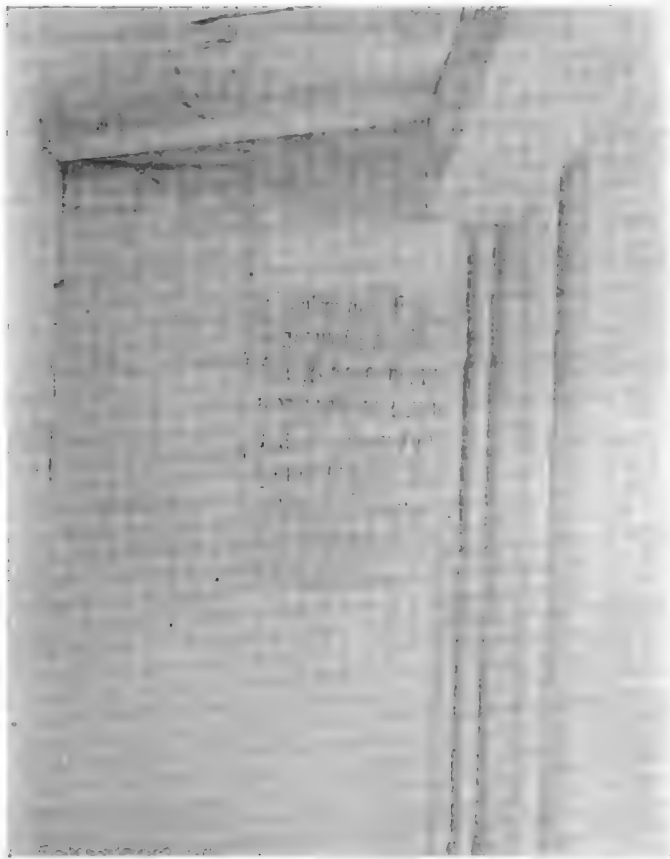
z. Deutsch: Erhebet, ihr Tore, eure  
 Häupter und erhöht euch, ihr ewigen  
 Pforten, daß der König der Ehren  
 einziehe.





III, 1. Inschrift auf einem Steine des Steinturmes.  
Figur 9.

Figur 10.



Consecratum est hoc altare ip(s)o die amalb(er)gae v(ir)g(in)is per Reverendum in  
 Chr(ist)o patrem et d(o)m(in)u(m), d(o)m(in)u(m) Arnoldum Ep(iscopu)m Brand  
 (enburgensem) In hono(r)e(m) S(anc)t(a)e et indiividu(a)e Trinitatis (et luc(a)e  
 ew(a)ngelist(a)e d . . . . Rustici et Eleuteri . . . .

## Zwei Luckauer Urkunden.

### I.

Wir Wladislaw von gottes gnaden Zu Ungern, Behmen, Dalmacien, Croacien etc. König, Marggraw zu Merhern, Hertzog Zu Luxemburg und /\*) in Slezien und Marggraw Zu Lausiz etc. Bekennen, daz wir angesehen haben dye duemütigen Bethe, mannichfeldigen unsern vorfarn und / uns gethonen dinst der Ersamen unser Lieben getreuen Burge- maister, Rathmann und gannzer gemeyne unser Stat Lukaw und woraus / daz uns aus Freundlicher mildigkait sy als ein Hawbtstat unsers Marggrafentumb Nider Lausiz fue anndern Ze Zieren und mit gnaden zebe / dennken zimet.....<sup>1</sup>.....,\*\*) daz sy nun und ze ewige Zeiten In aller gemeiner Stat Sachen gegen uns und allermeniglich fürsten, geistlich und weltlich, / und sonst jedenn manes, welches Ambt wer oder wesen, der sey geistlich oder weltlich, Lanndes und Steten mit Rotem Wachs gleich anndern Steten, / von unsern Vorfarn oder uns damit begnadet, Siglen sollen und megen, gnediglich Zuegegeben vergunst und des gefreyt, Zuegeben vergönnen / und freyen sy und <sup>1</sup> Nachkomben des hiemit in crafft unsers brive aus Behmischer Königlicher macht wissenntlich unwiderrufflich und / wellen, daz sy sich solcher unser Freyhait als oben stet gemmeniglich In gemeiner stat Sachen, wie die sein mögen an unser, unser Nachkomben, / unser und derer unterthanen onwed nachred oder verkleinung gebrauchen sollen und mögen. Gebieten darauf allenn unsern Kunigreich und Firsten- tumber, Lannden, Steten / Inwonern und allen unsern Ambtslewtn sy solcher unser Freyhait bewillich gebrauchen ze lassen, dabey Hannt haben, Truzen und schyrmen, als lieb einem jedern sey / Unser swere ungnad ze vermeyden. Des zu Urkunt haben wir unser Kuniglich Insigl an den briw lassen henngen, Der geben ist zu Ofenn an Mitwoch nach Concepciones marie Virginis nach Cqi / geburd Vierzehennhundert darnach in dem Zway und neuenzigisten Unser Reichs des <sup>1</sup> und im dritt n und des Behmischen im zwayundzwanzigisten Jarenn.

\*) Die Striche bezeichnen die Zeilenlängen im Original.

\*\*\*) Die Punkte unleserliche Worte.

## II.

Wir Wenzlaw von gotis gnaden Romischer Kunig zu allen zeiten merer des Reichs und Kunig zu Beheim Bekennen und tun kund / öffentlichen mit diesen briewe allen den, die in sehen oder horent lesen, daz wir durch manigwalde dienste und trewe, die uns und der crone / zu Beheim und ouch seliger gedechtnisse dem Allerdurchleuchtigsten .....<sup>1</sup> unsern hohe hrn und vater keiser Karl die burger und ge / meyne unsr Stat zu Luckaw von lange zeiten bis her oft willichchen und nutzlichen erzeugt habn, teglichen tun und noch tun sullen / und meynen, in kunftige zeiten zu nuze und besserung, dselbn stat mit wolbedachtem mute und gutem Rate unsr und der Cronen zu / Beheim firsten, Edlen und getreuen denselbn Burgern und Inwonern derselben Stat zu Luckaw und allen iren nachkome von stund / en gnaden erlaubt und gunnet haben erlauben und gunnen alz mit crafft dis briewes rechter Wissen und kuniclicher macht zu Behm / cya rechte munze kleynes geldes und doruf eyn gebrechte und zeichen von eynen halben lewen und uf das Korn do das gelt das / .....<sup>1</sup> .....<sup>2</sup> .....<sup>3</sup> ..... geslagen wirt finden und slahen sullen und mogen mit name achtzehen fur eynen Beheymschn grossen / daz wir in gelouben zu neu treuwen zu setzen das sie die nicht ergern und darumb so gebietten wir allen firsten, geistlichen und / werelichen Grafen herren dinstluten Rittern Knechten Amptluten Gemeynscheffn der Stete Merkte und Dorffer und allen / andern unsen leyde des Reichs und der Cronen zu Beheim undertane und getrewen ernstlichen und befelichen, bey unsn hulden / das sie alle, noch iglicher die egenen Burger und Stat zu Luckaw an sulcher munze nicht hindern noch irren sullen in dheneweis, noch jemand gestatten, das er es tue .....<sup>1</sup> .....<sup>2</sup> ..... munze noch neu werden achtzehen fur eynen Beheymschen grossn als vorgeschri / bn stet neme und geben sullen und sie dazu hanthabn, schutzen und schirmen, als lange, bis das wir dieselbn munze widerrufen / wollen. wenn wer do wider tete, der were in unsr schwere ungenad vorwalln. mit Urkund dis briewes vorsigelt mit unsr kunic / licher maiestet Insigel Geben zu Nuremberg nach Christs geburt dreytzenhunder Jar und dornach in dem Czwey und Achtzigist / Jaren an Sand Veytestage Unsr Reiche, des Beheymschen in dem Neuen zehnd und des Romischen in dem Sechst Jaren.

Diese beiden Urkunden befinden sich im Archiv des Magistrats zu Luckau, Lausitz. Bei beiden fehlen die Siegel, doch sind die Schnitte für die Siegelstreifen vorhanden. Die erste Urkunde trägt auf der Rückseite den Vermerk Urkund K. Wladislai daz sigln mit Roth wachs bet und Johanns von Schellenberg cammerr d. Kunigr. Behmen (der Ausfertiger des Schriftstücks), die zweite die Bezeichnung Ad man tu regis p m Jawren, h̄ Withe kortelangen.

Scharnweber.

## Was sind Ringhen?

Eine Studie zu einer Eberswalder Urkunde von Wilhelm Anton Wegener.

Die in Eberswalde Mühlenstrasse 2 und 26 gelegenen Stolzeschen Mühlenwerke sind zuerst am 8. Mai 1307 urkundlich genannt. Markgraf Hermann bestimmte damals, daß die Dörfer Karutz, Gersdorf und Sommerfelde hier ihr Getreide und ihr Malz mahlen lassen sollten und hierzu den damaligen Besitzern der Mühle, Konrad von Finow und einem Meister Konrad, verpflichtet seien. Karutz lag in der gleichnamigen Heide in der Nähe von Gersdorf. Am 25. Juli 1353 verkaufte der Markgraf Ludwig der Römer zugleich im Namen seines Bruders Otto die Mühle für 90 Pfund Brandenburger Pfennige an die Stadt Eberswalde und die Stadt gab die Mühle zeitweise auf Wiederkauf hin an Mühlenmeister ab. Als der Rat von Eberswalde 1467 mit dem Mühlenmeister Appel einen Kontrakt wegen der Erbauung einer neuen Schneidemühle abschloss, setzte er auch die von dem Getreidemüller innezuhaltenden Bestimmungen über Kauf und Verkauf und über den Betrieb der Mühle in einer deutschen Urkunde schriftlich fest. Diese Urkunde steht im Original in einem alten Eberswalder Kopialbuch, welches im Stadtarchiv aufbewahrt wird, und gedruckt wurde dieselbe in Fischbachs Beschreibung von Neustadt-Eberswalde, S. 240 und 241, 1786, dann in Kungers Chronik von Neustadt-Eberswalde, S. 138—140, 1841, und in dem Codex diplomaticus Brandenburgensis von Riedel, A, XII, 329 und 330, 1857.

In dieser Urkunde nun kommt eine Stelle vor, welche in einem Ausdruck zuerst nicht recht verständlich ist, aber bei einiger Kenntnis der Verhältnisse im Mittelalter klar wird. Die Stelle hat nach Riedel folgenden Wortlaut: „Item em behoret eynen wagen uppe der Straten to hebben mit ringhen, den riken und armen ore mold unde rogge yn to furen unde or mell weder to huß, unde von XVI schepeln molt schall he nemen eynen penningk.“ Diese Stelle in die jetzige Sprachform übertragen: „Ferner hat er (der Getreidemüller) einen Wagen mit leichten Pferden auf der Straße zu halten, um den Reichen und den Armen ihr Malz und ihren Roggen hinein (in die Mühle) und ihr Mehl wieder nachhaus zu fahren, und von 16 Scheffeln Malz soll er einen Pfennig nehmen.“

In dieser Urkundenstelle ist der Ausdruck „mit ringhen“ zuerst unverständlich. Was sind „ringhen“? Hierauf giebt uns Pierers Universal-Konversationslexikon, 6. Auflage, Band 15, 1878, unter „Ringe Pferde“ eine Antwort. Es ist dort folgendes gesagt: „Ringe Pferde (Schwarze Reiter, von der Farbe ihrer Waffen) waren im Mittelalter die geringen leichten Pferde im Gegensatz zu den schweren (Spießern) und dienten den Reisisigen. Diese als Schützen mit Armbrust, später mit Pistol oder Stutzen mit Radschloß, Schwert, Stahlkragen, Küräß, Panzerärmeln, Blechhandschuhen und Pickelhauben bewehrt, bildeten ein zweites Glied hinter den Spießern und dienten als leichte Reiterei zum Verfolgen und Umschwärmen des Feindes auf dem Marsch, im Gefecht waren sie in besondere Schwadronen von großer Tiefe formiert. Kaiser Karl V. trennte die Ringe Pferde ganz von den Spießern und gab ihnen eigene Fahnen und Offiziere. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts verwandelte sich die Benennung Ringen in die der Karabiniers, Arquebusiere und anderer.“

Aus dieser Darlegung geht hervor, daß Ringen, Ringhen oder Ringe Pferde im Mittelalter Kavalleriepferde zweiter Klasse waren. Weshalb aber nannte man diese Pferde „geringe Pferde“? Sie waren allerdings von geringerem Wert als die ganz schweren Kavalleriepferde, aber doch keineswegs geringe oder geringwertige Pferde. Die richtige Erklärung ist in der angeführten Stelle des Lexikons schon mit „leicht“ gegeben. Gering war im Mittelalter auch oft soviel wie leicht. Folgende Stellen aus mittelhochdeutschen Schriften mögen dies darlegen.

In der von Hartmann von der Aue um 1200 verfaßten bekannten Dichtung „Der arme Heinrich“ ist von der Meierstochter, der Geliebten des armen Heinrich, gesagt:

Von dem gedanke wart si do  
vil ringes muotes unde fro  
und hete deheine sorge me.

Neuhochdeutsch: „Von dem Gedanken wurde sie da gar leichten Mutes und froh und hatte keine Sorge weiter mehr.“ Und in einer Predigt des 1271 verstorbenen Franziskaners Davids von Augsburg, des Lehrers und Freundes von dem berühmtesten Kanzelredner im Mittelalter, dem Franziskaner Berthold von Regensburg, ist Evangelium Matthäi 11, 30 übersetzt durch die Worte: „Min joch ist senftsüeze und min bürde ist ringe.“ Derselbe Geistliche aber erklärt in einer anderen Predigt, in welcher er das Leben von Christus als unser Vorbild hinstellt, das Wort „gering“ inbezug auf seine Verwandtschaft mit „leicht“ im gewissen Sinn in folgender Stelle: „Wir sin uf dem wege des himelriches unde warten alle zit, wenne des weg es ein ende si. Swer sich aber uf kurzen wec mit vil getreides ladet, der wirt o müede, e er den wec vol ge, unde muoz vil lihte under wegen

beliben. Also wil du, daz din volgaere rincvertic sin uf dem wege und mit irdischen dingen niht überladen sin. Habent sie iht zo tragen, daz teilen mir ir geverten, die niht haben, so ist ir bürde ringer und sint sie selbe sneller unde koment deste vroelicher zo abende an die himelischen herberge.“ Neuhochdeutsch: „Wir sind auf dem Weg zum Himmelreich und warten allezeit, wann der Weg ein Ende hat. Wer sich aber auf einem kurzen Weg mit vielem Getreide beladet, der wird eher müde, als er den Weg vollständig macht, und er muß vielleicht unterwegs liegen bleiben. Du willst nun also, daß deine Nachfolger leicht zur Fahrt auf dem Weg und mit irdischen Dingen nicht überladen sind. Haben sie etwas zu tragen, so teilen sie das mit ihren Gefährten, welche nichts haben, dann ist ihre Bürde leichter und sie sind schneller und kommen um so fröhlicher am Abend in die himmlische Herberge.“ In diesen Worten Davids von Augsburg sind also die Worte „rincvertig“ und „ringer“ durch „leicht zur Fahrt“ oder auch „leichtfertig“, wenn man dieses Wort im guten Sinn fassen will, und durch „leichter“ wiederzugeben. Interessant ist auch, daß in dieser Predigt das Bild eines mit Getreide beladenen Menschen vorkommt, was also auch in diesem Sinn zu unseren Mühlenwagen und Pferden paßt.

Wie hat man nun aber den Ausdruck „ringhen“, wenn man denselben durch „leichte Pferde“ übersetzt, richtig zu verstehen? Sollten die von dem Eberswalder Magistrat für die Stadtmühle geforderten Pferde etwa leichtgebaute elegante Kutschpferde sein? Schwerlich, denn solche paßten nicht vor einem beladenen schweren Mühlenwagen. Dann waren doch vielleicht geringerwertige Pferde gemeint, noch gut zum Ziehen, aber nicht allzu kraftvoll, etwa wie die in der Nähe der Stolzeschen Mühlenwerke so oft an der Zugbrücke vorbeitrabenden Treidelpferde des Finowkanals? Solche Pferde hätten damals bei den bedeutend schlechteren Wegen und Wagen wohl nicht immer das gut vollbringen können, was der Magistrat mit der Forderung von „ringhen“ ausgeführt haben wollte, nämlich möglichst schnelle und pünktliche Abholung des Getreides und ebensolche Ablieferung des Mehles und Malzes an die Mahlgäste, welche kein Fuhrwerk hatten. So sicher also mit dem Ausdruck „ringhen“ oder „leichten Pferden“ gesagt ist, daß hier nicht schwere Ackerpferde, welche vor dem Pflug herzugehen gewohnt waren, oder Kavalleriepferde erster Klasse, welche mit einem starkgepanzerten Ritter im vordersten Glied standen, zu nehmen seien, so ist doch auch bald ersichtlich, daß die Pferde weniger in ihrer Bauart als in ihrer Fähigkeit, Lasten zu ziehen, und in ihrer Gangart und Schulung „ringe“ oder „leichte“ genannt sind. Solche forderte der damalige Eberswalder Magistrat für seine Mühle und seine Mahlgäste und solche sollte der Getreidemüller offiziell halten, kräftige, gewandte Pferde, welche im übrigen mittelgut sein konnten. Und für solche



Pferde hatte man im Mittelalter den Ausdruck „ringhen“ aus den hier angegebenen Gründen. Will man nun noch weiter wissen und sich überzeugen, wie denn eigentlich solche „ringhen“ aussahen, dann beobachte man gelegentlich bei den Mühlenwerken selbst oder an anderen Orten auf der Fahrt die jetzigen Mühlenpferde, welche die vielen stattlichen Wagen der Mühlenwerke ziehen, und man weiss genau, was „ringhen“ sind, wie sie der Eberswalder Magistrat früher forderte. Die jetzigen Pferde sind nicht schlechter, sondern eher wohl noch etwas besser als die Eberswalder Mühlen-Ringhen im Mittelalter. Und somit sind es zuletzt die jetzigen Eberswalder Mühlenpferde selbst, welche uns hier aus unserer wissenschaftlichen Verlegenheit helfen, denn wir schauen mit historischem Verständnis auf sie und nun wissen wir, was „Ringhen“ sind.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

### Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums).

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206; VII, 193—199; X, 98—104 u. 137—149.)

Die Wörter „Fisch“ und „Fischerei“ werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren [Krebsen, Seebunden etc.] gebraucht.)

**Fischvergiftung.** In der Nacht von Donnerstag zu Freitag herrschte lebendiges Treiben am Kottbuser Ufer. Gegen 1 Uhr Nachts hatte plötzlich eine unabsehbare Fülle todter Fische das Wasser bedeckt, im Nu hatte die Kunde davon sich verbreitet und von allen Seiten wurden von Booten und von den lagernden Schiffen aus die Fische ans Land gebracht. Heute früh lagen an manchen Stellen, z. B. an der Potsdamer Brücke die Fische 1½ Fuß aufgeschichtet. — Über die Ursache dieser auffallenden Erscheinung hat unser Referent folgendes ermittelt. In der am Kottbuser Ufer No. 1 befindlichen Dachpappen- und Theerproduktenfabrik der Frau Marie Stuhr war ein Arbeiter Nachts beschäftigt, aus einem Bottich, dessen Boden eine Theermasse — Naphtalin — bedeckt, das Wasser auszupumpen. Vielleicht etwas vom Schläfe übermannt, setzte er das Pumpwerk in Bewegung, ohne darauf zu achten, daß das Wasser endlich ausgepumpt war und nun die Theermasse direkt in den Kanal geleitet wurde. So wurden in kurzer Zeit sämtliche Fische mit der gesamten Brut vergiftet und die Fischerei auf der Strecke vom Kottbuser Ufer 1 bis über die Hallesche Thorbrücke hinaus für Jahre vernichtet. Der Hauptvorwurf trifft die Leitung der Fabrik, die einen so wenig zuverlässigen, dazu notorisch kurzsichtigen Arbeiter mit einer so wichtigen Arbeit betraut hat. Den größten Schaden hat Herr Restaurateur Gebell in der Cuvrystraße, der für mehrere Jahre die Fischerei

dieser Strecke gepachtet hat und natürlich eine Entschädigungsklage anstrengen wird. — Als Referent heute Mittag nochmals die Unglücksstätte besichtigte, war das Wasser von den großen Fischen — Aalen, Hechten — schon vollständig gereinigt, am Ufer entlang trieben zur Freude der Straßensjugend einige leicht erreichbare Barsche und dergl.

Berl. Tagebl. 20. 6. 1879.

**Über die Fischvergiftung** im Landwehrkanal haben wir bereits im Abendblatte berichtet. Die Aufregung darüber war auf der weiten Strecke vom Kottbuser Damm bis nach Charlottenburg hin eine ganz außerordentliche. In den frühen Morgenstunden zwischen 4 und 6 Uhr, war das Wasser mit einer förmlichen Decke von todtten Fischen überspannt, deren Zahl sich nur nach Millionen bemessen ließ; denn Alles ist zu Grunde gegangen, von der jungen Brut bis zu den stattlichsten Prachtexemplaren von Aalen und Hechten. Die nach dem Wasser abfallenden Ufer sind von tausenden von Füßen zertreten. Alt und Jung machen sich, ausgerüstet mit allen erdenklichen Bergungsapparaten — Kesseln, Hüten, Schüsseln, Tüchern — daran, so viel wie möglich für den heimischen Heerd zu retten. Im Nu waren immer die verfügbaren Behältnisse gefüllt. Gegen 7 Uhr ließ die Massenströmung der getödteten Fische nach, aber immer noch Tausende wurden angeschwemmt. Man berichtet uns, daß es Fischern, welche die aus dem Kanal gezogenen Fische sofort in frisches Wasser setzten, gelang, dieselben zu neuem Leben zu erwecken. Immerhin aber möchten wir an alle Diejenigen, welche sich in den Besitz so billiger Fische gesetzt haben, die dringende Mahnung aussprechen, sich des Genusses derselben zu enthalten, denn der Qualität derselben ist durch die Vergiftung in jedem Falle starker Abbruch geschehen. Die Strompolizei hat gestern zunächst in thunlichster Weise für die Reinigung des Flußbettes gesorgt und beschäftigt sich bereits eifrig mit der genauen Feststellung über die Ursache des seltsamen Vorfalles.

Berl. Tagebl. vom 21. Juni 1879.

**Straußberg.** (Großes Fischsterben.) Die Oberfläche unseres schönen Straußsees ist seit Montag Morgen von tausenden und abertausenden todtter und halbtodter Fische aller Größen und Gattungen bedeckt! Das ist ein Ereigniß, wie es in dieser Großartigkeit an unserem See noch nie beobachtet worden ist. Der Fischereipächter wird einen großen Verlust für jetzt und die nächstfolgenden Jahre zu beklagen haben, weil gerade die junge Brut unter den zahllos auf dem Wasser umhertreibenden Fischen am meisten vertreten ist. Es wäre wohl zu wünschen, daß sich Naturkundige die Mühe nähmen, die Ursachen dieses Phänomens zu erforschen. Die am meisten verbreitete Meinung über diese Erscheinung ist die, daß die anhaltende, gewitterschwangere Luft den Fischen verderblich geworden und dieses Massensterben veranlaßt hat. Merkwürdigerweise haben sich weder in dem mit dem Straußsee durch ein Fließ in Verbindung stehenden Herrensee, noch in den unweit entlegenen Seen Bötzwow und Fänger todtte Fische gezeigt. Dem Märkischen Boten wird hierüber ferner geschrieben: Herr Fischerei-

pächter Otto hat diese Erscheinung in seiner Praxis schon einige Male beobachtet und stets gefunden, daß dieses Massensterben der Fische bei stark mit Gewittern geschwängelter Luft eintrat, wobei sich allemal das Wasser dunkelgrün färbte. Bei kurz darauf eingetretenem hellen Wetter bekam das Wasser seine gewöhnliche helle Farbe wieder und hörte auch hiermit das Hinsterben der Fische auf. Dieser Umstand ist auch diesmal wieder eingetreten und haben sich neue tote oder sterbende Fische nicht mehr vorgefunden. Herrn Otto ist durch diese Kalamität ein Schaden von mindestens 1000 Mark erwachsen, indem insbesondere ihm viele seiner vor zwei Jahren mit bedeutenden Kosten und Mühen eingesetzten Zander, die schon fast durchschnittlich ein Gewicht von 3 bis 4 Pfund erreicht hatten, gestorben sind, da dieser Fisch besonders zart und empfindlich ist.

Berl. Tagebl. 24. Juli 1880.

**Über die Ursache des Fischsterbens**, wie es zum öfteren in der Havel und deren Seen, neuerdings wieder im Straußsee, zur Erscheinung gekommen ist, schreibt uns ein Naturkundiger, Herr Professor Dr. Kützing in Nordhausen: „Der Grund davon ist wahrscheinlich eine Alge, die ich in meinem großen Algenwerke *Tabulae phycologicae*“ Bd. I Tab. 8 als *Microcystis ichthyoblabe* (Fischverderber, Fischtödter) abgebildet habe. Die erste Kunde dieser Alge erhielt ich im Jahre 1832 von Leipzig, von wo sie mir mitgeteilt wurde. Sie war hier auf einem Teiche erschienen, den sie weit hin überzogen hatte, indem sie eine grüne, schleimige, zusammenhängende Haut bildete. Die Fische waren auch hier massenhaft abgestorben. Auch in der Havel waren infolge des Auftretens derselben Alge im Jahre 1873, wenn ich nicht irre, die Fische massenhaft gestorben. Diese Alge ist wohl an sich nicht giftig, aber sie wirkt wahrscheinlich insofern schädlich auf die Fische, als sie durch ihre Bedeckung der Wasserfläche den Fischen das Athmen erschwert und zuletzt, wenn diese an die Oberfläche kommen, die Mund- und Kiemenöffnungen verklebt und sie dadurch erstickt.

Berl. Tagebl. 29. 7. 1880.

**Über das Absterben der Fische** wird uns mit Bezugnahme auf unseren neulichen Artikel von einem Freunde unseres Blattes geschrieben: Im Sommer bei großer Hitze, besonders an gewitterschwülen windstillen Tagen, erlangen flache oder langsam fließende Gewässer eine Temperatur, welche die schnelle Zersetzung aller in denselben enthaltenen organischen Stoffe bedingt. Der zur Zersetzung erforderliche Sauerstoff wird nicht aus der Atmosphäre entnommen, sondern aus dem Wasser selbst absorbiert; dadurch wird viel Wasserstoffgas frei, welches als Kohlenwasserstoffgas für Fische absolut tödlich wirkt. Sobald die Luft kühler oder das Wasser durch Winde bewegt wird, ist die Zersetzung eine weniger schnelle, es wird das Wasser durch Zutritt der atmosphärischen Luft wieder regeneriert und das etwa sich bildende Wasserstoffgas entweicht leichter. Nicht die Algen, Wasserblüthen genannt, sind die Ursache des Fischsterbens, solche sind nur der Beweis für eine außerordentlich starke Zersetzung der dem Wasser

beigemischten organischen Stoffe und verhindern allenfalls den Austritt der Wasserstoffgase, oder erzeugen durch ihre Zersetzung aufs neue Wasserstoffgas. Sobald das Wasser wieder durch Winde bewegt oder es kühler wird, hört demnach das Absterben der Fische auf, weil die Ursache desselben damit aufhört. Am meisten leiden die Fische in Gewässern, die modrigen schlammigen Untergrund haben und daher sehr krautwüchsig sind. Die Erscheinung des Absterbens der Fische hat man aber nicht allein im Sommer, sondern auch im Winter, wenn flache, niedrige Gewässer mit dickem Eise belegt sind und wenn darnach mildes Winterwetter eintritt. Die Ursache ist ganz dieselbe, Mangel an sauerstoffhaltigem Wasser, aber besonders die Behinderung, daß das sich bildende Wasserstoffgas nicht entweichen kann. Man kann dann dem Übel dadurch vorbeugen, daß man große Löcher in das Eis haut und dieselben offen hält. Man sieht dann, wie sich die Fische an diese Löcher drängen und ebenso ängstlich nach Luft schnappen, wie dies im Sommer geschieht, wenn das Wasser sehr faulicht ist. Recht auffällig ist das Sterben der Fische, wenn in kleinen Gewässern bei warmen windstillen Tagen Schafe gewaschen werden; infolge der dadurch bedingten schnellen Zersetzung findet man gewöhnlich Tags darauf sehr viele Fische gestorben, oder im Absterben begriffen. In diesen Ausführungen findet das Sterben der Fische im Straußbergsee seinen Grund. Auch das Sterben und Erkranken der Goldfische in den Teichen des Thiergartens ist hierauf zurückzuführen.

Berl. Tagebl. 1. 8. 1880.

**Aus der Altmark.** In den von den Elbdeichen umschlossenen, mit der Elbe nicht in direkter Verbindung stehenden Gewässern, den sogenannten Bracks, wird der Ertrag des Fischfangs, der sonst recht ergiebig war, in diesem Jahre nur gering sein. Eine große Zahl von Fischen, Aale, Hechte, Schleie u. s. w., ist im Eise erstickt. Man sieht die toten Fische in großer Menge auf dem Wasser schwimmen. Man hat durch Hauen von Löchern in das Eis den Fischen das Wasser offen zu halten versucht, bei dem ungewöhnlich strengen Frost aber wurde dies Verfahren eingestellt.

Berl. Tagebl. 18. 2. 1893.

**Ein Massensterben von Fischen** ist in den letzten Tagen im Lauf der unteren Havel beobachtet worden. Tausende von kleineren und größeren toten Hechten, Barsche u. s. w. treiben auf der Oberfläche des Stromes. Allem Anscheine nach ist dieses Massensterben durch die letzten großen Gewitter hervorgerufen worden, indem durch die wolkenbruchartigen Regenfälle unreines Wasser in die Havel getrieben worden ist.

Deutsche Tagesztg. 26. 7. 1901.

**Tierschädel als Krebsfallen.** Der Rektor Bartels teilt in einem Aufsatz: Geschichtliches und Sprachliches aus der Neu-Ruppiner Feldmark (Märk. Zeitung 1902) mit, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Kinder

Roß- und Rindsschädel aus den Abdeckereigruben am großen Ruppinschen See in das Wasser gelegt und damit Krebse, welche sich gern im Innern der Schädel ansiedelten, zahlreich gefangen hielten. E. Fr.

**Versuch die Maränen zu marinieren.** Über einen Versuch, die Maränen zu marinieren, enthalten die Akten der Wriezener Hechtreißer-Innung folgendes Reskript des Königs Friedrichs II. v. 1. Juli 1783:

An  
den Krieges und Steuer Rath  
Schwieger.

Bey Unseren General Directorio hat der hiesige Doctor medicinae Bloch [Brandenburgia VIII. 49.] in Vorschlag gebracht, daß die in verschiedenen Seen in hiesiger Provintz und Pommern in merklicher Anzahl befindliche so genannte kleine Maränen zu desto beßern Absatz, als Neunaugen mariniert werden mögen. Da nun die nach der von ihm eingereichter Probe marinierte Fische noch nicht im Geschmacke die erforderliche Güte gehabt haben, so bleibt Euch hiermit überlaßen damit fernere Versuche anstellen, und dadurch den Absatz dieser Fische befördern zu laßen.

Der Kriegsrath Schwieger gab am 26. Juli 1783 dieses Reskript weiter an den Magistrat zu Wriezen:

Vorstehendes Notificatorium wird E: E: Magistrat zu Wrietzen mit der Aufgabe zugefertigt, solches dem respe: Publico bekannt zu machen, und es aufzumuntern, mit dem mariniren derer Maränen anderweits fernere Versuche zu machen, weil bekannter Maaßen diese Art Fische außerhalb Landes sehr beliebt und gut abzusetzen sind. Von dem Erfolg erwarte ich seiner Zeit Bericht.

Ein Bericht über den Erfolg ist bei den Akten nicht zu finden. Markus Elieser Bloch (1723—1799), Arzt in Berlin, war der größte Ichthyologe seiner Zeit. Seine „Allgemeine Naturgeschichte der Fische“, die 1782—1785 in 12 Bänden erschien, ist jetzt noch wertvoll. Seine Fische Sammlung wurde dem Berliner Zoologischen Museum einverleibt.

Dr. Boettger-Wriezen.

**Barben im Müggelsee.** Von den Kleinfischern in Kietz-Coepenick wurde im Frühjahr 1895 eine im Müggelsee gefangene 25 cm lange Flußbarbe (*Barbus fluviatilis* Ag.) an die Biologische Station Müggelsee in Friedrichshagen als angeblich ausländischer, ihnen unbekannter Fisch abgeliefert. Es illustriert dies Vorkommnis am besten die Seltenheit des sonst so gewöhnlichen Cypriniden in unserm See. Von H. Knauth in der Allgemeinen Fischerei Zeitung vom 27. März 1895 mitgeteilt. Hierzu bemerke ich, daß Schulz, Fauna Marchica, Berlin 1845, die Barbe bereits aus der Oder und Warthe als nicht gar selten anführt und daß sie auch im brandenburgischen Anteil der Elbe bei Wittenberge vorkommt. Der Fisch liebt schnellfließendes, helles Wasser mit kiesigem Grunde. Rogen und Leber gelten als giftig.

E. Friedel.

**Bastardfische.** K. Knauth teilt a. a. O. mit: „Durch die Güte des Herrn E. Mahnkopf in Spandau erhielt ich neulich zwei äußerst interessante Fische, Bastarde zwischen Blei und Güster und Blei und Rapfen. Beide Bastarde sind noch unbeschrieben.“ 1895. F. Fr.

**Forellen bei Eberswalde.** „Der Schwärze-Fluß (Melas), welcher von dem schwarzen Ansehen des Wassers den Namen hat, entspringet in der Biesenthalschen Heide aus verschiedenen Quellen, verstärkt sich durch das nicht weit davon entstehende Rieß-Pforten-Fließ, nimmt bei Spechtshausen, das von Tuchen kommende Nonnen-Fließ auf, treibt daselbst die Papier-Mühle, demnächst die Werke beim neuen Zain-Hammer, tritt hernach in das Eberswaldische Revier, wo das hinterste Forellenfließ in denselben fließet, und treibt eine Schleif-Mühle.“ v. d. Hagen, Beschr. der Kalkbrüche bei Rüdersdorf, der Stadt Neustadt-Eberswalde pp. Berlin, 1785, S. 52.

Vgl. Schriften des Brandenb. Fischerei Vereins von 1899. E. Fr.

**Ein eigenartiges Schauspiel** bietet sich jetzt auf den immer noch unter Wasser stehenden Spreewiesen zwischen Westend und Spandau dar. Als das Wasser vor einigen Wochen stellenweise über die Ufer getreten war, haben die Hechte in großen Mengen den Fluß verlassen, um an den seichten Stellen zu laichen. Die Fischer aus Tiefwerder und Pichelsdorf, welche die Berechtigung dazu haben, machen sich nun den erwähnten Umstand zu nutze und stellen den Hechten nach; in ihren Kähnen fahren sie auf den Wiesen einher und betreiben die Hechtfischerei ohne besondere Schwierigkeit; da das Wasser doch immerhin flach ist, so wenden sie keine Netze, sondern einfach einen Handkescher an. Die Flußufer sind infolge stetigen Fallens des Wasserspiegels schon an allen Stellen wieder frei vom Wasser; auf den niedriger belegenen Wiesen werden die großen Hechte jetzt daher eine leichte Beute der Fischer; die junge Brut aber ist leider dem Verderben geweiht, da sie auf den nun bald trockener werdenden Wiesen eingehen oder dem Raubzeug der Lüfte zum Opfer fallen. Millionen von Hechten gehen dadurch verloren.

Berl. Lok. Anz. 27. 4. 1900.

(Fortsetzung folgt).

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## Die Herzogin Dorothea von Preussen.

Vortrag von Georg Schuster.

---

Das Jahrhundert der Reformation war eine sturmbewegte Zeit. Während die wilde Unruhe des Lebens den Fürsten auf die Bühne der Welt hinaustrieb, sei es zu blutigem Waffengange, sei es zum zornigen Streit um Lehrmeinungen und Glaubenssatzungen, während Reichstage und Fürstenkongresse ihn häufig vom Hoflager fernhielten — sah sich die Fürstin von der Öffentlichkeit zurückgedrängt in die ruhigen Gemächer ihres Palastes, in den stillen Kreis ihrer häuslichen Umgebung. Die Tätigkeit, die sie hier entfaltete, die Beschäftigung, mit der sie die einsamen Stunden des Tages auszufüllen pflegte, gewährt ein zwar nach unserer Anschauung spießbürgerliches, aber doch anziehendes Gemälde friedlichen Stillebens, das nur in den verschiedenen Neigungen der fürstlichen Damen oder bei äußeren Anlässen ein wechselndes Aussehen gewinnend, von dem höfischen Treiben unserer Tage himmelweit verschieden ist. Mit anregender Lektüre sich die Zeit zu vertreiben, war damals ein unbekannter Luxus. Mangelhafte Bildung auf der einen, außerordentliche Seltenheit geeigneter Bücher auf der anderen Seite boten dieser Richtung des Unterhaltungstriebes unüberwindliche Hindernisse. Von einem umfassenden Unterricht und einer gründlichen wissenschaftlichen Belehrung der fürstlichen Fräulein war damals keine Rede. Tüchtige Lehrer und Bildner der weiblichen Jugend waren gewissermaßen weiße Raben. Nur sehr wohlhabende Eltern konnten sich so ungewöhnlichen Luxus leisten. So beschränkte sich der Unterricht der Prinzessinnen auf Lesen und Schreiben, auf Religion und eine höchst oberflächliche Übersicht in der Geographie. Ihre eigentliche Erziehung und Ausbildung für das Leben und den weiblichen Beruf erfolgte teils durch die Mutter, teils durch den Umgang und den Unterricht der Hofmeisterin. Doch war es nicht leicht, Personen zu finden, die alle Tugenden und Vorzüge, die dieses verantwortliche Amt erforderte, in sich vereinigten. — Noch weniger gehörten die „edle Kunst der Musika“ und Malerei,

die heute von zahlreichen fürstlichen Damen mit größerer oder geringerer Virtuosität gepflegt werden, zum höfischen Zeitvertreib. In der fürstlichen Korrespondenz jener Tage wird der Künste mit keinem Worte gedacht.

Die Malerei war noch ein beneidetes Privilegium weniger erwählter Künstler. Die Musik bewegte sich in dem kindlichen Alter beschränkter Einfachheit. Das Ohr, an höhere Ansprüche nicht gewöhnt, begnügte sich mit einfachen, schmucklosen Kompositionen. Wohl unterhielten zahlreiche Fürsten, unter ihnen auch der Herzog Albrecht von Preußen, eine eigene Hof-Kapelle und einen Sängerkhor, die teils beim Gottesdienst, teils an heiteren Festen die Anwesenden durch Musik und Gesang erheben und ergötzen mußten. Doch wäre es völlig verkehrt, diese Vertreter einer primitiven Kunstfertigkeit und eines gering ausgebildeten Geschmackes mit dem Maßstab unserer Tage messen zu wollen.

Den politischen Weltereignissen oder den fortwährenden Kriegshändeln mit lebendigem Interesse zu folgen oder in die theologischen Zänkereien, die nach dem Ableben des großen Reformators ausbrachen, sich hineinzustudieren, dazu fühlten nur wenige Fürstinnen sich berufen. So blieb ihnen denn nur übrig, in geschäftiger Sorge des Hofhalts zu walten und in rastloser Tätigkeit in Küche, Keller und Vorratskammer eine Summe häuslicher Tugenden zu entfalten, die manche unserer heutigen Modedamen mit gemischten Empfindungen betrachten werden, vielleicht sogar mit gelindem Schauer über so unziemliche Verirrung. Dafür war aber auch jenem Zeitalter und seinen Frauen die Nervosität ein unbekannter Begriff.

Die Zahl hochgestellter Frauen, die im 16. Jahrhundert nach guter alter deutscher Weise in Wahrheit Hausfrauen ihres Hofes waren, ist nicht gering. Wir nennen hier nur die Gräfin Elisabeth von Henneberg, eine Tochter des Kurfürsten Joachim I., die Gräfin von Mansfeld, die Herzogin Sophie von Liegnitz, die Kurfürstin von Sachsen, Mutter Anna, und die Herzogin Dorothea von Preußen. Die unermüdliche Sorge und treue Hingebung, mit der besonders diese Frau dem herzoglichen Hauswesen zu Königsberg vorgestanden, hat die Geschichte der deutschen Fürstenhöfe mit unvergänglichen Strichen aufgezeichnet.

Dorothea,\*) geboren am 1. August 1504, war das älteste Kind des Dänenkönigs Friedrich I. und seiner Gemahlin Anna, einer Tochter des Kurfürsten Johann von Brandenburg. Sie war also eine Nichte des Kurfürsten Joachim I. und eine Cousine seiner Gemahlin, der Kurfürstin Elisabeth, die durch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Martin Luther berühmt geworden.

---

\*) Siehe Seite 227.



Über die Jugendzeit und die Erziehung der jungen Fürstin sind keinerlei Nachrichten auf uns gekommen. Schon frühzeitig der Mutter (1514) beraubt, wird Dorothea die Jugendjahre meist in ihrer meerumschlungenen Heimat verbracht haben. Ihre wissenschaftliche Bildung ragte keineswegs über das Durchschnittsmaß ihrer Zeit empor.

Eine standesgemäße, oder wie es heißt, „ehrliche und christliche Versorgung herzlichster Töchter“ war in jenen Tagen — genau so wie heute — ein Gegenstand unablässiger elterlicher und verwandtschaftlicher Fürsorge, häufig sogar die Ursache schwerster Kümernisse.

Anmerkung zu S. 226.

**Kurfürst Albrecht von Brandenburg,**  
geb. 24. November 1414, † 11. März 1486. —  
Verm. I. 1446 mit Markgräfin Margarete von Baden,  
† 24. Oktober 1457;  
II. 1458 mit der Herzogin Anna von Sachsen,  
geb. 7. März 1437, † 31. Oktober 1512.

**Kurfürst Johann von Brandenburg,**  
geb. 2. August 1455, † 9. Januar 1499. —  
Verm. 1476 mit Herzogin Margarete von Sachsen,  
geb. 1449, † 13. Juli 1501.

**Markgraf Friedrich (der Ältere)**  
von Ansbach u. Bayreuth,  
geb. 8. Mai 1460, † 4. April 1536. —  
Verm. 14. Februar 1479 mit  
Prinzessin Sophie von Polen,  
geb. 6. Mai 1464,  
† 5. Oktober 1512.

**Kurfürst Joachim I. von Brandenburg,**  
geb. 21. Februar 1484, † 11. Juli 1535. —  
Verm. 10. April 1502 mit Prinzessin  
Elisabeth von Dänemark, geb. 1485,  
† 10. Juni 1555.

**Markgräfin Anna**  
von Brandenburg,  
geb. 1487,  
† 3. Mai 1514. —  
Verm. 10. April 1502  
mit Friedrich,  
Herzog v. Schleswig-  
Holstein-Gottorp,  
König v. Dänemark,  
† 1533.

**Herzog Albrecht in**  
**Preußen,**  
geb. 17. Mai 1490,  
† 20. Mai 1568. —  
Verm. I. 1. Juli 1526  
mit

**Kurfürst**  
**Joachim II. von**  
**Brandenburg,**  
geb. 9. Januar 1505.  
† 3. Januar 1571.

**Markgräfin**  
**Elisabeth von**  
**Brandenburg,**  
geb. 24. August 1510,  
† 25. Mai 1568. —  
Verm. 12. März 1525  
mit Herzog Erich I.  
von Braunschweig-  
Lüneburg, † 1540.

**Prinzessin**  
**Dorothea von**  
**Dänemark,**  
geb. 1. August 1504,  
† 11. April 1647. —  
Verm. mit ←

**Herzogin Anna**  
**Marla von**  
**Braunschweig,**  
geb. (1532?),  
† 20. März 1568. —  
Verm. mit ←

II. 16. Februar 1550  
mit

16\*

Außerdem spielten Brautschatz und Mitgift eine hervorragende Rolle. Oft erforderte die befriedigende Lösung dieser Frage langwierige, diplomatische Verhandlungen.

So werden denn die Anverwandten unserer Dorothea es mit freudiger Genugtuung begrüßt haben, als sich mehrfach deutsche Fürsten, u. a. der Herzog Erich von Braunschweig und der Herzog Albrecht von Preußen, um die Hand der Prinzessin bewarben. Aus dem Wettbewerb ging der Herzog Albrecht als Sieger hervor. Der stattliche Herr, der seit dem 10. April 1525 als Herzog im alten Ordenslande waltete, erhielt die Zusage des Vaters. Der Zustimmung des „Frauchens Dorotheen“ scheint man wohl sicher gewesen zu sein. Wenigstens konnte Albrecht bereits am 13. Oktober 1525 von Preußisch-Holland aus der Erkorenen seines Herzens den ersten Liebesbrief senden. In der Regel wurde aber auf die Einwilligung der Braut wenig Gewicht gelegt. Die Stimme des Herzens fand bei so rein politischen und praktischen Erwägungen, wie sie eine fürstliche Heirat zur Voraussetzung hatte, kein Gehör. Das wußten die Heirats-Kandidatinnen. Darum fügten sie sich auch meist willig in das Schicksal, das die hohe Politik ihnen unabänderlich bereitete.

Nach Verlauf eines halben Jahres war das Geschäft der „Ehebetidigung“ so weit gediehen, daß am 18. Februar 1526 auf dem Schlosse zu Flensburg der Ehevertrag durch Bevollmächtigte beider Höfe abgeschlossen werden konnte. In ihm ward dem „Fräulein von Dänemark“, wie Dorothea hier genannt wird, ein Heiratsgut von 20 000 Gulden in guter Silbermünze zugesichert. Außerdem sollte die Prinzessin mit königlicher und fürstlicher Kleidung, Kleinodien und silbernem Geschirr ausgestattet werden, „wie es bei Königen, Fürsten und Herren gebräuchlich und Gewohnheit sei.“ Der Herzog Albrecht erklärte, „mit solcher Ausstattung gesättigt zu sein,“ und verschrieb seiner künftigen „Eheliebsten“ ein jährliches Leibgeding von 40 000 Gulden und eines der Schlösser Tapiau oder Labiau als etwaigen Witwensitz. So standen denn der Vermählung, die auf nächsten „Johannis Baptista,“ also auf den 24. Juni 1526, festgesetzt wurde, keine Hindernisse mehr entgegen.

Unsere Verlobten haben während der kurzen Brautzeit keine Gelegenheit gehabt, sich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Um so lebhafter war ihr Briefwechsel. Einst überraschte der Herzog „seine allerliebste Fürstin, Muhme und Buhle,“ wie er Dorothea scherzhaft nennt, mit etlichen „Pumberanzen,“ um sich daran zu erfrischen. Dorothea dagegen ließ ihm als Gegengabe einen Dornenkranz überreichen, worüber der Herzog seltsamerweise so erfreut war, daß er seiner Verlobten schrieb: „wiewohl der Kranz, den E. Lbd. mir sendet, von Dornen ist, so ist er mir doch lieber und soll mir auch lieber sein, als alle Rosen- und Veilchenkränze und wenn sie auch mit den

besten Cypressen vermengt wären.“ Dorothea aber erwiderte ihm: er möge den Dornenkranz doch nicht gar so hoch anschlagen, denn es sei ja nur „ein ganz nichtswürdiges Ding.“

Endlich kam die für die Feier der Vermählung festgesetzte Zeit heran. Ein stattliches dänisches Geschwader geleitete das holde Königskind nach seiner künftigen Heimat. Vor den Toren der alten Ordensburg begrüßte der herzogliche Bräutigam die Prinzessin und führte sie in feierlicher Prozession durch die festlich geschmückten Straßen nach dem Schlosse, wo alles aufs Beste zum Empfange der künftigen Gebieterin hergerichtet war. Die Vermählung ward am 1. Juli und den folgenden Tagen mit nie geschautem Gepränge und unter dem Zulauf einer gewaltigen Volksmenge gefeiert.

Diese so festlich begonnene Ehe gestaltete sich zu einem wahren Muster gegenseitiger Hingebung und Treue. Eingedenk der ewigen Gesetze edler Weiblichkeit, suchte die junge Herzogin nicht zu glänzen durch großes und erhabenes Tun, wohl aber durch schönes Sein. Und indem die liebenswürdige, heitere Frau mit unermüdlicher Geduld und zartsinniger Sorge ihren Gatten befähigte, ein rechter Mann zu sein, so weit eben davon bei seinem nicht gerade großangelegten Wesen die Rede sein kann, hat sie in ihrer Sphäre förderlich mitgewirkt an dem Gewebe der Geschichte ihres Landes. Und das wird ihr nimmer vergessen werden. Leider reicht das überlieferte Material nicht aus, um das treue Wirken der edlen Frau voll zu würdigen. Immerhin weist der zum Teil erhaltene Briefwechsel der Fürstin eine solche Fülle schöner Züge auf, daß wir uns an deren Hand ein einigermaßen zuverlässiges Bild von ihrem Wesen entwerfen können.

Befand sich der Gemahl der edlen Frau auf der Reise, so empfahl er ihr wohl, ein wachsames Auge auf die Haushaltung und den Hofgarten zu haben. Sie antwortete ihm dann: „Ich erkenne mich zu allem dem schuldig, wie Ew. Lbd. eigen und getreue Dienerin, Eurem Gefallen allewege nachzukommen. Aber ich kann E. Lbd. nicht verbergen, daß, weil E. L. weggewesen ist, man nicht wohl Hausgehalten hat, wie ich selbst gesehen und mein Hofmeister mich berichtet hat.“ Die Trennung von ihr suchte sie dem Gatten, dem sie mit schwärmerischer Liebe zugetan war, so wenig wie möglich fühlbar zu machen, indem sie in rührender Weise für seine leiblichen Bedürfnisse zu sorgen pflegte. Sie sandte ihm frische Butter, wohlschmeckenden Käse, Obst, Pfefferkuchen und andere Leckereien nach und bekundete herzliche Freude, wenn sie erfuhr, daß die übersandten Gaben dem Herzog gemundet hatten. Ein anderes Mal schickte sie ihm Leibwäsche, darunter eine vergessene „Nachthaube“, aus Besorgnis, er möchte sich den Kopf erkälten.

Stellte sich im Hofhalte Mangel an einzelnen Bedürfnissen heraus, so sorgte die emsige Fürstin für die Ergänzung der Bestände. Wir

erfahren z. B., wie sie einer Frau Schürstab in Nürnberg aufträgt, ihr ein Säcklein guter Linsen zu verschaffen, „da“, fügte sie hinzu, „solche bei uns allhie fast seltsam sind und wir sie hiesigen Landes nicht wohl bekommen können“. Die Linsen gingen pünktlich ein, worauf Dorothea der freundlichen Vermittlerin unter dem Ausdruck herzlichen Dankes eine abermalige Bestellung übertrug auf etwa 300 Ellen von den allerbesten Überzügen zu Unterbetten, entweder aus Nördlingen oder sonst woher, wo man solche am besten und dicksten mache.“ Als die Herzogin in Erfahrung brachte, daß eine Königsberger Dame im Begriff sei, eine Reise nach Deutschland anzutreten, beeilte sie sich, ihr den Auftrag mit auf den Weg zu geben, „draußen 104 Ellen guten und kleinen allerbesten gestreiften Zwillich zu sechs großen Fürstenbetten und sechs Pfühlen anzukaufen.“

Es macht einen verständigen Eindruck, wenn die umsichtige Hausfrau mit der ihr empfohlenen Marienburger Seife in der fürstlichen Wirtschaft sorgfältige Versuche anstellt und, als diese nicht zur völligen Zufriedenheit ausfielen, dem Fabrikanten dankend mitteilt, die ihr übersandte Seife sei zwar nicht schlecht, habe aber einen allzustarken Geruch, so daß sie für die Reinigung ihrer und des Herzogs Kleider keine Verwendung finden könne. Das nötige Quantum „venetianischer“ Seife wurde dann von ihr aus Nürnberg verschrieben, dem süddeutschen Stapelplatz aller fremdländischen Erzeugnisse.

Die größte Aufmersamkeit widmete die Herzogin der Leibwäsche des Gemahls. Nachdem sich deren Ergänzung als durchaus notwendig herausgestellt, ließ sie sich eine tüchtige Näherin empfehlen, schickte ihr Leinwand und Zwirn nebst den erforderlichen Maßen und ermahnte sie, die Arbeit nach Möglichkeit zu beschleunigen, da es mit den alten Hemden des Herzogs sehr auf die Neige ginge. Die Näherin auf die Gunst der Fürstin bedacht, erbot sich, die alten Wäschestücke einstweilen auszubessern. „Sie habe ja,“ fügte sie hinzu, „auch der Frau Herzogin Kleider, wenn sie zerrissen gewesen, wieder mit allem Fleiße so zu Wege gebracht, daß sie diese noch jetzt trage; wenn sie das nicht getan hätte, so würde die Herzogin sie haben ablegen und wohl 30 Gulden mehr für Neue geben müssen.“ — An geschickten Näherinnen schien damals überhaupt ein fühlbarer Mangel zu herrschen. Wenigstens gründete die Herzogin, um beständig die nötigen Kräfte für die Bedürfnisse ihres Hofes zur Verfügung zu haben, eine Nähsschule, worin eine Anzahl junger Bürgertöchter und Landmädchen in der schwierigen Kunst des Nadelführens unterrichtet wurden. Für die Unterhaltung jeder Schülerin zahlte sie jährlich 25 Gulden.

Auch die Angelegenheiten der herrschaftlichen Küche waren der Herzogin ein Gegenstand eifriger Fürsorge. Einst gebrach es an einer tüchtigen Köchin. Im ganzen Preußenlande war kein einziges würdiges Exemplar dieser unentbehrlichen Hausgeister aufzutreiben. In der Not wandte sich Dorothea an die bewährte Vermittlerin in Nürnberg. „Nach-

dem wir,“ so schreibt sie ihr, „gerne eine gute Köchin, die uns für unsern Leib kochen und uns in unserem Gemache aufwarten täte, haben wollten, so bitten wir mit allen Gnaden, Ihr wollet Euch befeißigen, ob Ihr uns eine gute Köchin überkommen könntet. Denn wir einer solchen im Jahre gerne zehn Gulden geben wollen, und ob es sich schon um ein paar Gulden höher laufen täte, läßt uns auch nicht viel daran, zudem auch ein gutes Kleid, so gut wirs unsern Jungfrauen in unserm Frauenzimmer zu geben pflegen. Aber das müßtet Ihr von unsertwegen ihr hinwieder melden, daß ihr viel Auslaufens nicht gestattet würde, sondern sie müßte fein still, züchtig und verschwiegen stets bei uns in unserm Gemache sein und auf unsern eigenen Leib warten. Hätte sie dann Lust, bei uns hierin zu bleiben und sich alsdann etwa mit der Zeit in andere Wege zu versorgen, so sollte sie dazu von uns mit allerlei Gnaden gefördert werden. Was Ihr also von unsertwegen ihr versprechen und zusagen werdet, das soll ihr allhier durch uns überreicht und gehalten werden.“ Man sieht, die erfahrene Menschenkennerin verstand die Saiten anzuschlagen, die in einem weiblichen Herzen erfolgreich wiederhallen. Die Aussicht, unter die Haube zu kommen, ist ein Zauber, dessen bestrickendem Reiz sich kein weibliches Wesen auf die Dauer zu entziehen vermag.

So blieb denn auch der Herzogin Schreiben nicht ohne den erwarteten Erfolg. Die dienstbeflissene Felicitas Schürstabin kam dem ehrenvollen Auftrage gern nach. Und nach Verlauf weniger Wochen hielt die fränkische Köchin ihren Einzug in die weltentlegene herzogliche Küche. Zum Dank dafür spendete die Herzogin der Nürnbergerin einen goldenen „Schaupfennig“ d. i. eine Denkmünze mit dem „Conterfeit“ der Herzogin.

Für die bevorstehende Fastnacht verschrieb Dorothea „12 gute Lachse und etliche Schock Neunaugen“. Bei einer anderen Gelegenheit bestellte sie in Schleswig für „20 Gulden Lachs und Neunaugen“. Aale, die sie von einem Königsberger Händler bezogen, erschienen ihr zu frisch und nicht genügend geräuchert. Sie gab ihm daher eingehende Vorschriften in dieser Beziehung. „Wenn Ihr,“ schrieb sie ihm, „wieder Aale, besonders große, erhaltet, so wollet sie alsbald ausnehmen, ihnen ganz die Haut abstreifen, sie dann mit Nägeln bestecken, die Haut wieder überziehen und also vollends räuchern lassen.“

Da sie die Vorliebe ihres Gemahls für Kabeljau kannte, ließ sie sich keine Mühe verdrießen, der seltenen Delikatesse habhaft zu werden. Den Vogt Jasper Kaphengst in Helsingör ersuchte sie, „da die Zeit nahe, wo man in Dänemark Makrelen fange“, solche einzukaufen und ihr in einem Fäßchen wohlgesalzen zuzusenden, auch einige Schock räuchern zu lassen.“

Im Begriff nach Memel zu reisen, erinnerte sie sich, daß im herzoglichen Garten zu Fischhausen noch Weintrauben hingen. Sie wies daher flugs ihre Jungfer Röslerin an, die Früchte abzunehmen und eine Latwerge daraus zu bereiten, jedoch keinen Zucker hierzu zu verwenden.

Den Amtleuten zu Tapiau und Neidenburg trug sie auf, die herrschaftliche Küche mit Wildpret und Rindfleisch zu versorgen.

Etwaige Mängel an Tischgerät war sie sofort zu beseitigen beflissen. So ließ sie z. B. aus Nürnberg silberne Trinkgefäße kommen, schickte Bestellungen auf Tischmesser auf Grund eingesandter Muster nach Liegnitz und Memel. Die angefertigten erschienen ihr zu schwach und auch sonst nicht recht geeignet. Sie gab sie daher dem Messerschmied zurück unter umständlicher Darlegung ihrer bei der Neuankunft zu berücksichtigenden Wünsche. Es ist anzunehmen, daß der ehrbare Meister den Anordnungen der hohen Dame gerecht geworden ist, die, wenn sie nach Wunsch bedient wurde, stets prompt und „ohne vieles Feilschen“ den geforderten Preis zu zahlen pflegte.

Einen großen Teil ihrer Zeit verwendete die Fürstin auf die Anfertigung allerlei weiblicher Handarbeiten. Eine geschickte Näherin und Stickerin, finden wir die Unermüdliche gar häufig mit ihrer feinen Leibwäsche beschäftigt. Nicht selten beschenkte sie Verwandte und Freunde mit eigenhändigen Näharbeiten. Namentlich wurde der Schwager, Markgraf Wilhelm von Brandenburg, Erzbischof von Riga, von ihr wiederholt zum neuen Jahr „mit etzlichen schlechten Hemden“ beehrt, die ihre kunstgeübte Hand verfertigt. Auch der Herzog Johann von Holstein, ihr Oheim, und der Graf Ernst von Henneberg werden mit Hemden und Baretten erfreut, die sie selbst genäht und gestickt hatte.

Unter den Stickereien der Fürstin spielten Hauben, Barette, Halstücher, Hals- und Armbänder und Kissen eine hervorragende Rolle. Die „welschen Muster“ dazu waren ihr aus Nürnberg oder Leipzig von dem dortigen italienischen Kaufmann Villani auf dem Wege über Liegnitz zugegangen, wo sie erst von der Herzogin Sophie benutzt wurden. Von Königsberg wanderten die Vorlagen schließlich nach Kopenhagen. Die kunstvollen Arbeiten, bei denen Gold und Silber reichliche Verwendung fanden, dienten ebenfalls zu Geschenken an fürstliche Bekannte. So erhielt ihr Vater, der dänische König, einmal ein von der Herzogin gesticktes „schlechtes Paar Handschuhe“, damit er daraus ersehe, „daß sie ihn noch nicht sogar vergessen habe“.

Dem Geschmack der Zeit entsprechend, pflegte die Fürstin auch die Perlenarbeit, bei der ihr ein sogenannter Perlenarbeiter, der als fürstlicher Diener mit einem jährlichen Gehalt von 40 Gulden angestellt war, hülfreiche Hand leistete. Die Anfertigung einer Haube von Gold- und Silberstoffen, deren Schlingen und Binden reich mit den kostbarsten Perlen besetzt waren, galt als ein Meisterstück weiblicher Handfertigkeit — ein Gebiet, auf dem die Herzogin unerreichte Geschicklichkeit und vollendeten Kunstgeschmack entwickelte.

Der Wert der Perlen, der Gold- und Silberstickereien, mit denen die Fürstin ihre Kleider glänzend zu schmücken liebte, war ziemlich

bedeutend. Wir lernen ihn ermessen, wenn wir einen Blick werfen auf das von ihr im Jahre 1537 angelegte Garderobe-Inventar. Da finden wir zunächst eine große Zahl „weiter Röcke“, darunter das prachtvolle Staatskleid der Herzogin, einen leberfarbigen Atlasrock mit Hermelin gefüttert und reich mit goldenen und silbernen Schnüren besetzt. Wir begegnen dann den gestickten „engen Kleidern“. Unter ihnen sind bemerkenswert: „ein gestickter Rock mit Goldstoff, aufs welsche Muster gemacht“, mit einem, eine halbe Elle breiten perlengestickten Strich; 2 Kleider von grauem und braunem Taffet, daran ein Strich mit goldenen und silbernen Schnüren“, die Ärmel mit Perlen und Goldstickereien versehen u. s. w.

Die Instandhaltung und Vervollständigung der eigenen Garderobe, sowie der der weiblichen Dienerschaft verursachte der Fürstin mannigfache Arbeit. Sorgfältig achtete sie darauf, daß die erforderlichen Kleiderstoffe stets in ausreichendem Maße vorhanden waren. Aufgebrauchte Kleidungsstücke wurden alsbald wieder ergänzt. Zu diesem Zwecke stand sie beständig mit Danziger, Leipziger und Nürnberger Kaufleuten und Krakauer Perlenhändlern in geschäftlicher Verbindung. So verschrieb sie einmal aus Nürnberg „vom besten seidnen Gewand 20 Ellen Leibfarbe, 20 Ellen goldgelben Damast, einen schwarzen, ganz guten Sammet, 25 Ellen roten Damast, 20 Ellen leibfarbigen, 28 Ellen braunen und 8 Ellen aschfarbigen Damast, 3 Ellen aschfarbigen Tobin (Tafft), 8 Ellen braunen Sammet“ — außerdem einen bedeutenden Vorrat venetianischer Seide und venetianischer Borten, aus Krakau „ein Gestick um des Herzogs Kappe“, aus Leipzig für sich und ihre Jungfern große und kleine Hüte, aus Warschau Schleier, seidene Gürtel und schöne Kämmen. Um der neusten italienischen Mode huldigen zu können, wandte sie sich an den herzoglichen Geschäftsträger in Rom mit folgender Bitte: „Da Ihr Euch uns zu dienen mit allem Fleiße angeboten, so ist unser gnädiges Begehren, Ihr wollet uns etliche säuberliche Formen und Modelle, auf die welsche Art mit weißer Seide ausgenäht, sonderlich auf die neue Art, da die Leinwand ausgestochen und durch sonderliche Kunst mit Rosen und Blumenwerk wieder mit weißem Zwirn eingezogen wird, bestellen und mitbringen. Sonderlich aber geschähe das zu Gefallen, wenn Ihr uns irgend ein feines tugendsames Weib oder Jungfrau, die nicht leichtfertiger Art wäre, mit Euch brächtet, oder aber, wo diese nicht zu erlangen wäre, eine Mannsperson, die solche Modelle und Formen, desgleichen auch goldene Borten, so man itzo aus Welschland bringt, machen könne“.

Neben der Kleidung gab die Erneuerung und Instandhaltung des Schmuckes der Herzogin vielfältige Beschäftigung. Keine Fürstin kümmerte sich mehr um solche Dinge, keine war in ihren Bestellungen sorgsamer und genauer als sie. Einst sandte sie dem Goldarbeiter

Arnold Wenk in Nürnberg 20 ungarische Gulden und eine Anzahl Ringe, um sie zur Anfertigung eines Halsschmuckes zu verwenden. Dabei ordnete sie in einem langen Briefe an, wie alles „aufs subtilste und mit Versetzung der Steine so künstlich als möglich verfertigt werden solle, oben in der Mitte solle ein Blümlein, nebenan Blätter und ein Stiel sein, die Spitzen aber so, daß man sich nicht daran reiße oder kratze“ u. s. w. Ihr Pretiosenschatz war mit kostbaren Edelsteinen, Gold- und Silberarbeiten angefüllt. Erschien sie bei hohen Festen im vollen fürstlichen „Staate und Apparate“, so boten dieser Schatz und ihre Garderobe alles dar, was nach den Begriffen der Zeit zum äußeren Schmuck und Glanze einer Fürstin gehörte. Auf ihrem Haupte glänzten dann bald Papageien- oder schneeweiße Kranichfedern, bald Gold und Seidenstoff mit Perlensternen und goldenen Schlingen. Den Hals schmückte ein kostbares Geschmeide von Smaragden, Saphiren, Rubinen und Perlen.

Die Schultern bedeckte ein Koller bald von Goldstoff, bald von Sammet, mit silbernen oder goldenen Borten verbrämt, zuweilen mit Hermelin oder Marderpelz gefüttert. Auf der Brust wurde es von einem goldenen Heftlein zusammengehalten, das, reich mit Saphieren, Rubinen und Amethysten besetzt, mit irgend einer Figur verziert war, wie dem „Ritter St. Georg“, einem „schweizer Weiblein“, einem „Schwan“, einem „Marienbilde mit dem Jesukindlein“ u. s. w. Zur Sommerszeit umschlang die Brust ein seidenes Tuch mit Perlenborten und Laubgewinden. Über dem Tuch hingen dann die goldenen Halsketten. Die Hände waren gegen die Einflüsse der Witterung durch „hispaniolische“ Handschuhe geschützt. Den Leib umschloß ein Gürtel. Aus schwarzem Sammet verfertigt, mit Goldstoff und Perlen reich versehen, trug er zuweilen die Initialen des Fürstenpaares neben zwei gekrönten Herzen. Den Fuß endlich bedeckte der gestickte, oben mit Perlen und einigen Edelsteinen geschmückte Schuh.

Bei dem praktischen und hausmütterlichen Sinne, der der Herzogin so vorzüglich steht, konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Gesundheitspflege manche Stunde ihres Stillebens in Anspruch nahm. Ein tüchtiger Arzt an einem Fürstenhofe war damals eine große Seltenheit, und die Apothekerkunst lag noch sehr im Argen. Die Apotheken nahmen zum größten Teil etwa die Stelle unserer Konditoreien ein. Ihren größten Absatz erzielten sie in eingemachten Früchten und allerhand Konfitüren. Die Arzneikunde, die sich auf die Kenntnis einzelner Heilkräuter und Heilstoffe beschränkte, war fast ausschließlich Sache der Laien. Zu den geschätztesten Medikamenten gehörten vornehmlich Klauen von Elendstieren, Einhorn, Bibergeil und Bernstein, zumal der von weißer Farbe. Da Preußen das gelobte Land war, aus dem man diese Stoffe erhalten konnte, und der Glaube allgemein ver-



breitet war, daß ihnen nicht nur heilende, sondern auch prophylaktische Wirkung innewohne, so gelangten alljährlich ungezählte Gesuche von deutschen Fürstinnen an die Herzogin um freundliche Gewährung von Bernstein und „rechtschaffenen“ Elendsklauen.

Der König von Dänemark, der Erzbischof Wilhelm von Riga, die Landgräfin von Leuchtenberg wurden von ihr wiederholt mit Arm- und Halsbändern von Elendsklauen beschenkt, während die Herzogin Sibylle, Gemahlin des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, sich als Stärkungsmittel acht große weiße Bernsteinstücke, ausbat, um sie in den Händen zu tragen, „weil sie oft von großer Schwäche befallen werde, wogegen Bernstein ein wirksames Mittel sei“. Ähnliche Bitten äußerten die Fürstin Katharina von Schwarzburg und die Herzogin Margarete von Stettin, „weil sie,“ wie sie klagt, „mit vielen Kindlein befallen und deshalb sehr schwach sei“.

Statt der „Bernsteinpaternoster“ und Elendsklauenringe wandten viele das von dem berühmten Wunderdoktor Johann Meckebach erfundene und von ihm mit ruhmrediger Selbstgefälligkeit in Gebrauch gebrachte Bernsteinöl und ein aus Bernstein und Elendsklauen präpariertes Pulver an, Medikamente, die von der Herzogin höchst eigenhändig „gebrannt“ wurden und die zu den kostbarsten Geschenken — ein Lot von diesen Mitteln wurde mit 5 Talern bezahlt — gehörten, mit denen sie ihre Freunde in Deutschland erfreute.

Der Herzog von Liegnitz und die Herzogin Anna Maria von Württemberg erhielten Bernsteinöl zur Vertreibung des „viertägigen Fiebers“. Der Erzbischof Wilhelm und die Pfalzgräfin Maria begehrt und empfangen das Pulver als erprobtes Mittel gegen den „Schlag und die fallende Krankheit“, jener zugleich mit einer Reihe diätischer Vorschriften und der freundlichen Warnung vor dem beliebten „guten Trunk.“ Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die meisten der damaligen Fürsten, weltliche sowohl wie geistliche, ihre Zeit redlich zwischen der Bibel, dem Bierkrüge und der Jagd zu teilen pflegten. Auch Erzbischof Wilhelm machte in dieser Beziehung keine Ausnahme. Daher die liebevolle Warnung der Herzogin.

Außer diesen Medikamenten verstand die Herzogin aus Wurzeln, Kräutern und anderen Ingredienzien allerhand stärkende Wasser herzustellen. Die damit gefüllten Gläser versah sie kunstgerecht mit Gebrauchsanweisungen, auf denen die eigenhändige Aufschrift zu lesen war: „Meiner gnädigsten Frauen Wasser, das aber nicht in Leib zu gebrauchen, denn es allein darum, daß es die Hände, Angesicht und das Haupt damit zu frischen gemacht ist.“ Daß auch diese Arzneipräparate an den deutschen Fürstenhöfen hochgeschätzt und eifrig begehrt waren, bedarf kaum der Erwähnung.

Was die Herzogin an Heilmitteln nicht selbst zu präparieren vermochte, verschrieb sie sich von außerhalb. So bezog sie aus Regensburg Pulver und Rezepte zu Rosen- und Cordo-Benediktenwasser, „das für allerlei Krankheiten, sonderlich aber für Vergiftung sehr gute sein solle;“ aus Nürnberg Birkenwasser, Veilchen- und Rosensaft.

Trotz dieser vielseitigen Beschäftigung fand die treffliche Frau noch Zeit zu einer ausgedehnten Korrespondenz, sowohl mit dem häufig abwesenden Gemahl als mit ihren zahllosen Freunden und Verehrern in Deutschland. Mochten vielleicht auch manche ihrer fürstlichen Zeitgenossen bei der Abfassung schriftlicher Mitteilungen über eine gewandtere und geübtere Feder verfügen — die Herzogin nannte selbst ihre Schreibart eine „ungeschickte und närrische“ und bezeichnete sich selbst als „eine schlechte, gar dumme, armselige Dichterin“ — so offenbarten doch ihre Briefe neben ursprünglicher Frische und köstlichster Naivität einen so hochherzigen und zugleich freimütigen Sinn, ein so reines Gemüt, ein so fühlendes Herz, daß der Leser voll Bewunderung, ja nicht ohne tiefe Bewegung zu dieser fürstlichen Schreiberin empor-schaut.

Allzu früh ward dem irdischen Wirken der hausmütterlichen Herzogin\*) ein Ziel gesetzt. Noch nicht 43 Jahre alt, schloß sie am Ostermontag (11. April) 1547 die „großen sanften blauen Augen“ zum ewigen Schlummer. „Wie ein Kind Gottes entschlief sie sanft im Herrn.“ Zehn Tage später, am 21. April, ward ihr Leichnam feierlich zu Grabe getragen und in der Domkirche beigesetzt.

Ihre einundzwanzigjährige Ehe war mit sechs Kindern gesegnet. Aber nur die älteste Tochter Anna Sophie<sup>1)</sup> überlebte die Mutter. Drei Schwestern, Katharina,<sup>2)</sup> Lucia Dorothea<sup>3)</sup> und Lucia<sup>4)</sup> und zwei Brüder Friedrich Albrecht<sup>5)</sup> und Albrecht<sup>6)</sup> sanken schon meist bald nach der Geburt ins Grab.

\*) Als schon die düsteren Todesschatten das Lager der Leidvollen umfingen, gedachte sie der „rechtschaffenen hausarmen Leute“ und bat den Herzog, „Gott zu Ehren und der Armut zu Trost um ihrer Liebden willen“ als Geschenke verteilen zu lassen: „in jedem Amt ein zwei Stück Gewands oder in Ermangelung desselben ein XIV Mark, desgleichen XV Scheffel Korn.“ Schon am 17. April ordnete Albrecht die Ausführung dieses Vermächtnisses an.

<sup>1)</sup> Geb. 11. Juni 1527 auf dem Schlosse zu Fischhausen, verm. zu Wismar am 24. Februar 1551 mit dem Herzog Hans Albrecht zu Mecklenburg, † 16. Februar 1591 in Lübz, beigesetzt 27. März 1591 im Dom zu Schwerin.

<sup>2)</sup> Geb. „etwas zu frühe“ 25. Februar auf dem Schlosse zu Ortelsburg, † vor 1. März 1528.

<sup>3)</sup> Geb. 8. April 1531, † 1. Januar 1532.

<sup>4)</sup> Geb. im (vor d. 23.) Februar 1537, † Anfang Mai 1539.

<sup>5)</sup> Geb. 5. Dezember 1529 auf dem Schlosse zu Königsberg, † 1. Januar, beigesetzt 2. Januar 1530 im Dom zu Königsberg.

<sup>6)</sup> Geb. und † im März 1539.

Herzog Albrecht war nahezu 60 Jahre alt, als er sich am 16. Februar 1550 zu einer neuen Ehe mit der achtzehnjährigen Herzogin Anna Maria von Braunschweig entschloß. Sie war eine Tochter der Markgräfin Elisabeth von Brandenburg, die, eine Tochter des Kurfürsten Joachim I., in erster Ehe mit dem Herzog Erich I. von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt war. An der Seite dieser zweiten Gemahlin bezahlte Herzog Albrecht das ungetrübte Glück seiner ersten Ehe mit einer harten Schule voll Mißgeschicks.

---

## 9. (7. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 7. September 1904.**

Mit Genehmigung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes werden dessen Versuchsfelder zu Dahlem bei Steglitz besichtigt.

---

Vor dem Neubau der biologischen Abteilung des Kaiserlichen Reichs-Gesundheitsamtes hatten sich ungefähr 50 Mitglieder mit ihren Gästen eingefunden. Hier wurden sie von dem Direktor Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Aderhold begrüßt und in einen Saal geleitet, der für einen kurzen Aufenthalt hergerichtet worden war.

Hier ergriff Herr Geheimrat Friedel zunächst das Wort und erinnerte daran, daß die Gesellschaft schon vor zwei Jahren die Ehre hatte, die Einrichtungen des Amtes in der Klopstockstraße besichtigen zu dürfen. Darauf nahm Herr Direktor Aderhold das Wort zu einer erläuternden Übersicht vor der Führung. Die biologische Abteilung soll die Landwirtschaft fördern und zwar in einer ganz eigenartigen Weise, indem sie sich ein Gebiet neben den landwirtschaftlichen Hochschulen und den Versuchsanstalten für ihre Arbeiten sucht. Sie will die Kulturpflanzen studieren, wie sie von ihren Feinden gehemmt und von ihren Freunden gefördert werden; deshalb sollen hier gerade die kranken Kulturen gepflegt werden, um Mittel zu finden, die Feinde unschädlich zu machen. Eine solche wichtige Frage ist z. B. die der Knöllchen bei den Hülsenfrüchten. Bei diesem Thema zeigte der Herr Redner ein Präparat von Erbsenwurzeln. Diese Knöllchen enthalten Bakterien, welche dafür sorgen, daß der Pflanze der Stickstoff der Luft zugänglich gemacht wird. Pflanzen mit möglichst vielen Knöllchen sind daher besonders erwünscht, denn sie erlangen einen üppigeren Wuchs als die übrigen. Man pflügt alsdann ein Ackerstück mit den grünen Pflanzen um und spricht von Gründüngung. Die Bakterien bleiben im Boden und wandern in die neue

Saat. Man hat nun diese Bakterien künstlich gezüchtet und den Boden mit solchen Kulturen geimpft. Es sind aber diese Versuche sehr verschieden ausgefallen, sodaß man noch keine sichere Methode gefunden hat.

Gehören diese Knöllchenbakterien zu den Freunden der Pflanzen, so gibt es indessen noch mehr Feinde. Es gibt Böden, auf denen Pflanzen schlecht aufgehen, weil die Feinde im Boden die Samen oder die Keimlinge zerstören. Es ist die Aufgabe der Abteilung, diese Feinde aufzusuchen und sie unschädlich zu machen; man hat schon eine große Anzahl von chemischen Mitteln gefunden, wie Schwefelkohlenstoff, Kupfervitriol, Terpentinöl u. a. Diese Feinde im Boden sind es, welche die Bodenmüdigkeit der Pflanzen hervorrufen. Sobald eine Kulturpflanze mehrere Jahre hintereinander an derselben Stelle gebant wird, häufen sich ihre Feinde derartig im Boden an, daß ihr Gedeihen gehemmt wird. Diese Feinde kennen zu lernen, ist eine neue Aufgabe der Abteilung.

Wie der Boden, so beherbergt auch die Luft eine große Anzahl von Pflanzenfeinden. Einer der gefährlichsten Feinde des Getreides ist z. B. der Brand. Die Sporen dieses Pilzes werden durch den Wind verbreitet. Sie finden sich in den reifen Ähren und bilden an Stelle der Körner ein schwarzes Pulver. Für Versuchszwecke werden nun z. B. von mehreren Weizensorten 2000 Körner ausgesät, denen ein brandiges Korn beigemischt worden war. Nach der Reife werden die gesunden und die kranken Ähren sorgfältig herausgezählt. Dabei hat sich z. B. ergeben, daß eine Sommerweizensorte sehr viel widerstandsfähiger war als alle übrigen. Man hat auch beobachtet, daß kranke Pflanzen durch passenden Dünger wesentlich gefördert worden sind. Dabei spielen aber eine große Reihe von Zufälligkeiten nicht unwesentlich mit.

Um nun die Pflanzenkrankheiten studieren zu können, sind Pflanzen künstlich krank gemacht worden. Dieses künstliche Erzeugen von Krankheiten ist allerdings sehr schwierig. Eine kranke Pflanze hat oft mehrere Parasiten, und es muß nun festgestellt werden, welcher in erster Linie der Krankheitserreger ist. Zu diesem Zweck muß die gesunde Pflanze geimpft werden; erkrankt sie darauf, so hat man den richtigen Erreger gefunden.

Als wichtigstes Schutzmittel für die Erkrankung durch Luftparasiten gilt die Bordelaiser Brühe, ein Gemisch von 4prozentigem Kupfervitriol und 4prozentigem gelöschten Kalk. Diese Mischung wird auf die Pflanzen gespritzt und wirkt um so besser je feiner sie verteilt ist. Besonders wichtig ist sie für die Rebe geworden.

Nachdem Herr Direktor Aderhold noch eine Übersicht über den Plan der Biologischen Abteilung gegeben hatte, wurde der Rundgang angetreten. Es wurden zwei Abteilungen gebildet, die eine übernahm der Herr Direktor selbst und die andere Herr Regierungsrat Appel.

Das umfangreiche Gebäude enthält 108 Zimmer, von denen die meisten zu Laboratorien eingerichtet werden, so daß die Räumlichkeiten in der Klopstockstraße frei werden.

Hinter dem Gebäude beginnt sogleich das Versuchsfeld, es ist 10 ha groß. Dicht neben dem Hause ist das Arboretum, ein Platz, der mit Waldbäumen und Sträuchern bepflanzt ist, eingerichtet. Dahinter folgt ein wunderhübscher Obstgarten, mit jungen Bäumen und Strauchobst; es sollen hier Erfahrungen gesammelt werden über Krankheiten, Aufzucht, Sorten, Behandlung der Bäume, Ertrag, Kosten etc. Es gehören natürlich hier Jahre zu, um ein sicheres Bild zu erhalten. Um aber im Zusammenhang zu bleiben, wird über jeden Baum und über jedes Ackerstück Buch geführt. Neben dem Obstgarten ist eine Baumschule angelegt.

Nun folgt das Feld. Hier sind Parzellen von einem Ar Größe abgeteilt. Auf ihnen waren nun wegen der vorgerückten Jahreszeit meistens nur noch die Stoppeln vorhanden, und allein die Kartoffeln waren noch nicht geerntet. Auf einem Stück z. B. standen Kartoffeln, die an der sogenannten Schwarzbeinigkeit erkrankt waren. Auf einem andern Felde stand der junge Raps schon grün. Bestimmte Flächen dienen dazu, das Garwerden des Bodens zu prüfen, ob es z. B. vorteilhafter ist, die Stoppeln liegen zu lassen oder gleich umzupflügen. Unter einem Schuppen endlich werden Versuche angestellt über die Behandlung des Stalldüngers. Den Schluß der Feldstücke bilden eine Anzahl größerer Parzellen, auf denen man die Wirkung der Fruchtfolge studieren will; man hat zu dem Zwecke einen sechsjährigen und einen dreijährigen Turnus eingerichtet. Man will hier den Einfluß des Fruchtwechsels auf das Gedeihen der Bodenparasiten erforschen. Als Ergänzung hierzu dienen die sogenannten ewigen Felder, auf denen ununterbrochen dieselbe Frucht gebaut wird. Es handelt sich hier darum, die Ursachen für die Bodenmüdigkeit einer Pflanze zu finden.

An der Grenze des Grundstückes zieht sich ein Streifen mit Lupinen entlang, welche den Boden für die Aufnahme von Weinreben vorbereiten sollen. Auf der anderen Längsseite sind Versuche mit amerikanischen Reben im Gange. Man hat auf die amerikanischen Reben einheimische gepfropft, weil die Wurzeln der amerikanischen Reben gegen Schmarotzer unempfindlicher sind als die einheimischen, und man hofft, daß es unseren Reben nichts schaden und der Wein seinen guten Geschmack behalten wird.

Aber nicht nur den mikroskopischen Bewohnern des Bodens und der Luft widmet man seine Aufmerksamkeit, sondern auch den größeren. Man hat z. B. ein geräumiges Gehege aus Blech hergestellt, in welchem die wühlenden Säugetiere, wie Ratten und Mäuse, beobachtet werden.

Für die Beobachtung der Vögel ist ein Vogelhort eingerichtet, ein Häuschen mit offenen Hallen von Sträuchern umgeben und das alles von einem Drahtgitter gegen die Umgebung abgesperrt. Hier sind auch eine Anzahl praktischer Nistkästchen angebracht, die sich dadurch auszeichnen, daß sie den natürlichen Brutstätten möglichst nahe kommen. In der Nachbarschaft sind einige Bienenstöcke aufgestellt, um die Krankheiten der Bienen, vor allem die Faulbrut, untersuchen zu können.

Ein besonderes Feld ist den Unkräutern reserviert, um auch hier den Einfluß zu erforschen, denn es gibt eine Anzahl Pilze, welche zu ihrer Entwicklung zwei Pflanzen brauchen. Es gehören z. B. zusammen der Blasenrost der Waymutskiefer und die Stachelbeere sowie der Rost des Getreides und der Sauerdorn.

In einem überdachten Raume sind Versuche im Gange, um die Folgen der Überdüngung auf die pilzkranken Kulturpflanzen zu studieren. Es stehen hier mit Rost befallener Weizen und mit der sogenannten Schütte behaftete Kiefern, ferner kranke Kartoffeln u. a. Am Rande eines Weges sind verschiedene Sorten Johannisbeersträucher angepflanzt und es ist sehr lehrreich zu sehen, wie sich die einzelnen Sträucher gegen Pilzkrankheiten verhalten, denn einige sind schon ganz kahl, andere haben noch einige Blätter und die dritten endlich sind noch grün.

An einer Stelle ist noch ein besonders interessanter Versuch im Gange. Der schwedische Forscher Erickson hat die Behauptung aufgestellt, daß rostkranke Pflanzen wieder rostkranke Nachkommen hervorbringen. In hohen Glaszylindern hat man nun Samen von mit Rost befallenem Weizen ausgestreut. Die Zylinder erhalten filtrierte Luft und werden auch derartig begossen, daß keine Pilzkeime eindringen können. Es hat sich aber bisher auf den Pflanzen noch kein Rost gezeigt.

Es muß noch ein interessanter Vegetationssaal beschrieben werden. Ein Glashaas ist an der einen Schmalwand offen und auf seinem Boden sind Schienen gelegt, die noch über die Schmalseite hinausgehen. Auf den Schienen können niedrige Wagen bewegt werden, welche die Versuchstöpfe tragen. Bei schönem Wetter werden die Pflanzen aus dem Hause herausgeschoben und bei schlechtem Wetter und zur Nacht stehen sie im Schutz.

Endlich besuchten wir noch das Infektionshaus. Es ist ebenfalls ein Glashaas, durch dessen Längsachse ein Flur geht. Von diesem gehen Türen rechts und links in kleine Zellen, welche die Kulturen enthalten. In den Zellen sind eine große Anzahl von Versuchen im Gange. In der einen Zelle wird z. B. ein künstlicher Regen unterhalten, um die Wirkung der Feuchtigkeit auf die Pilze kennen zu lernen, und

in einer anderen wird eine anerzogene Krebskrankheit verfolgt. Das Haus enthält auch einen Schwammkeller, in welchem Kulturen mit dem Hausschwamm eingerichtet sind.

Am Schluß der Besichtigung sprach Herr Geh. R. Friedel dem Herrn Direktor Aderhold und Herrn Regierungsrat Appel den Dank der Gesellschaft aus für die lehrreiche Führung.

Nach der Besichtigung freie Vereinigung im Restaurant „Schloßpark Steglitz.“

## 10. (8. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 14. September 1904.**

Besichtigung der Kunstwerkstätten und Ausstellung in dem Neubau der deutschen Glasmosaik-Gesellschaft Puhl & Wagner zu Treptow-Rixdorf, Kiefholzstr. 72/75.

In der Säulenhalle, welche die beiden Flügel des stattlichen Neubaus verbindet, ergriff Herr Geheimrat Friedel das Wort und führte aus, daß in Berlin zwei alte Kunstgewerbe wieder zu neuem Leben erweckt worden seien, die Gobelinmalerei und die Glasmosaikkunst, und daß es gerade Mitglieder unserer Gesellschaft wären, nämlich die Herrn Ziesch sowie die Herren Puhl und Wagner, welche diese Zweige wieder zu neuem Glanz gebracht hätten. Beide Künste arbeiten für die Architektur, indem sie die großen Flächen, welche ihnen hier zur Verfügung gestellt werden, mit farbigen Bildern bedecken.

Darauf begann der Rundgang unter der Führung der Herren Puhl und Wagner. Bevor wir an die Beschreibung gehen, verweisen wir auf die ausführlichen Berichte in unserem Monatsblatt; der erste, VII. Jahrgang No. 6, September 1898, S. 211, behandelt einen Besuch der Rixdorfer Fabrik und gibt eine eingehende Beschreibung des Verfahrens und der zweite, ebenda S. 387 stammt aus der Feder des Herrn Direktors Wagner selbst und schildert die geschichtliche Entwicklung der Mosaikkunst von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Indem wir auf diese Berichte verweisen, können wir uns diesmal kurz fassen. Wir wurden zuerst in das Atelier geführt; hier sind zu beiden Seiten eines Gerüsts, das auf der Längsachse des Saales steht und die farbigen Kartons trägt, Tische aufgestellt. An jedem Tische sitzt ein Mosaikist, der damit beschäftigt ist, auf ein Stück Kartonpapier die farbigen Würfel mit einem Kitt so zu befestigen, wie die Farbenskizze angibt. Auf dem Tische stehen Schalen mit den farbigen Würfeln, und neben sich hat jeder einen



Die Deutsche Glasmosaikgesellschaft Puhl & Wagner-Rixdorf.



Ambos, auf dem er mit einem Hammer die Steinchen welche nicht passen, zurecht schlägt. Jeder der Mosaikisten besitzt nur einen Ausschnitt aus dem Karton. Diese zerschnittene Arbeitszeichnung ist eine Pause, von dem Original mit den wichtigsten Linien. Die Originale stammen fast ausschließlich von unseren hervorragendsten Künstlern, von denen wir Prof. Schaper, Hannover, Maler Pfannschmidt in Rom, den Direktor der Kgl. Akademischen Hochschule, Prof. Anton v. Werner, Prof. Seliger, Leipzig, Maler August Oetken, Berlin nennen. Der Arbeitskarton ist das Spiegelbild des Originals, denn diese mit den Mosaiksteinchen belegten Kartonplatten werden später so an die Wand in eine Zementschicht hineingedrückt, daß die Papierfläche nach außen zeigt. Nachdem der Zement fest geworden ist, wird das Papier entfernt und das Bild steht nun richtig an der Wand. Auf dem Rahmen in der Mitte des Saales waren die Originalgemälde zu den Mosaiken in der Wartburg, wo selbst im Auftrage des Kaisers die gesamten Wandgewölbeflächen der Elisabet-Kemenate mit kostbarem Mosaikschmuck in mittelalterlichem Charakter bedeckt werden, aufgespannt und daneben noch solche für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. An der Wand war der farbige Karton zu einem heiligen Michael befestigt, welcher den Rathausturm in Frankfurt a. M. zusammen mit der Darstellung des Heiligen Florian schmückt.

Eine Treppe tiefer befindet sich der Zeichensaal. Auf großen Tischen werden hier die Pausen und die Arbeitszeichnungen fertiggestellt. Hier hing z. B. das Bild Kaiser Ottos des Großen, das für die Gedächtnishalle der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche bestimmt ist. Auch der Karton zu einem Gewölbe war hier auf einem in natürlicher Größe aus Holz ausgeführten Gewölbemodell aufgespannt.

Der nächste Raum, den wir aufsuchten, war der Lagerraum. Hier befinden sich die Repositorien mit den Kästen für die farbigen Würfel. Der Guß liefert runde Platten von 10 mm Stärke und 25 cm Durchmesser. Diese Platten werden zerschnitten und zu Würfeln zerschlagen, denn für die Bilder werden nur die Mosaiken verwendet. Es sind im ganzen 5—6000 Farbnuancen vorrätig und doch reicht diese Zahl gelegentlich nicht, so daß immer wieder neue Farben hergestellt werden müssen.

Im Erdgeschoß befinden sich die Schmelzöfen, die eben erst in Gang gesetzt worden sind; bisher waren noch die Öfen in der alten Werkstatt im Gebrauch.

Der interessanteste Saal des ganzen Gebäudes ist wohl der Ausstellungsraum. Auf seinem Boden sind Teile von Mosaikflächen ausgebreitet und an den Wänden sind zahlreiche größere und kleinere fertige Mosaikbilder aufgestellt bez. aufgehängt. Unter anderen befindet sich hier ein in Mosaik ausgeführtes Bild Seiner Majestät und ein solches der Königin Luise. Neben den bereits aufgeführten Mosaiken waren an

den Wänden auch eine Anzahl Original-Kartons aufgehängt, von denen ein dreiteiliges Abendmahlbild von Prof. Schaper für den Dom zu Bremen sowie eine allegorische Darstellung „der deutsche Adler seine Fittige über Helgoland breitend“ vom Maler August Oetken und für das biologische Institut auf Helgoland bestimmt besonderes Interesse erweckten.

Zum Schluß der Führung gab Herr Direktor Wagner noch einige Auskunft über die Preise der Bilder.

Nachdem wir auch noch einen Blick in die Nebenräume, wie Erfrischungshalle, Garderobe usw. geworfen hatten, verabschiedete sich die Gesellschaft; Herr Geheimrat Friedel sprach den Herren Wagner und Puhl den Dank aus für die Führung und wünschte ihnen auch in dem neuen Heim viel weiteres glückliches Gedeihen.

Nach der Besichtigung zwangloses Zusammensein im Restaurant Zenner in Treptow.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

### Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums).

(Vgl. *Brandenburgia* IV, 177—182 u. 202—206; VII, 193—199; X, 98—104 u. 137—149.)

Die Wörter „Fisch“ und „Fischerei“ werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren [Krebsen, Seehunden etc.] gebraucht.)

(Fortsetzung von No. 6).

**Der Steinbeißer** (*Cobitis taenia* L.) wird aus der Provinz Brandenburg angeführt, dennoch sind bestimmte Fundorte nicht gerade häufig zu ermitteln. — a) Vor einigen Jahren griff ich beim Übersetzen des Dahme-Flusses zwischen Königswusterhausen und Nieder-Löhme ein Exemplar mit einem Bündel Wasserpest (*Elodea canadensis*), in deren Zweige das Fischchen sich verstrickt hatte. — b) Im Eschergraben und in der benachbarten Panke, wo ersterer aus tief eingeschnittenem Gelände strömend in das genannte Fließchen mündet, mehre Exemplare seit 1864. — c) In der Jungfernhaide fingen Knaben am 18. August 1895 Steinbeißer in dem von Unkraut geräumten klar fließenden Entwässerungsgraben der Macekernitz-Wiesen, welcher unweit Königsdamm in die Spree rechtsseitig einfließt. E. Friedel.

**Madui-Maränen.** In dem Delikatessengeschäft von Lindstedt & Säuberlich, Leipzigerstr. 84, fand ich heut die Madui-Maräne (*Coregonus maraena*) auf Eis das Pfund zu 1 M. angeboten.

Aus meiner Jugendzeit 1850—1865 etwa entsinne ich mich, daß die Madui-Maränen auf der Straße von Fischweibern ausgerufen wurden mit einem eigentümlichen „Cri de Berlin“: „Kauft Madui-Marän, Marän“! Seitdem ist

der Fisch immer seltener geworden. In den 70er Jahren als der Gastwirt Frieske Pächter des Berliner Ratskellers war, erschienen dort regelmäßig die großen Maränen des Pommerschen bei Stargard belegenen Madui-Sees, da Frieske einen Anteil an der Madui-Fischerei besaß.

Berlin, 9. Mai 1901. E. Friedel.

**Brehm Tierleben.** Bd. V. S. 614. McCulloch berichtet von Seezungen, welche man mehrere Jahre lang in einem Gartenteich gehalten hatte und behauptet, daß sie hier noch einmal so groß und fett wurden als in der See. Ein anderer Fischer hat, nach Yarrell, über ein Jahrzehnt Zungen ins Süßwasser übergeführt; sie blieben in den Flüssen, gediehen vorzüglich, nahmen bedeutend zu an Gewicht und pflanzten sich fort.\*)

Es sollten auch in unseren Binnengewässern Versuche mit der mindestens heitweiligen Eingewöhnung von Plattfischen z. B. Flundern gemacht werden. Flundern sind z. B. im Rhein bei Straßburg und in der Elbe bei unserm märkischen Wittenberge gelegentlich gefangen worden.

E. Friedel.

**Fischotterjagden im Müggelsee** haben in der letzten Zeit mehrfach stattgefunden, da sich der gefährliche Fischräuber dort sehr bemerkbar macht, und allem Anschein nach eine größere Zahl jener Tiere sich in dem See aufhalten. Besonders oft sind sie auf der Friedrichshagener und auf der Neu-Rahnsdorfer Seite wahrgenommen, und hier ist es denn auch gelungen, mehrere der Räuber abzuschießen. Bei der außerordentlichen Geschicklichkeit, welche die Otter entwickelt, dürfte es jedoch schwer halten, die Tiere gänzlich auszurotten, umsoweniger, als sie fast nur Nachts auf den Fluten des Sees bemerkt werden. Leider ist auch die biologische Station am Müggelsee schon mehrfach durch die Fischottern beunruhigt worden.

Berl. Tagebl. 24. 11. 1901.

Sprichwörtliches über die **Quappe (Lota vulgaris)**. De lottes au bleu, pêchées dans le lac (Genfer See). C'est le poisson favori des indigènes . . . Il y a un dicton local qui traduit très énergiquement la passion des riverains pour ce gade d'eau douce: Pour une lotte, femme vend sa cotte“.

André Theuriet: Le Manuscript du Chanoine.

Revue des Deux mondes.

Bd. 50: 1. Okt. 1901, S. 499.

In der Mark Brandenburg ist man prosaischer und sagt im Oderbruch von einer dicken Frau „sie ist fett wie eine Quappenleber“. E. Friedel.

**Über Raubfischer an der Oberspree** hört man aus den beteiligten Kreisen wieder lebhaftere Klagen. Die Fischpiraten haben es trotz der größten Wachsamkeit seitens der zum Fange berechtigten Fischer bisher verstanden,

\*) C. U. Eckström: Die Fische in den Scheeren von Möskö. Deutsch von Creplin. Berlin 1835. S. X: Weit oben im Süßwasser des Mälars ist eine Scholle (vermutlich *Platessa flesus* L.) gefangen worden.

ihre Räubereien ungehindert auszuführen, und zwar geschieht dies besonders zur Nachtzeit. Die Fischer finden oft genug ihre am Rummelsburger See und anderen fischreichen Stellen angelegten Netze und Reusen am Morgen geleert, aber sonst in ordnungsmäßigem Zustande vor. Gerade in der Weihnachts- und Neujaarszeit, der lohnendsten Fischverkaufszeit des Jahres, macht sich die Dieberei für die Fischer recht empfindlich bemerkbar; da die Räuber die vielen gestohlenen Fische unmöglich selbst verzehren können, so werden sie jedenfalls verschwiegene Abnehmer finden. Berl. Tagebl. 3. 1. 1901.

#### **Die Spreeherren (Fischer) von Berlin.**

„Alhie endet sich der  
„Sprew Hern zv Berlin  
„Grentz v. Fischerei  
„Anno 1623.“

So lautet die Inschrift auf einer Kalksteinplatte, welche sich bis 1875 nahe der Kreuzung der Straße 10 mit Straße 12, Abt. V, Sektion III des Bebauungsplans von Charlottenburg auf einer Wiese aufgestellt befand und früher die Grenze der Berliner Unterspreefischerei bezeichnete. Inzwischen ist der Bebauungsplan dort geändert, auch der Lauf des Spreestroms ist anders geworden und entspricht etwa die nördliche Ausmündung der Straße 14 c in die Uferstraße 10 der Fundstelle. Der Stein ist trotz des heftigen Widerspruchs der Fischer i. J. 1875 an das Märkische Museum abgeliefert worden und war auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 ausgestellt.

E. Friedel.

Die National-Zeitung vom Sonntag den 21. Oktober 1883 enthält einen interessanten Aufsatz über Berliner Fische.

**Über eine Untersuchung der Tiergartengewässer** machte Herr Dr. Marsson in der letzten Sitzung des Fischereivereins einige interessante Angaben. Er hat nicht weniger als 213 Arten von Organismen in den Gewässern gefunden. Bis 1873 war in den Gewässern von Fischzucht kaum die Rede, jetzt sind sie verpachtet, und die Pächter haben die Verpflichtung, die Fischzucht darin zu pflegen, was auch mit wachsendem Erfolg geschieht. Da die Gewässer meist einen beständigen Zufluß von dem Landwehrkanal aus erhalten, ist es selbstverständlich, daß die in ihnen vorkommenden Organismen Spree-Organismen sind, besonders was die Diatomaceen anlangt. Sie bilden für niedere Algen, besonders für die Wasserblüte und manche Flagellaten geradezu Riesenkulturbecken. Das Plankton ist in ihnen besonders stark entwickelt, weil einerseits durch die vielen Wasservögel (wilde Enten und Schwäne) und die Fische viel Dungstoffe zugeführt werden, und andererseits ganz systematisch alle höheren Wasserpflanzen daraus entfernt werden, so daß nun alle Dungstoffe den niederen Pflanzen (blaue, blaugrüne Algen, Kieselalgen) zu gute kommen. Dies giebt einer reichen Mikrofauna die Entstehung, und so kommt es, daß die Tiergartengewässer besonders reich an Fischnahrung sind. Außer den üblichen Würmern, Insektenlarven und hinein-

fallenden Insekten ist besonders der Bachflohkrebs zu erwähnen, welcher sich zwischen dem beständig hineinfallenden Laube in großen Mengen aufhält und dessen Vorkommen für reines, sauerstoffreiches Wasser spricht. In den solcher Art rein gehaltenen Seen ergab der Fang reichlich Karpfen von  $\frac{3}{4}$ –4 Kilogramm Schwere, Plötzen bis  $\frac{1}{2}$  Kilogramm, wenig Hechte bis  $1\frac{1}{4}$  Kilogramm, Bleie, Schleie, Quappen und Stichlinge. Karpfenbrut war nicht aufgekommen. In dem sogenannten „Loch“, wo höhere Wasserpflanzen geduldet werden, wurden hauptsächlich Schleie gefangen, die sich hier augenscheinlich gut vermehren, daneben Karauschen, kleine Hechte und Barsche. Außer diesen Fischen kommen noch verschiedene Weißfische vor, welche hier laichen. Von den ausgesetzten Higois und Regenbogenforellen wurde nichts bemerkt. In den Gräben finden sich wegen des Mangels an Licht und Sonnenschein weniger Fische. Die ausgesetzten Aale waren wohl alle ausgewandert. Besonders ertragreich war der Neue See; hier wurden an einer Stelle auf einem Zug 65 Karpfen, an einer andern Stelle 50 Kilogramm Plötzen gefangen.

Berl. Ztg. 5. 8. 1900.

**Dem Fischbestande der Gewässer des Tiergartens** wird in diesem Frühjahr bedeutend mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als es in den Vorjahren der Fall war. Es hat sich herausgestellt, daß der Fischreichtum dieser Gewässer von Jahr zu Jahr zunimmt. Auch die Schmackhaftigkeit der Tiergartenfische übertrifft die der Spreefische bei weitem. Leider wird den Wächtern ihre Arbeit nicht immer entlohnt. Aale und Forellen, die im Laufe der letzten beiden Jahre in den „fließenden“ Tiergartenwassern ausgesetzt wurden, hatten sich, wie beobachtet wurde, wohl vermehrt, schließlich suchten aber fast alle der genannten Fische die Spree auf. Für die Zukunft soll durch geeignete Vorkehrungen dieser Flucht gesteuert werden. Besonders fischreich ist der Neue See. Es ist vorgekommen, daß auf einen Zug 50 bis 60 Karpfen und ein ander Mal gegen 80 Pfund Plötzen gefangen wurden. Plötzen im Gewicht von einem Pfunde sind hier keine Seltenheit. Der Neue See beherbergt auch ziemlich viele und recht ansehnliche Hechte. Schleien sieht man in großer Zahl im „Loch“ im Nordwesten des Parkes. Die sich hier auch vorfindenden Barsche erreichen dagegen selten die Mittelgröße. Recht fischreich ist auch der „Faule See“. Karpfen erreichen dort eine Schwere bis zu nahe 8 Pfund. Während man in diesem See aber Hechte nur wenig und in kleinen Exemplaren vorfindet, zeigen sich solche in den Gewässern der Rousseau-Insel zahlreich. Bei einem der letzten Fischzüge wurden dort mehrere Hechte von 1 Meter Länge und 8 Pfund Schwere gefangen. Auch Plötzen sind hier vorhanden. Bleien, Barsche und verschiedenartige Weißfische sowie Karauschen kommen in mehr oder minder großer Zahl in fast allen Tiergartengewässern fort. Nur im Neuen See wollen Karauschen absolut nicht fortkommen. Berl. Tagebl. v. 5. 5. 1901.

**Verschwundene Goldfische.** Die 2000 Goldfische, die im Vorjahre aus Anlaß der Goldfisch-Erkrankungen in den neu eingerichteten Goldfischteich im Tiergarten beim Denkmal König Friedrich Wilhelms III. übersiedelt wurden, sind bis auf den letzten — verschwunden. Der Grund dieser eigentümlichen

Tatsache ist noch nicht vollständig aufgeklärt. Man hatte im Vorjahre bekanntlich einen künstlichen Teich dadurch herzustellen gesucht, daß man den Teil des Tiergarten-Gewässers beim genannten Denkmal abgedämmt hatte. Ehe man die Goldfische hincinließ, war nicht nur das Gewässer wiederholt und aufs Sorgfältigste gereinigt worden, man hatte auch den neuen Teich aufmerksam abgefischt, um alle die Tiere wegzufangen, die den neuen Bewohnern sich schädlich erweisen könnten. Außerdem hatte man täglich den Teich zweimal abgezogen, um jede Verunreinigung des Wassers zu vermeiden. Die Fische selbst schienen sich in ihrem neuen Element wohl zu fühlen, von den beiden Brücken aus, die zugleich den Teich begrenzen, waren die munteren Tiere durch die Besucher des Tiergartens gern und reichlich gefüttert, und namentlich, wenn die Sonne jene Flächen beschien, konnte man hier Hunderte der goldglitzenden, beweglichen Tiere sich tummeln sehen. Schon vor einiger Zeit war den Beamten der Tiergartenverwaltung der Umstand aufgefallen, daß im neuen Teich fast nie tote Goldfische konstatiert werden konnten, obgleich naturgemäß hier die Sterblichkeit noch größer sein mußte als im alten Teich, da die Fische durch die Übersiedelung immerhin etwas gelitten haben mochten. Die Erkenntnis dieser auffallenden Erscheinung veranlaßte die Tiergartenverwaltung, vier Unterbeamten die spezielle Aufsicht und Beobachtung des Teiches zu übertragen. Zunächst konnte durch diese nichts weiter festgestellt werden, als daß die Zahl der Goldfische sich ganz rapide im Abnehmen befaed. Fortgesetzte Beobachtungen förderten sodann die Tatsache zu Tage, daß sich im Teich außer Barschen auch einige Hechte befinden, scheinbar jedoch in keineswegs bedenklicher Menge. Man würde ihnen an sich wenig Bedeutung beigelegt haben, da man weiß, daß sich auch im alten Goldfischteich Hechte befinden; deren Nachkommenschaft jedoch sich bei den alljährlich im Frühjahr stattfindenden Fischzügen leicht wegfangen läßt, so daß irgend welche Gefahr für die Goldfische durch sie noch nicht entstanden ist. Inzwischen verringerte sich im neuen Teich die Zahl der Goldfische in wahrhaft erschrecklicher Weise, und Ende voriger Woche konnten die dort stationierten Beamten konstatieren, daß sie keinen Goldfisch mehr im Teich zu entdecken vermöchten, eine Tatsache, die von den zur Stelle gerufenen Oberbeamten nur bestätigt werden konnte. Infolgedessen sind bereits die außerhalb der beiden Brücken angebrachten Abdämmungen wieder entfernt und der künstliche Teich mit dem fließenden Tiergartengewässer in freie Verbindung gebracht worden. Der „neue Goldfischteich“, der mit so vielen Erwartungen ins Leben gerufen, hat somit nur 11 Monate existieren können. Gegenwärtig tummeln sich bereits da, wo sonst die Goldfische gehaust, weißgefiederte Schwäne, denen jetzt die reichlichen Bissen zufallen, die von den Besuchern in das Gewässer geworfen werden.

B. T. Bl. 23. 6. 1880.

(Fortsetzung folgt).

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## 11. (3. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 28. September 1904, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr**

im großen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses  
Matthäikirchstrasse 20, 21.

---

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.  
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis LV her.

### A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt namens des Vorstandes die Mitglieder zum Beginn des Winterhalbjahres und entwickelt das Programm für das letztere.

II. Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft hielt ihre XXXV. allgemeine Versammlung in Greifswald vom 4.—6. August 1904 ab (vgl. *Brandenburgia* XIII. 162), an welcher erfreulicher Weise viele *Brandenburgia*-Mitglieder teilnahmen. Das Märkische Provinzial-Museum hatte eine ansehnliche Ausstellung von natur- und kulturgeschichtlichen Gegenständen veranstaltet, von der hier nur einiges aufgeführt werden kann. Zwei höchst seltene, von mir auf Sylt bzw. bei Klein Ladebo nahe Greifswald gefundene Puddingstein-Geschiebe, Feuersteine stark abgerieben aber nicht gekritzelt, kieselig verkittet, nach Professor Gottsche Eocän-Tertiär, jenes von England, dieses von Schweden herrührend, nach Professor Deecke aus schwedischem Silur stammend. Daneben waren zum Vergleich viele von den in der *Brandenburgia* oftmals vorgelegten kleinen Feuersteinen der Rügenschon d. h. obersenonischen Kreideformation ausgestellt, die ihrer zeitlichen Herkunft\*) nach noch immer unsicheren, verschieden gefärbten, meist grauschwarzen, meist ei- oder nierenförmig gestalteten, mit zahllosen „krikelkrakelartig“<sup>a</sup> aussehenden Narben bedeckt sind. Es handelt sich um die meist kleinen

---

\*) Das soll heißen in dem uns jetzt vorliegenden von der Natur hergestellten Bearbeitungszustande.

Steine, welche das Volk bei uns gewöhnlich Schwalbensteine, lokal auch Kitzelsteine oder Krähenaugen (im Havelland) benennt und die Prof. Dr. Meyn-Uetersen sehr überflüssiger Weise mit einem willkürlich von ihm erfundenen Wort „Wallsteine“ benamset hat. Die Feuersteine der erst gedachten Pudding-Gesteine haben, wie schon angedeutet, diese narbige Krikelkrakel-Musterung nicht. Meyn wollte erst in den Schwalbensteinen Schwammversteinerungen sehen, er hat diese Vorstellung später aufgegeben; gelegentlich finden sich in den Schwalbensteinen Kreideversteinerungen, Brachiopoden, Muscheln und dgl., hiermit hat aber jenes charakteristische Krikelkrakel nichts zu tun. Herr Professor Jentzsch bringt diese Steinbildungen mit Brandungserscheinungen eines heftig bewegten Tertiärmeeres in Verbindung, worin ihm Prof. Gottsche-Hamburg beipflichtet.

Diese Schwalbensteine sind aus dem oberen und unteren Diluvium Norddeutschlands jedermann bekannt. Einzelne tragen Gletscherschliffe. Unsere deutsche Ostsee fabriziert dergleichen nicht, weil eine Steilküste mit heftigen Brandungserscheinungen uns fehlt. Während mehrwöchigen Aufenthalts an der oldenburgischen Ostseeküste im Juli d. J. habe ich pro Stück 10 Pfennig geboten, niemand hat mir aber aus den zahllosen Tausenden von Meeresgeröllen auch nur einen Schwalbenstein liefern können; auf dem hohen Ufer bei Brothen und landeinwärts sind sie dagegen nicht selten, und bei Uferabbrüchen gelangt auch einmal ein Schwalbenstein in die Ostsee, aber das ist ja selbstredend kein Erzeugnis der heutigen Ostsee.

Am rechten Mündungsufer des Ryck-Flusses bei Greifswald habe ich viele Jahre hindurch eine anscheinend diluviale Scholle eines harten ledergelben Tones bemerkt, deren letzte Reste die Sturmflut vom 19. April 1903 zerstört hat. Die Tonscholle war puddinggesteinartig von unzähligen Schwalbensteinen durchsetzt, von denen manche durch den Ton ihrer Einbettung gelblich gefärbt aussahen, das Gros hatte dagegen die charakteristische schwarzgraue Färbung, wenige waren fuchsrot gefärbt, einzelne vermutlich durch Eisschliff geglättet. Von dieser durch Wasserflut allmählich aufgelösten grossen Scholle rühren m. E. die zahlreichen Schwalbensteine her, die ich noch vor einigen Wochen rechts von der Mole an der rechten Ryck-Mündung bemerkt habe, wenn ihre Zahl gegen früher auch geringer erscheint.

Das Interessanteste ist, daß diese Scholle eine Menge leider meist zertrümmerter Seekonchylien enthielt, die ich im Nachrichtenblatte der Deutschen Malakozologischen Gesellschaft vor Jahren beschrieben habe. Große Stücke dieses Tons und einzelne daraus gewonnene Konchylien, die den Charakter einer verkümmerten Nordseefauna, ähnlich der von Jentzsch in Ostpreußen beobachteten, tragen, hatte ich ausgestellt.

Desgl. sehr gut vertreten war die seit vielen Jahren von mir in



der Litorina-Schicht bei Greifswald und am Saaler Bodden bis ins Mecklenburgische hinein festgestellte altalluviale Konchylien-Fauna. Dieselbe wird an diesen Stellen fast ausschließlich durch eine Muschel, *Scrobicularia piperata*, repräsentiert, während die Schnecken-gattung *Litorina* zwar in 2 Species *L. litorea* und *rudis* vorkommt, aber unendlich viel seltener als jene Muschel, so daß ich immer noch vorschlage, wenigstens die Greifswalder Ablagerung gewissermaßen als eine besondere lokale Abart und Ausbildung der viel größeren Litorina-Schicht, Scrobicularien-Schicht, zu nennen. Vgl. E. Friedel: *Scrobicularia piperata* und *Balanus improvisus* (Nachrichtsblatt der Deutschen Malakozologischen Ges. IX. S. 82); E. Friedel: Erläuterungen zu einer Sammlung urgeschichtlicher Gegenstände aus der Umgegend von Greifswald. Im Katalog der Ausstellung des balt. Vereins für Tierzucht und Tierschutz zu Greifswald 1881 S. 1 - 6 u. derselbe in: Zeitschrift für Ethnologie Bd. XIV. Berlin 1882 S. 214, sowie Dr. H. Klose in seiner hochverdienstlichen Abhandlung: „Die alten Stromtäler Vorpommerns.“ Greifsw. 1904 S. 72—75, auf welche Schrift ich in einer anderen Sitzung ausführlicher zurückkommen werde. Noch sei hierzu auf meine Mitteilungen *Brandenburgia* XII. 327 u. XIII. 53 verwiesen. In dieser Schicht kommen gelegentlich roh geschlagene Feuersteine von früh-neolithischem Typ, bearbeitete Knochen, aber keine eigentlichen Palaeolithe oder Eolithe vor.

Es waren, was die letzterwähnten Zeugen des diluvialen Menschen anlangt, die Originale zu unserer *Brandenburgia*-Festschrift ausgestellt, sowie viele andere lediglich von mir selbst gesammelte Palaeolithe und Eolithe aus der Provinz Brandenburg, ferner zumeist aus versunkenem Vorland stammend von Helgoland Düne und Hauptinsel, von der ostholsteinischen, oldenburgischen, lübeckischen und neuvorpommerschen Ostseeküste, Ergebnisse meiner diesjährigen See- und Küstenreisen.

Alles aus dem Diluvium, auch die Eolithe, welche zwar eolithische Bearbeitung (industrie im französischen Sinne) also tertiäre Kultur aufweisen, aber der Facies von Mesvin (Mesvinien) oder der weitälteren Facies von Reutel (Rentelien) oder der Übergangs-Facies (Reutelo-Mesvinien oder Mafflien) angehören. Um allen Mißdeutungen vorzubeugen wiederhole ich nochmals, daß ich eigentliche Tertiär-Kulturerzeugnisse d. h. solche, die aus dem Pliocän, Miocän, Oligocän herkommen, bis jetzt aus Nord-Deutschlands Flachland nicht kenne. In der Braunkohle des Miocän, namentlich in den wohl erhaltenen Sumpf-Cypressenwäldern von Groß-Räschen bei Senftenberg, in dem brandenburgischen Marine-Miocän (Priegnitz), in dem Marine-Oligocän von Joachimstal, Buckow, Freienwalde a. O. u. s. f. sind Spuren des Tertiär-Menschen bisher nicht nachgewiesen, obwohl dergl. aus dem Ober-Oligocän von Thenay in Frankreich, aus dem Ober-Miocän von Puy-

Courny (Cantal), aus dem Mittel-Miocän von Kent (England) und aus dem Ober-Pliocän von Saint-Prest (Frankreich) und den Forest Cromer Beds (England) inzwischen bekannt geworden sind. Es hat freilich bis jetzt im brandenburgischen Tertiär niemand nach Kulturspuren ernstlich gesucht.

Den Stand der Palaeolithe- und Eolithe-Forschung, wie er sich gegenwärtig verhält, versuchte ich an der Hand der ausgestellten Kulturreste, zu denen des Vergleichs halber eine reiche Folge von Eolithen und Palaeolithen hinzukam, die Dr. Jagor, insbesondere aber Professor Dr. Schweinfurth auf dem linken Nilufer über Theben in Ober-Ägypten gesammelt und die der vergleichenden Abteilung des Märk. Museums angehören, in einem längeren Vortrage, an den sich eine kurze Diskussion anschloß, auseinanderzusetzen.

Ich nahm dabei Bezug auf das mir kürzlich zugegangene Werk A. Rutot's: „Coup d'oeil sur l'état des connaissances relatives aux industries de la pierre à l'exclusion du néolithique en 1903 (Namur, 1904), das geradezu epochemachend zu nennen ist und dem ich außerordentlich viel verdanke. Wäre dasselbe schon 1903 oder gar 1902 erschienen gewesen, so hätte ich bereits eine bessere Würdigung und Erklärung unserer norddeutschen, insbesondere brandenburgischen Palaeolithe und Neolithe geben können, als es bei dem damaligen Stande unserer hiesigen Kenntnis der heimatischen Verhältnisse möglich war. Auch heut mache ich auf diese ausgezeichnete Arbeit unseres verehrten Mitgliedes Rutot, ohne deren Kenntnis das Studium der Eolithe und Palaeolithe Norddeutschland vollkommen unfruchtbar bleibt sowohl vom palaeo-archäologischen wie palaeontologischen Standpunkte aus, aufmerksam, näheres Eingehen vorbehaltend.

Außerdem hatte das Märkische Museum namentlich eine reiche Folge von Fundstücken von Klein-Ladebo bei Greifswald ausgestellt, von einer dem obern Diluvium angehörigen öden Sandfläche, welche Funde von der jüngern Steinzeit bis in die wendische Zeit geliefert hat. Ich habe seit 1874 fast alljährlich die Stelle abgesucht und hunderte von bearbeiteten Flinten der neolithischen Zeit, teils der älteren, teils der neueren Zeit gefunden, darunter eine ganze Serie von aufs zierlichste bearbeiteten Pfeilspitzen, eine Urne mit Leichenbrand, Bronze- und Eisensachen, zahllose Urnenscherben von der Steinzeit bis in die wendische Periode, eben so die frühmittelalterliche Poterie (grauschwarzer glasurloser Hartbrand) vom 13. Jahrhundert aufwärts. Trapezförmige Pfeilspitzen von dort, ebenso Spitzangeln, alle aus Flint, habe ich bereits auf der erwähnten landwirtschaftlichen und Fischerei-Ausstellung in Greifswald (E. Friedel: Erläuterungen zu einer Sammlung urgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Gegenstände aus der Umgegend von Greifswald 1881 und Katalog B. II. Nr. 6623 des Märk. Museums) ausgestellt,

auch Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. XV. 1883 S. 361 fig. beschrieben. Freih. von Ramberg hat daselbst S. 127 — 129 eine Menge Funde von ebendaher „prähistorische Funde von Kl. Ladebow\*) bei Greifswald“ besprochen und abgebildet. Die Museen zu Stralsund, Stettin und Greifswald, auch das Gymnasial-Museum letzterer Stadt, besitzen ebenfalls Sammlungsstücke von Klein-Ladebo.

Von den mancherlei literarischen Festgaben zu der D. Anthropologen-Versammlung erwähne ich und lege ich Ihnen heute vor: 1. Die Entwicklung des Bodenreliefs von Vorpommern und Rügen. 1. Teil. Die Äsar und Kames. Mit 10 Tafeln. Von Dr. Johannes Elbert. Von mir, namentlich wegen der angrenzenden Gebiete der Uckermark bereits Ihnen als eine hochverdienstliche gekrönte Preisschrift am 30. März d. J. (Brandenb. XIII. 85) empfohlen. — 2. Eine sehr dankenswerte osteologische Fundzusammenstellung von Herrn Professor Dr. W. Deecke: Säugetiere aus dem Diluvium und Alluvium der Provinz Pommern, worin abgebildet sind die von mir in der Brandenburgia bereits erwähnten Knochenreste vom Riesenhirsch, zum Teil bearbeitet, Diluvialtorf von Endingen, Kreis Franzburg, unter 2 m starkem jungdiluvialen Sande gefunden. — 3. Der Scaphocephalus synostoticus des Stettiner Webers von Prof. Dr. Robert Bonnet (Wiesbaden 1904); mit diesem unglaublich verbildeten Schädel ist der leidlich verständige Mann 38 Jahre alt geworden. — 4. Vorgeschichtliche Gräber auf Rügen und in Neuvorpommern. Aufzeichnungen Friedrich von Hagenows aus dessen hinterlassenen Papieren, herausgegeben von Dr. Rudolf Baier. Mit 6 Tafeln und 2 Abbildungen im Text. Obwohl diese Mitteilungen nicht alle Grabtypen schildern und auf teilweise veralteten Anschauungen aus dem Jahre 1827 beruhen, so sind sie doch, weil manche der besprochenen megalithischen Gräber inzwischen verschwunden sind, von Wert. — 5. Die Maasssche prähistorische Sammlung im Altertumsmuseum in Stettin. Beschrieben von Adolf Stubenrauch, Konservator in Stettin. Stettin 1904. Der Oekonomierat Daniel Friedrich Maass in Alt-Kenzlin, Kreis Demmin, hat die interessante Altertumssammlung in den Jahren 1820 — 1864 zusammengebracht, ausser vielen germanischen Stücken einige wenige wendische, dagegen von den auch bei uns in alten Kellern so häufig gefundenen mittelalterlichen glasurlosen grauschwarzen, klingend hartgebrannten Töpfen, Kruken, Kannen u. dgl. eine hübsche Auswahl. — 6. Bilder aus dem Pommerschen Weizacker. Trachten, Dorfanlagen, Bauernhäuser, Erzeugnisse des Hausgewerbes. Dar-

\*) Prof. Pyl und Prof. Krause in Greifswald haben sich dahin ausgesprochen, dass der Name nicht wendisch, sondern skandinavisch sei, also ohne „w“ Ladebo geschrieben werden muss.

gebracht von der Ges. für Pommersche Geschichte und Altertumskunde, zu Stettin. Stettin 1904.

An den Sonderfahrten nach Stralsund und der Insel Rügen beteiligten sich ebenfalls mehrere Brandenburgia-Mitglieder, dgl. an den weiteren Fahrten nach Bornholm, Wisby auf Gotland und nach Stockholm. Vgl. im übrigen auch Nr. XXXIII dieses Protokolls.

III. Der Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler. Denkschrift der Kommission der deutschen anthrop. Ges. Vorgelegt der 35. allgem. Vers. in Greifswald 1904. Wir entnehmen der dankenswerten von Dr. H. Seger verfaßten Schrift folgende Bemerkungen (Vorbemerkung und Schluss).

„Bei der 34. allgemeinen Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in Worms 1903 wurde auf Antrag des Dr. Hans Seger eine Kommission gewählt zur Prüfung der Frage, welche Maßnahmen zum Schutze der vorgeschichtlichen Denkmäler geeignet seien. Der Kommission gehören an: Prof. Dr. J. Ranke, Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in München, Ministerialrat a. D. Soldan in Darmstadt, Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. A. Voß, Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin, Dr. H. Seger, II. Direktor am Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau. Die Vorschläge der Kommission sind am Schluß dieser Arbeit abgedruckt. Zu ihrer Begründung dient die vorliegende Denkschrift.

Fassen wir zum Schluß unsere Wünsche kurz zusammen, so seien für den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler folgende Maßnahmen empfohlen

1. Der Erlaß von eigenen Denkmalschutzgesetzen in allen Bundesstaaten. Als Vorbild können im allgemeinen die einschlägigen Bestimmungen des Denkmalschutzgesetzes für das Großherzogtum Hessen vom 16. Juli 1902 bezeichnet werden.

2. Die Einsetzung besonderer Konservatoren (Denkmalpfleger) für die vorgeschichtlichen Denkmäler.

Zu solchen sind in erster Linie die Vorstände der betreffenden Landes- oder Provinzialmuseen zu berufen.

3. Die Stärkung und reichlichere Ausstattung der prähistorischen Museen mit Geldmitteln und Arbeitskräften, womöglich Schaffung besonderer Fonds zu dem Zwecke, gefährdete Denkmäler oder Fundstellen zu sichern, größere wissenschaftliche Untersuchungen auszuführen und eine Denkmälerstatistik vorzubereiten.“

Unzweckmäßig finde ich auch hier wieder die Verzettlung der Schutzinteressen; es sollte überhaupt und ungeteilt nur vom Schutz der nationalen Natur- und Kultur-Denkmäler des deutschen Volks die Rede sein. Statt dessen bilden sich Gruppen für den Schutz der deutschen Burgen, der Volkstrachten, der Bäume, der landschaftlichen Prospekte, der geschichtlichen Denkmäler, der vorgeschichtlichen Denkmäler, gewisser Tierarten u. s. f. Jede Gruppe steuert ohne Rücksicht auf Gleich-

berechtigung, auf ihr engeres Ziel los und vergißt dabei das Beste, das große Ganze. Echt deutsch, aber leider recht unwirksam und unpraktisch.

IV. Landschaftsschutz durch Polizei-Verbot unstatthaft. Das Kammergericht hat über die Grenzen des polizeilichen Verwaltungsrechts kürzlich eine wichtige Entscheidung gefällt. Ein Steinbruchsbesitzer L. war auf Grund einer Polizeiverordnung vom 27. Mai 1903 in Strafe genommen worden, weil er eine für Lastfuhrwerk gesperrte Straße befahren habe. Obschon L. die fragliche Verordnung für ungültig erklärte, da sie seinen Betrieb lahm lege, wurde L. sowohl vom Schöffengericht als auch vom Landgericht verurteilt und die Polizeiverordnung für rechtsverbindlich erachtet. L. griff das Urteil des Landgerichts durch Revision beim Kammergericht an und betonte, sein Betrieb solle auf Betreiben des Verschönerungs-Vereins unmöglich gemacht werden, weil durch die Steinbruchsarbeiten und die Abfuhr des Materials die landwirtschaftlichen Reize der Gegend beeinträchtigt würden. Das Kammergericht hob auch die Vorentscheidung auf und sprach den Angeklagten frei, weil nach Ansicht des Kammergerichts die fragliche Polizeiverordnung ungültig ist. Die Polizeibehörde hat zwar ein Recht, für Ordnung, Sicherheit und Leichtigkeit des Verkehrs auf öffentlichen Straßen gemäß § 6 des Polizeiverwaltungsgesetzes Sorge zu tragen, die Polizeibehörde ist aber nicht befugt, wie es nach Auffassung des Kammergerichts vorliegend beabsichtigt ist, ästhetische Interessen wahrzunehmen. In Übereinstimmung mit dem Oberverwaltungsgericht nimmt das Kammergericht an, daß die Aufgaben der Polizei in § 10, II. 17 des Allgemeinen Landrechts in dem Sinne umschrieben sind, daß darüber hinaus zur Pflege der Wohlfahrtsinteressen, insbesondere auch ästhetischer Rücksichten eine Zuständigkeit der Polizei nur auf Grundlage besonderer gesetzlicher Bestimmungen besteht.

V. Verbot der Ausfuhr von Altertümern in Norwegen. Nach einem sofort in Kraft getretenen Gesetz vom 17. Mai d. J. dürfen Altertümer aus der Vorzeit Norwegens oder aus dem Mittelalter, wie Münzen, Waffen, Gerätschaften, Einrichtungsgegenstände, Schmucksachen, Schiffrümpfe oder Teile davon, Steine mit Inschriften oder Bilder ohne Erlaubnis des zuständigen Regierungs-Departements nicht aus dem Lande ausgeführt werden. Wer dieses Gesetz übertritt oder dazu mitwirkt, wird mit Geldstrafe von 2 bis zu 5000 Kronen bestraft. Außerdem können die betreffenden Gegenstände zu gunsten der Staatskasse von dem Schuldigen eingezogen werden. Von Gegenständen, die im gemeinsamen Eigentum mehrerer stehen, ist nur derjenige Anteil einzuziehen, der dem Schuldigen gehört.

Diese Bestimmungen überbieten alles, was in dieser Beziehung aus anderen Staaten bekannt ist, übertreffen an Härte insbesondere die sehr scharfen italienischen Bestimmungen. Man soll also z. B. nicht mehr

ein Steinbeil, ein Bronzemesser aus N. mitnehmen dürfen, obwohl dergl. z. B. in Christiania verkäuflich sind, wie ich selbst gesehen. Das geht viel, viel zu weit und wird mehr schaden wie nützen. Es kann darnach z. B. die Herkunft der kleinsten Feuersteingeräte, der unbedeutendsten Münzen etc. gefordert und die Konfiskation derselben sowie Bestrafung der Beteiligten veranlaßt werden. Für jeden Altertumsforscher eine ans Lächerliche grenzende Beschränkung, richtiger Beschränktheit, die für die Landesforschung und die Altertumskunde vielfach höchst nachteilig sein muß. Auch der Handel erscheint dadurch sehr geschädigt. Zum Glück wird nicht so heiß gegessen wie gekocht wird.

VI. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. Herausg. im Auftrage des Vorstandes von der Geschäftsstelle Charlottenburg 5, Rönnestraße 18. — U. M. Robert Mielke, der Geschäftsführer, teilt uns Nr. 2, Juni 1904 und Nr. 3, August 1904 (Jahrgang 1) mit. Die Ziele sind von vornherein, wie ich vorhin zu Nr. III vorschlug, weiter gesteckt und auf Natur wie Kultur gleichmäßig ausgedehnt, was sicherlich unser aller vollste Billigung hat. In Nr. 2 S. 24 flg. interessiert uns besonders Mielkes Mitteilung über die Bedrohung der von Schlüter erbauten — freilich inzwischen auch schon stark umgebauten Loge Royal York in Berlin, Dorotheenstraße. — Ich lege nochmals den „Aufruf zur Gründung eines Bundes Heimatschutz vor,“ bitte, Exemplare davon zu entnehmen und lade zum Beitritt (Jahresbeitrag 3 Mk.) hierdurch ein. Unser Mitglied Herr Direktor Franz Goerke ist Schatzmeister.

VII. Merkbüchlein deutscher Ortsnamen. Unter diesem oder ähnlichem Titel wird demnächst ein Verzeichnis sämtlicher Orts-, Berg-, Fluß- und See-Namen aufgestellt werden, welche im deutschen Sprachgebiet von Mitteleuropa neben fremden sprachlichen Benennungen vorkommen. Es soll dabei gleichgültig sein, ob der deutsche Name der örtlich häufigere oder ein nur noch selten genannter ist. Nur ganz erloschene, lediglich aus der Literatur oder Archiven zu ermittelnde deutsche Ortsnamen sollen fortbleiben. Wahre Fundgruben werden liefern z. B. Istrien und das österreichische Küstenland, Siebenbürgen, die Sette Comuni bei Vicenza, die Tredecim Comuni bei Verona, die deutschen Gemeinden Italiens am Fuß des Monte Rosa. Der durch seine landeskundlichen Arbeiten bekannte Professor Paul Langhans in Gotha, Herausgeber der „Deutschen Erde“ Zeitschrift für Deutschkunde, hat die Sammlung des sehr weitschichtigen Materials in die Hände genommen. Wünschenswert ist es, daß die gesamte Presse deutscher Zunge und die Deutschen in den betreffenden nicht zu Deutschland gehörigen Ländern sich die Förderung dieses gemeinnützigen vaterländischen Unternehmens recht sehr angelegen sein lassen. Unseren Mitgliedern sei es bestens empfohlen.

VIII. Bei der 76. Versammlung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, die vom 18. bis 24. d. Mts. in Breslau

stattfand, sind verschiedene unserer Mitglieder beteiligt gewesen. Es wird namentlich auf die Berichte der Gruppen 7 bis 11 (Geographie, Geologie, Botanik, Zoologie, Anthropologie, Ethnologie, Prähistorie) verwiesen.

IX. Der VIII. Internationale kunsthistorische Kongress tagte fast um dieselbe Zeit — 22. bis 24. d. Mts. — zu Straßburg i. E., besucht ebenfalls von mehreren Brandenburgia-Mitgliedern. Das in Folge der Kongresse begründete Repertorium für Kunstwissenschaft, die Gesellschaft für photographische Publikationen, die Gesellschaft für ikonographische Studien und dergl. nützliche und gleichzeitig wissenschaftliche Unternehmungen heißen wir willkommen, indem wir gern anerkennen, daß auch für die Heimatkunde hieraus macherlei Ersprößliches gedeihen kann.

X. Herr Redakteur Joseph Mendel, Charlottenburg, Uhlandstraße 30, beabsichtigt die Herausgabe einer periodisch erscheinenden Zeitschrift, etwa unter dem Titel „Das wissenschaftliche und künstlerische Berlin“. Es sollen alle einschläglichen Anstalten und Einrichtungen besprochen, über die Quellen und Mittel zur Förderung von Kunst und Wissenschaft in Berlin Übersichten gegeben werden, ebenso werden allgemein verständliche Darstellungen und Mitteilungen beabsichtigt. Sie wollen das Nähere aus der an mich vom 24. d. Mts. gerichteten Zuschrift ersehen. Sobald das Unternehmen durch Drucklegungen tatsächlich ins Leben tritt, können wir uns des Näheren darüber unterrichten und schlüssig machen.

XI. Die Vereinigung der Theaterfreunde (Berlin C., Wallstraße 1) versendet die Ihnen hiermit vorgelegte Zuschrift zweck Verbilligung der guten Plätze in den besseren Theatern.

XII. Eine Ausstellung von Lehr- und Anschauungsmitteln zum Unterricht in der Heimatkunde von Charlottenburg und seiner heimatlichen Gegend (Groß-Berlin) sowie der Mark Brandenburg fand vom 11. bis 16. Juni d. Js. in der Aula der Charlottenburger Gemeindegemeinschaft VII, Joachimsthalerstr. 32, statt. Wir danken Herrn Rektor Radicke für die große Mühe, die er hier aufgewendet hat. Es waren sämtliche Zweige des heimatlichen Unterrichts vertreten. Hoffentlich finden dergleichen heimatliche Ausstellungen auch in Berlin und seinen anderen Vororten recht bald Nachahmung.

### B. Persönliches.

XIII. Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Nehring und der Gemahl unseres Mitgliedes der Frau Professor Dr. med. Krause haben den Charakter als Geheime Regierungsräte erhalten. Wir gratulieren herzlichst.

XIV. Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Paul Ascherson, hat für unseren Glückwunsch zum 70. Geburtstag (4. Juni 1904) freund-

lichst gedankt. Das im Hause Bülowstraße 51 belegene Heim des Jubilars war reich mit Blumen geschmückt. Die Feier wurde eröffnet durch eine Ansprache des Geheimrats Engeler, der namens des Professoren-Kollegiums Glückwünsche darbrachte. Ihm folgte Geheimrat Schwendener, der im Auftrage der Deutschen Botanischen Gesellschaft gekommen war. Für den Botanischen Verein der Provinz Brandenburg, dessen Ehrenvorsitzender Ascherson ist, nahm Professor Volkers das Wort. Die Gesellschaft naturforschender Freunde hatte den Geheimrat von Martens entsandt, und die Naturforschende Gesellschaft zu Danzig sowie die dortige Botanisch-Zoologische Gesellschaft der Provinz Westpreußen ließen den Jubilar durch die Professoren Conventz und Beil beglückwünschen. Professor Magnus überreichte ein Album, das fast 500 Photographien der über alle Länder und Zonen zerstreuten Schüler des Jubilars enthielt. Am Abend fand im Englischen Hause ein Festmahl statt. — Professor Ascherson, am 4. Juni 1834 geboren, gehört mit seiner ganzen Entwicklung und Lebensarbeit seiner Vaterstadt Berlin an. Erst praktizierte er als Arzt und widmete sich dann ganz der Botanik, insbesondere der Pflanzengeographie. Als erstes großes Werk schuf er, 1859—1864, „Die Flora der Provinz Brandenburg“. Von 1860—1876 wirkte der Gelehrte unter Alexander Braun als Assistent am Botanischen Garten. Seit 35 Jahren gehört Ascherson dem Lehrkörper der Universität an, bei der er seit 1873 eine außerordentliche Professur innehat. Als Forscher tat er sich vielfach hervor. Seine Tätigkeit gilt vorzugsweise den europäischen und den nordafrikanischen Pflanzen. Seit Jahren arbeitet er mit Dr. Graebner zusammen an dem Riesenwerk einer mitteleuropäischen Flora. Unserer Brandenburgia ist der Gefeierte stets treu, hold und gewärtig gewesen. Wir wünschen ihm noch einen langen gesegneten, von wissenschaftlichen Erfolgen reichgekrönten Lebensabend.

XV. Leider ist unsere Totenliste eine recht große. Frau Stadtrat Dr. Weigert, Mathilde geb. Meyer, verstarb tief betrauert, eine lebenswürdige, fein gebildete Dame, am 17. Juli 1904 nach langer Krankheit. Der Gemahl Herr Stadtrat Dr. Max Weigert hat die Freundlichkeit gehabt, an Stelle seiner verewigten Gattin in die Brandenburgia einzutreten.

XVI. Der Hauptmann d. l. Hermann Voigt auf Guschter Holländer, Neu-Mark, langjähriges für die Heimatkunde stets interessiertes Mitglied, Förderer des Märkischen Museums, ist in Guscht am 17. v. Mts. nach langem schweren Leiden noch nicht ganz 50 Jahre alt verstorben. Wir trauern um ihn aufrichtig.

XVII. U. M. Herr Wilhelm Pütz, Techniker an der Geologischen Landesanstalt und Bergakademie, der uns so viele Jahre als Sachverständiger in mancherlei bodenkundlichen Fragen, als vortrefflicher wissen-



schaftlicher und künstlerischer Zeichner und Photograph gedient, Vorträge gehalten, Vorlagen verschiedenster Art gemacht, ist uns durch den unerbittlichen Tod entrissen worden. Wir werden des kenntnisreichen, persönlich so liebenswürdigen und gefälligen Mannes immerdar gedenken. Er verstarb am 27. Juni 1904. Seine Gemahlin Frau Olga Pütz geb. Berg tritt der Brandenburgia bei.

XVIII. Lehrer emer. Heinrich Lange-Oderberg i M. ist am 7. Sept. d. J. nach langem Leiden, im 78. Lebensjahr verstorben. Der Verlust dieses Ehrenmannes, mit dem reichen Schatz seines Wissens, mit seiner großen Erfahrung und der Geschicklichkeit, unermüdlich für die Interessen des Märkischen Provinzial-Museums und der Brandenburgia tätig zu sein, ist vorab gar nicht zu ersetzen. Er hat als einen Ableger unserer Gesellschaft den Verein für Heimatkunde von Oderberg i M. und Umgegend ins Leben gerufen und blieb dessen I. Vorsitzender bis zu seinem Tode. Bei patriotischen, bei gemeinnützigen und populär wissenschaftlichen Unternehmungen und Veranstaltungen diente der aus der Alt-Mark gebürtige „Vater Lange“ seinem zweiten Vaterland Oderberg nach seinem besten Können und Wissen. Man wird ihn dort noch viele Jahre vermissen und betrauern, wie wir dies hier tun.

Wer in wissenschaftlichen Dingen, Volks- und Altertumskunde, Palaeontologie, Pflanzen- und Tierkunde etwas in und bei Oderberg zu suchen hatte, der wandte sich an unsern treuen Freund Lange und niemals vergeblich, niemals ohne günstiges Ergebnis. Am meisten freute es ihn, wenn er Mitgliedern der Brandenburgia behilflich sein konnte, denn an unserer Gesellschaft hielt er mit voller Liebe fest.

Ehre seinem Andenken!

XIX. U. M. Rudolph Lepke, Königlicher und Städtischer Kunstauktionskommissar, ist uns im 60. Lebensjahr am 6. d. Mts. entrissen und am 9. d. M. auf dem St. Petrikirchhof, Friedenstraße, beerdigt worden. Wir verlieren in ihm eins unserer geschätztesten und ältesten Mitglieder, welches das Hohenzollern-Museum und das Märkische-Museum mit dem reichen Schatze seines kunstgeschichtlichen Wissens ohne persönliche Vorteile viele Jahre hindurch treulich unterstützt hat. Der Brandenburgia hat er stets große Teilnahme bewiesen. Er war ein feiner und gewiegter Kenner altertümlicher Kunst.

XX. Der 2. Direktor des Kgl. Zoologischen Museums, mein langjähriger Freund, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Eduard von Martens ist am 17. August d. Js. hierselbst verstorben. Geboren am 18. April 1831 zu Stuttgart beschäftigte er sich von jeher mit der Naturgeschichte, insbesondere der Zoologie, und hierin wieder vornehmlich mit der Weichtierkunde, so daß er nach dem Ausspruche Dr. W. Kobelts in Schwanheim, des Vorsitzenden der deutschen Malakozoologischen Gesellschaft als der zur Zeit vorhanden gewesene beste Konchylienkenner gelten konnte.

Auch sonst verfügte er über ein reiches allgemeines Wissen und diente mit seinen Kenntnissen in uneigennütziger und liebenswürdiger Weise jedem, der sich an ihn wendete. Über Weichtiere der Provinz Brandenburg hat er wiederholt geschrieben.\*) Die auf unser Heimatsgebiet bezüglichen handschriftlichen Kollektionen über Kriechtiere und Lurche, Fische und mehre Ordnungen der Wirbellosen hat seine Gattin Frau Camilla von Martens mir als ein liebes und wertres Andenken übergeben. Für die Brandenburgia hatte v. Martens, obwohl nicht Mitglied, stets fördersames Interesse.

XXI. Professor Peter Wallé, bekannter Berliner Architekt und Kunstgeschichtsschreiber, ist am 8. d. Mts. hier verstorben. Er war am 3. Dezember 1845 zu Cöln geboren und machte seine praktische Lehrzeit im Atelier von Julius Raschdorff, dem jetzigen Berliner Dombaumeister, als Eleve durch; dann bezog er die Berliner Bauakademie, bei der er von 1866 bis 1869 studierte. Sein Studium schloß er mit der Regierungsbauführerprüfung ab und arbeitete in der Folge bei verschiedenen Behörden und Regierungen. Später gab er die staatliche Laufbahn auf, um sich ganz der kunstgeschichtlichen Forschung zu widmen, in der er eine fruchtbare wissenschaftliche Tätigkeit entwickelte; insbesondere hatte die Berlinische Geschichtsforschung an ihm einen ihrer eifrigsten und sachkundigsten Pfleger. Er war Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Märkischen Provinzialmuseums sowie seit ihrer Begründung der Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind die wichtigsten die Lebensbeschreibung Viollet le Ducs, „Der Stiftungsalter des Grafen Lynar in Spandau“, „Schlüters Aufenthalt in St. Petersburg“, „Die Entwicklung des russischen Kirchenbaus“, „Leben und Wirken Karl von Gontards“, „Das Wirken Andreas Schlüters“, „Beiträge zur Geschichte der Technischen Hochschule in Berlin“, „Studien über Kaspar Theiß, W. von Erdmannsdorff, Nehring, Knobelsdorff“ u. a. Eine Reihe von Jahren hindurch war Wallé an der Redaktion des „Wochenbl. f. Archit. und Ingen.“ beteiligt. Längere Zeit leitete er die Berliner Wochenschrift „Der Bär“. Im Jahre 1899 wurde er durch Verleihung des Professor-titels ausgezeichnet.

Wallé war ein sehr tätiges Mitglied des uns befreundeten Vereins für die Geschichte Berlins. Der Brandenburgia gehörte er nicht an, doch berührte sein Forschungskreis sich mehrfach mit dem unserigen.

[Auf Anregung des Vorsitzenden ehrt die Versammlung durch Erheben von den Sitzen das Andenken der gedachten Verstorbenen.]

\*) v. Martens: Zur Literatur der Mollusken Deutschlands. III. Norddeutschland. Nachrichtsbl. der D. Malakozool. Gesellschaft II. 105, 137, 153. — Ist *Helix pomatia* in Norddeutschland einheimisch? XX. 169. — Die Priorität zwischen den Namen *Helix obvia* und *candicans*. Nachruf von Kobelt: XXXVI. 130.

XXII. Die Satzungen des Vereins zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte werden Ihnen auf Wunsch vorgelegt, ich verweise dabei auf die mancherlei ähnlichen familiengeschichtlichen Vorlagen, welche ich Ihnen in diesem und im vergangenen Jahre gemacht.\*)

XXIII. Der erste Vorsitzende E. Friedel ist unter dem 31. Mai d. J. zum Diplom-Mitglied der Comenius-Gesellschaft ernannt worden. Vergl. bezüglich der letzteren die No. XI.

### C. Naturkundliches.

XXIV. Wanderungen und Schädlichkeit der Krähen. Die ostpreußische Vogelwarte Rossitten wird im Herbst mit einer Reihe von praktischen Versuchen beginnen, die voraussichtlich bemerkenswerte Aufschlüsse über einige noch dunkle Vogelzugfragen, wie Richtung und Schnelligkeit des Zuges, geben können. In jeder Zugzeit, Herbst und Frühjahr, werden auf der Kurischen Nehrung Hunderte, unter Umständen Tausende von Krähen zu Speisezwecken mit Netzen gefangen. Von diesen Vögeln soll nun eine große Anzahl durch einen um einen Fuß gelegten und mit Nummer und Jahreszahl versehenen Metallring gezeichnet und dann sofort wieder in Freiheit gesetzt werden. Die Erbeutung solcher gezeichneten Tiere wird stets interessante Schlüsse zulassen. Der Versuch soll mehrere Jahre hindurch und, wenn möglich, im größten Maßstabe fortgesetzt werden. Wenn wir dann erst Hunderte, ja — falls die Mittel der Station es erlauben — Tausende von gezeichneten Krähen in Deutschland und den angrenzenden Ländern haben, dann kann der Versuch ganz neue Gesichtspunkte über die Verbreitung einer Vogelart eröffnen und auch über die vielbesprochene Frage nach dem Alter der Vögel Aufschluß geben. Ohne Unterstützung der weitesten Kreise ist der Versuch hinfällig. Darum ergeht an alle Jäger, Forstbeamte, Landwirte, Vogelliebhaber, Gärtner, auch an alle Brandenburgia-Mitglieder die Bitte, beim Erbeuten von Krähen auf die Füße der Tiere zu achten, den etwa mit einem Ringe versehenen Fuß im Fersengelenk abzutrennen und in einem geschlossenen Briefumschlag an die Vogelwarte Rossitten, Kurische Nehrung, Ostpreußen, zu schicken. Auf einem beiliegenden Zettel ist genau Tag, und wenn möglich, auch Stunde der Erbeutung zu vermerken. Alle Auslagen werden zurückerstattet, auf Wunsch wird auch die Krähe bezahlt. Besonders gilt die Bitte den Landwirten, die auf ihren Gütern durch Gift zuweilen große Mengen von Krähen erbeuten. Sie mögen sich der verhältnismäßig geringen Mühe unterziehen, die umherliegenden Kadaver untersuchen zu lassen. Über die Ergebnisse wird seinerzeit berichtet werden. Die gezeichneten Krähen werden namentlich Nebelkrähen und auch Saatkrähen sein.

\*) Brandenburgia XI. 289; XII. 165, 166, 205.

Bei einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums nach der Insel Neuenhagen, zwischen Oderberg i. M. und Freienwalde a. O., unter Führung unseres verewigten Freundes Heinrich Lange aus Oderberg wurden wir auf die schier zahllosen Krähenhorste bei Neuenhagen aufmerksam gemacht. Obwohl mehrere tausende Krähen bereits abgeschossen waren, blieben noch, wie wir bemerkten, ungeheure Scharen zurück, welche die frischen Saatfelder schwer schädigten.

Auch die Kolonie Grunewald weiß — neben der Rattenplage — von dem Krähenschaden zu berichten. Nach einer im Juni erschienenen Aufforderung sieht die Gemeinde sich veranlaßt, um dem Überhandnehmen der Ratten und Krähen zu steuern, für jedes Paar Krähenständer (Füße) und für jeden Rattenschwanz, welche abgeliefert werden, 10 Pf. Prämie auszuzahlen. Die Ratten unterminieren alle Grundstücke und die Krähen vernichten alle Saaten und Pflanzungen.

Unsere Mitglieder ersuchen wir nun bezüglich der Krähen-Zugstraßen, ihre Betrachtungen mitzuteilen. Seltzam — ich möchte sagen „altsteinzeitlich“ — mutet es an, wenn wir hören, daß die Krähenfänger auf der Kurischen Nehrung die gefangenen Krähen noch heut durch Bisse in den Schädel töten.

XXV. Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten überreicht von H. Conwentz. (Berlin 1904, Gebr. Bornträger.) Auf Veranlassung des Herrn Ministers, der die Güte hat, ein Exemplar dieser hochverdienstlichen Veröffentlichung unsers Ehrenmitgliedes der Brandenburgia für ihre Bücherei mitzuteilen, ist die seit lange erwartete Schrift verfaßt. Sie wollen sich persönlich von dem reichen Inhalt überzeugen, der in 3 Teile zerfällt: Erläuterung des Begriffs Naturdenkmal, Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zur Erhaltung, wobei auch die Vereine, also auch die Brandenburgia, zur ernstlichen Mitwirkung ersucht werden.

XXVI. Dr. H. Klose: Die Stromtäler Vorpommerns, ihre Entstehung, ursprüngliche Gestalt und hydrographische Entwicklung im Zusammenhange mit der Litorinassenkung. Mit 3 Tafeln und 1 Karte. Greifsw. 1904. Diese wichtige Schrift, welche ich heut bereits unter No. II. gestreift, lasse ich zirkulieren; die große Bedeutung, welche dieselbe auch für die angrenzenden Teile der Provinz Brandenburg hat, wird Ihnen alsbald einleuchten.

XXVII. Zur Frage der Irrlichter enthält die zu XXVI gedachte Klosesehe Schrift S. 19 einen bemerkenswerten Beitrag. „Im Moore sammeln sich mitunter Gase an (Kohlensäure und Sumpfgas), die fast immer, ganz besonders aber bei feuchtem Wetter, sich durch intensiven Geruch bemerkbar machen, sobald man ein Loch in die Moordecke ge-

bohrt hat. Ein Auftreten von Irrlichtern, die eine Folge von Gasentwicklung — Sumpfgas mit vielleicht geringer Beimengung von Phosphorwasserstoff — sind, ist in unserem Gebiete mitunter beobachtet worden. Über zwei Fälle berichtet E. Boll (2 Beiträge zur Geognosie Mecklenburgs, Arch. d. V. d. Fr. d. Naturgeschichte 21, Neubrandenburg 1868. Nach Angabe umwohnender Besitzer sollen Irrlichterscheinungen im Tribsees-Sülzer Moore nicht selten sein.) ausführlich. Das eine Mal wurde eine größere Anzahl von Irrlichtflämmchen am 26. September 1848 gegen 7 $\frac{1}{2}$  Uhr abends von dem Salinenbeamten F. Koch auf der städtischen Viehweide von Sülze im Grenztale gesehen. Sein Bericht wurde durch einen anderen Augenzeugen, den Notarius Krüger amtlich beglaubigt, ferner wurde am 12. April 1863 zu Pruchten bei Barth eine Feuererscheinung erblickt, die, obwohl von dem gewöhnlichen Auftreten der Irrlichter verschieden, in dieselbe Kategorie zugehören scheint. Es bildete sich eine große Flamme, die unter Aufschießen blasser Strahlen sich langsam in die Luft erhob und vom Winde fortbewegt wurde. Ganz in der Nähe der Stadt Greifswald wurden an einem äußerst warmen und schwülen Juliabend 1901 gegen  $\frac{1}{2}$  11 Uhr auf einer Moorstelle am rechten Ryckufer etwa 30—40 blasse und hüpfende Flämmchen beobachtet, von denen nur 3—4 größer als anscheinend 2—3 cm waren. Diese Erscheinung wurde mehr als 30 Minuten lang gesehen, und es unterliegt — nach der genauen Beschreibung der Beobachter zu urteilen — keinem Zweifel, daß es sich in diesem Falle um wirkliche Irrlichter handelte.“

Ich verweise bezüglich der noch immer strittigen und dunklen Irrlichterfrage auf Brandenburgia IV. 132; V. 462—479; VI. 156; XII. 274 u. 404—408. Man muß vor allem unterscheiden: selbstätiges Leuchten von Pflanzen (Holzmulm, Pilze etc.) und von Tieren (Fleisch, tote Fische, leuchtende Regenwürmer, Glühwürmchen u. dgl.) und das eigentliche Brennen. Dies Brennen, also die Selbstentzündung, wird gerade von naturwissenschaftlicher Seite noch mehrfach angezweifelt. Ich habe bei dem „brennenden Brunnen“ in Berlin (Brandenburgia XII. 404) darauf hingewiesen, daß man angesammeltes Sumpfgas künstlich anzünden kann. Bei den Kloschen Beispielen muß man aber auch an die Möglichkeit der Selbstentzündung denken.

XXVIII.\* Die Wasserversorgung Berlins, namentlich hinsichtlich der neuen Bezugsquellen aus Tiefbrunnen hat uns wiederholt (Brandenb. XII. 317 u. 402) beschäftigt. Ich lege dazu zwei neue wichtige Schriften vor:

- a) Gutachten des Prof. Dr. Beyschlag vom 19. Mai 1904 zur Prüfung, ob die dem Projekte zum Umbau des Wasserwerks am Müggelsee zu Grunde liegende Wassermenge aus dem in Aussicht genommenen Gelände dauernd gewonnen werden kann, was entschieden bejaht wird, und

- b) Die Versorgung der Stadt Berlin mit Grundwasser von der Direktion der Statistischen Wasserwerke (April 1904)  
I. Teil Denkschrift. II. Teil Zeichnungen.

Sie ersehen, um welch' riesiges Millionenwerk es sich handelt. In den siebziger Jahren des v. J. hatte man bereits versucht, Berlin von Tegel aus durch natürliches Tiefbrunnenwasser zu versorgen, wofür namentlich der Stadtverordnete und Direktor des Aquariums Dr. Otto Hermes sowie der damalige Subdirektor der Wasserwerke u. M. Oesten eintrat, im Gegensatz zu dem eigentlichen Direktor derselben, dem Engländer Henry Gill. Eine eisenholde Alge (*Crenothrix polyspora*) verdarb damals das Brunnenwasser derartig, daß diese Bezugsquelle verlassen werden mußte. Erst das nachmals entdeckte Verfahren, das Brunnenwasser seines Eisengehaltes zu berauben, das Enteisungsverfahren, ermöglichte es, die bedenkliche Entnahme des Wassers aus den öffentlichen Flußläufen und Seen zu verlassen. Auch hierbei hat sich u. M. Herr Oesten durch glückliche Versuche hoch verdient gemacht, so auf der Fischereiausstellung zu Treptow 1896.

XXIX. Das letzterschienene Jahrbuch der K. Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, einiges für uns Interessante enthaltend, setze ich in Umlauf; desgleichen

XXX. Das Rundschreiben I des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg vom Sept. 1904, worin u. a. das Erscheinen eines regelmäßigen Vereinsorgans in Aussicht gestellt wird. Ich benutze, wie schon öfters, die Gelegenheit, auf diesen uns nahe befreundeten, unter der vortrefflichen Leitung unseres II. Vorsitzenden Geheimrat Uhles blühenden Vereins hinzuweisen und zur Mitgliedschaft (Geschäftsstelle Berlin W. 62, Lutherstr. 47) einzuladen.

XXXI. Fischzucht auf Rieselfeldern. Von Ingenieur G. Oesten, Berlin. Ich lege Ihnen diesen für die Verwaltung von Rieselgütern Berlins wichtigen Vortrag unseres Mitgliedes vom 9. April 1904 zur gef. Beachtung vor.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XXXII. Die Steinzeitgräber der Uckermark. Von Hugo Schumann. Dies von uns bereits angekündigte Prachtwerk mit 46 Tafeln, 43 Textabbildungen und einer Übersichtskarte ist nunmehr erschienen im Verlag unseres für die Altertumskunde begeisterten Mitgliedes A. Mieck in Prenzlau. Herr Mieck, dessen großartigem Eifer und Wagemut das schöne Museum der Hauptstadt unserer Uckermark in der Hauptsache das Entstehen verdankt, hat weder Mühe noch Kosten bei diesem Werk gescheut, das seinen Verfasser und Veranstalter in jeder Hinsicht lobt. Außer einer übersichtlichen Einleitung finden sie Gräber aus 46 Fundstellen aufgezählt. Es folgen die

Gräberformen, die Bestattungsform, die Keramik, die Ornamente, die Beigaben und chronologischen Ermittlungen in gesonderten Kapiteln. Die frühere Literatur ist berücksichtigt, ebenso der Sammlungsschatz des Königlichen und des Märkischen Museums. Die Uckermark und besonders die Stadt Prenzlau darf auf dieses Standard-work mit vollem Recht stolz sein. Hoffentlich wird der *Brandenburgia* i. J. 1905 Gelegenheit gegeben, die Schätze des Uckermärkischen Museums in seinen neuen Räumen gebührend zu würdigen.

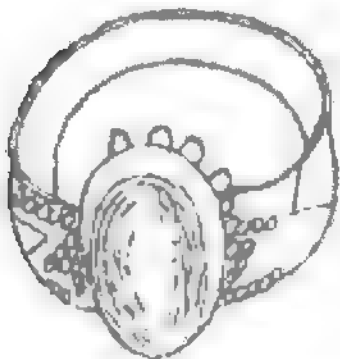
XXXIII. Die Geographische Gesellschaft zu Greifswald, deren rühriger Vorsitzende unser Ehrenmitglied Herr Professor Dr. Credner ist, hat in höchst dankenswerter Weise sowohl interessante nordische Findlingsblöcke als auch die hauptsächlichsten Formen der aus der Steinzeit herrührenden megalithischen Gräber (in kleineren Modellen) in den Anlagen bei der Naugangswiese, sowie in dem anstoßenden in der Entstehung begriffenen neuen Stadtpark zur öffentlichen Belehrung aufgestellt. Gelegentlich der Versammlung deutscher Anthropologen (vergl. Nr. II dieses Protokolls) konnte ich mich von der Wohlgelungenheit dieser Veranstaltungen überzeugen; ich empfehle die Nachahmung derselben allen kleineren wie größeren Städten hiermit auf das Angelegentlichste und bitte unsere Mitglieder, falls sie die alte Universitätsstadt am Ryck besuchen, diese Aufstellungen zu besichtigen. — Im Greifswalder Tageblatt vom 26. August 1904 befindet sich folgende Angabe: „Greifswald, 25. August. Die Steinsetzungen in unserem Stadtparke finden Beifall. So schreibt vor wenigen Tagen der Berliner Lokalanzeiger: Die Geographische Gesellschaft zu Greifswald hat kürzlich auf einer kleinen Insel im neuen Stadtpark eine große Reihe von Geschiebeblöcken aufstellen lassen, welche sowohl zur Verschönerung, als auch zur Volksbelehrung dienen, denn neben jedem Stein steht eine Erklärungstafel, z. B. vom Eis geschrammter nordischer Geschiebeblock, Rapakivigranit von den Alandsinseln, Helleflinta von Smaland, Crinoidenkalk von Gotland und so fort. Neben dem Hügel an der Naugangswiese hat die Geographische Gesellschaft Greifswald die Nachbildung eines Kromlechs, Steinrings, Original bei Netzeband unweit Wolgast, zu gleichen Zwecken aufstellen lassen. Es wäre wünschenswert, dergleichen in unseren öffentlichen Anlagen, insbesondere im Viktoriapark und Humboldthain, nachzuahmen.“

XXXIV. Der Tempel zu Rethra und seine Zeit von Wigalois. Verlag von P. Wendland, Berlin (1904). Unter dem Pseudonym Wigalois versteht sich Herr E. A. Müller (Berlin, Müllerstr. 160), den wir als alten Westfalen und Vertreter der Theorie, daß der Roland mit der „Roten Erde“ Westfalens zusammenhänge, in der *Brandenburgia* bereits kennen gelernt haben. Wir werden ihn als fleißigen Zeichner des Geschichtsbildes „Berlin und Köln im Jahre 1648“, welches Ihnen Herr Kustos Buchholz vorzeigen und erläutern wird, nachher noch

weiter kennen lernen. Das Büchlein enthält vieles über die alten Deutschen, die Bekehrung der Deutschen in Engern, West- und Ostfalen, über die Wenden, aber über Rethra nur S. 129—131 einiges, desgl. auf S. 136—138 S. 139—144 wird die Frage untersucht: Wo lag Rethra? Müller hält die ehemalige Insel Steinhorn im Müritz-See für die Tempelstätte, die Stelle des jetzigen Städtchens Röbel für die Schutzveste Rethras, die „der Große Schwerin“ genannte Halbinsel als die Stelle des heiligen Pferdegestüts von Rethra.

XXXV. Unser korrespondierendes hochgeschätztes Mitglied Herr Archivrat Dr. Gustav von Buchwald, hat, nach dem sogen. Gesetz der Duplizität der Fälle, zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Rethra in der Neustrelitzer Zeitung veröffentlicht, den ich Ihnen ebenfalls vorlege. Er ist mehr sprachlich und vindiciert den Namen für das Germanische. Verf. sucht den Tempel in der Nähe des Tollensees.

XXXVI. Herr Lehrer Otto Mielke, u. M. und Begründer des mit der Brandenburgia eng verbundenen Vereins für Heimatkunde von Nowawes — Neuendorf und Umgegend überreicht einen



silbernen defekten Fingerring etwa von 1400 stammend, dessen Abbildung hier eingeschaltet wird. Der Ring ist bei einem sehr verwitterten, regelrecht bestatteten christlichen Leichnam, wahrscheinlich eines Deutschen, gefunden worden in der Nähe der Albrecht dem Bären zugeschriebenen Nuthe-Burg bei der Burg-

fischerei unweit der Station Rehbrück der Berlin—Wetzlarer Bahn, also südöstlich von Potsdam. Ich habe vor, die Stelle, an welcher ich schon früher gegraben, am Sonntag den 30. Oktober 1904 mit der Museums-Pflegschaft zu untersuchen.

Die Reste der Burg liegen östlich. In der Nähe, aber getrennt von jenen deutschen Leichnamen findet sich, zum Teil bis westlich in die anstoßende Kiefernheide hinein, ein slavisch-christlicher Friedhof der wendischen Kietzfischergemeinde angehörig, welche zur Zeit der Burg hier bereits existierte. Wir gruben damals fünf Skelettgräber auf, an einem Schädel lag in der Nähe der Schläfe ein einzelner der bekannten slavischen Schläfenringe aus Messing. Die Funde liegen im Märkischen Museum.

XXXVII. U. M. Herr Oberlehrer Dr. Wilhelm Spatz überreicht als wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Hohenzollernschule in Schöneberg Ostern 1904 die Programm-Abhandlung (Nr. 94 von 1904): Quellenstellen zur älteren märkischen Geschichte als Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht, gegliedert, nach Vorschickung einer Einleitung, in 4 Perioden: 8.—10. Jahrhundert, Askanier, Wittelsbacher und Luxemburger, Hohenzollern. Die Urkunden sind im Urtext mitgeteilt, die lateinischen mit gegenüberstehender



Übersetzung, die wegen des oft krausen mittelalterlichen Lateins recht notwendig ist. Die in jeder Weise zuverlässige kleine Schrift wird weit über den engeren Schulkreis hinaus mit großem Nutzen gelesen werden.

Ich benutze die Gelegenheit, um gerade hier an eine erheblich größere, aber nicht unähnliche frühere Veröffentlichung, die im Verlage u. M. Frau Clara Stricker 1889 erschienen, sich mit Recht noch vieler Freunde erfreut, zu erinnern: Dr. Fr. Zurbonsen's Quellenbuch zur brandenburgisch-preußischen Geschichte. Die Quellenberichte und Urkunden reichen von König Heinrichs I. Einnahme Brandenburgs i. J. 928 bis zu den Privataufzeichnungen Wilhelms I. über den Krieg von 1870/71. Die Urkunden sind, soweit die Originale lateinisch oder mitteldeutsch, lediglich in deutscher Übersetzung gegeben; eine Menge Anmerkungen und Erläuterungen verdeutlichen den Text in wünschenswerter Weise.

XXXVIII. Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Brandenburgische Kirchengeschichte von D. Dr. Nikolaus Müller, Professor der Theol. an der Univ. zu Berlin. 1. Jahrgang Berlin, Komm.-Verlag von Martin Warneck 1904. — Herr Superintendent A. Niemann zu Kyritz hat das Verdienst, den genannten Verein ins Leben gerufen zu haben. In der *Brandenburgia* XI. 342—346 und XII. 370 habe ich auf diese löblichen Bestrebungen ausführlich hingewiesen und wir heißen als erste reife und reichliche Frucht diesen ersten Jahrgang gern willkommen. Über die in demselben enthaltenen 9 Artikel wird u. M. Pfarrer Alexander Giertz ausführlicher berichten. Wir laden gleichzeitig zum Beitritt zum Verein hierdurch ein, Jahresbeitrag 4 M. Der Vorstand besteht aus Dryander, Oberhofprediger, Vorsitzendem, Niemann-Kyritz, Stellvertreter, Nikolaus Müller, Redakteur des Jahrbuchs, Deutsch, Prof. der Theologie in Berlin, Kessler, Konsistorialrat in Berlin, Köhler, Generalsuperintendent in Berlin, Parisius, Pfarrer in Großbeeren und Tschirch, Prof. u. Stadtarchivar in Brandenburg a. H.

XXXIX. Der Fragebogen 1902 des Kreises Nieder-Barnim, Berlin-Köln und einiges andere. Sonderabdruck aus: „Bausteine zu einer Geschichte des Barnim, sowie seiner Dörfer Petershagen und Eggersdorf, Chronik nach den Quellen.“ Auf Veranlassung und im Verlage des Vereins für Heimatkunde zu Petershagen und Eggersdorf, herausgegeben von Alexander Giertz, Pfarrer. Nicht im Handel. Petershagen bei Fredersdorf 1904. Druck von F. Köhler, Güstrow i. M. Aus der Ihnen vorgelegten, die S. 142 bis 247 des I. Teils (Geschichte) umfassenden Probe des umfangreichen auf 3 Teile und Bände berechneten Gesamtwerks wollen Sie ersehen, mit welcher Sorgfalt unser geschätztes Mitglied verfährt. Außer den gedruckten Quellen und denen der Archive

hat er dasjenige brauchbare Material herangezogen, welches ihm auf hunderten von ausgesandten Fragebogen zugeflossen ist. Auch für die Geschichte Berlins, Köllns a. Spr. und Potsdams wird der I. Teil, den wir zu unserer Sitzung am 30. November hoffentlich vorgelegt erhalten, von Bedeutung sein.

**XL. Comenius-Ehrung in Berlin.** Seitens des Magistrats von Berlin ist der Antrag gestellt worden, die Straße 3<sup>a</sup>, Abteilung XIII<sup>1</sup> vom Friedrichshain nördlich bis zur Straße 9 derselben Abteilung des Bebauungsplans Comenius-Straße zu nennen, welche mit der Greifswalder-Straße gleichlinig verläuft. Herr Geh. Reg.-Rat Dr. Ludwig Keller, der Vorsitzende der Comenius-Gesellschaft von 1892, deren Devise: *absit violentia — omnia sponte fluant* der altbekannte Wahlspruch des Amos Comenius ist, sagt in einem an den Magistrat gerichteten Dankschreiben vom 9. Dezember 1902 folgendes:

„Die Stadt Berlin war zu diesem Entschlusse noch mehr als andere deutsche Hauptstädte, die wie München, Dresden u. s. w. bereits den gleichen Schritt getan haben, berechtigt. Denn die unmittelbaren Beziehungen, durch welche die Stadt Berlin mit der Geschichte des großen Mannes verknüpft ist, sind weit enger als die der meisten anderen deutschen Städte. Es ist heute wohl allgemein bekannt, daß der Große Kurfürst den Comenius gekannt und geschätzt und mehrere von dessen verdientesten Gesinnungsgenossen und Schülern zu wichtigen Staatsämtern nach Berlin berufen hat, daß Comenius selbst und seine Familie hier wiederholt längeren Aufenthalt genommen hat und daß sein berühmter Enkel, Daniel Ernst Jablonski, länger als 40 Jahre hindurch unter drei Königen eine höchst einflußreiche Vertrauensstellung besessen und sich gerade auch um die Entwicklung der Hauptstadt und ihres wissenschaftlichen Lebens große Verdienste erworben hat.“

Wegen des Comenius verweise ich auf das von mir bezw. Herrn Lehrer und Kaiserlich Österreichischem Rat Palma in der *Brandenburgia* XI. 79 bei Gelegenheit der Vorlegung und Besprechung verschiedener Ausgaben des *Orbis Pictus* Mitgeteilte.

Hinsichtlich Jablonski's sei u. a. auf die Jubiläumsfeier der hiesigen Kgl. Akademie der Wissenschaften 1901 Bezug genommen.

Durch Königliche Verordnung ist inzwischen der von mir vorgeschlagene Name Comenius-Straße genehmigt worden.

**XLI.** U. M. Dr. Spatz legt aus den in der Weidmannschen Buchhandlung erscheinenden „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft“ 1904 im Sonderdruck vor: „§33 Brandenburg“, enthaltend Bibliographisches; — Vorgeschichte und Altertümer; — Landes- und Völkskunde; — Mittelalter; — Zeit der Reformation und Gegenreformation; — 30jähriger Krieg und Großer Kurfürst; — Neuzeit; — 1848; — Berlin; — Mittelmark; — Havelland und Prignitz; — Nieder-Lausitz; — Neumark. — Ein dankenswertes literarisches Quellenunternehmen mit kurzen Inhaltsangaben, dem unser geschätztes Mitglied seine Kräfte hoffentlich dauernd widmen wird.

**XLII. G. Schuster, Zur Jugend- und Erziehungs-Geschichte Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. 1. Teil (Berlin 1904).** Enthält die Denkwürdigkeiten Friedrich Delbrücks, des Erziehers der beiden Fürsten vom 3. August 1800 bis 9. Dezember 1801 reichend. Unserm Mitgliede sind wir für diese Quellen um so mehr dankbar, als bisher aus dem Vorleben der beiden Monarchen um die Jahrhundertswende wenig bekannt ist. Als Archivar am Kgl. Hausarchiv zu Charlottenburg waren jene Aufzeichnungen dem Herausgeber zugänglich. Die Jugend- und Erziehungsgeschichte beider Herrscher wird vom Verf. noch eingehender dargestellt werden in dem umfangreichen, innerhalb der Monumenta Germaniae Paedagogica erscheinenden Werke: „Erziehungsgeschichte des Hauses Hohenzollern.“ Das Werk ist in den 80er Jahren des v. Jh. von Herrn Geh. Archivrat Dr. Großmann in Gemeinschaft mit unserm inzwischen verstorbenen unvergeßlichen Mitgliede Prof. Dr. Friedrich Wagner in Angriff genommen worden und wird nunmehr von u. M. Schuster herausgegeben werden.

Die obige Arbeit befindet sich in den Beiheften der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte: 3 Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Im Auftrag der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. Karl Kehrbach.

**XLIII. Dr. Hans Brendicke. Königin Luise. Leben und Wirken einer deutschen Frau.** Herausgegeben und dem deutschen Volke erzählt von unserm geehrten genannten Mitgliede. Druck und Verlag von E. Bartels (Berlin 1904). Mit einer Photolithographie nach einem Ölgemälde im Schlosse zu Paretz, das mir von der Hand des in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr geschätzten Hofmalers Ternite herzurühren scheint. In ansprechender Form und mit einer fließenden angenehmen Sprache trägt der Verfasser in volkstümlicher Weise das Leben der unvergeßlichen Fürstin vor und fügt noch Erinnerungen an die Verklärte aus späterer Zeit hinzu. Ein Volksbuch im besten Sinne für Alt und Jung, insbesondere für den Weihnachts- und Geburtstagstisch geeignet. Die Brandenburgia dankt dem Herrn Verf. für die Stiftung des herumgereichten Exemplars verbindlichst.

**XLIV. Straube's Märkisches Wanderbuch, Ausflüge in die Mark Brandenburg.** Mit 38 mehrfarbigen Karten. 21. Auflage der „200 Ausflüge in die Umgegend von Berlin von Aloys Hennes“. Neubearbeitet und vermehrt von Dr. Gustav Albrecht, Berlin 1904.

Unser sehr geschätztes Mitglied, Dr. G. Albrecht, der mich seit Jahren auf den zahlreichen Pflugschaftsfahrten des Märkischen Museums treulichst begleitet und über dieselben in den angesehensten Berliner Zeitungen (auch in der Frankfurter Oderzeitung) berichtet hat, hat aus

dem braven veralteten Aloys Hennes ein ganz neues vortreffliches Taschen-Vademecum geschaffen, das sich neben dem bekannten Kieblingschen Wanderbuch ebenbürtig sehen lassen darf und die Foutaneschen „Führer durch die Umgegend Berlins“ vollends in den Schatten stellt.

Das Werk ist in zweckentsprechender Weise nach den von Berlin ausgehenden Bahnstrecken geordnet. Hierdurch ist eine in jeder Hinsicht vorzügliche Übersicht geschaffen, die jedem, selbst einem weniger geübten Wanderer ein leichtes Zurechtfinden im Buche und dadurch im Gelände selbst ermöglicht. Gerade diese Einteilung und die Zusammenstellung bestimmter Ausflüge unter Angabe der Entfernungen in Kilometern ist praktisch; sie ermöglicht es dem Wanderer, nicht nur die vorgezeichneten, sondern auch andere ihm zusagende Ausflüge durch Verbindung oder Trennung der vorgeschlagenen sich selbst zusammenzustellen. Ein ausführliches Ortsverzeichnis erleichtert die Benutzung in hohem Grade.

Das in den Bereich des Werkes einbezogene Gebiet umfaßt, mit Berlin als Ausgangspunkt, alle Richtungen der Windrose und reicht z. T. weit über den schon großen Kreis des Vorortverkehrs hinaus. So erstreckt sich das beschriebene und durch vorzügliche Straubesche Karten veranschaulichte Gebiet in der Richtung der Potsdamer Bahn über Potsdam, Werder etc. bis nach Lehnin und Brandenburg a. H., der Wetzlarer Bahn bis Belzig, der Anhalter Bahn bis Trebbin, der Dresdener Bahn bis Zossen und Sperenberg, der Görlitzer Bahn über Königswusterhausen bis Lübbenau und nach dem Spreewaldgebiet, der Schlesischen Bahn über Erkner bis Fürstenwalde, der Ostbahn über Strassberg mit dem Blumental bis Buckow und der Märkischen Schweiz, der Wriezener Bahn über Tiefensee bis Wriezen, der Stettiner Bahn über Bernau, Biesental (Liepnitz-See) bis Eberswalde, Joachimstal, Chorin, Freienwalde und Oderberg, der Nordbahn bis Oranienburg, der Kremmener Bahn über Tegel und Kremmen bis Neu-Ruppin und Rheinsberg, der Hamburger Bahn über Spandau und Finkenkrug bis Nauen und Ketzin, der Lehrter-Bahn über Döberitz bis Paretz und Groß-Behnitz.

Lediglich zur bequemen Benutzung des Straubeschen Wanderbuches ist das Werk in 3 Bände gebunden, doch werden dieselben nur zusammen zum Gesamt-Preise von 2,50 Mark abgegeben — ein Preis, der für das Gebotene (432 Seiten Text, 38 farbige Karten) als gering bezeichnet werden muß. —

Unsern Mitgliedern und Freunden, welche das Verlangen haben, das märkische Land in der näheren und weiteren Umgebung Berlins kennen zu lernen, sei aus diesen Gründen Straubes Märkisches Wanderbuch aufs beste empfohlen. Es bietet ihnen Gelegenheit, sich über die bemerkenswerten Punkte der einzelnen Gegenden, über Sehenswürdigkeiten in Stadt und Land und über manche interessante Einzelheiten in

geschichtlicher und volkskundlicher Beziehung zu unterrichten, und gibt dadurch Anregung zu Wanderungen und Streifzügen durch unsere schöne Heimat. Eine wesentliche Unterstützung werden dem Wanderer hierbei die Straubeschen Karten gewähren, die durch ihre schöne und genaue Ausführung eine gute Übersicht über die beschriebenen Wege und das ganze Gelände bieten.

Auf verschiedenen Pflugschaftsfahrten hat die Verwaltung des Märkischen Provinzial-Museums dies Wanderbuch bereits erprobt und überall als verlässlich befunden.

Hoffen wir, daß bei einer neuen Ausgabe auch noch die weitere Umgebung Berlin, die jetzt durch Schienenwege von Jahr zu Jahr mehr, auch in Eintagstouren besuchbar wird, Berücksichtigung finde.

XLV. Berliner Kalender 1905. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Eine freundschaftliche Auseinandersetzung hat mit dem von mir wiederholt erwähnten, mit Recht gerühmten Roten-Adler-Kalender stattgefunden. Der B. K. sagt darüber: Die Märkischen Interessen, welche bisher im „Roten Adler“ so wirkungsvoll vertreten wurden, kommen auch in diesem Jahrbuch durch den Herausgeber des „Roten Adlers“ (der nicht weiter erscheint) Herrn Robert Mielke zum Ausdruck. Herausgeber ist u. M. Herr Konservator Prof. Dr. Georg Voss. — Reinhold Koser hat einen Artikel „Niedriger hänger“ (das bekannte Ereignis aus dem Leben des Alten Fritz), Wolfgang von Oettingen: „Chodowiecki und die Berliner“, Béringuier „Madame Dutitre“, Paul Seidel „Friedrichs des Großen Krückstöcke im Hohenzollern-Museum“, Ernst Friedel „Die heilige Geistkirche“ (mit den drei Verkehrtlinden), Max J. Friedländer „Lucas Cranachs Porträts des Kurfürsten Joachim von Brandenburg“; Robert Mielke „Der Marienpsalter von Zinna“; Paul Clauswitz „Aus dem Frauenleben in alter Zeit in der Mark Brandenburg“; Ernst Frensdorff „Die Begründung der Berliner Voigtländer vor 150 Jahren“; Georg Voss „Das Opernhaus Friedrichs des Großen“ behandelt. Die bunte Illustration ist heraldisch genau, auch sonst vorzüglich. Nur bezüglich eines Bildes „Hans Kohlhase wird auf der Richtstätte vor dem Georgentor aufs Rad geflochten“, 1540, ist mir von verschiedenen Seiten geäußert worden, daß man die grausige Darstellung lieber vermissen würde. In der Tat gibt es in dem Leben des berühmten Berliner Roskamms Züge ansprechenderer Art, die sich zur bildlichen Darstellung besser eignen.

Die Anschaffung dieses, ein wahres kleines bibliographisches Kunstwerk darstellenden Kalenders wird unseren Mitgliedern und Freunden warm empfohlen, auch als billiges und dabei ansprechendes Weihnachtsgeschenk.

XLVI. Kalender für Ortsgeschichte und Heimatkunde im Kreise Eckartsberga auf das Jahr 1905. Was wir von diesem Kalender bezüglich früherer, der Brandenburgia vorgelegenen Ausgaben sagten, trifft vollinhaltlich rühmlichst für 1905 ebenfalls zu. Der im Interesse unserer heimatskundlichen Bestrebungen unermüdliche Herr Superintendent L. Naumann in Eckartsberga hat mehrere interessante Beiträge geliefert: „Die Wüste Lasan“, „Die Landwirtschaft und der 30jährige Krieg“ und „Aus der Thüßdorfer Ortschronik“. Herr P. Böhme bringt „Denkwürdiges aus der Zeit des siebenjährigen Krieges“.

XLVII. Einen richtig streng wissenschaftlichen Charakter tragen die „Skizzen und Bilder zu einer Heimatskunde des Kreises Eckartsberga.“ 5. Heft 1904, herausgegeben von dem zu XLVI genannten Herrn L. Naumann. Die Veröffentlichung behandelt die Zeit während und zunächst nach dem 30jährigen Kriege und ist anschaulich und belehrend nach örtlichen Geschichtsquellen verfaßt.

XLVIII. Zwei alte gemalte gläserne Wappenscheiben, welche sich seit mehreren Jahrhunderten in der Kirche zu Blankenburg, Kreis Nieder-Barnim befanden, lege ich Ihnen aus dem Bestande des Märkischen Museums vor, da dergleichen die Stürme der Zeiten bei uns selten überstanden haben. Die Apsis der alten feldsteinernen Kirche enthält ebenfalls dergleichen bunte und runde gläserne Scheiben mit den Emblemen alter märkischer Adelsfamilien.

XLIX. Desgleichen lege ich Ihnen eine alte zinnerne Küchenlampe, wie sie etwa bei uns zur Zeit der Königin Luise gebraucht wurde vor. U. M. Fräulein Hedwig Matthiae, eine eifrige und freundliche Förderin des Märkischen Museums, hat dieselbe für unser vaterländisches Institut von Fräulein Agnes Hauber, Pankow, Schloßstr. 8 erhalten. Beiden Damen sei verbindlichst gedankt. —

Auch die heimatskundliche „schöne“ Literatur hat inzwischen zwei hiermit vorgelegte Bereicherungen erfahren.

L. Herr Ph. Ohler zu Landsberg a. W., der Brandenburgia bereits wohl bekannt, teilt uns mit: „Markgraf Hans. Historisches Schauspiel in 4 Akten und 5 Bildern“. Mit großem Erfolg zum 1. Male in Küstrin am 26. April 1903 aufgeführt, stellt es uns in markigen Zügen den merkwürdigen volkstümlichen Küstriner Markgrafen dar, neben dem Kaiser Karl V., Kurfürst Joachim II. und andere zeitgenössische Personen auftreten. Als Volksstück im rechten Sinne zu populären Aufführungen wohl zu empfehlen.

LI. Schulmeister Wackerath. Roman von Wilhelm Kotzde (Berlin 1904, Verlag von Johannes Råde). Wir kennen Herrn Lehrer K. bereits als fleißigen Arbeiter im Gebiete der Volkskunde in unserer Brandenburgia, der u. a. der heimischen Pflanzenwelt ihre Beziehungen zum Volk und zum Einzelnen abgelauscht und ansprechend wiederge-

geben hat. Volles Verständnis für Seelenkämpfe spricht aus dem tief angelegten Buch, dessen Schlußzeilen den Ausgang der ganzen Entwicklung des Romans kennzeichnen: „Georg Wackerath saß am Tisch und sann. Dann erhob er sich und sagte: Sie haben recht, Kampf bis zum Sieg! Das ist der Sinn des Lebens. Ich will hingehen und streben und schaffen, niemand soll sagen, dass ich meinem Geschick erlag.“ Wer von uns in den Wechselfällen des Daseinskampfes zu ringen hat, möchte sich nicht diese Devise vorhalten? — Hinzugefügt sei noch, dass der Roman in einem gesegneten Winkel des Havellandes spielt, dem landschaftliche Schönheiten nicht fehlen. Uhlenhagen, der Name des Dorfes, ist dichterische Erfindung.

### E. Bildliches.

LII. Vom Anthropologen-Kongreß zu Greifswald vom 3.—6. August d. J. lege ich Ihnen die zu seiner Ergötzlichkeit erschienenen Ansichts-Scherz-Postkarten vor, die sämtlich unsere vierhändigen Vettern feiern.

LIII. U. M. Herr Schack sendet verschiedene hübsche Ansichtspostkarten von Driesen und Guscht (Neumark) ein, wofür freundlichst gedankt sei.

LIV. U. M. Herr Photograph Bartels hat von unserer Versammlung, die unter Leitung unseres verehrten Mitgliedes Herrn Paul Haberkern im Sommer d. J. auf Valentinswerder stattfand, zwei Gruppenaufnahmen gemacht: eine kleinere Gesamtaufnahme aller Beteiligten und drei größere Aufnahmen immer je ein Drittel der zahlreichen Beteiligten darstellend. Die wohl gelungenen Bilder kosten: die erst gedachte Gesamtaufnahme 2 Mark und jede der Eindrittelaufnahmen 1 Mark. Probeexemplare liegen Ihnen heute vor.

LV. U. M. Herr Robert Mielke hat gütigst zwei Hefte der schön illustrierten Zeitschrift „Die weite Welt“ (Vom Fels zum Meer) mitgeteilt. Herr M. schildert in der Nr. vom 10. Juni 1904 S. 1430 die alte Residenz Karls IV. in einem Aufsatz „Vom kaiserlichen Tangermünde“, die neuerlich uns wieder ins Gedächtnis gerufen wird durch die hocheufreuliche Renovierung der alten Kaiser-Burg (mit 8 Abbildungen). — In Nr. 45 vom 1. Juli d. J. S. 1547 flg. gibt R. M. uns unter der Überschrift „Im glücklichen Winkel“ Bilder aus der holsteinischen Schweiz, ebenfalls mit 8 Abbildungen. Da ich diese Gegend mehrmals zu Fuß durchwandert, so kann ich die Auswahl der Bilder und den Text nur rühmend erwähnen, auch diesmal — im Juli — gewährte mir ein glückliches Reisegeschick die Gelegenheit, wenigstens einen Teil des malerischen, romantischen und gesegneten östlichen Holsteins zu besuchen, welches noch lange nicht genugsam von den Berlinern gewürdigt wird, wie ich aus den Kurlisten und Fremdenbüchern ersehen habe.

LVI. Kustos Buchholz legt aus dem Märkischen Museum zur Ansicht vor:

- a. Die vom Kultusminister dem Magistrat überwiesene Plakette auf die 200 Jahrfeier der Königl. Akademie der Wissenschaften, über deren Stiftung Herr Geh. Rat Friedel schon vor 4 Jahren berichtet hat. (Monatschrift der Brandenburgia, Band IX, S. 43.) Der Künstler, Bildhauer August Vogel, hat als Verkörperung der Haupt-Disciplinen der Akademie 4 weibliche Figuren: Philosophie, Mathematik, Physik und Geschichte, um den Quell der Natur sitzend, dargestellt; über ihnen thronend die sich enthüllende Wahrheit. Auf der Rückseite als Mittelstück das Signum der Akademie: der zu den Geistesverwandten aufsteigende Aar, darunter das stürmende Meer, dem der Aar soeben entronnen ist, um bei den ewigen Sternen Ruhe zu finden. (Versinnbildlichung des Lebenskampfes.) Zu beiden Seiten die Namen der Geistesheroen aus der Zahl der Mitglieder der Akademie: Leibniz, Friedrich der Große, Maupertuis, Euler, La Grange, A. und W. v. Humboldt, Schleiermacher, Niebuhr, v. Buch, Gebr. Grimm, v. Savigny, Boeckh, Joh. Müller, v. Helmholtz, Virchow, Mommsen, sowie die Jahreszahlen: 1700 und 1900.
- b. Wendische Gefäßscherben vom „Bosselberge“ bei Vohlefan, mit den bekannten charakteristischen Ornamenten, gesammelt von der Familie des Herrn Amtsvorstehers Wörmann in Vohlefan.
- c. 10 Photographien Märkischer Wälder-Typen, wie sie in vergrößertem Maßstabe von der Forst-Akademie Eberswalde auf der Weltausstellung St. Louis ausgestellt worden sind.

Ferner wird eine Reihe von 12 Bild-Postkarten zur Ansicht ausgelegt mit den von Herrn Reichhelm in Treuenbrietzen nach der Natur aufgenommenen Fläming-Volkstrachten. Solche Reihen von 12 Bildern werden zum Preise von 50 Pf. zur Verfügung gestellt.

LVII. Vortrag des Herrn Dr. Leopold Hirschberg: Das deutsche Kinderlied mit gesanglichen Erläuterungen. Der Herr Vortragende schilderte zunächst die Entstehung des Kinderliedes. Es ist ähnlich wie das Volkslied in uralter Zeit aus den Bedürfnissen des Volkes heraus entstanden, das seinen Gefühlen Ausdruck geben mußte, z. B. über den Einzug des Frühlings oder des Sommers, über die Ankunft des Christkinds zur Weihnachtszeit oder über die Bedeutung der Osterzeit. Wie beim Volksliede, so sind auch beim Kinderliede Dichter und Komponist unbekannt. Es ist die Volksphantasie in ihrer Gesamtheit, die ununterbrochen weiter arbeitet. Es kommt hier noch hinzu, daß das Kind seiner ganzen Natur nach Dichter ist: seine Phantasie ist noch lebendiger als die der Erwachsenen. Das Kind schafft sich neue Worte, indem es die der Mutter umformt; daher finden sich



so unzählige Varianten der Kinderlieder. Alle aber zeichnen sich durch Ursprünglichkeit, Frische und Unschuld des Ausdrucks aus. Für das hohe Alter des Kinderliedes spricht in erster Linie seine weite Verbreitung und die große Übereinstimmung in den einzelnen Landesstrichen. Alle Kinderreime aber sind im Dialekt gedichtet, in der Form nachlässig denn es findet sich neben dem Reim oft genug die Assonanz; es begnügt sich mit dem ungefähren Klang. Noch viel unsicherer ist der Inhalt; sein Sinn ist oft dunkel und verschleiert. Das hohe Alter aber macht den Kinderreim zu einer Fundgrube für den Gelehrten. Ein Kreis von Liedern geht zurück auf die Holda, die Frau Holle, der die Linde, der Rosmarin und der Storch heilig waren. Wie der Storch, so wird auch der Maikäfer besungen in dem bekannten: „Maikäfer fliege“; hier ist Pommerland das Holdaland und das Abbrennen deutet auf den Weltbrand. An die Stelle der Götter treten die Heiligen, wie der heilige Martin an die Stelle des Wodan, und es heißt: „Martin, Martin war ein frommer Mann“. Auch der Ausdruck spielt in den Reimen des Volkes eine große Rolle. Besser aber ist der heidnische Ursprung an den Ringelreimen zu erkennen: „Ringel, Ringel Rosenkranz“. Auch der Vers über die Aufgaben der Finger hat heidnische Unterlagen. Andere Verse sind die Segenssprüche wie: „Heile Kätzchen, heile“, wo wiederum ein Lieblingstier der Holda erscheint. Der „schwarze Mann“ in dem Kinderspiel ist auf das Auftreten der Pest zurückzuführen. Die Lieder begleiten das Kind in den einzelnen Abschnitten seiner Entwicklung. Das Wiegenlied ist das erste, es ist eine Erfindung der Mutter: „Schlaf Kindchen schlaf, der Vater hütet Schaf“. Nach dem dummen Vierteljahr kommen die Koselieder und die Unterhaltungslieder: „Backe, backe Kuchen“ und „der Mond der scheint, das Kindlein weint“. Noch später folgen die Schaukelreime und die Zuchtreime, die gesprochen werden, wie: „Abc, die Katze lief im Schnee“ und die Tanzreime wie „Lott ist tot, Lott ist tot, Julchen liegt im Sterben“ und „Putt, Putt, Putt, mein Hühnchen, was tust auf unserm Hof“. Zu den Kinderspielen gehören die Lieder zum Auszählen, wie Ringelringelrosenkranz und die Kettenlieder, wie „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“ und „Sieben Söhne hat Adam“. In der neusten Zeit begann sich die Dichtkunst und die Pädagogik der Kinderlieder zu bemächtigen. Dahin gehört z. B. Weißes Kinderfreund mit seiner gezierten Sprache und seiner gesuchten Musik. Es ist der gekünstelte Geschmack des Roccoco. Leicht verständliche und sangbare Verse bzw. Melodien prägen sich dem Kinde schnell ein, wie das Haydnsche „Alles schläft in süßer Ruh“. Erst Brentano und Grimm brachten die Kinderreime wieder zu Ehren. Rückert mit dem „Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt“, sowie Hoffmann von Fallersleben, Löwenstein und Fröbel sind hier zu nennen. Der Preis gebührt aber Karl Maria von Webers Wiegenlied: „Schlaf, Herzenssöhnchen,

mein Liebling bist du“. Auch Karl Löwe hat Kinderlieder geschmiedet, die Kinder singen können. Matthias Claudius und Brahms sind weiter zu nennen. Auch Robert Schumann hat Kinderlieder komponiert, wie „So seigegrüßt viel tausend Mal“ und das goldene Marienwürmchen: „Marienwürmchen setze dich auf meine Hand, auf meine Hand, ich tu' dir nichts zu leide“. Wilhelm Taubert hat in seinen Klängen aus der Kinderwelt den naivkindlichen Ton sehr gut getroffen, wie in dem „Schneckenlied“ und in dem „Schlaf in guter Ruh, tu die Änglein zu“, mit dem Jenny Lind einst ihre größten Triumphe gefeiert hat.

Diese literarischen Erklärungen waren das Band, das die Gesänge zusammenhielt, denn all die aufgeführten Lieder und eine große Zahl anderer wurden von dem Vortragenden, der sich selber zum Flügel begleitete, gesungen. Das klangvolle Organ und die große Kunstfertigkeit verschafften den Zuhörern einen hohen Genuss.

LVIII. Nach der Sitzung zwanglose Vereinigung im Restaurant Alt-Bayern, Potsdamer Straße 10/11.

## 12. (9. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Dienstag, den 11. Oktober 1904, nachmittags 6 Uhr.**

Besichtigung der  
Ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt,  
Charlottenburg, Fraunhoferstr. 11-12 (in der Nähe des Knies).

Herr Professor Albrecht begrüßte die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste in dem im ersten Stockwerk gelegenen großen Hörsaal. In einer kurzen Ansprache gab er zunächst eine Übersicht über die Bestrebungen, auf diesem Gebiete Ausstellungen zu veranstalten. Aus diesen Ausstellungen für Hygiene und Unfallverhütungen heraus entstand der Gedanke, eine bleibende Sammlung für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen zu eröffnen. Im Juni 1903 wurde der Bau der Gebäude beendet. Grundstück und Gebäude haben 1 Mill. Mk. gekostet. Die Baulichkeiten setzen sich zusammen aus dem Verwaltungsgebäude und der Ausstellungshalle. Beide sind durch einen Zwischenraum verbunden, über welchem sich der Hörsaal befindet, welcher uns aufgenommen hatte. In der Höhe dieses Hörsaales läuft eine Galerie rings um die Wände der Ausstellungshalle. Die Ausstellungsobjekte nun sind sehr eigenartig. Sie sind so modern als möglich, es fehlt alles Historische; auch Zeich-

nungen und Modelle sollen nach Möglichkeit vermieden werden. Besucher sollen die Maschine in Tätigkeit sehen mit ihren Schutzvorrichtungen, deshalb sind nahe an zweihundert Maschinen aufgestellt. Sie sind durch Treibriemen an eine Transmissionswelle angeschlossen, welche vier größere Elektromotoren treiben. Die Maschinen sind von den deutschen Maschinenfabriken ausgestellt, welche somit bedeutende Opfer gebracht haben. In dieser Ausstellung sollen Arbeitgeber, Fabrikanten und Erfinder die neuesten Vorrichtungen für Unfallverhütungen kennen lernen und studieren. Allein an Maschinen geschehen alljährlich 170—180000 Unfälle, von denen 2000 zum Tode führen. Neben den Unfällen, die dem Arbeiter von den Maschinen drohen, gibt es in den Betrieben noch zahlreiche Gefahren, die sonst seine Gesundheit schädigen, dahin gehören die zahlreichen Gifte, die auf den verschiedensten Wegen in seinen Körper eindringen. Es sei nur an die Bleivergiftungen erinnert, wie sie sich in dem Buchdruckerei- und in dem Anstreichergewerbe finden. Die gefährlichste Arbeiterkrankheit aber ist die Lungenschwindsucht. An ihr gehen jährlich 700 bis 800000 Arbeiter zu Grunde und in gewissen Berufsarten sterben 80% an Tuberkulose.

Nach dieser Übersicht führte uns Herr Professor Albrecht auf die Galerie und erklärte uns vor einer Sammlung, die durch Professor Dr. Sommerfeld aufgestellt worden ist, die Bedeutung des Staubes. Die Sammlung besteht aus Gläsern, die mit den betreffenden Staubarten gefüllt sind, und aus photographischen Vergrößerungen dieser Staubarten. Der gefährliche Staub ist der spitze und scharfkantige, welcher die Atmungsorgane zerreißt. Diese Wunden werden dann die Herde für den Schwindsuchtsbazillus. Im Steinhauergewerbe finden sich 83% Todesursache durch Tuberkulose. In einem Glase befindet sich in Spiritus ein Stück von der Lunge eines Kohlenarbeiters, das ganz schwarz ist, und in einem anderen Glase ein solches von einem Eisenarbeiter, das ganz rot ist, weil der Eisenstaub sich an der Luft in Rost umgewandelt hat. Gegen die Gefahren der Staubeinatmung sucht man den Arbeiter durch Respiratoren zu schützen. Das Tragen solcher ist aber mit so großen Unbequemlichkeiten verbunden, daß man auf andere Mittel sinnen mußte; das einfachste ist nun den Staub abzusaugen durch einen künstlichen Luftstrom. Wie das z. B. in einem Bleifarbenbetriebe ausgeführt wird, zeigt ein Modell, das in Tätigkeit gesetzt werden kann. Es sind hier alle Arbeitsgelegenheiten von einer Schutzhülle dicht umschlossen, die mit einem Ventilator in Verbindung steht. Wo der Staub wertvoll ist, wie z. B. in Cementfabriken, wird er in Schläuchen aufgefangen, so daß die Anlage sich durch die Ersparnis verzinst.

Aber nicht bloß durch die Lunge, sondern auch durch den Mund und durch die Haut gelangen gesundheitschädliche Stoffe in den Körper; deshalb müssen auch nach dieser Richtung Vorkehrungen aller Art

getroffen werden. Es ist durch Gesetz angeordnet, daß in solchen Betrieben Schränke vorhanden sind, welche in getrennten Abteilungen die Arbeitsanzüge und die Hausanzüge des Mannes beherbergen. Damit die Speisen nicht in den Arbeitsräumen eingenommen werden, sind besondere Eßräume eingerichtet worden, die erst betreten werden dürfen, wenn eine Reinigung der Hände voraufgegangen war. Es ist daher auch eine große Anzahl von Wasch-, Dusche- und Badeeinrichtungen ausgestellt, bei einigen mit besonderen Vorrichtungen für die Zufuhr des heißen Wassers, um das Verbrühen zu verhindern.

Wie für die Abwehr des Feindlichen, so muß aber auch für die Stärkung und Pflege des Nützlichen gesorgt werden, und dies geschieht hauptsächlich durch eine zweckmäßige Ernährung. Und um den Gehalt der wichtigsten Nahrungsmittel an Nährwert vor Augen zu führen, ist eine sehr hübsche Ausstellung hergerichtet. Die Flaschen enthalten die Mengen an Eiweiß, Kohlenhydraten und Wasser, die man in einzelnen Nahrungsmitteln wie Kartoffeln, Hering usw. für 50 Pfennige erhält. Auch die Verpflegung der Marine, der Armen und der Volksküchen ist durch solche Flaschen dargestellt. Hierher gehören ferner die mannigfachen Vorrichtungen zum Warmhalten der Speisen, wie Kochkästen, Kochkörbe und Wagen zum Transport der Töpfe. Den Schluß der Galerie bildet eine Sammlung von Modellen und Zeichnungen von Arbeiterwohnungen und Arbeiterhäusern, mit allen Einzelheiten in der Konstruktion und in der Ausführung.

Nachdem wir die Ausstellung auf der Galerie besichtigt hatten, stiegen wir in die eigentliche Ausstellungshalle hinab. Das Glanzstück der Halle ist der Pavillon für soziale Wohlfahrtspflege, welcher im Jahre 1900 auf der Pariser Weltausstellung dem deutschen Hause angegliedert war. Dieser Pavillon, welcher 80 000 Mk. gekostet hat, ist aus den Beiträgen der deutschen Großindustrie errichtet worden. Die Fenster sind mit Glasmalerei versehen und die Wände mit Gobelins behangen. Als Hauptstücke sind fünf von Professor Herwarth gemalte Dioramen angebracht, welche folgende Wohlfahrtseinrichtungen darstellen: die Arbeiteransiedelung der Kaiserlichen Torpedowerkstatt in Friedrichs-ort, das Erholungsheim der Steingut- und Mosaikfabrik von Villeroy und Boch in Mettlach, das Kinderheim der Schultheiß-Brauerei-Aktiengesellschaft in Dessau, das Mädchenheim bei der Königlichen Munitionsfabrik in Spandau und einen Teil der Invaliden-Kolonie „Altenhof“ von Friedrich Krupp in Essen. An den Wänden hängen noch zahlreiche Aquarellen und Federzeichnungen von anderen Wohlfahrtseinrichtungen.

Nachdem wir den Pavillon besichtigt hatten, wandten wir uns den Maschinen zu. An einem Transmissionswellenstrange sind eine Reihe von Schleifmaschinen befestigt, an denen die bewährtesten Schutzbügel und Schutzhauben zu sehen sind, welche beim Zerspringen der Schmirgel-

scheibe das Abfliegen der Stücke verhindern sollen. Sämtliche aus-  
gestellten Schmirgelmaschinen sind außerdem mit einer durch Ventilatoren  
bewirkten Absaugung des schädlichen Staubes versehen. Diese Maschinen  
wurden uns in Betrieb vorgeführt und ebenso einige Metallpressen z. B.,  
eine Seifenpresse und eine Tiegeldruckpresse sowie eine Buchdrucker-  
presse; bei ihnen sind verschiedene sinnreiche Vorrichtungen getroffen,  
welche es verhindern, daß die Hand in den Bereich des Krempels  
kommen kann, indem die Hände entweder anderweitig festgelegt oder  
weggeschoben werden. Weiter wurden uns Kreissägen und Hobel-  
maschinen in Tätigkeit vorgeführt, mit ihren Schutzvorrichtungen und  
der Absaugung des Staubes.

Eine besondere Abteilung bilden die für die Sicherheit der See-  
schifffahrt bestimmten Vorrichtungen. So hat der Norddeutsche Lloyd  
die von ihm auf seinen Schiffen eingerichteten Schottverschlüsse ausgestellt,  
die dazu dienen, die in den Trennungswänden der wasserdicht ab-  
geschlossenen Abteilungen eines Schiffes notwendigen Öffnungen im Falle  
der Gefahr zu schließen. Auch diese Vorrichtungen wurden in Betrieb  
gesetzt. Das Schließen der betreffenden Türen wird durch den Kapitän  
von der Kommandobrücke aus bewirkt, der erst ein Läutewerk in  
Bewegung setzt, das zum Verlassen der abzuschließenden Abteilungen  
auffordert. Ein zweites Modell veranschaulicht einen automatischen  
Verschluß, welcher durch das in die betreffende Abteilung eindringende  
Wasser ausgelöst wird. Neben diesen Apparaten steht noch eine große  
Rettungsboje für 6 Menschen und ein großes Rettungsboot.

An Stelle des amtlich in Anspruch genommenen I. Vorsitzenden,  
sprach der Schriftwart Herrn Prof. Albrecht den Dank der Gesellschaft  
aus für die lehrreichen Erklärungen.

Nach dem Schluß der Besichtigung fand ein zwangloses Bei-  
sammensein im Restaurant Hippodrom statt.

## Kleine Mitteilungen.

### Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206; VII, 193—199; X, 98—104 u. 137—149.)  
Die Wörter „Fisch“ und „Fischerei“ werden hier in dem erweiterten technischen  
Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren (Krebsen,  
Seehunden etc.] gebraucht.)

(Fortsetzung von No. 7).

**Die Krebspest**, die vor einer Reihe von Jahren in der Provinz Branden-  
burg wütete, brach im September 1901 wieder im Gamensee im „Blumental“  
bei Station Tiefensee der Bahnlinie Berlin-Wrietzen aus. Jetzt beginnt auch  
in dem Mittelsee, der dem Gamensee benachbart ist, ein großes Krebssterben.  
Mit der Untersuchung der Ursachen ist Professor Dr. Eckstein-Eberswalde  
betraut worden. Tägl. Rundschau 26. 2. 1902. E. Friedel.

**Aalfischerei.** Wir erhalten folgende Zuschrift: In Ihrer Zeitung beklagten Sie kürzlich, daß jetzt in der Spree so wenig Aale gefangen werden. Man sollte nur denjenigen Herren Anglern mehr auf die Finger sehen, die schon morgens, wenn kaum der Tag graut, mit ihren Booten auf dem Wasser sind und Aalschnüre mit hunderten von Haken auslegen. Ganze Bündel 20—25 Centimeter langer Aale, natürlich auch größere, fallen ihnen bei ihrer Ausdauer zur Beute. Auf dem Wasser selbst ist diesen Aalvertilgern wohl kaum beizukommen, da sie, wenn sie Unrat merken, einfach alles ersäufen, aber wenn sie ihre heimischen Gestade des Morgens aufsuchen oder erreicht haben, sollte man sich ihre Boote genauer ansehen und wird die vielen hundert Haken mit den Regenwürmern finden. In der Ober- und Unterspree und der Havel ist ganz dieselbe Geschichte. Berl. Tagebl. 11. 6. 1899.

**Wie tiefgehend das Interesse** ist, welches selbst in den niederen Volksschichten den Naturwissenschaften entgegengebracht wird, dafür spricht in erhebender Weise der folgende Fall: Neulich abends ging in Stettin ein Fischhändler durch die nach dem Bollwerk führende Mittwochstraße. Dort sah er, wie zwei Schiffsarbeiter sich im Kampfe auf der Erde wälzten. Sie erhoben sich, setzten aber das Gefecht weiter fort. Der Fischhändler riß sie auseinander und machte dem Ringen ein Ende, worauf der eine davonlief. Der andere, noch ganz erschöpft und erhitzt, sah seinem Gegner wütend nach und rief aus: „Und so ein Kerl will mir vorreden, daß die Quappe lebendige Junge kriegt“. Berl. Tagebl. 2. 5. 1889.

(Fortsetzung folgt).

Auf Veranlassung der Verleger werden die Mitglieder, welche an Verwandte und Freunde Weihnachts-Geschenke von ortsgeschichtlichem Inhalt machen möchten, darauf aufmerksam gemacht, daß die folgenden Gelegenheiten, Altberliner Ansichten zu ermäßigten Preisen zu erwerben, vorliegen:

- a) Die große Photogravüre: Ansicht von Berlin und Kölln im Jahre 1650, besprochen in der „Brandenburgia“, Heft 4 des laufenden Jahrgangs, Seite 135, ist für 15 Mark beim Kaufmann E. A. Müller, Müllerstraße 160, zu beziehen.
- b) Die mehrfach besprochenen Spiroschen Reproduktionen einer Auswahl seltener Altberliner Ansichten sind in 2 Mappen zu 12 Tafeln zum Preise von 18 Mark, die Mappe 1, enthaltend die Plätze Alt-Berlins, zum Ausnahmepreise von 6,50 Mark unsern Mitgliedern angeboten. Mappe 3 enthaltend ortsgeschichtliche Denkwürdigkeiten nach Gemälden, 12 Tafeln, mit Einleitung von Prof. Dr. Voss wird Ende November erscheinen und wird für 9 Mark angeboten vom Verleger, J. Spiro, W., Schellingstr. 13.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## 14. (4. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 26. Oktober 1904, abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr im grossen Sitzungssaale  
des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstr. 20/21.**

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXVI her.

### A. Allgemeines.

I. Der Verwaltungsbericht über das Märkische Provinzialmuseum für das Geschäftsjahr 1903 wird vorgelegt und freigestellt, Druckexemplare zu entnehmen. Wir entnehmen demselben folgende Einzelheiten.

#### a. Vermehrung der Sammlungen.

Während des Verwaltungsjahres sind die in der nachfolgenden Zusammenstellung auf die einzelnen Kataloge verteilten 2299 Nummern in Zugang gekommen und die Gesamtzahl aller Museumsgegenstände hat sich dadurch von 91 395 auf 93 694 vermehrt.

Nummer des Katalogs	Bezeichnung des Katalogs	Bestand am 1. April 1903	Zugang im Etatsjahr 1903	Bestand am 31. März 1904
<b>A. Naturgeschichtliche Abteilung</b>				
I.	Mineralogie, Paläontologie etc. . . . .	7 153	322	7 475
II.	Botanik . . . . .	2 476	29	2 505
III.	Zoologie . . . . .	2 091	45	2 136
<b>B. Kulturgeschichtliche Abteilung</b>				
II.	Vorgeschichtliche Zeit . . . . . Inland	23 284	257	23 541
III.	do. . . . . Ausland	1 144	34	1 178
IV.	Mittelalter . . . . . Inland	3 398	28	3 426
V.	do. . . . . Ausland	12	—	12
VI.	Neuzeit . . . . . Inland	14 761	345	15 106
VII.	do. . . . . Ausland	270	3	273
VIII.	Varia . . . . .	1 245	18	1 263
IX <sup>1</sup> .	Münzen . . . . .	3 978	4	3 982
IX <sup>2</sup> .	Medaillen . . . . .	3 631	12	3 643
IX <sup>3</sup> .	Siegel, Wappen . . . . .	193	4	197
X.	Architektonisches . . . . .	767	12	779
XI.	Bilder . . . . .	11 757	809	12 566
XII.	Urkunden . . . . .	1 123	14	1 137
XIII.	Bibliothek . . . . .	7 569	309	7 878
XIV.	Karten, Pläne . . . . .	300	28	328
XV.	Autographe . . . . .	243	26	269
	Noch nicht katalogisierte Objekte . . . . .	6 000	—	6 000
<b>Summe .</b>		<b>91 395</b>	<b>2299</b>	<b>93 694</b>

### b. Wissenschaftliche und gemeinnützige Tätigkeit.

Die dem Museum nach der wissenschaftlichen Seite und in Bezug auf die Propaganda obliegenden Aufgaben sind in der üblichen Weise erfüllt worden. Die wissenschaftliche Registratur (Archiv und Sammelkästen) erhielt wiederum erheblichen Zuwachs. Die vorhandenen Übersichten wurden entsprechend der neu erschienenen Literatur ergänzt, unvermeidliche Lücken durch erneute Ausnutzung der älteren ausgefüllt. Diese Übersichten dienen dem Zwecke, uns in den Stand zu setzen, Anfragen, die aus dem Publikum heraus an das Museum gerichtet werden, zu beantworten, und gewähren bei den eigenen Forschungen die erste Orientierung. Für jenen Zweck wurde das Museum auch im vergangenen Jahre oft in Anspruch genommen. Ebenso sind unsere Sammlungen von vielen Schriftstellern, Dozenten und Gelehrten für ihre Bestrebungen benutzt worden, wie auch Verleger, Handwerker, Künstler, Fabrikanten von ihnen öfters Gebrauch gemacht haben.

Auch unsere Bibliothek wurde von Forschern mannigfach in Anspruch genommen, wie überhaupt unser Institut in der wissenschaftlichen Welt mehr und mehr Geltung gewinnt.

Neue Erwerbungen und ältere wertvolle Gegenstände, die sich dazu besonders eigneten, wurden in der mit dem Museum eng verbundenen „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, vorgelegt und besprochen. Auch dieser Verein dient dem Museum wie das Pflugschaftswesen zur Propaganda seiner Bestrebungen und zur Gewinnung von Interessenten und Gönnern.

Von Veröffentlichungen, die aus dem Institut in dem Berichtsjahre hervorgingen, nennen wir folgende in dem Monatsblatt der Gesellschaft zum Druck gelangten Abhandlungen: eine naturwissenschaftlich-anthropologische „Der eolithische Mensch“, zwei kulturhistorische: „Fesselungsgeräte im Märkischen Museum“ und „Bildnisse Brandenburgischer Kurfürsten“, sowie eine literarhistorische: Heinrich v. Kleists „Prinz von Homburg.“

### c. Pflugschaftsfahrten in die Provinz.

Wie stets wurden auch in diesem Jahr zahlreiche Pflugschaftsfahrten in das äußere Weichbild von Berlin und in die Provinz unternommen zu dem Zwecke, um durch persönliche Tätigkeit an Ort und Stelle die Bereicherung der Museumssammlungen zu fördern und durch wissenschaftliche Aufnahmen das für uns notwendige landeskundliche Material zu vermehren. Zugleich wurden diese Fahrten zur Einwirkung auf die Bewohner benutzt, um deren Interesse für die Heimatkunde anzuregen und Zuwendungen an das Museum zu veranlassen.



Die Ausflüge, die teils vom Direktionsvorsitzenden unter Zuziehung einzelner Pflugschaftsmitglieder und Freunde des Museums, teils im Anschluß an Exkursionen der „Brandenburgia“, meistens an Sonn- und Feiertagen veranstaltet wurden, waren gerichtet nach: Altenhof am Werbellinsee, Brandenburg, Kaulsdorf und Mahlsdorf, Prenden, Klosterfelde, Rüdersdorf, Alte Grund, Schönermark, Gransee, Teltowkanal, Ostgrünau, Rixdorf, Trebbin, Blankensee, Stücken, Stangenhagen, Wachow, Tremmen, Schönholz, Paulsborn, Baumgartenbrück, Werder, Belzig, Oderberg, Nauen, Pessin, Vehlefan, Treuenbrietzen.

#### d. Öffentliche Gedenktafeln für verdiente Männer an ihren Wohnstätten.

Zwei neue Gedenktafeln wurden im Berichtsjahr auf städtische Kosten durch die Museumsverwaltung errichtet:

1. für den berühmten Arzt Christoph Wilh. Hufeland am Hause Dorotheenstraße 3;
2. für den Geologen und Historiker, den um die Geschichte der Mark Brandenburg besonders verdienten Realschuldirektor H. F. v. Klöden am Hause Niederwallstraße 12.

Es sind im ganzen bis jetzt 37 solcher Gedenktafeln seitens der Stadtgemeinde an den entsprechenden Wohnstellen angebracht worden; außer diesen bestehen noch 33 andere, die vom Könige, von Staatsbehörden, Vereinen oder Privatpersonen errichtet sind. Eine Übersicht aller Gedenktafeln hatten wir unserm Verwaltungsbericht für 1899 beigelegt.

#### e. Die Räume.

Die Museumssammlungen sind immer noch — wie seit 1899 — provisorisch in den Räumlichkeiten des der städtischen Sparkasse gehörigen Hauses Zimmerstraße 90 untergebracht.

Der weitere Ausbau des neuen Gebäudes hat im Laufe des Berichtsjahres Fortgang genommen. Es steht zur Zeit des Drucks dieses Berichts noch nicht fest, wann der innere Ausbau soweit gediehen sein wird, daß der Umzug vor sich gehen kann.

Auf ungezählte Anfragen bemerke ich heut zusätzlich, daß die Rüstungen vom ganzen Museums-Rohbau abgenommen sind, und daß derselbe nunmehr in seiner ersten Stattlichkeit frei dasteht.

Um das Mauerwerk, namentlich der im Feldsteinbau gehaltenen Teile, freundlicher zu gestalten, ist eine Bepflanzung und Berankung desselben mit Efeu und wildem Wein im Gange. In den Winkeln ist hie und da ein Baum gepflanzt und die Plattform hergestellt, auf welcher sich die Nachbildung des Brandenburger Rolands erheben wird. Nach reiflichen Überlegungen ist von einer Bemalung desselben, wie sie

das Vorbild im 15. Jahrhundert aufwies und wie sie an den Bruchstücken des Prenzlauer Rolands noch hie und da erkennbar, Abstand genommen. Dagegen hat Georg Sello vorgeschlagen, bei Aufbesserung des Bremer Rolands denselben mit seinem alten Farbenkleid wieder auszustaffieren. Ob der Senat der Freien und Hansestadt Bremen hierauf eingehen wird, steht dahin; u. M. Herr Stadthaurat Ludwig Hoffmann teilte mir mit, daß er persönlich in Bremen dagegen Bedenken erhoben habe.

II. Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. 28. Jahrgang, enthaltend die Statistik des Jahres 1903 (zum Teil auch 1904). Im Auftrage des Magistrats herausgegeben von Prof. Dr. E. Hirschberg, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin. Vergl. das von mir gelegentlich der Versammlung des Internationalen Statistischen Instituts am 22. September 1903 im Berliner Rathaus, bei welcher ich die Stadt Berlin vertrat, Brandenburgia XII. 408—410, Gesagte. Dieser neue Band schließt sich dem früheren, dank der unermüdlichen Sorgfalt des Direktors, in jeder Beziehung würdigst an.

III. Die Wohlfahrtseinrichtungen Berlins und seiner Vororte, nebst einem Anhang über öffentliche Armenpflege, Arbeiterversicherung und andere für die Wohlfahrtspflege wichtige Rechtsgebiete. Ein Auskunftsbuch, herausgegeben von der Auskunftstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Dritte neubearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1904. — Vom Standpunkt aktueller Heimatkunde ein höchst nützlich, für manchen unter uns geradezu unentbehrliches Nachschlage- und Nachweisungsbuch, für dessen gründliche Darlegung wir dem genannten Verein zu Dank verpflichtet sind. Um Einsichtnahme wird gebeten.

IV. Die Ersten 25 Jahre des Elektrotechnischen Vereins. Herausgegeben von Emil Naglo, zeitigem Vorsitzenden des Vereins. Berlin. Druck von H. S. Hermann. 1904. Mit Abbildung der silbernen Siemens-Stephan-Gedenkplatte, die alle fünf Jahre verteilt werden soll und zunächst am Jubelfeste am 22. November d. J. im Reichstagsgebäude unter Vorsitz des Herrn Staatsministers von Podbielski verteilt wurde, zu welcher Feier mir eine freundliche Einladung zugegangen war.

Unser berühmter Mitbürger Dr. Werner von Siemens war es, der als Mitbegründer des hochangesehenen Vereins das Wort „Elektrotechnik“ prägte und zum Gebrauch für die Bezeichnung des durch die modernen Errungenschaften erweiterten Gebietes der angewandten Elektrizität vorschlug. Wir wünschen dem Verein zu seinem Jubiläum alles Gute, stete und freudige Entwicklung. Die Brandenburgia hat zum öfteren von den Fortschritten der Elektrotechnik zwecks Belehrung ihrer Mitglieder Kenntnis genommen und verfolgt alle neuen Verbesserungen und Entdeckungen, soweit sie in den Rahmen aktueller Heimatkunde sich

einfügen, mit großer Anteilnahme. Die Ihnen vorgelegte Gedenk- und Festschrift ist vornehm ausgestattet, wie es sich für eine so große und hochansehnliche Vereinigung nicht anders gehört.

V. Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmal und Einweihung des Kaiser Friedrich-Museums am 18. Oktober 1904.

An beiden für Berlin und unsere Heimatkunde so hochwichtigen Ereignissen nimmt die Brandenburgia besonderen Anteil. Viele von unseren Mitgliedern haben auf Einladung seitens des Deutschen Reichs hinsichtlich der Denkmalsenthüllung und seitens der Krone Preußen hinsichtlich der Museumseinweihung dem feierlichen Doppelakt in bewegter festlicher Stimmung beigewohnt. Bemerkenswert ist es, daß wohl noch niemals bei ähnlichen Fällen in Berlin die ästhetischen und fachmännischen Urteile sowohl in der Tages- wie in der zuständigen Berufspresse der Art auseinander gegangen sind, wie bei dieser Gelegenheit. Die schnell verrauschende Zeit wird auch hier eine ruhigere, mehr gegenständliche Würdigung zeitigen.

Der Vorsitzende unsers Ausschusses, Professor Dr. Georg Galland, Dozent für Kunstgeschichte an der technischen Hochschule, hat die Gefälligkeit gehabt, uns aus seiner kritischen Beleuchtung in der Zeitschrift „Die Kunst-Halle, Zeitschrift für Kunst und Kunstgewerbe, Organ für die Interessen aller bildenden Künstler“ (Nr. 3, Jahrgang X. 1904) einen Auszug zur Wiedergabe zu überlassen. In ästhetischen Fragen sind bekanntlich die Ansichten überaus verschieden und so wird vielleicht dieser oder jener unter uns im einzelnen abweichender Meinung sein mögen, auch liegt dem Vorstand nichts ferner, als unseren Mitgliedern irgend eine bestimmte kritische Stellungnahme im vorliegenden Falle zu empfehlen. In keiner Weise beabsichtigen wir dies, möge jeder von uns sich in Muße durch eingehendes Studium ein eigenes Urteil nach seinem freien ästhetischen Empfinden bilden; immerhin aber glauben wir auf das Urteil eines berufenen und erfahrenen Sach- und Fachkenners im Interesse der Brandenburgia-Mitglieder hinweisen zu dürfen. Herr Galland schreibt:

Am 18. Oktober gab es für Berlin eine Doppelfeier: die Enthüllung des chernen Reiterstandbildes Kaiser Friedrichs und die Eröffnung des nach diesem Kaiser benannten Musealgebäudes, dessen Bestände mit dem gern gewählten Namen „Renaissancemuseum“ nur unvollkommen angedeutet sind. Was das Denkmal des verstorbenen Münchener Bildhauers Prof. R. Maison betrifft, so gehört es — trotz des Vorzugs eines ganz schlichten Postaments „ohne Allegorie und Zoologie“ — zu den mißlungensten statuarischen Arbeiten dieses zwar manchmal schöpferisch glücklichen, doch neuerdings etwas über Gebühr geschätzten Plastikers, ja, zu den häßlichsten Reiterbildern unserer Zeit überhaupt; und das will nicht wenig besagen. Im Gegensatz zu dem prachtvollen Rosse Schlüters, das absichtlich verkürzt ist, um die Gestalt des Reiters dominieren zu lassen, hat Maison einen zu

lang geratenen, langweilig dahintrottenden Gaul vorgeführt, auf dem, an Stelle des in Wirklichkeit elastischen und majestätischen Kaisers, ein uniformiertes Modell leblos dasitzt und eher einen müden Feldgendarm als die „Siegfriedsfigur“ des gepanzerten Siegers von Wörth veranschaulicht.

Der Standort des Denkmals markiert die nördliche Spitze der sogenannten Museumsinsel und der Kaiser reitet fürbaß gleich Dürers Ritter, doch ohne Tod und Teufel, der Eingangshalle des Museums zu, was sich hier vielleicht nicht leicht anders machen ließ, aber keineswegs auf den Beschauer einleuchtend wirkt, ebensowenig wie die Einsperrung des Schlüterschen Großen Kurfürsten — natürlich einer Kopie des Brückenmonumentes — in der vordern Kuppelhalle des Gebäudes. Hier, auf diesem dreieckigen Stück Erde, das südwärts durch das Gemäuer der Stadtbahn, seitlich durch Spree und Kupfergraben begrenzt wird, erhebt sich in monumentalen Spätrenaissanceformen der zweistöckige Bau, den eine kraftvolle Attika ringsum und je eine halbrunde Kuppel am Eingang und Ausgang der Mittelaxe krönen. Welche bösen Vorwürfe hat man in den Spalten der Tagesblätter auf das zwischen 1898 und 1904 entstandene Werk Ihnes gehäuft, mit absichtlicher Betonung des Hoftitels dieses ernstesten Baukünstlers! Welche großen und unverzeihlichen Fehler haben einzelne besonders kundige Kritiker in jenem Brustton verkündet, der auf eigene tiefgründige Anschauung schließen lassen sollte! Und dennoch merkte alle Welt genau, daß die klugen Herren zuvor heimlich hingehorchet hatten auf das absprechende Signal einer gefeierten Autorität, noch dazu einer, die an der Spitze der Sammlungen dieses Museums steht und daher vor anderen berechtigt erschien, zu beurteilen und zu wissen, wie mannigfach der kaiserliche Architekt in der räumlichen und formalen Ausgestaltung der Anlage gesündigt habe.

Nun, wir sind doch etwas abweichender Meinung über die beiden Punkte. Wir urteilen zunächst, daß Oberbaurat Ihne, der die Ungunst dieses dreieckigen gedrängten Bauplatzes am Wasser freilich nicht verschuldete — wie einige zu glauben sich den Anschein geben — jedenfalls seine besonders erschwerte Aufgabe in relativ vollendeter Weise zu lösen verstand. Er hat für die verschiedenen, teilweise hochbedeutsamen Sammlungen, deren Schwerpunkt die künstlerischen Erzeugnisse des 16. und des 17. Jahrhunderts bilden, äußerlich einen wuchtigen, angemessenen und diskreten Rahmen und im Innern eine Reihe von Hallen, Sälen und Kabinetten gestaltet, deren Anlage, Verteilung und räumliche Ausbildung durchgehend als leitenden Gedanken die Zweckmäßigkeit für die Anordnung und Beleuchtung der Sammlungen erkennen läßt. Wenn das schon in nicht wenigen Räumen glänzend zu Tage tritt, so läßt es keinen Unparteiischen im Zweifel, auf welcher Seite das tatsächliche Verdienst liegt. Wo jene Tendenz indes noch nicht deutlich genug hervortritt, wird man den Grund vor allem in dem begreiflichen Umstand zu suchen haben, daß die etwas schnell betriebene Aufstellung der Objekte stellenweise noch zu sehr den Charakter einer Improvisation zeigt. Es wird sich da gewiß vieles im Laufe der Zeiten erheblich bessern, wenn die Anordnung erst ein definitives Gepräge erhalten hat und zugleich die jetzt sichtlicher gewordenen Lücken der Sammlungen mehr ergänzt sein werden.

Sehen wir zu, wie Ihne seine sonderbare Aufgabe gelöst hat. Jene nördliche Spitze des rechtwinkligen Dreiecks seiner Anlage rundete er segmentförmig ab, um hier unterhalb eine siebenjochige geschweifte Halle als monumentalen Bestandteil einer Nordfront mit korinthischen Säulen und statuengeschmückter Attika zu gestalten. Von der Frontmitte legte er eine Achse zur Mitte der geraden Stadtbahnfassade und bemühte sich, diese Zentrale in ihrer ganzen Länge als eine Flucht von abwechslungsreichen imposanten Hallenräumen auszubilden, vorn und hinten durch je ein überkuppeltes Treppenhaus betont, die zwischen sich eine Wandelhalle und jene durch Nischen flankierte grandiose Basilika lassen. Außen freilich bieten beide Kuppeln keinen schönen Anblick. Wie hätte er aber äußerlich verstecken können, was er für die Absichten seiner Innengestaltung unbedingt brauchte? Um die Teilungsaxe der Anlage sind unterhalb wie oberhalb die im ganzen ca. 70 zählenden Ausstellungssäle, die an Größe sehr variieren, gruppiert. Dieser Grundriß, welcher die Zahl der Räume in beiden Stockwerken in zwei gesonderte, nur vorn und hinten durch die Treppenhäuser verknüpfte Hälften zerlegt, entspricht durchaus der eigenartigen Zusammensetzung der Sammlungen. Wir wiederholen hier nur die Worte des offiziellen „Führers“, wo es heißt: Im linken Trakt des Gebäudes, an der Spreeseite, sind im Erdgeschoß die altchristlichen und byzantinischen, sowie die Werke der sassanidischen und älteren islamischen Kunst aufgestellt. Im rechten Trakt, am Kupfergraben, haben die deutsche Plastik des Mittelalters und der Renaissance und die farbige italienische Plastik der Renaissance, in den beiden Sälen neben der Stadtbahn die Münzen und Medaillen ihren Platz erhalten. Im oberen Stock sind in dem Flügel an der Spree bis an das hintere Treppenhaus die Gemälde der italienischen Schulen nebst den kleineren italienischen Bildwerken, in dem Flügel am Kupfergraben die der deutschen, niederländischen, französischen und spanischen Schulen aufgestellt.

Aber auch in einer Fülle von Einzelheiten wird man die geschickte Erwägung und die vornehme Gestaltungsweise Ihnes anerkennen müssen. Ein Vertreter der sog. sezessionistischen Architektur hätte hier zweifellos selbstherrlich geschaffen, vielleicht mit van de Veldeschen Kurven u. dgl. operiert und sich, um dem „Dokument der Zeit“ nichts schuldig zu bleiben, nur wenig um die für die Mehrzahl der Räume von vornherein fest bestimmten Sammlungen der altchristlichen, mittelalterlichen und neueren Epochen gekümmert. Der Meister dieses Museums verleugnet zwar nirgends den Mann, den Künstler und Techniker seiner Zeit, aber er bestrebt sich sichtlich, überall die Sache und den Zweck, nicht die Persönlichkeit herrschen zu lassen; hier verdient dieser Gesichtspunkt, eben weil er bei andern baukünstlerischen Aufgaben nicht mehr gebräuchlich und anerkannt ist, unbedingt Zustimmung. Man verfolge nur Raum für Raum u. a. die Bildungen der geraden Holzdecken, die den verschiedenen Kunstepochen der Sammlungen überall eigentümlich angepaßt sind.

Selbstverständlich muß man sich hüten, an eine aus so aparten Bedingungen hervorgegangene Bauschöpfung den von anderen Museen gewonnenen Masstab ohne weiteres anzulegen. Eine weiche Stimmung bereitet der imposante Zentralraum des Haupttreppenhauses auch hier beim

Eintritt vor, diese Halle mit ihrer ragenden Kuppel und den ringsum angeschlossenen Halbkuppeln und Tonnengewölben. Bis auf die aus grau-blauem geädertem Marmor bestehenden unteren Wandfüllungen, Säulen- und Pilasterschäfte sind hier alle Flächen, auch die der andern Hallen und der Räume des Erdgeschosses schlicht weiß gestrichen. Das gleichfalls runde hintere Treppenhaus enthält einigen farbigen Wechsel und an der Oberwand Nischen u. a. mit den gemeißelten Schadowschen Statuen der Friderizianischen Zeit. Was die Gemäldegalerie betrifft, so ist natürlich überall Stofftapete gewählt und zwar für die außen herumgehenden Kabinette mit Seitenlicht fast durchweg ein olivgrüner Velours, während innenwärts in den größeren Bildersälen, welche zumeist mit Oberlicht versehen sind, die Farben der teilweise nur bemalten größeren Wandstoffe wechseln. Die obere Halle in der Axe, zwischen Treppenhaus und Basilika, hat eine vorzüglich geeignete Verwendung für die berühmten Raffaelschen Teppiche erhalten, die von ringsherum angeordneten Wandsitzen aus jetzt erst bequem und genau betrachtet werden können und so gleichsam zu neuem künstlerischem Leben erweckt worden sind.

Ein trefflicher Gedanke Bodes scheint mir die Vereinigung italienischer Gemälde mit kleinen farbigen Plastiken zu wahrhaft köstlichen Interieurs zu sein. Zu Dank verpflichtet ferner der schöne Rubenssaal, der freilich auch ein paar Bilder anderer vlämischer Meister vorläufig noch enthält. Im übrigen soll über die Sammlungen selbst und über ihre Aufstellung dieses Mal nicht gesprochen werden. Nur etwas will ich heute nicht unterdrücken, nämlich, daß über die auffällig verschwenderische Unterbringung einzelner neuer Bestände, wie des vielgenannten, vom Sultan geschenkten Fragments (6 : 24 m) der Palastfassade von M'schetta, der Bruchstücke von meist rohen Tongefäßen aus kleinasiatischen Fundplätzen, vorderasiatischer und persischer Teppiche, vielartiger alter Stoffproben, arabischer lederner Buchdeckel und dgl. mehr, die wohl richtiger ins Kunstgewerbemuseum gehören, an dieser Stätte lediglich hoher künstlerischer Schöpfungen sich füglich streiten läßt.

Wir laden nunmehr unsere Mitglieder ein, das Äußere und Innere des neuen Kunsttempels, dessen schnellere Vollendung wir der unermüdlichen Fürsorge unsers erhabenen Landesherrn für Wissenschaften und Künste vorzugsweise verdanken, recht fleißig in Augenschein zu nehmen.

Über Kaiser Friedrichs III. Denkmal wird man sich, frei und zugänglich wie es dasteht, am leichtesten ein vorurteilsfreies Urteil bilden können. Wir aber in der Brandenburgia wollen heut und immerdar uns daran erinnern, daß wir keinen Herrscher auf preußischem Thron gehabt haben, der sich so wie er für berlinische und brandenburgische Art, für unser märkisches Volkstum, für unsere heimatlichen Altertümer und Naturschönheiten begeistert hat. Das wird die Brandenburgia „unserm Fritz“ niemals vergessen.

## B. Persönliches.

### Alfred Nehring als Erforscher unserer Heimat.

Seinem Gedächtnis gewidmet.

VI. Alfred Nehring † am 29. September 1904. Tags zuvor konnten wir in der Brandenburgia noch unserem hochverdienten Ehrenmitgliede zu seiner Rangerhöhung als Geheimer Regierungsrat von ganzem Herzen Glück wünschen, ohne Ahnung, daß ihm innerhalb der folgenden vierundzwanzig Stunden sein Sterbeglöcklein läutete. Professor der Zoologie an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule war er im braunschweigischen Gandersheim, dem Wohnsitz der gelehrten Nonne Roswitha von Gandersheim, am 29. Januar 1845 geboren, erhielt seine Vorbildung auf den Universitäten Göttingen und Halle und wirkte bis 1881 an den Gymnasien zu Wesel und Wolfenbüttel als Oberlehrer, worauf er einem Rufe als Professor der Zoologie an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin folgte. Zahlreiche Publikationen über lebende und fossile Wirbeltiere, insbesondere über Zoologie und Geschichte der Haustiere und ihrer wilden Verwandten, sowie über jagdwirtschaftliche Zoologie, legen Zeugnis ab von seiner hohen wissenschaftlichen Bedeutung und Schaffenskraft. Insbesondere war Nehring eine Autorität in der Untersuchung vorgeschichtlicher Tierreste.

Die Beziehungen Nehrings zur Heimatkunde Berlins und unserer Provinz Brandenburg sind sehr alte. Auf der Ausstellung Prähistorischer und Anthropologischer Funde Deutschlands, welche unter Protektorat des Deutschen Kronprinzen in Verbindung mit der XI. allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthrop.-Ges. zu Berlin vom 5. bis 21. Aug. 1880 im Geschäftsgebäude des Abgeordnetenhauses stattfand, hat sich Nehring, damals noch Oberlehrer am Herzogl. Gymnasium zu Wolfenbüttel, mit sehr interessanten Funden beteiligt (Katalog S. 129 und Supplement S. 555, LVII. sowie S. 12. Vertreten waren vor allem die Ausgrabungen von Thiede und Westeregeln, welche durch Nehring weltkundig wurden und auch für unsere Forschungsgebiete von großer Bedeutung erscheinen.

Die Gipsbrüche von Westeregeln zwischen Magdeburg und Halberstadt belegen (Archiv f. Anthrop. X., S. 364 fig.) sind sehr zerklüftet und von 30–40 Fuß mächtigen Diluvialmassen umhüllt, welche in ihren unteren Partien eine regelmäßige, dünne Schichtung und eine sandig-mergelige Beschaffenheit zeigen, in ihren mittleren und oberen Lagen aber ungeschichtet und entschieden lößartig sind und da, wo dieser Lößcharakter am reinsten ausgebildet ist, von dem typischen Rheinlöß kaum unterschieden werden können. Die meisten Fundsachen stammten aus den mittleren lößartigen Ablagerungen, u. a. bearbeitete

Rentier-Stangen und -Knochen, zerschlagene Reste von Wildpferd, Metatarsus von *Felis leo foss.*, Backzahn von *Rhinoceros tichorhinus*, Eisfuchs, Steppenmurmeltier, Steppen-Ziesel aber auch messerartige Feuersteinabsplisse.

Beim Dorf Thiede, eine Stunde nordwestlich Wolfenbüttel, hat der Röversche Gipsbruch Ähnliches geliefert. Auch hier handelt es sich um löbartige Schichtungen, welche zwischen und über zerklüfteten Gipsfelsen abgelagert sind; am massenhaftesten treten sie im östlichen Teile des Gipsbruchs auf, wo sie große Lager von diluvialen Tierknochen nebst reichlichen Spuren menschlichen Daseins enthalten: zerschlagene Rentier-Reste, Lemming, Moor-Schneehuhn etc. und ca. 28 Fuß tief gefunden ein schön erhaltener, weißlich patinierter, löffelförmiger, gezählter Feuersteinschaber.

Vom heutigen Standpunkt der Urgeschichte sind diese Kulturspuren mit Mammut und *Rhinoceros tichorhinus palaeolithisch*, die unteren Funde, zur „Groupe éburnéen“ gehörig, die oberen vielleicht schon zur mesolithischen Gruppe (Tarandien) gehörig. Nicht zu verwechseln — wie es häufig geschieht — mit den Schichten von Taubach nahe Weimar, in denen lediglich der ältere *Elephas antiquus* (unter Ausschluss des *Elephas primigenius*) vorkommt, während nach meinen Beobachtungen sich beide Elefanten in Rixdorf und Neu-Britz vorfinden, *Elephas antiquus* aber viel seltener und mehr abgerieben und sonstig deformiert als *El. primigenius*. Es ist also die ältere Antiquus-Stufe hier auf jüngerer Lagerung mit der Primigenius-Facies vermengt. H. Klaatsch und A. Rutot sind gleicher Meinung, wie aus Rutot (*Industrie de la pierre à l'exclusion du néolithique. Namur 1904, S. 89*) wie folgt erhellt: Enfin, d'Allemagne, une découverte du plus haut intérêt nous a été annoncée par le Dr. H. Klaatsch. Ce savant, après s'être initié à l'étude de l'industrie éolithique, a effectué des recherches à Rüdersdorf et à Britz, deux localités voisines de Berlin, fournissant une coupe analogue à celle bien connue de Rixdorf. Dans ces localités on peut constater, dans des exploitations, la moraine du premier Glaciaire quaternaire surmontée d'un gravier, puis de sables fluviaux, le tout étant recouvert par la moraine du deuxième Glaciaire. Or, depuis longtemps, on a recueilli, dans le cailloutis reposant sur la moraine inférieure, des ossements rapportables à la faune du Mammoth, avec mélange de débris d'*Elephas antiquus*, ce qui est l'indice d'un brassage. Le Dr. Klaatsch a donc trouvé, fin 1902, dans le cailloutis, tant à Britz qu'à Rüdersdorf, des silex qu'il a bien voulu nous soumettre et où nous avons reconnu un mélange de pièces à facies mesvinien avec d'autres à aspect moins primitif dont nous parlerons plus loin et qui se rapportent à la transition de l'Éolithique au Paléolithique.



Dagegen sind bei Taubach wohl erhaltene eolithische Schichten. Rutot a. a. O. sagt, nachdem er gefragt, ob die eolithischen Menschen Hütten bewohnten und ob sie Feuer kannten und nachdem er bemerkt, daß hiervon kaum etwas bislang nachweisbar, S. 96: Il paraît toutefois y avoir, en Allemagne, un gisement eolithique mal représenté, ou on a rencontré une série d'ossements d'animaux de la faune de l'Elephas antiquus, dont plusieurs portent des traces de feu. On sait que Taubach se trouve sur la basse terrasse de la vallée de l'Ilm et que la position de l'industrie et de la faune vers la base des dépôts quaternaires indique le Reutel-mesvinien ou Mafflien. — Im übrigen verweise ich bezüglich Taubach auf die ausführlichen Erörterungen in den „Verhandlungen“ und in der jetzt mit diesen vereinigten „Zeitschrift für Ethnologie“ der Berliner Anthropologischen Gesellschaft.\*)

Von Rixdorf und Neu-Britz besitzt das Märkische Museum aus den quaternären Kieslagern schon seit etwa 10 Jahren hauptsächlich dank dem wissenschaftlichen Eifer unsers verehrten Ausschußmitgliedes Herrn Grubenbesitzers Franz Körner bearbeitete Knochen und Feuersteine, ebenso palaeolithisch und eolithisch bearbeitete Feuersteine aus der ehemaligen tiefen Kiesgrube von Westend am Ende der Lindenallee und von Rüdersdorf, Kiesgrube nahe dem Kriegerdenkmal, die ich, wie die Eolithe und Palaeolithe aus der Kiesgrube Franz Körners zu Neu-Britz eigenhändig gesammelt und auf der diesjährigen Ausstellung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Greifswald vom 3. bis 6. August d. J., wie die Brandenburgia-Teilnehmer dieser denkwürdigen Versammlung sich erinnern, ausgelegt habe.

Alle diese palaeontologischen und anthropologisch-archaeologischen Verhältnisse Norddeutschlands, insbesondere unsrer Provinz Brandenburg, interessierten unsern Nehring unausgesetzt bis zu seinem Tode, und ich habe darüber mich mit ihm noch in diesem Frühjahr zum öfteren besprochen.

Bereits vor fast 24 Jahren erregten die bezüglichen hiesigen Verhältnisse seine Aufmerksamkeit, wie Sie aus einem an mich von Wolfienbüttel am 3. November 1880 gerichteten Schreiben ersehen wollen:

Mit herzlichstem Danke bestätige ich den richtigen Empfang Ihrer höchst interessanten und schön ausgestatteten Arbeit über die „vorgeschichtlichen Funde aus Berlin und Umgegend.“ (Festschrift für die XI. allgem. Vers. der Deutschen Ges. für Anthrop. etc. zu Berlin 1880; Heft XVII der

---

\*) Rutot: Sur les gisements paléolithiques de Loess éolien de l'Autriche-Hongrie-Bruxelles 1904 betont nochmals, daß in Taubach El. antiquus mit Rhinoceros-Merkii vorkommt und Mammut fehlt. Taubach ist eolithisch (nicht Moustérien), es ist untere Terrasse vom Moséen d. h. Reutelo-Mesvinien. Mammut u. Rhin. tichorhinus gehören (auch in Neu-Britz und Rixdorf) in das Chélléen bis Eburnéen. Die menschlichen und tierischen Funde von Krapina in Kroatien sind Eburnéen.

Schriften des Vereins für die Gesch. der Stadt Berlin.) Schon bei Gelegenheit der General-Versammlung habe ich von dem Inhalte Ihrer Arbeit Kenntnis genommen und mich davon überzeugt, daß auch für meine Spezialstudien eine wesentliche Förderung daraus zu gewinnen sei. Um so erfreulicher ist es mir, daß ich durch Ihre Güte in den Besitz eines Exemplars gekommen bin und mich einem sorgfältigen Studium des Inhalts widmen kann. Sie können sich denken, daß ich mir zunächst den urgeschichtlichen Teil näher angesehen habe. Ihre übersichtlichen Zusammenstellungen aus den Arbeiten von Lossen, Berendt, Orth, Penck etc. sind mir sehr angenehm, da die Original-Arbeiten nicht sämtlich in meinem Besitz sind, sondern meist erst aus Braunschweig entliehen werden müssen.

Mein Irrtum hinsichtlich des Vorkommens von Lemmingsresten am Kreuzberg beruht auf den Anführungen bei Gervais und im Neuen Jahrb. f. Mineral., so daß ich leicht zu entschuldigen bin; ich habe übrigens die Sache schon vor 2 Jahren im Neuen Jahrb. f. Mineral. 1878, S. 843 ausführlich beschrieben und aufgeklärt.

Im übrigen möchte ich nicht dafür einstehen, daß am Kreuzberge nicht doch einige Lemmingsreste begraben liegen. Diese Tiere haben in der Diluvialzeit eine so weite Verbreitung gehabt, daß fast jede Ausgrabung, bei der man sorgfältig die kleinen Tierreste beachtet, zahlreiche Lemmingsreste zu Tage fördert. So liegt mir augenblicklich wieder eine große Sendung von Fossilresten zur Untersuchung vor, welche die k. ungar. Akademie bei Kaschau in Ober-Ungarn hat ausgraben lassen, darunter befinden sich etwa 50 Unterkiefer vom Halsbandlemming.

Übrigens rechne ich die Lemminge nicht zu der Steppenfauna im engeren Sinne; sie sind Charaktertiere der arktischen Zone, und in sofern diese im allgemeinen jenseits der Region des Waldes (oder doch des hochstämmigen, geschlossenen Waldes) liegt und die Tundren (oder Moossteppen) umschließt, hat sie in mancher Hinsicht ähnliche Verhältnisse aufzuweisen, wie die Region der eigentlichen Steppen (der Gras- und Kraut-Steppen).

Bei Thiede finden sich in den tiefsten Schichten die Lemminge in großer Zahl; in den mittleren werden sie seltener; und es treten Ziesel, Springmaus, Pfeifhase auf, also die eigentliche Steppenfauna. In den obersten Partien finden sich Reste einer Waldfauna. Ähnlich ist es bei Westeregeln, nur daß hier die Steppenfauna in höherem Grade vorherrscht, während die rein arktische Fauna nur schwach entwickelt ist.

Die echte Steppenfauna vermittelt zwischen der rein arktischen (eiszeitlichen) Fauna und der vorgeschichtlichen Waldfauna, welche zu Caesars Zeit bei uns existierte und in stark dezimiertem Zustande noch heute fortlebt.

Zum Gedächtnis unsers Alfred Nehring habe ich heut eine Ausstellung derjenigen seiner Schriften vorgelegt, die unsere Heimat mittelbar oder unmittelbar angehen. Leider habe ich nicht — seine meisten Arbeiten sind in Zeitschriften erschienen — alle Publikationen ausstellen können, aber diejenigen, welche Sie hier vorfinden, werden Sie von dem unermüdlichen Forscherfleiß des wackern echt deutschen Gelehrten sowie davon überzeugen, wie unendlich Vieles unsere Heimatkunde durch den

Heimgang dieses hervorragend bedeutenden Mannes verliert. Die zahlreichen Rußland, Amerika, Asien, Afrika angehenden Schriften habe ich fortgelassen. In einzelnen finden Sie folgendes:

1. Übersicht über vierundzwanzig mitteleuropäische Quartär-Faunen (D. geol. Ges. 1880).
2. Neue Notizen über fossile Lemminge (N. Jahrb. f. Mineralogie 1880).
3. Über die bei Thiede gemachten Ausgrabungen (Sitzung d. Berl. Anthropol. Ges. vom 11. März 1882).
4. Über die letzten Ausgrabungen bei Thiede, namentlich über einen verwundeten und verheilten Knochen vom Riesenhirsch (Separatbericht zu Nr. 3).
5. Über die Fauna Zentral-Europas in der Lößperiode (Geological Magazine, Febr. 1883). (Sitzungsb. der Ges. naturf. Freunde zu Berlin vom 20. März 1883. S. 46).
6. Über die Verbreitung von *Mus rattus* und *Mus decumanus* (wie Nr. 5 vom 17. April 1883. S. 49).
7. Über neue bei Westeregeln gemachte Fossilfunde, sowie über die Vorgeschichte des Pferdes in Europa (wie Nr. 6. S. 50–63). Das Wildpferd ist im Diluvium bei uns urheimisch. Eine successive Verkümmernng hinsichtlich der Größe und Stärke der Pferde in unseren Gegenden hat von der Diluvialzeit bis in die Zeit des germanischen Urwaldes hinein stattgefunden. Die Nachkommen der bei uns erwachsenen Hauspferde sehen wir noch heute in dem sogen. gemeinen Pferde bzw. in der „kaltblütigen Rasse“, soweit sie nicht durch Kreuzung mit fremden Pferden verändert worden sind.
8. Über die Diluvialfauna von Westeregeln und Thiede (wie Nr. 5, 1888. S. 39–44).
9. Über das Vorkommen von *Arvicola oecconomus* Pall. sp. im Diluvium von Thiede und Westeregeln (wie Nr. 5, 1888. S. 80–85).
10. Vorläufige Entgegnung auf Wollemanns Abhandlung über die Diluvialsteppe (wie Nr. 5, 1888. S. 153–166).
11. Über den sogen. Wolfszahn der Pferde (wie Nr. 5, 1882. S. 31–36).
12. Einige nachträgliche Mitteilungen über den Wolfszahn der Pferde. — Über Ulna und Fibula der Equiden. — Fossile Wildesel-Reste aus dem Diluvium von Westeregeln (wie No. 5, 1882, S. 46–53).
13. Über das Vorkommen von Eckzähnen bei *Antilope saiga*, bei *Cervus capreolus* und anderen Cervus-Arten (wie No. 5, 1883, S. 13–19). Die in den russischen Steppen noch jetzt lebende Saiga-Antilope ist auch in Norddeutschland, z. B. Westpreußen, in der Steppenzeit vorgekommen. Aus der Provinz Brandenburg noch unbekannt. Vgl. No. 64.

14. Über das fossile Vorkommen von *Cervus dama*, *Cyprinus carpio* und *Dreissena polymorpha* in Norddeutschland (wie No. 5, 1883, S. 68–71). Die Funde des Dr. Keilhack in einem praeglacialen Süßwasserkalk bei Belzig. Das Klima war wärmer, denn nachmals ist der Damhirsch und der Karpfen sowie die *Dreissena* (Schafklauenmuschel) bei uns wieder ausgestorben und erst künstlich in geschichtlicher Zeit bei uns wieder eingeführt, der Damhirsch wahrscheinlich erst im 16. Jahrhundert, der Karpfen durch die Cisterzienser-Mönche als leckere Fastenspeise und die Schafklauenmuschel mittels Floßholzes aus der Wolga erst im Anfang des 19. Jahrhunderts. Über diese Wander-Muschel habe ich in der *Brandenburgia* III., 142; IV., 376; VII., 377 und VIII., 178 ausführlich wiederholt berichtet.
15. Über *Halichoerus grypus* Fabr. (wie No. 5, 1882, S. 117–127). Ist in der pommerschen und preußischen Ostsee die zahlreichste, gleichzeitig größte Robbe, deren Leben ich in der Zeitschrift „Der Zoolog. Garten“ 1882, S. 147, 148, 157–181 ausführlich beschrieben habe. Geht bis in unsere Odermündungen.
16. Über Gebiß und Skelett von *Halichoerus grypus* sowie über die systematische Stellung der Gattung *Halichoerus* (wie No. 5, 1883, S. 107–126).
17. Über *Halarachne Halichoeri* Allmann, sowie über einige *Halichoerus*-Schädel. Bespricht besonders eine in der Nasenhöhle der Kegelrobbe (des Graukerls) lebende Milbenart (wie No. 5, 1884, S. 57–67).
- Im Berliner Aquarium lebt seit etwa 20 Jahren ein großer *Halichoerus* aus der Danziger Bucht wohl und munter; der Berliner Zoolog. Garten besitzt kleinere Exemplare dieser Seehundsart.
18. Faunistische Beweise für die ehemalige Vergletscherung Norddeutschlands. (*Kosmos* VII., 1883, S. 173–185.)
19. Über diluviale und praehistorische Pferde Europas (wie No. 5, S. 2–7). Hauptsächlich das Schussenrieder Pferd (Württemberg), von Nehring *Equus caballus* foss. varietas *latifrons* genannt. — Das Schussenrieder Pferd kann als Stammvater eines Teils der kleinen breitstirnigen Pferde Europas angesehen werden.
20. Über den Schädel eines zwergartigen Schweines (*Sus scrofa nanus*) aus dem Torfmoor von Tribsees in Neu-Vorpommern (wie No. 5, 1884, S. 7–14). Zwerghafter Wildschweins-Schädel, also nicht das *Sus palustris* Rüttimeyer (das domesticierte Torfschwein), welches eine Kümmerform vom Hausschwein darstellt. Vgl. No. 32.

21. Über einige Canis-Schädel mit auffälliger Zahnformel (wie No. 5, 1882, S. 65—68).
22. Über eine große wolfsähnliche Hunde-Rasse der Vorzeit (*Canis fam. decumanus* Nrg.) und über ihre Abstammung (wie No. 5, 1884, S. 153—165). Nehring hält die betreffenden Funde des Märk.-Museums für noch älter als die Tierreste aus den bekannten schweizerischen Pfahlbauten von Robenhausen. Beim Bau des Stichkanals zwischen Plötzensee und der Spree wurde im torfig-moorigen Boden der eine Hundeschädel von der ungefähren Größe des *C. palustris* Rüttimeyer ausgegraben, das zweite größere und besser erhaltene Stück in Spandau vor dem Potsdamer Tor. Beide Schädel sind im Märk. Museum, N. hat hierauf seinen *Canis familiaris decumanus* begründet. Stammt vom Wolf ab.
23. Katalog der Säugetiere der Zoolog. Sammlung der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin. Mit 52 Textabbildungen. Berlin, Verlag von Parey 1886. Besonders schätzbar wegen der trefflichen Abbildungen.
24. Über die Sohlenfärbung am Hinterfuße von *Felis catus*, *F. caligata*, *F. maniculata* und *F. domestica* (wie No. 5, 1887, S. 26).
25. Wolf und Hund. (Naturw. Wochenschrift, 1. April 1888, S. 1 u. 2.)
26. Über den Einfluß der Domestication auf die Größe der Tiere (wie No. 5, 1888, S. 134—141). Castration besonders hierbei berücksichtigt.
27. Einige Notizen über das Vorkommen resp. Nichtvorkommen der *Helix pomatia* im Diluvium Deutschlands (wie Nr. 5. 1888, S. 150 u. 151). Von dieser meinerseits in der Brandenburgia so oft besprochenen größten Landschnecke Norddeutschlands, der Weinbergsschnecke, habe ich festgestellt, daß sie uns noch zur wendischen Burgwallzeit fehlt und wohl erst durch die katholische Geistlichkeit bei uns als Fastenspeise eingeführt worden ist. Vergl. auch Ed. v. Martens a. a. O. S. 149 und Naturw. Wochenschr. vom 14. Okt. 1888. Nehring sagt, *H. p.* fehle den lößartigen Ablagerungen vor dem Nordrande des Harzes, so bei Thiede und Westeregeln, bei Quedlinburg und Gandersheim. Dagegen kommt *H. p.* in mehreren altdiluvialen Tuffablagerungen vor, z. B. bei Taubach mit *Rhinoceros merckii*, *Elephas antiquus*, z. Z. als ein etwas wärmeres Klima herrschte, ähnlich wie bei Belzig, als dort *Cervus dama*, *Cyprinus carpio* und *Dreissena polymorpha* lebten.
28. Über den Charakter der Quartärfauna von Thiede bei Braunschweig (Neues Jahrb. f. Miner. 1889. Bd. I. S. 66—97.) (z. T.

- gegen Wollemanns Abhandlung: Über Gliederung und Fauna der Diluvialablagerungen im Dorfe Thiede bei Braunschweig. Sitzungsber. der niederrhein. Ges. f. Naturwissenschaft zu Bonn vom 14. Nov. 1887, gerichtet, wie mir scheint, mit Recht). Vgl. Nr. 34.
29. Die Fauna eines masurischen Pfahlbaus (Naturw. Wochenschr. 7. Okt. 1888).
30. Das Skelett eines weiblichen Ur (*Bos primigenius*) (wie Nr. 28 vom 22. Juli 1888. S. 130). Am 12. Mai 1887 auf der Sohle des Torfmoores von Gühlen unweit Goyatz, westlich vom Südende des Schwieloch-Sees, Kreis Lübben, ausgegraben. Eine Zierde des Landwirtsch. Zool. Museums.
31. Über das Skelett eines weiblichen *Bos primigenius* aus einem Torfmoore der Provinz Brandenburg (wie Nr. 5. 1888. S. 54—62). Dasselbe Gerippe wie Nr. 30.
32. Über die Form der unteren Eckzähne bei den Wildschweinen, sowie über das sogen. Torfschwein (*Sus palustris* Rüttimeyer). (wie Nr. 5. 1888. S. 9—16). Vgl. Nr. 19.
33. Über die Heimat der gezähmten Moschus-Ente (*Anas moschata* L.) (wie Nr. 5. 1889. S. 33 u. 34). Wild und zahm in Brasilien, gezähmt bei den alten Peruanern. Beliebter Ziervogel bei uns. Vgl. Nr. 35.
34. Über die gegen ihn gerichtete Wollemannsche Polemik hinsichtlich der plistocaenen Steppenfauna (wie Nr. 5. 1880. S. 37—50). Vgl. Nr. 28.
35. Über die Herkunft der sogen. türkischen Ente (*Anas moschata* L.) Zeitschrift Humboldt, Okt. 1889. S. 369—382). Vgl. Nr. 33.
36. Diluviale Wirbeltiere von Pösneck in Thüringen (Neues Jahrb. f. Miner. 1889. Bd. I. S. 205—214). Lößfunde gleichalterig mit Thiede, Westeregeln, Gera, Zuzlawitz (Böhmen) etc. Steppenfauna.
37. Über die Herkunft des Meerschweinchens (*Cavia cobaya* Marcgr.) (wie Nr. 5. 1889. S. 1—4). Stammt aus Peru.
38. Über dass. Tier in Naturw. Wochenschr. vom 29. Januar 1888. S. 134.
39. Die Bedeutung des Meerschweinchens für die Alt-Peruaner. (Tägl. Rundschau vom 13. Febr. 1889. S. 146 u. 147.)
40. Kreuzungen von wilden und zahmen Meerschweinchen (Naturw. Wochenschr. 1893. S. 473). Fruchtbare Kreuzung zwischen *Cavia cobaya* und *C. aperea* aus Paraguay. *C. aperea* ist die wilde Form des Meerschweinchens. N. hatte die Güte mir ein solches Kreuzungstier lebend zu verehren, welches genau die graue

- Färbung des wilden Meerschweinchens hatte und sich durch größere Lebhaftigkeit vor dem domestizierten auszeichnete.
41. Über Kreuzungen von *Cavia aperea* und *Cavia cobaya* (wie Nr. 5. 1893. S. 249—252).
  42. Über dass. Thema im „Zoolog. Garten“ 1891. XXXV. S. 65—77.
  43. Kreuzungen von zahmen und wilden Meerschweinchen, *Cavia cobaya* und *Cavia aperea* (wie Nr. 42. 1894. S. 1—13).
  44. Über die Abstammung des Meerschweinchens (Humboldt, VIII. April 1899. Heft 4).
  45. Über Riesen und Zwerge des *Bos primigenius* (wie Nr. 5. 1889. S. 5—7).
  46. Die österreichische Natter (*Coronella austriaca* oder *laevis*) in der Provinz Brandenburg. Bei Ragow zwischen Müllrose und Beeskow am 22. Juli 1890 entdeckt. (Tägl. Rundschau vom 30. Juli 1890. Vgl. Nr. 47).
  47. Über das Vorkommen der österreichischen Natter in der Provinz Brandenburg (Naturw. Wochenschrift vom 17. August 1890. S. 327). Der zu 46 erwähnte Fall. Zitiert meine Fundorte in E. Friedel: Wirbeltiere der Provinz Brandenburg. 2. Ausg. Berlin 1886. S. 21.
  48. Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fauna. Berlin 1890 bei Dümmler Epochemachendes Werk. Vgl. Nr. 49. Hat N.'s Namen in der ganzen naturwissenschaftlichen Welt bekannt gemacht.
  49. Nehring bespricht dasselbe (wie Nr. 5. 1890. S. 147 u. 148).
  50. Über das Vorkommen von *Helix candicans* Ziegl. auf der Insel Wollin (wie Nr. 5. 1890. S. 148—152). *H. candicans* Ziegl. = *H. obvia* Hartmann, kommt, wie ich in der Brandenburgia mitgeteilt, auf dem Berliner Kreuzberg und nahe Alt-Geltow bei Potsdam vor. Dgl. an den Eisenbahnhängen in Schöneberg, in Bornstedt bei Potsdam, in Stolp bei Wannsee, in Südende bei Berlin etc. Eine sporadische und seltene, trockenliebende, zierliche Schnecke; in Pommern habe ich sie inzwischen bei Stettin entdeckt, während sie dem Stettiner Dr. Lehmann in seiner Beschreibung der Weichtiere Pommerns noch fremd war, und zwar am 6. Juni 1899 an den nach der Oder zu liegenden Abhängen des „Weinbergs“ bei Gotzlow über der Oder und seit 1898 beständig bis 1904 am Saßnitzer Hafen, namentlich an dem Bahndamm unterhalb Crampas auf der Insel Rügen beobachtet.
  51. Fossile Fauna vom Schweizer Bild bei Schaffhausen (Verh. d. Berl. Anthrop. Ges. 1892. S. 86). Arktische Steppenfauna. Vgl. Nr. 60.

52. Der Schelch des Nibelungenliedes ist ein wilder Hengst (wie 51. 1892. S. 125—127).
53. Ein merkwürdiges Riesenhirsch - Geweih von Worms a. Rh. (Deutsche Jäger-Zeitung vom 7. Febr. 1892. S. 571—575).
54. Über ein eigentümliches Riesenhirsch-Geweih (*Cervus megaceros* var. *Ruffi* Nrg.) (wie Nr. 5. 1891. Bericht vom 20. Oktober). Nach dem um die wissenschaftliche Ausbeutung des diluvialen Torflagers von Klinge bei Kottbus hochverdienten, unseren Mitgliedern wohlbekannten Stadtrat Ruff in Kottbus benamset. Vgl. Nr. 55, 56, 82—100.
55. Über dens. Hirsch (nur 1 Schaufel vorhanden) in Nr. 29 der Deutschen Jäger-Zeitung von 1892.
56. Über dasselbe Tier a. a. O. Nr. 17 (ausführliche Beschreibung).
57. Ein Skelett des Urstiers (*Bos primigenius* Boj.) von Brandenburg a. d. H. (Deutsche Landwirtsch. Presse vom 10. Sept. 1892). Männliches Gerippe aus einem Mergellager, das die Basis eines Torfmoors bildet. Schädel fehlend. Im Landwirtsch. Hochschul-Museum.
58. *Arvicola ratticeps* und der Hamster bei Brandenburg a. d. H. (Naturw. Wochenschrift vom 28. Febr. 1892. S. 354).
59. Über die Gleichzeitigkeit des Menschen mit *Hyaena spelaea* (Bd. XXIII, neue Folge Bd. XIII d. Mitth. der Anthropol. Ges. in Wien. 1893. S. 204—211).
60. Über die Tundren-, Steppen- und Waldfauna aus der Grotte „Zum Schweizerbild“ bei Schaffhausen (Naturw. Wochenschrift vom 5. März 1893. S. 91—93). Vgl. Nr. 51.
61. Über pleistocäne Hamster-Reste aus Mittel- und Westeuropa (Jahrbuch d. k. k. geol. Reichsanstalt 1893. 43. Bd. S. 179—198).
62. Die Verbreitung des Hamsters (*Cricetus vulgaris*) in Deutschland (Archiv f. Naturgesch. 1894. Bd. I. S. 15—32). Mit Karte.
63. Über fossile Menschenzähne aus dem Diluvium von Taubach bei Weimar (Naturw. Wochenschrift vom 4. Aug. 1895. S. 369—372).
64. Fossiler Schädelrest einer Saiga-Antilope aus dem Diluvium Westpreußens (N. Jahrb. f. Miner. 1896. Bd. I. S. 111—116). Vgl. Nr. 13.
65. Die Verschiedenheit von Bison und Ur (Wild und Hund. II. Jahrg. 1896).
66. Das Augsburger Bild eines Urstiers (a. a. O. S. 6).
67. Über einen Löwen-Schädel von Gräbendorf, Kreis Teltow (wie Nr. 5. 1892. S. 71). Das leider nur bruchstückweise erhaltene zwischeneiszeitliche Stück (Schädelkapsel) befindet sich im Märk. Museum (Brandenburgia VIII. 131).



68. Neue Notizen über die Verbreitung und landwirtschaftliche Bedeutung des Hamsters in Deutschland. (Deutsche landwirtsch. Presse. XXVI. Nr. 42. 1899. 474). Vgl. *Brandenburgia* XII. 361 u. diese Nrn. 75 u. 76.
69. Über fossile Elchreste (*Deutsche Jägerz.* Bd. 41. Nr. 38 vom 9. August 1903). Vgl. *Brandenburgia* XII. 322. Fund von Nedlitz bei Potsdam; Spree beim Spandauer Bock; Moor bei Fehrbellin; Haus Zossen; Klinge bei Cottbus.
70. Die Herberstainschen Original-Holzschnitte des Ur und des Bison. (*Wild und Hund*, 25. Sept. 1896. S. 611.)
71. Die Herberstainschen Abbildungen des Ur und des Bison (in *Landwirtschaftlichen Jahrbüchern* von H. Thiel. 1897). Der Titel des Herberstainschen Werks, deutsche Ausgabe, lautet: „*Moscovia der Hauptstat in Reissen (Rußland), durch Herrn Sigmunden Freyherrn von Herberstain, Neyperg und Guetenhag, Obristen Erbcamerer und obristen Erbtruckhsessen in Kärnten pp. zusammen getragen, sambt des Moscoviter gepiet, und seiner anrainer beschreibung und anzaigung*“ pp. Wien 1557. Besonders wichtig, weil damals der inzwischen völlig ausgerottete Urstier (*Bos primigenius*), der Stammvater unserer schönsten Rinder-Rassen, noch lebte.
72. Die Verschiedenheit von Bison und Ur (*Wild und Hund*, Aug. 1896).
73. Über Schlittknochen, insbesondere über einen solchen von der Burg in Bromberg (*Wild und Hund*, 1897. III. Jahrg. S. 84). Bespricht auch ein Ex. des Märk. Museums aus Oderberg i. M. Fig. 2.
74. Eine subfossile Hornscheide des *Bos primigenius* (*Naturwiss. Wochenschrift* vom 10. Dezember 1899 S. 591). Hornzapfen sind massenhaft bekannt, aber der in einem Torfmoore der Oberförsterei Treten, Reg.-Bez. Köslin, ausgegrabene Hornzapfen ist noch mit der eigentlichen Hornmasse (Hornscheide) bekleidet, was bei der leichten Verweslichkeit der letzteren einen sehr seltenen Fall darstellt. Nach den Beobachtungen Wiepkens (*Ueber Säugethiere der Vorzeit*, Oldenburg 1883, S. 5) gibt es einzelne Moore, die Knochen auflösen, Hörner dagegen erhalten: „Unser Moor scheint Säuren zu entfalten, welche im Laufe der Zeit Knochen völlig auflösen, dagegen auf Hörner weniger einwirken; denn ich habe eine große Anzahl Hörner von *Bos taurus* (abgesehen von 2 vorher erwähnten Hörnern des *Bos primigenius*) aus dem Moor bekommen, die mehr oder weniger gut erhalten sind; dagegen waren alle Knochenreste, die ich bis jetzt im Moor gefunden, butterweich, indem aller Kalk darin aufgelöst zu sein schien.“ (Wiepken a. a. O.)

75. Die Zahl der Mammae bei *Cricetus*, *Cricetulus* und *Mesocricetus* (Zool. Anzeiger Bd. XXIII vom 5. Nov. 1900 S. 572). Eine der vielen Hamsterstudien N's. Vgl. Nr. 76.
76. Die Zahl der Zitzen und der Embryonen bei *Mesocricetus* und *Cricetus* (wie Nr. 75. 1901. S. 130). Vgl. Nr. 68.
77. Eine durchbohrte Hacke aus dem Beinknochen eines Urochsen. (Verh. Berl. anthrop. Ges., 17. Febr. 1894, S. 115.) Nach N. aus dem Unterarm eines weiblichen Ur, *Bos primigenius* Boj. Ein Beweis für die scharfe Diagnose N's. Dir. Alb. Voss hatte den Knochen so wie der Titel sagt, bestimmt. Moorfund im Kreis Hadersleben.
78. Über einen bearbeiteten Astragalus einer Ur-Kuh (*Bos primigenius*). Bei Sömmerda auf einem Kartoffelacker gefunden.
79. Über das Vorkommen des Sichling, *Pelecus cultratus* (wie Nr. 5. 1903. S. 44). Seltener Fisch, der die Elbe aufsteigt, vielleicht auch die Oder, in der Provinz Brandenburg bislang aber noch nicht gefunden ist, obwohl er wegen seiner sichelförmigen Gestalt auffallen muß.
80. Neue Funde diluvialer Tierreste vom Seveckenberge bei Quedlinburg (wie Nr. 5. 1904. S. 20). Diese Fauna ist im wesentlichen eine subarktische Steppen-Fauna, ähnlich Westeregeln, Thiede, Gera, Aussig, Türnitz, Prag etc., von dem Charakter der heute in den südostrussischen Steppen lebenden.
81. Ein diluvialer Steppen-Iltis von Quedlinburg (Centralblatt für Mineral. 1904. Nr. 1). Ist *Foetorius Eversmanni* Less.
- 82—100. Eine größere Anzahl von Vorträgen und Berichten, welche sich auf die bereits Nr. 54—56 erwähnten Moor- und Wiesen-kalkfunde von Klinge bei Cottbus beziehen, auf ihre Flora und Fauna (*Megaceros Ruffii*, *Elephas*, *Rhinoceros*), auf ihre geologische Stellung im Diluvium, z. T. gegen Prof. Dr. Hermann Credner, Dir. des k. sächs. geolog. Landesanstalt gerichtet (Credner, Elemente der Geologie. 9. Aufl. 1902. S. 728.)\* Bearbeitete Knochen von *Rhinoceros*, bearbeitete Feuersteine. Kürzlich wurde daselbst ein ziemlich vollständiges Skelett von *Elephas* entweder *primigenius* oder *trogontherii* gefunden, über welches N. sich mir gegenüber mit großem Interesse aussprach.\*\*)

\*) Auch in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthrop. pp. befinden sich noch vielerlei auf unsere Heimat bezügliche Vorträge und Mitteilungen Nehrings, für welche bes. S. 54 des 1904 erschienenen General-Registers von Band 1 bis 20 der Zeitschrift für Ethnologie (1869—1888) einzusehen ist; ein neues General-Register wird im Jahre 1905 herausgegeben werden.

\*\*) Vgl. unsere Nr. XVII.

Nehring hatte mir für die heutige Brandenburgia-Sitzung den lange zugesagten Vortrag über Klinge versprochen, bestellte ihn aber ab, weil er sich körperlich wie geistig erschöpft fühle und nur mit Anstrengung seinen amtlichen Anforderungen zu genügen imstande sei. Ich fand N. seit dem Unglück, welches ihn vor 2 Jahren dadurch traf, daß infolge einer Gasexplosion unter dem Museum in der Landwirtsch. Hochschule, ein Teil seiner Sammlungen zerstört oder beschädigt, ein anderer völlig durcheinander geworfen ward, zum öftern äußerst niedergeschlagen; N. konnte die Verluste an Material und aufgewendeter unendlicher Mühe seelisch nicht überwinden, aber so nahe hatte ich mir den Tod dieses kräftigen, echten zähen Niedersachsen doch nicht gedacht.

Die Wissenschaft und unsere Brandenburgia verlieren durch Nehrings Tod Unersetzliches.

Ehre, Ehre seinem Andenken!

(Die Anwesenden erheben sich von den Sitzen.)

VII. Durch den hierselbst am 22. d. M. erfolgten Tod des Geheimen Sanitätsrats und Professors Dr. Max Bartels erleidet die Anthropologie und die Volkskunde einen außerordentlichen Verlust. B. hat diese Wissenszweige auch hinsichtlich unserer Heimatprovinz eifrigst gefördert, ohne Mitglied der Brandenburgia zu sein. Er ist 62 Jahr alt geworden, seine Gemahlin Anna geb. Hertzog ist eine Tochter des bekannten Begründers des großen Handels- und Konfektions-Hauses Rudolf Hertzog zwischen der Breiten- und Brüder-Straße.

VIII. Auch der am 10. Oktober 1904 hier gestorbene, am 1. Mai 1853 geborene Banquier Alexander Meyer-Cohn sei hier, obwohl ebenfalls nicht Mitglied der Brandenburgia, mit Rücksicht auf die großen Verdienste erwähnt, die er sich um den uns befreundeten Verein für Volkskunde, um das Volkstrachten-Museum und den Verein für die Geschichte Berlins erworben. Seine Autographen-Sammlung, namentlich soweit sie die deutsche Literaturgeschichte angeht, ist berühmt. Zu vergl. Mitt. des letztgedachten Vereins 1904 S. 137.

### C. Naturgeschichtliches.

IX. „Schutz dem Grunewald! Protest-Erklärung gegen die Vernichtung des Grunewalds.“ Unter dieser Überschrift wird eine Liste durch eine hiesige Zeitung mit dem Ersuchen der Brandenburgia vorgelegt, sich beistimmend darin einzutragen. Ich lege diese Liste in mehreren Exemplaren vor und ist es selbstverständlich jedermann überlassen, ob er seinen Namen in dieselbe eintragen will, oder nicht. Ich selbst werde dies nicht tun und kann auch nur der Brandenburgia als solcher widerraten, den Protest zu unterzeichnen. Derselbe schießt weit über das Ziel hinaus, er enthält mehrere Ungenauigkeiten und viele Übertreibungen. So heißt es, der Teil des Grunewalds zwischen Glienicke

und Neu-Babelsberg solle bebaut werden. Dies Gelände gehört aber garnicht zum Grunewald, sondern zum Potsdamer Forst. Neben der großen Döberitzer Heerstraße solle ein großer Exerzierplatz geschaffen werden: gemeint ist das Gelände zwischen dem Bock und der Charlottenburg-Spandauer Grenze, welches, wie allen Spaziergängern zwischen dem Bock und Pichelsberg bekannt, bereits seit etwa 40 Jahren dem Verkehr entzogen, eingefriedigt und für militärische Zwecke bestimmt ist. Wenn unser Kaiser, dessen landesväterlichem Interesse wir gerade die Erhaltung des Grunewalds verdanken, davon gesprochen hat, ihn zu einem „Volkspark“ zu machen, so heißt das nur, daß der Forst, der bisher als ein „Wildpark“ gehalten wurde, nunmehr jedermann aus dem Volke zugänglich sein soll. Statt unserem Hohen Herrn dafür dankbar zu sein, wird die Sache entweder törichter oder absichtlicher Weise so gedreht, als wenn unserm Kaiser ein Volkspark im Sinne etwa des Wurstlpraters bei Wien vorschwebte. Das ist grundfalsch. Die schönsten Teile d. h. die hügeligen Gelände nach der Havel zu bleiben in ihrer ur- und naturwüchsigen Schönheit erhalten und wenn beabsichtigt sein sollte, den ebenen Teil, wo Kiefer an Kiefer so langweilig wie die Pfähle einer Landesbaumschule, ein Baum genau wie der andere, dastehen, etwas zu lichten, so kann dies vom Standpunkt der Naturschönheit nur dringend gewünscht werden. Es werden alsdann die zahlreich eingesprengten mehrhundertjährigen prächtigen Eichbäume, die jetzt von unschönen und wertlosen Kienbäumen fast erstickt werden, zur Geltung kommen, vor allem werden dann das Unterholz und das Gesträuch sowie die niedrigen Waldkräuter und Waldblumen aufsprießen, was vereint unseren märkischen Naturwald so malerisch macht, bislang aber wegen der Parforcejagden in diesen widernatürlichen und künstlichen Jagden und Gestellen absolut verpönt war. Einzelne urwüchsige Teile der Jungfernheide und des Tegeler Forstes zeigen uns, wie der märkische Wald um Berlin aussieht und in seiner ungestörten Ursprünglichkeit aussehen soll. Es wird eine schöne und dankbare Aufgabe der Forstleute und Gärtner sein, in diesem Sinne die für unser Naturempfinden bisher verwahrlosten Teile des Grunewalds, in denen man im schlimmsten Wortsinne den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, forstlich auszugestalten und floristisch neu zu beleben. Ebenso wird vollkommen zu Unrecht ausgestreut, als wenn die malerischen Sumpfpatrien, die Fenne des Grunewalds, ausgetrocknet und in künstliche Anlagen wie bei St. Hubertus verwandelt werden sollen, auch hieran denkt an maßgebender Stelle niemand ernstlich.

Ich weiß nicht, ob ich mit diesen Ausführungen im Sinne der Brandenburgia gesprochen habe und bitte — bei der Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit der Sache sowie bei dem Ansehen, dessen sich unsere heimatkundliche und heimatfreundliche Gesellschaft im Volke überall, bei

Reich und Arm, bei Vornehm und Nichtvornehm, erfreut, dringend, daß diejenigen Anwesenden, welche anderer Meinung sind, sehr gefälligst dies nunmehr kund tun. — (Es meldet sich niemand zum Worte.) — Dann darf ich wohl annehmen, daß Sie mit meinem Vorschlag und dessen Begründung einverstanden sind? (Zeichen der Zustimmung; in die ausgelegten Protestlisten zeichnet sich niemand ein.)

X. Krähen-Zug, Krähen-Plage und Krähen-Esser. Von diesem Trifolium war in unserer letzten Sitzung die Rede und ergänze ich das Gesagte auf besondern Wunsch noch durch einige Angaben.

Auf der Kurischen Nehrung, von der hier neulich die Rede war, und auf der Insel Bornholm, die ich im Sommer 1903 besucht, werden die Krähen, deren Fleisch dem junger Hühner gleicht, gern gefangen und von den Bewohnern gegessen. Da auf der sandigen Nehrung nur an wenigen humosen Stellen etwas Kartoffeln und Zwiebeln wachsen, bilden eingepökelte Krähen im Winter eine Hauptnahrung der von der Welt abgeschnittenen Nehrungsbewohner. Auch die Federn der Krähen werden gern gekauft, da man sie zum Stopfen der Betten verwendet; sie sind viel billiger als Gänsefedern. Den Krähenfang, der hauptsächlich im Herbst, wenn die Fischerei schwieriger wird, erfolgt, schildert Passarge in folgender Art: „Es wird auf der Heide ein langes Zugnetz ausgebreitet und an einer der beiden Langseiten mit Pflöcken auf dem Boden befestigt. Die beiden schmalen Seiten werden durch Stangen ausgespannt. Es gehen von diesen schmalen Netzen Tau aus, die in eine aus Fichtenzweigen gebildete Hütte laufen, in welcher sich der Krähenfänger befindet. Auf das ausgebreitete Netz werden als Köder Fische geschüttet, neben diesem Köder auch ein paar Krähen angebunden. Sobald die ziehenden Krähen sich auf die Fische niederlassen, zieht der Fänger in seiner Hütte die Stricke mit einem starken Ruck an; die an den Enden befindlichen Stangen bewirken, daß sich das Netz seiner ganzen Länge nach erhebt, überschlägt und die überraschten Krähen bedeckt. Auf diese Weise fangen die Nehringer an einem Tage oft zwei Schock Krähen und mehr; sie müssen es sich dafür gefallen lassen, von den reichen Bewohnern der litauischen Nehrung als „Krähenfresser“ verschrien zu werden.“ Aber nicht nur Passarge, auch Professor Bezenberger bestätigt, daß das Fleisch der Krähe wohlschmeckend ist. Nach Bezenberger soll im 18. Jahrhundert auf der Nehrung wie zur Ordenszeit auch Falkenfang betrieben worden sein. Von der Armut der Nehrungsbewohner gibt auch folgende Schilderung einen Begriff: „Die Bewohner Niddens haben außer einem Schuhmacher in ihrem Dorf keinen einzigen Handwerker. In Nidden darf kein Baum gefällt werden; kein Stein, kein Ziegel ist hier zu finden. Jeder Spahn, jedes Stückchen Torf wird zu Wasser aus weiter Ferne herbeigeholt. Die Bewohner haben in ihren Sandoasen nichts als das Wasser und die Fischerei.

Denn die Heimat gibt ihnen nichts als die Wohnung. Jeder wohlhabende Fischer besitzt eine oder ein paar Kühe; denn wie könnte er ohne Milch bestehen! Im Sommer gewährt die Palwe der Nehrung genügende Weide. Doch ist auch diese nicht umsonst, da der Staat wegen der Schutzpflanzungen für jedes Pferd 15 Groschen, für eine Kuh zehn und für ein Schaf fünf Groschen an Weidegeld verlangt. Die Weide ist über eine halbe Meile weit vom Dorfe entfernt, und die Kühe können daher nur morgens und abends gemolken werden. Die Heuernte findet jenseits des Haffes statt.“ Außer den Krähen bieten auch die Haffmöwen den armen Nehrungern Nahrung; so werden bei Rossitten jährlich etwa 5000 Möweneier gefunden und teilweise verschickt, da ihr Geschmack dem Kiebitzei mindestens die Wage hält, wie Bezenberger berichtet. Oft sind ganze Dünenberge so von Möwen bedeckt, daß es nicht mehr möglich ist, die Farbe des Sandes zu erkennen. Der Geologe Schumann schätzte einen solchen Schwarm einst auf 50000 Möwen und berechnete, wie viele Fische täglich sie verzehrten.

Die Engländer, die doch sehr vorurteilsvolle und „mäkelige“ Kostgänger sind, verspeisen Pasteten von jungen Krähen (rook-pies) und mehrere Brandenburgia-Mitglieder, z. B. Herr Schenk, erzählten mir, daß Braten von jungen Krähen wohlschmeckend sei. Professor Nehring teilte mir vor einigen Jahren mit, in einem hiesigen Restaurant seien ihm junge Krähen anstatt Wildtauben vorgesetzt worden, er habe einen Krähenbraten ruhig verspeist und recht gut befunden, hiernächst aber auf Grund seiner zoologischen Kenntnisse den erst erstaunten, dann sehr verlegenen Wirt ins Gebet genommen.

XI. Nerthus. Illustrierte Zeitschrift für volkstümliche Naturkunde, zugleich Tauschorgan für Sammler aller naturwissenschaftlichen Objekte. Ich lege Ihnen die Nr. 19 von Jahrg. 6, Altona-Kiel, den 18. September 1904 vor. Darin ein bemerkenswerter Artikel „Zum Schutze der Naturdenkmäler“ von Ludwig Schuster in Gonsenheim bei Mainz. Herausgeber ist Heinrich Barfod in Kiel.

XII. Das Verzeichnis der öffentlichen Vorträge des Instituts für Meereskunde, Georgenstr. 34/36, wird auf Wunsch vorgelegt. Unter den angekündigten 25 Vorlesungen werden manche Ihr Interesse erregen.

XIII. August Rutots neueste Schriften zur Palaeontologie und Urgeschichte des Menschen. Unser hochgeschätztes korrespondierendes Mitglied, Konservator am K. Museum für Naturgeschichte in Brüssel, hat uns 14 verschiedene kleinere selbstverfaßte Schriften sowie ein größeres Werk zugesandt, welche mehr oder minder auch für unsern ur- und vorgeschichtlichen Menschen von Wert und Wichtigkeit sind.

a. Les „Cailloux“ de M. Thiellen. (Sitzung der Brüsseler Anthropol. Ges. 27. Okt. 1902.) — Herr Th. beutet seit Jahren ein Kies-

lager in der Banlieue von Paris aus, welches außer bearbeiteten Silex Halsbandsteinchen oder Pendeloques oder sogen. Figuren enthält bzw. enthalten soll, da verschiedene derselben von R. mit Recht bestritten werden. Die Sachen stehen hiervon abgesehen auf der Grenze der eolithischen und palaeolithischen Kultur, immer jedoch stratigraphisch betrachtet innerhalb des Quartärs.

b. Les antiquités découvertes dans la partie belge de la pleine maritime. (Publiziert wie a.) Besonders handelt es sich um Funde gemacht bei Ausgrabung des neuen Kanals von Brügge nach dem Meer. Wie überall an der südlichen Nordsee von Dünkirchen ab durch Belgien und Holland bis Nordfriesland liegt der jetzigen Küste versunkenes Vorland vor und finden sich außerdem unter dem vorhandenen zur Zeit festen Küstensaum, Spuren, daß das Land im Lauf der Jahrtausende mehrfach Hebungen und Senkungen unterworfen gewesen ist, während bereits menschliche Kultur hier vorhanden war. Deren Spuren hat nun R. in der gallischen, gallisch-germanischen, gallisch-römischen und Völkerwanderungszeit, in merovingischer und karolingischer sowie in der Zeit, die uns Brandenburger besonders anging, als fürchterliche Überschwemmungen im 12. und 13. Jahrhundert Flamländer und Holländer zur Auswanderung nach Norddeutschland bewogen, schichtenweis nachgewiesen, ja noch weiter fort bis in die Zeit der Unabhängigkeitskämpfe mit den Spaniern. Ich will zu den interessanten Mitteilungen hinzufügen, daß ich an der belgischen Küste von Ostende und nach Mariakerk sowie nach Blankenberge zu wiederholentlich insbesondere nach aufgeregter See und bei tiefer Ebbe allerhand Altertümer neben tertiären Schalthieren gefunden habe, gallische und römische Scherben, Reste eines Kornreibers aus niedermendiger Lava und desgl., dergl. Geschirreste des späteren Mittelalters und der Renaissance.

c. Skizze einer Vergleichung der pliocänen und quaternären Schichten Belgiens mit denen des Süd-Ostens von England. Französisch. (Bull. de la Soc. Belge de géologie, de paléontologie et d'hydrologie. Mai 1903.) In England ist im mittleren Pliocän bereits die menschliche Spur im Chalk-Plateau von Kent und im obern Pliocän (mit *Elephas meridionalis*), nicht minder in den Forest Cromer beds entdeckt, aber nichts dergleichen bisher in Belgien. Hier sind die ältesten Spuren in der Facies von Reutel mit *Elephas antiquus*, der bekanntlich in Rixdorf und Neu-Britz sowie bei Nieder-Löhme an der Dahme ebenfalls vorkommt.

d. Quelques découvertes paléontologiques nouvelles. (Wie unter c, August 1903.) Entdeckung eines Mahlzahns von *Elephas antiquus* bei den maritimen Arbeiten von Brüssel nahe Laeken zu. Entdeckung einer Schildkröte des genus *Trionyx* im obern Landenien des Hennegau. — Knochenfunde in den Steingruben von Quenast.

e. L'état actuel de la question de l'antiquité de l'homme (wie unter c, September 1903). Diesen bedeutsamen Vorläufer der großen Schrift unter Nr. p habe ich bereits Brandenb. XII. 355 flg. besprochen.

f. 5 kleinere Mitteilungen (Bull. de la Soc. Anthrop. de Bruxelles Tome XX. 1901—1902, Brüssel 1903). Die Lagerung von Wommersom — Über das Vorhandensein des praequaternären Menschen auf der Höhe des Artois. „Les silex utilisés sur la crête même de l'Artois par les populations préquaternaires ont donc eu le temps de se patiner avant le grand charriage effectué à la fin du Pliocène, et leurs arêtes ont été fortement arrondies pendant ce charriage.“ — Schilderung des Indianerstammes der Sérís nach Herrn Marquis von Nadaillac. Dieselbe ist zur Würdigung des Urzustands des Menschen um so interessanter, wenn man erwägt, daß es sich um ein noch jetzt im N.-O. von Mexiko am Gestade des Golfs von Kalifornien ansässiges Volk handelt. Die Waffen dieser Wilden sind noch einfacher als ihre Kleidung. Es sind Steine, aufgelesen am Strande des Meeres und die, ohne andere Vorbereitung, zum Hammer werden, dessen sie sich in ihrem täglichen Leben bedienen. Sie werfen diese Steine nicht von fern auf den Feind, noch viel weniger schleudern sie sie mit Hülfe einer Vorrichtung; sie nehmen sie in die Hand und bedienen sich ihrer in ihren Kämpfen Körper gegen Körper, und das ist ihre Lieblingsweise des Angriffs. Mit ähnlichen Steinen wurden Robinson und seine Gefährten im wörtlichen Sinne breitgeschlagen, als sie i. J. 1894 sich auf der Insel Tiburon ausschifften.

Sei es Faulheit, fährt Nadaillac fort, oder eingewurzelte Unfähigkeit, es gibt keine Völkerschaft, wo das Verständnis für das Werkzeug weniger entwickelt ist, als bei den Seris. Diese Wilden verstanden selbst nicht einmal Steine zu zerschlagen oder abzusplittern, um sie zum hauen oder schneiden geeignet zu machen, das was wir doch bei allen primitiven Völkern sehen, bei den vorgeschichtlichen Rassen und dies seit dem Auftreten des Menschen auf der Erde. Das Steinmesser, das Steinbeil waren ihnen unbekannt und sie begnügten sich Kieselsteine am Strande aufzulesen, um die Knochen zu zerstoßen oder die Sehnen der großen Tiere herauszureißen. Alle Gesteinsarten (Serpentin, Andesit, Quarzit, Granit) waren ihnen recht und alle wurden achtlos bei Seite geworfen, sobald die Arbeit oder das Mahl vollendet waren. Nur einige wenige Steine wurden, mehr aus Zufall, zum öftern benutzt. Mac Gee spricht nämlich von einem Stein, unter anderen, von 395 mm Länge und mehr als 15 Kilogr. Gewicht; er diente als Reiberolle (Mühlstein) um die Körner zu zerquetschen, und sein Abnutzungsgrad deutet auf eine lange Benutzung.

Diese überaus wichtige Mitteilung lehrt uns, daß sich noch jetzt Völkerschaften auf einem Kulturzustande befinden, wie man sich nach



Rutots zutreffender Bemerkung die Völker der Reutel- und Reutel-Meswin-Kultur zur Dämmerungszeit des Menschen zu denken hat.

Die Seris lesen am Ufer irgend einen passenden Stein zum Hauen und Klopfen auf und lassen ihn fallen, sobald er seinem Zweck gedient hat. Ja sie sind in der Tat noch schlimmer dran als unsere Dämmerungsmenschen z. B. von Rixdorf und Neu-Britz aus der Zeit des *Elephas antiquus*, weil diesen beim Klopfen mit Feuerstein von selbst messerartige Absplisse in die Hände fielen, was, wie Rutot ebenfalls richtig hervorhebt, bei dem ungleichartigen, vor allem mehr grobkörnigen Gefüge der Serpentine, Granite, Andesite pp., welche den Seris allein zur Verfügung stehen, nicht der Fall ist. So hat das Material, der Silex, ich möchte sagen als Erzieher der Menschheit gewirkt.

Ein weiterer Artikel S. 6 flg. zeigt uns, wie palaeolithische Werkzeuge gelegentlich in der neolithischen Zeit umgearbeitet und benutzt worden sind. Ich habe ein Beispiel hierfür, das ich in der Stubnitz auf Rügen in einer neolithischen Wohnstelle gefunden, in unserer Festschrift II. Tafel VII Fig. 1 abgebildet; man unterscheidet 3 Perioden der Benutzung an diesem Stück, bei a b eolithische (altdiluviale) Zerarbeitung, dann ward es umgedreht und bei c d zu einem palaeolithischen löffel-förmigen Schaber umgearbeitet, endlich in neolithischer Zeit nochmals bearbeitet (S. 44).

Endlich S. 12 flg. Note über einen kleinen neolithischen Glättstein aus braunem klarem Silex.

g. Vorläufige Mitteilung bezüglich der Mousterien-Spitze und der Bearbeitung des Silex. — Ueber einen neolithischen Gewichtstein. — Neun Entdeckungen zu Soignies (Knochen und Stoßzahn von Mammut, Acheuléen-Schicht). — Vorläufige Note über die palaeolithischen Silex des Niltals (gemeint sind die schon in unserer Festschrift II von mir erwähnten Funde des Prof. Dr. Georg Schweinfurth, von denen ich wiederholt Proben in der Brandenb. vorgelegt. (Bull. Soc. d'Anthrop. XXI. Brüssel 1904.)

h. Das erste palaeolithische Werkzeug in den Umgebungen von Brüssel in ursprünglicher Lagerung gefunden. — Neue Beobachtungen in der maritimen Ebene Belgiens. Ergänzungen zu den Mitteilungen über Ostende und Umgegend, vgl. Nr. XIII b. — Funde im Torf der modernen Epoche zu Brüssel, darin u. a. 3 bearbeitete neolithische Silex, *Bos primigenius* u. a. (Bull. Soc. d'Anthrop. XXII. Brüssel 1904).

i. Die Entdeckungen von Krapina in Kroatien. (Vgl. meine Mitteilungen Festschrift II. S. 23.) Funde von *Rhinoceros tichorhinus* (Begleiter des Mammut und nicht von *Rh. merkii*, Begleiter des *Elephas antiquus*). Verschiedene menschliche Reste, namentlich von Schädeln. Rutot definiert hier m. E. ganz richtig: Krapina ist ein „gisement éburnéen, vom Montaigne-Typus, d. h. oberes Quaternär.“ Die Schädel ähneln der Neandertal-Rasse, welche ebenfalls in das „âge éburnéen“

gehört (Bull. Soc. d'Anthrop. XXII. Brüssel. 1904). — Palaeolithische Funde von Krems a. d. Donau, ca. 20000 bearbeitete Silex, Stufe zwischen Éburnéen und Magdalénien. — Entdeckung von Chelléen-Dolchen zu Mesvin bei Mons. — Entdeckung palaeolithischer Schädel in England. (Trotz der abweichenden Meinung vieler Prähistoriker existiert nach Rutot zwischen dem Schädel von Trinil (Java) pliocänen Alters und den Schädeln von Neandertal, Spy und Krapina, die Rutot sämtlich zum Éburnéen, d. i. obere Quaternär, zählt, bestimmt ein enormer Hiatus, eine gähnende Kluft, die das ganze untere und mittlere Quaternär umfaßt. (Vgl. sub k. und l.)

k. Über die palaeolithischen Ablagerungen des aeolischen (durch Wind entstandenen, nicht im Wasser niedergeschlagenen) Löß von Österreich-Ungarn. (Commun. Soc. d'Anthrop. de Bruxelles. 28. Dec. 1903.) Von großem allgemeinerem Interesse, auch der Vergleichung halber, mit Norddeutschland. Außer dem Schädel und teilweisen Gerippe des *Pithecanthropus erectus* Dubois von Java kennt man keinen menschenähnlichen Schädel aus der eigentlichen eolithischen Epoche, ebensowenig aus dem unteren und mittleren Palaeolithikum. Erst im Éburnéen tritt eine Menschenrasse im Neandertal auf, die vermeintlichen ältesten Schädel Österreich-Ungarns müssen deshalb sorgfältigst nachgeprüft werden. R. wendet sich zum Teil gegen Hoernes (Der diluviale Mensch in Europa, die Kulturstufen der älteren Steinzeit. 1903). R. hält die Funde der Teufelshöhle und Schipka-Höhle in Mähren für Éburnéen (zweifelhaft, ob eolithische Beimischung). Krapina ist (vgl. sub i.) Éburnéen. — Die Mammuthöhle bei Krakau enthält 3 Zeitalter: oben Tarandien, dann mittleres Éburnéen (Solutréen), zu unterst Éburnéen inférieur. — Im Solutréen und zwar Type de Montaigle tritt die erste Spur von Schmuck und von Töpferware ohne Beimengung von harten Körnchen auf, die Fauna ist die des Mammut. — Im folgenden Type de Pont-à-Lesse ist ebenfalls Schmuck und körnchenfreie Topfmasse vorhanden, dabei Mammutfauna. — Folgt der Type de Goyet mit Schmuck, Töpferware und Mammutfauna. — Folgt der Type de Chaleux, eine Steinkultur, absolut charakterisiert durch den alleinigen Gebrauch von Absplissen (lames) bei der Anfertigung der verschiedensten Werkzeuge. — Die Mammutfauna ist verschwunden, statt dessen setzt die Rentierfauna überall ein. In diese vier troglodytischen Schichtungen hat schon Herr Ed. Dupont\*) in einer noch heut mustergültigen Schrift die

\*) E. Dupont: L'homme pendant les âges de la pierre dans les environs de Dinans-sur-Meuse. 2. Ausg. Brüssel. 1873. Diese Arbeit hat mir vor langer Zeit bei meinen ersten palaeolithischen Studien in Belgien gedient und ich freue mich, sagen zu können, daß die Angaben des verdienten Herrn Direktors des K. Naturgesch. Museums zu Brüssel in allen Hauptsachen noch jetzt unerschüttert sind.

Höhlen Belgiens eingeteilt. Darüber folgen allemal neolithische Schichten. — Vergletschert ist Belgien nicht geworden, aber in der Campine haben wir den Beweis, daß Eisberge, losgelöst wahrscheinlich von den Gletschern Schottlands, an den Ufern des flandrischen Meeres gestrandet sind.

l. Über das menschliche Gerippe von Galley-Hill (Kent), (Sitz. der Belg. Anthropol. Ges., 21. Januar 1904). Vgl. hierzu No. i und k. — *Pithecanthropus erectus*\*) gehört dem obern Pliocän von Java an, die ältesten wirklichen Schädel von *Homo* sind aus dem Eburnéen. Das englische Gerippe ist aus der Zeit des *Elephas antiquus* und der charakteristischen Flussmuschel *Corbicula fluminalis*, die noch jetzt, z. B. in syrischen Küstenflüssen vorkommt. Es gehört, falls seine Lagerung ungestört ist, ins Mafflien und würde danach das älteste eigentliche Menschenskelett, welches bislang bekannt ist, darstellen. Nach Dr. Houzé wäre der Schädel pathologisch, skaphocephal.\*\*\*) Hiervon abgesehen stellt sich das Verhältnis zur Palaeontologie und Kultur wie folgt, bei Rutot auf S. 27.

Geologische Zeitfolge:		Kultur:	Rasse:
Ober-Pliocän		Eolithisch . . . .	Pithecanthropus
Unteres eolithisches Quaternär		Reutélien . . . .	fehlt
		Mafflien . . . .	Schädel von Galley-Hill
		Mesvinien . . . .	} fehlt
		Strépyien . . . .	
Mittleres } Quaternär	Unteres Palaeolithicum	Chelléen . . . .	
		Acheuléen . . . .	
		Moustérien . . . .	
Oberes } Quaternär	Oberes Palaeolithicum	Eburnéen . . . .	Neanderthal
		Tarandien . . . .	Cro-Magnon.

m. Vorläufige Mitteilung über die neuen Entdeckungen in den Umgebungen von Ressaix, bei Binche (Belgien). (Belg. Anthropol. Ges., 25. Mai 1904.) Eolithische und mit Palaeolithik gemischte Funde.

n. Über die Ursache der natürlichen Zersplitterung des Silex. (Belg. Anthropol. Ges., 21. Jan. 1904.) Frost und Hitze, letztere

\*) Ich habe das *Pithecanthropus*-Gerippe wiederholt gesehen, auch den ausführlichen Erörterungen von Dubois, Rud. Virchow, Waldeyer u. A. zugehört, und den Eindruck gewonnen, daß R. Virchow darin einen menschenähnlichen Affen, etwa den Ahnherrn des Gibbon (*Hylobates*) sah, die anderen Sachverständigen dagegen erheblich mehr als Virchow die Menschenähnlichkeit betonten. Vgl. n. A. die Verhandl. der Berl. Anthropol. Ges. E. Friedel.

\*\*) R. Virchow hielt das Neanderthal-Gerippe (Schädel und Beinknochen) für eminent pathologisch und deshalb zur Rassenbestimmung ungeeignet. Schaaflhausen in Bonn dachte anders und jetzt hält die Mehrzahl der Anthropologen, gegen Virchow, den Neanderthalmenschen als guten Typus fest. Vielleicht wird auch die pathologische Anschauung des Dr. Houzé noch einmal umrevidiert.

als Zersetzungsfaktor besonders gemäss den Andeutungen Schweinfurths in Ober-Aegypten (Luksor und Theben) gewürdigt. Die ersten Splitter des Silex, die der eolithische Mensch gebraucht, waren selbstredend die von der Natur selbst hergestellten; der Mensch hat sie aber noch gebraucht, als er bereits absichtlich und künstlich Splitter u. dgl. zu schlagen verstand. — Eine recht merkwürdige Sache ist es, dass die Eolithiker und die ältesten Palaeolithiker, sich ununterschiedlich ihrer beiden Hände bedienten, denn man trifft eine beinahe gleiche Anzahl von Werkzeugen an, bei denen die Form und die Lage der zwei Arten von Zerarbeitungen (*retouche d'utilisation* oder *avivage* und *retouche d'accomodation*) den Gebrauch, die einen mittels der rechten, die andern mittels der linken Hand unzweideutig erkennen lassen.

o. Versuch einer Schätzung der Dauer der quaternären Zeiten. — (Bull. Soc. Belge de Géologie. VIII 1904.)

Dies heikle namentlich bei Dilettanten äußerst beliebte Thema ist uralt. Bei Lyell (*Age of Man*), der zuerst die neuen Theorien über das Alter des Menschen gemeinfaßlich sehr verdienstlich in einem größeren Werke darstellte, finden sich dergl. Schätzungen und Kritiken des Werts derselben. R. nimmt sich, wie er das liebt, zunächst Herrn Gabriel de Mortillet vor, welcher aus der Bewegung der Gletscher in seinem Werk „*le Préhistorique*“ Aufl. von 1900, gelangt:

für das Chelléen	auf 78 000 Jahre
„ „ Moustérien	„ 100 000 „
„ „ Solutréen	„ 11 000 „
„ „ Magdalénien	„ 33 000 „

insgesamt auf 222 000 Jahre.

Herrn Rémonds Schätzung ersieht man schon aus dem Titel seiner Schrift „*Douze mille ans d'humanité et l'Age de la Terre*“. Rémond legt die Veränderungen der Erdachsenstellung zu Grunde und gelangt damit auf seine 1 200 000 Jahre.

M. Roisel: *Essai de chronologie des temps préhistoriques* (Paris 1900) stellt folgende auf Grund der Erdachsendrehung, die im Kreise vollzogen 21 000 Jahr dauerte, gestützte groteske Schätzungen auf.

1. Das Pliocän sei etwa 88 000 Jahre vor unserer Aera zu Ende gegangen und das Chelléen habe gedauert von 88 000 bis 77 500 also 10 500 Jahre. 2. Das Moustérien hat von 77 500 bis 46 000 gedauert, also 31 500 Jahre. Das Solutréen bis 35 000 also 10 500 Jahre. Das Magdalénien bis 25 000 also 10 500 Jahre. Das Robenhausien „warme Interglaziär-Periode“ von 25 000 bis 14 500 also 10 500 Jahre. Die Bronzezeit „letzte Glaziär-Periode“, von 14 500 bis 4000, also 10 500 Jahre. Endlich — last but not least — das gegenwärtige Zeitalter, welches 4000 Jahre vor unserer Aera begonnen hat, wird mit dem Jahr 6500

unserer Aera ender, nach dem es ebenfalls 10 500 Jahre gedauert hat. Und dann? Götterdämmerung? Armer Abend-Dämmerungsmensch!

(Zu vergl. Brandenburgia: Archiv X. Band Festschrift II. S. 57.)

Rutot gelangt auf Grund der Gletscherschwankungen zu weit mäßigeren Zeitdauern:

Eolithicum	{	Reutélien . . . . .	25 000	} 50 000 Jahre
		Mafflien . . . . .	12 500	
		Mesvinien . . . . .	12 500	
Palaeolithicum	{	Strépyien . . . . .	5 000	} 89 000 „
		Chelléen . . . . .	12 000	
		Acheuléen . . . . .	10 000	
		Moustérien . . . . .	17 000	
		Montaiglien . . . . .	14 000	
		Solutréen . . . . .	13 000	
		Goyetien . . . . .	13 000	
	{	Tarandien . . . . .	5 000	
<hr/>				Insgesamt 139 000 Jahre

Dabei umfaßt zoologisch gesprochen:

Die Fauna des Elephas antiquus . . . . .	{	das Reutélien	
		„ Mafflien und	
		„ Mesvinien.	
Die Fauna des Mammut . . . . .	{	das Strépyien	
		„ Chelléen	
		„ Acheuléen	
		„ Moustérien	
		„ Montaiglien	
	{	„ Solutréen und	
		„ Goyetien.	
Die Fauna des Rentiers . . . . .		das Tarandien.	
Also dauerte die Altelefanten-Fauna . . . . .		50 000 Jahre	
die Mammut-Fauna . . . . .		84 000 „	
die Rentier-Fauna . . . . .		5 000 „	
<hr/>			Insgesamt . 139 000 Jahre

Rutot ist ferner der Meinung, daß das Quaternär ein Ende genommen hat 7 bis 8000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, so daß unsere gesamte alt- und nealluviale Kultur bis heut auf allerhöchstens 10 000 Jahre zurückblicken kann. Mancher wird (namentlich bei einer Vergleichung mit Herrn Roisel) durch diese Kürze des postquaternären Menschen enttäuscht sein. Auf die Schätzung des Alters der Schichten im eigentlichen Tertiär, woselbst Spuren menschenartiger Wesen anscheinend bestimmt bis zum Ober-Miocän (Facies von Puy-Courny in Frankreich)

und mit einiger Bestimmtheit sogar bis zum Ober-Oligocän (Facies von Thenay) nachgewiesen sind, läßt sich Rutot bei dieser Gelegenheit nicht ein.

Coup d'oeil sur l'état des connaissances relatives aux industries de la pierre à l'exclusion du Néolithique en 1903. (Extrait du Compte rendu du Congrès d'Archéologie et d'Histoire, Dinant 1903.) Namur 1904. 270 S., gr. 8<sup>o</sup> mit vielen Abbildungen.

Es ist die Arbeit, welche in der kleineren Schrift: l'état actuel de la question de l'antiquité de l'homme im Sept. 1903 bereits in Aussicht gestellt wurde. Vergl. No. e.

Um diesem epochemachendem Werk auch nur im einfachen Referat gerecht zu werden, bedürfte es einer lediglich letzterm gewidmeten besondern Sitzung. Von dieser ruhmvollen Arbeit des gelehrten Natur- und Altertumsforschers datiert für die Geschichte des geologischen Urmenschen eine neue Aera. Es steckt in dem Buch eine unglaubliche Menge von Einzelbeobachtungen und eine Zusammenstellung mit Schlussfolgerungen, wie sie nur ein auf der Höhe und gleichzeitig objektiv über dem erdrückenden Material der Kleinforschung stehender genialer Mann der Wissenschaft zu leisten im Stande ist. Jeder Geologe, der sich mit der Urgeschichte der Menschheit befasst und jeder Palaeo-Archäologe muss dies Buch studiert haben, wenn er in der Frage des Alters der Menschheit Stellung nehmen will. Man kann sich mit einem Geologen und Altertumsforscher, der diese Vorstudie nicht gemacht hat, wie ich mich überzeugt habe, unmöglich über den Ur- und Vormenschen verständigen. Selbstredend kann ich mich heut Abend auf die Einzelheiten nicht entfernt einlassen, werde aber auf dieselben sicherlich genötigt sein, noch ungezählte Male zurückzukommen, da auch für unsere Heimatkunde von dieser Veröffentlichung ab eine vollkommen neue Aera hereingebrochen ist. Ich kann nur allen meinen beteiligten Herren Kollegen und überhaupt allen, die sich für die Urzeit des Menschen interessieren, dringend empfehlen, sich so bald als möglich und so eifrig als tunlich in das Studium des Standard-work unsers verehrten korrespondierenden Mitglieds Rutot zu vertiefen.

Aber zweierlei möchte ich Ihnen doch mitteilen: A) den Inhalt nach seinen Titeln und B) die gegen die Aufstellung in *Brandenburgia* XII., 361 verbesserte neuste Klassifikation.

## A. Der Einteilungsplan.

### I. Die primitiven Kulturen.

#### A. Die primitiven praequaternären Kulturen:

- a. Thenay.
- b. Puy-Courny.
- c. Otta (Portugal).

d. Chalk-Plateau von Kent.

e. St. Prest.

f. Cromer Forest-Bed.

B. Die quaternären Kulturen:

1. Kiesellager unter der mittlern Terrasse der Täler in den nicht vergletscherten Gegenden.

2. Kiesellager unter der niedern Terrasse der Täler in den nicht vergletscherten Gegenden.

3. Kiesellager über den sandigen und tonigen Moséens, welche die mittleren und unteren Terrassen der Täler in den nicht vergletscherten Gegenden wiederbedeckt haben.

## II. Die palaeolithischen Kulturen.

A. Übergang von Mesvinien zum Chelléen oder Mafflien (Strépyien).

B. Chelléen.

C. Acheuléen.

D. Moustérien.

E. Eburnéen.

F. Tarandien.

Ich bin auf der Greifswalder Anthropologen-Versammlung im August d. J. gefragt worden, weshalb ich für die französischen Ausdrücke keine deutschen an die Stelle setze, ich antwortete: weil wir dafür vorläufig noch keine deutschen Ersatznamen haben und der Versuch einer Einführung von solchen bestimmt zu heillosen Verwirrungen führen würde. Können wir unser norddeutsches Diluvium archaeologisch erst im einzelnen mit annähernder Sicherheit unterscheiden, dann werden sich deutsche Benennungen wahrscheinlich ungezwungen und von selbst einstellen.

B. Entwurf einer neuen Einteilung der prähistorischen Kulturen des Steins mit Andeutungen auf Norddeutschland, insbesondere die Provinz Brandenburg.

Den ersten Entwurf einer derartigen Einteilung habe ich, wie ich Ihnen bereits vorher unter  $\alpha$  andeutete, in unserer Oktober-Sitzung 1903, *Brandenburgia* XII., S. 360, also schon vor einem Jahre mitgeteilt. In der nachfolgenden „Zeitfolge der Kultur des urgeschichtlichen Menschen“ habe ich bei der Fauna des *Elephas antiquus* (der, wie wiederholt gesagt u. a. in Rixdorf, in Neu-Britz, in Nieder-Löhme etc. vorkommt), ferner bei der Eburnéen-Gruppe des Mammut sowie bei der Rentier-Gruppe einen ersten vorläufigen Versuch gemacht, auf gewisse parallele, zer- und bearbeitete Silexfunde enthaltende Kieslager, Torflager und Mergellager des Diluviums innerhalb des eigentlichen Schwemmlandes von Norddeutschland hinzudeuten.

Zeitfolge der Kultur des urgeschichtlichen Menschen.

Quaternär.				Tertiär.		
Viertes Glaciär	Drittes Glaciär	Zweites Glaciär	Erstes Glaciär	Pliocän	Miocän	Oligo- cän
Rückschritt der Gletscher	Rückschritt der Gletscher	Fortschritt der Gletscher	Rückschritt der Gletscher	oberes	unteres	oberes
Fortschritt der Gletscher	Fortschritt der Gletscher	Rückschritt der Gletscher	Fortschritt der Gletscher	mittleres (Pliocän-Glaciär)	oberes	mittleres
Mesoli- thische Kultur	Palaeolithische Kultur		Eolithische Kultur			
Benutzung von Stein und Bein. -- Anfänge der Töpferei		Ausschließliche Benutzung von Stein				
Fauna des Rentiers	Fauna des Mammut		Fauna des Ele- phas anti- quus	Fauna des Elephas meri- dionalis	Er. des Li- thoher.	Fauna des Aero- therium
Rentier- Gruppe	Elfenbein- Gruppe	Mandel- axt- Gruppe	Facies von Maffle (Kieslager in Norddeutschland).	In Java d'Pithek. antrop. Facies der Forest (Pomer-Beds (England)).	Facies von Puy-Courny (Lantal).	? Facies von Thenay.
Facies von Chaleux (Chaleuxien).	Facies von Pont-à-Lesse (Magritien).	Facies von le Monstier (Monstieren).	Facies von Mesvin (Kieslager in Norddeutschland).	Facies von Rentel (Rentelien).	Facies des Chalk-Plateau von Kent.	
Kies-, Torf- und Mergel- lager in Norddeutschland.		Facies von Montaigne (Montaignien).	Facies von Strepv (Strepvien).	Facies von Maffle (Kieslager in Norddeutschland).		
	Facies von Goyet (Goyetien).	Facies von Chelles (Chellen).	Facies von Strepy (Strepvien).			
	Kies- und Torflager in Norddeutschland.	Facies von Saint-Acheul (Acheulien).	Facies von Maffle (Kieslager in Norddeutschland).			



Folgt bei Rutot hieran anschließend die Einteilung der altalluvialen jüngeren Steinzeit, die angesichts der besonderen Verhältnisse unserer Heimat geringeres Interesse beansprucht.

Diese chronologische Übersicht ist bislang das einzige Hilfsmittel, mittels dessen man wenigstens in der Hauptsache einige Schichten-Typen unterscheiden kann.

Eine der wichtigsten Aufgaben wird nunmehr für unsere Provinz Brandenburg die sein, innerhalb der Schichten, in denen die älteren Reste des *Elephas antiquus* mit den Jahrtausende jüngeren des Mammut vorkommen, die menschlichen Kulturspuren — für die *Elephas antiquus*-Periode kommt nur Silex in Frage — zu unterscheiden und zu klassifizieren; mit Hilfe sicher bestimmter belgischer Funde dürfte dies teilweise zu ermöglichen sein: hierüber bei späterer Gelegenheit mehr.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XIV. Letzlingen. In der *Brandenburgia* XIII. S. 97. ist irrtümlich als Fundort des Fächergewölbes Königs-Wusterhausen angegeben; es muß nach Mitteilung u. M. Herrn Hofbaurats Kavel Jagdschloß Letzlingen heißen.

XV. Retra. Der genaue Titel des Retra-Aufsatzes unseres Mitgliedes Herrn Archivdirektors Dr. Gustav von Buchwald lautet: Retra. Eine anthropologisch-politische Betrachtung (Sonderabdruck aus Nr. 177 und 178 der „Landeszeitung für beide Mecklenburg“ Neustrelitz 1904.) Es heißt darin: „Ob schließlich die Stelle des Retratempels genau bestimmt wird oder nicht, ist an sich ohne große Bedeutung.“

Hiernach ist die Mitteilung in der September-Sitzung zu ergänzen.

XVI. Aus Stade. Der neue Museumsbau des Vereins für Geschichte und Altertümer der Herzogtümer Bremen und Verden ist eröffnet und tagte darin im August zum 1. Male der Verein unter Vorsitz des Regierungspräsidenten a. d. Himly. Die Verdienste des Geh. Reg. und Baurats Pieltz und des Kreisbauinspektors Erdmann um den Neubau wurden durch Ehrengaben anerkannt.

Da ich das Museum zu Stade an der Schwinge kürzlich, als ich auf der erfolgreichen Suche nach Palaeolithica und Eolithica in der feuersteinreichen Kiesgrube im Hohen - Wedel war, besuchen konnte, so füge ich hinzu, daß ich dasselbe namentlich reich mit interessanten jungsteinzeitlichen Funden ausgestattet sah. Von einer Moorleiche sind die ledernen Sandalen und die Reste des dunkelblonden Haupthaars des wahrscheinlich männlichen Körpers vorhanden.

Am 3. April 1904 ging ich mit meinem damals in Stade stationierten Sohn, Assistenzarzt Dr. med. Erwin Friedel, längs des Cuxhavener Bahndammes bis zum hoch gelegenen Schützenhaus und dem Bismarck-Aussichtsturm auf dem Schwarzen Berge. Zwischen letzterem

und dem Berg Hohen-Wedel führt die gedachte Eisenbahn gerade hindurch. Bei dem Bau dieser unterelbischen Bahn wurde (nach Gottsche, Die Endmoränen und das Marine-Diluvium Schleswig-Holsteins. Teil II. Das Marine-Diluvium. Hamburg 1898, S. 37 u. 54) im Jahre 1879 hier außer verschiedenen Geschiebemergeln, Kiesen, Sanden und Tonen auch eine dünne, nur 0,1 m mächtige diluviale Austerbank durchschnitten. Dies bemerkenswerte Profil, dessen Schichten teils mit 45–50°, teils mit 25–30° nach Westen einfallen, in der Mitte aber geradezu senkrecht stehen, ist seinerzeit von Herrn Baurat Gravenhorst aufgenommen und an der Hand dieser Aufnahmen sowie auf Grund eigener Untersuchungen 1882 von Focke beschrieben; an Schnecken: *Buccinum undatum*; an Muscheln: *Ostrea edulis*, *Mytilus edulis*, *Cardium edule*, *Tellina baltica*, *Macra subtruncata*, *Mya truncata*, *M. ? arenaria*, *Pholas crispata*; dazu noch *Polydora cylata* und *Balanus* sp. Im Ton außerdem *Saxicava pholadis*. Leider scheinen die Funde verloren. Gottsche und ich haben die wenig markierte überwachsene Schicht nicht wieder aufgefunden. Im benachbarten Kies des Lohbergs kommen ähnliche Muscheln (*Cardium*, *Ostrea*, *Tellina*, *Macra*) jedoch auf zweiter Lagerstätte vor. Gottsche S. 52 u. 53. — Vergl. auch H. Schroeder: Mitteilung über die geologischen Aufnahmen bei Stade (Jahrb. der Preuß. Geolog. Landesanstalt 1898) und Dr. N. O. Holst (Kvartär-Studier i Danmark och Norra Tyskland (Geol. Fören. Förhandl. Bd. 26. Stockholm 1904, S. 438).

Beim Schützenhaus, aber auch sonst in Gärten von Stade fand ich eine unglaubliche Menge von rohen Feuersteinen, meist Knollen, auch die Ringsteine (sogen. *Spongia annulus* Puggaard) zu Mauern, Grotten, Beeteinfassungen und dergl. verwendet, so daß ich mich nach Rügen, speziell nach Crämpas-Saßnitz versetzt glaubte. Da die den jüngsten Schichten von Lüneburg entsprechende Schreibkreide von Hemmoor zwischen Stade und Neuhaus mächtige Feuersteinbänke in regelmäßiger Wiederkehr (viel mehr als bei Lüneburg) enthält, so dachte ich zunächst, diese Stader Flintsteine seien als Nebenprodukte von Hemmoor nach Stade exportiert, ich erfuhr aber, daß dies garnicht nötig ist, da im Hohen-Wedel und Lohberg ebenfalls unendliche Feuersteinbänke als Diluvial-Geschiebe oder Gerölle vorhanden seien. Dies fand ich in überraschender Weise bestätigt. Die zahllosen Feuersteine — mehr Gerölle als Geschiebe — sind hier schichten- und nesterweise abgesetzt. Natürlich rühren dieselben aus einer der Hemmoorer Kreide analogen zerstörten Kreideformation der Nachbarschaft her; deshalb sind die Feuersteine, weil weniger weit transportiert, auch besser als z. B. zumeist bei uns in der Provinz Brandenburg erhalten. Bis ca. 25 m Tiefe geht der Tagesbau des Kiesel und gerade in den untersten Nestern fanden wir eolithisch zerarbeitete und palaeolithisch bearbeitete Knollen. Darunter ein Stück mit typischen „retouches d'utilisation“ in einem

derben etwas lehmig-mergeligen, zum Teil rostbraungefärbten Kies. An dieser Stelle fehlt im Hangenden der sonst in der Nachbarschaft vielfach vertretene fruchtbare obere Mergel. Vielmehr liegt hier, wie häufig auf der Geest an beiden Ufern des unteren Elbstroms, der erbsgelbe, ortsteinhaltige, weniger fruchtbare obere Decksand auf.

Noch will ich zum Vergleich hinzufügen, daß ich am rechten Elb-Ufer im Falkental am Fluß des Süllbergs unterhalb Hamburgs in der untersten des bis 50 m tief aufgeschlossenen analogen Kiese bald darauf ebenfalls eolithisch bzw. palaeolithisch zer- und bearbeitete Feuersteine fand.

XVII. Niederlausitzer Mitteilungen. Heft 5 und 6 von Band VIII (Guben 1904) sind reich an Beachtenswertem. Hugo Jentsch schildert den Bürgeraufstand zu Guben und das Ortsstatut v. J. 1604. — Regierungsbauführer R. F. Liersch gibt Kottbuser Tagebuchaufzeichnungen von 1811—1814. — S. 198: In der Ewald Groscheschen Tongrube zu Klinge zwischen Forst und Kottbus ist am 29. Oktober 1903 das Skelett eines jugendlichen Mammuts\*) gefunden worden. Es lag unterhalb der etwa 2 m starken Schicht weißlich-gelben Geschiebesandes in einer an dieser Stelle wenig über  $\frac{1}{2}$  m dicken, anderwärts sich bis 2,5 m vertiefenden braunkohlenartigen Torfschicht, in einem in der Urzeit vertorften See, 4 - 5 m unter Tage. Die Stoßzähne haben eine Stärke von 11,5 cm, die Rippen sind 1 m lang, 5 cm breit. Leider blieben die Teile nicht bis zum Eintreffen der aus Berlin herbeigerufenen Geologen und Zoologen in ihrer Lage; gleichwohl wird, da bei der Bergung unter Herrn H. Ruff's Leitung alle Stücke sorgfältig gesammelt sind, die Zusammensetzung möglich werden; interglaziär. Etwa 5 Monate später stieß man in derselben Grube auf Knochen von Bos, wahrscheinlich priscus.

XVIII. „Im Morgenrot des Lebens“ unter dieser Überschrift hat u. M. Herr Rob. Mielke in der „Gartenlaube“ Nr. 40 von 1904 S. 708 bis 712 einen volkskundlichen Aufsatz über Kindergebräuche veröffentlicht mit hübschen Abbildungen, den ich Ihnen seiner heimatkundlichen Beziehungen halber vorlege. Dasselbst finden Sie u. a. die Berechnung der „Nativität“, das Horoskop, das bei der Geburt des Kindes gestellt (Germ. Mus. Nürnberg), eine niederdeutsche Wohnstube (Kupferstich von J. van Meckenem 15. Jahrh.), einen Patenbrief von 1815, 2 Taufmünzen, Kinderklappern aus ostgermanischen Gräbern der Niederlausitz, Schwingen (Wiegen) teils feststehend auf Gängeln, teils in der Luft schwebend. Endlich: Saugflaschen.

XIX. Hieran anknüpfend zeige ich Ihnen eine zinnerne Saugflasche aus der Gegend von Bad Kissingen in Unter-Franken, die

\*) oder *Elephas trogontherii*; vergl. m. Mitt. in dieser Sitzung bei Nehring Nr. VI unter 82—100.

ich der Güte einer tüchtigen Volkskundigen, der Frau Direktor Ida Vortmann, geb. de Nève (Schwester unsers † Mitgliedes Stadtrat de Nève) verdanke und hiermit dem Märkischen Museum überweise. Die Flasche ist zylindrisch und geht in eine feine durchbohrte Spitze über, so daß das Ganze fast wie eine Pfeffer- oder Salz-Streubüchse aussieht. Man sieht deutlich, daß diese Saugflasche von Kindszähnen „begnabbelt“ (beknabbert) ist.

(Auf Befragen meldet sich niemand in der Versammlung, dem aus unserer Heimat etwas Gleiches bekannt ist.)

XX. „Neue Kunst“, Mitteilungen über neu erscheinende photographische Kunstblätter, herausg. von der hiesigen Photographischen Gesellschaft. Ich lege das Heft 3, Okt. 1904 vor, welches Reproduktionen alter wie neuer Blätter enthält.

XXI. Volkstrachten aus den Kreisen Jüterbog-Luckenwalde und Zauch-Belzig hat u. M. Herr Dr. Reichhelm-Treuenbrietzen in der sehr ansprechenden Form von 12 wohl gelungenen photographischen Ansichtspostkarten zur Darstellung gebracht und die ich herumreiche. Die ganze Serie läßt Herr Dr. R. für zusammen 50 Pf., also für einen ungewöhnlich wohlfeilen Preis an die Mitglieder der Brandenburgia ab und empfehle ich allen denjenigen, die sich für die Kenntnis des Wenigen interessieren, das sich noch an Volkstracht in unserer engern Heimat erhalten hat, die Anschaffung von dergl. Bildchen recht dringend.

XXII. Altes Fachwerkhaus in Groeben (Nuthetal) Kreis Teltow, mit hübscher Türlaube. Phot. und geschenkt von Herrn Referendar Rademacher-Potsdam.

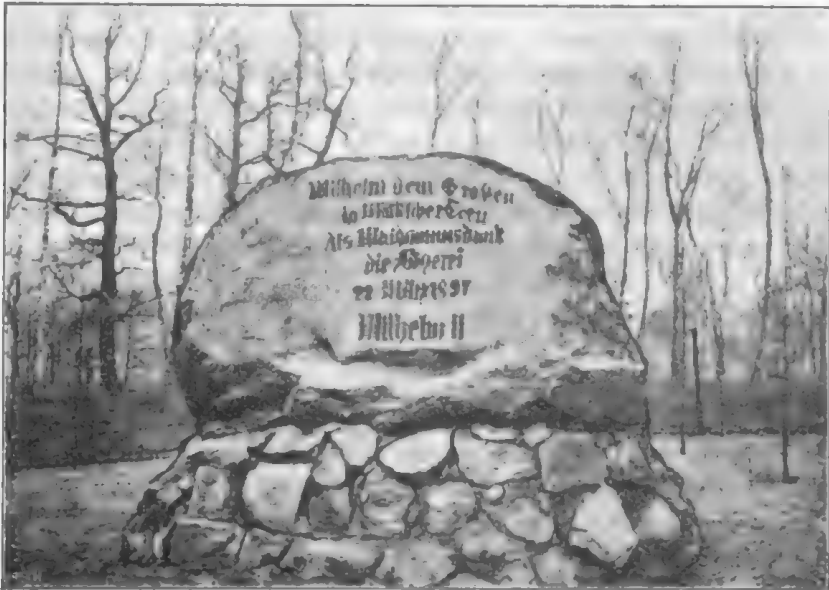
XXIII. 4 von u. M. Herrn Hermann Maurer am 8. August 1904 bei einer Pflugschaftsfahrt nach Kalkberge-Rüdersdorf aufgenommene Photographien, darunter den Aufschluß der Röt-Schichten in dem Gipsbruch, nahe dem Kessel „Alte-Grund“.

XXIV. 5 von Herrn Hermann Maurer am 22. und 23. Mai 1904 bei einem mehrtägigen Aufenthalt in Werbellin aufgenommene Photographien: Steingräberei nahe dem Südufer des Werbellin-Sees; Ufergelände am Südrande des Werbellin-Sees unweit Eichhorst; Uferpartie bei Eichhorst nahe dem Askanierturm unweit dem Werbellin-See; Falkenbergsche Kiesgrube unweit Gross-Ziethen bei Joachimstal i. M.; endlich: Am Moränen-Blockwall (Endmoräne) bei Gross-Ziethen dicht unter dem Blockwall in grobem Kies und Geröll entdeckte Herr H. Maurer in meiner und Herrn Falkenberg's jun. Gegenwart ein rechteckig zugeschnittenes Stück Braunkohle, im unverritzten Diluvium, also in dieser Zeit durch Menschenhand gegangen. Das interessante Stück ist auf der Greifswalder Anthrop. Vers. vom 3.—6. August v. J. ausgestellt gewesen und liegt im Märk. Museum.

XXV. Eine Photographie des Kaiser Wilhelm-Gedenksteins bei Hubertusstock mit der Inschrift:

Wilhelm dem Grossen  
in märkischer Treu  
Als Waidmannsdank  
die Jägerei.  
22. März 1897.  
Wilhelm II.

Eine Reproduktion des im Goldinerschen Verlage erschienenen Blattes folgt hierunter.



Der Block ist in der Schorfheide gefunden, anscheinend Granit und gelagert auf einem Unterbau von kleineren Findlingsblöcken.

XXVI. U. M. Herr Carl Schack hat die große Güte gehabt, wiederum eine beträchtliche Anzahl von Ansichtspostkarten zu stiften, welche sich hauptsächlich auf Driesen N./M. und Umgegend, sowie auf Guscht beziehen. Bei der Auswahl hat geholfen unser früheres Mitglied Herr Hauptmann a. D. Adolf Reckling, Schwiegervater des Herrn Schack. Am 23. Juli d. J. waren es 25 Jahre, daß Herr Reckling zum Bürgermeister von Driesen gewählt wurde, welchen Posten der am 22. Februar 1840 geborene Herr noch in voller Rüstigkeit versieht. Die Driesener Zeitung vom 23. Juli 1904 und eine Festlieder-Sammlung zur Jubiläumsfeier des wackern Stadtoberhauptes wird ausgelegt.

XXVII. Von Herrn Alexander Giertz, Pfarrer zu Petershagen, unserm verehrten Mitgliede, liegt die bereits in der September-Sitzung angekündigte Besprechung des I. Jahrbuchs für Brandenburgische Kirchengeschichte, wie folgt, vor.

Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Brandenburgische Kirchengeschichte von D. Dr. Nikolaus Müller, Professor der Theologie an der Universität zu Berlin. I. Jahrg. Berlin. 1904. Kommissionsverlag von Martin Warneck.

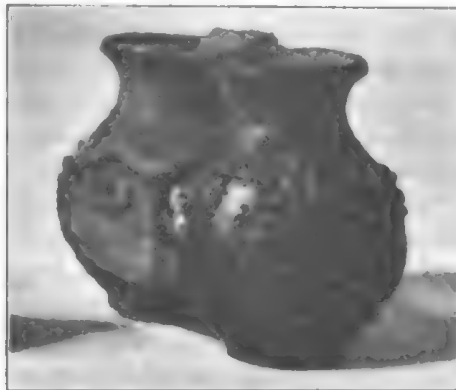
Der am 26. September 1902 in Berlin gegründete „Verein für Brandenburgische Kirchengeschichte“, welcher bestrebt ist, zur Erforschung, Sammlung, Veröffentlichung und Verarbeitung aller auf die märkische Kirchengeschichte bezüglichen Quellen und Nachrichten die nötige Anregung zu geben und möglichst jeder Gemeinde eine Darstellung ihrer kirchlichen Vergangenheit zu bieten, ist im Februar d. J. mit seinem 1. Jahrbuch wirksam in die Öffentlichkeit getreten. Zwar nennt der Herausgeber im Vorworte des 307 Seiten starken Bandes die erschienenen Arbeiten eine erste „bescheidene“ Vereinsfrucht; aber ein eingehenderes Studium des Inhaltes macht dem Leser dieses „bescheiden“ sehr bald verschwinden mit dem lebhaften Wunsche: Vivant sequentes! — Es sind im Werke, das insgesamt neun Abhandlungen enthält, Thematata verschiedenster Gebiete der Kirchengeschichte behandelt, und sieht man näher zu, so findet man, daß sie überall wertvolle Aufschlüsse für die Allgemeingeschichte in sich bergen. Eine Wanderung durch die einzelnen mit reichen Quellen versehenen Aufsätze veranschaulicht und beweist dies am besten. I. Der Band setzt mit einer Abhandlung Dr. Brunners „Ketzer und Inquisition in der Mark Brandenburg im ausgehenden Mittelalter“ ein und bespricht auf Grund des Wolfenbütteler Protokolls Leben, Lehre und Verfolgung der märkischen Waldenser in der Ucker- und Neumark, die später mit den Böhmisches Brüdern in Verbindung stehen. Der eingehenden Arbeit ist vielerlei für die Geschichte der Mark zu entnehmen, vor allen Dingen die mögliche Annahme, daß sich unter den Kolonisten unsers Landes bereits flüchtige Häretiker befunden haben, die hier vor der Inquisition sicherer zu sein glaubten als in der alten Heimat. Hierbei darf nicht vergessen werden, daß diese Häretiker sich äußerlich den kirchlichen Gebräuchen vollständig unterordneten und von den Geistlichen wohlwollende Duldung erfuhren. — II. Es folgt Dr. Curschmann „Ein Urkundeninventar des Klosters Spandau“, eine mühsame Zusammenstellung, die zugleich von der Umsicht des Verfassers Zeugnis ablegt. Wie viel ist hier von märkischen Dörfern und deren Verhältnissen in ältester Zeit die Rede! — Mit 2 Abhandlungen ist der Pfarrer D. Dr. Bossert vertreten: III. „Zur Biographie des Reformators

von Guben.“ VIII. „Die Kirchenheiligen der Provinz Brandenburg.“ Gibt der erstangeführte Aufsatz die Geschichte der wechselnden Geschichte des Magisters Leonhard Beier (oder Reiff) und damit die der Gubener Reformation, so weist der zweite überzeugend darauf hin, daß die Vorliebe für besondere Kirchenheilige in der Mark kein bloßer Wahlzufall ist; sie sind „mitgebracht“ und lassen die Kolonisationsrichtung erkennen. — Als eine überaus sorgfältige und darum ergebnisreiche Arbeit von hohem Werte stellt sich dar: Professor D. Dr. Nikolaus Müllers: „Die Kirchen- und Schulvisitationen im Kreise Belzig 1530 und 1534 und Nachrichten über die Kirchen- und Schuldiener in diesem Kreise während der Reformationszeit.“ S. 58—222. Der Gelehrte baut seine umfangreiche Behandlung in erster Linie auf den noch erhaltenen Visitationsprotokollen auf, gibt die abweichenden Lesarten und, wie es die Überschrift andeutet, eine große Menge Lebensläufe der in den Urkunden nur kurz angeführten Geistlichen, Küster, Schulgesellen usw. Im Vordergrund der kirchlicherseits getroffenen Anordnungen stehen Luther und verschiedene Reformatoren bzw. „Wittenberger.“ Die nur dürftigen Reste der kurbrandenburgischen Visitationen und Anordnungen werden im Spiegelbilde dieser Arbeit bedeutend ergänzt und wesentlich klarer. Von hohem Interesse sind auch die gebotenen Blicke in städtische und dörfliche Verhältnisse jener Zeiten für das allgemein-geschichtliche Gebiet. — Daran schließt sich V. Parisius: „Die Teltower Einigung“ und zeigt uns, kritisch beleuchtet, den ersten Anstoß zur märkischen Reformation, den eine Besprechung des 18. Aprils 1539 gegeben. An diesem Tage bekundeten auf dem Sitze der von Schwanebeck in Teltow zehn märkische Edle dem Brandenburger Bischof Mathias, daß sie der Reformation sich anzuschließen gewillt seien, der Übertritt Joachims II. am 1. November 1539 ward damit gleichsam eingeleitet. — VI. Desselben Verfassers: „Bartholomäus Rieseberg, ein altmärkischer Stadtpfarrer der Reformationszeit“ zeigt uns die Reformation Gardelegens und die Lebensführungen des Gardelegener Reformators. — VII. Dr. Stolze: „Aktenstücke zur evangelischen Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms I.“ hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, das zu sammeln, abschriftlich zu geben und historisch-eingehend zu behandeln, was der Titel seiner Abhandlung besagt. Vor allen Dingen aber kommt es dem Verfasser darauf an, für die kirchenpolitischen Maßregeln des Königs die gleichzeitige Tendenz seiner allgemeinen Politik mit im Auge zu behalten und ihre Wechselwirkung darzustellen. Das gebotene reichhaltige Material an Urkunden ist für das Studium der Geschichte Friedrich Wilhelms I. von hohem Werte. — Das Jahrbuch schließt mit IX. Dr. Vorbergs „Eine Aufgabe für die Kirchengeschichte im kleineren Kreise.“ Der Verfasser weist mit Recht

darauf hin, daß die Geschichte der Kirche mit der ihrer Diener zusammenfällt und daß unser Pfarrhaus Jahrhunderte hindurch mit „das Vaterhaus der deutschen Wissenschaft“ gewesen. Aus solchen Gesichtspunkten heraus will er für die Aufstellung der Geistlichenreihen an den einzelnen Kirchen das Interesse erwecken und holt aus dem Staube der Vergessenheit in dankenswerter Weise „Kohlhards: Ara eucharistica“ hervor. In diesem Werke des Müncheberger Superintendenten Colhardus, welches 1704 erschien und 1728 vergrößert noch einmal herausgegeben wurde, sind eine Menge biographischer Notizen über die Geistlichen der verschiedensten Pfarren zusammengetragen. Ganz besonders wertvoll und interessant ist aber die Tatsache, daß die heutigen Geistlichen der behandelten Parochien ihre Akten für jene Zeit und für jenen Zweck kaum noch vollständig haben dürften, also gleichsam Neues und vielleicht für unerforschbar Gehaltenes erfahren. — Dem Vereine und seinem Jahrbuche aber noch einmal ein herzliches: *Vivant sequentes!*

XXVIII. Herr Kustos Buchholz:

a. Bei Baugrund-Ausschachtungen und anderen Erdarbeiten in den alten Stadtteilen Berlins ist fast immer unter den verschiedenen mittelalterlichen Wirtschafts-Resten auch Töpferware zum Vorschein gekommen, von der ich schon öfter Topf-Typen zur Vorlage gebracht habe. Von den in den letzten Monaten im Baugrunde des neuen Städtischen Verwaltungsgebäudes gefundenen und durch unser Mitglied, Herrn Stadtbaumeister Broniatowski geretteten Gefäßen verdient eine bisher aus dem Mittelalter noch nicht bekannte Form, ein Drillingsgefäß, besondere



(Drillingsgefäß No. 1.)

Beachtung. Es besteht aus drei am Bauchrand und durch einen überstehenden Henkel verbundenen vasenförmigen Gefäßen mit sehr primitiver gelblicher Glasur und aufgelegtem Rosetten-Ornament. Das Gefäß ist nicht etwa auf dreierlei verschiedenen Inhalt berechnet, vielmehr sind die Hohlräume durch je ein Loch so verbunden, daß der flüssige Inhalt



kommunizieren kann. Es dürfte sich deshalb wohl um eine Blumenvase handeln und zwar für Sonderung von dreierlei Blumen. Von den 3 Teilgefäßen ist leider das dritte abgebrochen, wie aus der Fig. 1 ersichtlich.

Nach der Töpfereitechnik, der Glasur und dem Ornament ist das Gefäß im 15. Jahrhundert gefertigt worden. Sehr merkwürdig ist die Analogie mit jenen, um etwa 2000 Jahre älteren prähistorischen Drillingsgefäßen, die oft als Beigefäße (Tränenurnen) in den Niederlausitzer Gräbern vorkommen und von denen eins hier abgebildet wird.



(Drillingsgefäß No. 2.)

Die Ornamentierung mit aufgelegten Rosetten scheint im 15. Jahrhundert beliebt gewesen zu sein, denn das Märkische Museum hat mehrere Gefäße mit ähnlichem Ornament und gleich unvollkommener Glasur, von denen namentlich einige Töpfe aus dem ehemaligen Kloster zu Soldin in den Anfang 15. Jahrhunderts datiert sind. Bei der weiteren Entwicklung der Töpferei während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, von dem sogenannten Steinzeug bis zur Bunzlauer Töpferware, ist denn auch dies Ornament in ähnlicher Form beibehalten worden.

b. Als Beitrag zur Biographie Gneisenaus lege ich einen Brief desselben, der zufällig in das Märkische Museum gelangt ist, vor:

Wohlgeborene, Hochzuehrende Frau!

Nach so vielen glücklichen Ereignissen ist das Gefühl der Freude darüber dennoch nicht rein und mit Schmerz gemischt, da uns so viele fehlen, mit denen wir uns zu freuen gedachten. Unter diesen steht mit obenan mein Freund Schröder, Ihr Gemahl, den ein so sehr frühzeitiger Tod dahingerafft hat. Die Nachricht von diesem mir so schmerzlichen Verlust traf mich mitten in den großen Weltereignissen und war eben nicht geeignet, die Geistesruhe, die dabei so nöthig ist, mir zu erhalten. Ich habe einen Freund an ihm verloren, der mir durch seinen Patriotismus und seine Intelligenz und Gewandtheit gleich hoch-

worth geworden war und den ich zu beklagen nie aufhören werde.

Es hat mir leid gethan, dass Ihre frühe Abreise von hier mich des Vergnügens beraubt hat, Sie und Ihre Kinder, und darunter meinen hübschen ehrlichen Pathen zu sehen. Grüßen Sie selbige von mir recht herzlich.

Eingeschlossenen Brief habe ich an Herrn Kaalsow gerichtet. Solcher betrifft eine Geldangelegenheit aus London vom Jahre 1812 her, die Herr Kaalsow mit mir abgemacht hat und da selber vielleicht noch die Angelegenheiten des Hauses leitet, so kann er mir darüber Auskunft geben. Wäre Herr Kaalsow etwa nicht gegenwärtig, oder stände er den Geschäften des Hauses nicht vor, so bitte ich Sie, den Brief zu öffnen und ihn demjenigen zu übergeben, der den Gegenstand etwa kennen möchte.

Mögen Sie und die Ihrigen fortan einer ungestörten Zufriedenheit geniessen. Erhalten Sie ein wohlwollendes Andenken

Ihrem

ganz gehorsamsten Diener

Gr. v. Gneisenau.

Berlin, d. 29. Septbr. 1814.

c. Eine zinnerne Schraub-Medaille ist mir hier von Herrn Schack übergeben, deren beide Außenseiten allegorische Darstellungen auf das Hungerjahr 1816 und auf das darauf folgende fruchtbare Jahr 1817 zeigen, während innen ein gedrucktes Tableau der Nahrungsmittelpreise des Teuerungsjahres 1771 eingeklebt ist. Das Märkische Museum besitzt eine Anzahl Hunger-Medaillen aus den Teuerungs-Jahren 1771 und 1847, die in Sachsen und in Schlesien geprägt sind.

XXIX. Herr Oberlehrer Dr. Spatz: Historische Streifzüge durch den Süden des Teltow.

Das Nuthetal ist an historischen Erinnerungen sehr reich. Nowawes, die Weberkolonie aus der Zeit Friedrichs des Großen, Drewitz, das alte, früher dem Kloster Lehnin gehörige Dorf, Saarmund, heute ein weltvergessener Winkel, der aber im Mittelalter als Zollhebungsstätte eine gewisse Rolle spielte, Gröben, das idyllische Dorf, dessen Kirche viele Erinnerungen an die Familie von Schlabrendorf birgt, Beuthen endlich, zur Zeit des Kurfürsten Friedrich I. „Castrum Buten“, seit der Wende des 16. Jahrhunderts der Sitz der noch heute blühenden Familie v. Goerzke, — alle diese Ortschaften passiert man, wenn man von Potsdam aus das Nuthetal aufwärts nach Trebbin zu wandert. Dieses kleine Städtchen, dessen Name volkstümlich von „Treib'ein!“ hergeleitet wird, mit welchen Worten die Raubritter ihre Schergen ermahnt haben sollen,

Gefangene in unterirdische Verließe hineinzutreiben, ist die Heimat eines Zeitgenossen von Eustachius von Schlieben, des Stadtschreibers Bartholomäus Krüger, der in seinen Schwänken des Hans Clauert den berühmten Amtshauptmann Joachims II. historisch in durchaus zutreffender Weise, wie eine Vergleichung des Krügerschen Werkes mit den Akten des Geh. Staats-Archivs ergibt, dargestellt hat. Zum Schluß wies der Vortragende auf die zahlreichen Funde hin, die gelegentlich der Ausschachtungsarbeiten für den Teltowkanal, besonders im Bäketal, gemacht worden sind.

XXX. Nach der Sitzung begaben sich die Mitglieder zu einem zwanglosen Beisammensein ins Restaurant „Alt Bayern“ Potsdamerstr. 10/11.

## Kleine Mitteilungen.

### Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206; VII, 193—199; X, 98—104 u. 137—140.) Die Wörter „Fisch“ und „Fischerei“ werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren (Krebsen, Seehunden etc.) gebraucht.)

(Fortsetzung von No. 8).

Über die „Landpartien der Aale“ haben wir vor Jahr und Tag aus unserem weiten Leserkreise sehr reiches Material gesammelt und dasselbe Fachgelehrten unterbreitet, welche indes in Bezug auf die Landwanderung dieser Fischart bei ihrem Zweifel verharreten. Jetzt veröffentlicht in der „Deutschen Fischerei-Zeitung“ Herr Hermann Danner in Linz zu dieser Frage folgende Tatsachen: Über die Wanderung des Aals auf das Land wurde seit langer Zeit viel polemisiert, ohne daß diese Streitfrage in vollkommen befriedigender Weise entschieden wurde, bis endlich vor einem halben Jahre Herr Dr. Quistorp in Greifswald und Herr Fischermeister Hübner in Oranienburg an der Hand zweier Beispiele sich so dezidiert dagegen aussprachen, daß man sie füglich als abgetan hätte betrachten können. Auch ich zweifelte nicht mehr daran, daß der Aal das Wasser nicht verlasse und ging deshalb um so vorsichtiger zu Werke, als ich gestern auf einen Fall stieß, welcher das Gegenteil dieser Ansicht beweisen sollte. Der Sachverhalt ist folgender: Im August dieses Jahres beauftragte mich der Generaldirektor der österreichischen Waffenfabrik, Herr Joseph Werndl, welcher zu Ehren des Kaiser Franz Josef ein Fischerfest veranstalten wollte, ihm zu diesem Zwecke Fische beistellen zu wollen, welche ich für geeignet halte, das Interesse an seiner Fischausstellung zu erhöhen. Zu diesem Behufe verschaffte ich ihm u. a. zwanzig Stück große Aale aus Böhmen, welche in eines der in seinem großen Parke zahlreich vorhandenen Bassins eingesetzt wurden. Einige Wochen darauf machte der dort bedienstete Fischmeister Herr Ignaz Fuchs die Wahrnehmung, daß die Anzahl der Aale immer kleiner wurde, und als er sie abzählte, fand er, daß 9 Stück fehlten. Seinen Nachforschungen gelang

es, ein Stück in einem südlich im Parke gelegenen, mehrere hundert Schritte vom Aalbassin entfernten Teiche, welcher mit der Wasserleitung der Bassins in gar keiner Verbindung steht, zu entdecken. Er machte mir Vorwürfe, weshalb ich ihn nicht darauf aufmerksam gemacht hätte, daß das Bassin zugedeckt werden müsse, damit die Aale nicht herauskriechen könnten; doch ich schenkte seiner Angabe keinen Glauben. Am 6. Oktober, Nachmittags 4 Uhr bemerkten jedoch die mit der Anlegung neuer Aufzuchtgräben beschäftigten Arbeiter einen Aal, welcher über einen mit sehr kleinen Kieselsteinen bedeckten Parkweg schlangenförmig kroch. Er wurde von einem derselben erfaßt und an seinen früheren Aufenthaltsort gebracht. Am 14. Oktober wurde ein drittes Stück in einem westlich ebenfalls ganz abgesonderten und sehr entfernt gelegenen Teiche eingefangen. Die übrigen noch fehlenden sechs Stück konnten in dem weitläufigen mit Aufzuchtgräben, Bassins und Teichen reichlich versehenen Parke bisher noch nicht aufgefunden werden. Ich habe mit Herrn Fuchs und den betreffenden Arbeitern diese Angelegenheit eingehend besprochen, die darauf bezüglichen Orte genau besichtigt und mancherlei Fragen an sie gestellt, aus deren Beantwortung ich die Überzeugung schöpfte, daß ihre Angaben wahr sind. Demnach kann ich nicht mehr an der Wanderung des Aals über das Land zweifeln.

Berl. Tagebl. 28. 10. 1880.

Über die vermeintlichen **Landpartien der Aale** existiert eine förmliche, von Übertreibungen strotzende Kleinliteratur; namentlich sollen die Tiere in die feuchten Gärten gehen, um Erbsen zu fressen. In Büsum, an der Westküste von Holstein, nahm ich vor Jahren in einer Wehle, einem hinter dem Deich durch Sturmflut entstandenen morastigen Gewässer, am Fang von Aalen teil. Eine ganze Anzahl flüchtete sich nicht nach dem Wasser zurück, augenscheinlich, weil die Aale glaubten, hier von den Fischern abgeschnitten zu werden und verkrochen sich, wie Würmer, binnenwärts im sumpfigen Boden. Auch eine Landpartie der Aale, aber eine erzwungene.

E. Friedel.

Die hiesigen Zeitungen entnommene Notiz von der Strandung eines der „Fischerei-Compagnie Berlin“ gehörigen Schleppdampfers mit Aalen im Werte von 16000 M. (Einkaufspreis) wird jetzt von der Ostsee-Zeitung insofern als irrtümlich bezeichnet, als nicht ein Dampfer mit Aalen, sondern die Quatze des Wolliner Fischhändlers Stöwahse, welche für Rechnung der hiesigen Firma L. Busse u. Co. für 5000 M. Aale geladen hatte, gestrandet ist. Von diesem bei Bornholm auf Strand gekommenen Fahrzeug konnte nur das Inventarium geborgen werden. Der „Heinrich“, das einzige der oben genannten Gesellschaft gehörige Dampfschiff, ist seitdem günstig in Wolgast angekommen und am 20. d. von dort wieder abgegangen. Den Verlust, welcher durch die erwähnte Strandung entstanden ist, hat die Firma L. Busse u. Co. zu tragen; die Höhe desselben wird uns alles in allem auf 12000 Mark beziffert.

Berl. Tagebl. 18. X. 1880.

**Zur Krebszucht** bringt das Zirkular Nr. 3 des deutschen Fischerei-Vereins ein Schreiben von Herrn Micha in Berlin, einem der größten Krebshändler in Europa, das für Landwirte, welche zur Krebszucht passendes Wasser besitzen, von Wichtigkeit ist. Dasselbe lautet: „Es eignen sich vorzugsweise zum Aufenthalt von Krebsen a) Landseen, welche klares weiches Wasser enthalten, welche wenigstens an einigen Stellen ziemlich tief, deren Untergrund fruchtbar genug, um den Wasserpflanzen ihr Fortkommen zu gestatten, im übrigen jedoch fest und durchaus nicht sumpftartig beschaffen sind; b) Bäche und kleinere Flüsse, welche nicht zu starken Strom haben, deren Wasser nicht hart und übermäßig kalt, deren Lauf durch Wiesen und Waldungen geht, deren Boden schilfartige Gewächse hervorbringt. Das sind die Bedingungen, welche bei den krebshaltigen Gewässern unserer Provinzen Brandenburg, Pommern, Preußen und in dem ehemals krebssreichen Mecklenburg zutreffen, und der Mangel an derartig beschaffenen Gewässern giebt hinlänglich Aufklärung über das Fehlen von Krebsen in dem größten Teil von Süddeutschland, Frankreich u. s. w. Wenn auch in einzelnen Strömen Frankreichs, wie in der Mosel, etwas Krebse vorhanden, so ist deren Zahl so unbedeutend, deren Qualität so gering, daß dieselben deutschen Krebsen gegenüber eine sehr geringe Rolle spielen. Schon äußerlich unterscheiden sich diese Krebse merklich von den unsrigen, da die untere Seite der Scheren und Füße nicht rot, sondern bläulich grau gefärbt, das Fleisch derselben trocken und kurz ist; man bevorzugt daher in Frankreich unsere „écrevisses à pattes rouges“ sehr merklich vor den wenigen dort einheimischen. Der Vorstand des deutschen Fischerei-Vereins knüpft hieran folgende Bemerkung: Will man nun Krebse in Gewässern, welche sich hierzu eignen, namentlich aber in solchen, welche früher schon einmal Krebse enthalten haben, wieder einbürgern, so ist der Versuch hierzu weder sehr kostspielig noch mühsam. Durch Vermittlung des deutschen Fischereivereins wird man in den Monaten Mai und Juni eiertragende Krebse im Alter von 4—6 Jahren zu dem mäßigen Preise von 1 Mark per 60 Stück beziehen können und dürfte schon ein kleines Quantum geeignet sein, im nächsten Herbst zu beobachten, ob die Krebse, die alten sowohl als die jungen, sich wohl befinden. Dann möge man im Herbst, vielleicht Ende September, zu den ausgesetzten weiblichen Krebsen den dritten Teil männliche zu demselben Preise beziehen und dann die Tiere sich ihrer Entwicklung überlassen. Die Krebse zu füttern wird nicht nötig sein, da dieselben an Würmern und weichen Wurzeln reichlich Nahrung finden.

B. T. Bl. 7. 8. 1880.

**Ca. 2000 Centner Sylvesterkarpfen** sind gestern in die Centralmarkthalle eingeführt worden, nachdem an den vorhergegangenen Tagen die Zufuhr dieses Sylvesterfisches eine ganz enorme war. Die Preise sind trotz des starken Angebots verhältnismäßig gering gewichen. Das Pfund Karpfen wurde gestern je nach Größe und Qualität mit 40 Pfennig bis 1,20 Mark gehandelt. Besonders begehrt sind die Rogenfische, da diese nach einem Aberglauben Geld ins Haus bringen. B. T. Bl. 30. 12. 1900.

**Die Maränen des Schal-Sees.** Zu Beginn des Monats Dezember weilten zwei höhere Regierungsbeamte in Zarrentin, um einem von dem dortigen Fischereipächter veranstalteten Fang auf Maränen beizuwohnen. Bei diesem Fang handelte es sich, wie die „H. N.“ melden, um Studien und Beobachtungen, die von den Beamten angestellt wurden. Das Resultat soll recht befriedigend gewesen sein. Der Schalsee bei Zarrentin hat durch seine Maränen einen gewissen Ruf erlangt. Die mecklenburgische Volkssage weiß von diesen Fischen ein hübsches Histörchen zu erzählen. Als in Zarrentin noch ein Kloster stand, wurde ein Mönch, der jene Fischart in Italien kennen gelernt hatte, von einem derartigen Verlangen nach diesem delikaten Essen ergriffen, daß er dem Teufel seine Seele verhiess, wenn er ihm bis Mitternacht eine Portion Maränen verschaffen könne. Da dem Mönch aber nachträglich der Pakt mit dem Höllenfürsten leid wurde, so stellte er die Uhr um einige Minuten voraus. Als nun um Mitternacht der Böse mit dem Gericht Maränen über den Schalsee gesaust kam, schlug die Uhr im Kloster 12. Vor Ärger, daß er zu spät gekommen war, warf der Teufel die Maränen in den Schalsee, wo sie vortrefflich gedeihen. „Post“, 18. 12. 1901.

**Zeuge eines interessanten Tierkampfes** zu werden, hatte kürzlich ein Bürger von Blankenburg Gelegenheit. Derselbe hörte unweit des sogenannten Hordensteiges in der neuen Schwarza plötzlich auffallendes Rauschen und Plätschern. Hinzutretend sah er eine starke Fischotter mit einem Aal im Kampfe. Die Otter hatte ihr Opfer am Kopfe gepackt und sich mit demselben auf einer Steinplatte am Ufer plaziert, bemüht, dasselbe zu töten. Doch sollte ihr dies nicht so leicht werden. Der Aal umschlang die Otter und brachte sie, indem er sich auf seinen Schwanz stützte, auf den Rücken zu liegen. Im gleichen Momente sprang der Zuschauer die mehrere Meter hohe Mauer hinunter und kam glücklich mit einem Fuße auf das Hinterteil der Otter zu stehen, worauf er den andern auf den Kopf derselben setzte. Mit einer Handwippe, die er bei sich führte, versetzte er der Otter mehrere Schläge auf den Kopf und verwundete sie am Unterkiefer. Hierbei konnte er jedoch nur eine Hand gebrauchen, weil das abschüssige Terrain ihn zwang, sich mit der andern an der Mauer zu halten, wenn er nicht ins Wasser gleiten wollte. Es gelang ihm jedoch, den nunmehr schwachen Aal frei zu machen und auf die Straße zu schlendern. Auch die Otter schien, vom Blutverlust und der Bedrückung erschöpft, sich nicht mehr bewegen zu können; kaum aber fühlte sie sich etwas frei, so stürzte sie sich plötzlich ins Wasser und war verschwunden.

Berl. Tagebl. vom 13. Dez. 1880.

(Fortsetzung folgt).

---

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## 15. (5. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 23. November 1904, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr im grossen Sitzungssaale  
des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20, 21.

Vorsitzender Herr Geh. Reg. Rat Friedel. Von demselben rühren  
die Mitteilungen zu II bis XXXIV her.

### A. Allgemeines.

I. Der Verein der Wasserfreunde, Königgrätzerstrasse 10, bietet  
den Mitgliedern ermäßigte Bäderpreise.

### B. Persönliches.

II. U. M. Herr Paul Offermann ist nach Tientsin übergesiedelt  
und sendet von dort, auch von Peking, Ansichtspostkarten (z. T. japanisches  
Fabrikat nach Zeichnungen, nicht nach der Natur) mit freundlichen  
Grüßen an die Brandenburgia ein. Wir danken hierfür herzlich.

### C. Naturkundliches.

III. Dr. Eduard Zache: Die Landschaften der Provinz  
Brandenburg. Mit 105 Abbildungen bzw. Kartenskizzen im Text,  
23 Bildtafeln und einer farbigen Übersichtskarte. 8°, 338 S. Stuttgart  
Hobbing & Büchle 1905. Dies hervorragende Werk unseres verehrten  
ersten Schriftwarts bildet in dem großen Sammelwerk Deutsches Land und  
Leben in Einzelschilderungen, Landschaftskunden und Städtegeschichten,  
den I. Band der Landschaftskunden. In knapper, markiger Sprache  
schildert der Verfasser zunächst die Provinz als Ganzes, dann die  
einzelnen Landschaften nach ihrer erdkundlichen Zusammengehörigkeit  
und Besonderheit: die Prignitz-Ruppiner Böschung, die Uckermark, die  
Neumärkische Böschung, den Sternberger Horst, das Odertal, die Plateau-  
Inseln des linken Oderrandes, das Spreetal, die Mittelmärkische Bruch-  
zone (Luchzone, Havelmulde, Nordrand, Ostrand, Südrand, Mittel-  
märkisches Seengebiet), den Sächsischen Grenzwall und das Schlesische  
Vorland (Niederlausitzer Oberland, Niederlausitzer Tiefland). An den  
geologischen und tektonischen Aufbau reiht sich allemal der wirtschaft-  
liche Bau und hierauf folgerichtig die geschichtliche Entwicklung des  
Landesteils an.

Aus diesem genetischen Aufbau der Landeskunde ergibt sich ein verläßliches und erschöpfendes Bild, wie wir es von unserer Heimatprovinz noch nicht besitzen. Wir können uns zu diesem vorzüglichen Buch, das allen, die sich mit unserer engeren Heimat beschäftigen, von größtem Nutzen sein wird, vom Standpunkt der *Brandenburgia* Glückwünschen und dasselbe zum Studium auf das Wärmste aus voller Überzeugung empfehlen.

Die Karten und Bilder sind für die vortreffliche Schrift eine höchst schätzenswerte Beigabe.

IV. Über neuerliche Mammut-Funde. Als ich mit der Pflugschaft unseres Märkischen Provinzial-Museums am 16. November 1904 die Teltow-Kanal-Arbeiten zwischen der Beeke-Brücke in Groß-Lichterfelde-Ost und der Neu-Britzer Brücke besuchte, wurden wir von dem bauleitenden Beamten darauf aufmerksam gemacht, daß hier kürzlich wieder 2 Mahlzähne und ein Stoßzahnbruchstück von *Elephas primigenius* gefunden seien und u. M. Herr Grubenbesitzer Franz Körner, der uns demnächst liebenswürdig und gastlich in seinem reichhaltigen Museum Körnerianum an der Jonasstraße zu Rixdorf aufnahm, zeigte uns ferner 3 neue Mammutfunde aus seiner berühmten Kiesgrube in Neu-Britz nahe dem Kanal, 2 Mahlzähne und einen Knochen, die ebenfalls erst vor wenigen Tagen in den Kiesschichten, welche Palaeolith und Eolithen enthalten, ausgegraben worden waren.

Bei der großen Zahl von Mammutfunden aus den Kieslagern, unserer Nachbarschaft und mit Rücksicht auf den in der Oktobersitzung berührten Fund eines ziemlich vollständigen jugendlichen Gerippes eines Elefanten auf der Sohle des berühmten diluvialen Torflagers von Klinge bei Luckau, interessiert es die *Brandenburgia* recht sehr von zwei neuerlichen Funden Kenntnis zu nehmen, die sich auf ganze Gerippe von Mammut beziehen und in Rußland bzw. in Sibirien gemacht worden sind.

a) Der Mammutfund am Ural. Wie russische Blätter im Oktober 1903 berichteten, erschienen vor einiger Zeit bei dem Konservator des Permschen Museums mehrere Bauern aus dem Kreise Perm und erklärten, Mammutknochen gefunden zu haben. Auf diese Mitteilung hin unternahm der Konservator Ostrumow eine Exkursion auf der Kama und fand an dem von den Bauern bezeichneten Orte zahlreiche Knochen eines außerordentlich großen Mammuts, darunter den größten Teil des Schädels, beide Stoßzähne mit den dazu gehörigen Teilen des Kinnbackens, das Skelett beider Vorderfüße und eines Hinterfußes, fast alle Rippen und verschiedene andere Knochen. Einer von den Stoßzähnen ist völlig unversehrt, während der andere einige Absplitterungen aufweist, die augenscheinlich zu Lebzeiten des Tieres entstanden sind. Die Länge des ganzen Stoßzahnes beträgt angeblich 5 Arschin, das sind 3,50 Meter. (?)



Herr Ostrumow ist der Ansicht, daß dort, wo die Knochen gefunden worden sind, vor einigen Jahren aller Wahrscheinlichkeit nach das vollständige Mammutskelett gelegen habe. Das Gebirgsflüßchen habe in den letzten Jahren seinen Lauf gewechselt, sei dabei über den Fundort hinweggeflossen und habe einen Teil der Knochen fortgeschwemmt.

b) Der Mammutfund von der Beresowka. In der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ist seit etwa zwei Jahren das Mammut, dessen Überreste der Konservator Otto Herz im Frühjahr aus Sibirien nach Petersburg schaffte, aufgestellt. Das Gerippe erscheint normal aufrecht, während die ausgestopfte Haut das Tier in liegender Stellung wiedergibt und zwar genau so, wie es der Gelehrte aufgefunden hat, die Vorderbeine gekrümmt, besonders das linke, die Hinterbeine in wagerechter Lage unter dem Leibe. Nach Annahme von Otto Herz ist das Tier zweifelsohne beim Suchen nach Nahrung in eine Eisspalte gestürzt, aus der es nicht mehr emporkommen konnte. Der Fundort war Sredni-Kolynsk an der Berosowka, einem linken Nebenfluß der Kolyma, ungefähr 2000 Werst hinter Jakutsk. Das Gerippe, wie das ausgestopfte Mammut werden in Glaskästen aufbewahrt.

Über dieses merkwürdige Fundstück, das neben dem bekannten Mammutgerippe mit teilweiser Haut und Behaarung aus dem Anfang des 19. Jahrhundert\*) eine unvergleichliche Zierde des großen Staatsmuseums an der Newa bildet, hat sich auf dem 6. Internationalen Zoologenkongreß zu Bern am 16. August d. J. der Staatsrat Prof. W. Salensky ausführlich verbreitet. Die Haut wog über 400 kg, Rüssel und Kopf fehlten, die Zunge war aber da. Sonderbarer Weise fehlte auch der linke Stoßzahn des etwa 25 Jahre alten, also in der Jugendblüte stehenden Tieres. Ich vermute, ohne den Beweis liefern zu können, daß dieser Stoßzahn, ehe Dr. Herz ankam, entfernt und im gewöhnlichen Mammutzahnhandel veräußert worden ist. In Berlin war im vorigen Jahre ein wohl erhaltener recht frischer linker Mammutstoßzahn in einem großen Elfenbein-Geschäft ausgestellt. Denselben hat ein hiesiger vermögender Liebhaber, wenn ich nicht irre, für 4000 Mk., selbstredend vollkommen legal, erstanden, und wohl montiert in seinem Kabinet als Schaustück aufgestellt. Ich möchte beinah glauben, wie gesagt, ohne den strikten Beweis zu führen, daß dieser Zahn zu dem Beresowka-Mammut gehört. Sehr interessant ist der Mageninhalt und der des Rachens, denn das Tier erstickte in einer nur oberflächlich bedeckten tiefen, durch Eisschmelzwasser ausgehöhlten Grube so schnell, daß es die im Maul befindliche Nahrung nicht mehr hinunterschlucken konnte.

---

\*) Von diesem älteren Mammut-Kadaver besitzt das Zool. Museum der Universität zu Berlin, wie uns dessen Direktor, unser Ehrenmitglied Geheimrat Dr. Carl Moebius bei einer Führung der Brandenburgia daselbst zeigte, Proben der dicken Hautschwarte und des langen pferdeschwanzartigen grauschwarzen Haars.

Das vorgedachte i. J. 1806 von Adams nach St. Petersburg geschaffte Mammut hatte in den Schmelzfalten der Mahlzähne nach des berühmten Akademikers von Brandt Feststellung lediglich Reste von Koniferen, insbesondere Nadeln. Das Beresowka-Tier dagegen Steppen- und Tundren-Pflanzenreste, z. B. *Carex spec.* (Sumpf-Seggen), *Papaver alpinum* (den gelbblühenden Alpenmohn), *Ranunculus acer var. borealis* (nordischer Hahnenfuß), *Thymus Serpyllum* (Thymian oder Quendel), alle Pflanzen mit Samenbildung, so daß das Tier während der für dasselbe beim Überschreiten der Schnee- und Eisfelder besonders gefährlichen Hochsommerzeit verunglückt ist.

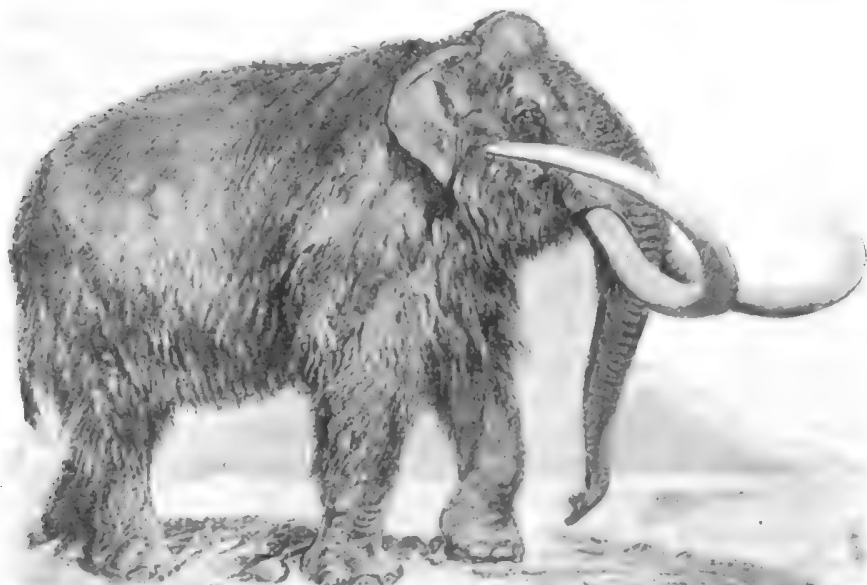
Palaeontologisch und stratigraphisch gesprochen gehört diese Mammut-Region Sibiriens in die Eburnéen-Gruppe des Quaternär, etwa entsprechend der Facies von Goyet (Goyetien), also in die Gruppe, welche dem eigentlichen Tarandien oder der Facies von Chaleux (Chaleuxien) vorangeht. Klima und Flora Sibiriens haben sich seither nicht geändert, unter dem Goyetien liegt noch heut das aus der letzten großen Vergletscherung Sibiriens und vielleicht auch Europas herrührende Grund- oder Kerneis 100 und mehr Meter dick, starr und unveränderlich als eine feste Gebirgsmasse.

Weshalb ist also das Mammut, wenn sich in den äußerlichen Naturverhältnissen nichts wesentlich verändert hat, ausgestorben, das Mammut, das eine Bauchmähne von 50 cm, unter den längeren etwa 20 cm langen Steifhaaren einen dichten Pelz von 2 bis 3 cm langen Wollhaaren, eine feste Lederhaut von 2 bis 3 mal der Stärke der dicksten heutigen Elefantenhaut und darunter noch etwa 9 bis 15 cm dicken Speck als Schutz gegen Wind und Wetter mit sich führte? — Salensky sagt, hauptsächlich durch die unbarmherzige und unablässige Verfolgung seitens des stets hungrig herumschweifenden quaternären Menschen. Das höchstwahrscheinlich gutmütige und unbeholfene Tier konnte sich diesen Nachstellungen gegenüber auf die Dauer nicht erhalten, zumal bei dem allen Elefantenarten eigenen schwachen Nachwuchs. Dazu kam natürlich auch, wie im vorliegenden Falle, das gelegentliche Verunglücken in Sümpfen, Eisspalten u. dgl.

Ich vermisse nun angesichts der fortdauernden Auffindung von Mammutresten (von Kadavern und Teilen von solchen, von Gerippen, Gerippenteilen) die direkten Spuren des Menschen. Darauf müßten die russischen Forscher ihre Aufmerksamkeit viel mehr als jetzt richten und uns die Waffen und Werkzeuge der mit dem Mammut gleichzeitigen Einwohner Sibiriens vorlegen. Man sollte für den Nachweis solcher Spuren namhafte Belohnungen aussetzen, müßte allerdings gegen Betrügereien gerade hier sehr vorsichtig sein.

Die Folgerungen, die sich aus den geistvollen Ausführungen W. Salenskys für unsere Mammutzeit ergeben, will ich heut nicht weiter

verfolgen, aber ich möchte Ihnen doch noch ein Bild des nordischen Elefanten wiedergeben, das wir einer vortrefflichen Darstellung Dr. Wilhelm Kobelts in Schwanheim a. Rhein\*, (Zeichnung des bewährten



Tiermalers August Spech) verdanken. Hinzugefügt sei noch, daß die Mammutzähne, das Paar bis 200 kg schwer, daß die Ohrmuscheln im Vergleich mit dem gewaltigen Ohr des afrikanischen Elefanten und selbst noch mit dem weit kleineren Ohr des vorder- und hinterindischen, ceylonischen und sumatraschen Elefanten winzig zu nennen sind und daß das Mammut nur vier Zehen besaß, die heutlebenden, sämtlich fünfzehigen Elefanten also osteologisch vom *Elephas primigenius* nicht ableitbar erscheinen.

V. Schutz der nützlichen und anmutigen Vogelwelt! Die Brandenburgia hat es von Anbeginn als eine besondere Pflicht erachtet, schützend und schirmend für die Natur und ihre Erzeugnisse, die Pflanzen- und Tierwelt einzutreten. Heute gilt es unseren lieblichen gefiederten Freunden, die, wenn sie uns verlassen, auf ihren Zugstraßen

\*) Das ausgezeichnete Werk des mir seit vielen Jahren speziell als Malakologen befreundeten Verfassers „Die Verbreitung der Tierwelt“. Mit 17 Tafeln und zahlreichen Textabbildungen. Verlag von Chr. Herm. Tauchnitz-Leipzig, kann ich unserem Leserkreise nur auf das Wärmste als gediegen und zuverlässig im Inhalt und glänzend in der Darstellungsform empfehlen.

nach dem wärmeren Süden einem schonungslosen Massenmord unterworfen werden. Es ist aber nicht die Leckerhaftigkeit allein, die dies verschuldet, sondern auch die gedankenlose Modetorheit, welche um ein paar bunte Federn auf dem Hut zu tragen, nicht daran denkt, wie viele Vögel deshalb ihr Leben lassen müssen. Jetzt soll durch einen Bund Gleichgesinnter der Versuch gemacht werden, den Vögeln Schutz zu gewähren. Ein Aufruf drückt sich hierüber wie folgt aus. Die beständige Verminderung unserer nützlichen Vogelarten, besonders der Singvögel, bildet seit langer Zeit eine ernste Sorge der Ornithologen und sonstiger Vogelfreunde. Die Ursachen hierfür sind, abgesehen von der Steigerung von Kultur und Verkehr, in einer unverständigen, oft grausamen Verfolgung der Vögel zu suchen. So wurden zum Beispiel in Montegrado bei Mailand — einer Strichstelle für Zugvögel — an einem einzigen Tage 300 kg Schwalben mit Netzen gefangen, und die Ziffer der alljährlich auf diese Weise in den südlichen Ländern getöteten Vögel geht hoch in die Hunderttausende. Leider ist auch Frau Mode an diesen Massenmorden beteiligt, da die Verwendung von Vogelbälgen zu Modezwecken seit Jahrzehnten der Massenvertilgung Vorschub geleistet hat. Dies beweist nichts schlagender als die Tatsache, daß allein von einer französischen Modefirma in einem Jahre 25 000 Stieglitze bestellt, und daß nach einem englischen Berichte auf einer Auktion an einem Tage 600 000 kleine Vogelbälge für Modezwecke verkauft wurden. Dieser grausamen Modetorheit zu steuern, hat sich der unter dem Vorsitz der Frau Gräfin von der Groeben ins Leben gerufene Internationale Frauenbund für Vogelschutz zur Aufgabe gemacht, der in engem Anschluß an die Bestrebungen der bereits bestehenden Vereine, besonders der Tier- und Vogelschutzvereine, wirkt. Den Mitgliedern dieses Frauenbundes wird es zur Pflicht gemacht, die zu Modezwecken dienende Verwendung von Vogelbälgen im ganzen und in Teilen, sowie von Federn, mit Ausnahme der Federn des Straußes, des Haus- und Jagdgeflügels, nicht nur selbst zu vermeiden, sondern auch nach besten Kräften bei Angehörigen und Untergebenen zu verhindern. Daneben ist es das Streben des Bundes, das Verständnis und das Interesse für unsere heimische Vogelwelt zu wecken und zu fördern. Da nur bei reger Beteiligung der Frauenwelt ein baldiger Erfolg zu erwarten ist, werden hiermit alle deutschen Frauen aufgefordert, dem Verein beizutreten. Der Mindestbetrag beträgt jährlich 50 Pf.; eine einmalige Gabe von 20 Mk. an bewirkt die lebenslängliche Mitgliedschaft. Anmeldungen sind an die Geschäftsstelle des Internationalen Frauenbundes für Vogelschutz, Berlin W., Potsdamer Straße 138 I. oder an den Schriftführer, Oberleutnant a. D. Sievers, Berlin W. 15, Pfalzburger Straße 8 II, zu richten. Wir empfehlen den Beitritt zu diesem Bunde unseren Mitgliedern, Gönnern und Freunden, insbesondere unseren Damen, recht angelegentlich.

### D. Kulturkundliches.

VI. Zum Sankt-Nikolastag: 6. Dezember. Der berühmteste von allen sechs Heiligen dieses Namens ist derjenige Nikolaus, dessen Gebeine noch jetzt zu Bari in Unter-Italien eine fast abgöttische Verehrung genießen und dorthin durch frommen Diebstahl gelangt sein sollen. Schon als Säugling war St. Nikolas ein frommes Geschöpf, denn schon damals fastete er freiwillig zweimal in der Woche. Während der in Lycien um 300 verheerend auftretenden Pest verrichtete der spätere Bischof von Myra Wunder christlicher Liebe. Aus seinem Sarge schwitzt noch jetzt ein heilsamer Balsam. Geachtet\*) und verehrt wird er noch jetzt als Schutzpatron der Kaufleute, der Reisenden, der in Gefahr schwebenden Schiffer und Fischer, der Armen und der lieben Kinderwelt. Unzählige Nikolaikirchen — viele in unserer Provinz mit Berlin — erinnern an den schutzgewaltigen St. Nikolas, Klaus oder Klaas. Sein Kalendertag hat noch heute etwas ungemein Volkstümliches. In West- und Nordwestdeutschland gibts da vielfach eine regelrechte Bescherung. Unter Mummenschanz und mancherlei Halloh geht Sankt Nikolaus um, den artigen Kindern zur Freude, den unartigen zur Strafe. In Süddeutschland kommt er oft im Gewande, mit der Mütze und dem Stabe eines Bischofs. Fast immer ist er als alter Mann mit langem weißen Barte gedacht und erinnert so an seinen Freund und Kollegen, den Pelzmärte, oder, wie er bei uns und überhaupt in Mitteldeutschland heißt, den Knecht Ruprecht. Ein beliebter Brauch ist es, daß die Kinder beim Schlafengehen ihre Schuhe mit etwas Futter für das Nikolauspferd vor die Stubentür setzen, in Berlin meist leere Schüsselchen; am anderen Morgen finden sie dafür Spielsachen und Leckereien vor. Natürlich will St. Nikolaus um seine Schätze hübsch gebeten sein. Das geschieht durch althergebrachte Reime, z. B.: „Sankt Niklas, gottsheiliger Mann, zieh den besten Rock dir an und reit darin nach Spanien, hol Äpfel von Oranien und Birnen von dem Baum!“ Früher gabs auch

---

\*) Die älteste und eigentliche Nikolai-Kirche ist San Nikola in dem erwähnten apulischen Bari, 1087 von Robert Guiscard erbaut, um die aus Myra in Lycien hergebrachten Gebeine des Heiligen aufzunehmen. In der Kirche befindet sich u. A. der Grabstein Roberts Grafen von Bari, Protonotar des grausamen Carl von Anjou. Der Protonotar leitete den blutigen Prozeß gegen den unglücklichen Konradin von Hohenstaufen und ward von Carls Schwiegersohn an derselben Stelle, wo er das Todesurteil verkündete, niedergehauen. In der recht unbequem zugänglichen Krypta befindet sich ein silberner Altar mit Reliefs angeblich von 1319, welcher die Gebeine des Heiligen Niklas enthält, die das „Manna di Bari“, eine wundertätige, besonders von den Russen geschätzte Flüssigkeit ausschwitzen. Es ist aber zu beachten, daß das Fest dieses eigentlich uns Märker besonders angehenden St. Niklas nicht etwa am 6. Dezember, sondern am 6. Mai gefeiert wird, zu dem Tausende von Pilgern namentlich aus den benachbarten albanesischen Dörfern der Provinz Bari herbeiströmen.

wohl ganze Sankt Nikolaus-Spiele mit Verkleidung und Wechselrede. Nikolaus brummte da immer erst ein wenig, etwa so: „Ach, heiliger Christ, wenn ich dir wollte die Wahrheit sagen, hätt' ich über die Kinder viel zu klagen. Sie können nichts als Bücher zerreißen und die Blätter in alle Winkel schmeißen; solche Possen treiben sie! Ach, heiliger Christ, hätt' ich Macht wie du, ich schlüge mit Ruten und Peitschen zu!“ Aber schließlich gibt sich Sankt Nikolaus immer zufrieden, und die Kleinen kommen mit dem Schrecken davon. Eins kündigt er in jedem Falle an: die Nähe des Weihnachtsfestes, und schon darum ist er der Kinderwelt ein hochwillkommener Gast.

Wir begrüßen es daher, daß unsere Abteilung des Vaterländischen Frauenvereins, in dessen Vorstand sich besonders die verehrte Gattin unseres zweiten Vorsitzenden, die Frau Geheime Justizrat Uhles durch Nächstenliebe und umsichtige Leitung seit Jahren hervortut, am 3. und 4. k. Mts. ein St. Nikolasfest im hiesigen fiskalischen Ausstellungspark an der Straße Alt-Moabit für Wohltätigkeitszwecke veranstalten wird. Auf ausdrücklichen Wunsch des Herrn Geheimrat Uhles habe ich mich hierzu über Dasjenige, was an St. Niklas-Gebäuchen sich noch in Berlin und der Mark Brandenburg erhalten habe, etwa wie nachstehend geäußert.

In dem ebengenannten Gebiet sind noch drei Vorstellungskreise erhalten.

In der Mark erscheint St. Niklas am 6. Dezember mit dem Christkindlein und seinem getreuen Diener Ruprecht in den Häusern einen Sack auf dem Rücken, aus dem wohl die (ausgestopften) Beinchen eines unartigen Kindes, das er dorthin eingesteckt, hervorsehen. Er fordert die Kinder zum Beten auf; wenn sie ihr Weihnachtslied gut aufsagen und von den Eltern belobt werden, so beschenkt er sie mit Pfefferkuchen, Äpfeln, Nüssen u. dgl., anderenfalls droht er ihnen mit seiner Rute, versetzt ihnen auch wohl Schläge damit, schließlich verzeiht und schenkt er auch hier.

In Berlin und Berlins städtischen Vororten ist daraus kurzer Hand etwa vom 6. ab bis kurz vor dem Christfest der allein auftretende vermummte grimmige Weihnachtsmann geworden, der im übrigen genau wie St. Nikolas auftritt; die Großstadt bringt es mit, daß es viele Weihnachtsmänner gibt. Auch bei uns glauben die Kinder, daß die unartigen unter ihnen in den Sack des Weihnachtsmannes gesteckt würden, so sah ich vor einigen Jahren abends in einer Straße um die Weihnachtszeit einen unfreiwillig wie ein Weihnachtsmann aussehenden alten Kerl, der einen Sack über den Rücken trug, worin sich deutlich etwas bewegte. Wahrscheinlich waren es lebendige Gänse. Gerade diese unheimlichen Bewegungen erregten bei mehreren der doch sonst nicht auf

den Kopf gefallenen und nicht gerade zaghaften Berliner Kinder großen Schrecken und sie machten, daß sie bei diesem gefährlichen Weihnachtsmann vorbeikamen.

Dann findet sich in der Mark hier und da noch St. Niklas, auch wohl in Begleitung des Knechts Ruprecht, beritten als der bekannte Schimmel-Reiter, der mittelbar an Wotan erinnert.

Dieser St. Niklastag in Moabit wird den Anwesenden zur Beteiligung hiermit kund und zu wissen getan. Der anwesende zweite Vorsitzende wird auf Befragen gern nähere Auskunft erteilen. (An diese Mitteilung knüpfte sich eine Besprechung, bei welcher sich die Herren O. Monke, Dr. Schulze-Veltrup, Landesbauinspektor Wulf, R. Mielke u. A. beteiligten.)

## VII. Zur Roland-Kunde.\*

Steh' dann ruhig, Rulandsbild!  
Steh' standfest und unerschüttert  
Unter Deines Kaisers Schild!

(Inscription des Roland-Brunnen von 1787 in Bremen-Neustadt.)

Unter diesem Wahrspruch veröffentlicht unser hochgeschätztes korrespondierendes Mitglied Archivrat Dr. Georg Sello: „Vindiciae Rulandi Bremensis. Zu Schutz und Trutz am 500jährigen Jubiläum des Roland zu Bremen. (Mit 21 Tafeln und einer Kartenskizze. Bremen. Druck und Verlag von Max Nössler, 1904. VIII. 94. S. 8°.) Nur in 200 Exemplaren gedruckt und deshalb schon bei der Herausgabe eine literarische Seltenheit, wird, wie mir der Verfasser mitteilte, der Hauptinhalt in die eigentliche vom Senat der Freien und Hansestadt Bremen für das Rathaus - Jubiläum i. J. 1905 beabsichtigte Festschrift aufgenommen werden. Das Büchlein erörtert nach der bekannten scharfkritischen Methode des gelehrten und eminent belesenen Autors als vindiciae Rulandi Bremensis die kontradiktorische Darlegung der Besitzansprüche Rolands auf sein von ihm seit unvordenklicher Zeit ausgeübtes Bremer Ehrenamt, den Rolands-Schild, das Roland-Reiten, den Rolands-Mantel, das Rolands-Schwert, Rolands Namen und Wanderjahre. Es werden hierbei die verschiedenen Arten der Rolande, die wirklichen und sogenannten, die verschiedenen Überlieferungen und willkürlichen Erfindungen, die gelehrten Deutungen und Theorien, kurzum man möchte sagen, alles was zum „Roland-Rummel“ gehört, teils im Haupttext, teils in den außerordentlich reichhaltigen Anmerkungen besprochen und beleuchtet. Trotz alle dem ist S. weit entfernt von dem Glauben, daß er die Roland-Fragen nunmehr alle gelöst habe, und sagt in dieser Beziehung: „Im Laufe der letzten zwei Jahre hat eine Reihe, mit Bezug

\*) Zu vergl. Brandenburgia XII. 57, 166, 277, 414; XIII. 130, 133.

auf die Wiederherstellung des Bremer Roland an mich gerichteter Fragen mich veranlaßt, insbesondere die Formengeschichte dieser Bildsäule immer wieder nachzuprüfen. Meine Ergebnisse lege ich im folgenden vor, ohne im entferntesten, jetzt wie früher, den Anspruch zu erheben, das Problem gelöst zu haben. Die darauf verwendete Arbeit freut mich; aber ich bedauere die Zeit, welche das leider unvermeidliche Eingehen auf die gelehrten Donquichoterien der allerjüngsten Rolandforscher und ihrer Schildknappen in Anspruch genommen haben.“

Insbesondere gerichtet sind S.'s Angriffe gegen 2 jüngst erschienene gelehrte Arbeiten: Prof. Dr. Karl Heldmann-Halle: Die Rolandsbilder Deutschlands in dreihundertjähriger Forschung und nach den Quellen. Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Spiele und Fälschungen. Mit 4 Abbild. in Lichtdr., Halle a. S. und Professor Dr. Franz Jostes - Münster: Roland in Schimpf und Ernst. Mit 6 Abbild. in Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. 1. Jahrgang 1904. („Schimpf“ meint hier soviel als „Scherz“. So bedeutet in dem Buchtitel von Claus Narren: Sechshundertsiebenundzwanzig Historien, feine schimpfliche wort vnd Reden, mit lustigen Reimen gedeutet, Frankfurt a. M. 1579, das Wort „schimpfliche“ soviel als scherzhafte Worte. Noch früher (1522) veröffentlichte Pauli sein Büchlein „Schimpf und Ernst“, welches Georg Büchmann in den „Geflügelten Worten“ öfters anführt. Vergl. auch Brandenburgia XIII S. 130.) Bekämpft werden die behaupteten Fälschungen des Bremer Rats Herrn Johann Hemeling, die nicht durch Errichtung des Bremer Roland gekrönt wurden, sondern im Gegenteil an dessen vorhandene Bildsäule anknüpften, entweder an die steinerne von 1404 mit dem einfachen, unschriftlosen Wappenschild, oder, falls sie wirklich vor 1404 anzusetzen wäre, an die ältere, hölzerne, ebenfalls beschildete (Sello, S. 7).

Im 2. Kapitel Roland-Reiten interessiert uns besonders die Deutung des Rolands zu Potzlow in der Uckermark als einer Quintäne, d. h. einer drehbaren Rolandsfigur, nach welcher gestoßen wurde. Ich erinnere dabei an den Quintäne-Roland von Garding in Dithmarschen, der sich noch wohl erhalten im städtischen Museum in Altona befindet. Am 2. April d. J. besichtigte ich ihn und fand eine derbe hölzerne, bunt bemalte Figur, eine Ritterkarrikatur, am rechten Arm eine kleine Tartsche, nach deren Mittelpunkt gestoßen ward. Traf der Stoß des Reiters mit der Lanze nicht in den beweglichen Zapfen, so drehte sich die hölzerne Figur und schlug mit dem Aschenbeutel ihrer linken Hand zum Jubel der Zuschauer den Reiter. Leider hat man die Potzlower Quintänefigur, die unten abgemorscht war, unlängst mit den Bein- stümpfen in eine Steinbettung gesteckt, so daß dieser Roland wie ein Götzenbild aussieht; der Degen in der rechten Hand hat natürlich



niemals zu der ursprünglichen Potzlower Quintäne gehört. (Brandenburgia XIII S. 130 No. XVII.)

Indem ich Ihnen das trotz seiner Kleinheit an Gedauken und Material überreichlich ausgestattete Büchlein zur Durchsicht übergebe, kann ich angesichts der reichen heutigen Tagesordnung demselben nicht entfernt gerecht werden. Wir werden bei unserer Rolandschau auf dasselbe noch oftmals zurückkommen.

Nur auf die lehrreiche Kartenskizze und deren Erläuterung (S. 85 fig.) sei noch hinzuweisen verstattet. Es ergeben sich bestimmte Rolandgruppen, die durch rolandfreie Landschaften getrennt sind. In den uns näher angehenden wendischen Landschaften Havelland, Barnim, Prignitz finden wir nur je einen Roland in ihren Hauptorten: Neustadt-Brandenburg, Berlin, Perleberg. Die in sich wohl abgegrenzte Uckermark besitzt (abgesehen von der Potzlower Quintäne) zwei Rolande in den Hauptorten Prenzlau und Angermünde. Die beiden sicher überlieferten neumärkischen Rolande zu Königsberg N.-M. (bis 1649) und Zehden (der hölzerne Rumpf im Märk. Museum) entsprechen den Vororten (das sogen. Bilderwerk zu Landsberg a. W. war wohl nur eine Brunnenfigur, S. 86). Im wendischen Kolonisationsgebiet, wohin nach S.'s Meinung die Rolande nur von Magdeburg aus als Wahrzeichen deutscher Stadtgerechtigkeit gelangt sein können, möchte man fast eine Planmäßigkeit der Verteilung über die nach und nach der ihrem Wesen nach deutschen Mark Brandenburg angegliederten Territorien annehmen.

Vom Roland von Berlin heißt es S. 29: „Dasselbe gilt für den ebenfalls im Ende des 14. Jahrhunderts zuletzt genannten Berliner Roland. Auch dieser stand nicht bei dem in der zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts erbauten neuen Rathause und an der Gerichtslaube, sondern im älteren Stadtteil, gehört also zweifellos gleichfalls einer vorangegangenen Bauperiode an.“ Ebenso wie der Hamburger Roland an der Ecke der Reichenstraße unweit der heutigen Roland-Brücke. Dasselbe gilt von dem Roland zu Greifswald (1398), den erst ganz neuerdings Dr. Werminghoff entdeckt hat, Korrespondenzblatt der deutschen Altert.-Vereine, 1904 Nr. 2; Sello a. a. O. S. 70.

Für Berlin ist, wie ich wiederholt in der Brandenburgia erwähnt, der „Roland“ nur durch zwei Stellen im Stadtbuch 1391–98 bezeugt, dieser älteste Roland Berlins ist sicherlich von Holz gewesen (nicht von Stein), wann und bei welcher Gelegenheit diese Holzfigur verschwunden sein mag, läßt sich nicht nachweisen, vielleicht verbrannte sie im August 1380, als die Nikolaikirche und die ganze Nachbarschaft eingeäschert ward.

VIII. Die Medaille zum Bremer Roland-Jubiläum 1904, welche der Senat nach den Angaben Georg Sellos hat prägen lassen, lege ich in dem silbernen, dem Berliner Magistrat geschenkten und dem

Märkischen Museum überwiesenen Exemplar vor. Mattsilber, 120 Gramm schwer, Durchmesser 68 mm. Auf der Vorderseite Konterfei des Bremer Rolands, heraldisch rechts 1404, links 1904. Umschrift dem Bremer Rolandsschild entnommen: „Vryheit do ik ju openbar de karl und mennich vorst vorwar“, Rückseite: Fortsetzung der Umschrift: „desser stede ghegheven hat: des danket gode is min radt.“ Der rechtssitzende Karl, gekennzeichnet durch die beiläufigen Worte „Carolus Magnus“, übergibt dem Erzbischof einen Schild mit dem Schlüssel, dem Wappenzeichen Bremens. Nebenlaufend die Worte „S. Willehadus“. (Hiernach ist in Richard Schröders „Die Stellung der Rolandssäulen in der Rechtsgeschichte“ 1890 S. 52 die Inschrift zu berichtigen, welche übrigens auch in anderen wissenschaftlichen Arbeiten unrichtig citiert wird. Auffallend ist die Einmischung hochdeutscher Elemente sowohl in die Satzbildung als auch in die Rechtschreibung: für „gegeben“ sollte man „geben“, für „und“ eher „vn“ erwarten.)

IX. Ein Bild des Rolands zu Wedel bei Hamburg, das ich im April d. J. im Gasthaus zum Roland daselbst erstanden, lege ich Ihnen wegen seiner Originalität vor. Der Roland ist dort sehr volkstümlich trotz seiner grotesken Häßlichkeit und seiner hinterwärts versackten Stellung. 4 m Sockel tragen die 6 m hohe Figur, die den Kaiser Karl darstellt, in der Rechten das Reichsschwert, in der Linken den Reichsapfel haltend. Früher soll ein ganz anders gestalteter hölzerner Roland hier gestanden sein. 1648 wurde der jetzige Roland vom Sturm umgeworfen und 1651 auf Betreiben des Pfarrherrn Risst neu aufgestellt. Auf der Rückseite steht:

Als sechzehnhundert und noch einundfünzig Jahr  
Im Wintermonat die bekannte Jahrzahl war,  
Ward dieses Kaisers Bild aufs Neu hierher gesetzt;  
Gott woll' es uns und uns all erhalten unverletzet.

Vgl. Schröder a. a. O. S. 74 und Sello a. a. O. S. 41, wonach das Wedeler Standbild zuerst 1597 erwähnt wird, und S. 72.

X. Die Rolandfiguren machen, seitdem unser Kaiserlicher Herr das Rolandinteresse durch die Stiftung des Roland auf dem Berliner Kemper-Platz und durch den Auftrag an den italienischen Maestro eine Rolandoper zu dichten und zu komponieren, neuerweckt hat, auch sonst künstlerisch Propaganda. So ist das deutsche Kriegerdenkmal für die im chinesischen Feldzug gefallenen deutschen Krieger von Professor von Uechtritz zu Tientsin in Nord-China als Rolandfigur dargestellt; in ruhiger Pose stehende Harnischfigur, die Rechte auf das mächtige Schwert, die Linke auf den Schild mit dem deutschen Adler gestützt. Ein mehr naturalistischer Aar mit Reichskrone sitzt im Schutze der mächtigen Erfurcht gebietenden Figur. Ich lege ein Bild aus dem „Tag“ vom 28. Oktober 1904 vor.

Die deutsche Städtezeitung, welche seit 19. Oktober 1904 als illustrierte Wochenschrift für Gemeinde-Verwaltung und Städte-Interessen unter Redaktion von A. Moeglich in Groß-Lichterfelde erscheint, hat einen Roland (ohne Olifant) im Wappen.

XI. Meister Ruggiero Leoncavallo hat die Oper „Der Roland von Berlin“ nach Willibald Alexis' gleichnamigem Roman fertig gestellt. Die Uraufführung wird im Berliner Opernhaus am 13. Dezember 1904 bestimmt vor sich gehen.

XII. Jung-Roland und David und Goliath. In Adolf Pauls im April 1904 aufgeführter Komödie „David und Goliath“ wird der ungeschlachte Riese von dem jungen Hirten, der von seinem gefährlichen Gegner nichts weiß, in einem Streite erschlagen. So verrichtet er halb unbewußt eine Heldentat, die sein Vaterland aus schweren Nöten errettet. Es scheint nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß Uhlands bekannte Ballade „Roland Schildträger“ eine ganz ähnliche Fabel enthält. Jung Roland darf seinem Vater Milon als Schildknappe mit anderen Großen auf die Suche nach einem Riesen folgen, der in seinem Schilde ein herrliches Kleinod trägt, nach dem König Karl eifriges Gelüste hat. Während Herzog Milon, von den Genossen getrennt, im Walde ausruht, erspäht Jung Roland, der Wache hält, einen Riesen, erschlägt ihn nach kurzem Strauß, nimmt das Kleinod aus seinem Schilde und geht dann bescheiden seines Weges. Die Helden langen am Königshofe an, jeder mit einem Waffen des Riesen geschmückt, dessen Leichnam sie inzwischen entdeckt haben. Nur das Kleinod fehlt. Erst mit Rolands Ankunft löst sich das Rätsel, und der junge Fant erklärt bescheiden: „Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht, daß ich erschlug den groben Wicht, dieweil Ihr eben schliefet!“ Also auch hier vollbringt ein ‚reiner Tor‘ die Tat, vor der die Tapfersten des Landes zurückbeben. Die Figur des Jung-Roland ist zur künstlerischen, besonders plastischen Verwertung sehr zu empfehlen.

XIII. Zwei Berliner Zeitschriften haben den Namen „der Roland“ angenommen, darunter die geschätzte Zeitschrift für Heimatkunde, welche unser Mitglied K. Kühne jetzt im 3. Jahre herausgibt.

XIV. In der Potsdamerstraße hierselbst befindet sich unter der Firma des Roland seit Jahr und Tag ein prächtig eingerichtetes Wirtshaus, durch seinen monumentalen Auf- und Ausbau Interesse erregend.

XV. Die Geschichts- und Rechtsverhältnisse des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster sind gegenwärtig Gegenstand der Beschlußfassung innerhalb der städtischen Behörden und verdienen wegen ihres hohen Alters und wegen des Ansehens, welches diese älteste humanistische Lehranstalt Berlins mit Recht genießt, auch in der Brandenburgia gewürdigt zu werden. Das alte Lehr- und

Lerngebäude Klosterstraße 74 mitnebst der Streitschen Stiftung ist das ehrwürdigste Schulhaus Berlins, hat die Beachtung der Brandenburgia stets in besonderem Maße angezogen und ist von derselben unter gütiger Führung des Herrn Gymnasial-Direktors Bellermann am 7. Oktober 1903 eingehend besichtigt worden.

Die Rechtsverhältnisse der Anstalt nach innen wie außen sind von jeher kraus und verwickelt gewesen. Die geschichtliche Entwicklung ist in gedrängter Kürze folgende. Das Grundstück enthielt früher ein Franziskanerkloster der grauen Brüder, auf einem im Jahre 1271 den Mönchen von dem Markgrafen geschenkten Platze um das Jahr 1290 gebaut. Um dieselbe Zeit schenkte Jacob von Nebede die zwischen Berlin und Tempelhof belegene Ziegelei. Nach Einführung der Reformation wurde das Kloster aufgehoben und diente eine Zeitlang dem Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg, dem Alchimisten Leonhard Thurneisser, zur Wohnung und zum Laboratorium; derselbe legte auch eine Buchdruckerei darin an, in welcher mehrere Schriften mit dem Druckorte „im grauen Kloster“ gedruckt worden sind. Im Jahre 1574 wurde das Kloster der Schule eingeräumt. Durch das bedeutende, beinahe auf 148 000 Thlr. sich belaufende Vermächtnis, welches der Kaufmann Sigismund Streit in Venedig 1752 und 1760 dem Gymnasium hinterließ, ward es möglich, 1786 bis 1788 das Gymnasialgebäude und die Lehrerwohnungen neu zu erbauen, auch die Streitsche Stiftung mit den damit verbundenen Freitischen und Stipendien zu errichten und das Gehalt der Lehrer zu erhöhen. Bedeutende Vermächtnisse, wie das des Professors Stein von ungefähr 20 000 Tlr. und das von Regemannsche von 19 000 Tlr. vermehrten die Einkünfte des Gymnasiums, das auch durch die 1819 erfolgte Schenkung von einem Teile des Lagerhauses eine bedeutende Ausdehnung erhielt. 1767 wurde das Köllnische Gymnasium mit der Anstalt verbunden und aus den drei unteren Klassen eine Stadtschule gebildet. Dieses Köllnische Gymnasium, Inselstraße 2—5, dessen Geschichte wir hier wenigstens streifen, hieß ursprünglich das Petrinische Gymnasium und ist die Zeit seiner Begründung unbekannt. 1540 finden sich die ersten Nachrichten davon. 1738 brannte es mit der Petrikirche zugleich ab und ward in das Köllnische Rathaus verlegt. 1767 wurden die obersten Klassen mit dem Berlinischen Gymnasium vereinigt und bildeten mit demselben das Berlinisch-Köllnische Gymnasium. Die unteren Klassen blieben selbständig als Köllnische Schule. 1824 wurde diese Trennung wieder aufgehoben und das Köllnische Gymnasium als Real-Gymnasium begründet, indem es sowohl für die Universität als auch für die anderen Berufszweige die Vorbildung gab. Die nach dieser Zeit erfolgte Hebung der Realschulen machte diese an sich schwierige Verbindung entbehrlich und im Oktober 1868 wurde die Anstalt wieder ein humanistisches Gymnasium, das vorzugsweise für die Universität

ausbildet, für Physik, Chemie, englische und französische Sprache jedoch noch fakultativen Unterricht gewährt. Diese beiden städtischen Gymnasien sowie das städtische Friedrich-Werdersche Gymnasium (zur Zeit noch Dorotheenstraße 13–14, 1681 im ehemaligen Friedrichs-Werderschen Rathause eingerichtet, 1683 eingeweiht, brannte 1794 ab, 1800 in das Haus Oberwasserstraße 10 und in das ehemalige Fürstenhaus Ecke Werderscher Markt und Kurstraße, hierauf Michaelis 1875 nach den erst gedachten Räumen verlegt, um demnächst nach Moabit überzusiedeln) haben besondere Gymnasiarchen, d. h. eine Art Ehren-Kuratorium, wie es sonst bei den höheren Lehranstalten Berlins nicht vorkommt. Die Gymnasiarchen, vier an der Zahl, bestehen z. Z. bei jedem der drei Gymnasien aus den Stadtschulräten Dr. Gerstenberg und Dr. Michaelis sowie dem Stadtrat Wagner, wozu jeweils der betreffende Direktor tritt, also z. Z. die Herren Dr. Bellermann, bez. Dr. Mensel und Dr. Lange (Friedrichs-Werder).

Hinsichtlich des uns hier hauptsächlich beschäftigenden Berlinischen Gymnasiums hat nun unser verehrtes Mitglied Herr Stadtsyndikus Weise unter dem 5. Juli 1904 „Allgemeine Vorbemerkungen über die Verhältnisse des Grauen Klosters“ für die städtischen Behörden niedergeschrieben. Dies ist ein sorgfältigst nach den Akten verfaßter Bericht, den wir wegen seines bleibenden, geschichtlichen Interesses hier abdrucken, unter Weglassung des Schlusses, der den jetzt entstandenen Streit über das Wohnungsrecht der Lehrerschaft betrifft.

Bei den Baulichkeiten und den sonstigen äußeren Angelegenheiten des Gymnasiums zum Grauen Kloster oder Berlinischen Gymnasium kommen als beteiligte Interessenten in Betracht:

die Stadtgemeinde, das Gymnasium als juristische Person, die Streitsche Stiftung, die Kommunitätskasse, die mit Wohnung im Gymnasium angestellten Lehrer.

1. Die Stadtgemeinde ist Patron der Anstalt. „Ob zwar der Kurfürst Johann Georg solche Kirche und Schule samt den zugehörigen Gebäuden, Kreuzgängen und darin gelegenen Garten, Beichthause und Kirchhofe, auch allen der Schulen Einkommen, so ihr allbereit dazu sein und dazu künftig gegeben und vereignet werden möchten dem Rate der Stadt Berlin vereignet und perpetuieret hat zu derselben Schulen ohne jemandes Einrede für und für zu gebrauchen“ (1574), so ist doch von Anfang an, die Stadt dem Gymnasium, als eigener juristischer Persönlichkeit, nur als Patron gegenüber getreten, dies entspricht auch dem Allgemeinen Landrecht II 12, §§ 54, 59, 60. Da das Vermögen des Gymnasii, soweit es von bestimmten Auflagen und Zwecken frei ist, nicht zureicht, um Lehrerbesoldungen und sachliche Bedürfnisse des Gymnasii zu bestreiten, vielmehr von der Stadtgemeinde jährlich zirka

100 000 Mk. zugeschossen werden müssen, so sind auch die eigenen freien Einnahmen des Gymnasii, wie bei den anderen höheren Schulen stets auf diesen Zuschuß verrechnet und haben nur eine Einnahmeposition in unserem Spezial-Etat Nr. 9/10 gebildet. Dies hat auch das Provinzial-Schulkollegium in dem Erlasse vom 2. August 1901 (Bl. 151 Art. Schuls. Gen. Nr. 1) ausdrücklich als gerechtfertigt anerkannt.

2. Das Gymnasium hat zwar eigene juristische Persönlichkeit. Sein Vermögen besteht aber nur in den 1574, 1822 und 1831 vom Landesherrn geschenkten Gebäuden des alten Klosters und des sogenannten Lagerhauses, welche auch im Grundbuch auf den Namen des Gymnasii berichtigt sind, in den eingehenden Schulgeldern und einigen unwesentlichen Einnahmen, welche, wie zu 1 bemerkt, unmittelbar zum Etat des höheren Schulwesens von der Stadtgemeinde behufs Bestreitung der Gesamtausgaben desselben, vereinnahmt werden. Bei dem Gymnasium bestand und besteht auch noch in einem bereits zweimal fast völlig verbrauchten, jetzt aber wieder 67 400 Mk. betragenden Bestande ein sogenannter Miets- und Baufonds, der uns bei Gelegenheit der im vorigen Jahrhundert geschehenen landesherrlichen Schenkung von Teilen des Lagerhauses eingetretenen, vorübergehenden Einnahmen entstanden und verzinslich als solcher angelegt worden war. Auch über diesen ist, wie über die sonstigen freien Einnahmen und Vermögensstücke des Gymnasii stets vom Magistrat zum Besten des Gymnasii selbständig verfügt worden, so 1848/49 zum Umbau des früheren, jetzt niedergelegten Lehrerwohnungsgebäudes Neue Friedrichstraße 84, und auch neuerlich zum Bau der Turnhalle auf dem, zu diesem Zwecke angekauften (Haberkernschen) Grundstück Neue Friedrichstraße 86. Der Besitztitel dieses letzteren, nunmehr dem Gymnasium überwiesenen Grundstücks ist ebenso, wie derjenige des in den sechziger Jahren teilweise zur Erweiterung des Schulhofes von der Stadtgemeinde angekauften Grundstücks Neue Friedrichstraße 85 auf den Namen der Stadtgemeinde eingetragen geblieben.

3. Die Streitsche Stiftung ist eine selbständige Stiftung mit eigener juristischer Persönlichkeit aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Ihr Zweck besteht in der Gewährung von Zuwendungen an die Lehrer, die Lehrerwitwen, der Haltung eines Schülerinternats (Streitsche Kommunität) der Ausstattung der Instrumentensammlung, der Sternwarte u. s. w. Sie wird von einem besonderen Stiftungsdirektorium verwaltet, welches ganz unabhängig vom Magistrat, lediglich unter dem Unterrichtsministerium steht. Bleiben nach Erfüllung der von dem Stifter (Kaufmann Sigismund Streit) bestimmt vorgezeichneten Zwecke noch Mittel der Stiftung verfügbar, so kann das Stiftungsdirektorium dieselben nach seinem besten Wissen zum Nutzen des Gymnasiums verwenden. Der Magistrat als Patron soll aber keineswegs auch die Stiftung beaufsichtigen, zu

keiner Rechnungsabnahme zugezogen werden, und das Direktorium „ihm nicht Red' und Antwort zu stehen“ haben. Insbesondere sollen zwar nach der Vorschrift des Stifters für den Rektor, Prorektor und Konrektor Dienstwohnungen gebaut, aber, nachdem dies geschehen, zur Ausbesserung und Unterhaltung derselben oder sonstiger Gymnasialgebäude nichts aus den Mitteln der Stiftung hergegeben werden.

In den Jahren 1786–88 hat darnach das Streitsche Stiftungsdirektorium mit Genehmigung des Magistrats nicht nur:

- a) in dem, dem Gymnasium gehörigen Grundstück Klosterstraße 74 ein ganz neues Lehrerwohngebäude für den Direktor und drei Professoren errichtet, in dem auch die Streitsche Kommunität untergebracht wurde, sondern auch
- b) das bereits vorhandene Lehrerwohngebäude, Neue Friedrichstraße 84, dergestalt umgebaut, daß dasselbe außer einem Hör- und Bibliotheksaal noch drei Lehrerwohnungen aufnahm, wovon eine aber bald wieder einging und zur Erweiterung der Klassenräume benutzt wurde.

Auch im Jahre 1859, als das Gebäude an der Neuen Friedrichstraße 84 wieder umgebaut worden, auch das Quergebäude hinter Klosterstraße 74 abgebrochen werden mußte, so daß nicht nur die beiden noch übrig gebliebenen Wohnungen Neue Friedrichstraße 84, sondern auch zwei Lehrerwohnungen im Quergebäude Klosterstraße 74 fortgefallen waren, steuerte die Streitsche Stiftung wiederum ein Drittel der Kosten bei, während der Überrest aus städtischen Mitteln aufgebracht wurde. Das Haus Neue Friedrichstraße enthielt nun vier Lehrerwohnungen und die Streitsche Kommunität.

Mit Rücksicht auf diese Leistungen der Streitschen Stiftung, und mit Rücksicht auf die Bestimmung des Stifters, wonach zur Unterhaltung der Lehrerwohnungen und sonstigen Baulichkeiten durchaus nichts aus der Streitschen Stiftung entnommen werden sollte, ist über die Unterhaltungspflicht dieses Gebäudes, in welchem die Streitsche Kommunität sich nunmehr befand, unter dem 1. Juli 1869 ein von Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung genehmigtes Abkommen getroffen, wonach die Streitsche Stiftung nur die Unterhaltung der zur Ausstattung der Kommunität gehörigen Geräte, die Gasbeleuchtungsgegenstände, Wasserklosetts, Waschbecken, dagegen die Stadtgemeinde alle übrigen baulichen Reparaturen und Neuarbeiten an diesem Gebäude zu übernehmen hatte.

4. Die Kommunitätskasse, welche mit der sogenannten Streitschen Kommunität nichts zu tun hat, besteht bei dem Gymnasium anscheinend schon seit dessen Gründung. Urkunden über ihre ursprüngliche Foundation, oder Statuten sind nicht vorhanden, doch wird sie in den ältesten Schulordnungen, als Stiftung „für arme und fähige Schüler“ des Berlinischen

Gymnasiums erwähnt, und die Akten der Schule enthalten viele Notizen über Geschenke und Zuwendungen an sie. Sie bildet stets nur ein der Anstalt gehöriges Zweckvermögen (§ 75 II 6 A. L. R.), als Eigentümerin der ihr gehörigen Vermögensstücke ist das Berlinische Gymnasium anzusehen. Der Magistrat, als Patron des Gymnasiums führte, wie er die Verwaltung des Gymnasialvermögens an sich gezogen hatte, auch die Rechnung der Kommunitätskasse, deren Kapitalien in seinem Depositorium aufbewahrt wurden, unter Mitwirkung einerseits des Direktors, andererseits des Provinzial-Schulkollegiums als Aufsichtsbehörde.

Etwa um 1698 schenkte der Stadtverordnete und Handelsmann Hans Henze der Kommunitätskasse ein Grundstück vor dem Landsberger Tore, welches bis 1898 regelmäßig vom Magistrat zu Gunsten der Kommunitätskasse, zuletzt für 4000 Mk., verpachtet wurde. Der Etat dieser Kasse belief sich damals auf zirka 7300 Mk. in Einnahme und Ausgabe. Aus diesem wurde ein Mittagstisch für 10 Schüler Abendtisch für 23 bedürftige Schüler, 5 Stipendien für solche zu 300 Mk. jährlich bestritten. Im Jahre 1898 gelang es dem Direktor Bellermann, dieses Grundstück unter Genehmigung des Magistrats und des Provinzial-Schulkollegii für 1 500 000 Mk. zu verkaufen. Den Kaufpreis hat der Direktor in Empfang genommen und mit Genehmigung des Magistrats und des Provinzial-Schulkollegii bisher verwaltet und zum Besten des Gymnasii verwendet. Auch diese Verwendungen haben, im Hinblick einerseits darauf, daß die Zinsen des obigen Kapitals (zirka 45 000 Mk.) in der bisherigen Beschränkung der Kommunitätskasse zu Gunsten der engsten Bedürfnisse der armen und fähigen Schüler (Nahrung und Geldunterstützung) mit Nutzen gar nicht verbraucht werden konnten, andererseits darauf, daß Verbesserungen der Räumlichkeiten der Schulräume und Lehrerwohnungen des Gymnasii mittelbar zugleich den armen und fähigen Schülern dasselbe zu Gute kommen, die Genehmigung des Magistrats, als Patron und der Schulaufsichtsbehörde gefunden. Die Abrechnung über diese Verwendungen mit dem Direktor Bellermann schwebt zur Zeit bei J.-Nr. 452 F. B., bei welcher dann auch über die Aufbewahrung und weitere Verwaltung der Restbestände der  $\frac{1}{2}$  Millionen Mark (500 000 Mk.), welche inzwischen teils auf Hypotheken, teils in einem zu Schöneberg belegenen Grundstück angelegt waren, wie auch der älteren Bestände der Kommunitätskasse (zirka 93 000 Mk.), die noch im Magistratsdepositorium befindlich sind, zu entscheiden sein wird.

Die Verwendungen aus den der Kommunitätskasse zugeflossenen  $1\frac{1}{2}$  Millionen Mark sind, abgesehen von der Vermehrung der Zahl der Kommunitätsstipendien von 5 auf 10 und der Erhöhung des Betrages derselben von 300 auf 400 Mk., folgende:



- a) Es wurde das Grundstück Klosterstraße 73 für das Gymnasium zum Preise von 500 000 Mk. angekauft und zu Wohnungen des Direktors und zweier Professoren neu ausgebaut, ferner
- b) das bisherige Direktorialgebäude Klosterstraße 74 zu Wohnungen für drei Lehrer umgebaut,
- c) das Gebäude Neue Friedrichstraße 84 niedergelegt und an dessen Stelle ein kleineres, lediglich Schulräume enthaltendes Gebäude errichtet, endlich wurde
- d) die bei dem Bau der neuen Turnhalle, welcher — wie oben schon erwähnt — teils aus dem Miets- und Baufonds des Gymnasii, teils aus städtischen Mitteln bewirkt worden ist, erforderlich gewordene Ablösung des Wohnungsrechts der Nikolaikirche für ihren Küster an dem mit zur Turnhalle verwendeten sogenannten Küsterwohngebäude mit 24 500 Mk. auf die Kommunitätskasse übernommen und an die Kirchenkasse von Nikolai ausgezahlt. Hierbei wurden zugleich überall in den alten Klostergebäuden die durch Einbauten und Querwände verunstalteten schönen Kreuzgänge und Gewölbe wiederhergestellt, und es mußte seit dem Oktober 1901 eine seit 1869 für Rechnung des Gymnasii (bezw. nach Nr. 1 der Stadtgemeinde) an den Gesanglehrer Professor Heinrich Bellermann zuletzt für 620 Mk. jährlich vermietete kleine Wohnung im Hause Klosterstraße 74 zu einer der Lehrerwohnungen dieses Gebäudes gezogen werden, so daß sie nicht mehr vermietet werden konnte.

Im ganzen hat die Kommunitätskasse für bauliche Zwecke im Interesse des Gymnasiums zirka 1 Million verwendet. Das Gymnasium hat dadurch unter Wahrung seines altehrwürdigen baulichen Charakters, auf beiden Seiten der alten Klosterkirche in abgeschlossener Lage ausreichende Innenräumlichkeiten und geräumige Höfe erhalten und für die unmittelbaren Zwecke der eigentlichen Schülerkommunität sind noch reiche Mittel zurückbehalten.

5. Eine Anzahl von Lehrerwohnungen waren bei dem Gymnasium anscheinend von Anfang an vorhanden, zeitweise (nach einer Eingabe der Lehrer aus dem Jahre 1705) und nach dem Streitschen Neubau (1787) waren es sieben, regelmäßig nur sechs einschließlich der Direktorwohnung, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch nur noch vier (in dem Streitschen Neubau Klosterstraße 74). Seit 1859, infolge des Neubaues in der Neuen Friedrichstraße standen wieder sechs Lehrerwohnungen zur Verfügung und dies ist auch nach den Bellermannschen Bauten der Fall.

Irgend ein Recht der am Berlinischen Gymnasium angestellten Lehrer auf Gewährung (freier) Dienstwohnungen hat niemals bestanden, obwohl dies früher vielfach behauptet worden ist. Vielmehr war das

Vorhandensein und die Gewährung von Dienstwohnungen stets nur ein tatsächliches Verhältnis gewesen, dessen Aufrechterhaltung im Interesse des Gymnasii und zur Wahrung Jahrhunderte alter Traditionen allerdings stets als sehr erwünscht bezeichnet worden ist. Eine juristische Person neben und gegenüber derjenigen des Gymnasiums, deren Substrat das Lehrerkollegium gewesen wäre, ist nirgends nachweisbar, der einzelne Lehrer konnte seine Rechte, dem Gymnasium oder dem anstellenden Patron gegenüber (§ 59, 60 II. 12 A. L. R.) nur aus seiner Anstellung und der ihm erteilten Vokation herleiten. — Morgen gelangt die Angelegenheit in der Stadtverordneten-Versammlung zur Verhandlung und Beschlußfassung.

XVI. Neue Erwerbungen für das Uckermärkische Museum teilt uns u. M. der Kustos des Museums Stadtrat August Mieck aus der ihm gehörigen Prenzlauer Zeitung vom 18. Oktober 1904 mit, wobei ich das Bedauern ausspreche, daß der Verfasser leider schwer erkrankt sich nach dem Krankenhause in Stettin hat begeben müssen, um die auch von uns recht sehr erhoffte Besserung seines Leidens zu finden. Ich hebe hervor einen vom Lehrer Sucrow, einem eifrigen vorgeschichtlichen Sammler zu Lunow a. O., daselbst gemachten Fund eines teilweise erhaltene kiefernen Einbaum-Kahns. Ferner 2 kegelig durchbohrte Hirschhorn-Hämmer aus der Feldmark Lübbenow. — Einen Halschmuck (Bronzeröllchen, bronzene Halbkugeln, Bernsteinperlen und durchbohrte Eberzähne) in einer zweihenkeligen, bauchigen, mit konischem Hals versehenen Aschenurne, die einem bronzezeitlichen Grabe entnommen wurde bei der Stendeller Mühle. — Eine tönernerne vogelartige Kinderklapper mit daran befindlichem tönernem Ring zum Umhängen der Klapper, aus dem bronzezeitlichen Gräberfeld am Herrenhofer Wege bei Stendell.

XVII. Bausteine zu einer Geschichte des Barnim sowie seiner Dörfer Petershagen und Eggersdorf. Chronik nach den Quellen. Drei Teile. Mit Abbildungen und Urkundenabdrücken. I. Teil: Geschichte. Auf Veranlassung und im Verlage des Vereins für Heimatkunde zu Petershagen und Eggersdorf. Herausgegeben von Alexander Giertz, Pfarrer, Petershagen bei Fredersdorf 1903—1904.

Einzelne Abschnitte dieses gründlichen auf eingehendstem Quellenstudium beruhenden großen Werkes haben der Brandenburgia schon vorgelegen. Alles was rühmliches damals zu sagen war, ist jetzt in noch vollerm Maße zu wiederholen. Etwa 500 Kreisinsassen haben unter Benutzung von Fragebogen an dem Buch mitgearbeitet, ein erfreuliches Zeichen für den Eifer eines kleinen dörflichen Vereins, dem es gelingt, ein so großes Quellenwerk herzustellen. Dasselbe hat für den ganzen alten und neuen Barnim, also auch für das eigentliche Alt-Berlin

bis zum rechten Spreuerfer unserer Stadt, Bedeutung und Wert. Die Naturgeschichte des Gebietes ist auch berücksichtigt, ebenso die Ur- und Vorgeschichte. Eine größere Zahl von Abbildungen schmückt das Werk, das fortan jeder Forscher märkischer Geschichte dieser Gegend wird berücksichtigen müssen.

Hoffen wir, daß die noch fehlenden Bände recht bald erscheinen werden.

Zur Anschaffung insbesondere auch für öffentliche Bibliotheken sei das Werk warm empfohlen.

XVIII. Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Bd. XVII. I. 1904. Ich hebe als kulturgeschichtlich beachtenswert hervor: „Zur Geschichte der Porzellanfabrikation in der Mark Brandenburg“ von Prof. Dr. Stieda in Leipzig, S. 69–93. Behandelt die sogen. Porzellanfabrik des Staatsministers von Görne zu Plaue a. d. Havel. Das braune Steingut, das sogen. braune Görne-Porzellan, dessen Stücke meist angeschliffen sind wie das älteste ebenfalls fälschlich sogenannte Porzellan Böttgers, ist selten und wird mit letzterem öfters verwechselt; das Märkische Museum sowie das Kunstgewerbe-Museum hier besitzt davon. In Meißen verstand man aber schon seit 1710 nach Auffindung von Kaolin-Lagern das reine weiße Porzellan herzustellen, so daß Görne von vornherein hinterherhinkte. Die Fabrik, die vergeblich dem Kurfürsten von Sachsen zum Kauf angeboten wurde, ging 1720 an den Kastellan Pennewitz über; seit 1730 schweigen die Nachrichten und scheint die ganze verfehlte Sache ein unrühmliches Ende genommen zu haben.

Weiter behandelt Stieda noch die Glasporzellanhütte der Gebrüder Schackert. Das Privileg ist vom 7. Juli 1751 und die Fabrikstätte in Basdorf bei Zechlin, Kreis Ruppin. Die Gebrüder Schackert haben aber niemals ihre damaligen Konkurrenten, die Brüder Wegely, eingeholt und nie etwas anderes als eine plumpe Nachahmung dieses Porzellans hergestellt. Es ist wenig davon vorhanden. Nach gefälliger Mitteilung u. M. Herrn Robert Mielke hat Herr Brinkmann, der findige Direktor des Hamburger Kunstgewerbe-Museums, ein kleines Schackert-Krüglein, das für 75 M. ausboten wurde, erworben. Die Masse desselben ähnelt mehr einer Glasschlacke und ist kein Kaolin-Porzellan. Von 1763 ab scheint nichts mehr von der verschwundenen Fabrik zu verlauten.

XIX. W. von Sommerfeld: Beiträge zur Verfassungs- und Ständegeschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter I. Teil (Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg). Sehr beachtenswert für die Anfänge unserer Mark, in welche selbstredend die Altmark einbegriffen. Die Territorialbildung, die ethnologischen Verhältnisse, die Rechtsstellung der Markbevölkerung, des Adels

und des Herrscherhauses werden entwickelt. Das 2. Buch dieses Teils beschäftigt sich dann mit den Askaniern. Unsere Mitglieder werden hierin reiche Belehrung in knappster Darstellungsform finden.

XX. Das Tagebuch Dietrich Sigismund von Bachs (1674 bis 1683) her. von Prof. Dr. Ferd. Hirsch (ebendasselbst 1904).

Meist französisch geschriebene eingehende Berichte über die kriegerischen und sonstigen Fahrten und Züge des Großen Kurfürsten. Manches für die Kulturkunde der Zeit Interessante wird beiher erwähnt.

XXI. Cognata ad sidera tollit, Festrede von H. Diels in der öff. Sitzung der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibniz'schen Jahrestages am 30. Juni 1904. Das erste wissenschaftliche Institut unsers Staats befindet sich seit Abbruch der alten Baulichkeiten auf der Wanderschaft und ist vorläufig in dem Gebäude an der Potsdamer Straße untergebracht, in welchem Jahre hindurch bis vor kurzem die Hochschule für Musik ihre Geschäfte erledigen mußte. Erbaut ist es von dem 1869 verstorbenen Rechnungsrat Friedrich Adolf Schneider, der nichts geringeres vorhatte, als astrometeorologische Studien dort zu betreiben.

Die älteren Berliner erinnern sich noch der am Hause auf blauem Schilde in goldenen Lettern angebrachten Inschrift:

## ASTROMETEOROLOGISCHES INSTITUT



In einer Schrift „Berechnung der Temperatur vom 7. Mai bis 6. September 1850“ sagt Sch. von sich: „Wenige Wissenschaften können den Moment ihrer Entstehung vollkommen genau angeben. Für die Entstehung der Astro-Meteorologie — dies ist wirklich etwas ganz eigentümliches — kann der Tag, ja sogar die Stunde angegeben werden, wo sie ins Leben trat. Es war der 23. November 1836 21 Uhr 9 Min., wo der Unterschied des Barometerstandes von 6.50 Linien gegen den Tages zuvor, um 3 Uhr 27 Min., den fragenden Gedanken in mir hervorrief: Sollte dieser große Unterschied wohl von einer Planeten-Konstellation herrühren? Das Berliner astronomische Jahrbuch für 1836 zeigte in seiner Abteilung „Erscheinungen und Beobachtungen“, wo die Konstellationen der Zeitfolge nach verzeichnet sind, am 22. November 10 Uhr 28 Min. Urananus in Quadratur mit der Sonne ☉ □ ☽. Dies sehen und den Plan entwerfen, wie die Planeten zur Entdeckung eines Geständnisses ihres Mitinflusses auf unsere meteorologischen Erscheinungen zu examinieren seien, war das Werk desselben Augenblickes. Und gleich darauf begannen auch die Arbeiten, welche von so gesegnetem Erfolge begleitet

wurden, daß über den berechenbaren Miteinfluß aller Planeten auf unsere Witterungserscheinungen gar kein Zweifel mehr herrschen kann.“

Diese Quadratur brachte Schneider, wie angedeutet, auf der Inschriftstafel der Hausfassade an.

Schneider hatte mancherlei Verluste erlitten, aber auch zweimal das große Loos gewonnen, was ihn in seiner auserwählten göttlichen Mission bestärkte. So sagt er: „Von dem lieben Herrn Jesu bin ich im Jahre 1832 auf eine wunderbare Weise zur Tätigkeit für die Verbesserung der meteorologischen Forschungen geführt worden, ward dann von dem lieben Gott am 22. November 1836 ebenfalls in wunderbarer Weise berufen, die Astrometeorologie ins Leben zu rufen. In dem Maße, als ich auf seine vernehmbare Stimme lauschte und mich durch sie führen ließ, machte die neue Wissenschaft reißende Fortschritte. Die Astrometeorologie ist also mein unantastbares Eigentum und so erkläre ich, daß niemand sie treiben und benutzen darf als der von mir die Gerechtsame zur Benutzung und Weiterführung erkauft hat. Ich sehe mich zu dieser Erklärung veranlaßt, damit eine Gesellschaft, die sich zu ihrer Ausbeutung verbindet, in ihrem Eigentumsrecht geschützt bleibe. An Gottes Segen ist Alles gelegen.“

Letzterer lag aber doch nicht auf den unfruchtbaren Spekulationen Schneiders, enttäuscht ruft er 1864 aus: „Die sehr mühsame Arbeit ist vergebens gewesen und die sehr bedeutenden Kosten waren unnütz verschwendet.“

Das wahrste Wort Schneiders, denn selbst das Kapital, das er dem Könige vermachte, damit aus den Zinsen ein neuer Astrometeorologe engagiert würde, wurde auf Doves Gutachten hin von Allerhöchster Stelle abgelehnt.

Auch das Motto Leibnitzs: „er strebt den erkannten Gestirnen zu“ deutet auf die Astronomie und die ist in dem ältesten Akademiegebäude ja betrieben worden. Auch war, wie ich bei Besprechung der 200 Jahrfeier der Akademie am 19. März 1900 (Brandenb. IX. S. 43 u. 255) erwähnte, diese gelehrte Gesellschaft bezüglich ihrer Einnahmen auf die Einkünfte aus der Herstellung des Kalenders angewiesen.

Diels' geistvolle Rede verbreitete sich noch weiter über die Astronomie und ihre Vorläuferin, die Astrologie, bei den Kulturvölkern der alten Welt. Wir sind dem Herrn Verf. auch vom Standpunkt der Heimatkunde sehr verbunden.

XXII. Der Teltower Kreiskalender 1905, von welchem u. M. Dr. Spatz freundlichst ein Exemplar mitteilt, erreicht an Stofffülle und geschickter Anordnung vollauf seinen Vorgänger. Sie finden darin insbesondere die Fortsetzung der Schilderungen des werdenden Teltow-Kanals.

XXIII. Ein Barnim-Kalender, wegen dessen ich u. M. Pfarrer Giertz-Petershagen kürzlich befragte, ist für 1906 in Aussicht genommen. Er wird verständiger Weise beide Teile der Landschaft Barnim umfassen.

XXIV. Der Wanderer durch West- und Ost-Preußen. Organ des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs in Ostpreußen zu Königsberg und des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs für Elbing. Erscheint vom April bis Oktober monatlich. Die vorliegende No. 7, Elbing, Oktober 1904, enthält mehrere interessante Aufsätze über die neue Technische Hochschule zu Danzig, über die Artushöfe in Alt-Preußen von L. Wende. Danach befanden sich Artushöfe nachweislich oder befinden sich noch in den 6 preußischen Städten Thorn, Culm, Elbing, Braunsberg, Königsberg, Danzig, außerdem noch in Stralsund und Riga. Wahrscheinlich sind sie auf dem Seeweg von England aus, dem eigentlichen Sitz des Artus-Tafellandes, nach den Ostseestädten verpflanzt von 1310 (Thorn) ab; Elbing zirka 1350; Braunsberg 1353; Danzig zirka 1350; Stralsund 1316.

Dieses Heft des Wanderers ist sehr ansprechend und lockt förmlich zu einer Wanderfahrt nach den altpreußischen Städten, welche nicht entfernt bei uns bekannt so sind, wie sie es ihrer Lage, ihrer Geschichte, ihrer ehrwürdigen Bauten und ihrer schönen Umgebungen halber verdienen.

Unsere heimatlichen Zeitschriften — ich denke dabei u. A. an den „Bär“ und den „Roland“ — sollten erwägen, ob sie nicht bezüglich der Provinz Brandenburg etwas Ähnliches mit ihren Veröffentlichungen während der eigentlichen Reise-Saison verbinden könnten.

XXV. Herr Dr. Fiebelkorn, u. M. hat die Güte dem Märkischen Museum ein Exemplar der Medaille zu stiften, welche vom Verbands



deutscher Thon-Industrieller nebst einem künstlerisch ausgestatteten Diplom denjenigen Arbeitern übereignet wird, die in einem dem Verbands angehörigen Etablissement 25 Jahre gearbeitet haben.

XXVI. Am 18. Oktober dieses Jahres ist auf dem Müggelberge eine Bismarck-Warte eröffnet worden. Es ist ein massiver 40 m hoher Aussichtsturm, auf dessen oberster Plattform an großen neugeschichtlichen Gedenktagen Freudenfeuer abgebrannt werden. Zur Errichtung

dieses eigenartigen Bismarck-Denkmal hatte sich aus Coepenicker und Friedrichshagener Herren ein Komitee gebildet, das den Bau nach dem Entwurf von Rietz durch Baumeister Scharnke ansühren ließ. Bei der Eröffnung wurden denjenigen Teilnehmern, die größere Beiträge geleistet hatten, silberne Medaillen mit dem Brustbild Bismarcks und einem Bilde der Warte übergeben. Unser Mitglied, Herr Körner, stiftete sein so empfangenes Exemplar, das hier zur Ansicht zirkuliert, in das Märkische Museum.

XXVII. Unser Mitglied Herr Kaufmann Minck ist so freundlich gewesen, dem Märk. Museum ein kupfernes Prägstück zu verehren, welches sein Schwiegersohn, der uns als freundlicher Führer der Brandenburgia am 24. Mai 1903 nach Belzig noch bestens erinnerliche Herr Dr. med. Krüger auf seiner Besitzung nahe der Burg Eisenhart ausgegraben hat.

Durchmesser 26 mm. Auf der Vorderseite: ein Tisch, an welchem der reiche Mann sitzt, vor sich Geldrollen. Daneben steht ein dürftig gekleideter Mann, der anscheinend Geld auf den Tisch legt. Unter letzterem scheint ein Hund sich zu sättigen. Umschrift: Hab Erbarmen Ueber die Armen. Rückseite:

† 40 †

Manus Sedulorum Opes Pariunt,  
Pigrorum Vero Esuriunt.

d. h.: Die Hände der Fleißigen schaffen Reichtümer, die der Trägen leiden Mangel.

Soll die 40 etwa 1640 bedeuten? Vermutlich ein Münzmeister-Jetton.

XXVIII. Ein weißes, noch ungebrauchtes, ungemein fein gestricktes Kindermützchen, wie es vielleicht vor 50 Jahren Mode war, angefertigt von Frau Blankenfeld in Spandau, in ihrem 76. Jahre gearbeitet.

Die zierliche Handarbeit wird nebst anderen Handfertigungsproben seitens u. M. Herrn Neupert dem Märkischen Museum verehrt, wir danken ihm sowie den vorerwähnten Spendern verbindlichst. (Von anwesenden Damen als ein wahres Kunstwerk von Feinstickerei erklärt.)

### E. Bildliches.

XXIX. Die Dorfschmiede in Nieder-Schönhausen, Kreis Nieder-Barnim, abgerissen i. J. 1904, aufgenommen durch den Städt. Lehrer Herrn Foerster, überreicht von unserem Mitgliede, dem nie rastenden Bildersammler Herrn Gustav Lackowitz. Das Bild ist, wie

Sie ersehen, so echt märkisch und dabei so stimmungsvoll, gleichzeitig Erinnerung an das frühere Aussehen des sich immer großstädtischer entwickelnden Vororts, daß wir uns nicht versagen können, es hierunter zu verewigen.



XXX. Eine große Anzahl neuer Ansichtspostkarten bis auf eine aus Französisch-Buchholz sämtlich aus den Nachbardörfern Pankow und Nieder-Schönhausen. Stiftung unsers zu XXIX genannten Mitgliedes. Außerdem von demselben eine Totalansicht von Pankow auf einer doppelten Längs-Karte.

XXXI. Inneres der Kirche zu Buchholz, Kreis Ober-Barnim, phot. auf der Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums durch Herrn Otto Zotzmann am 18. Sept. 1904 und überwiesen durch u. M. Herrn Pfarrer Giertz. Interessanter Barock-Hochaltar.

XXXII. Äußeres der Kirche zu Wesendahl, Kreis Ober-Barnim. Phot. und geschenkt wie XXXI. Stattlicher passend renovierter gotischer Feldsteinbau mit schlankem Turm.

XXXIII. Alte Eiche in Straussberg, Kreis Ober-Barnim. Prächtiger und mächtiger Solitär-Baum. Phot. und geschenkt wie XXXI.

XXXIV. U. M. Robert Mielke hat 2 interessante volkskundliche Aufsätze: „Aus Detmold“ (Die Weite Welt vom 11. November 1904 S. 397 ff) und „Das niedersächsische Trachtenfest in Scheessel“ (a. a. O. 28. Okt. 1904 S. 346 ff) verfaßt und mit schönen anschaulichen Bildern ausgestattet, auf welche ich mir erlaube Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, hiermit meine Mitteilungen abschliessend.



### XXXV. Herr Kustos Buchholz: Die Bronzeschwerter des Märkischen Museums.

In den letzten Wochen ist von zwei verschiedenen Fundstellen, Buch und Gransee, je 1 Bronzeschwert im Märk. Museum eingegangen, die hier mit zur Vorlage kommen.

Bei dieser Gelegenheit hält das Märk. Museum für angezeigt, Ihnen seine sämtlichen Bronzeschwerter, 27 an der Zahl, vorzuführen, damit Sie einen Überblick über die verschiedene Gestaltung dieser vornehmsten Gattung von Fundstücken der Bronze-Periode gewinnen.

Wenn wir alle in der Provinz Brandenburg gefundenen, im Königlichen, im Märkischen und in fremden Museen und Sammlungen, sowie in Privat-Besitz befindlichen Bronzeschwerter zusammenzählen, so wird die Zahl von 80 noch nicht erreicht und nimmt man dazu an, daß vielleicht noch ebensoviel ungefundene in der Erde liegen, so ist das für das weite Gebiet der Provinz Brandenburg im Verhältnis zu den vielen Tausenden von Wohnstätten- und Gräberfunden der Bronzeperiode doch nur eine so geringe Zahl, daß man das Bronzeschwert nicht als eine allgemein geführte Waffe ansehen kann.

Dazu kommt, daß diese Bronzeschwerter nichts weniger als geschickt für den Kampf sind. Als Hiebwaffe wäre der Griff nicht faustgerecht, die oft breit entwickelte Knauf-Platte geradezu hinderlich und die Klinge zu schwer, auch der Handschutz nicht ausreichend; als Stichwaffe sind sie ebenfalls wenig faustgerecht, meist zu kurz und gegenüber dem viel häufiger vorkommenden leichteren und längeren Speer völlig unwirksam.

Hieraus läßt sich in Verbindung mit dem relativ seltenen Vorkommen vielleicht der Schluß ziehen, daß die Bronzeschwerter im norddeutschen Tieflande gar nicht als Waffe für den Massenkampf gebraucht wurden, daß sie vielmehr von Führern zugleich als Würde- und Kommando-Waffe getragen wurden, ähnlich den sogenannten, noch viel selteneren „Schwertstäben“. Wir sehen ja auch heute in den modernen Heeren die Offiziere mit Säbeln ausgestattet, die im Kampf gegen das Feurgewehr der Soldaten wertlos sind und zum Teil den Zweck haben, die Kommandogewalt anzudeuten.

So finden wir denn auch in der Tat Bronzeschwerter — soweit sie als Beilagen in Gräbern vorkommen — nur in solchen Gräbern, deren Ausstattung als Steinkisten- und Hügel-Gräber auf Mitarbeit vieler Menschen schliessen läßt und die auch mit sonstigen vielerlei und reichen Beigaben versehen sind. Die so Bestatteten müssen also innerhalb der betreffenden Landschaft in hervorragendem Range gestanden haben -- sie müssen Führer, Häuptlinge oder Fürsten gewesen sein, und man gab ihnen das Würdezeichen, das Schwert, mit in das Grab.

Jedoch ist nicht der größte Teil der bekannten Bronzeschwerter in Gräbern gefunden. Einige kamen bei Aufdeckung von Wohnstätten der Bronzezeit zum Vorschein (z. B. Spandau); andere sind zufällig verloren gegangen und wenn sie dabei im oxydationswidrigen Moorboden versanken, erhielten sie sich goldig blank; noch andere haben sich unter Steinen, vielleicht von wandernden Händlern wohl versteckt, vorgefunden, einzelne, wie das von Briesen bei Brandenburg a. H. sind senkrecht in den Grund von Gewässern, also wohl absichtlich eingebohrt, angetroffen worden. Der Gebrauch der Bronzeschwerter in unserer Provinz dürfte vom Anfang der Bronzezeit bis zu Ende derselben und dann gelegentlich sogar noch neben eisernen bis gegen den Anfang der christlichen Zeitrechnung anzunehmen sein.

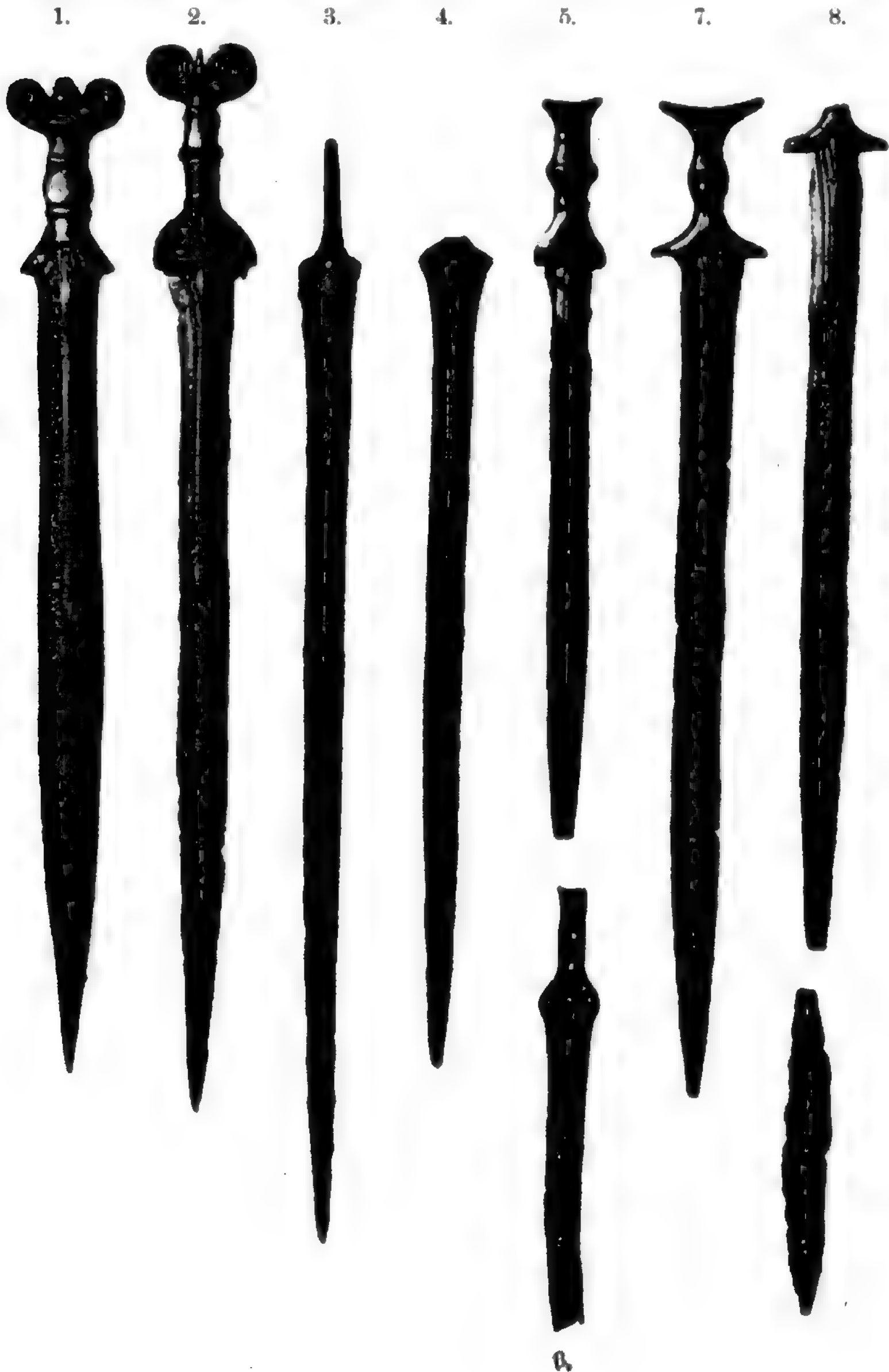
Darüber, daß sie, wie viele andere Bronzesachen, aus den Gebieten der alten Kulturvölker, wahrscheinlich auch Etrurien, das nach Plinius noch im 1. Jahrhundert nach Christus Bronzen in viele Länder vertrieb, durch Händler hier eingeführt wurden, besteht kein Zweifel. Selbst die hier mitunter gefundenen Gußformen für Bronzegeräte können noch nicht zweifellos erweisen, daß während der letzten Bronzezeit in der Stammbevölkerung selbst sich Bronzegießer herangebildet haben, weil ja die Händler jene Formen mitgeführt oder gefertigt haben können, um das von ihnen erhandelte Metall alter zerbrochener Geräte nutzbar zu verwenden.

Die Länge der Bronzeschwerter ist sehr verschieden; sie wechselt bei den meisten zwischen 60 und 75 cm, bei einigen ist sie noch unter 60 bis 48 cm, bei andern auch über 75 bis 84 cm; über dieses Maß hinaus ist nur ein einziges, das von Briesen bei Brandenburg mit 96 cm, bekannt.

Weniger Verschiedenheiten zeigt die Form der Klingen. Diese sind alle zweisehnidig, spitz und schlank lanzettlich. Die meisten haben auf beiden Seiten einen mittleren flachgewölbten Längsgrad von verschiedener Breite, den eine oder mehrere ornamentale Linien begleiten. (Bei den mittelalterlichen zweisehnidigen Eisenschwertern finden wir anstelle dieses erhabenen Längsgrades immer eine vertiefte Rinne [Blutrinne]). Bronzeklingen ohne solchen Längsgrad kommen seltener vor.

Die Klingebreite steht nicht in bestimmtem Verhältnis zur Länge; die größte Breite wechselt zwischen 2 und 4,5 cm. Niemals bilden die Schneiden eine gerade Linie zwischen Spitze und Heft; sie sind immer ein wenig geschweift, so daß die größte Klingebreite zwischen  $\frac{1}{3}$  und  $\frac{1}{2}$  der Länge, von der Spitze an gerechnet, fällt. Nur wenige Klingen verbreitern sich am meisten unmittelbar am Heft zum Zweck einer sicherern Fassung. Bei einigen Klingen ist unmittelbar am Heft ein 2 — 4 cm langer, nicht geschärfter Absatz angebracht, vielleicht um das Übergreifen des Daumens über den Griff hinaus zu ermöglichen.

Für die Gestaltung des Griffs ergeben sich zweierlei Grundformen. Entweder ist die Griffzunge breit und mit Rand versehen, so daß sie nur einer Auflage aus Holz, Bein, oder Hirschhorn zur Vervollständigung



des Griffes bedarf, oder sie ist stabförmig, so daß ein besonders gegossener Griff übergesteckt und mit Nieten befestigt werden kann.

Von der ersteren Form kann leider ein vollständiges Exemplar aus der Mark nicht vorgezeigt werden. Die Auflagen sind, da sie organischer Natur waren, vermodert und abgebröckelt.



Von den besonders gegossenen Klingen haben sich die meisten am Griff erhalten. Sie zeigen alle einen gewissen Formengeschmack. Das die Klinge umfassende und mit derselben vernietete Ende ist teils gar nicht, teils nur wenig, zu einem Handschutz, Parierstück, ausgebildet. Der Griffstab ist in der Regel in der Mitte etwas verdickt; das Griff-Ende — der Knopf — ist sehr verschieden gestaltet. An den vorliegenden





Exemplaren sehen wir Scheiben mit zentralen Buckelchen, schiffchenförmig ausgebogene ovale Scheiben, langgezogene Knöpfe von Spiralen flankiert; auch eine linsenförmige Kappe und ein viereckiger fast kronenartiger Knopf kommt vor. Im ganzen ist der Griff immer relativ klein; der Griffstab, also das von der Faust zu umfassende Stück, hat nur eine

Länge von 6 bis höchstens 8 cm und bei einzelnen drückt die Knopfscheibe beim Versuch des Hauen so auf die Hand, daß man keine Kraft ausüben kann. Auch das Umfassen des unteren Heftstücks, beziehungsweise das Auflegen des Daumens auf den Klingenabsatz hat seine Schwierigkeiten und im Kampf-Fall seine Gefahren. Man hat — vielleicht auch zutreffend — aus der Kleinheit der Schwertgriffe geschlossen, daß unsere altgermanischen Vorfahren an Körpergröße gegen das heutige Geschlecht zurückstanden.

Von den hier vorliegenden Schwertern unterscheiden wir nach der Griff-Konstruktion 2 Hauptgruppen:

A. Mit breiter, zum Belegen mit Holz, Bein oder Hirschhorn eingerichteter Griffzunge:

Fig. 15.	Kat.-No.	6 436.	Briesen, Kr. Ost-Havelland. Bei weitem das größte aller Bronzeschwerter; 96 cm lang.
"	26.	" 22 247.	Französ. Buchholz, Kr. Niederbarnim; 80 cm.
"	9.	" 22 258.	" " " " 48 cm; etwa 6 cm abgebrochen.
"	24.	" 23 698.	Buch, Kr. Niederbarnim; 54 cm.
"	12.	" 6 578.	Wachow, Kr. Ost-Havelland; 60 cm.
"	22.	" 10 020.	Müggenberg, Kr. Königsberg Nm.; 42 cm.
"	20.	" 8 247.	Weitendorf, Kr. Ostprignitz; 60 cm.
"	18.	" 22 434.	Seddin, Kr. Ostprignitz; 51 cm.
"	6.	" 18 447.	Mühlenbeck, Kr. Niederbarnim; Rest 30 cm; etwa 18 cm Klinge abgebrochen.

B. Schwerter mit besonders gegossenem Griff:

Fig. 14.	Kat.-No.	11 991.	Bernstein, Kr. Soldin; 68 cm lang. Original in Stralsund.
"	16.	" 19 991.	Bredow, Kr. Ost-Havelland; 67 cm. Original im Königl. Museum.
"	7.	" 7 060.	Kuhbier, Kr. Ostprignitz; 64 cm.
"	8.	" 7 061.	" " " " 54 cm, etwa 7 cm abgebrochen.
"	17.	" 7 142.	Wuthenow b. Soldin; 78 cm, mit Spiralknopf.
"	2.	" 23 743.	Wusterwitz; 70 cm, mit Spiralknopf.
"	25.	" 23 733.	Gransee; 73 cm.
"	1.	" 6 302.	Linum, Kr. Ost-Havelland; 69 cm, mit Spiralknopf.
"	13.	" 19 984.	Spandau; 66 cm. Original im Kgl. Museum.
"	27.	" 11 207.	Eberswalde; 68 cm, zweimal gekrümmt.
"	10.	" —	Oranienburg, Kr. Nied. Barnim; 53 cm.
"	5.	" 23 744.	Wusterwitz; 49 cm.

Fig. 21. Kat.-No. 8 262. Weitendorf, Kr. Ostprignitz; 75 cm, ein besonders schönes Schwert mit wechselnden Einlagen und schön verziertem, viereckig mützenförmigem Knopf.

Die folgenden 5 gehören auch in diese Gruppe mit stabförmiger Griffzunge und besonderem Griff, doch ist der Griff verloren gegangen:

Fig. 3. Kat.-No. 23 745. Wusterwitz; Rest 72 cm, vom Griff fehlen 2 cm.  
 „ 23. „ 13 472. Cremmen, Kr. Ost-Havelland; Rest 45 cm, vom Griff fehlen 4 cm.  
 „ 4. „ 23 746. Wusterwitz; Rest 54 cm, vom Griff fehlen 8 cm.  
 „ 11. „ 6 435. Zehdenick, Kr. Templin; 58 cm.  
 „ 19. „ 8 303. Weitendorf, Kr. Ostprignitz; Rest 51 cm, 2 cm fehlen.

Ein Entwicklungsgang der Bronzeschwert-, insbesondere auch der Griffformen, ist schwer festzustellen, wenn auch bei einigen wenigstens nach den Fundumständen auf die älteste Bronzezeit geschlossen werden kann. Die Formen dürften vielleicht in dem Fabrikationslande schon lange in Gebrauch gewesen sein, als der Vertrieb der Bronze in unsere Gegend vor sich ging. Wenn man aber nach den Fundumständen den Schwertern aus den Hügelgräbern von Weitendorf, namentlich dem No. 8262, Fig. 21, ein höheres Alter als den meisten andern beizulegen Anlaß hat, so würde auch hier die in späteren Altersperioden gemachte Erfahrung zutreffen, daß die schönste Kunstentwicklung, der höchste Kunstgeschmack, nicht die letzte Phase einer Kunstperiode bezeichnet.

Beachtenswert ist der Umstand, daß sämtliche 27 Bronzeschwerter im nördlichen Teil der Provinz Brandenburg gefunden sind, also in den Landschaften, die mit den an Funden aus der älteren Bronzezeit besonders reichen Küstengebieten unmittelbar zusammenhängen. Die schon anderweitig von der prähistorischen Forschung begründete Annahme, daß die Einführung der Bronzekultur in das nördliche Deutschland zuerst auf dem Seewege vor sich ging und daß die Kultur sich dann von den Küsten aus in das Binnenland ausbreitete, erhält hierdurch eine neue Bestätigung.

Zu diesen 27 Bronzeschwertern des Märkischen Museums wurde in der Sitzung ferner noch vorgezeigt ein auf dem Terrain des Fabrikbesitzers Herrn Hempel in Segefeld bei Spandau gefundenes Exemplar, das der Form nach einige Ähnlichkeit mit dem unter No. 24 abgebildeten hat.

XXXVI. Zum 29. Oktober 1904, an welchem Tage die Vossische Zeitung das Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestehens feierte, hat Dr. Arend Buchholtz im Auftrage ihrer Eigentümer eine Festschrift verfaßt, die wir ihnen hiermit vorlegen. Ihr Titel lautet: Die Vossische Zeitung. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte. 1904.



Die Tante Voß, wie der Berliner sein Leibblatt nennt, hat das große Glück gehabt, daß sich ganz hervorragende Geister in ihren Dienst stellten: Männer wie Gotthold Ephraim Lessing, Willibald Alexis, Theodor Fontane. Zu ihnen gesellte sich eine Reihe kleinerer, aber doch auch bedeutender Persönlichkeiten, wie Karl Philipp Moritz, Fr. Wilhelm Gubitz, Ludwig Rellstab u. a. Die Geschichte einer Zeitung zu schreiben, die sich solcher Mitarbeiter rühmen kann, war eine schöne Aufgabe. Sie war freilich auch ebenso schwer wie schön und erforderte einen Mann von vielen Graden. Den hat sie in dem Verfasser gefunden, den seine Doppelnatur als Geschichtsforscher und Literaturhistoriker zu dem Werke besonders geeignet erschienen ließ. Er hat viele Archive benutzt, um für den stattlichen Bau, den er aufzuführen hatte, ein festes Fundament zu gründen. Die große Menge der gelehrten Anmerkungen (es sind 292!) zeigt, welche Riesenliteratur er bewältigt hat. Grade in ihnen steckt ein höchst wertvolles Material, das der Berliner Forschung noch sehr nützlich werden wird. Besonders lagerte über der Vorgeschichte und den ersten Anfängen der Zeitung ein dichtes Dunkel, das ganz zu lichten freilich auch Dr. Buchholtz trotz seinen eingehenden Studien noch nicht gelungen ist. So ist es durchaus zweifelhaft, ob wirklich schon im Jahre 1704 die Vossische Zeitung erschien. Sicher ist nur, daß am 29. Oktober dieses Jahres Johann Michael Rüdiger das Privileg zur Begründung einer Zeitung erhielt. Vorhanden ist jedenfalls keine einzige Nummer aus dieser Zeit. Auch muß dieses „Diarium“ spätestens 1706 wieder eingegangen sein, da ein in diesem Jahr erlassenes Dekret des Ministers von Printz alle Zeitungen in Berlin außer den von Johann Lorentz herausgegebenen verbot. Erst von 1721 an erschien in ununterbrochener, bis heute fortdauernder Folge die „Berlinische Privilegierte Zeitung“ und zwar „im Verlage des Buchhändlers Johann Andreas Rüdiger, der auf der neuen Stechbahn wohnte“. Von Christian Friedrich Voß, der diesem seinem Schwiegervater im Besitze der Buchhandlung folgte, hieß sie die Vossische.

Den überreichen Stoff legte sich der Verfasser so zurecht, daß er ihn in zwei Hauptteile „Die Vossische Zeitung und ihre Vorgeschichte“ und „Die Rüdigerschen und Vossischen Buchhandlungen“ gliederte, denen er einen Anhang (Zur „Geschichte der Familien Rüdiger und Voß“, „Gesuche und Privilegien“, „Aus den Inseraten 1665 — 1813“ usw.) hinzufügte. Innerhalb dieser Teile bietet er größere Kapitel, „wie 1617 — 1740, 1740 — 1786, 1786 — 1840 usw., die wieder in kleinere Abschnitte zerfallen wie: „Die ältesten Berliner Zeitungen“, Joh. Michael Rüdiger und sein Zeitungsprivileg von 1704“, „Der junge König (Friedrich II)“, Gotthold Ephraim Lessing“, „Gubitz und Rellstab“ u. ä.

Ein ungeheures Material zur Geschichte Berlins ist in dem Werk aufgespeichert. Über eine große Anzahl bemerkenswerter Persönlichkeiten wird berichtet. Episoden wie das viermalige Erscheinen Dr.

Eisenbarths in unsrer Stadt (1696 — 1717) werden hübsch erzählt. Politische Ereignisse, die in ihrer Entwicklung einen Markstein bezeichnen, wie die Ankunft der Salzburger Emigranten (1732), die Franzosenzeit von 1806 — 8, die Märztage 1848 werden eingehend besprochen. Auch sonst fallen, da sich in der Zeitung nun einmal das Leben und Treiben der Menschen reflektiert, auf die Zustände der Hauptstadt interessante Streiflichter. Kurz, es entrollt sich vor den Augen des Lesers ein Bild der Kulturgeschichte Berlins in den letzten zwei Jahrhunderten.

Die Besitzer der Zeitung haben es sich angelegen sein lassen, diese Kulturgeschichte in ein überaus prächtiges Gewand zu kleiden. Hergestellt ist das sich in stattlichem Format präsentierende Buch in der Reichsdruckerei, die eigene neue Typen verwenden ließ, Typen, die eine in der Mitte zwischen Fraktur und Antiqua stehende Schrift bilden. Jedes Blatt ziert eine rote Randleiste. Eine größere Anzahl von Porträts bietet eine lebendige Illustration des Inhalts. Von denjenigen Männern und Frauen, die sich um die Zeitung besonders verdient gemacht haben, sind sie in ungewöhnlich schönen Reproduktionen von hohem Format wiedergegeben. Wo Gemälde zu Grunde liegen, sind auch die Farben der Originale, ja man möchte sagen, die Pinselstriche nachgebildet und zwar in seltener Vollkommenheit. Damit ist dem Werk ein neuer Wert verliehen: es bietet nicht nur eine nicht zu übersehende Darstellung der Vergangenheit Berlins, sondern ist zugleich ein glänzendes Zeugnis der technischen Leistungsfähigkeit unsrer Stadt in der Gegenwart.

XXXVII. Einer recht verdienstlichen Arbeit hat sich der Lehrer-Verein des Kreises Ruppín unterzogen, indem er auf Anregung des Herrn Rektor Bartelt in Neu-Ruppín eine Zusammenstellung von Flurnamen in 22 Ortschaften des Kreises herausgegeben hat. Das Klein-octav Heft von 220 Seiten enthält bei jeder Ortschaft zunächst eine Geschichte der Ortschaft selbst und behandelt dann die einzelnen landschaftlichen Stellen derselben, insbesondere die mit besonderen Namen bezeichneten, sowohl topographisch, wie bezüglich früherer Verhältnisse. Dadurch ist sehr viel Material für alle Zukunft fixiert, das vorkommendenfalls festzustellen schwierig sein würde, vielleicht in späterer Zeit gänzlich unauffindbar geworden wäre. Es wäre nicht nur zu wünschen, daß der Lehrer-Verein diese Arbeit auf die übrigen mehr als 180 Ortschaften des Kreises ausdehnt, sondern auch, daß die Lehrervereine der anderen Märkischen Kreise in ähnlicher Weise vorgehen.

XXXVIII. Fräulein E. Lemke. Der Birnbaum in der Volkskunde. Wir werden den Vortrag in einer späteren Nummer bringen.

XXXIX. Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant „Alt-Bayern“ Potsdamer Straße 10/11.

## 16. (II. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Sonntag den 4. Dezember 1904, vormittags II Uhr.**

Besuch der Städtischen Höheren Webeschule, Markusstr. 49.

---

Der erste Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, begrüßte im Amtszimmer des Herrn Direktors Weber die zahlreich erschienenen Mitglieder. In seiner Ansprache erinnerte er an den ersten Besuch vom 16. Februar 1895. Nachdem die Gesellschaft sich in zwei Gruppen geteilt hatte, begann der Rundgang unter der Führung des Herrn Direktors Weber und des Lehrers für Musterzeichnen Herrn Flemming.

Beim Durchschreiten der Lehrzimmer, Zeichen- und Maschinensäle bietet die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit der Arbeitsmaschinen und Arbeiten aus sämtlichen Zweigen der Textil-Industrie auch dem Laien sehr viel des Interessanten, Nützlichen und Lehrreichen.

Von der einfachen Pflanzenstudie beginnend, lassen die unter Berücksichtigung aller technischen und kunstgewerblichen Anforderungen durchgebildeten und auf die fertigen Erzeugnisse übertragenen Entwürfe, sowie die in Arbeit befindlichen Textilien (Gewebe aller Art, gestrickte Waren und Trikotagen, Posamenten, Stickereien) und Bekleidungsgegenstände (Frauen- und Mädchengarderobe, Damen-, Herren- und Kinderwäsche) erkennen, daß die Schule den jetzigen Zeitverhältnissen richtig angepaßt ist, indem sie beim Unterricht die Materialien, Arbeitsmethoden und Maschinen theoretisch und praktisch gleichmäßig und in Verbindung miteinander berücksichtigt und dabei der künstlicheren Geschmacksbildung ausreichend Beachtung schenkt.

Hierdurch steht sie auf der Höhe der Jetztzeit!

Um den Übergang von der Schule zur Praxis tunlichst zu erleichtern, werden Schülerinnen und Schüler nicht nur angehalten, Lehrstoff in sich aufzunehmen und sich mit den einschlägigen neuesten Geräten, Werkzeugen, Maschinen und zweckmäßigsten Arbeitsmethoden vertraut zu machen, sondern es wird ihnen auch durch praktische, also selbsttätige Ausführung eigener Entwürfe Gelegenheit geboten, praktische Schwierigkeiten würdigen und überwinden, sowie die gesamten Anforderungen des Fabrikationsbetriebes kennen zu lernen.

Diesen Bestrebungen sowie der ferneren Entwicklung der Lehranstalt durch Erhöhung der Frequenz sind allerdings insofern für einige Jahre beschränkende Fesseln auferlegt, als das äußere Gewand der allmählig vergrößerten Inneneinrichtung nicht mehr entspricht und auch die Aufnahme einer größeren Besucherzahl wie gegenwärtig nicht gestattet.

Um die jetzige Gesamteinrichtung, ihre räumliche Unterbringung sowie die Leistungsfähigkeit dieser kunstgewerblichen Textilfachschule richtig beurteilen zu können, ist ein kurzer Gang durch ihre Vorgeschichte und Entwicklung bis zur heutigen Ausgestaltung ebenso erforderlich wie interessant.



Handstickerei der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin.



Maschinenstickerei der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin.



Vorbildersammlung der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin.



Musterzeichnenklasse der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin.

Von den Innungen der Stuhlarbeiter zur Zeit der Begründung der ersten städtischen Fortbildungsschulen Berlins, 1874, ins Leben gerufen, sollte die Webeschule ursprünglich nur dem ältesten Kunsthandwerk, der Weberei, dienen. Im Laufe von 30 Jahren aber hat sie sich durch das tatkräftige Eingreifen des Staates, der Stadtgemeinde Berlin, sowie durch die Opferfreudigkeit der Textilinteressenten, der Ältesten der Kaufmannschaft und der Handelskammer zu Berlin zu einer das gesamte Gebiet der Textil- und Konfektionsindustrie und nicht nur das Notwendige und Nützliche, sondern auch das Schöne und Geschmackvolle (Form und Farbe) berücksichtigenden Bildungsstätte, sowohl für Söhne als auch für Töchter aufgeschwungen.



Gobelinweberei der Städtischen Höheren Webeschule in Berlin.

Unter den in Preußen bestehenden 7 höheren Fachschulen für Textil-Industrie (Aachen, Barmen, Berlin, Crefeld, Cottbus, M.-Gladbach, Sorau N. L.), die teils der Woll- und Seiden-, teils der Baumwoll- und Leinenindustrie dienen, steht die Städtische höhere Webeschule in Berlin hinsichtlich ihrer Frequenz an zweiter Stelle.

Der Unterricht der Tagesschule wird von mehr als hundert Schülerinnen und Schülern während wöchentlich 44 Stunden besucht, während am Abend- und Sonntagsunterricht 260 in der Textil-Industrie beschäftigte Personen bis zu 8 Stunden pro Woche teilnehmen.

Sehr unbedeutend waren die Anfänge, aus denen sich das Institut zu seiner jetzigen Vielseitigkeit entwickelte.

Der veränderten Fabrikationsweise durch die sich immer mehr ausdehnende Maschinenarbeit, sowie den Wandlungen der Textil-Industrie und dem gewaltigen Aufschwung in der Konfektionsbranche folgend, gelangte es unter Beachtung der modernen Strömung im Kunstgewerbe von selbst in neue Bahnen und das zuständige Kuratorium nebst der Gewerbe-Deputation des Magistrats führten es der jetzigen Gestalt entgegen.

Ursprünglich wurde nur Abend- und Sonntagsunterricht erteilt, und erst im Jahre 1890 konnte das jetzige Schulgebäude mit den Abteilungen für Hand- und Maschinenweberei, Wirkerei und Posamentiererei bezogen und die Tagesschule eröffnet werden.

Im November 1894 kam der Abend- und Sonntagsunterricht in der Färberei und am 1. April 1896 die vollständige Färbereiabteilung hinzu, während mit Beginn des Winterhalbjahres 1895/6 der kaufmännische Kursus zur Einführung gelangte, welcher an der Abend- und Sonntagschule den in der Textil- und Konfektions-Industrie Beschäftigten Gelegenheit bietet, sich Warenkenntnisse aller Art anzueignen.

Am 1. April 1896 begann für sämtliche preußischen Webeschulen und damit auch für die Städtische höhere Webeschule durch Einführung eines obligaten Normallehrplans eine neue Epoche. Zu den Lehraufgaben sollte auch die Stickerei treten. Sie wurde im Oktober 1896 zunächst an der Sonntagsschule und, nachdem sich der Unterricht bewährt, auch die entsprechenden Maschinen beschafft waren, im April 1897 an der Tagesschule eingeführt.

Allmählich erkannte man mehr und mehr, daß die Schule in technischer Richtung vorzüglich organisiert und eingerichtet, aber nicht in kunstgewerblicher Hinsicht auf der Höhe sei!

Das Hauptaugenmerk wurde infolgedessen auf die Ausgestaltung der April 1896 ins Leben gerufenen Musterzeichnenabteilung gerichtet. Einen Lehrapparat von Stoffproben älterer Zeit in reicher und interessanter Technik erhielt die Webeschule als geschlossene Sammlung vom Herrn Minister für Handel und Gewerbe durch Vermittelung des Königlichen Kunstgewerbemuseums zu Berlin zugewiesen, welcher inzwischen zur Einführung der Schüler in die moderne Praxis durch Ankauf moderner Stoffe komplettiert wurde.

Diese Vorbildersammlung umfaßt heute nahezu 20 000 Objekte aller Art, wie: Teppiche, Decken, Tapeten, Gewebe historischen und modernen Charakters, Stickereien, Posamenten etc., der sich eine reichhaltige Sammlung von Naturobjekten, Vögeln, Fischen, Insekten sowie eine Gipsmodellsammlung anreihen.

Eine Vermehrung des Lehrpersonals zur Heranbildung kunstgewerblicher Kräfte für die Weberei, Stickerei und Posamentiererei vollzog sich nebenher, auch trat als ergänzendes Fach zu der vorhandenen Maschinenstickerei noch die Handstickerei.

Abermals eine neue Epoche, die sich dadurch kennzeichnet, daß die Schule auch die Vor- und Ausbildung weiblicher Kräfte übernimmt, und die Schulgeldsätze bedeutend herabgesetzt wurden, begann am 1. April 1903 durch die Neuorganisierung der Lehranstalt.

Bei dieser Gelegenheit fand die sich überraschend entwickelnde Konfektionsindustrie dadurch in erhöhtem Maße Berücksichtigung, daß an der Tages- und Abend- und Sonntagsschule Kurse zur Ausbildung von männlichen und weiblichen Arbeitskräften für die Damenkleiderei und Wäschekonfektion eingerichtet wurden.

Eine Erweiterung des Lehrmittelapparates, vornehmlich durch Anschaffung von Maschinen und Apparaten für den Konfektionsunterricht und eine nochmalige Vermehrung des Lehrpersonals erfolgten gleichzeitig, so daß nunmehr folgende Kurse eröffnet werden konnten:

#### I. An der Tagesschule:

1. der Kaufmännische-Kursus für Angehörige der Textil- und Konfektionsindustrie.
2. der Musterzeichnenkursus mit je einer Klasse für Weberei und Druckerei sowie für Stickerei und Posamentiererei.
3. der Konfektionskursus mit einer Klasse zur Herstellung von Frauenbekleidung (mit getrenntem Unterricht für Konfektionszeichnen und Maßnehmen, Schnittzeichnen, Zuschneiden) und einer Klasse zur Herstellung von Wäsche.
4. der Posamentier- und Besatzkonfektionskursus.
5. der Hand- und Maschinenstickereikursus mit je einer Klasse zur Ausbildung von Geschäfts- und Arbeitspersonal.
6. der Wirkerei- und Strickereikursus.
7. der Färbereikursus.

#### II. An der Abend- und Sonntagsschule:

1. der Kaufmännische-Kursus
2. der Färbereikursus
3. der Allgemeine Unterricht, in welchem auch Klassen für den Konfektionsunterricht vorgesehen sind.

Für den Unterricht in den genannten Kursen, der von dem Direktor, 7 hauptamtlich beschäftigten Lehrern, 2 Lehrerinnen, 9 Meistern und 2 nebenamtlich beschäftigten Hilfslehrern und 1 Hilfsmeister erteilt wird, stehen zur Verfügung:

In der Hand- und Maschinenweberei 3 Kettspulmaschinen, 2 Scheerrahmen mit Zubehör, 1 Bäumgestell und Maschine, 1 Konusscheer- und Bäumaschine, 5 Schußspulmaschinen, 2 Zwirnmaschinen mit



Haspeln, 4 Kartenschlagmaschinen, 27 Hand-, 1 halbmechanischer und 25 Maschinenwebstühle verschiedenster Systeme und neuester Konstruktion, zur Herstellung von Geweben aller Art, vornehmlich von Teppichen, Läufern, Decken, — 1 Gobelin und 1 Knüpfteppichstuhl.

In der Konfektion 19 Nähmaschinen verschiedener Systeme zur Anfertigung von Damengarderobe und Wäschegegenständen, ferner 1 Plissée- und Tollmaschine, 1 Auszackmaschine, 1 Dämpfapparat, Bügel-einrichtungen sowie sonstige hierhergehörende Apparate, Atrappen und dergleichen.

In der Posamentiererei Kartenschlagmaschinen, 1 Plättmühle, 7 Posamentierstühle, 1 Bandstuhl, 1 Häkel- und Chenillmaschine, 1 Gimpenmühle, 1 Tellerplattiermaschine, 3 Klöppelmaschinen.

In der-Hand- und Maschinenstickerei, 1 Schweizer Handstickmaschine, 15 Kurbelstickmaschinen neuesten Systems, 1 Automatische Festonmaschine, 1 Handstechmaschine und 2 Stechmaschinen für Fußbetrieb, Stickrahmen mit Ständern, 3 Nähmaschinen mit Stickapparaten, 11 Kunstwebpulte mit Kettenaufwickelapparat.

In der Wirkerei 5 Handwirkstühle, 6 Maschinenwirkstühle, 11 Strickmaschinen, 1 Rundkettelmaschine.

In der Färberei komplett eingerichtete Laboratorien für Chemie, Färberei und Zeugdruck.

Den Zwecken sämtlicher Abteilungen dienen außerdem eine sehr reichhaltige Bücherei, eine Patentschriftensammlung, eine technologische Sammlung, enthaltend Kollektionen von Baumwolle, Flachs, Jute, Ramie, Wolle, Seide, Asbest, von Stoffen, Posamenten, Stickereien in den verschiedenen Stadien ihrer Verarbeitung bzw. Herstellung. Garn- und Gewebeprüfungsapparate, Mikroskope pp.

Den allgemeinen Betrieb vermitteln 8 Elektromotoren mit insgesamt 17 2/10 HP, und in eigener Reparaturwerkstätte, die mit allen einschlägigen Werkzeugmaschinen, Geräten pp. ausgestattet ist, werden die sich erforderlich machenden Maschinenbauer- und Tischlerarbeiten von einem besonderen Meister ausgeführt.

---

## Kleine Mitteilungen.

### Vorgeschichtliche Funde aus Berlitt in der Ostprignitz.

Im Februar 1901 wurden von dem Gastwirt Schütte in Berlitt (Kr. Ostprignitz) eine Anzahl Fundstücke an die Verwaltung des Märkischen Provinzial-Museums eingeschickt, die im Sommer 1878 in einer Sandgrube südlich vom Dorfe ausgegraben worden waren, und die Verwaltung wurde zugleich zu weiteren Nachforschungen aufgefordert. Die Funde bestanden in einer schwärzlichen Mäander-Urne und einer schwarzen Urne ohne

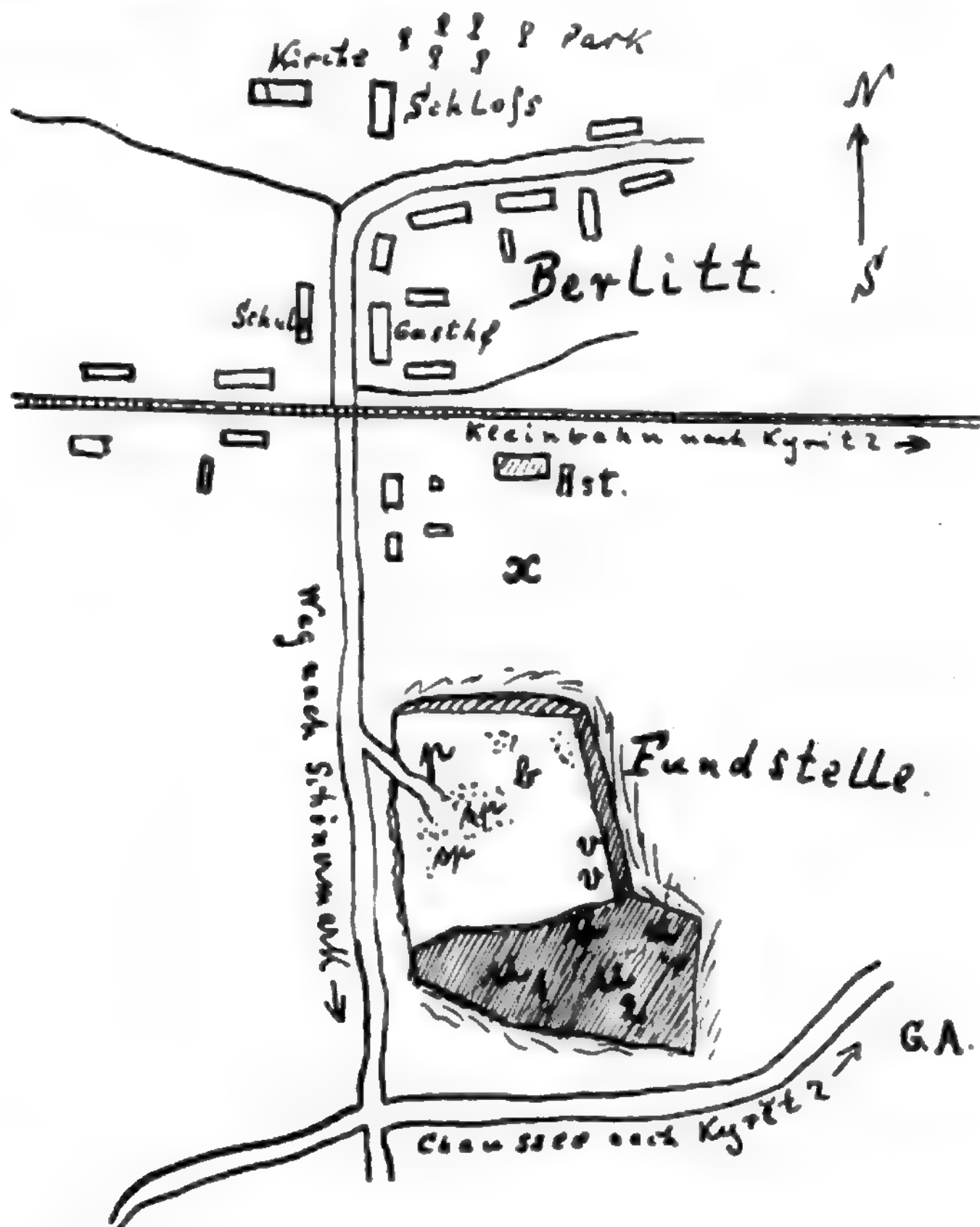
Verzierungen, beide beschädigt, in 3 Schildbuckeln aus Eisen, gleichfalls beschädigt und vom Rost angefressen, in 7 Speerspitzen aus Eisen, darunter ein Exemplar mit Widerhaken, in 3 Schwertern aus Eisen, die zusammengebogen und zum Teil mit Rost überzogen waren, in 1 eisernen Messer mit Bronzeverzierung auf der Platte zwischen Klinge und Griffzunge, in 1 Schere aus Eisen und in 1 Waffenhemd, das, engmaschig, aus kleinen eisernen Ringen zusammengesetzt und zu einer Rolle zusammengedreht war. Sämtliche Eisensachen waren durch die Glut des Scheiterhaufens und durch die Feuchtigkeit des Erdreichs stark beschädigt und deformiert. Die Fundstücke, die im Katalog des Museums unter II. 22689—22706 eingetragen sind, gehören der Zeit der großen germanischen Völkerwanderung an und lagen im bloßen Sande etwa  $\frac{1}{2}$  m unter der Oberfläche; der größte Teil der Gefäße, die mit Mäanderlinien verziert waren und Leichenbrand enthielten, war zertrümmert, nur die beiden oben angeführten Urnen wurden einigermaßen guterhalten aufgefunden.

Auf Veranlassung der Museumsverwaltung begab sich u. M. Rektor Monke im April 1901 nach Berlitt, um eine genaue Untersuchung der Fundstelle vorzunehmen. Er fand in der südlich vom Dorfe an der Ostseite des Weges nach Schönermark liegenden Sandgrube eine Menge Scherben von schwarzglänzendem Ton, teils mit punktierten Linien, teils ohne Verzierungen, und am Ostabhange der etwa 2 m tiefen Grube eine von Wurzeln gesprengte, schwärzliche Urne mit Leichenbrand und Eisenteilchen und unweit davon eine zweite ähnliche Urne von 30 cm Höhe mit kleinem Henkel, glattem Rande und gewölbtem Bauche ohne Verzierungen. Dieses ebenfalls beschädigte Gefäß war mit Leichenbrand gefüllt und enthielt außerdem Reste eines zerbrochenen Eisenschwertes, Teile von eisernen Messern, 1 bronzene Schnalle mit Nieten, 1 kleinen Bronzering mit zwei Streifen und 1 gut erhaltenes Beigefäß aus Ton. Rektor Monke, der diese Fundstücke für das Märkische Museum (Kat. II., 22728—22739) erwarb, sah von weiteren Nachgrabungen ab, um den Charakter der gesamten Grabanlage nicht zu zerstören, und veranlaßte auch den Lehrer Luther in Berlitt dafür zu sorgen, daß Nachgrabungen von unberufener Seite in der folgenden Zeit nicht stattfinden sollten.

Im Oktober 1901 nahmen Robert Mielke und der Unterzeichnete auf Veranlassung der Museumsverwaltung die Untersuchungen wieder auf und stellten zunächst folgendes fest:

Die Fundstelle liegt etwa 120—150 Schritt südlich vom Dorfe an der Ostseite des von Berlitt nach Schönermark führenden Landweges und ist eine Sandgrube von ca. 10 m Länge, 3 m Breite und 1—2 m Tiefe, die an drei Seiten von Ackerland eingeschlossen ist, während an der Westseite der erhöhte Rand des Landweges entlang läuft. Der Boden besteht teils aus weißem, scharfkörnigem Sande, teils aus gelblichbraunem Erdreich, letzteres findet sich namentlich im Süden und Südosten des Ackerstückes, das an die Sandgrube anstößt. Wir suchten zunächst die Grube ab und fanden eine Menge schwärzlich glänzender Urnenscherben mit gestichelter Mäanderverzierung. An dieser Stelle der Grube (bei *sp* der Skizze) sind auch die eingangs erwähnten Gefäße und Eisensachen gefunden worden, während

etwas weiter nördlich bei *p* das gleichfalls erwähnte Panzerhemd gelegen hat. Bei *b* (cf. Skizze) hat der Gastwirt Sch. ein handtellergroßes Stück Bronzeblech gefunden, das schön patiniert ist und aus drei oder vier aufeinandergenieteten Platten besteht. Seiner Form nach könnte das Bronzestück das wir für das Museum erwarben, der Rest eines Helms oder eines gewölbten Gefäßes sein. Bei *vv* (cf. Skizze) endlich lagen die vom Rektor Monke gefundenen beiden Gefäße.



Nachdem wir die Fundstelle eingehend durchsucht hatten, stellten wir am nördlichen und östlichen Rande (auf der Skizze gestrichelt) Nachgrabungen an, ohne hier etwas zu finden. Dann nahmen wir das südlich von der Grube belegene Ackerstück, auf dem vor Jahren gleichfalls Urnen gefunden sein sollten, in Angriff und haben unter Beihilfe des Lehrers — Arbeiter waren wegen der Kartoffelernte nicht zu bekommen — etwa 30–40 qm bis zu einer Tiefe von 1 1/4 m umgegraben. Auf dieser Stelle (in der Skizze gestrichelt) haben wir bei *uu* die Trümmer von zwei großen Leichenurnen mit flachvertieften Strichverzierungen und bei *u<sub>1</sub>* und *u<sub>2</sub>* je eine gut erhaltene

große Leichenurne gefunden. Die erste wurde von Herrn Mielke bloßgelegt und ausgeräumt; sie enthielt aber nur Sand, Leichenbrand und faustgroße Steine. Sie konnte ganz geborgen werden. Die zweite war so mürbe, daß sie beim Ausräumen zerfiel; sie enthielt gleichfalls Sand und Leichenbrand, außerdem aber ein Stück verrosteten Eisens, anscheinend den Rest eines Messers. Beide Gefäße bestanden aus grobkörnigem, graurötlichem Ton; die erste zeigte eine doppelkonische Form mit glattem Rande (Höhe ca. 40 cm.) und war am Bauche mit flach vertieften Streifen, die strahlenförmig und divergierend vom Boden aufsteigen, verziert, die zweite hatte eine tonnenförmige Gestalt, einen umgebogenen Rand und wies keine Verzierungen auf. Die Urnen standen im bloßen Sande, die zweite allerdings auf einem flachen Stein, von Steinpackungen oder Decksteinen war nichts zu bemerken.

Der Form nach gehören die von uns ausgegrabenen Gefäße und Scherben einer früheren Zeit an wie die aus der Völkerwanderungszeit stammenden Mäanderurnen, die in der Sandgrube gefunden worden sind. Allem Anschein nach zieht sich rings um die Grube ein größeres Gräberfeld, vermutlich aus der Hallstattzeit, hin, das in der Zeit der Völkerwanderung von einer dort lagernden Schar gleichfalls als Begräbnisstätte benutzt worden ist. Aus Mangel an Arbeitskräften konnten wir unsere Nachforschungen nicht weiter ausdehnen, doch deuten verschiedene Umstände auf das Vorhandensein von Gräbern in östlicher und nördlicher Richtung hin. So sind auf der mit *x* bezeichneten Stelle zwischen Sandgrube und Dorf vor einigen Jahrzehnten von dem Onkel des Gastwirts Schütte eine Anzahl Urnen mit Leichenbrand ausgegraben worden, von denen sich vier im Bibliothekzimmer des Schlosses in Berlitt befinden. Diese Gefäße, die von dem Unterzeichneten mit Genehmigung der Gräfin Königsmarck besichtigt wurden, gleichen den von uns bei „u“ ausgegrabenen Urnen und scheinen dem gleichen Zeitalter anzugehören. Über die näheren Fundumstände und den Inhalt der vier im Besitz des Grafen Fritz Adolf von Königsmarck befindlichen Urnen ließ sich nichts mehr ermitteln.

Dr. Gustav Albrecht.

---

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cöstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

### 13. (10. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 19. Oktober 1904, nachmittags 3 Uhr.

---

#### Besichtigung der Sauerstoff-Fabrik Berlin, Tegelerstr. 15.\*)

Herr Direktor Dr. Michaelis begrüßte die Gesellschaft und führte sie in einen großen Arbeitsraum, in welchem ein Experimentiertisch hergerichtet und eine Anzahl von Bänken aufgestellt war, wo die Gesellschaft Platz nahm.

Nachdem der Herr Direktor eine Übersicht über die verschiedenen Herstellungsarten des Sauerstoffs gegeben hatte, schilderte er seine Bedeutung für die Technik und die Hygiene und erläuterte dabei seine Auseinandersetzungen durch eine Anzahl von Versuchen und durch die Demonstration der betreffenden Apparate. Solche Gelegenheiten finden sich namentlich bei Unglücksfällen in Bergwerken, bei Explosionen in chemischen Fabriken und bei großen Bränden. Für diese Zwecke sind Apparate erfunden, welche selbständig den nötigen Sauerstoff abgeben. Eine Gelegenheit der Verwendung des Sauerstoffs in der Technik wurde auf dem Hofe der Fabrik vorgeführt, wo ein Stahlblock mit Hilfe des Sauerstoffgebläses durchschmolzen wurde.

Hierauf endlich erläuterte der Vortragende die Maschinen, in welchen der Sauerstoff dargestellt wird. Der Träger des Sauerstoffs ist das Bariumoxyd, das bei einer Temperatur von  $740^{\circ}$  den Sauerstoff aus der Luft aufnimmt, um ihn bei einer etwas höheren Temperatur wieder abzugeben. Da das Material während des ganzen Prozesses in derselben Retorte verbleibt, so sind automatische Steuerungen der Maschinen nötig, um die Zufuhr bzw. das Absperrn der atmosphärischen Luft, bzw. das Ansaugen des Sauerstoffs zu besorgen.

Die Gesellschaft schied mit aufrichtigem Dank von der lehrreichen Stätte.

---

\*) Durch ein Zusammentreffen besonderer Umstände ist die Veröffentlichung dieses Berichtes an der passenden Stelle unterblieben.

---

## 17. (6. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 14. Dezember 1904, abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr im grossen Sitzungssaale  
des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21.**

Vorsitzender Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXVII her.

### A. Allgemeines.

I. Enteignung für Denkmals-Schutzzwecke. Zum Schutz der Kirche Wang im Riesengebirge, die Gefahr lief, durch Gasthäuser vollständig verbaut zu werden — ein Gasthof ist schon so nahe herangerückt, daß die alte hölzerne aus Norwegen durch Friedrich Wilhelm IV. nach dem Riesengebirge übergeführte norwegische Holzkirche vom Tale aus kaum noch zu sehen ist —, ist folgender Erlaß an den Kultusminister ergangen: „Auf Ihren Bericht vom 11. Oktober d. J. will ich dem Riesengebirgsverein, eingetragener Verein, in Hirschberg in Schlesien, Regierungsbezirk Liegnitz, auf Grund des Gesetzes vom 11. Juni 1874 (Gesetzsamml. S. 221) hiermit das Recht verleihen, zum dauernden Schutze der Kirche Wang von den dem Gast- und Logierhausbesitzer Nitsche in Brückenberg gehörigen und dicht unterhalb der Kirche Wang befindlichen Liegenschaften die auf der beiliegenden Handzeichnung mit roter Farbe kenntlich gemachte Fläche von 28,34 Ar im Wege der Enteignung zu erwerben. Wilhelm R. Städt.“

Diese Entschliebung verdient das größte Interesse seitens aller, die sich für den Denkmalsschutz interessieren. Bisher ist uns nur ein einziger, etwas verwandter einschläglicher Fall bekannt. Derselbe betraf den Viktoria-Park in Berlin, welcher unterhalb des Nationaldenkmals der Befreiungskriege angelegt wurde. Angesichts übermäßiger Forderungen mehrerer Anlieger sah sich die Stadtgemeinde Berlin bei der Vergrößerung der Kreuzberg-Anlagen, welche in den Viktoria-Park umgewandelt wurden, genötigt, die Enteignung einiger Terrainstücke nachzusuchen. Dies wurde nur genehmigt, weil der Magistrat nachwies, daß im Falle der bereits angekündigten Bebauung derselben mit fünfstöckigen Mietskasernen der Ausblick auf das Denkmal, auch nach Aufhöhung desselben durch den kastellartigen jetzigen Unterbau, verdeckt werden würde. Kaiser Wilhelm der Große soll die Allerhöchste Genehmigung zur Enteignung damals nicht ganz ohne Bedenken erteilt haben. Der § 1 des für Preußen maßgebenden Gesetzes über die Enteignung von Grundeigentum vom 11. Juni 1874 lautet:

„Das Grundeigentum kann nur aus Gründen des öffentlichen Wohles für ein Unternehmen, dessen Ausführung die Ausübung des Enteignungsrechts erfordert, gegen vollständige Entschädigung entzogen oder beschränkt werden.“

Ich habe mit diesem Enteignungsgesetz seit seinem Inkrafttreten bis heute fortwährend amtlich zu tun und kann nur sagen, daß die meisten Rechtskundigen unter „öffentlichem Wohl“ hier lediglich solche Fälle verstanden wissen wollen, wo es sich um Erwerbung von Land oder Baulichkeiten u. dgl. handele, das absolut notwendig für die Durchführung praktischer Zwecke als Eisenbahnen, Kanäle, Straßen, Plätze und Brücken sei. Ich entsinne mich, daß ich auf der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Mainz im Jahre 1887 mit dem dort anwesenden Rudolf Virchow darüber in eine Meinungsverschiedenheit geriet, als ich behauptete, unter „öffentlichem Wohl“ sei auch der Schutz der öffentlichen Denkmäler und ihrer Nachbarschaft gemeint. R. Virchow entgegnete mir, er könne mir nicht beipflichten, denn er sei in der das Enteignungsgesetz vorberatenden Kommission des Preußischen Abgeordnetenhauses Mitglied gewesen und wisse genau, daß die Kommission den § 1 nur auf die obengenannten „notwendigen Nützlichkeitsfälle“ habe beschränken wollen. Ich habe mich mit dieser Anschauung Virchows niemals befreundet und stehe auf dem Standpunkt, daß man den § 1 nach seinem Wortlaut unmittelbar auslegen müsse und daß nicht bloß „Nützlichkeiten“ im landläufigen Sinne, also in Geld abzuschätzende Verhältnisse, gemeint seien. Der Schutz der Denkmäler gehört für mich unbezweifelt unter den Begriff des öffentlichen Wohls. Zum öffentlichen Wohl gehört nicht allein die Verschaffung und Sicherung notwendiger materieller Vorteile, sondern auch die Verschaffung und Sicherung notwendiger ideeller Güter und Bestrebungen, und dazu rechne ich in erster Linie den Denkmalsschutz. Sehr wichtig ist es, daß in dem neuesten Falle der Kirche Wang sogar einem bloßen Verein das Enteignungsrecht verliehen worden ist. Wir — ich darf wohl so Namens der Versammlung sprechen — begrüßen daher die Allerhöchsten Entschlüsse Kaiser Wilhelms des Großen bezüglich des National-Kriegerdenkmals auf dem Kreuzberg und bezüglich des Viktoria-Parks sowie Kaiser Wilhelms II. bezüglich der Kirche Wang und deren Umgebung mit lebhaftestem Dank und dem Ruf „Vivat sequens!“\*)

\*) Zu beachten wäre noch hier der dem Preußischen Abgeordnetenhaus vorliegende „Entwurf eines Gesetzes zur Verbesserung der Wohnungsverhältnisse“, im Artikel 2 „Bebauung der Grundstücke“: Durch die Bauordnungen kann insbesondere geregelt werden . . . .

4. Das Einschreiten gegen Bauten, welche die Straßen oder öffentlichen Plätze in Städten oder ländlichen Ortschaften verunstalten.“ —

II. Die deutschen Frauen und der Vogelschutz. Eine deutsche Abteilung des internationalen Frauenbundes für Vogelschutz hat sich in Berlin gebildet. Der Frauenbund bezweckt den Schutz der gesamten Vogelwelt gegen jede unberechtigte Verfolgung, sowie die Pflege der heimischen freilebenden Vögel; er will in erster Linie der Modetorheit entgentreten, Vogelbälge im ganzen und in Teilen, sowie Federn — mit Ausnahme der Federn des Straußes und des Haus- und Jagdgeflügels — als Schmuck auf Hüten und Muffen usw. zu tragen. Man hofft, durch Versendung gemeinverständlicher Druckschriften, Vorträge usw. die Ideen in weitere Kreise zu tragen, auch ist die Gründung von Zweigvereinen vorgesehen. Eine Reihe fürstlicher Damen ist der Vereinigung beigetreten, so die Großherzogin von Baden, Prinzessin Heinrich von Preußen, Prinzessin Johanna Georg von Sachsen, Landgräfin Anna von Hessen, Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, die Erbprinzessin von Hohenzollern, Prinzessin Karl Anton von Hohenzollern, Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein.

Vgl. was ich über denselben Gegenstand in der November-Sitzung mitgeteilt, sowie Brandenburgia XIII. S. 126 Nr. 10.

An die Damen-Mitglieder der Brandenburgia sowie an die zahlreichen Gönnerinnen und Freundinnen der Brandenburgia ergeht die dringende Bitte, sich diesen nützlichen und wahrhaft edel zu nennenden Schutzbestrebungen ebenfalls tatkräftig zu widmen.

### B. Persönliches.

III. Unser verehrtes Mitglied Herr Freiherr Otto von Manteuffel, Landesdirektor der Provinz Brandenburg und Vizepräsident des Herrenhauses beging am 29. v. M. seinen 60. Geburtstag. Herr von Manteuffel ist ein echtes Berliner Kind. Im Hause Unter den Linden 2 hat er als Sohn des damaligen Unterstaatssekretärs, nachmaligen Minister-

Sollte diese Bestimmung angenommen werden, so kann man das Abreißen oder Verstümmeln interessanter Gebäude in manchen Fällen wenigstens mittelbar dadurch erschweren, daß gegen unpassende Bauten, die an die Stelle treten sollen, die Nr. 4 angewendet wird. Die noch geltenden §§ 65 und 66 des Allg. Landrechts für die Preuß.

Staaten vom <sup>5. Februar 1794</sup>  
11. April 1803 enthalten ähnliches.

„§ 65. In der Regel ist jeder Eigentümer seinen Grund und Boden mit Gebäuden zu besetzen oder sein Gebäude zu verändern wohl befugt.

§ 66. Doch soll zum Schaden oder zur Unsicherheit des gemeinen Wesens, oder zur Verunstaltung der Städte und öffentlichen Plätze kein Bau und keine Veränderungen vorgenommen werden.“

Einen erheblichen Fortschritt bedeutet es, wenn obiger Entwurf, auch gegen Verunstaltungen auf dem Lande einzuschreiten gestattet, denn auf dem platten Lande sind die Denkmäler usw. nahezu vogelfrei.



präsidenten von M. das Licht der Welt erblickt. Nach Absolvierung des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums bezog er die Universitäten Göttingen und Halle. In Merseburg, wo er zugleich am Gericht tätig war, genügte er bei dem 12. Thüringischen Husaren-Regiment seiner Militärflicht, als der Krieg gegen Oesterreich ausbrach. Bis zum Jahre 1872 blieb Herr v. Manteuffel im aktiven Militärdienst, nachdem er den französischen Feldzug als Adjutant des Generalkommandos des IV. Armeekorps mitgemacht hatte. Seine Tätigkeit im Verwaltungsdienst begann er sodann 1872 als Landrat des Kreises Luckau. Dort wurde er als Vertreter des Kreises Luckau-Kalau 1877 in den Reichstag gewählt, dem er als Führer der konservativen Fraktion bis zum Jahre 1892, wo er eine Wiederwahl ablehnte, angehört hat. 1882 in das Herrenhaus berufen, bekleidete er seit 1891 die Würde des Vizepräsidenten dieses Hauses. Zum Landesdirektor der Provinz Brandenburg wurde er 1896 ernannt. Aus Anlaß seines Geburtstages sind dem allgemein geschätzten Parlamentarier und Verwaltungsschef zahlreiche Beweise seiner Beliebtheit in Gestalt ungezählter drahtlicher Glückwünsche und Blumenspenden zugegangen. Auch vom Reichskanzler Grafen von Bülow war ein herzliches Telegramm eingelaufen; ähnlichen Inhalt hatte das Telegramm, in welchem der Präsident des Herrenhauses Fürst zu Inn- und Knyphausen seine Glückwünsche aussprach. Allerhöchsterseits ist dem Herrn Landesdirektor die Titulatur Exzellenz verliehen worden. Wir erfreuen uns dieser Auszeichnung und wünschen herzlichst Glück, indem wir uns gern daran erinnern, daß die Brandenburgia bezüglich des Jahreszuschusses von 500 M aus Provinzialmitteln und hinsichtlich der Benutzung dieses schönen Ständehaus-Sitzungssaals dem Herrn Landesdirektor allzeitig zum lebhaftesten Dank verpflichtet ist.

IV. Unser Mitglied Herr Stadtrat August Mieck in Prenzlau ist uns durch den Tod entrissen worden, für die Heimatkunde unserer Provinz, insbesondere die unserer Uckermark, ein herber Verlust. Der Vorstand des uns befreundeten Uckermärkischen Museums und Geschichts-Vereins teilt uns den beifolgenden Nachruf, und Herr Professor Raettig in Prenzlau, Vereins-Schriftführer i. V. den darauf folgenden sich anschließenden Lebenslauf gütigst mit.

„Am 24. November 1904 verstarb zu Stettin, wo er Heilung von langem Leiden suchte, der Königliche Kommissions- und Stadtrat Herr August Mieck, der Kustos des Uckermärkischen Museums. Durch seinen Tod hat der Uckermärkische Museums- und Geschichts-Verein einen unersetzlichen Verlust erlitten. Ihm war es in erster Linie zu verdanken, daß unser Museum in der kurzen Zeit seines Bestehens auf die Höhe gelangt ist, auf der es sich anerkanntermaßen zur Zeit befindet. Mit seinem rastlosen Eifer und seiner

nie ermüdenden Arbeitsfreudigkeit verband der Verewigte jene Begeisterung für die Aufgaben und Ziele des Museums- und Geschichts-Vereins, die die Voraussetzung jeden großen Erfolges auf diesem Gebiete bildet. Die Vervollständigung des Museums und die wissenschaftliche Ausbeutung und Bearbeitung der Sammlungen betrachtete er als sein eigentliches Lebenswerk. Der Tod hat ihn mitten aus seiner erfolgreichen Tätigkeit für das Museum, der er trotz der Anfechtungen der Krankheit bis in die letzten Lebenstage hinein oblag, herausgerissen, und der Verein steht tieferschüttert an der Bahre des verdienten Mannes, dessen Tod eine unschließbare Lücke reißt, dessen Andenken jedoch, so lange das Uckermärkische Museum besteht, als ein gesegnetes fortleben wird.

#### Der Vorstand

des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins zu Prenzlau.“

**Lebenslauf.** August Mieck, evangelisch, war der Sohn des aus einer alten pommerschen Landwirtschaftsfamilie stammenden Stellmachers und Wagenbauers Friedrich Mieck und wurde zu Schwerin in Mecklenburg, wo sich seine Eltern nach Ausbruch der Revolution in Berlin vorübergehend aufhielten, am 17. Mai 1848 geboren. Er besuchte bis zur Erlangung des Zeugnisses für den einjährig-freiwilligen Militärdienst das Köllnische Gymnasium in Berlin und widmete sich dann auf Anregung des derzeitigen Stadtgerichtsrats Lessing, Besitzers der Vossischen Zeitung, dem Buchhandel, den er in der Vossischen Buchhandlung zu Berlin erlernte. Als erster Gehilfe in der Buchhandlung von Mitscher u. Röstel (Unter den Linden 64) wurde er mit Schriftstellern und Dichtern von Ruf bekannt und trat durch eigene Gedichte, Novellen u. literarisch-kritische Aufsätze namentlich mit Otto Ruppius und Hoffmann von Fallersleben in freundschaftliche Beziehungen. Auf Empfehlung des aus Prenzlau gebürtigen Verlagsbuchhändlers Haack, des Herausgebers der Modenzeitung Victoria, trat er 1870 in die C. Vincentsche Buchhandlung ein und wirkte an der Redaktion des von dieser herausgegebenen Lokalblatts „Uckermärkischer Kurier“ mit.

Am 15. August 1872 erwarb er die hiesige Kolbergsche Buchhandlung u. Buchdruckerei (J. Uhse), verkaufte aber 1880 das Sortimentsgeschäft und widmete sich fortan ausschließlich seinem Verlage (1. Prenzlauer Zeitung und Kreisblatt. 2. Dorfbote und 3. Landbote). Der Buchdruckerei fügte er eine lithographische Anstalt, Steindruckerei, Kontobücherfabrik und Buchbinderei hinzu.

Nach dem Inkrafttreten des neuen Genossenschaftsgesetzes gründete er viele Genossenschaftsmolkereien, die er unter seiner Leitung zu einem Molkerei-Revisionsverband vereinigte, und zugleich den Molkereiverband „Kleeblatt“. Das milchwirtschaftliche Institut (Lehranstalt) der Provinz Brandenburg, die Rotlauf-Impfanstalt, sind in Prenzlau, entstanden aus seiner eigenen Initiative. Aus seiner mit Ida Kolberg am 16. Oktober 1872 geschlossenen Ehe entstammen drei noch lebende Kinder, ein Sohn (Dr. jur.) und zwei Töchter Ida und Anna. Seine Gattin starb am 25. Januar 1895.

Im Jahre 1900 wurde er zum zweiten Male zum Stadtverordneten gewählt, nachdem er am 18. April desselben Jahres den Charakter als Königlicher Kommissionsrat erhalten hatte. Im gleichen Jahre wurde er zum Stadtrat gewählt.

Am 9. Januar 1901 zum Kustos unseres Museums ernannt, hat er seither diesem neu geschaffenen Institut sowie der prähistorischen Wissenschaft seine unermüdliche Arbeitskraft und sein wärmstes Interesse gewidmet. Von seinem rastlosen Eifer gibt besonders der blühende Zustand unserer Sammlungen und die große Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten Zeugnis, die er allerdings zum teil mit Sanitätsrat Dr. Schumann-Löcknitz gemeinsam verfaßt und veröffentlicht hat. Zu nennen sind besonders:

1. Der Hacksilberfund von Alexanderhof, von Bahrfeldt und Mieck.
  2. Die gravierte Bronzeschale von Groß-Fredenwalde, von A. Mieck.
  3. Das Gräberfeld bei Oderberg-Bralitz, von H. Schumann u. A. Mieck.
  4. Das steinzeitliche Gräberfeld von Jagow, von A. Mieck.
  5. Die Steinzeitgräber der Uckermark, von Schumann und Mieck,
- und kleinere Aufsätze in unsern periodischen Veröffentlichungen. Bei seinem Tode (24. November 1904) vermachte er seine eigene Sammlung prähistorischer Funde und seine aus Privatmitteln beschaffte Bibliothek prähistorischer Werke u. a. durch Testament dem Uckermärkischen Museums- und Geschichtsverein.

### C. Naturgeschichtliches.

V. Neue Mammut-Funde. In der Prenzlauer Kiesgrube links von der Chaussee nach der kleinen Heide zu grub am 31. Juli 1902 ein Arbeiter einen Mammut-Mahlzahn aus, der noch in einem Kieferknochen steckte und ins Uckermärkische Museum kam. In derselben Grube fand vor einigen Jahren ein Arbeiter einen kleinen Mammutzahn und einen Mammutknochen von riesigen Dimensionen, letzterer zerschlagen und fortgeworfen, ersterer im Uckermärkischen Museum. Im Jahre 1891 wurden in einer anderen Kiesgrube, östlich vom Röpersdorfer Wege und unweit der städtischen Kiesgrube gelegen, ein Mammutzahn und andere Teile eines Mammuts ausgegraben. Diese Stücke sind nach Berlin in das Märkische Museum gekommen; die daselbst unter B. II. 9033 katalogisierte durchbohrte und in der Drift abgerollte Hacke aus einem Geweihstück des grönländischen Rentiers stammt aus einer dieser bei Prenzlau belegenen Kiesgruben, wahrscheinlich aus den zuletzt genannten. Vgl. A. Mieck: „Zwei Mammut-Backenzähne aus der Kiesgrube bei Prenzlau“. Mitt. des Uckerm. Museums- usw. Vereins Bd. I S. 122.

VI. Eine doppelte sogen. Hexenschüssel, welche in Spiegelhagen bei Perleberg gefunden und dem Märkischen Provinzial-Museum durch Herrn Lehrer Schmidt dortselbst verehrt worden ist, lege ich Ihnen vor, weil dies Exemplar außerordentlich schön, man möchte sagen „sinnreich“ von der Natur gebildet ist: ein Becher von sogen. Stehauf-

Form, in den ein zweiter genau hineinpaßt, sodaß eine Art Doppelbecher entsteht. Diese „Naturspiele“ (lusus naturae der alten Mineralogen und Geologen) galten früher als Arbeiten der „Unner erdschen“ (Unterirdischen) also der Zwerge. Besprochen habe ich dieselben in der *Brandenburgia* während der Sitzung vom 9. Februar 1898, woselbst ich eine „Ausstellung von Gegenständen des Volks- und Aberglaubens, welche sich im Märkischen Museum befinden“ (vgl. Jahrg. VI. S. 491—519) veranstaltete, speziell besprach ich S. 498: Hexenschüsseln, Hexendosen, Hexenröhren, Hexenkugeln, Hexenbomben, Hexenpfeifen usw. Das vorliegende Doppelstück, von dessen beiden Teilen ich die nachstehende

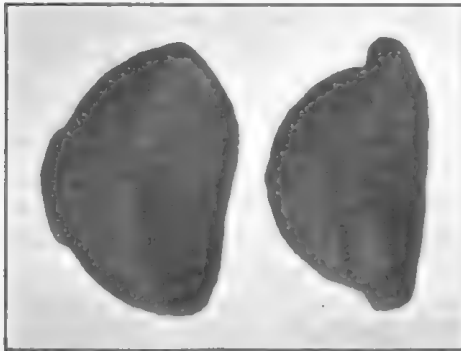


Abbildung gebe, ist als ein im Diluvium vorgekommenes Geschiebe zu betrachten. Welcher Formation dasselbe angehört, ob dem Tertiär oder dem Diluvium selbst, wage ich nicht zu entscheiden. Im Diluvium bilden sich in eisenschüssigem günstigem Kiesboden wahrscheinlich dergleichen Naturspiele noch jetzt, wenigstens habe ich welche gesehen, wo mir der Bildungspro-

zeß noch im Werden, also noch nicht abgeschlossen schien. Die vorgelegte Doppel-Hexenschüssel ist wohl nur ein Fragment. Häufig findet sich im Innern ein ansaugendes Attraktionszentrum, z. B. ein hartes Tonstück, welches auf diese Weise allmählich mit einer Kruste überzogen wird; die meisten dieser Gebilde lassen sich daher auch als Toneisensteinbildungen bezeichnen. Häufig sind sie zerbrechlich, mitunter aber auch, wie die flache Hexenschüssel Jahrg. VI S. 498, von Tegel, abgebildet S. 518 (Märk. Museum A. I. 464), sehr hart. Auch im braunen Jura kommen ähnliche Naturspiele vor.

VII. Hieran schließe ich einige Mitteilungen unseres Mitgliedes, des Herrn Rektor O. Monke über Schrecksteine und pflanzliche volkstümliche Heilmittel, indem ich Ihnen zu a und b Proben vorlege. Vorgezeigt habe ich in der *Brandenburgia* bei der zu VI erwähnten Gelegenheit 5 Serpentin-Schrecksteine ähnlicher Gestalt, abgebildet a. a. O. S. 506.

a) „Schrecksteine“ wurden in Berlin in der 1831 durch Joh. Friedrich Wilhelm Schmeißer gegründeten Apotheke in der Chausseestraße (jetzt Scherings „Grüne Apotheke“) verkauft. Sie waren aus weichem Gestein (Serpentin?) künstlich hergestellt, hatten Herzform, waren auf der einen Seite eben und zeigten auf der andern einen Buckel; die Längsachse betrug 35 mm, die Querachse 20 mm. Auf der der Spitze abgewandten

Seite hatte der Schreckstein eine Durchbohrung. Man trug die Steine an einem Bande, welches genau so lang war, daß dieselben bis aufs Herz herabhängen, und glaubte, daß dadurch die schädlichen Folgen des Erschreckens verhindert würden. Häufig wurden derartige Steine von Schwangeren und Wöchnerinnen benutzt.

b) Halsbänder aus Paeonien-Samenkörnern (*Paeonia officinalis peregrina*) werden noch heut in Berlin zahnenden Kindern umgelegt. Die etwa erbsengroßen, aber mehr länglichen, schwarzen Körner, die im Volksmunde Schreckkörner genannt werden, kauft man in der Apotheke — ich erstand am 4. Dezember 1904 eine Anzahl derselben in der Nettelbeck-Apotheke in der Reinickendorferstr. 9a — legt sie über Nacht in Wasser, damit sie weich werden, durchsticht sie mit einer Nähnadel und zieht sie auf einen Faden. Die so hergestellten Halsbänder schützen die Kinder vermeintlich vor den Folgen eines Schrecks und erleichtern außerdem das Zahnen.

c) „Saß und Fraß“ war ein in Neu-Vorpommern, z. B. Greifswald, übliches Mittel, welches auch „Süchtenbrecher“ hieß. Es diente indessen nicht als Heilmittel, sondern als Erkennungsmittel der „Süchten“, die im kranken Menschen steckten. Das „Saß und Fraß“ bestand aus 7 (zuweilen auch 9) fingerlangen Stäben aus verschiedenen Hölzern, darunter z. B. von *Lignum Sassafras*, daher der volkstümliche Name. Die Stäbchen wurden bei Neumond ins Wasser gelegt; soviel ihrer nun untersanken, soviel Süchten hatte der oder die Kranke. War auf diese Weise die Zahl der Süchten ermittelt, so wurden dieselben einzeln von der „klugen Frau“ besprochen. Sieben Süchten kann der Mensch vertragen, bei mehr muß er dran glauben.

d) Mit Mumienstücken wurde noch vor etwa 20 Jahren in den Greifswalder Apotheken von Schenk und Kunstmann ein Handel getrieben. Man benutzte die Dinger als Sympathie-Mittel.

Herr Monke übergibt ferner zu Nr. c eine launige Mitteilung des hiesigen Lehrers an der 70. Gemeindeschule Herrn Heinrich Busch.

Wie Großmutter Muttern und diese uns Kindern die Geschichte vom *lignum sassafras* erzählte: „Es war mal ein Bäuerlein in der Wendei, das litt sehr an Leib- Rücken- und Kopfschmerzen. Alle klugen Frauen wurden vergebens gefragt und selbst das berühmte „Puschkraut“ aus dem „Rossaw“ verfehlte seine Wirkung. So beschloß denn besagtes Bäuerlein den Medikus Langematz aus Koschebuß, der landesüblich in der Kèrzma (Dorfkrug) jeden Freitag in der Woche seine Patienten von ihren Gebrethen mit allerlei Latwergen und Kräutern aus der (von Hans von Küstrin) priv. Apotheke zum goldenen Löwen zu Koschebuß heilte, auch aufzusuchen.

Chirurgus Langematz war berühmt und grob. Vor allem ließ er sich nicht gern beim Mittagmahl stören. Unser Bäuerlein hatte nun aber das Unglück gerade zu solcher Zeit einzutreten, als der Medikus Langematz nach

mühseliger Kutschiererei durch die Bauernheiden von Ströbitz, Kolkwitz, Glinzig, Drehow, Fehrow, Drachhausen, im Eisenhammer vor Pizna sich zu Mittag stärkte.

Mit großen Augen, über die Brille schielend, ungehalten über diese Störung, empfängt er unsern Pinak, ihn also anredend: „Was hat Er? Was bringt Er? Und was will Er?“

Radebrechend, halb wendisch und halb deutsch, bringt der „Pauer“ sein Gebreite vor; „Rreißt mersch hi un rreißt mersch do; brummt mer Kopp, als hätt ich kleene Tierchen „brumm brumm wutsch in die Loch!“ Bin ich „gewesen bei kluge Frau, to ne bujo inz!! to ne bujo inz!!“ Die Antwort des hungrigen Heilkünstlers ließ nicht lange auf sich warten: „Gehe Er nach Koschebuß, und fordere Er in der Apotheke zum goldenen Löwen für einen guten Groschen *sassafrasa cuca perilla*“ sprachs und kümmerte sich nicht weiter um unsern wehleidigen „Pauern“, der aber dem Kutscher des Arztes eine Mandel Eier, sorgfältig in Häcksel verpackt, im grauen Säckchen für die Frau Doktor einhändigte. —

Am andern Morgen geht unser Kranker nach Koschebuß und wiederholt unterwegs die Heilung verkündenden Worte. Als er jedoch in die Apotheke eintritt und der Herr Provisor ihn aufruft: „Na, was will Er?“ da war er mit seinem Latein zu Ende. — „Hich wees niche, nee, wees Gott, nee! „Setz Er sich auf die Bank, und warte Er, bis Er's gefunden.“ Mein Bauer sitzt und sitzt; er findet's nicht, so oft ihn auch der mitleidige Provisor fragt. — — Endlich schreit er ihn: „Wie sah denn der Medikus aus, als er Euch das Mittel nannte?“ „Er saß und fraß, und kukte durch Brilla“ war die Antwort des Bauern. Jetzt wußte unser Kräutermann, was er geben sollte; denn Medicus Langematz hatte sein allbekanntes Hausmittel *sassafrasa cuca perilla* verordnet.

Herr Monke bemerkt hierzu:

e) Die von Herrn Lehrer Busch über das Volksheilmittel „Saß und Fraß“ mitgeteilte Erzählung ist, wie ich höre, von dem schlesischen Dichter Holtei bearbeitet worden. Leider steht diese Arbeit mir nicht zur Verfügung.

f) Über Sassafrasbäume bringt das Lexikon von Meyer unter „Sassafras“ u. a. folgende Angaben:

Sassafras-Lorber, ein 20 - 30 Fuß hoher Baum an den Flußufern und in den Wäldern Nordamerikas von Kanada bis Florida. Wurzel und Rinde sind officinell. Das Holz der Wurzel *Radix et Lignum Sassafras*, Sassafras- oder Fenchelholz ist blaßbräunlich, ins Rötliche spielend, leicht, weich, etwas schwammig, von vielen Jahresringen und zahlreichen zarten Markstrahlen durchschnitten pp., und ist von einer dicken, leichten, korkigen, außen graulichbraunen, innen rotbraunen Rinde (*Cortex radiceis Sassafras*) bedeckt. — Das Holz riecht stark, fenchelähnlich, schmeckt süß, gewürzhaft, etwas scharf und enthält Harz, Gerbstoff und ätherisches Öl. Man benutzt das Sassafras, welches ge-

raspelt (bisweilen mit Fichtenspänen verfälscht) in den Handel kommt, zur Bereitung des sogen. Holzthees (*Species ad decoctum lignorum*) zuweilen auch in der Likörfabrikation und zu Haarwaschwässern. Die Rinde, *Cortex Sassafras* Fenchel oder Sassafrasholzrinde und das Holz, von den älteren Ärzten hinsichtlich der Wirkung überschätzt und besonders als Spezifikum gegen Syphilis gepriesen, werden jetzt nur noch zu Holztränken bei torpiden, rheumatisch-gichtischen Leiden, flechtenartigen Hautausschlägen etc. benutzt.

(Bei der hieran geknüpften Besprechung ergibt sich, daß mehreren Mitgliedern der Gebrauch der Schrecksteine, des „Saß und Fraß“ sowie der Paeonienkerne als Volksheilmittel aus Berlin bekannt ist. Der genannte Herr Busch gibt an, daß ein Teeabguß aus dem geschabten Holz des *Lignum Sassafras* in seiner Heimat, Cottbus, kleinen Kindern statt des Fencheltees eingegeben wurde.)

g) Krebssteine als Volksheilmittel. Endlich teilt Herr Busch noch mit, daß man in Cottbus Krebssteine in kleinen Linnenbeutelchen auf der Herzgrube trug.

Der Vorsitzende bemerkt: Bei unserm gemeinen Flußkrebse, *Astacus fluviatilis*, befinden sich im Augustmonat, kurz vor Abwerfung der Schale vorn im Raume zwischen der äußern und innern Magenhaut zwei, einer halben Erbse ähnliche Kalkkonkretionen, welche als Krebssteine oder Krebsaugen früher in der Heilkunde wider Sodbrennen u. dgl. gebraucht wurden. Das Volk tut dies wohl noch, obgleich Krebse seit einem Menschenalter wegen der leidigen Krebspest rare und teure Tiere geworden sind. Allgemein verbreitet ist noch jetzt im ganzen Krebsgebiet, so noch jetzt in Berlin, die Gepflogenheit, Krebssteine in das Auge zu schieben, um dasselbe von Fremdkörpern zu befreien und überhaupt zu säubern.

Fräulein Elisabeth Lemke bestätigt dies für Ost- und Westpreußen.

h) Galgenholz als Volksheilmittel. Mitteilung des Herrn O. Monke.

Ein Oderberger Bürger verlor häufig durch allerlei Krankheiten Kühe und Schweine. Er wandte sich daher an einen durchreisenden Scharfrichter, und dieser riet ihm, vom Oderberger Galgen Holzspäne abzuschneiden, zu mahlen und dies dem Vieh unter das Futter zu mischen. Der Mann folgte dem Rate, und von da an blieb sein Vieh gesund; ja als eine Seuche, der Rotz, ausbrach, verlor er nicht ein einziges Stück. So geschehen zu Oderberg in der Mark um 1830.

Der Vorsitzende fügt hinzu, daß im allgemeinen Galgenholz nicht günstig beurteilt worden sei, wenn man wenigstens nach der im deutschen Sprachgebiet weit verbreiteten Redensart „falsch wie Galgenholz“ schließen möchte. Indessen, die Gegensätze schließen sich nicht

aus, im Gegenteil sie berühren sich im Volksglauben. Wie man das Blut Geköpfter trank, um von der Fallsucht geheilt zu werden, mag man auch geglaubt haben, daß Galgenholz gerade wegen seiner ekelhaften und schauerlichen Bestimmung und Herkunft heilbringend sein müsse.

i) Gepulverte Hundeknochen als Heilmittel wurden nach Mitteilung des Herrn Rektors Monke kürzlich in der Nettelbeck-Apotheke auf dem Wedding verlangt. Leider vergaß der Provisor zu fragen, zu welcher Kur speziell.

k) Hundehaare werden noch jetzt auf Hundebißwunden hier und da in der Provinz Brandenburg gemäß der alten Formel „Similia Similibus“ gelegt. Herr O. Monke führt einen Fall aus dem Jahr 1865 von Lietzow bei Nauen an.

VIII. Eduard Krause: Vorgeschichtliche Fischereigeräte und neuere Vergleichsstücke. Mit 16 Tafeln. Zeitschrift für Fischerei und deren Hilfswissenschaften herausgegeben im Auftrage des Deutschen Fischerei-Vereins von P. Schiemenz und F. Fischer. XI. Bd. 3. u. 4. Heft. Berlin 1904. Eine sehr fleißige und reichhaltige Arbeit, welche auch unser Heimatsgebiet berührt. Ich überreiche sie Ihnen zur Einsicht und Benutzung.

IX. Der abnorm niedrige Wasserstand des Jahres 1904. Ich bin gebeten worden, hierüber der Brandenburgia eine tunlichst vollständige Übersicht zu geben, die sich auf die Hindernisse in den Flußläufen und auf den niedrigen Grundwasserstand in den Brunnen, Viehtränken, Torfmooren usw. bezieht. Dies ist leider zur Zeit ganz unmöglich, weil eine amtliche zusammenfassende Darstellung hinsichtlich unserer Heimat bedauerlicher Weise noch immer nicht erschienen ist. Berufen wären hierzu in erster Linie die Königl. Wasserbau-Inspektionen und die Landwirtschaftskammern. Hiernach muss ich mich mit der Veröffentlichung einzelner kleinerer Lokalberichte beschränken.

a) Der Hohe Fläming leidet bekanntlich im Sommer überhaupt an Wassermangel. Derselbe wurde diesmal zu einem solchen Übelstande, daß die Königl. Regierung zu Potsdam sich zur örtlichen Augenschein-Einnahme im August entschloß, worüber folgender Bericht erschien:

Eine Inspektionsreise nach dem hohen Fläming, dem bedeutendsten Höhenzug der Provinz Brandenburg, unternahm wegen des dort seit langer Zeit in den Ortschaften herrschenden Wassermangels der Regierungspräsident von der Schulenburg aus Potsdam. Schon bei normalen Verhältnissen haben die Flämingdörfer im Sommer unter Wassermangel zu leiden, in diesem Jahre kostet aber die Wasserbeschaffung unendlich viel Mühe und Geld. Dem Dorfe Lübnitz wurde nun, anläßlich der Truppenübungen in Altengrabow, Kavallerie als Einquartierung angesagt, was in dem Orte große Aufregung hervorrief, weil die Einwohner kaum für sich genügend Wasser



beschaffen können, geschweige denn für etwa 50 Kavalleristen und Pferde. Der Ortsvorsteher Schumann richtete deshalb ein beschleunigtes Gesuch an die Regierung zu Potsdam, legte die Verhältnisse klar und bat um Befreiung von der Einquartierung, welche auch genehmigt wurde. Der Regierungs-Präsident hat sich darauf persönlich von dem Notstand des Flämings überzeugen wollen und fand trostlose Zustände. Bei Feuersbrünsten läßt der Wassermangel das Schlimmste befürchten. In Borne muß sämtliches Wasser aus dem einer Brauerei gehörigen Eisteich bei Schäferei Stollenberg geholt werden, womit zwei Fuhrwerke ununterbrochen beschäftigt werden. Zizdorf und Boßdorf wollen eventuell eine Wasserleitung nach dem Planetal anlegen.

#### b) Havel-Funde bei Rathenow.

Verschiedene Waffen aus der Schwedenzeit wurden infolge des niedrigen Wasserstandes im Bett der Havel bei Rathenow gefunden. Besonders gut erhalten ist ein Kanonen-Revolver, der etwa einen halben Meter lang ist, einen Messinglauf und einen metallenen Schaft hat. August 1904.

c) Der Wasserstand der Havel ist fortgesetzt noch immer ein sehr niedriger. Anfang dieser Woche war der Wasserspiegel zwar bis auf acht Zentimeter gestiegen, ist jedoch inzwischen wieder gefallen und bei Rathenow um drei, bei Brandenburg um einen Zentimeter unter den bisherigen niedrigsten Stand gesunken. Der Pegel bei Brandenburg zeigte gestern 0,46 unter Null, der niedrigste bisher überhaupt bekannte Stand. Auch der Wasserspiegel der Spree ist in den letzten 48 Stunden wieder weiter gefallen. Der Pegel im Landwehr-Kanal in Berlin ist um vier Zentimeter, im Spree-Kanal um drei Zentimeter und in der Spree um zwei bis fünf Zentimeter gefallen. — Der Grundwasserspiegel in der Umgebung Berlins ist zwar langsam, aber ständig gefallen und befindet sich gegenwärtig etwa  $1\frac{1}{2}$  Meter unter normal. Unter diesen Umständen beginnt die Wasserversorgung der Vororte, die keine Wasserleitung haben, zu leiden. Flache Brunnen sind schon seit längerer Zeit versiegt, neuerdings beginnt auch das Wasser in den Tiefbrunnen knapp zu werden, sodaß diese geschont werden müssen. — Als eine Folge von Dürre ist seit kurzem in der Milchversorgung Berlins eine Stockung eingetreten. Die märkischen Bauern haben wegen des Futtermangels den Viehbestand vielfach sehr eingeschränkt und liefern kaum halb so viel Milch als früher. Die Pächter sind infolgedessen nicht in der Lage, genügende Mengen Milch aufzutreiben, und die Milchhändler haben zumeist schon in den frühen Nachmittagsstunden ihren Vorrat ausverkauft. Die Nachmittagslieferung bleibt vielfach gänzlich aus. Potsd. Int. Blatt 10. 9. 1904.

d) Wassermangel und Schiffernot in der Spree zu Berlin. Eine allerdings übertrieben gefärbte Mitteilung brachte „Die Welt am Montag“ im September 1904, als Stimmungsbild aus der beteiligten Schifferwelt. Es sei daraus folgendes mitgeteilt:

Zum Notstand der Schiffer. Der niedrige Wasserstand unserer norddeutschen Wasserstraßen hat das Publikum wieder mal auf einen Beruf aufmerksam gemacht, um dessen Leiden und Freuden es sich sonst wenig genug

kümmert. Die Schiffer haben durch die Trockenheit des Sommers wohl den empfindlichsten Schaden von allen Erwerbsständen erlitten.

Bekanntlich sind die Brücken, Badeanstalten und gewisse Uferstrecken zur Sicherung der Anlagen selbst, wie auch der Schifffahrt, mit Abweispfählen oder Pfahlbündeln ober- und unterstrom versehen. Diese Pfähle sind, wie auch der Name sagt, dazu da, um Fahrzeuge, die durch Witterungsverhältnisse (Wind usw.) Gefahr laufen, an die betreffende Anlage zu treiben, abzuweisen oder abzuhalten. Wird tatsächlich nun ein Fahrzeug an einen Haltepfahl gedrückt, so erwächst dem ersteren in der Regel selbst Schaden genug, der vermieden wäre, wenn der Pfahl nicht dagewesen wäre. Außerdem sind die Brücken Berlins oftmals Hindernisse der Schifffahrt, weil ihre Erbauer mitunter anscheinend mehr mit Rücksicht auf das Auge des Beschauers, als auf die Bedürfnisse der Schifffahrt gebaut haben. Heißt es doch z. B. von der Oberbaumbrücke:

o Berlin mit deinen Brücken  
Kannst mein Herze nicht beglücken,  
Denn unterm ganzen Oberbaum  
Hat knapp 'ne Streichholzbüchse Raum.  
Drum ist es besser und beliebt,  
Wenn man die Schiffe rüberzieht.“

Ein anderes, allerdings ja auch künstlerisch ausgeführtes, für die Schifffahrtstreibenden aber fast unmögliches Bauwerk ist die Anlage der Mühlendammschleuse und die über dieselbe führende Brücke. Auch hierfür möge folgendes genügen: Der schöne, große, neuerbaute Frachtdampfer „Martha“ der Schultheißbrauerei, wie größere leere Kähne müssen nämlich in ihren Schiffsboden ein Loch bohren, bis sie den erforderlichen Tiefgang haben, um diese Brücke ohne Gefahr passieren zu können.

e) U. M. Herr Rektor Monke teilt das Nachfolgende über die sogen. Hungersteine mit, welche bei niedrigem Wasserstande und anhaltender Dürre zu Tage treten als Wahrzeichen ähnlicher Verhältnisse mit denen allemal, wenn auch nicht geradezu Hungersnot, so doch immerhin Not der Landwirte verbunden war; diese Steine sind mitunter vor Jahrhunderten gesetzt worden.

Bei dem niedrigsten Wasserstande der Flüsse des In- und Auslandes im Sommer 1904 sind in verschiedenen Flußbetten Steine zutage getreten, welche entweder eingemeißelte Jahreszahlen trugen, die sich auf den Wasserstand bezogen, oder entsprechende Inschriften aufwiesen, u. a. auch den Vers: „Wer mich sah, der mußte weinen, und wer mich sehen wird, der wird wieder weinen“. Auf einen derartigen Stein im Seinebett in Paris habe ich vor cr. 15 Jahren in einem Artikel „Berühmte Steine“ in den „Berliner Neuesten Nachrichten“ hingewiesen. Man nennt diese Steine im Volksmunde „Hungersteine“. In märkischen Flüssen sollen solche Hungersteine ebenfalls gesehen worden sein. Es empfiehlt sich gewiß, Nachrichten\*) darüber

\*) Volkssagen und wirkliche Tatsachen.

und womöglich Photographien solcher Steine zu sammeln. Vielleicht würde ein Aufruf in einer größeren Tageszeitung am sichersten zum Ziele führen.

Es giebt bekanntlich auch Hungerbrunnen und Hungerquellen, die nur in trockenen Jahren zu fließen beginnen.

Gerade in der Elbe sind dergleichen Hungersteine im August d. J. zu Tage getreten, so bei Dömitz in Mecklenburg-Schwerin und bei Schandau. Hier wurden gegen 20 Hungersteine z. T. aus dem 17. Jahrhundert gefunden, aber bald hiernach leider als allerdings lästige Schiffahrtshindernisse fortgesprengt. Dagegen hat man an anderen Stellen die Hungersteine mit diesjährigen Vermerken versehen.

#### f) Wassermangel der Elbe im Anhaltischen.

Die Reste der Burg Reina, des alten Fürstensitzes, welcher bekanntlich im 14. Jahrhundert von den Fluten der Elbe zerstört wurde, sind, wie schon mitgeteilt, bei dem jetzigen niedrigen Wasserstande deutlich zu sehen. Herr Lehrer Liebezeit in Neeken hat an drei verschiedenen Tagen, nämlich am 16., 20. und 23. Juli, wohlgelungene photographische Aufnahmen von den wenigen Überresten gemacht. Auf dem ersten Bilde ragen die Trümmer nur wenig über das Wasser empor; da der Spiegel in den folgenden Tagen noch weiter sank, machte Herr Liebezeit noch zwei weitere lohnendere Aufnahmen, die alles wiedergeben, was von der Burg noch vorhanden ist. Reina war Schloß und Hoflager der Fürsten von Anhalt. Die Burg wurde zwischen 1314 und 1325 von den Elbfluten verwüstet; denn 1319 stellte Fürst Albrecht nebst seinem Sohne noch eine Urkunde „gegevene op den Huve tu Reyne“ aus und 1325 sagen in einer anderen Urkunde die Fürsten Albrecht und Waldemar, daß von den beiden Dörfern Brambock, zu beiden Seiten der Elbe, das auf dem linken Ufer neben ihrer Hofburg, welche jetzt verödet sei, liege. Dadurch bestimmt sich eben die Lage dieser Burg, von der nur noch der Name Reinichen als eines Gebüsches auf dem linken Ufer und der zu Neeken gehörigen Dorfstätte Reina auf dem rechten Ufer übrig sind. Beckmann meint, die Elbe habe ihren Lauf verändert und so die Burgstätte und ihre Trümmer vom linken zum rechten Ufer gebracht. Am erkennbarsten sei das Werk an der Wiese auf dem Neekenschen Werder zwischen den zwei Eichbüschen. — Der Weg nach der alten Burgstätte führt von Roßlau am Petroleumlager und der Hautwollfabrik Rodleben vorüber, dann einen Hohlweg linker Hand in die Elbaue hinab und auf eine Gruppe dichtgedrängt stehender Eichen zu, in deren unmittelbarer Nähe sich die Ruine befindet. Anhalt. Staatsanz. Juli 1904.

U. M. Herr Otto Mielke-Nowawes teilt hierzu eine am 7. August d. J. an Ort und Stelle aufgenommene Photographie mit, die ihn mit noch 6 anderen Personen stehend auf den Trümmern der alten Feste Reina bei Roßlau mitten im Elbstrom darstellt.

g) Von der Oder sind uns leider keine Sonderberichte zugegangen. Dieser Fluß leidet bekanntlich überhaupt stark an Versandungen, die vom Oberlauf desselben herrühren. Unterbrochen war die Schiffahrt

auch auf dem brandenburgischen Anteil ebenfalls wochenlang im verflossenen Hochsommer. Dasselbe traf bei der Warthe und Neiße sowie beim Bober zu.

b) Moorbrände. Die übermäßige Sommerhitze hat Moorbrände an verschiedenen Teilen unserer Provinz gezeitigt, wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit oder Bosheit erzeugt. Bei der Museums-Pflegschaftsfahrt des Märkischen Provinzial-Museums nach Kremmen, Vehlefan, Beez und Umgegend am 11. September d. J. sahen wir mehrere Moore des havelländischen Luchs in Brand. Am 15. September d. J. teilte der B. Lok.-Anz. hierüber nachstehendes mit:

Über die Entstehung des großen Moorbrandes bei Kremmen wird uns geschrieben: In den vor etwa 20 Jahren ausgetorften Wiesen bei Langen, Wustrau, Kremmen, Beetzer Wall usw. bis Herzberg hinauf ist vor jetzt gut drei Wochen Feuer ausgebrochen. Obgleich es erst den Anschein gewann, als ob man den Brand gelöscht hätte, da das Aufsteigen des Rauches nur noch in matter Weise bemerkt wurde, setzte er nach einigen Tagen mit erneuter Heftigkeit ein und hat heute eine Ausdehnung von etwa 2000 Morgen, eine Zahl, die eher niedriger als zu hoch geschätzt ist, verwüstet; mindestens 1 m tief des schönsten Wiesenluchs ist ausgebrannt. Dicker Qualm erfüllt die Luft und die in der Windrichtung liegenden Ortschaften. Es ist unmöglich, dem Feuer beizukommen, weil man befürchten muß, im nächsten Augenblick in der glimmenden Torfschicht zu versinken. Nur ein tagelang anhaltender Regen kann dem verheerenden Element Einhalt gebieten.

Am 29. desselben Monats schloß sich folgende Nachricht an:

Der Moorbrand im havelländischen Luch, der im Juni ausbrach und durch Menschenkräfte nicht erstickt werden konnte, hat jetzt nach sechsmonatiger Dauer aufgehört, nachdem wohl im Innern des Moors alle brennbaren Stoffe vernichtet worden sind. Da schließlich auch die Forsten verschiedener Nachbargemeinden, wie Börnicke, Grünefeld, Paaren, Perwenitz, bedroht waren, so begann man die weitere Ausdehnung des Feuers durch Gräben zu hindern, die um das brennende Moor gezogen wurden. Hierbei stieß man in einer Tiefe von etwa zwei Meter auf einen unterirdischen Eichenwald, der Bäume von riesenhaftem Umfang aufweist. Die auch an den Kronen noch gewaltigen Stämme waren so hart wie Eisen und leisteten jedem noch so scharfen Instrument Widerstand.

Der Graf Zieten-Schwerin auf Wustrau, Kreis Ruppín, hat diese Gräben ziehen lassen und dadurch der weiteren unterirdischen Fortsetzung des Torfbrandes wirksam vorgebeugt. Nach Mitteilung des Herrn Amtsvorstehers Wörmann in Vehlefan wurden unter gleichen Verhältnissen im Moor beim Dorf ebenfalls uralte versunkene Eichbäume im Spätsommer gefunden.

Für weitere Angaben in betreff der Wasserstandsverhältnisse würden wir sehr dankbar sein.

X. Das Kreidelager bei Grimme, Kreis Prenzlau. Bei Grimme nahe Löcknitz i. Pommern befindet sich eine der jüngeren Kreideformation, dem Ober-Senon angehörige, anscheinend isolierte Kreidescholle, deren Untersuchung sich die Herren Schumann und Leonhard, Mitglieder des Uckermärkischen Museums- und Geschichts-Vereins zu Prenzlau, Mitteilungen I. Bd. S. 79 u. 80, haben angelegen sein lassen. Schumann weist darauf hin, daß das in einer Urkunde Kurfürst Johanns von Brandenburg vom 23. Oktober 1487 (Riedel, Cod. dipl. brand. A. 13, 423) erwähnte „Kalkertz auf der veltmarckh zu Gremmen“ auf diese Obersenonscholle zu beziehen sei. Herr Mittelschullehrer Leonhard hat die vielen, zum Teil sehr seltenen Versteinerungen daraus mit Sachkenntnis bestimmt. Die selteneren Mollusken einschließlich der Terebrateln sind: *Rhynchonella octoplicata*; *Terebratula obesa* Sow.; *Magas pumilus* Sow.; *Pecten quadricostatus* Sow.; *Spondylus spinosus* Sow.; *Trigosomus Palyxii* (bisher nur in Belgien gefunden); ferner seltenerer Seeigel: *Cidaris vesiculosa* Gf.; *Salenia scutigera* Mnstr.; *Cardiaster Ananchytes*; *Ananchytes conoideus* Gf.; *Conoclypeus* (?); *Echinoconus Roemeri* Des.; *Caratonus avellara* (bisher nur auf der Halbinsel Krim gefunden). Polypen: *Porosphaera globularis* Phill. (in der Steinzeit wurden die durchbohrten kugeligen Stücke wie Perlschmuck verwendet); *Thamnastraea agaricites* Gf. und *Parasmilia centralis* Mnt. Es ist wohl anzunehmen, daß der ganze Formenreichtum hiermit noch nicht erschöpft ist.

XI. Quartär-Studien in Dänemark von Nils Olof Holst. (Geol. Fören. Förhandl. Stockholm 1904. B. 26. Heft 5. 433—452. Der auf diesem Gebiet durch interessante Forschungen unserer Brandenburgia wohl bekannte Stockholmer Staatsgeolog hat über diluviale Konchylien- und Pflanzenfunde in der Gegend von Esbjerg, West-Jütland, Burg in Ditmarschen, Rensing bei der Eisenbahnstation Kellinghusen, ferner bei Lamstedt und Basbeck unweit Stade, Prov. Hannover, lehrreiche Untersuchungen angestellt, die auch bezüglich des Frühvorkommens des Menschen von Bedeutung sind. (Vgl. über Holst: Moränen und Eiszeitbeobachtungen, Brandenburgia XIII. S. 55.)

S. 439. Die in Frage stehenden altglazialen Bildungen bei Esbjerg, Burg, Rensing und Basbeck — Lamstedt scheinen ungefähr in derselben Höhe zu liegen, bloss einige wenige Meter über Meer.

S. 441. Anlangend die gerade jetzt zur Frage gestellten Senkungen, so können durch Holsts Forschung wichtige Aufschlüsse über die Ausbreitung der Wohnplätze des älteren Steinvolks gewonnen werden. Es ist wohl bekannt, daß das ältere Steinaltersvolk in Dänemark seine Wohnstätte wählte nahe dem Meerstrande und daselbst Abfallhaufen hinterließ, die sog. „kökkenmöddinger“. Aber dies Volk mußte von

Süden eingewandert sein und just in den letzten Jahren hat man in Frankreich Wohnstätten gefunden mit solchen Typen von Steingeräten, welche eine offenkundige Verwandtschaft mit denen der Kjökkenmöddinger haben.\*) Diese Gerätschaften, französische wie dänische, sind allzeit ungeschliffen, stehen aber im Übergang zwischen den palaeolithischen und neolithischen Zeiten, und bilden fortan eine besondere Epoche, die mesolithische Periode (halbneolithische oder des jüngeren Steinalters ältesten Abschnitt). Die Franzosen haben dieser Epoche den Namen „le Campignien“ gegeben, nicht zu verwechseln mit der geologischen Epoche, welcher die Belgier den Namen Campinien\*\*) verleihen. Zu bemerken ist, daß diese Campignien-Sachen auch in Belgien bekannt sind, aber nicht bekannt sind, oder es doch bis vor kurzem nicht waren, aus Holland und auch nicht „aus den folgenden Landschaften bis Dänemark“, Lücken von denen man hoffen darf, daß sie doch noch ausgefüllt werden (Phil. Salmon a. a. O. S. 407 u. 408). Und H. hat bereits in einiger Hinsicht diese Lücke ergänzt.

S. 444. Betrachtet man die Ausbreitung der mesolithischen Kjökkenmöddinger auf der nördlichen cimbrischen Halbinsel, so findet man sie neben dem höchsten Strandwall aus den Litorina-Zeiten.\*\*\*) Und weil Nord-Jütland nach der Zeit des Maximums der Litorina-Senkung gehoben ward, so findet man diesen Strandwall und daher auch die ältesten Kjökkenmöddinger neben dem jetzigen Strand. Aber umgekehrt hat sich die Sache in Süd-Jütland und Schleswig-Holstein gestaltet. Hier ist in derselben Zeit eine Senkung eingetreten. Vorausgesetzt, daß das ältere Steinzeitvolk auch diese Küstenstrecken der cimbrischen Halbinsel besiedelte, so müssen ihre Wohnstätten unter dem Meer liegen. Damit stimmen die mesolithischen Stein- und Beinfunde im Koldinghus-Museum zu Kolding, welche aus 3 bis 4 m Tiefe im Koldingfjord aus-

---

\*) Phil. Salmon d'Ault du Mesnil et Capitan: Le Campignien. Revue mensuelle de l'Ecole d'Anthropologie de Paris 1898 S. 365, 384 u. 385. — Moritz Hoernes: Der diluv. Mensch in Europa. Braunschweig 1903. S. 85. — A. de Mortillet: Campigny et le Campignien. Bullet. de la Soc. d'Anthrop. 1899. S. 36.

\*\*) A. Rutot (Coup d'oeil pp. Namur 1904) stellt S. 254 die Facies von Campigny, also das „Campignyien“ in die „neolithische Industrie“, Fauna der Jetztzeit, fallend zwischen (jünger als) das Tourassien und (älter als) das Robenhausien (steinzeitliche schweizerische Pfahlbauzeit). Aber diese Gruppen, die mesolithische, für welche das Rentier charakteristisch, ferner die älteren und ältesten neolithischen Gruppen, bedürfen noch sehr der Vergleichung in den verschiedenen Teilen, mindestens Europas, unter einander und schärferer Zeitfeststellung.

\*\*\*) Vgl. über die Litorina-Periode den Sitzungsbericht der Brandenburgia vom 28. September d. J.

gebaggert worden sind.\*) Ähnlich in der Kieler Förde, nur daß die mesolithischen Funde hier bei etwa 9 m Tiefe gemacht wurden.

Landsenkungen in den südlichen Teilen der cimbrischen Halbinsel sind solchergestalt also entgegengesetzt den Landerhebungen in den nördlichen Teilen. Es ist daher sehr möglich, daß beide Arten von Wohnplätzen gleichzeitig sind, aus einer Zeit bevor die eigentliche Litorina-Senkung ihren Höhepunkt erreichte.

Übrigens ist nicht bloss die jütische Ostküste durch mesolithische Küchenabfälle ausgezeichnet, sondern auch die Insel Seeland. Fräulein Direktor J. Mestorf hat in den „Vorgesch. Altertümern auf Schleswig-Holstein“ (Hamburg 1885) verschiedene mesolithische Altertümer an der Gjenner Bucht bei Süderballig (Ostküste von Schleswig) und im und am Kieler Hafen bei Ellerbeck gefundene Geräte und Waffen aus Stein und Bein abgebildet und beschrieben, jedoch ohne die Zeitstellung damals präzisieren zu können.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XI. Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift für Förderung der landesgeschichtlichen Forschung. Auf diese von Dr. Armin Tille herausgegebene gediegene und praktische Zeitschrift mache ich unter Vorlegung von Heft 1 und 2 Bd. VI. Oktober und November 1904 gern von neuem aufmerksam. Sie wollen sich selbst von dem reichen Inhalt beider und der früheren Nummern überzeugen. Aus der Oktobernummer hebe ich besonders hervor Hans Beschorner (Dresden); „Wüstungsverzeichnisse“, weil die wüsten Dorfstellen (auch mitunter „wüste Mark“ genannt) bei uns in der Provinz Brandenburg eine große Rolle spielen. Bei unseren Museums-Pflegschaften haben wir mit ziemlicher Verlässlichkeit folgende Gruppen zu unterscheiden gelernt.

a) Namenlose wüste Dorfstellen. Dieselben haben oft ein hohes, sogar vorgeschichtliches Alter. So die unbenannte wüste Dorfstelle im Brieselang bei Station Finkenkrug: Erhebungen im Luch, Brandstellen mit zahlreichen Gefäßresten, die aber vorwendisch sind. Keine slavischen, keine frühchristlich-deutschen Reste. Entweder hat sich also von der letzten Germanenzeit durch die Völkerwanderungs- und Wenden-Periode hindurch die dunkle Überlieferung, daß hier eine Ortschaft gewesen, erhalten, was nicht ganz undenkbar, da sich direkte Überlieferungen sogar aus der Bronze- und Hallstattzeit hie und da er

\*) In den ausgebaggerten Litorina-Schlamm-Massen an der neuvorpommerschen und mecklenburgischen Küste, haben sich, wie ich früher erwähnt, dergl. mesolithische Stein- und Beingeräte gefunden. Auf diese mesolithische Periode glaube ich auch einige dergl. Funde, die ich zwischen Travemünde und Neustadt a. d. Ostsee gemacht, beziehen zu dürfen.

halten zu haben scheinen. Oder unserer ländlichen Bevölkerung sind die vielen Feuerstellen und Gefäßreste beim Ackern aufgefallen und sie haben hieraus den nabeliegenden Schluß gezogen, daß es hier sich um eine untergegangene Ortschaft handelt.

b) Wüstungen mit unbestimmter Bezeichnung. Die berühmteste bei uns ist die unbenannte sogen. „Stadtstelle“ im Wald „der Blumenthal“ bei Strausberg, welche ich mehrmals, zuerst 1871 in Bd. 3 der Zeitschrift für Ethnologie S. 175—197 (unter Anführung der frühern Literatur) ausführlich besprochen. In der Brandenburgia habe ich ausgeführt, daß die Gefäßreste der frühesten christlichen Besiedelung angehören und die, wie gesagt, unbenannte Ansiedlung frühzeitig zerstört sein muß.

c) Die benannten Wüstungen. Sie werden bei uns auf den Einfall der heidnischen Litthauer, die der Bischof von Lebus im 14. Jahrhundert ins Land gerufen, auf die Hussitenzüge (1432) und den dreißigjährigen Krieg zurückgeführt, auch auf die Pestzeiten, das Wüten des Schwarzen Todes, und — selten — auf Naturereignisse z. B. Überschwemmungen (Marieninsel im Paarsteiner See bei Chorin).

Beschorner verlangt mit Recht Beachtung folgender Punkte:

1. urkundliche Erwähnungen der Wüstungen mit Zusätzen, wie „gelegen bei N“, „gelegen zwischen A und B“, usw.;
2. noch vorhandene oder früher gefundene Mauerreste;
3. die alte Flureinteilung, wie sie sich meist bis in die Tage der Separationen unverändert erhielt und oft deutlich die Lage der Wohnstätten erkennen ließ; vergl. die trefflichen von der provinziälsächsischen Kommission hergestellten Wüstungsbücher;
4. bestimmte Flurnamen, wie „das alte Dorf, die Dorfstatt, die Gärten, der Kirchhof“ usw.;
5. kleine Teiche, die sich durch Gestalt und Lage als alte Dorfteiche verraten;
6. Wege, die, von den Bauern mit größter Beharrlichkeit beibehalten, vielfach unverkennbar auf das frühere Vorhandensein einer Ansiedlung an einer bestimmten Stelle hinweisen. Es handelt sich dabei im Einzelfalle entweder um einen kurzen, kreis- oder halbkreisförmigen Weg, der ehemals rings um das Dorf lief, oder um eine Anzahl von Wegen, die strahlenförmig einem früher sichtlich vorhanden gewesenen Mittelpunkt zustreben.
7. Hecken und Raine, die sich leicht als Dorfeinfriedigungen zu erkennen geben, Baumgruppen, die einst das Innere des Dorfes zierten, Baumreihen, die die Dorfstraße einsäumten, usw.

Was für treffliche Dienste diese meist wenig beachteten Merkmale, namentlich auch die an vierter und sechster Stelle genannten, zu liefern



vermögen, lehrt das Beispiel des Allervereins, der lediglich mit ihrer Hilfe an 86 Stellen nachgewiesen hat, daß dort Dörfer gestanden haben müssen. Schon aus guten Karten, z. B. den preußischen Meßtischblättern läßt sich manches ersehen. Wir bitten dringend diese Forschungen zu unterstützen.

Aus dem November-Heft ist für die Heimatkunde von großer Bedeutung, der gelehrte ausführliche Aufsatz von Theodor Lohmeyer (Marburg): „Unsere Flußnamen.“

Es sei uns vergönnt aus dieser wichtigen Veröffentlichung wenigstens ein paar Stellen anzuführen.

Lohmeyer hat (S. 30) folgende zwei Gesetze gefunden und unter Beweis, an der Hand sorgfältiger Quellenstudien, gestellt.

Ein germanischer Flußname besteht, wenn er nicht zusammengesetzt ist, aus einem einfachen Grundwort für Fluß, wie aha, alta, apa, asa, mana, trawa usw., oder wenn er zusammengesetzt ist, aus einem Bestimmungswort mit einem der Grundwörter für Fluß. Ein Suffix tritt nur bei den Grundwörtern auf, und zwar ist das Grundwort ohne Suffix aus dem Grundwort mit Suffix durch Abschleifung hervorgegangen, so alta aus *altena*, asa aus *asana*, trawa aus *trawena*.“ Als solche Grundwörter habe ich am Ende von Flußnamen alta, asa, ata oder anta, bada, mana, rena (*rana*, *arne*), scara, trawa nachgewiesen, während dieselben bis dahin, wenn sie den Schluß von Wörtern bilden, als bloße Ableitungsendungen aufgefaßt wurden und alta, asa, ata oder anta, bada, mana in Nichtzusammensetzungen, also als einfache Wörter, unerklärt geblieben oder wenigstens nicht als Grundwörter für Fluß erkannt waren. Die scheinbaren Suffixe bei Nichtgrundwörtern sind Reste ehemaliger Grundwörter, so -ala mit den Nachtonformen -ela, -ila, -ula, -ola usw. von alta und dies aus *lata*, *anna* oder *ana* mit den Nachtonformen -ena, -ina, -una, -ona von *arna* oder *anta*, -ara (-era, -ira, -ura, -ora) von *arna*, -se von *asa* (*asana*), -tra von *trawa* usw.

Zweitens hat sich mir bis jetzt ohne Ausnahme das weitere Gesetz stets von neuem bei den uralten Flußnamen bestätigt: „Wie das Quellgelände oder die Quellhöhe, so der Flußname“. Unsere Vorfahren nannten also die Flüsse nach ihrer Heimat, ihrer Geburtsstätte. Deshalb sind die wirklich uralten Flußnamen sozusagen Ursprungszeugnisse, d. h. sie sagen uns, wie das Gelände beschaffen ist, wo die Quellen des betreffenden Flusses zutage kommen; ausgenommen sind diejenigen, bei denen, wie es besonders bei mehreren großen Flüssen der Fall ist, ein blosses Grundwort ohne Bestimmungswort verwandt ist, wie z. B. bei Elbe, Rhein, Maas, wahrscheinlich auch bei Oder. Gewiß haben verschiedene Flüsse in ihrem Laufe verschiedene Namen, aber ursprünglich immer nur einen, und der wurde von der Beschaffenheit der Quellhöhe hergenommen.

Wie erklärt sich diese auffällige Tatsache? Einmal aus der hohen Verehrung der Quellen — pilgern doch noch jetzt die unverwandten Hindus zu den Quellhöhen des Ganges — und der Wertschätzung eines beständig den Menschen und den Haustieren Wasser spendenden Flusses. Deshalb erfolgten die Siedelungen meistens längs eines Flusses, und die Anwohner nannten sich

sehr oft nach diesem Flusse. Zum anderen setzt diese Tatsache eine Verbreitung der Namengeber über weite Landstrecken und zugleich einen Verkehr zwischen den einzelnen Stämmen voraus. So erklärt sich auch, daß gerade bei den größten Strömen mit ihrer mächtigen Ausdehnung von der Quelle bis zur Mündung bloß ein Grundwort angewandt wird; sie wurden „das Wasser, der Fluß“ schlechthin genannt; auch kommt es vor, daß ein Stamm seinen Hauptfluß, wenn dieser auch kleiner war, bloß als „das Wasser“ bezeichnete; verschiedentlich ist auch das Bestimmungswort verloren gegangen und bloß das Grundwort übriggeblieben, wie ich nachweisen kann.

Man hat in den Flußnamen vielfach ein Mittel, um das ursprüngliche Germanien abzugrenzen: soweit die Flußnamen die germanische bzw. hochdeutsche Lautverschiebung zeigen, reicht germanisches Gebiet, erscheint aber die unverschobene Form, so haben wir es mit nichtgermanischem Sprachgebiet zu tun. (S. 37.)

L. schließt damit, daß es Aufgabe der Zukunft sei, einmal die noch nicht erklärten Bestimmungswörter zu deuten und zum anderen die Flußnamen in den verschiedenen Ländern indogermanischer Zunge nach den verschiedenen Grundwörtern zusammen zu stellen und sie den verschiedenen Zeiten, Völkern und deren Stämmen zuzuweisen. Eine Riesenaufgabe, an der noch ganze Geschlechter von Gelehrten sich den Kopf zerbrechen können.

XII. Roland-Umschau. a) Die Überreste des Rolands zu Prenzlau, welche mit Eigentumsvorbehalt für das Märkische Museum in diesem verwahrt wurden, sind auf Verlangen des dortigen Magistrats i. J. 1899 nach Prenzlau zurückgeliefert und daselbst im Uckermärkischen Museum aufgestellt worden. Abbildungen in der Festschrift des Vereins f. d. G. Berlins „Die Rolande Deutschlands“ 1890 No. 22 S. 176 und E. D. (Ernst Dobbert) „Der Prenzlauer Roland“ in Mitteilungen des Uckerm. Museums- und Geschichts-Vereins 1. Bd. 1902. S. 76–78. An den Resten (Kopf, 2 Oberschenkel, ein Ellbogengelenkstück und das Schwert) habe ich, als sie noch in Berlin waren, Spuren von Bemalung (Schwarz und Weiß) bemerkt, der Verein sollte recht genaues hierüber veröffentlichen, da das bezüglich der Bemalung mittelalterlicher Steinfiguren von Wichtigkeit sein würde. Am 21. Januar 1737 warf der Sturm den Roland in Prenzlau um. Nachdem der Magistrat durch den Bildhauer Glume in Berlin Zeichnung und Kostenanschlag zu einem neuen Roland hatte anfertigen lassen, bat er unter dem 18. Okt. 1741, und — zur Äußerung über den Zweck der Wiederaufrichtung aufgefordert — unter dem 6. Februar 1742 abermals um die erforderliche Allerhöchste Genehmigung, da das Standbild zwar „von keinem andern Nutzen seyn kann, als daß der bisherigen gewohnheit nach bey vorfallenden executionen die Delinquenten davor geführet und das Peinliche Halssgericht dabey gehalten wird: So würde solches dennoch der Stadt zu einer Zierde nicht nur

gereichen, sondern auch das Andenken dieser Antiquität wie in anderen Städten beybehalten und auf die Nachkommen gebracht werden.“

Vom Standpunkt der Heimatkunde unbegreiflich, wurde die Erlaubnis verweigert. Ob ein Mißtrauen gegen die Rolande überhaupt als ein Symbol angemessener städtischer Selbstherrlichkeit dabei mitgespielt hat, stehe dahin. Aber zu übersehen ist doch nicht, daß auch an anderen Orten die Regierungen des Polizeistaats auf die Rolande scheel geblickt haben.

Die Rudera wurden vergraben, das Schwert im Rathaus verwahrt und mit der bekannten Inschrift (78) versehen. Aus dem Rumpf wurde ein geschmackloses Epitaphium mit der Inschrift gemeißelt: *Hic jacet statua Rolandi erecta hoc loco An. MCCCCVC. dejecta viribus venti An: MDCC XXXVII. sepulta An: MDCCXLIII. Monumento hoc ex ipsius trunco fabrefacto.*

E. D. schließt S. 78: „Erwähnen wollen wir noch, daß sich an den schon oben angeführten Roland zu Potzlow die Sage knüpft, die Prenzlauer hätten den Potzlower steinernen Roland geraubt und ihren hölzernen an die Stelle gesetzt. Die Sage dürfte darauf zurückzuführen sein, daß der Flecken Potzlow von der später gegründeten Prenzlau derartig überflügelt wurde, daß seine Märkte allmählich alle Bedeutung verloren und endlich ganz aufgehoben wurden.“

b) Sehen wir uns nunmehr den Potzlower Roland, dessen Anfangs-Geschichte ganz ins Ungewisse fällt, näher an.

Im September 1878 und am 9. März 1879 veranstaltete ich Ausflüge der Pflugschaft des Märkischen Museums nach Potzlow, wobei uns der dortige Oberamtmann Mundt bestens unterstützte. Das sichtliche Verkommen des sogen. Rolands veranlaßte die Museums-Direktion unterm 10. März 1879 folgendes Ersuchen an die Königl. Regierung zu Potsdam zu richten.

Auf dem Königl. Dominium Potzlow, Kreis Templin, zur Zeit verpachtet an Herrn Oberamtmann Mundt daselbst, befand sich früher unweit des Kirchplatzes ein hölzernes Rolands-Bild. Nachdem dasselbe in Folge der Witterung und des Wurmfraßes fast zerstört worden, wurde es, wie es scheint im vorigen Jahrhundert entfernt und soll nach Aussage alter ortskundiger Personen vor einiger Zeit verbrannt worden sein.

An Stelle dieser Rolands-Figur ist von dem Dominium vor alters ein Rolands-Pfahl aus Eichenholz errichtet worden, der unförmig nach Art eines Götzenbildes geschnitzt, aber augenscheinlich mit den wirklichen Armen des ursprünglichen Rolands versehen worden ist, wie wir uns bei einer kommissarischen Besichtigung im September v. J. an Ort und Stelle überzeugten.

Auch diese Reste drohen der Verwitterung und dem völligen Verfall entgegen zu gehen. Der Pfahl ist unten abgefaut und von Herrn

Mundt bereits gestützt worden. Ferner ist der linke Arm vor einigen Wochen abgefallen und, wie wir uns gestern durch den Augenschein überzeugten, nicht mehr anzusetzen.

Herr Mundt gab uns daher anheim, die Königl. Regierung als Aufsichtsbehörde um Genehmigung zu bitten, daß die andernfalls unrettbar dem sichern Untergange anheimfallenden Reste nach dem Märkischen Museum translociert werden dürfen, woselbst dieselben neben den Resten des steinernen Rolands aus dem benachbarten Prenzlau eine ebenso würdige wie passende Aufstellung und Aufbewahrung finden würden.

Die Fortnahme und Versendung des Pfahls würde Herr Mundt bewirken, auch ist derselbe gern bereit, um die Stelle, wo der Pfahl stand, zu markieren, daselbst einen Findlingsblock als Merkstein zu errichten.

Im Auftrage des Magistrats bitten die Königl. Regierung, Hochwelche unserm patriotischen Institut wiederholt gütige Förderung hat zuteil werden lassen, wir gehorsamst, Hochgeneigtest zu der Fortnahme die Zustimmung zu erteilen.“

Die Königl. Regierung zu Potsdam erwiderte am 8. April 1879 (I. No. 1515,3):

„Der Direktion erwidern wir, auf das gefällige Schreiben vom 10. März cr. betreffend die Überlassung des auf dem Dominium Potzlow befindlichen Rolands-Pfahls an das Märkische Provinzial-Museum, daß wir die Fortnahme desselben von seinem jetzigen Standpunkte unter der Bedingung gestatten, daß Herr Oberamtmann Mundt sich uns gegenüber bereit erklärt, die Stelle durch einen Findlingsblock mit einer Inschrift, welche besagt, daß hier eine Rolandstatue aus Holz gestanden hat, deren Reste im Jahre 1879 in das Märkische Provinzial-Museum übergeführt sind, bezeichnen zu lassen. Wir halten es für wünschenswert, die Stelle in der Weise zu markieren, da es doch ein interessantes Faktum ist, daß das jetzige Dorf Potzlow einen eigenen Roland besessen hat, welcher Umstand beweist, daß Potzlow früher eine weit größere Bedeutung gehabt und daß dem Orte die Marktgerechtigkeit sowie eigene Gerichtsbarkeit zugestanden hat.“

Wir schrieben nun an Herrn Mundt am 20 April 1879:

„Ew. Hochwohlgeboren gestatten wir uns Abschrift des Schreibens der Königl. Regierung zu Potsdam vom 8. d. M. mitzuteilen, wonach dieselbe die Überführung des Rolandspfahls nach unserm vaterländischen Institut unter der Voraussetzung genehmigt hat, daß Ew. pp. die Güte haben, einen der auf Ihrer Feldmark vielfach vorhandenen Findlingsblöcke an der Stelle des Pfahls zu deponieren.

Ein solcher Block müßte eine glatte Seite haben, welche man mit schwarzer Ölfarbe anstriche und dann mittels weißer Buchstaben in Ölfarbe etwa in folgender Fassung beschrieb: Der hiergestandene Roland aus Holz wurde im Jahre 1879 nach dem Märkischen Museum versetzt.

Potzlow den . . . Ein Einmeißeln der Inschrift würde viel teurer sein und im Falle der Verwitterung nur schwer wieder herzustellen sein, während, falls die gemalte Schrift unleserlich geworden ist, deren Auffrischung nur sehr geringe Umstände verursacht. An Ew. pp., richten wir hiernach die ganz ergebenste Bitte, hierauf gütigst das Weitere veranlassen und die Ueberführung des Rolandpfahls auf diesseitige Kosten freundlichst in die Wege leiten zu wollen.“

Der Gemeindevorstand schätzte aber den Wert seines Rolandpfahls viel höher ein, wie aus folgender Zuschrift vom 20. Mai 1879 erhellt:

„Nach dem Schreiben der Direktion des Märkischen Museums vom 20. April d. J. ist Herr Mundt unter Zustimmung der Königl. Regierung ersucht, die hiesige Rolandssäule nach Berlin überzuführen und die Stelle durch einen Granitstein mit Inschrift zu bezeichnen. Da indeß die Mitglieder der Gemeinde dies alte Denkmal sehr wert halten, so würde die Gemeinde durch Wegnahme desselben schwer verletzt werden, und wir sehen uns deshalb genötigt, im Namen der Gemeinde dagegen Einspruch zu erheben, da auch die Königl. Regierung nach der Verfügung vom 8. April d. J. sich nicht für berechtigt hält, über den Roland, welcher Eigentum der Gemeinde ist, zu bestimmen. Indeß erlauben wir uns den Vorschlag, falls das Märkische Museum auf seinem Wunsche bestehen sollte, daß der Gemeinde eine mindestens 2 meter hohe Granitsäule gewährt wird mit einer kurzen angemessenen Inschrift. Da der Roland alt und dem Verfall nahe ist, würde die Gemeinde durch eine solche Säule nach unserer Auffassung hinreichenden Ersatz finden.“

Das Märkische Provinzial-Museum sollte also gewissermaßen eine steinerne Rolandsäule an Stelle des wrackten Rolandpfahls setzen. Davon war die Gemeinde nicht abzubringen und deshalb ließ das Märkische Provinzial-Museum bald darauf die Sache um so leichteren Herzens fallen, als uns wiederholt versichert wurde, daß das jetzige aus einer dicken eichenen Bohle gearbeitete Roland-Bild erst vom Anfang des 19. oder Ende des 18. Jahrhunderts stamme, also als ein eigentliches altertümliches Roland-Bild überhaupt nicht angesprochen werden könne.

Dasselbe bestätigt Pastor Boy in Potzlow in seinem Aufsatz: „Der Roland zu Potzlow.“ Mitteilungen a. a. O. II. Bd. 1904, S. 153. Nach ihm hatte der frühere hölzerne Roland die Gestalt eines Ritters.\*) Als solchen hätten diesen Roland die älteren Leute der Gemeinde noch im Kirchturm liegen sehen. Vor etwa 35 Jahren habe der Läuter die im Kirchturm verwahrten Reste fortgebracht und verbrannt. Nur die Arme und das Schwert seien erhalten geblieben. Aber ohne Roland

\*) Ob ähnlich dem früheren Roland zu Zehden, der wie ein römischer Ritter ausgestaltet gewesen zu sein scheint und dessen defekter Rumpf im Märk. Provinzial-Museum steht?

wollte Potzlow nicht sein und so fertigte im dörflchen Auftrage der Stellmacher des Orts namens Hensel einen neuen Roland, dessen traurige Reste 1898 in einen unbeholfenen Steinsockel eingelassen sind. Dieser Hensel ist 1841 gestorben 73 Jahr alt, nimmt man an, sagt Boy, daß er bei Übernahme der Arbeit 40 – 50 Jahre alt war, so würde sich für die jetzige Holzfigur ein Alter von etwa 100 Jahren ergeben.

War der ältere Holz-Roland eine Quintäne, nach der man ein Rolandrennen wie bei dem Holsteiner Roland (Quintäne) zu Garding, jetzt im Altonaer Museum, veranstaltete? Sello scheint sich dieser Auffassung zuzuneigen. Dagegen würde es sprechen, wenn Boys Worte zutreffen S. 153: „Mit Sicherheit kann behauptet werden, daß der Potzlower Roland ursprünglich ein steinerner gewesen ist. Sein Fundament ist noch vorhanden. Wann die Stadt Potzlow in den Besitz des Rolands gekommen ist, läßt sich nicht mehr nachweisen. Er soll aber seiner Zeit von den Prenzlauern geraubt worden sein, angeblich, um dem Nachbarort, der noch Marktgerechtigkeit besaß, dieselbe zu nehmen. An Stelle des geraubten Roland entstand ein hölzerner.“

Ja, wenn das „soll“ sich auch archivalisch beweisen ließe! Bis dahin schwebt doch jene Vermutung so ziemlich in der Luft.

Es scheint, als seien die Akten des Potzlower Rolands noch nicht zu schließen. Hoffen wir auf bessere Aufklärung in der Zukunft. Eine dankbare Aufgabe des Prenzlauer Vereins wäre es, die Forschung auch hier (wie bei dem Prenzlauer Roland) weiter fortzuführen; das aber möchte ich bemerken, daß, wenn das frgl. Fundament steinern ist, darum darauf doch sehr wohl ein hölzerner Roland gestanden kann, Quintäne-Rolande mußten besonders fest fundiert werden, damit sie im eigentlichen Sinne einen ordentlichen Puff aushalten konnten.

Sodann erwähne ich noch den Bericht des Herrn Konservator Eduard Krause über die Exkursion der Berliner anthropologischen Gesellschaft nach Prenzlau und Umgegend am 21. und 22. Juni 1902 (a. a. O. S. 52 flg.), bei welcher Gelegenheit auch der Potzlower Roland besichtigt wurde. Irrtümlich heißt es darin S. 57, daß der erste Roland noch in der Kirche aufbewahrt werde.

Leider sei die Figur jetzt durch einen ummauerten rohen Sockel und eine in rohester Weise, mit Hufnägeln angenagelte Zinkblech-Nase schimpflich entstellt. Diese mit Recht gerügte Blechnase, welche, wie Kustos Buchholz bemerkt, auf Abbildungen von 1890 sich noch nicht zeigt, ist erst vor wenigen Jahren und wohl mehr in „Ulke-Stimmung“ angebracht worden, wie überhaupt angeheiterte junge Leute dann und wann mit dem Roland in Potzlow wenig schöne Allotria getrieben haben.

Boy schließt seinen Bericht S. 154: „Glücklicherweise ist die in rohester Weise mit Hufnägeln angenagelte Zinkblechnase bald wieder beseitigt worden. Immerhin stellt unser Roland noch den alten ger-

manischen Schwertpfahl dar, den dem Ziu, dem Schwertgott, geweihten Eichenstamm mit hineingesteckter gerader zweischneidiger Klinge.“

Ob wohl Vater Hensel und seine Gemeinde-Genossen vom Ziu einen „Schimmer“ gehabt haben?

Im Geheimen Staatsarchiv, Bekmanns Manuskripte E. (Uckermark) No. 1 findet sich, wie ich zum Schluß mitteile, folgender nicht unwichtiger Ortsbericht:

„Pozlow. — 1727 den 12. November ward der veraltete eichene Roland vom Markt hinweggenommen, und ein neuer aus Eichen-Holz wieder aufgerichtet, damit die Fleckens-Gerechtigkeit mögte bemercket, und beybehalten werden. — Berichtet. Johann Simon Rose senior und Johann Erdmann Rose 22. August 1741.“

Diese Nachricht scheint den bisherigen Rolandforschern ganz unbekannt geblieben zu sein, obwohl damit eine dritte, noch ältere hölzerne Rolandfigur für Pozlow gewonnen wird.

Es ergibt sich hiernach folgende Entwicklungsreihe für Pozlow:

1. ein eichener Roland etwa von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis 1727;
2. ein zweiter eichener Roland (von dem noch die Armreste vorhanden) bis etwa 1800;
3. ein dritter (der Hempelsche) eichener Roland von etwa 1800 bis 1898;
4. Umgestaltung des Hempelschen Rolands zu der jetzigen Figur, die am 19. Juli 1898 nicht ohne Feierlichkeit begrüßt ward, nachdem zuvor am 16. Juli in den Steinsockel eine vom Pastor Boy verfaßte Urkunde nebst den Prenzlauer Tagesblättern vom 15. Juli und dem Templiner Kreisblatt vom 14. Juli eingemauert worden war.

Endlich sei erwähnt, daß sich ein im J. 1879 von dem früheren Präparator des Märkischen Museums Robert Femerling aus Holz sehr naturgetreu gefertigtes Facsimile des Potzlower Rolands daselbst befindet, welches Katalog B. IV. 1416 inventarisiert ist.

b. Der Roland von Berlin wird in Literatur und Kunst anscheinend erst seit 1840 als Willibad Alexis gleichnamiger Roman erschien genannt. Wilhelm Hauff hat den Bremer Roland allerdings schon früher, kurz vorm frühzeitigen Tode des begabten Dichters, in den Phantasien aus dem Bremer Ratskeller gefeiert. L. R. Giseke hat den Alexischen Roman in dem Drama „Ein Bürgermeister von Berlin“ 1855 ohne irgend nachhaltigen Erfolg dichterisch verwertet. Lange bevor Leoncavallo es unternommen, sagt G. Sello in seinen *Vindiciae Rulandi Bremensis* S. 53, auf allerhöchsten Wunsch den Roland von Berlin Alexisscher Überlieferung zu „vertonen“, hat der norddeutsche Roland in der deutschen Musik eine gewisse Rolle gespielt. In

„des Rolands Ton“ dichtete 1618 der Syndikus der deutschen Hanse, Dr. Domann, sein „Schön new lied von der alten teutschen Hanse.“ (Zschr. d. Ver. f. Lüb. Gesch. u. A. K. II, 472 ff.)

c) Eine Abbildung des Rolands zu Wedel in Holstein unweit Altona in Postkartenformat, den ich am 4. April d. J. aufgesucht, lege ich Ihnen vor. Die Inschrift auf dem Sockel rückseitig lautet:

Als sechzehnhundert und ein und fünfzig Jahr  
Im Wintermonat die bekannte Jahreszahl war,  
Ward dieses Kaiserbild auf' neu hier hergesetzt;  
Gott wolle es und uns All erhalten unverletzt.

2 Abbildungen in dem Buch „die Rolande Deutschlands“ S. 75 und 77. — Sello: Vindiciaesche S. 41 sagt: „Das dortige 1597 zuerst erwähnte Standbild ist zwar seinem Typus nach kein mittelalterlicher Roland, sondern ein Kaiserbild der Art des ehemaligen Karl-Reliefs am Bremer Rathaus-Beischlag, gilt aber seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in Literatur und Volksüberlieferung als Roland. Von ihm berichteten nun 1653 die Ortseingesessenen völlig glaubwürdig, daß er von der Gräfin von Holstein bei Verlegung der Ochsenfähre und des Zolles „von der Lichte“ im damaligen dänischen Amt Haseldorf nach Wedel errichtet worden sei zum Zeichen des dem Ort verliehenen Privilegiums, daß die während des dortigen Ochsenmarkts zwischen ausländischen Kaufleuten in Handelsstreitsachen ergangenen Urteile des zuständigen Richters, des Amtmanns zu Pinneberg, sofort vollstreckbar sein sollten.“

d) Ruggiero Leoncavallo: Der Roland von Berlin, Dichtung und Musik (unter Benutzung des gleichnamigen Romans von Willib. Alexis). Deutsch von Georg Droescher. Verlag von Ed. Sonzogno, Mailand. Depot bei Breitkopf und Härtel, Leipzig 1904 75 S. 8<sup>m</sup>. Gestern hat die mit größter Spannung erwartete Uraufführung der im Allerhöchsten Auftrag komponierten vieraktigen Tonschöpfung stattgefunden, die Zeitungen berichten ungeheuerliches über den Andrang zu den Plätzen und die für letztere gebotenen übertriebenen Preise. Seit der hiesigen Aufführung von Meyerbeers Prophet soll ähnliches in Berlin nicht am Opernhimmel vorgekommen sein.

Über die Musik zu urteilen, fühle ich mich weder befähigt noch berufen, wohl aber bin ich berechtigt, über das, nach Vorbild Richard Wagners, vom Komponisten selbst verfaßte Textbuch ein Urteil zu fällen, da ich mich mit dem Roland-Rummel seit Jahren gern befasse und der Alexissche Roman von jeher zu meiner Lieblings-Lektüre gehört. Ich bekenne, auch meinerseits mit einem gewissen Vorurteil an die Arbeit eines Ausländers herangetreten zu sein, der Italiener ist, Deutsch nicht versteht, den Roman sich erst hat übersetzen lassen müssen und dem unsere mittelalterlich märkischen Verhältnisse mit ihren Rolanden bislang sozusagen böhmische Dörfer gewesen sind. Dies wohl erwägend, muß



ich gestehen, daß ich in mancher Hinsicht angenehm überrascht worden bin.

Zu den erwähnten Schwierigkeiten tritt hinzu, daß so leicht die Umwandlung einer Novelle in einen Operntext sein mag, so schwierig dies bei einem Roman ist. Willibald Alexis Roman spinnt sich mit epischer Breite durch drei Bände und umfaßt die Jahre von 1442—1448, ja am Schluß, allerdings mit einem Sprung von 22 Jahren, noch 1470, also zusammen 28 Jahre. Wie Sie aus der Ihnen vorliegenden Dichtung ersehen wollen, hat Leoncavallo den gewaltigen Stoff auf 1442 das Jahr der Erhebung und der Demütigung Berlins geschickt zusammengedrängt. Der Konflikt der Bürger und ihres Bürgermeisters zwischen der Wahrung der erworbenen nahezu republikanischen Rechte Berlins und der Rechte des Landesherrn ist richtig und die Rolandbildsäule dabei als Symbol der Bürgerrechte erfaßt. Der südlichen Temperamentsheftigkeit ist es wohl zuzuschreiben, wenn die beiden eifersüchtigen Patrizier-töchter Elsbeth Rathenow und Eva Scham wie rasende Mänaden gegeneinander anspringen und Herr Droescher in der Übersetzung Eva „vor Wut heulen“ läßt.

In den scheinbar versöhnenden Abschluß des Ganzen fällt, auf das unangenehmste berührend, der Tod Henning Mollers. Mit nichts ist dieser Ausgang motiviert. Der blinde Zufall hat ihn verursacht; dergleichen kommt im Leben ja vor, gehört aber nicht auf die Bühne. Der Tod wäre nur gerechtfertigt, wenn ein tragischer Konflikt ihn geboten erscheinen ließe. Aber daran gebricht es vollständig, es ist die öffentliche Meinung, wie ich glaube darin einig, diese Art des Untergangs eines der Haupthelden des Stückes zu verurteilen: es ist unverständlich, weshalb hier gerade der Komponist von Alexis abgewichen ist.

Die Übersetzung erscheint mir im ganzen recht wenig gelungen, Herr Droescher hat es nicht verstanden, das sprachliche Milieu und Kolorit der Zeit zu erfassen, wie es R. Wagner so ausgezeichnet gelungen ist. Es ist der banale Operntext-Deutsch, zuweilen sinkt es gerade zu herab zum Deutsch der Textbücher Offenbachscher Operetten, vgl. z. B. die Ballade S. 51 mit dem trivialen Schluß „Ich bin der König der Ballade.“ Warum aus dem Raschmacher Henning Mollner bei Alexis ein Tuchwirkersohn Henning Möller wird, erscheint unverständlich.

Gibt man in der äußeren Ausstattung jetzt mehr wie jemals auf die historische Richtigkeit der Kulissen, der Anzüge, der Waffen, so muß man doch vor allem auf das historisch Richtige des Sprachlichen Sorgfalt verwenden. Herr Droescher sollte wirklich seine Übersetzung durch einen Sprachkundigen überarbeiten und dem Milieu besser anpassen lassen. Wenn Leoncavallo als Ausländer nachgesehen werden kann, daß er vom steinernen Schwerte des Rolands spricht, so müßte doch Herr Dr. wissen, daß die Rolande keine steinernen Schwerter „uner-

müdtlich heben<sup>a</sup>, weil die Rolande eben keine Steinschwerter führen. (S. 28). Zur Zeit als der Berliner Roland erwähnt wird im Berliner Stadtbuch (2. Hälfte des 14. Jahrh.) war er höchst wahrscheinlich von Holz; wenn es etwa 100 Jahr später, i. J. 1442 noch einen Roland in Berlin gab, mag er von Stein gewesen sein. Die Darstellung Scheurenbergs auf dem Bilde „Die Verurteilung Tile Wardenbergs“ in der Berliner Rathshaushalle vor dem Magistratssitzungssaal ist eine ganz falsche, sie ist viel zu realistisch. Sie wäre besser gleich dem Brandenburger Roland stilisiert; ich führe dies zu einer Art Rechtfertigung meiner selbst an, denn ich bin gefragt worden, wie ich, da ich doch damals schon Berliner Stadtrat war, einen so ungeschichtlichen, ja unmöglichen Roland hätte zulassen können. Hierzu bemerke ich, daß der Bürgermeister Duncker das betreffende Dezernat selbständig hatte und daß er sich von niemand bei der historischen Ausstattung, die er beherrschen zu können glaubte, in bezug auf die geschichtlichen Bilder hineinreden ließ. Stat pro ratione voluntas.

Daß von Leoncavallo eine Gavotte von 1514 und ein Lied von 1574 eingeschaltet ist, empfinden wir nicht als Anachronismus, da uns volkstümliche Noten aus Berlin von 1442 nicht überliefert sind. —

Hiermit sei die Roland-Umschau, die uns noch oftmals beschäftigen wird, für heut beschlossen.

XIII. Max Siewert: Die niederdeutsche Sprache Berlins von 1300—1500. Würzburger Inaugural-Dissertation. Norden, 1903. Auf Wunsch lege ich dieses auf fleißigster Benutzung der Quellen beruhende, unser heimisches Idiom betreffende Schriftchen vor. Vorläufer ist u. M. Herr Prof. Dr. Bruno Graupe mit seiner Dissertation „de dialecto marchica quaestiunculae duae“ Berlin 1879, im I. Teil dem Berlinischen gewidmet. Anderes Material hat Herr Oberbibliothekar Prof. Dr. Seelmann in seiner kritischen Ausgabe des Berliner Totentanzes von St. Marien dem Verf. geboten, ebenso die Arbeiten Tümpels (seine niederdeutschen Studien und sein Aufsatz im Nd. Jahrbuch 21, 81).

Die Sprache Alt-Berlins ist niederdeutsch, der Bevölkerungshauptteil sächsisch, ein kleiner Teil niederfränkisch. Für niederländische (holländische) Elemente spricht die nachweisliche Übereinstimmung zwischen der Sprache der Berliner Urkunden und der mittelniederdeutschen Grammatik.

Vermißt wird der in der Tat vorhanden gewesene Einfluß des Wendischen (wenn auch nur in einzelnen Worten und Wendungen) auf das Niederdeutsche unserer Hauptstadt.

XVI. Mitteilungen des Vereins der Geschichte Potsdams. Der mit dem Zusatz „Gesellschaft zur Pflege der Heimatkunde“ nach längerem Ruhen wiederbelebte Verein hat ein Heft von 51 Seiten

Druck herausgegeben, allerhand interessante Nachrichten über Potsdam und Umgegend enthaltend, von welchem ich Sie Kenntnis zu nehmen bitte. Ich mache aufmerksam auf No. 276 „Der Burgwall an der Krampnitz bei Nedlitz“, den einer der besten deutschen Burgwallkenner u. M. Geheimrat Dr. Behla bespricht. Ich wiederhole, daß der Name „Röberschanze“ (d. i. Räuberschanze) alt und in „Römerschanze“ verderbt ist. S. 18 sagt B.: „Auf einzelnen Ruadwällen treten auch blaugraue, härter gebrannte, klingende, aus feinerem geschlemmten Ton gearbeitete mit oft reifenartigen Ornamenten verzierte Schalen, sogen. spät-slavisches zu Tage.“ Dazu bemerke ich, daß dies allemal christlich-deutsche Töpferei ist, mit Anwendung der Drehscheibe; die reifenartigen Ornamente sind, genau betrachtet, Spiralen und beim Drehen hergestellt.

No. 277. Hermann Rademacher: „Neuere Ausgrabungen bei Nedlitz“, Brandschichten mit Gefäßresten etwa 5. Jahrh. v. Chr., im Märkischen Museum. S. 23 schreibt R. von der Röberschanze: „Noch die Suchodelezsche Karte vom Jahre 1683 kann nur den Namen „Königswal“ — der sich übrigens bis in die Gegenwart nachweisen läßt, — während erst einige Gelehrte des 18. Jahrhunderts den Wall als Römerschanze bezeichnen.“

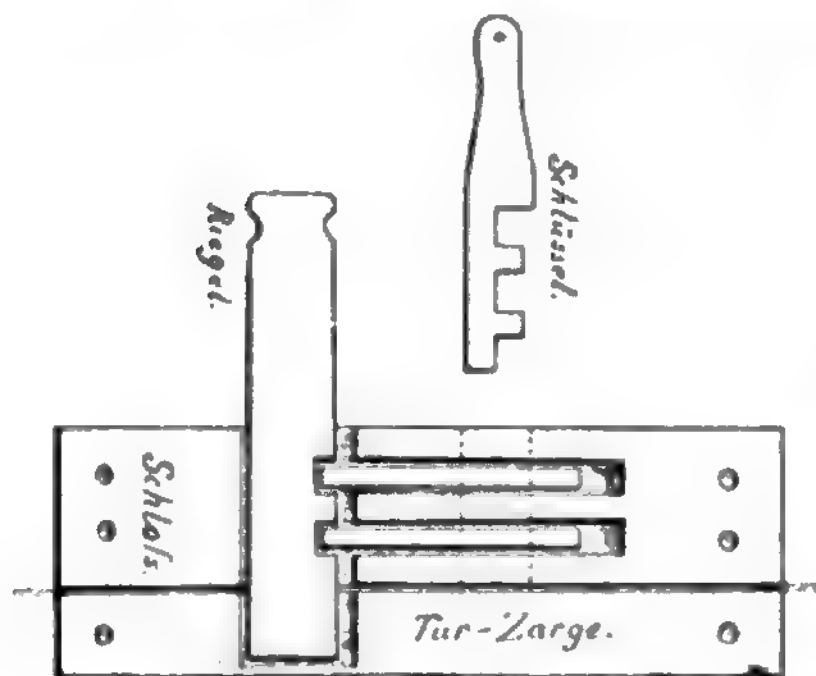
Dazu sei folgendes bemerkt, daß Suchodelezs Karte nur den Namen Königswall enthält, ist natürlich, denn man wird nicht leicht zwei verschiedene Namen für ein und dieselbe Stelle auf die Karte setzen. Der Name klingt aber etwas gesucht und deshalb verdächtig, vielleicht ist es lediglich ein Gelehrtenname, um die allerdings vorhandene gewaltige Anlage (Wallkrone 520 m, Längsachse der Mulde 143 m, Breite derselben 113 m, Höhe bis gegen 20 m, Böschung 30 bis 45 Grad) gebührend zu honorieren. Daß der Name Römerschanze schriftmäßig erst im 18. Jahrhundert vorkommt, will ich nicht bestreiten, ich muß aber nach Analogie von anderen Ortsbezeichnungen als Röberburg, Röberberg, Röberwall, Röberlager, Röberhebbel u. dgl. die Bezeichnung Röberschanze für volkstümlich halten. Nach Grimm Wörterbuch VIII. 2162 ist das Wort Schanze nicht alt und tritt erst in der neuhochdeutschen Periode auf. Wahrscheinlich ist der älteste deutsche Name für unser Bauwerk, welches unter Benutzung eines natürlichen Hügels (ähnlich der fälschlich sogenannten Hertha-Burg, alter Name „Borgwall“, bei Stubbenkammer) der Röberwall und erst in späterer Zeit, um ihn von dem Röberwall am Treffpunkt des Lehnitz- und Jungfernsees zu unterscheiden, als Röberschanze bezeichnet worden. Interessant wäre es zu wissen, ob der Name „Königswall“ und für den betr. Forstbezirk der Name „Königswald“ älter als Suchodeler ist. Durch fleißiges Aktenstudium sollten die Potsdamer Herren Kollegen das doch herausbekommen können. Sie sitzen ja diesbezüglich an der Quelle.

XV. *Magine Rëim* (Verein zu gegenseitiger Hülfe) 1804 bis 1904; mitgeteilt wird dieser interessante Jahrhundertsbericht von u. M. Herrn Syndikus Dr. Minden. Wörtlich bedeuten die zwei Wörter „Wappenschild der Genossen“ oder in freierer Verdeutschung „Schutzwehren der Freunde“. Interessant für die innere Geschichte unserer Berliner jüdischen Gemeinde: Der bewährte Genossenschaftssinn und die Hülfswilligkeit unserer israelitischen Mitbürger hat sich hier an der Hand der geschichtlichen Tatsachen ein unleugbar glänzendes Zeugnis ausgestellt.

XVI. *Carl Goldbeck*. Von Dr. Carl Michaëlis, Stadtschulrat in Berlin. Leipzig 1905. Außerordentlich fesselnd geschriebene Lebensgeschichte des ersten Direktors der hiesigen Charlottenschule. Gleichzeitig eine Historie unseres höheren Töchterschulwesens und der Berliner Pädagogik.

XVII. *In Treue fest!* Ein Festspiel von Dr. med. Friedrich Netto. Potsdam (1904). Unser dichterisch veranlagtes Mitglied hat dies Poem zur Erinnerung an die vor 200 Jahren erfolgte Erneuerung der Privilegien der Potsdamer Schützengilde auf deren Wunsch mit erfahrener Hand entworfen. Es ist im wesentlichen allegorisch wie aus den Personen: Borussia, Glaube, Liebe, Hoffnung, Einigkeit und Treue ersichtlich. Die geschichtlichen Anmerkungen, wonach u. a. die Potsdamer Schützengilde durch Urkunde vom Antoniustage 1465 begründet ward, verleihen dem Schriftchen noch weiteres Interesse. Das Festspiel ist mit großem Beifall am 10. Juli und 15. Juli 1904 auf der Bühne des Potsdamer Schützenhauses aufgeführt worden.

XVIII. Ich führe Ihnen nunmehr eine Reihe interessanter dem Märkischen Museum gehörigen Rüstungsstücke aus der Neumark und im Anschluß daran eine große Zahl von Schwertern und Dolchen von verschiedenen Landen und Völkern vor, um das in der vorigen Sitzung durch Herrn Kustos Buchholz gestreifte Problem der kurzen Handgriffe dieser Waffen Ihnen kritisch zu entwickeln. Einen mit Abbildungen unterstützten Abdruck beider Vorträge behalte ich mir vor.



XIX. Ein Berliner Holzschloß. In der Brandenburg hat unser eifriges Mitglied Herr Karl Poetters (Brandenb. XIII. S. 101 bis 104) das Holzschloß mit Holzschlüssel, wie es in der Provinz Brandenburg üblich war und zum

Teil noch hier und da auf dem Lande oder in entlegenen Städtchen gebraucht wird, abgebildet und beschrieben. Dergleichen hölzerne Kastenschlösser besitzt das Märkische Museum verschiedene, z. B. aus Grünau bei Cöpenick und vom Kloster Lehnin. Heut lege ich Ihnen ein hölzernes Kastenschloß aus dem der Stadt Berlin, (speziell der Schmidt-Galleschen Stiftung) zugefallenen Hause Adalbert Straße Nr. 98 vor, wo dasselbe bis vor kurzem noch zum praktischen Gebrauch an einer Bodenkammertür gedient hat. Die Gestalt des Holzschlosses wird in der beifolgenden Zeichnung wiedergegeben. Mit dem Schlüssel werden die beiden Fallzapfen angehoben, wodurch der Riegel zum Zurückziehen frei wird.

XX. Als interessante geschichtliche Prägstücke unserer Berliner Münzstätte lege ich Zwei- und Fünfmarkstücke vor, die geprägt sind zur Vermählung des Großherzoglich Sächsischen Fürstenpaars im Jahre 1903 mit den Köpfen desselben und der Inschrift auf der Kopfseite: Wilhelm Ernst — Caroline Großherzog u. Großherzogin v. Sachsen 30. IV. und zur Gedächtnißfeier Philipps des Grossmüthigen i. J. 1904 mit dem Kopf desselben sowie des jetzt regierenden Fürsten und der Inschrift auf der Kopfseite: Philipp. Landgraf. Z. Hessen. — Ernst. Ludwig. Grossherzog. v. Hessen. U. B. R. 13. Nov. 1504. 1904. Als innere Umschrift der Wahlspruch Philipps: Verbum. Dni. Manet. In. Aeternum. — Auch von den neusten, 1904 geprägten Zwei- und Fünfmarkstücken Lübecks lege ich Ihnen Exemplare vor. Kopfseite: Lübecker Reichsadler mit weiß und rotem Herzschild und der Umschrift: Freie und Hansestadt Lübeck.

XXI. Mathilde Wesendonk und Richard Wagner. Am 3. Mai 1899 besuchte die Brandenburgia mit Erlaubnis der berühmten Freundin des größten deutschen Tonkünstlers der Neuzeit ihr feinsinnig und vollendet künstlerisch ausgestaltetes Haus und Heim an der hiesigen Straße In den Zelten Nr. 21, woselbst uns u. M. Prof. Dr. Galland insbesondere die schöne Gemäldegalerie erläuterte. Daneben hatten wir die Gelegenheit eine große Anzahl von Erinnerungen an den unsterblichen Richard Wagner zu besichtigen. (Brandenb. VIII. 118—122.)

Am 5. September 1902 verstarb fern vom lauten Getriebe des Lebens Mathilde Wesendonk in ihrer Sommerfrische am Gmundener See 74 Jahr alt. Bereits wenige Tage später veröffentlichte G. Manz mehrere Briefe, die Wagners intimste Beziehungen verraten. Den merkwürdigsten darunter vom August 1858 gerichtet an Wagners Schwester Kläre, der das eigentümliche Verhältnis zwischen R. Wagner, Frau W. und Frau Wesendonk sowie ihrem, man muß wirklich sagen, bewundernswert selbstlosen Gatten schildert, habe ich Ihnen am 24. September 1902 (Brand. XI. S. 264—266) mitgeteilt.

Heut lege ich Ihnen durch Vermittelung von Frau Anita Runze, Gattin unsers verehrten Mitgliedes Predigers Dr. Runze, das Buch vor:

„Richard Wagner und Mathilde Wesendonk. Tagebuchblätter und Briefe 1853—1871“, herausgegeben von Prof. Dr. Wolfgang Golther, Rostock, Berlin 1904, in bereits 8. Auflage, welche das lebhafteste Interesse beweist, welches diese merkwürdigen Seelenäußerungen gleichgestimmter idealistisch veranlagter Menschen in den weitesten Kreisen erregen. Ein Rezensent drückt sich hierüber wie folgt aus:

„Wer Richard Wagners Werke genau kennt, seine Musikdramen und seine Schriften, wer seine Briefe alle gelesen hat, mit seinem Lebensgang vertraut ist, und nun vermeint, um den ganzen Menschen rund herum zu sehen und wohl auch in ihn hinein, der wird nach der Lektüre dieser kostbaren Briefe und Tagebuchblätter für Mathilde Wesendonk sich eingestehen müssen: so habe ich ihn noch nie erschaut, so hat er in Worten noch nie sein Herz, sein Fühlen und Wesen offenbart, — eine ganze Lebensperiode erscheint hier in neuem Licht.“

Und nun heißt es, diese köstlichste Gabe nutzen, die Briefe lesen und immer wieder lesen. Für den „Anfahenden“ im Studium wagnerischer Kunst und Lehre gibt es keinen Weg, der schneller und tiefer in das geheimnisvolle Wesen des Genies führte; dem Adepten aber ist es eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und höherer Erkenntnis.“

Wer da weiß wie in anderen Familien dergleichen vertrauliche Mitteilungen sorgfältigst, oft ein Jahrhundert lang und mehr vor den Augen Unbeteiligter gehütet werden,\*) der muß über die Objektivität staunen, mit der diese Aufschlüsse der breitesten Öffentlichkeit übergeben werden, während doch die mittelbar mitbetroffene Frau Cosima Wagner, Siegfried Wagner und andere Beteiligte sich noch des „rosigen Lichtes“ erfreuen.

Mathilde Wesendonk ward, was wir für ihre Verehrer wiederholen wollen, als die Tochter des Kommerzienrats Karl Luckemeyer und seiner Frau Johanna geb. Stein, am 23. Dez. 1828 zu Elberfeld geboren. Am 19. Mai 1848 vermählte sie sich „in leider unverstandener Gemeinschaft“ mit Otto Wesendonk (geb. 16. März 1815, † 18. November 1896), Teilhaber eines großen New Yorker Seidenhauses. Der Ehemann W. unterstützte geradezu die Annäherung seiner Frau an den Meister, dem er die Mittel zu einem Landhaus dicht neben der stolzen Wesendonkschen Villa am Züricher See gewährte. Frau Mathilde war eine schöngeistig veranlagte, schriftstellerisch vielfach tätige Frau. Sie schrieb u. a. die Dramen „Gudrun“ (Zürich 1868); „Edith oder die Schlacht bei Hastings“ (Stuttgart 1872); „Friedrich der Große“ (Berlin 1871); ferner „Märchen

\*) Ich denke u. a. an den Briefwechsel zwischen Charlotte Diede und Wilhelm v. Humboldt. Die Diedeschen Briefe, obwohl das Verhältnis der bedauernswerten Frau durchaus ein platonisches gewesen, sind leider und entschieden tadelnswerter Weise von den Humboldtschen Erben verbrannt worden.

und Märchenspiele“ (Zürich 1864 und Berlin 1900); „Natur-Mythen“ (Zürich 1865); „Gedichte“ (Leipz. 1874); „Der Balder-Mythus“ (Dresd. 1875); „Odysseus“ (Dresd. 1878); „Alkestis“ (Leipz. 1881) und andere Sachen, die allerdings nur mehr literargeschichtliche Bedeutung in Anspruch nehmen können.

Richard Wagner spielte seiner Freundin gern zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags vor und nannte sich selbst daher ihren Dämmerungsmann. „Tristan und Isolde“ ist das Werk, auf welches Mathilde wohl den größten Einfluß gehabt hat. (Vgl. auch Nr. XXIV meiner heutigen Mitteilungen.)

Der Briefwechsel ist psychologisch ebenso interessant wie musikgeschichtlich. Anfänglich eine Überschwänglichkeit ohne Grenzen, dann flaut es auf Richard Wagners Seite allmählich merklich ab. Schon zur Aufführung von Tristan und Isolde, zu der sich der Meister „Billete zu besorgen“ anheischig machte, konnte Mathilde sich nicht mehr entschließen zu kommen. Sie ahnte mit untrüglichen weiblichen Instinkt, daß sie nicht mehr die Eine und Einzige im Herzen und in der Phantasie des veränderlichen, stürmischerregten Meisters sei und zog sich allmählich zurück.

Auch in Frankreich hat der Briefwechsel die größte Sensation erregt und äußert sich Eduard Schuré in der Revue des deux Mondes vom 1. Dezember 1904 in einer ausführlichen Besprechung des Briefwechsels S. 544 über die Rolle, welche hochsinnige Frauen in Richard Wagners Leben gespielt, mit nachstehenden Worten:

„Deux autres femmes ont joué un rôle essentiel dans la vie de Richard Wagner. Wilhelmine Schroeder-Devrient fut pour lui la chanteuse et l'actrice idéale, son modèle d'act par le geste et la voix; Cosima Liszt, la fière compagne de ses derniers jours, se montra l'habile organisatrice de son théâtre et la réalisatrice prédestinée de cette grande oeuvre. Entre ces deux femmes, un peu en arrière et à demi voilée, tout près du maître, Mathilde Wesendonk occupe une place plus discrète, mais à jamais glorieuse, celle de la mystérieuse inspiratrice. Car elle fut pour lui la Muse sacrée de l'Âme profonde.“

Ein wahres und schönes Wort über die edle Frau Mathilde Wesendonk, deren Liebeswürdigkeit gegen die Brandenburgia unsere Mitglieder niemals vergessen werden.

### E. Bildliches.

XXII. Eine Serie von meinerseits erworbenen photographischen Ansichtskarten aus Belzig und Umgegend lege ich vor, darunter Herrenhaus Benken bei Wiesenburg, Knoenagels Mühle in Bullenberg bei Golzow, Ragösen, Amtssitz unseres Mitgliedes Pfarrers Backhaus, Rabenstein bei Wiesenburg; Kirche in Klein Glien bei Belzig, Schloß

Golzow, Wiesenburg und Belzig selbst sowie die bekannte kursächsische Postsäule aus Sandberg, Belzigs Vorort. Ich überweise diese Karten dem Märkischen Museum als Geschenk.

XXIII. Rudolf Hertzogs Agenda ist uns auch diesmal freundlichst wieder überreicht. Der Jahrgang 1905, um dessen topographische und künstlerische Ausstattung sich, gleich früher, u. M. Herr Reuter verdient gemacht hat, enthält außer verschiedenen schönen Abbildungen einer Reise über Innsbruck bis Süd-Italien und zurück über Genua nach der Levante, eine illustrierte Schilderung unseres Zoologischen Gartens sowie der meisten Denkmäler und sehenswürdigen Baulichkeiten in und bei Berlin. — Herr Reuter hat kürzlich sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum bei der Firma gefeiert; wozu auch wir herzlich Glück wünschen.

XXIV. Die Neue Kunst. Von dieser Veröffentlichung der hiesigen Photographischen Gesellschaft lege ich No. 4 Dezember 1904 vor mit vielen für den Weihnachtstisch einladenden Reproduktionen alter und neuer Meister. Da in letzter Zeit der deutsche Historienmaler Julius Schnorr von Carolsfeld (geb. 26. März 1794 zu Leipzig, † 24. Mai 1872 zu Dresden) unter den Romantikern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts viel genannt worden ist, so sei auf einen ihn betreffenden Artikel von Paul Schubring S. 9–13 verwiesen, behandelnd die Homerischen Hymnen des Künstlers, 14 Friese in Federzeichnung. Originale — im Besitze von A. Flinsch in Berlin. Nicht verwechselt werden darf dieser Schnorr mit seinem Vater dem Maler und Zeichner Veit Hans (1764–1841) und seinem (Julius') Bruder Ludwig Ferdinand (1789–1853) und seinem Sohne Ludwig (1836–1865) dem Freunde Richard Wagners, dem Heldenenor, der die erste denkwürdige Tristan-Aufführung (vgl. unter No. XXI meiner heutigen Mitteilungen) i. J. 1865 im Bunde mit seiner Gattin zu einem unvergeßlichen Ereignis gestaltete und dann an den Folgen dieser Erregung 29jährig sterben mußte. Richard Wagner hat dem geliebten Freunde in seinen Schriften (Meine Erinnerungen an Ludwig Schnorr von Carolsfeld) ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Unser Ludwig S. v. C. ist bekannt u. a. auch durch sein Bild, Die Hochzeit zu Kana, seine Bilderbibel und seine anziehenden „Briefe aus Italien“, die er aus Rom 1817–1827 an seine Freunde schrieb.

XXV. Eine große Photographie des stattlichen Freihauses (18. Jahrhundert) am Markt zu Werder a. H., welches das Märkische Provinzial Museum der Güte des Eigentümers des Herrn Hildebrandt daselbst verdankt.

XXVI. Verschiedene Profile der großen Kiesgrube in Kalkberge (Rüdersdorf, Alte Grund, südwestlich vom Kriegerdenkmal) aufgenommen in meiner Gegenwart am 28. August d. J. durch unser erfahrenes Mitglied Herrn Chemiker E. Schenk-Fürstenwalde. Die bis 20 m Tiefe im Interglazial abgelagerten Aufschlüsse ent-



halten ganze Bänke von grobem Kies mit zahllosen Geröllen und Geschieben. Die Ablagerungen gehen zum Teil wild durcheinander, weil spätere Strömungen immer wieder die früheren Absätze und Niederschläge aufgewühlt haben. Unregelmäßig verteilt sehen Sie einzelne große Geschiebeblöcke bzw. die Löcher wo sie lagerten, und aus denen sie herausfielen bei der Ausbeutung des bald gelblich, bald braunrötlich, bald auch schwärzlich gefärbten Sandes, Grandes und Kieses. Hierin befinden sich primitiv bearbeitete bzw. zerarbeitete altsteinzeitliche Feuersteine, von denen ich Ihnen bereits Proben sowohl aus früheren Nachforschungen als auch von der eingangs erwähnten Pflegerschaftsfahrt des Märkischen Museums vorgelegt habe. Diese vom Urmenschen be- und zerarbeiteten Steine gehören verschiedenen Kulturperioden an, sind aber durch die letzten Wasserniederschläge mitunter, aus dem vorbereiteten Grunde, in einen und denselben Horizont gebracht. Meist unterscheiden sich die älteren unter ähnlichen Verhältnissen gefundenen feuersteinernen Kulturzeugen des Menschen dadurch, daß sie mehr abgerieben und überhaupt mehr deformiert sind als seine jüngeren palaeolithischen feuersteinernen Kulturzeugen.

XXVII. Nachträglich geht mir noch zu und gehört unter den vorgeschichtlichen Teil der Gruppe D. Kulturgeschichtliches: Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover umfassend die Zeit 1. April 1901—1904. Hannover 1904. Mit Plänen, Abbildungen im Text und VII Tafeln. Diese wertvolle Veröffentlichung hat unser hochgeschätztes korrespondierendes Mitglied Herr Direktor Dr. Reimers mit Geschmack und Umsicht redigiert, dem auch die vortreffliche Aufstellung in dem neuen, am 14. Februar 1902 eröffneten Museumspalast zu verdanken ist. Das Museum umfaßt eine historische, eine naturhistorische und eine Kunst-Abteilung, greift in seinem Programm also noch um eine Abteilung weiter als das Märkische Provinzial-Museum. Auch enthält es noch eine ethnographische Sammlung und langt auch sonst noch in allen Abteilungen räumlich weit über das vormalige Königreich Hannover hinaus. Ich greife aus dem Inhalt nur den Aufsatz von G. Schwantes heraus „der Urnenfriedhof bei Jastorf im Kreise Uelzen“ (mit 5 Tafeln), in einer durch zahlreiche vorgeschichtliche Hochaecker und Hochbeete gekennzeichneten Gegend, die auch neolithische Ansiedlungsspuren verrät.

Die zeitliche Stellung ist besonders für die an Hannover angrenzenden Teile Brandenburgs interessant. Der Jastorfer Urnenfriedhof stellt auch für das östliche Hannover eine Periode der Eisenzeit fest, die bislang hauptsächlich in Jütland und Schleswig-Holstein deutlich hervorgetreten ist. Bei Jastorf handelt es sich nämlich nicht um die Übergangszeit vom Bronze- zum Eisen-Alter, sondern um die erste vollentwickelte Eisenzeitperiode mit bestimmt charakterisierter Keramik und eigenartigen Metallbeigaben, die nordischen Ursprungs sind und mit la

Tène nichts zu tun haben. Die früheste la Tène-Fibel tritt erst später auf. Umgeben sind die einzelnen Brandurnen mit rohen Feldsteinen und abgedeckt mit einer ebenfalls rohen Findlingssteinplatte.

Altertümliche Eisenfunde, welche nicht recht in den Rahmen der la Tène-Kultur passen, kommen besonders in der Prignitz, aber auch in der Grafschaft Ruppin und der Uckermark sowie in Mecklenburg vor. Es wird Aufgabe der Spezialforscher sein, festzustellen, ob eine Vor-la Tène-Kulturzeit der Eisenperiode auch in diesen Landen angenommen werden muß; unsere lokalen Vorgeschichtler wollen der Sache ihre besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

XXVIII. Herr Robert Mielke: Vorlage und Erläuterung landschaftlicher Photographien aus den Kreisen Zauch-Belzig und Jüterbog.



Unser Mitglied, Herr Dr. Reichhelm in Treuenbrietzen, der eifrig bestrebt ist, alle Natur- und Kunstdenkmäler seiner Heimat photographisch festzuhalten, hat eine Reihe von Aufnahmen geschickt. Ich glaube im Sinne unseres Mitglieds zu handeln, wenn ich Ihnen diese Bilder, die auch den Teilnehmern an der letzten Pflugschaftsfahrt am 2. Oktober 1904 vorgelegen hatten, kurz erläutern. Vor nicht langer Zeit wurden in der alten, aus dem 13. Jahrhundert stammenden romanischen Kirche des Dorfes Bardenitz altertümliche Wandmalereien entdeckt und zum

Teil freigelegt. Noch ist über das Schicksal dieser Bilder nichts entschieden; es ist aber für den Fall, daß sie nicht zu erhalten sein sollten, ein dankbarer Gewinn für unsere heimische Kunstgeschichte, daß sie nun wenigstens im Bilde der Forschung zugänglich gemacht worden sind. Wenn sie auch nicht von großer Ausdehnung so gaben sie doch für eine Zeit Belege dörflicher Kunstmalerei, die — jedenfalls von Zinna ausgehend — sehr beachtenswert sind. Wir dürfen nicht vergessen, daß trotz der vielfachen Entdeckungen gerade auf diesem Gebiet, nur die wenigsten sich haben erhalten lassen.

Der größere Teil der Photographien stellt Bauernhäuser aus den Kemnitz, Bardenitz und Lühsdorf dar. Ich habe in meinen früheren Veröffentlichungen über das Bauernhaus der Mark (Archiv I. 1894. V 1899 auf den hier dargestellten Typus hingewiesen, den ich mir als „Haus der Nute-Nieplitz-Niederung“ zu bezeichnen erlaubt habe. Ich darf daher über die Einzelheiten hier hinweggehen, möchte aber an der Hand dieser schönen Abbildungen wiederholen, daß wir es hier mit einem Höhepunkt der bäuerlichen Baukunst zu tun haben, der für die Provinz Brandenburg bemerkenswert, der Baukunst anderer Gebiete Deutschlands aber ebenbürtig ist.

XXIX. Herr Robert Mielke teilt über die sogen. Porzellan-Manufaktur zu Basdorf Kreis Ruppin, sowie über das sogen. Porzellan von Plaue a. d. Havel folgendes mit. Zum Schluß noch einige Worte zu der Porzellan-Manufaktur in Basdorf, die vom Vorsitzenden in der letzten Sitzung gestreift wurde. Habe ich damals bereits auf das im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe befindliche Kännchen hingewiesen, so bin ich heute durch die Güte des Herrn Direktor Justus Brinckmann in der Lage, hier den Bericht des genannten Museums (1903 Seite 36) vorlegen zu können, der eine eingehende Schilderung dieses ersten und bisher einzigen Erzeugnisses unserer Manufaktur enthält. Hoffen wir, nachdem eine Anzahl von Urkunden über die Fabrik veröffentlicht ist, daß wir auch noch anderen Erzeugnissen auf die Spur kommen. Jedenfalls ist es undenkbar, daß eine Fabrik, die über ein Jahrzehnt bestanden hat, nur ein einziges Stück sollte hinterlassen haben. Bei dieser Gelegenheit sei auch noch erwähnt, daß von der einst hochberühmten Plaue r Fabrik (vgl. ebenfalls die November-Sitzung) eine Fabrikmarke noch immer nicht festgestellt ist. Auch hier bietet sich ein dankbares Feld der Forschung, die von unserer Gesellschaft — vielleicht bei einer Museums-Pflegschaftsfahrt — gefördert werden könnte, indem in Plaue selbst, gegebenenfalls durch Nachgrabungen an der Fabrikstätte, nach Resten gefahndet würde.

XXX. Prof. Dr. O. Pniower: Sie alle kennen den Festsaal des Architektenhauses in der Wilhelmsstraße und wissen, daß seine Wände und die Decke mit großen in Fresko ausgeführten Bildern geschmückt

sind. Sie stellen insgesamt die Geschichte der Baukunst dar, die freilich mehr in allgemeinen großen Symbolen als in bestimmten Einzelheiten wiedergegeben ist. Sie alle kennen diese Bilder und haben sie oft betrachtet, wenn Ihnen das erwünschter war als einem Vortrage zu folgen, den zu hören Sie in den Saal gekommen waren. Von ihrem Schöpfer aber werden Sie nicht viel gehört haben, kaum seinen Namen wissen. Es ist Hermann Prell, heute wohl der einzige Repräsentant der deutschen Monumentalmalerei. Als er vor fünfundzwanzig Jahren die Gemälde in dem Saal des Architektenhauses in Angriff nahm, mußte er erst durch mühsames Forschen und das Studium der großen Fresken aus alter Zeit die Handhabung der verloren gegangenen Technik des Malens auf frischem Kalk wieder finden. Die Schöpfung großer cyklischer Fresken wurde dann seine Spezialität. Ähnlich wie den Saal des Architektenhauses hat er die Rathäuser von Worms, Hildesheim und Danzig, den Palazzo Caffarelli in Rom, das Schlesische Museum in Breslau, das Albertinum in Dresden mit Wandgemälden geschmückt. Sein Werk, wie man das in der Sprache der Kunstgeschichte ausdrückt, d. h. in diesem Falle den größten Teil seiner Schöpfungen, wozu auch Einzelgemälde: Tafelbilder, Aquarelle usw. gehören, hat jetzt unser verehrtes Mitglied, Prof. Dr. Galland, in ganz vortrefflichen Reproduktionen herausgegeben und den schönen Blättern eine Würdigung des Meisters sowie eine Charakteristik seiner Leistungen vorausgeschickt.

Die Publikation haben wir Ihnen heute mit vorgelegt und die Blätter, die die für Berlin geschaffenen Gemälde des Künstlers wiedergeben, besonders sichtbar gemacht. Hoffentlich veranlaßt das den einen oder andern von Ihnen, das stattliche und geistvolle Buch zu erwerben.

XXXI. Herr Kustos Buchholz legt das soeben erschienene dritte Heft der Spiroschen Reproduktionen ausgewählter Altberliner Ansichten vor. Die 12 Blätter dieses, den Mitgliedern für den ermäßigten Preis von 9 Mark angebotenen Heftes enthalten auch einige bisher noch nicht kopierte stadtgeschichtliche Vorgänge, die unmittelbar von den Original-Gemälden abgenommen sind. Am interessantesten ist das, die Parade von 1837 auf dem Opernplatz nach dem Gemälde von Franz Krüger darstellende Blatt, das unter den geladenen Zuschauern nicht weniger als 240 durch ein beigelegtes Schema kenntlich gemachte Portraits Berliner Persönlichkeiten jener Zeit enthält.

XXXII. Herr Dr. Friedrich Solger. Aus den Jugendtagen der Kohle. Wanderungen durch märkische Moor- und Braunkohlenbildungen. Wir werden den Vortrag im nächsten Heft bringen.

XXXIII. Nach der Versammlung zwangloses Beisammensein im Restaurant „Alt Bayern“ Potsdamerstr. 10—11.

## Bücherschau.

---

**Hermann Borkenhagen**, Das Oderbruch in Vergangenheit und Gegenwart. 8°. 48 S. Neu-Barnim (Oderbruch) 1905. Selbstverlag.

Angeregt durch die Gründungsjubiläen einiger Oderbruchdörfer und die Errichtung von Denkmälern für Friedrich II. im Gebiete des von dem großen König urbargemachten Oderbruchs hat der Verfasser es unternommen, eine Schilderung der landschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Oderbruche in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu geben, und es ist ihm gelungen in knappen Umrissen ein anschauliches Bild von der Entwicklung der betreffenden Gegend und ihrer Ortschaften zu liefern. Von der geologischen Beschaffenheit der Oderlandschaft zwischen Reitwein und Freienwalde ausgehend, schildert der Verfasser zunächst den Zustand des oberen Oderbruches zur Wenden- und Askanierzeit, die Versuche zur Regulierung dieses Abschnitts im 16. Jahrhundert und den Plan Friedrich Wilhelms I. zur Urbarmachung des mittleren und unteren Oderbruches, den dann Friedrich der Große in so glänzender Weise durchführen ließ. In diesem Teil der Schrift ist auch der Grundbrief, der bei der Besiedelung eines jeden Ortes ausgestellt wurde, abgedruckt. Mit einer kurzen Schilderung der großen Überschwemmung des Jahres 1785 und der weiteren Regulierung im 19. Jahrhundert schließt der geschichtliche Überblick, dem eine gleichfalls in knappen Umrissen gehaltene Schilderung der gegenwärtigen Zustände im Oderbruch folgt. Hier findet man interessante Angaben über die Bodenverhältnisse, über Landwirtschaft, Handel und Verkehr, über Fischerei und Jagd, über Klima, Bevölkerung und Steuerverhältnisse, über den Bildungszustand, den Dialekt und das Nationalgefühl im Oderbruch. Die Schrift bietet einen zwar bescheidenen, aber schätzenswerten Beitrag zur märkischen Heimatkunde und verdient es, namentlich in Volkskreisen verbreitet zu werden.

G. A.

---

**Zwischen Sumpf und Sand.** Skizzen aus dem märkischen Landleben vergangener Zeiten von Dr. W. Bruchmüller. Deutscher Verlag, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 41/42. 286 S.

Der Titel des Buches ist nicht bezeichnend genug, und auch der Untertitel gibt noch keine genügenden Anhaltspunkte über den Inhalt des Buches. Der Verfasser hatte Gelegenheit die Pfarrarchive seiner Heimat, der Landschaft auf dem rechten Oderufer unterhalb der Stadt Crossen, zu durchforschen und hat nun die gefundenen Notizen und seine sonstigen Studien zu mehreren Kapiteln mit folgenden Überschriften vereinigt: Die Germanisierung der Mark Brandenburg. Die Kolonisationen Friedrichs des Großen in der Mark Brandenburg. Ein adliger Hofhalt in der Neumark am Ende des 18. Jahrh. Eine Fehde zwischen Reformierten und Lutheranern aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Märkische Pfarrer und Pfarrhäuser im 17. und 18. Jahrhundert. Aus alten märkischen Dorfschulen. Züge märkischen

Bauernlebens vergangener Zeiten. Aus der Zeit des großen und des siebenjährigen Krieges.

Es ist ein umfangreiches Stück heimischen Kleinlebens, das der Verfasser hinter den beiden Einleitungskapiteln vor unseren Augen aufrollt. Die vielen Züge aus den Existenzbedingungen jener Menschen sind zu einem hübschen Mosaikbilde zusammengefügt worden, das in uns den Eindruck des Dürftigen noch verstärkt, den wir von dieser Zeit schon haben, einer Zeit, die uns überrascht durch ihre Anspruchslosigkeit auf geistigem und materiellem Gebiet. Die Bilder lehren uns, wie furchtbar der große Krieg unsere Heimat mitgenommen hatte; und doch waren diese Schäden kaum einigermaßen ausgeglichen als die Bedrücknisse des siebenjährigen Krieges hereinbrachen.

Auf allen Seiten verrät der Verfasser sich als ein genauer Kenner der einschlägigen Literatur, so daß man sein Buch jeder Bibliothek unserer Provinz auf das Wärmste empfehlen kann.

---

**Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.** Begründet von Karl Rohrbach. Fünfzehnter Jahrgang. 1. Heft. Berlin 1905. A. Hofmann u. Co.

Das vorliegende Heft enthält folgende Beiträge:

Alfred Heubaum: Die mittelalterlichen Handschriften in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Unterrichtsbetriebes S. 1.

Ludwig Weniger: Ein Schulbild aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege S. 7.

Friedrich Wagner †. Die lateinische Grammatik von Johann Greußner aus Rothenburg ob. d. Tauber, mitget. von Georg Schuster S. 23.

Der Zweck des ersten Aufsatzes ist aus dem Titel völlig ersichtlich. Der zweite Aufsatz behandelt die Geschichte des Gymnasiums zu Eisenach in der Zeit von 1656—1707. Es werden die Leiter und Lehrer der Anstalt aufgeführt und ihre Lebensschicksale geschildert, sodann folgen die Schüler, unter denen Johann Sebastian Bach genannt wird, endlich werden die Schulräume beschrieben, und schließlich wird der Schulbetrieb dargelegt. Dieser Abschnitt befaßt sich mit der Penserverteilung und der Behandlung des Stoffes auf den einzelnen Stufen sowie mit der Abschätzung des Anteils der einzelnen Fächer. In dem letzten Abschnitt wird das Leben und Treiben der Schüler geschildert, ihre Herkunft, ihre pekuniären Verhältnisse, ihre Tätigkeit als Kurrenden im Kirchenchor, ihre Disziplin, die Schulstrafen u. a.

Der letzte Aufsatz endlich ist von unserem verstorbenen Mitgliede verfaßt und unverändert von unserem Mitgliede Herrn Archivrat Dr. Schuster herausgegeben worden. Auch hier ist der Inhalt im wesentlichen aus dem Titel ersichtlich. Es werden die einzelnen Abschnitte der Grammatik aufgeführt und gewürdigt. Die Grammatik ist dem Markgrafen Friedrich d. Ält. von Brandenburg-Ansbach-Bayreuth (1460—1536) gewidmet, und ist dem Unterricht der Hohenzollernprinzen und wahrscheinlich auch dem des späteren Kurfürsten Joachim I. zu Grunde gelegt worden.

An diese Aufsätze schließt sich dann noch ein Jahresbericht über die einschlägige Literatur an, und zwar umfaßt das Heft das Mittelalter, das Zeitalter des Humanismus und die Reformationszeit.

Der Roland, Zeitschrift für Heimatkunde. Herausgeber C. Kühns. Buchhandlung Fr. Zillesen, pro Quartal 1.50.

Die Hefte sind reich illustriert, sie enthalten neben einem historischen Roman eine Fülle geschichtlichen Stoffes. In den vorliegenden Heften beginnt z. B. eine Reihe von Aufsätzen unter dem Titel: Wanderungen durch Berlin, die sowohl durch die geschichtlichen Angaben als auch durch die zahlreichen Illustrationen Aufschluß geben über die Entwicklung der Reichshauptstadt.

Zache.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

### Fischereiliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206; VII, 193—199; X, 98—104 u. 137—149.) Die Wörter „Fisch“ und „Fischerei“ werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren [Krebsen, Seehunden etc.] gebraucht.)

(Fortsetzung von S. 328).

**Das Vorkommen von Forellenbarschen in der Spree** bei Stralau, durch welches, wie gemeldet, die Freunde der Fischzucht angenehm überrascht worden sind, gibt Anlaß zu den verschiedensten Kombinationen. Wie erwähnt, nahm man zunächst an, daß die in Amerika heimische, nach Europa von Liebhabern importierte und verhältnismäßig wertvolle Fischart von der Fischerei-Ausstellung der Berliner Gewerbe-Ausstellung aus ihren Weg in den Fluß gefunden habe. Seither hat sich aber herausgestellt, daß der Besitzer des Fürstenbads in Karlshorst vor zwei Jahren etwa 500 Barsche der genannten Art in seinen Bassins ausgesetzt hatte. Im Frühjahr vorigen Jahres begannen die Fische einen unwiderstehlichen Drang zu zeigen, aus den schwach fließenden Gewässern des Bades heraus durch die Schleusenöffnungen, vor denen sie sich in ganzen Schwärmen ansammelten, zu entkommen. Trotz der größten Vorsicht des Besitzers gelang dies einer immer größeren Anzahl; schon im August und September v. J. war kein einziger Barsch mehr in den Bassins vorhanden. Diese Flüchtlinge aus dem Fürstenbad sind es höchst wahrscheinlich, welche jetzt in der Spree heimisch geworden sind und sich dort wohl zu fühlen scheinen. Doch wäre es auch möglich, daß bereits früher erfolgte Versuche des Deutschen Fischereivereins und des Zentralvereins der Angelfreunde zu Berlin, den Fisch in der Spree anzusiedeln, von Erfolg begleitet gewesen sind. Jedenfalls haben sich die heimatischen Gewässer in dem Forellenbarsch um eine sehr schnell wachsende Fischart bereichert.

B. Lok.-Anz. 16. 1. 1898.

---

**Aus Mecklenburg**, 21 Januar. Über die Tätigkeit des für die Hebung der Fischzucht in Deutschland sich eifrig bemühenden deutschen Fischereivereins in Berlin können wir in Bezug auf Mecklenburg wiederum Erfreue-

liches melden, indem der Zentralausschuß genannten Vereins kürzlich zu Talmühle bei Zarrentin am Schalsee eine Brutanstalt für Maränen angelegt hat, die sich im besten Gange befindet. Von den guten, kräftig entwickelten Eiern wird ein Teil nach Ost- und Westpreußen, sowie nach Hünigsen und Traunstein versandt, um in dort befindlichen Brutanstalten weiter ausgebrütet zu werden. Die Brut aus etwa 100 000 Eiern soll dagegen in der Anstalt reserviert und in den Schalsee gesetzt werden, in welchem Gewässer allein in ganz Mecklenburg dieser kostbare Fisch sich seit langer Zeit schon befunden und in welches ihn der Sage nach seiner Zeit Mönche gesetzt haben sollen. Vgl. No. 36. E. Fr. B. T. Bl. 23. 1. 1878.

**Hamburg, 23. Juni. Ein Riesenhaifisch**, der ein Gewicht von 380 Pfund hatte und über drei Meter lang war, ist von der Besatzung eines Fischdampfers in der Nordsee gefangen und in Hamburg an Markt gebracht worden. Im Magen des Tieres fand man außer 30 Pfund Schellfisch und anderem Seegethier einen alten Stiefel. B. T. Bl. 25. 6. 1901.

**Im Stadtbahnbogen Bogen 215** am Schiffbauerdamm 11 befindet sich seit dem 1. Juli eine Hummer- und Langusten-Pension. Eine Anzahl hiesiger Delikateßhändler hat mit einem Unternehmer einen Kontrakt abgeschlossen, laut welchem er in einer Reihe von Becken mit künstlichem Seewasser ihnen ihre Vorräte an lebenden Hummern und Langusten aufbewahrt. Das „Seewasser“ wird von dem Unternehmer an Ort und Stelle bereitet. Es ist krystallklar und wird auf 13 Grad Réaumur temperiert. B. T. Bl. 9. 7. 1884.

**Ein gewaltiger Fischzug** ist am Mittwoch bei der Eisfischerei auf der Oberhavel zwischen Tegel und Spandau gemacht worden. Es wurden über achtzig Zentner Karpfen und Bleie, durchweg stattliche Exemplare, zu Tage gefördert. Einer so großen Ausbeute können sich selbst die bekannten „ältesten Bewohner“ der bei Spandau belegenen Fischerdörfer nicht erinnern. Freilich verursacht die Eisfischerei auch einen beträchtlichen Aufwand an Arbeitskräften und Fangvorrichtungen, nicht weniger als sechzehn kräftige Männer sind erforderlich, um das unter dem Eise befindliche große Garn von den zahlreichen, in das Eis geschlagenen Öffnungen her in Bewegung zu halten und es schließlich mit der Beute an die Oberfläche zu befördern.

B. T. Bl. 25. I. 1901.

**Der Lachsfang** hat bei Leba in vollem Umfang begonnen, doch war der Fang bis jetzt nur noch gering. Das Pfund grüner Lachs wurde hier mit zwei Mark bezahlt; sogar die Spießchen (junger Lachs) werden hier pro Pfund mit einer Mark bezahlt. B. T. Bl. 11. 3. 1902.

**Bei der Internat. Fischerei-Ausstellung in Berlin 1880** wurde Schwertfischfleisch aus dem Mittelmeer mehrfach angeboten und schmackhaft befunden. E. Fr.



**Einen seltenen Fang** machten jüngst Libauer Fischer. Sie bemerkten daselbst in der Nähe des Damenbades einen riesigen Fisch, der sich unweit des Strandes herumtummelte, und den zu fangen ihnen schließlich gelang. Den großen Unbekannten erklärten Sachverständige für einen mächtigen Schwertfisch. Der Rücken ist dunkelstahlblau, die Bauchseite weiß. Anstatt der Schuppen ist der Körper von einer glatten Haut bedeckt. Der Unterkiefer ist etwas verlängert, während der Oberkiefer in ein gewaltiges Schwert ausläuft. Im Maul befinden sich keine Zähne. Die Länge des Fisches von der Schwertspitze bis zum Ende der Schwanzflosse ist 255 cm. Das Schwert mißt 88 cm. Aus seiner schönen Heimat, dem sonnigen Mittelmeer oder dem Atlantischen Ozean stammend, hat der Bedauernswerte hier im kalten Norden ein jähes Ziel seiner Ferienreise gefunden. Das Fleisch des Fisches soll äußerst wohlschmeckend sein. B. T. Bl. 7. X. 1887.

**Die Seehunde** mehren sich an der Mündung der Elbe in ganz außerordentlicher Weise. Die gefräßigen Fischräuber richten großen Schaden an. Der Finkenwärder Fischer Wortmann, welcher hauptsächlich dem Robbenfang obliegt, brachte gestern nicht weniger als 18 dieser Tiere hierher, von denen einzelne ein Gewicht bis zu 200 Kilogramm haben. Die Fangprämie, welche von der Regierung ausgesetzt ist, beträgt 5 Mark für jeden Seehund, außerdem ist dem Betreffenden das Recht eingeräumt, seinen Fang zu veräußern. Die meisten Seehunde werden von der Hagenbeckschen Handlungsmenagerie käuflich erworben. B. T. Bl. 29. 3. 1893.

**Ein Massen-Fischkochen** wurde am Donnerstag Abend den Mitgliedern der Berliner Hausfrauenvereins im großen Saal des Vereinshauses in der Wilhelmstraße vorgeführt. Es handelte sich um ein Verfahren, das das gleichzeitige rationelle Abkochen großer Mengen von Fischen gestattet und somit die Möglichkeit gibt, die nahrhaften und unter Umständen billig zu beschaffenden Seefische zur Massenernährung in Kasernen, Krankenhäusern u. dgl. zu verwenden. Das Verfahren verhütet vor allem das Zerfallen der Fische, also den Übelstand, der bisher das gleichzeitige Kochen größerer Fischmengen unmöglich gemacht hatte, und macht zugleich die Fische nahrhafter und schmackhafter. Es beruht auf der Anwendung eines von Fräulein Emma Jürgens konstruierten Fischkessels, worin die Fische eigentlich nicht gekocht, sondern gar gedämpft werden. Im unteren Teile des Kessels wird Dampf erzeugt, der in Röhren nach oben geleitet wird. Der Kessel hat verstellbare, mit Gitter umgebene Einsätze, auf welche die Fische gelegt werden. Je nach Größe der Kessel können so 25 bis 500 Pfd. Fische auf einmal gedämpft werden. Nach etwa 45 Minuten ist die gesamte in einem Kessel aufgespeicherte Menge gar, ohne daß die Fische zerfallen sind. Will man die Fische mit einer Sauce geben, so tut man statt reinen Wassers die Zutaten der Sauce in den unteren Kesselteil. Der Kessel, der u. a. im Pestalozzi-Fröbelhaus schon in Benutzung genommen ist, gestattet auch die Zubereitung anderer Speisen, vor allem die aller Arten von Klößen.

Voss Ztg. 25. 10. 1901.

Eberswalde, den 9. März 1900.

An die Direktion des Märkischen Provinzial-Museums  
Berlin, Breitest. 20a.

Unter Bezugnahme auf das Schreiben der hochgeehrten Direktion vom 4. November 1891 an den Herrn Lehrer Lange in Oderberg i. M. betreffend die Frage, ob unter Zahlschleien große oder kleine Fische zu verstehen sind, gestatte ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich im Besitz eines im Jahre 1750 erschienenen Buches bin „Nützliche und auf die Erfahrung gegründete Einleitung zu der Landwirtschaft. Fünf Teile. Herausgegeben durch Johann George Leopold hochreichsgräflich Promnitz'scher Wirtschaftsamtmanu der Herrschaft Sorau.“

Es heißt daselbst in dem Abschnitt vom Ausfischen der Karpenteiche S. 619:

„Wenn die Speisefische nun verladen und verkauft seyn, so nimmt man die Sorten Hechte und ladet sie in die Vässer. Haupthechte darf man, wenn sie gut dauern sollen, nicht gar wohl über eine halbe Mandel; und Mittel- oder Schüsselhechte eine Mandel; Zahlhechte aber ein halb Schock in ein obenbenanntes Faß einladen.“

Danach dürften die als Zahlfische bezeichneten Fische die kleinsten sein, welche zum Verkauf kommen.

Ich wollte nicht unterlassen, der hochverehrten Direktion, die nach dem obengedachten Schreiben auf die Aufklärung der beregten Frage Wert zu legen schien, Mitteilung zu machen.

Mit ausgezeichnete Hochachtung

Mahnke,

Königl. Spezialkommissions-Sekretär.

**Riesen-Stör.** Im Juli 1902 wurde in der Elbe bei Magdeburg unweit des Craeauer Wasserfalls ein Stör von 3 Centner Schwere, 2 m 95 cm lang, gefangen. Der größte Leibesumfang 1 m 16 cm, darin 53 Pfund Roggen. Da Magdeburg oberhalb des brandenburgischen Anteils der Elbe liegt und die Störe von der Nordsee aufsteigen, müssen dgl. Fischriesen auch unsere Provinz passieren. E. Friedel.

Um 1898 wurden im Teupitzer See mit einem Garnzug 22 Welse gefischt, darunter einer von Mannslänge und 200 Pfund schwer. E. Fr.

**Aberglaube beim Angeln.** Berliner Angler befeuchten die Regenwürmer, welche sie an den Angelhaken stecken, mit Speichel, oder sie spucken darauf, „damit die Würmer feucht werden“; denn „dann beißen die Fische besser an“. Daher sagt man auch wohl spottweise, ein richtiger Angler trage die Regenwürmer im Munde bei sich. O. Monke 5. 3. 02.

**Einen Massenprozeß gegen die Fischersozietäten** von Tiefwerder und Pichelsdorf hat die Regierung in Potsdam angestrengt. Die Klage richtet sich gegen die von altersher privilegierten Fischergutsbesitzer dieser beiden Haveldörfer, vierundvierzig an der Zahl, und betrifft das vielumstrittene Recht der Verwendung der Aalpuppe bei der Fischerei. Der Fiskus nimmt dieses Recht allein für sich in Anspruch und will nun auf dem Wege des Civilprozesses die Sache zum Austrag bringen, nachdem die verschiedenen Strafprozesse, welche gegen die Fischer deshalb (wegen Übertretung des Fischereigesetzes) geschwebt haben, zu deren Gunsten entschieden worden sind. Die Fischer besitzen etwa 200 Jahre alte Urkunden, wonach ihnen das Aalpuppenwerfen zugestanden worden ist, sogar von höchster Stelle; sie meinen, daß ihnen dies Recht durch später erlassene Anordnungen der Regierung nicht genommen werden könne; andernfalls müßten sie dafür durch Ablösung entschädigt werden. Der erste Prozeß um diese Angelegenheit hat schon um 1730 stattgefunden. Die Fischereiberechtigten haben beschlossen, den Prozeß mit der Regierung aufzunehmen und haben mit ihrer Vertretung den Rechtsanwalt und Notar Lüdecke in Spandau beauftragt. Prozeßbevollmächtigter der Regierung ist ein Berliner Justizrat. B. I.-Bl. 26. 7. 1991.

**Verleihungen von Fischereigerechtsamen an Dietrich von Bern\*) zu Spandau i. J. 1520.**

Köln a/d Spree 22. Nov. 1520.

Dittrich von Berns Amptman zw Spandow und seiner Eelichen Hausfrawen Begnadung.

Copie zieml. gleichzeitig.

Wir Joachim von gots gnaden Marggraff zu Brandenburg und Kurfurst etc. Bekennen und thun kunt öffentlich mit diesem briue für uns, Unser Erben und nachkomen und sunst allermenniglich die je sehen horen oder lesen

das wir unserm Amptman zu Spandow und lieben getrewen Ditt- richen von Bern und seiner Elichen hausfrawen umb der langen getrewen dinst willen, die uns und unser herrschaft gnanter Dittrich bisher gethan hat und hiefur woll thun kann und soll, zu irer beider leben und auch nicht lenger vergunt, zugestatt und erleubt haben

Erstlich das sie von Ostern an bis auf Bartholomei jerlich alle wochen zwen tag mit zweien Barßnetzen und zeien (10?) plotzen- netzen auf der Oberhavel und wasser fischen lassen mogen

Zum andern So sie ein wehre umb ir gelt bekomen als manchen korb das wehre dan hat, das sie fur iden Korb ein garn sacke vor stellen mogen auf versuchen

Zum dritten mogen sie jerlich eine frei stinckt flackee auf der Niderhavel geprauchten

Zum virden das sie die entlen . . . . . auf den feldmarcken zu Seeburg, Gathow und Cladow halten und geprauchten mogen jerlich

\*) Dietrich von Bern (= Beeren, Großbeeren) Teilnehmer am Turnier 1512.

umb den virden vogel, den sie uns und unser herrschaft alleweg on  
abbruch in unser nutz und kuchen reichen und volgen lassen sollen

Zum funften das sie jerlich vir ruten Kinen oder Birkenholz auf  
dem Pynnow zu irer feurung hauen und wegfuren lassen mogen,  
doch das es nicht pauholz sei oder das zu pauen zimet

Wir gonnen, zustatten und erleuben inen das zu irer beider leben wie  
obstet in craft und macht dits brives doch also, wan sie beide nach dem  
dem willen Gotts verstorben, das dann dise unser begnadung und zustattung  
laut vermelter artickel ganz ab und furder nicht bundig sein sol getreulich  
und ungeverlich

Zu urkunt mit unserm zuruck aufgedruckten Secret besiegelt und geben  
zu Kohn an der Sprew am dornstag nach Elisabet Anno etc. XX<sup>o</sup>

Comm. propria p. E. etc.

Mitgeteilt von Herrn Professor Dr. Friedrich Wagner aus den Akten  
des K. Geheimen Staatsarchivs Rep. 78 No. 29 Fol. 167.

Über „**Märkische Fische**“ befindet sich in der Allg. Fischerei-Zeitung  
vom 15. Oktober 1902 S. 380/381 ein Artikel, desgl. über eine statistische  
Arbeit unseres Mitgliedes Herrn Ferd. Kretschmer „Der Fischhandel in  
Berlin“ S. 382. — Endlich ebendasselbst S. 379 u. 380 ein Artikel: „Einiges  
von den Fischnamen“, sprachvergleichende Ausführungen, zu denen die Inter-  
nationale Fischerei-Ausstellung zu Wien im Sommer und Herbst 1902 Anlaß  
gegeben.

Berlin, den 21. Oktober 1902.

E. Friedel.

Die Herren Autoren werden gebeten, auf ihren Manuskripten vermerken zu wollen, wieviel  
Exemplare der betreffenden Nummer sie zu erhalten wünschen.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender  
haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## Aus den Jugendtagen der Kohle.

Von Dr. F. Solger.

---

„Es ist bekannt, daß die Mark Brandenburg . . . aus einem ebenen oder wellenförmigen Sandboden und abwechselnd aus Sümpfen besteht.“

So begann der Rittmeister v. Gansauge vor 70 Jahren die Beschreibung des Geländes der Fehrbelliner Schlacht. Nun, wir wissen, daß man der Mark damit Unrecht tut, aber soviel bleibt wahr, daß das eigenartigste Leben und Weben der Mark in den Sandflächen ihrer Kiefernheiden und vor allem in ihren Luch- und Bruch-Landschaften heimisch ist. Sie sind es, die der Erwerbstätigkeit des Menschen noch am längsten Widerstand entgegengesetzt haben, weil sie am wenigsten zur Ansiedlung einluden, sie zeigen doch hin und wieder noch etwas von dem Naturbilde des Landes, das die Pflugschar noch nicht zerrissen hat, in das der Tod der Landschaft, die Industrie noch selten eingedrungen ist.

Und doch, auch der Kiefernwald lebt heute von Försters Gnaden und das Luch hat der Brandenburger, wenn auch selten dem Ackerbau, so doch fast überall der Weidewirtschaft dienstbar gemacht. Freilich, noch vor wenigen Jahrhunderten sah es anders aus um Spree und Havel. Da schieden sumpfige Niederungen mit unwegsamem Bruchwald alle die kleinen Sand- und Lehminseln, die so zu einem eigenen Namen und oft auch zu einer eigenen Geschichte gekommen sind, als Teltow, Barnim, Glin, Belliner Ländchen, und wie sie alle heißen. Wenige Straßen nur führten durch diese Sumpfwälder, in denen Bären und Wölfe ihre Schlupfwinkel fanden, und nur der kundigste Einheimische durfte es wagen, ausserhalb dieser Pfade sich dem trügerischen Grunde anzuvertrauen, in dem die Moorfrau spukte und das Irrlicht den Wanderer äffte. So haben die Straßen durch die märkischen Moore früh eine große Bedeutung bekommen, und jenes Fehrbellin, das den brandenburgischen Kurfürsten unter die Großmächte von Europa erhob, verdankt seinen Ruhm nächst der Persönlichkeit des Großen Kurfürsten der Lage zwischen Havel- und Rhin-Luch, deren Unwegsamkeit dem Feinde ein Entrinnen unmöglich machte. Oft ist an diesem Rhinluch gekämpft worden. Zweimal (1675 und 1758) fochten hier Brandenburger und

Schweden miteinander, zweimal (1334 und 1412) kämpften wenige Stunden weiter östlich am Kremmer Damm brandenburgische Fürsten um ihr Land, und die Überlieferung erzählt, daß die Berliner Hülfsstruppen, die dort in dem Heere des ersten Hohenzollern tapfer mitgekämpft

Fig. 1. Das Kremmener Luch, vom Waldrande bei Forsthaus Kremmerdamm gesehen.



hatten, nahe daran gewesen sind, im Kampfe mit dem Moor zu Grunde zu gehen.

An dieser historischen Stätte wollen wir unsere Wanderung beginnen: Von Norden, vom Lande Löwenberg, kommend, nähern wir

uns dem Luch, dessen weite öde Fläche vor uns liegt, nur unterbrochen von dem Schilfdickicht, das den Kremmener See umsäumt, und überragt von den Dächern der Stadt Kremmen und den Hügeln des Glin. Auf einer wohlgepflegten Chaussee mit jungen Bäumen durchschreiten wir die ebene, jetzt eintönig weiß überschneite Wiesenflur. Das ist der heißumstrittene Kremmener Damm, und zwischen zwei Linden erinnert ein hohes Steinkreuz an den Grafen Hans v. Hohenlohe, der hier im Kampfe für Friedrich I. die Todeswunde empfing. Wenn wir von dem Schrecken jener Schlacht hören, von den Gefahren, die der Sumpf bot, dann will uns das alles wenig zu der Gegend passen; denn man kann sich kaum ein schöneres Schlachtfeld, zumal im Sinne der alten Linien-schlachten, denken, als dies Luch, das wie ein Tischtuch vor uns liegt. Aber damals war es anders. Alle jene Wiesen sind ein spätes Werk der Menschenhand. Als Kurfürst Friedrich in die Mark kam, waren hier weder Wiesen noch Damm, sondern ein Erlenbruch, vielleicht den sumpfigsten Stellen des heutigen Spreewaldes vergleichbar, ein wasserdurchtränkter Boden, in dem der unvorsichtige Fuß gar zu leicht versinken konnte. Was man „Damm“ nannte, war weiter nichts, als ein leidlich sicherer Paß durch das Bruch, keineswegs ein Steindamm, wie man nach dem Namen glauben möchte. Scherzhaft erzählt das Volkslied vom Pommernherzog, der 1334 hier gegen Ludwig den Älteren anrückte, daß er vor dem „Damme“ sein Lager aufgeschlagen habe, weil er meinte:

„Dat is en garstig Lock,  
Da mütten wir nich dorchrieden,  
Et mögt uns kosten unsen Rock  
Wir willen man hier bliven.“

Heute hat das Luch seine Schrecken verloren. Neben der Chaussee durchschneidet die Eisenbahn seine Fläche, und unter beiden hindurch zieht sich der Ruppiner Kanal, ein Werk Friedrichs des Großen, teils der Entwässerung dienend, teils der Fortführung des Torfes, der weiter westlich bei Linum gestochen wird. Der Mensch hat das Moor bezwungen, und wenn wir jetzt noch einen letzten Blick vom Waldrande auf das Luch werfen (Fig. 1), dann mögen wir es uns für die Folge einprägen, daß unsere großen Moore, so wie sie heute vor uns liegen, schon sehr entschiedene Umgestaltungen durch die menschliche Pflege erfahren haben. Was dadurch dem Volkswohlstand unserer Provinz gewonnen worden ist, das wird uns klar, wenn wir bedenken, daß allein die großen Luchflächen im Spreewald, im Warthe-, Netze- und Oderbruch, im Havelländischen und im Rhinluche zusammen etwa  $\frac{1}{12}$  der Provinz Brandenburg umfassen, wovon der größte Teil in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I und Friedrichs des Großen nutzbar gemacht wurden. Wir wandern von Kremmen weiter gegen Westen, den Weg, den die preußische Geschichte genommen hat, vom Kremmer Damm nach Fehrbellin.



Fig. 2. Blick von Osten auf das Ländchen Bellin. (Südliche Hälfte.)  
Links das Havelländische Luch.

Von der Höhe bei Linum überblicken wir das Feld der Schwedenschlacht (Fig. 2 und 3), links umgrenzt vom Havelländischen, rechts vom Rhin-Luch mit seinen Torfstichen, deren „Linumer Torf“, einst ein begehrtes Heizmaterial, jetzt mehr und mehr der Braunkohle hat weichen müssen, und dem Berliner von heute kaum noch dem Ansehen nach bekannt ist.

Da liegen die Soden aufgeschichtet, die man aus dem Boden ausgestochen hat, wie Maulwurfshügel über die Erde verstreut (Fig. 4). Die Gruben, die durch das Abtorfen entstehen, füllen sich rasch mit dem Grundwasser, dessen Spiegel hier sehr nahe der Oberfläche liegt, und um die wertvolleren tieferen Torfschichten ausbeuten zu können, hat man vielfach Windmühlen aufgestellt (z. B. links im Vordergrund auf Fig. 4), die das Wasser zum Rhin fort pumpen, ähnlich wie man in Holland die unter dem Meeresspiegel liegenden Polder entwässert.

Der Torf besteht bekanntlich aus abgestorbenen Pflanzenfasern, die sich in eigentümlicher Weise zersetzen. Es sind die Überreste der Pflanzendecke, die früher auf diesem Moor wuchs, dann abstarb, um von neuen Pflanzen überwuchert zu werden. Die stete Wiederholung des gleichen Vorganges hat Torfschicht auf Torfschicht getürmt und je länger die Masse der Zersetzung oder „Vertorfung“ im Moorwasser unterliegt, um so dunkler wird sie, um so mehr nähert sie sich im Aussehen einer erdigen Braunkohle. In der Tat, was wir hier vor uns haben, ist Kohle in ihren Jugendtagen. Es ist der Beginn des Vorganges, der im Laufe ungleich längerer Zeiträume zum Entstehen der Braunkohle geführt hat, die unseren Ofen heizt, oder der Steinkohle, aus der wir unser Leuchtgas bereiten.

Naturgemäß sind danach die ältesten, tiefsten Lagen des Torfes zum Heizen am besten geeignet, während man die junge Vegetationsdecke selbst nicht benutzen kann und auch die obersten, lockeren und





Fig. 4. Blick von Osten auf das Ländchen Bellin. (Nördliche Hälfte.)  
Rechts im Hintergrunde das Rhinluch.

noch wenig zersetzten Torfschichten, die sog. Bunkerde, nur allenfalls als Torfstreu, nicht als Brennstoff verwendet. Auch Beimischungen von Sand oder Ton setzen den Brennwert des Torfes natürlich herab, besonders am Rande des Moores, wo sich leicht Sand vom Nebengelände mit dem Moorboden mischt, teils vom Winde hinübergeweht, teils vom Regen hineingeschwemmt. Aber der Sand lockert den Boden auf, und so können in diesem Gebiete die Wiesengräser üppiger wachsen. Man benutzt deshalb solche Randgebiete nicht zu Torfstichen, sondern zur Viehhaltung. Ein derartiges Hutungsluch (Fig. 5.) besteht aus zahlreichen mit Drahtzäunen umfriedeten Weideflächen, innerhalb deren je ein Ziehbrunnen zur Förderung des Trinkwassers für das Vieh dem ganzen Bilde einen gewissen Anklang an bekannte Szenen aus der ungarischen Pußta gibt. Dem Geologen ist das Hutungsluch ein weit erfreulicherer Anblick als der Torfstich, zumal der von Linum. Denn nicht nur, daß ein Stoff, aus dem die Natur in späteren Jahrtausenden oder Jahrmillionen allmählich eine sehr brauchbare Kohle schaffen würde, dort in unreifem Zustande als kaum konkurrenzfähiges Produkt seiner weiteren Entwicklung entrissen wird, zerstört man auch die Pflanzendecke, die neue Torfmassen liefern könnte, schafft einen tieferliegenden und darum nasserem Boden, soweit nicht überhaupt Tümpel den Weg des Torfstechers bezeichnen. In den Hochmooren Nordwestdeutschlands, wo das Moor hoch genug liegt, um auch noch eine Entwässerung des Untergrundes und damit dessen Verwertung zu landwirtschaftlichen Zwecken zu gestatten, mag eine Abtragung des Moores und gewerbliche Verwertung des Torfes berechtigt sein. Hier in Linum und im Wustrauer Luch muss man im volkswirtschaftlichen Sinne entschieden wünschen, daß unter den heutigen Verhältnissen, wo man gelernt hat, das Moor in landwirtschaftliche Kultur zu nehmen, die Zerstörung des Luches auf-

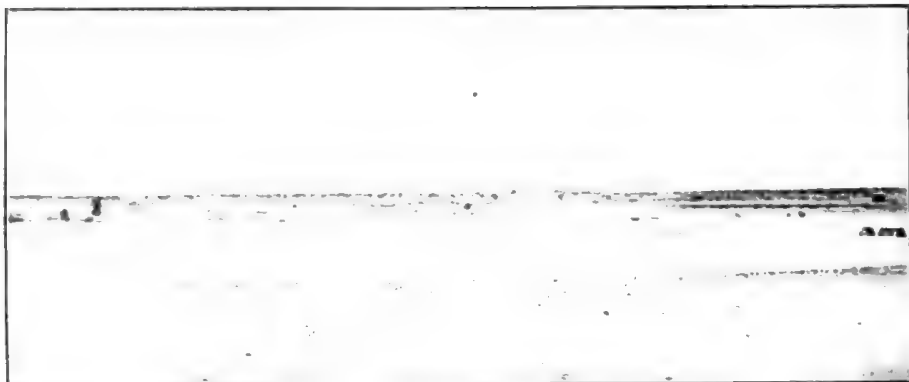


Fig. 4. Torfstiche bei Linum.

hören und mit einer regelrechten Moorkultur eine gesündere und dauernde Quelle des Wohlstandes geschaffen werden möge.

Zum Glück schränkt die steigende Konkurrenz der Braunkohle mit der Verbesserung der Verkehrsmittel die Torfgewinnung mehr und mehr ein, und wenn auch der Erfindungsgeist und eine fast spielende Experimentierfreude in neuester Zeit die unwahrscheinlichsten Verwendungsmöglichkeiten für Torf herausgefunden hat — ich erinnere nur an die Herstellung von Zucker aus Torf — so wird doch für unsere märkischen Moore die landwirtschaftliche Nutzung stets die richtige bleiben.

Mit diesem Hoffnungsblick wenden wir uns von Linum ab zum Havelländischen Luche, in dem die Torfgräberei längst ihre Bedeutung verloren hat und landwirtschaftlicher Nutzung gewichen ist.

Hier kann man recht augenfällig sehen, wie vollständig die menschliche Tätigkeit verhältnismäßig schnell den Anblick einer



Fig. 5. Hutungsluch bei Linum.

einer Gegend verändern kann. Betrachten wir die Karte, die Merian im Jahre 1682 von der Mark Brandenburg gibt, so sehen wir zwischen der Billinischen Fähre, wie Fehrbellin dort genannt ist, und Nauen große Waldmassen sich ausdehnen. Damals war das Havelländische Luch noch, wie Klöden sagt, „ein Seitenstück zu den Urwäldern Südamerikas, nur in geringerer Ausdehnung und als Luch abgeändert.“ Die Überschwemmungen des Frühjahrs verwandelten es in einen weiten See, aus dem einzelne aufgequollene Rasenflächen oder Weiden-, Erlen- und Birkengebüsche oder hier und da waldbestandene sandige Horste hervortauchten. Wenn die umliegenden Ortschaften versuchten, die sauren Wiesen des Luches zur Weide zu benutzen, so mußten sie darauf gefaßt sein, daß ihr Vieh unterwegs versank, oder doch magerer herauskam, als es hereingetrieben wurde, weil es sich in dem schlüpfrigen Boden zu sehr abarbeiten mußte. Sehr behaglich aber fühlten sich darin die jetzt verschwundenen Raubtiere, Luchs, Bär und Wolf. Ein Heer von Wasservögeln belebte die Tümpel. Frösche und Schildkröten sprangen und krochen umher, und die Wälder der Sandinseln wimmelten von Schlangen, ein Ruhm, den heute nur noch der Brieselang einigermaßen wahr.

Als Friedrich Wilhelm I. die Entwässerung des Luches in Angriff zu nehmen beschloß, die schon der große Kurfürst geplant hatte, machten es ihm die Anwohner nicht leicht. Die Kommissionen, die er zunächst einsetzte, berichteten nur, daß eine Entwässerung nicht möglich sei, und als der tatkräftige Oberjägermeister von Hertefeld den Plan zu einer solchen ausgearbeitet hatte und nun die Mittel dazu aufgebracht werden sollten, da flehte der Landrat v. Bredow 1718 den König an, doch solche teuren und nutzlosen Experimente zu lassen oder die Kosten doch denen aufzubürden, die so aussichtslose Unternehmungen angeraten hätten. Der Landrat tat zweifellos seine Pflicht, als er diese Bedenken so dringend äußerte, aber der Soldatenkönig war nicht der Mann, nachzugeben. Die Kosten wurden verteilt, wobei der König selbst nach dem Anteil der königlichen Besitzungen am Luch mit gutem Beispiel voranging, und wenn man auch manchmal die Zwangseintreibung der Auflagen einstellen mußte, weil die Leute eben nichts hatten, so rückte das Werk doch rüstig vor, zumal der König 200 Soldaten zur Mitarbeit an den Kanalarbeiten gegen Tagelohn kommandierte. Im Jahre 1725 war ein Kanalsystem fertig gestellt, dessen Gesamtlänge 71 Meilen betrug, was etwa der Strecke von Berlin bis Frankfurt a. M. entspricht. Die Wässer des Luches wurden durch den Großen Hauptgraben und den Friesackschen Kanal in den Unterlauf der Havel abgeleitet, und schon ehe dies Ziel erreicht war, hatte der rasch merkbar werdende Vorteil der Meliorationen den Landrat v. Bredow zu einem eifrigen Förderer der Arbeiten gemacht. Der König aber gründete auf den Rat des Oberjägermeisters

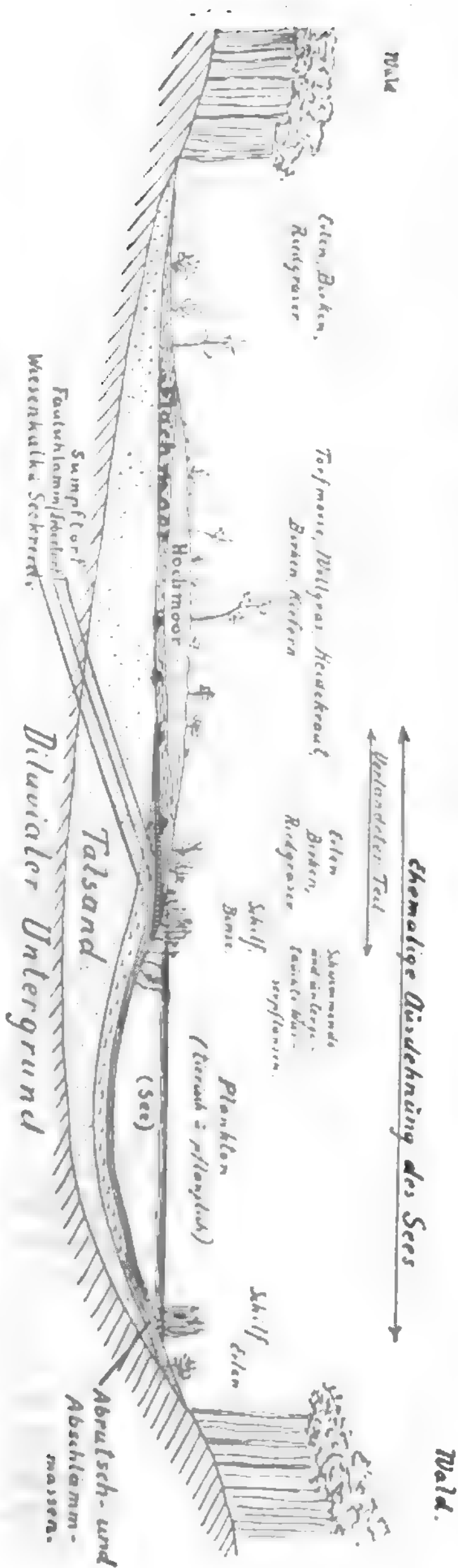


Fig. 6. Markisches Flußtal mit See und Moorbildung. (Motiv vom Grunewaldsee.)

v. Hertefeld in den neugewonnenen Ländereien die Domäne Königshorst und richtete hier, da man mit Ackerbau wenig Erfolg hatte, eine holländische Milchwirtschaft ein, die durch ihre Butter bald einen hervorragenden Ruf in der Umgegend und auf dem Berliner Markt errang und auf die der König Jahrzehnte lang die brandenburgischen Beamten und märkischen Bauerntöchter gleichsam zum Studieren schickte.

So wurde das Luch trocken gelegt. So viel wertvoller es damit für die menschliche Nutzung geworden ist, so hat es das Interesse für den Geologen doch seitdem verloren. Ein Organismus, dem sein Lebenselement, das Wasser, entzogen ist, liegt es vor uns, herausgerissen aus seiner natürlichen Entwicklung, und von dem sterbenden Luche schweift unser Auge suchend umher, wo wir lebende Moore finden mögen, die uns das Werden dieser Bodenform enthüllen.

Die Mark ist reich an solchen Stellen; denn all die kleinen Moorländer, die sich um die zahllosen Seen unserer Heimat herum so vielfach gebildet haben und noch immer wachsen, waren meist zu klein, um den Menschen zu kostspieligen Meliorationen zu reizen, und so können wir hier noch deutlich die Kräfte erkennen, die für die Moorbildung von Wichtigkeit sind. Einen idealen Querschnitt durch das Tal einer unserer märkischen Seenketten, der sich in der Hauptsache an die Verhältnisse des Grunewaldsees anschließt, gibt Fig. 6. An ihm wollen wir verfolgen, was aus den

Resten unserer Pflanzenwelt unter verschiedenen Bedingungen wird und unter welchen Umständen aus ihr Torflager entstehen.

Solche Seenketten entstanden im Zusammenhang mit dem Schlusse der Eiszeit. Die Schmelzwässer, die dem zurückweichenden Eise entströmten, gruben Furchen in den lehmigen oder sandigen Untergrund und lagerten in ihnen einen Teil des Sandes ab, den sie mit sich führten. Als dann die Eismassen verschwunden und die Schmelzwasserbäche versiegt waren, blieben in dem Talsande der so geschaffenen Rinnen hier und dort Wassertümpel zurück, und so entstanden jene Seenketten, wie die Grunewaldseen u. a., die für unsere kleineren märkischen Wasserläufe so bezeichnend sind.\*) Alles, was über dem Talsande lagert, in die jene Seen eingebettet sind, verdankt seinen Ursprung mittelbar oder

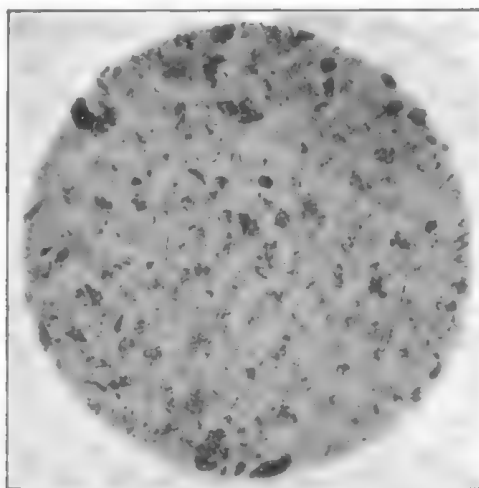


Fig. 7. Faulschlamm aus dem Grunde der Lüneburger Straße in Moabit.  
(Stark vergrößert.)

unmittelbar der Pflanzen- und Tierwelt, wenn man absieht von gelegentlichen Abrutschungen und Abschlammungen durch Regen, die Sand und Lehm vom Talrande in den See gestürzt haben. Verfolgen wir die Ablagerungen nun näher! Wir fahren auf den See hinaus und lassen ein kleines Netz in die Tiefe hinab, dicht genug, um eine Bodenprobe mit in die Höhe zu bringen. Wenn wir unsern Fang näher besichtigen, so finden wir eine grünlich schwarze, sehr feinkörnige Masse, in der das bloße Auge keine Einzelheiten unterscheiden kann. Aber legen wir ein winziges Pröbchen unter das Mikroskop, so sind wir überrascht über die Fülle interessanter Gebilde, die wir in diesem „Faulschlamm“, wie wir die Bodenart nach Potonié nennen wollen, finden (Fig. 7).

\*) Diese Erklärung trifft jedoch nicht zu für die großen Flußseen der Havel und Dahme.

Nadeln von Süßwasserschwämmen (rechts in der Figur), zahlreiche Panzerstückchen von kleinen Krebschen, Pollenkörner von Laub- und Nadelbäumen, verschiedene Algenarten, vor allem die feingezeichneten Kieselpanzer von Diatomeen (Kieselalgen, links in der Figur) liegen zwischen reichlichen Humusfetzen, die aus unkenntlichen Trümmern größerer Pflanzen bestehen und wohl hauptsächlich mit den Excrementen der Wassertiere in die Tiefe gelangt sind.

Wir können ein Dutzend Präparate anfertigen und in jedem werden wir irgend ein neues Formgebilde finden, immer vorwiegend die Reste von Tieren oder Pflanzen, die schwebend im Wasser des Sees gelebt haben (dem sog. „Plankton“, d. h. der „Schwebewelt“ des Sees). Dazu kommen als häufiger Bestandteil kleinste Kalkschüppchen. Dem doppelkohlensauren Kalk, den das Wasser unserer Flüsse stets in geringer Menge enthält, entziehen viele schwimmende und am Boden wuchernde Wasserpflanzen einen Teil der Kohlensäure, die sie zum Leben brauchen. Der übrig bleibende kohlensaure Kalk, der im Wasser nicht mehr löslich ist, scheidet sich auf den Blättern solcher Pflanzen (z. B. mancher Arten des Samkrautes: Potamogeton) in Form von Schüppchen aus, die von Zeit zu Zeit abfallen und sich dem Grundschlamme beimischen. Die Anwesenheit dieses Kalks begünstigt die Zersetzung des Faulschlammes. Graben wir deshalb tiefer in jenen hinein, so finden wir ihn dort ärmer an organischen Bestandteilen, dafür reicher an Kalk und in der Tiefe geht er meist in einen ziemlich reinen Kalk über, die sog. Seekreide\*).

Wo ein See allmählich zugewachsen ist und Moorzweigen sich an seiner Stelle ausdehnen, werden diese Kalke, die man dann als „Wiesenkalk“ unter dem Moor findet, bei hinreichender Ausdehnung und Reinheit der Lager zuweilen auch abgebaut obwohl sie durch ihre schlickige Beschaffenheit und den dadurch bedingten Wasserreichtum der Verwertung mancherlei Schwierigkeiten bereiten. Doch wir wollen den Faulschlamm in seinem weiteren Schicksal verfolgen. Dies hängt wesentlich davon ab, ob der Schlamm mit Luft in genügende Berührung kommt oder nicht. In ersterem Falle, z. B. da, wo das Wasser flach ist, zersetzen sich seine organischen Bestandteile unter Mitwirkung von Pilzen, vor allem Bakterien, in meist gasförmige Stoffe (hauptsächlich Kohlensäure), ein Vorgang, den man als Verwesung bezeichnet gegenüber

---

\*) Der Kalkreichtum dieser unteren Schicht beruht zugleich darauf, daß sie sich schon vor langer Zeit, kurz nach dem Schluß der Eiszeit bildete, als der Boden der Mark noch wenig ausgelaugt war und deshalb noch mehr Kalk als heutzutage an das Wasser, das ihn durchrieselte, abgab. Wo, wie z. B. an der mecklenburgischen Grenze, der Boden allgemein sehr kalkreich ist, bilden sich auch heutzutage sehr kalkreiche Faulschlamm in den Seen.

dem Fäulnisprozesse\*), der Platz greift, wenn der Luftzutritt gehemmt ist. In letzterem Falle bilden sich zwar auch Gase bei der Zersetzung des Schlammes, vor allem das brennbare Sumpfgas, daß bei der noch immer nicht aufgeklärten Entstehung der Irrlichter eine Rolle spielen mag; die Hauptmasse des Schlammes verwandelt sich aber in ein kohlenstoffreiches gallertartiges Produkt, in dem Pilze nicht leben können, das sich nur sehr langsam weiter verändert, und das man ebenso wie den Wiesenkalk oft unter Moorwiesen findet und dann als „Lebertorf“ bezeichnet. Nach dem Gesagten ist es klar, daß der Faulschlamm ein sehr mannigfaltiges Gebilde sein kann, das nach der einen Seite in Seekreide, bzw. Wiesenkalk, nach der anderen in Lebertorf übergeht. Eine seiner Erscheinungsformen müssen wir noch erwähnen, weil sie eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, leider unter dem gänzlich falschen Namen der „Infusorienerde“, die in zahlreichen Lehrbüchern als ein wesentlicher Bestandteil des Berliner Untergrundes genannt wird. Falsch ist der Name einmal insofern, als man unter Infusorien in der Wissenschaft kleine einzellige Tiere versteht, die in diesem Schlamm überhaupt nicht vorkommen. Richtiger wäre schon die Bezeichnung Diatomeenerde; denn Diatomeen, d. h. einzellige Kieselalgen, die man in früherer Zeit mit unter dem Sammelnamen Infusorien begriff, haben zu der oben genannten Bezeichnung geführt. Aber auch in dieser Form wäre der Name für die in Rede stehende Berliner Bodenart ungünstig gewählt, weil Diatomeen nur einen geringen Bruchteil ihrer Masse bilden. Das oben gegebene mikroskopische Bild ist einer „Infusorienerde“ aus der Lüneburger Strasse in Moabit entnommen. Es zeigt, wie zahlreiche andere Bestandteile sie neben den Diatomeen enthält. Wo Faulschlamm freilich die Gelegenheit hat zu verwesen, da werden die organischen Beimengungen mit der Zeit zersetzt werden und die Kieselgebilde der Diatomeen in reicher Anhäufung zurückbleiben, und dann darf man mit größerem Recht von einer „Diatomeenerde“ sprechen. Solche nahezu reinen Diatomeenerden sind es, die unter der Bezeichnung „Kieselguhr“ bei der Herstellung des Dynamits Verwendung finden. Hinsichtlich der Verbreitung der „Infusorienerde“ oder wie wir besser sagen, des Faulschlammes im Berliner Untergrunde sei bemerkt, daß er immer dort vorkommt, wo vom Hauptstrom abgetrennte Spreearme, oder ruhige Buchten der Spree selbst langsam zuwachsen. In einem solchen toten Flußstück kamen ganz ähnliche Bildungen zu stande, wie in dem See, von dem wir ausgingen und zu dem wir nun wieder zurückkehren wollen.

---

\*) Die Begriffe „Verwesung“ und „Fäulnis“ werden geologisch also nicht wie im gewöhnlichen Leben gleichbedeutend angewendet. Die Wissenschaft ist hier wie so oft, gezwungen, einem gebräuchlichen Wort einen von dem gebräuchlichen abweichenden Sinn geben zu müssen, um scharf bestimmte Begriffe zu erhalten.

Wir wenden uns dem Rande des Sees zu. Hier beobachten wir (Fig. 8) jenen eigentümlichen Vorgang, der oben schon mehrfach als das „Zuwachsen“ des Sees erwähnt wurde und den man wohl auch als sein „Verlanden“ bezeichnet. Er wird gleichfalls durch die Tätigkeit von Pflanzen herbeigeführt.

Einige Wasserpflanzen machen den Anfang, unter ihnen vor allen die Teichrosen, ihnen folgen Schilf, Rohr und Binse. Ihr stark entwickeltes Wurzelgeflecht durchzieht den Ufersand bzw. den Faulschlamm, soweit er nicht tiefer als etwa 2 m unter dem Wasserspiegel liegt. Diese Wurzelfasern, zusammen mit absterbenden Teilen der oberen Pflanzenorgane, schaffen eine Decke, auf der weitere Schilf- und Binsenvegetationen



Fig. 8. Rand des Grunewaldsees bei Berlin.

wachsen, bis sich endlich auch das Riedgras einstellt und einen Sumpfwiesenrand hinter dem Röhricht bildet. Da alle jene abgestorbenen Pflanzenteile durch das Wasser dem Sauerstoff der Luft mehr oder weniger vollständig entzogen sind, so wird eine Verwesung nur in geringem Maße möglich sein. Sehr bald werden auch hier Fäulnisbedingungen\*) eintreten. Ähnlich wie bei der Bildung des Lebertorfes aus dem Faulschlamm werden sie die organische Substanz erhalten und in eine dunkle Masse, den sog. Sumpftorf, überführen, in dem die weniger veränderten Teile widerstandsfähigerer Organe noch lange Zeit erkennbar bleiben. Bezeichnend für diese Torfmasse ist die Bildung sog. Humus-säuren, auf deren Vorhandensein sich der Name „saure Wiesen“ für die Riedgraswiesen gründet und deren antiseptische Wirkung den Boden schon in geringer Tiefe keimfrei macht. Aber eine Wiese ist in der Natur nichts bleibendes. Wo nicht etwa Eisgang in jedem Frühjahr

\*) Vgl. die Anmerkung auf S. 435.



die Keimpflanzen zerstört, nisten sich stets mit der Zeit Sträucher und Holzgewächse zwischen den Gräsern ein, Erlen und Moorbirken beleben das Landschaftsbild, und aus der Riedgraswiese wird ein Erlen- oder Birkenbruch (Fig. 9). Nicht nur über dem Sumpftorfboden ist hierzu Gelegenheit gegeben, sondern in der ganzen Ausdehnung des Tales, soweit seine Fläche tief genug liegt, um dem Grundwasser ein Aufsteigen bis nahe an die Oberfläche zu gestatten (vgl. Fig. 6). Welchen Einfluß übt dieser Bruchwald nun aber auf den Boden? Zunächst trocknet er ihn etwas aus, denn die unzähligen Blätter der Bäume verdampfen viel mehr Wasser, als eine

Wiesenvegetation.

Dann aber setzt sich der Vorgang der Torfbildung hier fort. Alljährlich rieseln die Blätter nieder, mit den absterbenden Teilen des Graswuchses geben sie eine Humusschicht, die auf dem feuchten Untergrunde sich bald so durchtränkt, daß auch hier der Luftzutritt und damit die Verwesung nur eine geringe Rolle spielen und ein bleibendes Produkt, der Torf, entsteht. Dieser Torf schließt aber die Baumwurzeln von der Luft ab, und wenn er eine gewisse Höhe erreicht hat, werden die Bäume infolge dessen kränkeln, absterben, und in ihren oberirdischen Teilen durch Verwesung verschwinden. Nur die Wurzelstubben, die vor der Luft geschützt sind, erhalten sich im Torf, und solche Stümpfe finden sich denn auch in unseren Mooren nicht allzu selten (angedeutet auch in Fig. 6).



Fig. 9. Birkenbruch bei Klein-Machnow.

Damit ist natürlich nicht aller Baumwuchs auf dem Moore zerstört; denn neue Pflänzchen haben inzwischen Wurzel geschlagen, aber da auch sie mit der Zeit zu Grunde gehen müssen, so ist der Wald unserer Moore stets niedriger und meist auch lichter als derjenige trocknerer Gebiete. Bezeichnend ist es für die Moorpflanzen, besonders für die Bäume, daß um ihre Wurzeln herum sich kleine Erhöhungen bilden. Sie entstehen dadurch, daß der lockere unsichere Moorboden mit der

Zeit zusammensinkt, und die Stellen, wo das Wurzelgeflecht der Pflanzen ihn hieran hindert, sich naturgemäß herausheben. Die Lockerheit des Moorbodens, seine Nachgiebigkeit, die jeden Schritt tief einsinken läßt, ist ja sprichwörtlich und ihr in erster Linie verdanken die Luche ihre Bedeutung als trennende Landscheiden.

Trügerischer noch als der Moorboden selbst pflegt sein Untergrund zu sein, wenn er aus Faulschlamm und Seekreide hervorgegangen ist. Bei den zahlreichen Dämmen, die man zu Verkehrszwecken durch märkische Moore gebaut hat, mußte man das schmerzlich erfahren. Man schüttete



Fig. 10. Blick vom Damm des Teltowkanals auf die Moorwiesen bei Kl. Machnow, die durch den Druck dieses Dammes aufgepreßt und zerborsten sind.

tage-, ja wochenlang Sand auf das Moor, und eines Morgens war der Damm versunken, weil der schlickige, wasserdurchtränkte Untergrund nachgegeben hatte und die Moordecke gerissen war. Auch bei der Anlage des Teltowkanals sind ähnliche Fälle auf den Moorflächen des Beketals nicht selten gewesen. Fig. 10 zeigt die Folgen, die die Aufschüttung eines Kanaldammes bei Klein-Machnow dicht oberhalb der Schleuse hervorgerufen hat. Die Last des Sandes hat hier den Untergrund in der Tiefe bei Seite gepreßt, und durch dessen Druck hat das Moor sich daneben emporgewölbt und ist aufgeborsten.

Was wird nun weiter aus dem Moor? Ein Pflanzengeschlecht nach dem andern stirbt ab, und damit wächst die Torfschicht mehr und mehr.

Aber durch ihr Wachstum schließt sie sich selbst von dem Grundwasser ab, ihrem Lebenselement. Das Moor wird notwendig trockner. Aber je trockner es wird, um so mehr kann die Verwesung in die absterbenden Pflanzenreste eindringen, die Zunahme der Torfdecke wird langsamer und langsamer werden und schließlich ganz aufhören, wenn nicht das Regenwasser einen Ersatz für das Grundwasser bietet. Bei uns ist freilich das letztere der Fall. Allerdings kann der Regen nur die Feuchtigkeit ersetzen, nicht den Gehalt an Mineralstoffen, den das Grundwasser dem Moore zuführte, und so werden alle die Pflanzen, die solche mineralischen Nährstoffe brauchen, absterben, sobald das Moor eine gewisse Höhe über dem Grundwasserspiegel erreicht hat. Eine andere Lebewelt wird von da ab herrschen, die imstande ist, sich „vom Tau des Himmels“ zu nähren. Bezeichnet man das Moor, dessen Bildung wir bisher verfolgten, als „Flachmoor“, weil es an die Nähe des Wasserspiegels gebunden ist, und darum eine ebene Oberfläche besitzt, so ist das „Hochmoor“, das sich nun über ihm erhebt (vgl. Fig. 6), unabhängig von der Höhenlage, nur gebunden an ein Klima von hinreichender dauernder Feuchtigkeit. Seine Charakterpflanze ist das Torfmoos (Sphagnum) (Fig. 11), dessen Puschelköpfchen durch den eigentümlichen

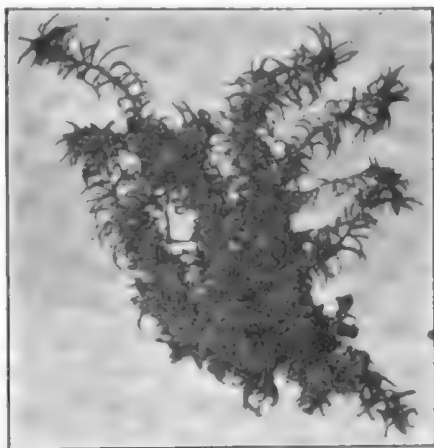


Fig. 11. Torfmoos (Sphagnum).  $\frac{1}{3}$  nat. Gr.

Bau ihrer hellgelblichgrünen Blätter und ihrer Stengel befähigt sind, grosse Mengen des Regenwassers längere Zeit aufzusparen und so die Unregelmäßigkeit der Niederschläge einigermaßen auszugleichen.

Diese Torfmoose wachsen an ihren Zweigspitzen immer weiter, während ihre unteren Teile absterben. Die Feuchtigkeit, die einerseits die klimatische Voraussetzung solcher Moore ist, andererseits aber auch durch die erwähnte Eigentümlichkeit im Bau der Torfmoose verstärkt wird, läßt eine Zerstörung der abgestorbenen Teile durch Verwesung nur in geringem Maße zu, der Druck der darüber emporwachsenden Moosdecke macht das Gewirr der abgestorbenen Pflanzenfasern bald dichter und verhindert den Zutritt der Luft. So gerät diese Pflanzenmasse bald unter ähnliche Fäulnisbedingungen, wie wir es beim Sumpftorf kennen gelernt hatten, und die Folge ist auch hier die Bildung einer stets wachsenden Torfschicht, des Hochmoortorfs. Doch würde es falsch sein, wenn man sich diesen Torf lediglich aus Moosen zusammengesetzt denken wollte. Wollgräser und Heidekräuter beleben

die Fläche des Hochmoors, auf der sie meist in „Bülten“ zusammenstehen. Auch Bäume kommen auf ihm noch vor, vor allem Birke und Moorkiefer, wenn sie auch wegen des Mangels an Nährstoffen meist weniger üppig gedeihen als auf dem Flachmoor. Hochmoorboden ist der ärmste Boden, den wir in der Mark haben, und so finden wir auf ihm nur die anspruchlosesten Glieder unserer Flora, unter anderen solche Pflanzen, die, wie z. B. die Zwergbirke (*Betula nana*) kurz nach Eiszeit bei uns verbreitet waren, mit dem Wärmerwerden des Klimas aber durch üppiger wuchernde Kinder wärmerer Zonen verdrängt wurden und sich jetzt nur noch in Skandinaviens kälteren Gegenden finden, oder eben auf dem saftlosen Boden des Hochmoors, auf den ihre Verdränger ihnen nicht folgen konnten. Mit diesem Mangel an Nahrungsstoffen steht auch der Insektenfang des Sonnentaus (*Drosera rotundifolia* L.) in Verbindung, einer unserer interessantesten Hochmoorpflanzen. Ihren Namen leitet sie davon her, daß die Blätter mit roten Drüsenhaaren besetzt sind, an deren Spitzen im Sonnenlicht Tröpfchen eines klebrigen Saftes funkeln. Ein Insekt, das sich auf solch ein Blatt niederläßt, wird von dem Saft festgehalten, und sein Körper dient der Pflanze zur Ergänzung der Nahrung, die Boden und Luft nur in unvollkommenem Maße zu bieten vermögen.

In der Provinz Brandenburg spielen Hochmoore nur eine geringe Rolle; aber wir brauchen uns nur der Nordsee zu nähern, um eine Hochmoorbildung gewaltigsten Maßstabes in der Lüneburger Heide, im Drömling u. s. w. zu finden, und wie wir uns erinnerten, daß die großen Flachmoore unserer Mark die natürlichen Grenzlinien zwischen deren Landschaften gebildet haben, so ist das Bourtanger Moor, ein Hochmoor von stellenweise gegen 10 m Mächtigkeit, die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Holland, soweit man von einer solchen überhaupt sprechen kann.

Solch riesige Ausdehnung kann ein Hochmoor natürlich nicht annehmen, wenn es lediglich auf der Grundlage eines vertorfenden Sees erwächst; denn so große Seen, die flach genug wären, um in ihrem ganzen Umfange zu vertorfen, besitzt Norddeutschland nicht. Wir sahen aber bereits, daß das Hochmoor seine Feuchtigkeit gar nicht aus seiner Unterlage entnimmt, sondern aus der Luft. Wo deshalb das Klima feucht genug ist, und nicht zu große Sommerwärme die Austrocknung und den Verwesungsvorgang zu sehr begünstigt, da wird auch außerhalb der Täler eine Hochmoorbildung möglich sein. Ja, in einem hinreichend feuchten, kühlen Klima bei entsprechenden Bodenverhältnissen muß selbst der Wald mit der Zeit dem Moor weichen; denn in solchem Klima wird das abfallende Laub nicht hinreichend verwesen können, es wird mit der Zeit eine torfähnliche Masse bilden, die die Wurzeln von Wasser und Luft absperrt und so das allmähliche Absterben der

Bäume bewirkt. Wieder werden es in erster Linie Torfmoose sein, die von dem übertorften Boden Besitz ergreifen, und die Hochmoorbildung ist damit eingeleitet. So finden wir denn auch unter den großen Hochmooren Norddeutschlands im allgemeinen die Reste der Waldgrundlage, auf der sie entstanden.

Was wird nun später aus dem Torf? Wir suchen die Antwort in den Mooren der Vergangenheit. Unsere heutigen Moore reichen wahrscheinlich nur wenige Jahrtausende zurück, und wenn der Geologe gewohnt ist, mit Hunderttausenden und Millionen von Jahren zu rechnen, dann ist er nicht erstaunt, noch in den untersten, ältesten Schichten unserer Moore einen Torf zu finden, in dem sich vielfach die Bestandteile der Pflanzen wiedererkennen lassen, aus denen er sich bildete. Aber daneben finden wir in solchen Torfproben schon eine dunkle, gestaltlose Masse, der alles Faserige fehlt und in die jene noch erkennbaren Pflanzenteile eingebettet sind. Man hat diese Torfsubstanz im engeren Sinne, ohne doch volle Klarheit über ihre Zusammensetzung gewinnen zu können, Dopplerit genannt. Sie ist in frischem, feuchtem Zustande gallertartig, schwindet beim Trocknen stark zusammen und zerspringt dabei in scharfkantige Stücke. Getrocknet enthält sie 50 – 60 % Kohlenstoff, also wenig mehr als trocknes Holz. In diesem Stoffe müssen wir das letzte Endprodukt der Vertorfung sehen, so weit wir den Vorgang in den heutigen Mooren verfolgen können. Schauen wir nun weiter zurück in die Vergangenheit der Erde!

Der Beginn der heutigen Moorbildung konnte erst nach dem Schluß der Eiszeit einsetzen, ja, dazwischen hat vermutlich eine trocknere Zeit gelegen, die der Vermoorung des Landes ungünstig war. Aber wenn wir die voraufgehende Zeit der großen Klimaschwankungen ins Auge fassen, die Norddeutschland mehrmals mit einem kilometerdicken Eismantel bedeckten und wieder von ihm befreiten, dann finden wir in den eisfreien Zwischenzeiten, den sog. Interglacialzeiten, in der Mark mehrfache Moorbildungen, unter denen die berühmteste das durch Nehrings zahlreiche Arbeiten bekannt gewordene Diluvialmoor von Klinge bei Kottbus ist, das vor kurzem die Aufmerksamkeit durch die Auffindung eines fast vollständigen Mammutskelettes auf sich lenkte. Der Torf dieses Moores weicht noch nicht merklich von dem unserer heutigen ab. Es war ein Flachmoor, das über einem vertorften See entstand, wie aus seiner Unterlagerung durch Lebertorf hervorgeht, und das sich in seinem Pflanzenbestand nicht wesentlich von unseren jetzigen Mooren unterschied. Nur zwei seiner Pflanzen, die heute den märkischen Mooren fehlen, mögen hervorgehoben werden. Es ist die Stechpalme (*Ilex aquifolium*) und eine Seerose, *Brasenia purpurea* Mich. (= *Cratopleura helvetica* Weber). Erstere mag vielleicht darauf deuten, daß zur Bildungszeit jenes Moores die Winter um ein Geringes milder waren als heute,

Brasenia aber ist interessant, insofern sie heute in Europa fehlt, in einigen Teilen Ostasiens und hochgelegenen Teilen Afrikas vorkommt, ihr Hauptverbreitungsgebiet aber in Nord-Amerika von Canada bis Georgia hat. Wir finden hier einen Nachklang der reichen Beziehungen zwischen der Pflanzenwelt Europas und Nordamerikas, die vor der Eiszeit, in der sog. Tertiärformation\*) herrschten, und die uns in den Mooren eben jener Tertiärzeit, unseren Braunkohlenlagern, in überraschendem Maße entgegen treten.

In den Braunkohlengruben von Senftenberg und Groß-Räschen (Nieder-Lausitz) können wir am besten ein Bild von den Mooren der damaligen Zeit gewinnen. Freilich, was wir dort finden, ist kein Torf mehr, sondern eben Braunkohle; aber der Unterschied zwischen beiden Stoffen ist nicht gar so groß und wird uns verständlich, wenn wir bedenken, daß mehr als eine Million Jahre\*\*) verflossen sein mögen, seit eine lebende Moorvegetation sich an der Stätte der heutigen Braunkohlenlager ausbreitete. Wohl ist während dessen mit der Torfsubstanz eine starke Veränderung vor sich gegangen, die wir chemisch im einzelnen noch nicht ganz bestimmen können, die aber einen gewissen Ausdruck in der Tatsache findet, daß die Braunkohle 55—75 % Kohlen-

---

\*) Es sei daran erinnert, daß die Vergangenheit der Erde in eine Reihe aufeinanderfolgender Perioden eingeteilt wird, die man als Formationen bezeichnet. Es sind

12. die Quartärformation (von der Jetztzeit bis zur Eiszeit einschl.),
  11. die Tertiärformation,
  10. die Kreideformation,
  9. die Juraformation,
  8. die Triasformation,
  7. die Perm- oder Dyasformation,
  6. die Steinkohlen- oder Carbonformation,
  5. die Devonformation,
  4. die Silurformation,
  3. die cambrische Formation,
  2. die präcambrische oder aldische Formation,
- und als ältester einigermaßen bekannter Abschnitt der Gesteinsbildung auf der Erde
1. die archaische Formation.

2—7 faßt man als Altertum, 8—10 als Mittelalter, 11 und 12 als Neuzeit der Erde zusammen.

Die Zeitdauer der einzelnen Formationen ist nicht angebbar, Sicher sind die ältesten Formationen ungleich länger gewesen als die jüngeren, ähnlich wie das bei den geschichtlichen Begriffen Altertum, Mittelalter und Neuzeit der Fall ist.

\*\*) 1 Million Jahre ist im allgemeinen unvorstellbar. Eine gewisse Anschaulichkeit gewinnt die Zahl durch Vergleich mit Längenmaßen. Versinnbildlichen wir uns 1 Jahr durch die Länge eines Meters, so ist ein Jahrtausend 1 km, die Zeit seit Beginn der ägyptischen Kultur würde dann etwa 5—6 km, d. h. einer Stunde Weges entsprechen. Eine Million Jahre, d. h. 1000 Jahrtausende, entsprechen in diesem Bilde einer Strecke von 1000 km, d. h. Berlin—Florenz oder Berlin—Belgrad.

stoff (gegen 50—60 % beim Torf) enthält. Diese Anreicherung an Kohlenstoff ist darauf zurückzuführen, daß kohlenstoffarme Verbindungen von Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff sich abgespalten und den kohlenstoffreicheren Rest zurückgelassen haben. Zu dieser Umwandlung mag

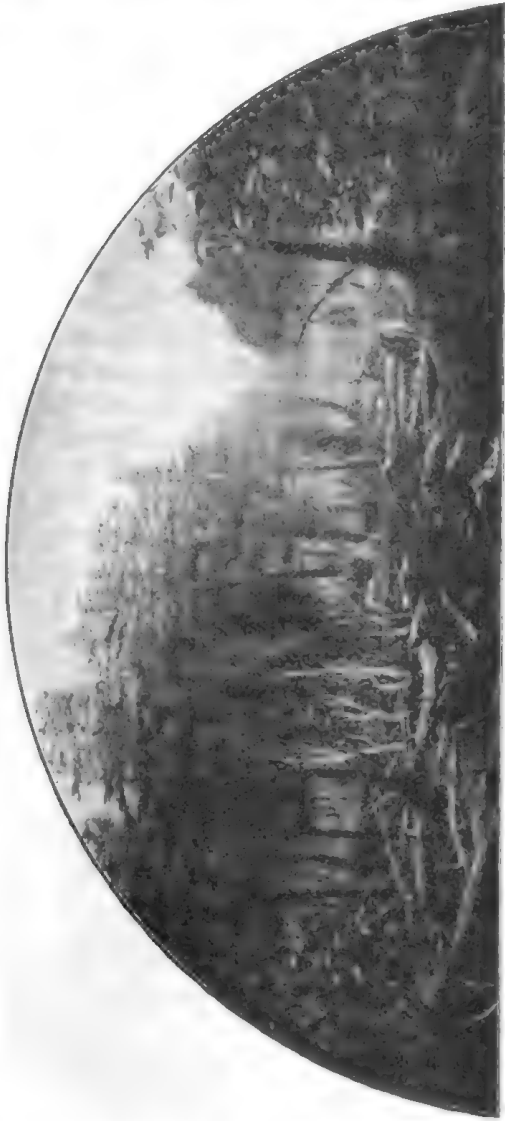


Fig. 12. Norddeutsches Braunkohlenwaldmoor (nach Potonié).

Links ein geschlossener Bestand von Sumpfcypressen (Taxodium) davor Birken, in der vorderen Ecke ein Haselstrauch. Rechts ein abgestorbener Taxodienstamm, in der vorderen Ecke eine echte Kastanie (*Castanea pumila*).

auch der Druck beitragen, den die später gebildeten Sand- und Gesteinsschichten auf die Kohle ausüben. In Gross-Räschen lagern rund 20 m Sand und Ton über dem Flötz, das selbst 20, stellenweise 30 m mächtig ist. Aber all diese Einflüsse sind nicht mächtig genug gewesen, alle Pflanzenfasern zu zerstören, und so zeigt die Braunkohle wie der Torf



Fig. 13. Umgebrochener Baumstamm in der Braunkohle bei Senftenberg.

wachsen, wie die Edelkastanie. Der herrschende Baum aber ist die Sumpfcypresse\*) (*Taxodium distichum*), deren ungebrochene Stämme in der Kohle liegen und deren Wurzelstubben (Fig. 13 und 14) wir in großer Zahl durch die Braunkohle verteilt noch in der aufrechten Lage sehen, in der die Bäume wuchsen und abstarben. Wollen wir ähnliche Taxodienmoore in der Jetztzeit finden, so müssen wir im südlichen Teil der Ostküste von Nordamerika suchen, wo sie als Swamps bezeichnet werden. Das nördlichste ist das Dismal-Swamp auf der Grenze von Virginien und Nord-Karolinen zwischen 35 und 37° nördl. Breite, das mehr als die doppelte Ausdehnung des Oderbruchs besitzt. An seinen feuchtesten Stellen sind nach Shaler\*\*) Sumpfcypressen herrschend. Das eigentümliche Aussehen dieser Bäume veranschaulichen Fig. 15 und 16, die Shalers Beschreibung entnommen sind. Wie allen Moorbäumen, fehlt ihnen eine Pfahlwurzel, die sich in dem luftlosen Boden nicht entwickeln kann. So breitet sich die Wurzel allseitig flach aus. Den nötigen Halt gewinnt der Baum durch rippenförmige Anschwellungen, die vom Stamm nach den Wurzeln zu verlaufen und ihn allseitig versteifen. Dadurch erscheint der Stamm in seinem untersten Teile unverhältnismäßig dick, während er sich nach oben rasch verjüngt (Fig. 16). Wenn wir deshalb

bei näherer Untersuchung Reste von Pflanzen, die ihn aufgebaut haben. Aus diesen Resten und aus den Blattabdrücken, die der unmittelbar über der Kohle lagernde Ton vielfach erhalten hat, konnte man ein lebensvolles Bild der Waldmoore wiederherstellen, deren Jahrtausende lang angewachsener Torfboden das jetzige Braunkohlenflötz bildete (Fig. 12). In jener Pflanzenwelt finden wir manche Bekannte wieder, so die Birke, den Haselstrauch u. a., doch auch Arten, die heute südlicher



Fig. 14. Aufrechter Wurzelstumpf in der Braunkohle bei Senftenberg.

\*) Nach neueren Untersuchungen kommt daneben noch ein Verwandter des Mammutbaums (*Sequoia sempervirens*) vor.

\*\* ) U. S. Geol. Surv., X. Ann. Rep. (Powell) 1888/89. S. 321.



die gewaltigen Wurzelstümpfe in den Groß-Räschener Tagebauen sehen, sind wir leicht geneigt, die Höhe des ehemaligen Baumes zu überschätzen. Das Prachtexemplar eines Braunkohlenbaumstumpfes, das dem Märkischen Museum kürzlich von der Verwaltung der Grube Victoria in Groß-Räschen als Geschenk überwiesen wurde, mißt im Durchmesser, da wo die Wurzeln sich flach ausbreiten, etwa 3 m. In anderthalb

Meter Höhe ist der Stumpf abgefällt, und hier hat er nur noch die halbe Dicke. Vergleichen wir den Stumpf mit der Fig. 16, so würden wir die Höhe des Baumes, falls es eine Sumpfcypresse gewesen wäre, auf 15 bis 20 m schätzen dürfen, was immerhin der Größe eines dreibis vierstöckigen Berliner Hauses entspricht. Nun gehört allerdings der Baumstumpf des Märkischen Museums der Gattung *Sequoia* an, für die mir entsprechende Vergleichsdaten nicht zur Verfügung stehen. Ich muß es deshalb dahingestellt sein lassen, wie hoch der Baum war, der sich über ihm erhob. Den Vergleich mit *Taxodium* habe ich hier deswegen gezogen, weil *Taxodienstümpfe* von etwa gleicher Größe in Groß-Räschen nicht selten sind.

Eine weitere Eigentümlichkeit der *Taxodien* zeigt Fig. 15. Dort



Fig. 15. Pflanzenwuchs im Dismal-Swamp (Nordamerika). Im Vordergrund zahlreiche „Kniee“, zu den Wurzeln des vorn links stehenden Sumpfcypressenstamms gehörig.



Fig. 16. Sumpfcypressen am Rande des Drummond-Sees im Dismal-Swamp in Nordamerika.

erheben sich im Vordergrund eine ganze Anzahl pfahlartiger Gebilde. Es sind Auswüchse auf den Wurzeln des links stehenden *Taxodiums*, sog. Kniee (in Senftenberg übrigens noch nicht mit Sicherheit gefunden). Sie dienen dazu, in der Zeit des Regens und der dadurch hervorgerufenen Überschwemmungen die Atmung der Wurzeln zu ermöglichen, da sie

auch zur Überschwemmungszeit über den Wasserspiegel emporragen. Zur Bildung mächtiger Ablagerungen organischer Substanz sind diese *Taxodien* noch besonders deshalb geeignet, weil sie im Herbst ihre Nadeln

abwerfen, die mit den absterbenden Resten der einjährigen Bodenpflanzen zusammen das Rohmaterial für die Torfbildung abgeben.

So dürfen wir im Dismal Swamp eine moderne Parallelbildung zu den Braunkohlenmooren der Senftenberger Gegend sehen, doch soll auch nicht verschwiegen bleiben, daß die große Mächtigkeit der Flötze (20—30 m) der Erklärung noch eine gewisse Schwierigkeit bereitet, da es sich nach dem Pflanzenbestande um eine Flachmoorbildung zu handeln scheint. Ohne diese noch nicht spruchreife Frage hier anschneiden zu wollen, möchte ich nur darauf hinweisen, daß ein Vergleich mit dem Dismal-Swamp auch in den allgemeinen Verhältnissen der geographischen Lage zutreffend ist. Etwa in der Mitte der Tertiärzeit, im sog. Oligocän\*) hatte sich ein Meer über weite Teile Norddeutschlands gebreitet und u. a. in der Mark den der Ziegelindustrie wohlbekannten Septarienton abgelagert. Dies Meer zog sich in der Miocänzeit zurück, und je weiter die Meeresküste nach Norden und Westen zurückwich, umsomehr rückten die Braunkohlenmoore vor, so daß unsere märkischen Braunkohlen im allgemeinen etwas jünger sind als die sächsischen.

Ganz ähnlich liegt es beim Dismal-Swamp.

Die Ostküste Nordamerikas war in dem Teile, um den es sich hier handelt, noch vor geologisch sehr kurzer Zeit vom Meere überflutet. Der Wellenschlag hat damals alle Unebenheiten dieses Strandgrundes ausgeglichen, und als sich später das Meer zurückzog, hob sich aus seinen Fluten eine ungemein sanft geneigte Küstenebene, die landeinwärts scharf gegen den Steilrand des alten Meeresufers abgesetzt ist.\*\*\*) Die flach geneigte Ebene eignete sich in dem feuchten Küstenklima außerordentlich zur Moorbildung.

Die Braunkohle hat bekanntlich ihre heutige Bedeutung als Brennstoff erst erhalten, seit man gelernt hat, sie in Briketts zu pressen. Es geschieht dabei mit der Kohlenmasse nichts weiter, als daß man die zerkleinerte erdige Kohle ein wenig trocknet und dann in besonderen Pressen (Fig. 17) unter hohem Druck in die Brikett-Form bringt, wobei die bereits fertigen Briketts als Widerlager bei der Pressung dienen. Trotzdem dabei eine chemische Veränderung mit der Kohle kaum vor sich geht, gewinnt das Material ein wesentlich anderes Aussehen, so

---

\*) Man teilt die Tertiärzeit ein in  
 Pliocän (jüngste Abteilung).  
 Miocän (Zeit unserer Braunkohlenbildungen).  
 Oligocän.  
 Eocän.  
 Paleocän (älteste, unmittelbar auf die Kreideformation folgende Bildungen).

\*\*) Später ist die Küste v. Carolina wieder gesunken. Da die Fluthöhe aber immer noch unter dem Niveau des Swamps bleibt, so ist das ohne Einfluß auf die hier besprochenen Verhältnisse.

daß ein gutes Brikett auf dem Querbruch fast einer Steinkohle ähnlich sieht. Chemisch freilich ist die Steinkohle vor der Braunkohle stets durch höheren Kohlenstoffgehalt (79—89 %) ausgezeichnet; aber doch haben beide Stoffe unleugbar eine sehr nahe Verwandtschaft, sie unterscheiden sich chemisch nur im gleichen Sinne, in dem sich Braunkohle und Torf unterscheiden, nämlich dadurch, daß die Abspaltung kohlenstoffarmer Verbindungen und die daraus folgende Anreicherung des Kohlenstoffs in der zurückbleibenden Kohle bei der Steinkohle weiter vorgeschritten ist. In den weitaus meisten Fällen ist das auf das ungleich höhere Alter der Steinkohle zurückzuführen, doch kennen wir auch Kohlen aus tertiärer Zeit die wir ihres Alters wegen als Braun-



Fig. 17. Brikettierungsanlage auf der Grube Bertha bei Groß-Räschchen.

kohlen bezeichnen, die aber äußerlich durchaus den Steinkohlen gleichen. Das sind dann Braunkohlen, die entweder durch die heiße Nähe vulkanischer Lavaergüsse, wie in der Gegend von Kassel, oder durch die ungeheuren Pressungen, die mit der Auffaltung unserer Gebirge verbunden waren, wie im bayrischen Alpengebiet bei Miesbach, stärkeren Umwandlungen ausgesetzt wurden und dadurch rascher einen ähnlichen Prozeß durchmachten, wie er ohne solche besonderen Einwirkungen erst sehr viel später zur Steinkohlenbildung führt.

Unsere Steinkohlen gehören ebenso wie unsere Braunkohlen in der Hauptsache einem einzigen Abschnitte der Erdgeschichte an, obwohl sie kaum einer Periode ganz fehlen. Man spricht deshalb in der Geologie

geradezu von einer Steinkohlen- oder Carbonformation,\*) einer Zeit, die sicher mindestens 10, vielleicht 20 oder 50 Millionen Jahre hinter uns liegt, die noch keine Laub- und Nadelhölzer kannte, wenn wir von den ausgestorbenen Cordaiten absehen, die man den Nadelhölzern anzugliedern

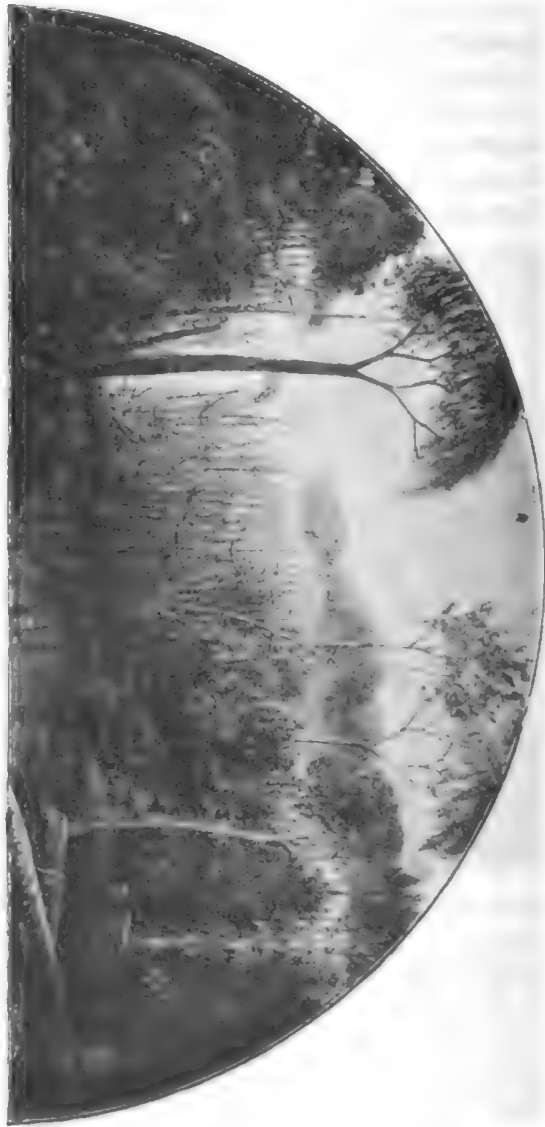


Fig. 18. Deutsches Steinkohlenwaldmoor (nach Potonie).

Links im Vordergrund ein Lepidodendron („Schuppenbaum“), links davon Baumfarne. In der Mitte des Bildes Calamarien.

Rechts, nahe der Mitte ein Cordaites, rechts davon eine Sigillarie („Siegelbaum“), im Hintergrunde Lepidodendrenwald. Die Stämme im Vordergrund vielfach mit Kletterfarnen berankt.

pflügt. Farne, Bärlappgewächse und die schachtelhalmartigen Calamarien beherrschten das Vegetationsbild der Steinkohlenzeit, soweit wir aus den noch erkennbaren Pflanzenresten in der Steinkohle und nach den

\*) Vgl. die Anmerkung S. 442.

Abdrücken in begleitenden Tonschiefern schließen dürfen. Das beigegebene Bild, (Fig. 18) das ebenso wie das oben abgebildete Braunkohlenmoor die Wiedergabe eines Wandgemäldes in der geologischen Sammlung des Kgl. Museums f. Naturkunde ist, zeigt die unserem Auge eintönig erscheinende Regelmäßigkeit im Ausbau der großen Siegel- und Schuppenbäume und die steifen Formen der Calamarien, die etwa die Rolle unseres Röhrichts im damaligen Landschaftsbilde gespielt haben mögen. Freilich würde man für diese Einförmigkeit entschädigt worden sein, wenn man auf die überraschende Mannigfaltigkeit der Baum- und Kletterfarne seinen Blick gelenkt hätte, die rings zwischen jenen Riesenformen aufsproßten. Nur das Tierleben hätte man vermißt, denn von Landwirbeltieren kennen wir aus jener Periode nur einige erste plumpe Lurchformen.

Eine ganz andere Pflanzenwelt als heute lebte in jenen Waldmooren der Steinkohlenzeit; aber das Werden der Steinkohle selbst entsprach in seinen Anfangsstadien sicherlich ganz der Bildung des Torfes und der Braunkohle. Das zeigen uns die auch in der Steinkohle zuweilen noch erkennbaren Pflanzenfasern, das zeigen uns deutlich die Wurzelstümpfe der Siegelbäume, die wir in den Steinkohlenflötzen hin und wieder ebenso aufrechtstehend finden, wie die Taxodien in der Braunkohle oder die Erlen im Torf. Auch unsere heutige Braunkohle würde einst Steinkohle werden, wenn es einzelnen Flötzen wider Erwarten glücken sollte, noch einige Jahrmillionen dem rastlosen Spürsinn des Menschen und den zerstörenden Naturgewalten zu entgehen. In der Steinkohlenzeit waren wie heute große Teile der Erde mit Waldmooren bedeckt, und wenn wir gegen Ende jener Periode durch die Gegenden des heutigen Indiens oder Südafrikas gewandert wären, würden wir noch eine andere Erscheinung gesehen haben, die im heutigen Bilde unserer Heimat wiederkehrt, nämlich die Spuren einer gewaltigen Eiszeit, die damals über weite Gebiete der Erde hinweggegangen war und die wir nach der Zeit ihres Auftretens als die carbonische Eiszeit im Gegensatz zu der uns vertrauteren diluvialen bezeichnen. In den Schichten, die sich am Ende der Steinkohlenzeit in Indien bildeten, finden wir Gerölle und Geschiebe, die jene charakteristischen Schrammungen zeigen, die den Steinen des Gletscherschuttes eigen sind, und in Südafrika sind noch so deutlich wie die Rüdersdorfer Gletscherschrammen die Kritzen zu sehen, die der Schutt der vorrückenden Eismassen in den Felsboden so viele Millionen Jahre vor unserer diluvialen Eiszeit eingegraben hat. Dieser Schutt selbst aber, die Moräne der carbonischen Gletscher, tritt uns in dem südafrikanischen „Dwykaconglomerat“ so unverkennbar entgegen, daß wir uns dem Geschiebemergel unserer märkischen Hochflächen gegenüber glauben würden.

Und damit lenkt sich unser Blick zurück zu der Heimat, von der wir ausgingen. Vor dem Blicke des Heimkehrenden taucht wieder die Vaterstadt auf, und der wirbelnde Qualm der Schornsteine mahnt uns dankbar an die Braunkohle, die dort an der Arbeit ist, uns eine warme Stätte zu schaffen. Und ebenso mahnt uns die elektrische Bahn, die uns nach Hause führt, an ihre schwesterliche Wohltäterin, die Steinkohle, die unter den Kesseln des Elektrizitätswerks ihr Leben für unsere Bequemlichkeit läßt. Wo wir hinblicken, Dampf, Elektrizität und das heißt letzten Endes — Kohlen. Was es für den Menschen bedeutet, daß in nebelferner Vergangenheit so ungeheure Kohlenmengen sich gebildet haben, das läßt sich nicht in kurzen Worten sagen, und noch ist die Frage nicht gelöst, wie unsere Kultur sich helfen wird, wenn einmal in nicht allzulanger Zeit die Kohlenvorräte erschöpft sein werden. Doch mögen das die Techniker ergründen! Wir wollen uns heute zum Schlusse die andere Frage vorlegen, was es für die Erde bedeutet hat, daß sie Zeiten solcher Kohlenbildung durchmachte.

Wir hatten im Anfange schon gesehen, wie zwischen Hochmoor und Flachmoor ein durchgreifender Unterschied bestand und wie das Hochmoor mehr oder weniger unabhängig vom Hoch und Tief des Landes sich über große Gebiete dehnen konnte, wenn die klimatischen Voraussetzungen vorhanden waren. Aber auch für die Flachmoorentwicklung spielt das Klima eine wesentliche Rolle. Die größten Moore der Mark haben sich als Flachmoore im Überschwemmungsgebiete der Flüsse gebildet, so der Spreewald, das Oderbruch und das Havelländische Luch. Für die Bildung des Torfes hatten wir es als wichtige Bedingung festgestellt, daß die abgestorbenen Pflanzenreste von der Luft abgeschlossen würden, wozu hohe Feuchtigkeit des Bodens gehört. Bei solchen Überschwemmungsmooren, wie die erwähnten Brücher sie darstellen, wird dieser Feuchtigkeitsgehalt im Winter und Frühjahr überreichlich vorhanden sein. In einem Klima mit heißem, trockenem Sommer, wie es beispielsweise Italien besitzt, wird jedoch der Hochsommer zu einer so starken Austrocknung führen, daß die Vertorfung unmöglich wird. So finden wir denn in Italien — mit Ausnahme des Po-Gebietes — keine Moore, auch keine Flachmoore mit irgend erheblicher Torfbildung. Je heißer das Klima ist, desto schneller wird einerseits die Bodenfeuchtigkeit verdunstet und desto üppiger wuchern andererseits die Pilze und andre niedere Lebewesen, die die Verwesung und damit die vollständige Zerstörung der Pflanzensubstanz im Gegensatz zur konservierenden Vertorfung fördern. Nicht nur Trockenheit, sondern auch Hitze an sich wird also der Torfbildung ungünstig sein.

Überblicken wir in grossen Zügen die klimatischen Zonen der Erde, so haben wir in den polaren Gegenden Kälte und nur geringe Niederschläge, in den gemäßigten Zonen ein in der Nähe der Meeresküsten

mehr oder weniger gleichmäßig feuchtes, im Innern der Kontinente trockneres Klima, dessen Wärme gegen den Äquator hin steigt. Es folgen an der Grenze gegen die Tropen trockne Gürtel, die im Innern der Kontinente die großen Wüsten tragen, aber auch in der Nähe der Küsten durch eine lange Trockenzeit gekennzeichnet sind. Um den Äquator herrschen dann wieder das ganze Jahr hindurch starke Regen, gepaart mit hoher Wärme.

Daß eine Moorbildung am Rande der Tropen nur ausnahmsweise zu Stande kommt, ist hiernach begreiflich. Innerhalb der Wendekreise kann für die Entstehung von Torfmooren nur das äquatoriale Gebiet selbst in Betracht kommen, wenn nicht die tropische Wärme an sich solche Bildungen verhindert. Leider sind unsere Kenntnisse vom Boden der Tropen sehr lückenhaft, doch aber können wir schon heute sagen, daß auch in den regnerischsten Äquatorgegenden Torf nicht in erheblicher Menge gebildet wird. Dafür sei als Beispiel die Niederung des Amazonenstromes angeführt. Der Riesenstrom sammelt die Niederschläge eines Gebietes von rund 6 Millionen Quadratkilometer, d. h. mehr als halb Europa, in dem dazu noch durchschnittlich im Jahre etwa 5 mal soviel Regen fällt als auf einem gleich großen Raum bei uns. Man sollte meinen, daß, wenn irgendwo, dann hier die Gelegenheit zur Moorbildung gegeben wäre. Daß Verrotfung stattfindet, beweist uns der Name des Rio Negro, der „Schwarzfluß“ genannt wird wegen des dunklen Moorwassers, das er zu Tal führt. Und doch kennt man „keinen einzigen Fall von wirklicher Torfbildung im Amazonasgebiet“.\*) Wohl findet man in den Wäldern zuweilen eine Humusschicht, deren Mächtigkeit zwischen 10 cm und 1 m geschätzt wird, aber ob es sich hier um eine dauernd wachsende Ablagerung handelt, oder ob nicht die Verwesung ebensoviel Material zerstört wie der Blätterfall liefert, ist zweifelhaft. Außerhalb der sogen. „Igapos“, der eigentlichen Sumpfwälder, bildet sich sicher kein Torf, weil die Verwesung viel zu rasch vor sich geht. Dies Ergebnis wird weniger überraschend, wenn wir bedenken, daß die mittlere Jahrestemperatur von Manaus 26° C. beträgt (gegen 9° in Berlin) und daß der tropische Urwald mit seinen Riesenbäumen unvergleichlich viel mehr Wasser verdunstet als unsere Wälder. Soviel ist jedenfalls sicher: In einem Klima, wie es heute in unseren Tropen herrscht, konnten sich keine mächtigen Kohlenflötze bilden, wie das Ramann\*\*) schon vor längerer Zeit betont hat.

Die gemäßigten Zonen sind die eigentlichen Stätten der Torfbildung. Nach den Zusammenstellungen, die Fröh und Schröter\*) in neuester Zeit

---

\*) Fröh und Schröter, Moore der Schweiz S. 137/8.

\*\*) Ztschr. d. Dtsch. Geol. Ges. 1896 S. 423—430.

\*) Fröh und Schröter, Die Moore der Schweiz mit Berücksichtigung der gesamten Moorfrage, Bern 1904. S. 150.

veröffentlicht haben, finden wir in den kühleren Klimaten der Erde geradezu eine allgemeine Neigung zur Vermoorung, so daß man von einem „Moorgürtel“ von Canada durch Mitteleuropa bis Japan sprechen kann. Aber wenn die Kühle der Erhaltung der Pflanzensubstanz förderlich ist, so hindert sie ihre üppige Erzeugung, und so wird die Menge des gebildeten Torfes nach den Polen zu gering, weil der kurze Sommer nur wenig neue Pflanzenstoffe schaffen kann. Die stärkste Torfentwicklung muß in einem Klima stattfinden, das noch feucht und kühl genug ist, damit überhaupt Torf entsteht, und in dem andererseits doch schon eine warme Sonne die üppige Entfaltung reichen Pflanzenlebens ermöglicht. So werden wir auf den südlichen Teil der gemäßigten Zone verwiesen, wo in der Tat die amerikanischen Swamps wohl zu den mächtigsten Moorbildungen der heutigen Erdoberfläche zählen, und wir erinnern uns, daß auch die mächtigsten Braunkohlenlager Norddeutschlands ein Klima voraussetzten, das dem jener Swamps entsprach. Wir wissen, daß zu Anfang der Tertiärzeit ein verhältnismäßig sehr warmes Klima auf weiten Gebieten der Erde herrschte, und im Zusammenhange damit fehlen in jener Zeit große Kohlenflötze. Erst gegen Mitte und Ende des Tertiärs, als wir aus der Pflanzenwelt bereits ein Kühlerwerden des Klimas folgern können, setzt die gewaltige Entwicklung der Braunkohle ein, und wir ahnen einen engen Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen.

Die Torfbildungen von Klinge und andere zeigen uns, daß auch in den wärmeren Pausen der Eiszeit das Moor von dem aufgetauten Boden Besitz ergriff, sie verbinden unsere heutige Zeit mit der Braunkohlenperiode zu einem riesigen Zeitraum reicher Moorentwicklung, inmitten dessen die Kälteschauer der Eiszeit liegen. Wir gehen weiter in der Geschichte der Erde zurück. Kohlen haben sich zu allen Zeiten gebildet, aber doch nach unsern heutigen Kenntnissen nicht in solcher Ausdehnung als während der braunkohlenreichen Tertiärzeit. Erst in der Steinkohlenformation tritt uns wieder eine ungewöhnliche Verbreitung und Mächtigkeit der Kohlenbildungen entgegen. Und auch hier liegt mitten in dieser Kohlenperiode eine Eiszeit, deren Spuren wir freilich, wie das natürlich ist, nicht so allgemein finden wie die der diluvialen. Weiter sehen wir, wie nach der Steinkohlenzeit vielfach Zeichen eines trocknen und heißen Wüstenklimas auftreten. In der Zechsteinzeit (obere Dyas<sup>\*)</sup>) z. B. verdunstete in Norddeutschland eine so ungeheure Menge Meerwasser, daß wir durch das zurückgebliebene Salz bei Sperenberg 900 m tief haben hindurchbohren können, ohne seinen Grund zu erreichen. Umgekehrt ist es vor der Braunkohlenzeit. Hier sehen wir vom Eocän<sup>\*\*</sup>) an mit

<sup>\*)</sup> Vgl. Anm. S. 442.

<sup>\*\*</sup>) Vgl. Anm. S. 446.



gewissen Schwankungen das Klima kühler werden. Pflanzen, die bis nach Grönland hinauf vorkamen, ziehen sich mehr und mehr nach Süden zurück, eine Erscheinung, die in der Vereisung der Diluvialzeit ihren Höhepunkt erreicht und seitdem bis auf den heutigen Tag einer langsamen Erwärmung Platz gemacht hat.

Die beiden Kohlen- und Eisperioden, die durch das jedesmalige Vorfürgehen einer Zeit starker Gebirgsbildung noch eine besondere Stellung in der Geschichte der Erde einnehmen, erscheinen uns danach als zwei ungeheure Zeiträume allgemein kälteren Klimas, getrennt durch einen durchschnittlich wärmeren Zeitraum. Wie die Wärme des Tages mit der Kühle der Nacht, wie die Hitze des Sommers mit dem Frost des Winters immer im gleichen Kreislauf wechselt, so ahnen wir eine unermeßlich langsam, aber vielleicht ebenso regelmäßig vor sich gehende Schwankung in der Wärme unserer Erdoberfläche, eine Schwankung, deren Periode nach Jahrmillionen zählt. Ist die Vermutung richtig? Noch genügen die Tatsachen für uns vielleicht nicht, um das unbedingt bejahen zu dürfen, und doch erscheint es unglaubwürdig, daß ein solcher Complex so allgemeiner Erscheinungen, wie Gebirgsbildung, Moorentwicklung und Eiszeit, zweimal in gleicher Weise wiederkehren sollte, wenn in dieser Wiederkehr nicht ein bestimmtes Gesetz läge, und so müssen wir nach unserer heutigen Erkenntnis erwarten, daß auch in ferner Zukunft auf eine jetzt beginnende wärmere Zeitenflucht eine neue Eiszeit folgen wird.

Aber wir wollen von diesen Zeiten der Kohle und des Eises nicht scheiden, ohne der bahnbrechenden Fortschritte zu gedenken, die für die Lebewelt mit ihnen verbunden waren, wenn wir auch den ursächlichen Zusammenhang dieser Dinge noch nicht kennen. In der Steinkohlenzeit haben die ersten Wirbeltiere, soweit die Versteinerungen uns Kunde geben, das Wasserleben mit dem Leben auf dem Lande, in der Luft vertauscht. Welche Fülle neuer Entwicklungsmöglichkeiten sich ihnen damit bot, das beweisen uns alle die fabelhaften Lurch-, Reptilien- und anderen Tierformen, die uns im Mittelalter unserer Erdgeschichte überraschen und unter denen schon verhältnismäßig früh auch Säugetiere auftreten. Aber dieser Schritt, so bedeutungsvoll er für die Welt der Tiere war, verschwindet neben dem Ereignis, das die Braunkohlenzeit für uns so ungemein wichtig macht. Wie mit einem Schlage setzt eine überraschend üppige Entwicklung der höheren Säugetiere ein. Noch ehe die Schatten der Eiszeit über die Erde dahingehen, entsproßt dieser wunderbaren Reihe stetig sich überbietender Entwicklungsstufen das Wesen, das, durch Sprache und Werkzeug und die Kunst, sie zu gebrauchen, sich Schritt für Schritt die Überlegenheit über das Tier erkämpft, das sich schließlich, wie nie ein anderes Geschöpf vor ihm, den Erdkreis unterwirft — der Mensch. So turmhoch erhebt er sich über seine Vorfahren

in den Taten seines Geistes, daß es noch vor wenigen Jahrzehnten als Vermessenheit galt, seinen Stammbaum von ihm abzuleiten. Wohl möchte es reizvoll erscheinen, diesem Werden nachzuspüren, aber ein Menschenleben ist zu kurz dazu. Hier wollen wir uns nur vor Augen halten, daß die beiden einschneidendsten Fortschritte in der Ahnenreihe des Menschen in die Zeiten fallen, in denen wir oben gleichsam Knotenpunkte der Erdentwicklung erkannten. Man hat verschiedene Deutungen für diesen Zusammenhang gesucht. Wir wollen uns heute mit dem Glauben begnügen, daß das Zusammentreffen so gewaltiger Erscheinungen nicht von ungefähr sein kann, sondern daß zwischen den Abschnitten in der Entwicklung der Erde und des Menschen ein enger innerer Zusammenhang besteht.

Wenn wir die rätselhaften Zeichen der Versteinerungen richtig deuten, dann waren unter jenen ersten Wirbeltieren, die zur Steinkohlenzeit auf das Land hinaufkrochen, um dauernd dort zu leben, auch die Vorfahren des Menschen. Wir selbst sind die Krone des Baumes, dessen Keim damals gelegt wurde. Ungleich vielleicht, aber stetig ist der Baum fortgewachsen durch Jahrtausende, ohne zu verkümmern, ja sein letzter Sproß überbietet alle früheren. Und so ist der Mensch wieder ein Keim zu neuem Wuchs. Neue Millionen von Jahren mögen vor uns liegen bis zur nächsten Kohlen- und Eisperiode, und wenn die Entwicklung so kraftvoll vorwärtsschreitet, wie sie es getan hat seit den ersten Lebensspuren, die wir nachweisen können, dann liegt vor uns eine Zukunft von so überwältigendem Reichtum der Möglichkeiten, daß wie immer alle dichtenden Versuche der Phantasie verblassen, verwehen vor dem Zauber der Wirklichkeit. Wenn wir mit diesem Blick in die Zukunft schauen, dann erscheint uns das, was wir Weltgeschichte nennen, nur wie ein kurzer Atemzug im Rahmen der Erdgeschichte, nur als die Kunde vom Leben und Sterben der Völker und von ihrem Ringen um den Boden, auf dem sie in der Entwicklung der eigenen Kraft die Zukunft der menschlichen Art sichern. Dem Blute aber, das in unsern Adern fließt, vertrauen wir, daß die Rolle unseres Volkes in diesem Ringen um die Zukunft, allzu geistvollen Auslegern der Weltgeschichte zum Trotz, keine vorübergehende sein möge; denn wie in jedem gesunden Volk lebt in uns das Bewußtsein: Ihr seid das Salz der Erde!

## 18. (7. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 25. Januar 1905, abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr im Bürgersaal des Rathauses.**

Vorsitzender: Herr Geheimrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXX her.

### A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt die Mitglieder namens des Vorstandes zur 1. Sitzung des neuen Jahres und ersucht um rege Beteiligung an dem am 17. März d. J. im Hotel Impérial (Schlaraffia) stattfindenden Stiftungsfest.

II. Die Kunst auf dem Lande. Unter diesem Titel wird der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege während der „landwirtschaftlichen Woche“ des Februars im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums eine Ausstellung veranstalten. Diese umfaßt in der Hauptsache eine Auswahl von typischen Abbildungen und Original-Kunstwerken aus der älteren und heutigen ländlichen Kunst (Baukunst, Handwerkskunst, Trachten u. a.). Da der Raum beschränkt ist, so kann es sich nicht um Vollständigkeit auch nur der deutschen Bauernkunst handeln, sondern nur um anregende, charakteristische Beispiele aus der früheren künstlerischen Kultur und aus den heutigen Aufgaben. Neben dem Kunstgewerbe-Museum und dem verstaatlichten Museum für Volkstrachten und Erzeugnisse des volkstümlichen Kunstgewerbes wird auch das Märkische Provinzial-Museum aus seinen reichen Schätzen manches Beachtenswerte ausstellen.

Bei der Auswahl der Gegenstände wird u. M. Herr Robert Mielke als hervorragender Sachkenner mitwirken.

III. Gesetzliches Einspruchsrecht gegen den Abbruch von Gebäuden. Anlässlich des angekündigten Abbruchs des Redernschen Palais, Berlin, Unter den Linden Nr. 1, bin ich ersucht worden, mich über die polizeiliche und rechtliche Seite vom Standpunkt der bezüglich des Denkmalschutzes bei uns bestehenden gesetzlichen Vorschriften zu äußern, und habe dies wie folgt getan.

Ein gesetzliches Einspruchsrecht ist in drei Fällen theoretisch möglich: zivilrechtlich, polizeilich und auf Grund kronrechtlicher Observanz. Zivilrechtlich kann die betr. Feuerversicherung, in Berlin die Berlinische Feuerversicherungsanstalt, und der Hypothekengläubiger Einspruch erheben, insoweit nämlich, als durch Abbruch und Verschwinden des den Hauptgrundstücksertrag verbürgenden Gebäudes die

pekuniäre Sicherheit der genannten Beteiligten gefährdet wird. Daß dieser Fall beim Redernschen Palais und bei ähnlichen Gelegenheiten, wo große, kapitalkräftige Unternehmer den Um- oder Neubau ins Werk setzen, nicht zutrifft, bedarf keiner weiteren Ausführung. Es kommen zunächst die polizeilichen Rücksichten in Frage, die, soweit es sich um den Bebauungsplan handelt, durch die örtliche Straßenbau-Polizei und, soweit die Hochbau-Interessen berührt werden, durch das Königliche Polizei-Präsidium wahrgenommen werden. Die Baufluchten werden beim Neubau Unter den Linden Nr. 1 nicht berührt, die vom Oberbürgermeister auszuübende örtliche Straßenbau-Polizei hat also keinerlei Einfluß auf die Sache. Etwas verwickelter liegt die Angelegenheit gegenüber dem Polizei-Präsidium. Hier sind die Vorschriften des Allgemeinen Landrechts Teil I Titel 8 noch heute zu Recht bestehend: „§ 35. Statuen und Denkmäler, die auf öffentlichen Plätzen errichtet werden, darf niemand, wer er auch sei, ohne obrigkeitliche Erlaubnis wegnehmen oder einreißen. — § 36. Noch weniger dürfen ohne dergleichen Erlaubnis Gebäude in den Städten, die an Straßen oder öffentliche Plätze stoßen, zerstört oder vernichtet werden.“ Nach der bei den Rechtskundigen und den öffentlichen Konservatoren herrschenden Übereinstimmung wird ein aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammendes Privathaus als ein Denkmal im Sinne des § 35, selbst wenn es von einem Schinkel her stammt, nicht angesehen. Auch herrscht bezüglich des § 36 kein Zweifel, wenn man die ihn erläuternden §§ 37. ff erwägt, daß er nur das Zerstören und Vernichten der Art, daß eine häßliche leere Baustelle oder eine unschöne Ruine übrig bleibt, im Auge hat. Also auch diese Paragraphen können im Redernschen Falle nicht angewendet werden. Sodann kommen noch zwei Paragraphen zur Erwägung: „§ 66. Doch soll zum Schaden oder zur Unsicherheit des gemeinen Wesens oder zur Verunstaltung der Städte und öffentlichen Plätze kein Bau und keine Veränderung vorgenommen werden. — § 78. Die Straßen und öffentlichen Plätze dürfen nicht verengt, verunreinigt oder sonst verunstaltet werden.“ — Es kommt hier, wie man sieht, auf die „Verunstaltung“ an. So bedauerlich es nun sein mag — wir empfinden das als Kunst- und Geschichtsfreunde vollkommen, wenn der Schinkelsche Privatbau verschwindet — so ist ein solcher Fall von den Herausgebern des Landrechts nicht gemeint gewesen, wenn es von einer Verunstaltung spricht. Eine Verunstaltung im landrechtlichen Sinne kann hier — vielleicht muß man sagen „leider“ — nicht behauptet werden. Weder der Konservator der Denkmäler des preußischen Staats noch der Polizeipräsident hat gegen die sehr eingreifende Veränderung der Redernschen Fassade, die durch den Ausbruch von Schaufenstern bereits vor einigen Jahren eingetreten ist, etwas einzuwenden vermocht und wird gegen den gänzlichen Umbau oder Abbruch und Neubau nach Lage unserer Gesetzgebung

etwas einwenden können. Bleibt nur noch das sogenannte Fassadenrecht der Krone Preußen, das teils auf grundbuchlicher Eintragung, teils auf Observanz beruht. Aber auch dieses versagt im Redernschen Falle, da es nur eintritt, wo aus Mitteln der Krone ein Haus ganz oder teilweise erbaut worden ist. Graf Redern hat seinerzeit aber das Palais aus eigenen Mitteln hergestellt. Also mit polizeilichen und gesetzlichen Mitteln ist der Abbruch des Schinkelschen Ornamentalbaues nicht zu hindern.

Das Fassadenrecht gilt auch für die zwei Residenzstädte der Provinz Brandenburg Charlottenburg und Potsdam. Vornehmlich kommt es in letzter Stadt zur Anwendung, wo die Preußischen Könige so viel für den Schmuck der Häuser und des Stadtbildes getan.

IV. In den „Mitteilungen des Bundes für Heimatschutz“, 1. Jahrg., Nr. 45, Dez. 1904, finden Sie einen Aufsatz unseres Mitgliedes R. Mielke, der sich unter der Bezeichnung „Ästhetische Interessen“ gegen einen Artikel des Professors Dr. Joseph Kohler in der D. Juristen-Zeitung „Das Recht von Denkmälern und Altertumsfunden“ richtet. Ich kann die von Herrn R. M. vorgebrachten Bedenken und Einwendungen hiergegen sowohl als Jurist als auch als Verwaltungsbeamter nur vollkommen teilen. Kohler steht anscheinend noch auf dem völlig veralteten Standpunkt, der zwischen Denkmälern und Altertumsfunden (gewöhnlich heißt es „Altertumsgegenständen“) unterscheidet. K. übersieht dabei ganz, daß wir darüber wissenschaftlich und praktisch längst fortgeschritten sind und in Übereinstimmung mit den Franzosen, Italienern, Engländern und Nordamerikanern lediglich „Denkmäler“ schlechtbin kennen, die alles zu Schützende, sei es beweglich oder unbeweglich, sei es lebendig oder nicht lebendig, sei es Natur- oder Kultur-Denkmal umfassen. Nach K. würden die meisten Natur-Denkmäler schutzlos sein. Nach K. würde z. B. in Treuenbrietzen zwar die mittelalterliche Kirche, in der Luther predigte, geschützt werden, aber nicht die uralte, schon zu Luthers Zeit schattenspendende Linde davor, unter der Luther bei großer Hitze im Freien redete. Bei Ruinen würden die malerischen Bäume und Felsen u. dgl., obwohl sie ebensogut Denkmäler sind, neben den Kultur-Denkmälern schutzlos ausgehen. K. scheint von den Fortschritten, die Gottlob! der Natur-Denkmalsschutz bereits gemacht, keine zureichende Kenntnis zu haben: bei Boston, im Staate Massachusetts, ist längs des Meeresstrandes die ganze Landschaft als Natur-Denkmal gesetzlich meilenweit geschützt, ebenso die Landschaft mit Felsen, Flüssen, Quellen, Pflanzen und Tieren im Yellowstone-Park und im Yosemite-Tal mit seinen 1000jährigen Baumriesen der *Sequoia gigantea* etc. Die preußische Regierung fördert gerade jetzt den forstbotanischen Natur-Denkmalsschutz mit löblichem Eifer, Dank der Initiative unseres um den Denkmalschutz hochverdienten Ehrenmitgliedes Professor Dr. Conwentz in allen

Teilen des Königreichs. Ebenso werden die aussterbenden selteneren Tiere, z. B. der Biber, mit Recht als „bewegliche“ und gleichzeitig „lebende“ Denkmäler der Natur geschützt, ebenso die wichtigsten großen Findlingsblöcke. Es ist wirklich bedauerlich, wie angesichts solcher Tatsachen und angesichts tatsächlich auf das notdürftigste beschränkter Schutzmaßregeln K. das bewundernswerte energische hessische Denkmalschutzgesetz vom 16. Juli 1902, welches wir in der Brandenburgia erst vor kurzem mit Freuden begrüßt haben, angreifen und dabei von einem Übermaß erdentrückter Romantik und Gefühlsjurisprudens sprechen kann. Ich meine, eher könnte man manchem Katheder-Juristen Vorhaltungen und Vorwürfe machen, der von der Natur und ihrem Schutz nichts weiß, weil er sie nach Art altdentscher gelehrter Stubenhocker nicht kennt und ihren volkstümlichen Wert nicht versteht. Diese glücklicher Weise mehr und mehr prähistorisch werdende Rasse des deutschen Professors ist leider noch immer nicht vollständig ausgestorben.

Also nochmals: Alle der Erhaltung im öffentlichen Interesse wertenden natur- und kulturgeschichtlichen Gegenstände sind „Denkmäler“, gleichviel ob sie lebendig oder tot, beweglich oder unbeweglich sind. Was als Denkmal im Streitfall zu erachten, wird durch sachverständigen Schiedsspruch festgestellt.

Vgl. auch Herrn R. Mielke's Mitteilung unter Nr. XXXI und „Mitteilungen“ a. a. O. Nr. 6, S. 86—88.

V. „Heimatschutz.“ Unter diesem Titel hat u. M. Robert Mielke auch in den „Zeitfragen. Wochenschrift für deutsches Leben.“ Jahrg. 1 vom 9. d. M., S. 6—10, einen beachtenswerten Aufsatz veröffentlicht, den ich zur weitesten Würdigung und Beherzigung ebenfalls heut Abend auslege.

Va. Die Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen teilt uns einen durch schöne Abbildungen gezierten warmen Aufruf aus der Feder des Herrn Bibliothekar Dr. Johannes Luther mit, der zur Beteiligung (Jahresbeitrag mindestens 10 M.) einladet. Ich setze diese Druckschrift angesichts des Interesses, welches auch die Brandenburgia an der Erhaltung der Zeugen unserer Vorzeit nimmt, gern in Umlauf. Protektor: Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein; Geschäftsführer: Architekt Bodo Ebhardt zu Grunewald.

VI. Das Westpreußische Provinzial-Museum 1880—1905. Eine prächtige, mit den schönsten Abbildungen kultur- wie naturgeschichtlichen Inhalts geschmückte Denkschrift, herausgegeben von u. M. Professor Conwentz zum 25jährigen Jubiläum, des unter ihm freudig erblühten vaterländischen gemeinnützigen Instituts. Wir wünschen zum ferneren Gedeihen des letzteren von Herzen alles Gute.

### B. Persönliches.

VII. Unser Ehrenpräsident Se. Exc. der Oberpräsident der Provinz Brandenburg und von Berlin, Herr von Bethmann-Hollweg hat den Charakter als Wirklicher Geheimrat,

VIII. unser Ehrenmitglied Professor Dr. Paul Aschersons anlässlich seines fünfzigjährigen Doktor-Jubiläums den Charakter als Geheimer Regierungsrat erhalten.

In beiden Fällen erlaubt sich die Brandenburgia ihre verbindlichsten Glückwünsche auszusprechen.

IX. Mit Bedauern hören wir, daß unser Ehrenmitglied Herr Professor Dr. Karl Möbins, Geheimer Regierungsrat die Stelle als I. Direktor des Zoologischen Museums der Universität wegen vorgerückten Alters niederlegt. Hoffentlich ist ihm noch ein recht langes Otium cum dignitate von einer gütigen Vorsehung beschieden.

IXa. Herr Professor Dr. W. Krause hat den Charakter als Geheimer Medizinalrat, nicht, wie versehentlich angegeben, als Geh. Reg. Rat erhalten.

X. Unsere Nachbarprovinz Pommern, namentlich die dortige Geschichts- und Altertums-Gesellschaft hat durch den Tod des am 13. v. M. zu Greifswald verstorbenen K. Universitäts-Professors Dr. Theodor Pyl einen herben Verlust erlitten. Wir sahen ihn noch auf der D. Anthropologen-Versammlung zu Greifswald im August v. J. rüstig, ohne zu ahnen, daß er der Wissenschaft, namentlich der Ortsgeschichte Greifswalds, welche ihm unendlich viel verdankt, sobald entrissen werden würde. An den Arbeiten der Brandenburgia hat er regen Anteil genommen, auch gelegentlich einiges auf die mittelalterliche Geschichte der Provinz Brandenburg und Berlin Bezügliche veröffentlicht.

XI. Soeben wird uns die Trauerkunde, daß zwei von unseren treuen Mitgliedern Herr Kommerzienrat Paul Friedenthal und Herr Rechtsanwalt Hugo Wollner leider verstorben sind.

### C. Naturgeschichtliches.

XII. Gelegentlich einer Pflugschaftsfahrt in das miocäne Braunkohlengebiet der Niederlausitz bei Groß-Räschen, speziell nach der Grube Viktoria am 20. November v. J. war die Bergwerks-Direktion so freundlich, für das Märkische Provinzial-Museum einen der an Ort und Stelle seit der Tertiärzeit wurzelnden Stamme der Sumpfcypresse als Geschenk zu bestimmen. Dieser ehrwürdige und gewichtige (gegen 80 Zentner schwere) Zeuge des niederlausitzischen Urwaldes vor Hunderttausenden von Jahren ist bereits unterwegs und wird gleich nach dem neuen Museumsgebäude am Märkischen Platz geschafft werden. Ich benutze die Gelegenheit, um der Grubenverwaltung für diese hoch-

herzige Stiftung, insbesondere auch den Herren Direktor Lutze, Direktor Fröber, Berginspektor Bohnstedt, Prokurist Scheer und Buchhalter Frenzel für ihre Mitwirkung namens des Märk. Museums herzlich zu danken und teile eine Abbildung des Stammes auf dem Transport mit.



Über diesen in sumpfigem Gelände unweit des Meeres noch jetzt lebenden Charakterbaum (*Taxodium distichum* mioc.) habe ich Ihnen in der Brandenburgia III. 212 u. 271; IV. 147 u. 285; V. 289; VII. 362 u. VIII. 412 mancherlei mitgeteilt. Sie erinnern sich, daß dieser jetzt in Florida und Mexiko in halbtropischem Klima lebende Baum gleichwohl unser nordisches Klima verträgt, daß z. B. die über 100 Jahr alten prächtigen Exemplare im Neuen Garten zu Potsdam alljährlich Zapfen tragen und daß diese Konifere gleich unserer nordischen Lärche (*Larix decidua*) die Nadeln im Herbst abwirft. Da das *Taxodium*, wenn auch nicht geradezu ein Strandbaum, so doch immerhin ein solches Gewächs ist, das in seiner Heimat nicht allzuweit vom Meer lebt, so müssen wir eigentlich folgerichtig schließen, daß auch bei unseren Lausitzer Taxodienwäldern ein Meer nicht allzuweit entfernt in der Tertiär-Zeit gewesen sein muß. Leider sind Konchylien oder Fischreste eines solchen Meeres bisher dort nicht gefunden. Wohl aber besitzt das Märk. Museum schöne miocäne Meereskonchylien von Gühlitz in der West-Priegnitz, woselbst bekanntlich auch ausbeutungsfähige Braunkohle vorkommt.



Freilich sind bis jetzt festwurzelnde Braunkohlenwälder dort selbst nicht entdeckt, auch scheint die Braunkohlenablagerung etwas jünger zu sein.

Wie verhält sich nun der Mensch zu den Niederlausitzer Taxodienwäldern? Lebte er damals? Antwort: ja! Lebte er auch bei uns in den besprochenen Taxodienwäldern? Antwort unbestimmt. Spuren vom Menschen sind hier bisher nicht gefunden, auch recht unwahrscheinlich zu erwarten, da das Gelände Sumpfland war und in dem zur Brikettanfertigung benutztem breiigen Gemüll überhaupt nichtbotanische Gegenstände sehr schwer zu unterscheiden sind. Auch hat nach menschlichen Spuren noch niemand gesucht, leider fehlen ferner Steine, wie es scheint, daselbst gänzlich oder doch beinahe gänzlich. Wie sollen also die Zeugen für den „praeadamitischen“ Menschen hier überhaupt festgestellt werden?

Auf der andern Seite darf nicht übersehen werden, daß, wie Ihnen aus wiederholten Mitteilungen erinnerlich, sichere Spuren des Menschen aus der Facies des Puy-Courny (Central) in Frankreich festgestellt sind, Zeitgenossen des Dinotherium's im obern miocänen Tertiär. Noch viel, viel älter sind die menschlichen Spuren der Facies von Thenay, Zeit des Acerotherium's und des obern Oligocän.

An sich ist also die Vorstellung, daß zur Zeit des Blühens der Taxodienwälder in der Lausitz menschliche Wesen lebten, nicht als ungeheuerlich und völlig undenkbar zu verwerfen. Erwähnen will ich noch, daß wir bei einem frühern Besuch in Groß Räschen im „unverritzten Gebirge“ drei durch Feuer auf ein und dieselbe Art und Weise herdartig ausgebrannte riesige Taxodien-Stämme von 1 bis 2 m Höhe fanden, bei denen die Rückwand stehen geblieben war, so daß eine Art Großvaterstuhl den Herd bildete, der deutlich verkohlt war. Natürlich dachten wir an Blitzschlag und Ausbrennen dieser Baumstümpfe durch das himmlische Feuer. Auffällig war uns aber doch die merkwürdig gleichmäßige Art der Ausbrennung, dieselbe Weise der Aushöhlung mit einer wagerechten planen Fläche darin, die ich deshalb mit Herdstellen zu vergleichen die Kühnheit hatte. Auch bei unserer Anwesenheit am 20. Nov. v. J. wurde uns ein mit deutlichen miocänen Blitzspuren behafteter Baumstumpf gezeigt. Sollten also menschenähnliche Wesen damals wirklich in unseren beiden Lausitzen gelebt haben — was ich, wiederholt gesagt, keineswegs bislang behaupten darf — so war die „Erfindung“ des Feuers für sie bereits geschehen. Jedenfalls wird man dem Vorkommen menschlicher Spuren sowohl in der miocänen Braunkohle, als auch in dem benachbarten durch schöne Laubbaum-Blattabdrücke ausgezeichneten fetten miocänen Ton (z. B. von Zischau) wie auch in den miocänen Meeresablagerungen der Provinz Brandenburg (Gühlitz etc.) fortan Aufmerksamkeit schenken müssen. Bisher ist nach dieser Richtung hin, wie nochmals betont sei, absolut nicht das Geringste geschehen.

### D. Kulturgeschichtliches.

#### XIII. Roland-Rundschau.

a) Der jetzige Roland zu Brandenburg a. H. aus dem Jahre 1474, welcher an Stelle eines alten verfallenen von 1402 getreten, hat, wie ich bereits mitteilte und wie sich beim Abguß für das Märkische Museum kürzlich herausstellte, statt des Schädels eine Höhlung, die mit Erde ausgefüllt und mit üppigem Hauslauch (*Sempervivum tectorum*) bepflanzt ist. Da dieser Umstand sehr merkwürdig ist, bat ich den Herrn Oberbürgermeister von Brandenburg, Geheimen Regierungsrat Hammer, einen vorzüglichen und verlässlichen Altertumskenner, am 12. Dezember v. J., gefälligst das Rolandhaupt daraufhin nochmals einer genauen Untersuchung unterwerfen zu wollen. Herr Hammer hat hierauf folgendes geantwortet: „Die Untersuchung hat das Vorhandensein der Aushöhlung in der Schädeldecke ergeben. Es ist ein Loch von etwa 10 cm Durchmesser, welches allerdings den Eindruck macht, als ob es seit unvordenklicher Zeit besteht und zum Zwecke der Aufbringung des Busches Hauslaub ausgeführt ist.“

b) Die Ihnen hiermit vorgelegte Photographie des ehrwürdigen Rolands von Bremen verdanke ich der Güte unseres korrespondierenden Mitglieds Herrn Archivrat Dr. Sello zu Oldenburg i. Großh. Dazu sei folgendes bemerkt:

Das fünfshundertjährige Jubiläum des Bremer Rathauses wird im Mai 1905 mit großem Gepränge gefeiert werden. Eingeladen zu der Festlichkeit werden sämtliche zur Hansa einstmals gehörig gewesenen Städte, also auch Berlin. Senat und Bürgerschaft werden große Summen für Ausschmückung des ehrwürdigen Bauwerks ausgeben, auch der berühmte Rathauskeller wird nicht zurückbleiben. Aus angesehenen Herren und Damen aller Berufsklassen wird ein Ausschuß gebildet, der sich namentlich des großartig geplanten Festzuges annimmt. Wenn auch dessen Einzelheiten noch nicht feststehen, so ist doch gewiß, daß er interessant und bunt genug werden wird. Bunt genug — stehen doch die Bildsäulen an der Rathausfassade (heidnische Weltweise und christliche Heilige) in bunter Mischung: eine Nonne neben dem alten Vater Solon, Plato neben Moses, David bei Seneca, dazu Kurfürsten und Kaiser. Da werden auch im Zuge diejenigen weinseligen „Zwölf Apostel“ nicht fehlen, denen Wilhelm Hauff als Herbstgeschenk für Freunde des Weins kurz vor seinem Tode im Jahre 1827 die unsterblichen „Phantasien im Bremer Ratskeller“ gewidmet hat. Natürlich darf auch „Er“ nicht fehlen:

Roland, der Ries', vor dem Rathaus zu Bremen  
Steht er, ein Standbild, standhaft und fest.

Bei seiner Jubiläumsfeier in diesem Jahre ist er etwas zu kurz gekommen. Man hat sich mit einer Ehrenmedaille für ihn begnügt, die

allen Rolandsstädten mitgeteilt wurde. Das Versäumte soll nun nachgeholt und auch „Er“ beim Rathausfest berücksichtigt und im Festzuge nicht vergessen werden. Denn wenn auch der Roland von Berlin augenblicklich viel genannt wird, so hat doch der Bremer Roland das ältere literarische Recht, denn Hauff hat ihm 13 Jahre, bevor Willibald Alexis vom Berliner Roland erzählte, dichterisches Leben gegeben.

c) Das Schauspiel „Der Roland von Berlin“ von F. Silisius, nach dem Roman von Willibald Alexis, dessen Aufführung anfänglich von der polizeilichen Zensur in Stettin beanstandet wurde, ist nachträglich für das dortige Bellevue-Theater freigegeben. Dasselbe Stück wurde übrigens in Berlin auf dem Luisen-Theater unbeanstandet, aber ohne nachhaltigen Erfolg gegeben.

d) Roland-Reiten. Unter dieser Überschrift teilt uns durch Vermittlung unseres Mitgliedes Herrn Sekretär Adolf Gloe und seines Bruders Herrn Pastor Gloe zu Osterhever, der Direktor des Museums Dithmarsischer Altertümer zu Meldorf, Herr Goos, folgendes mit:

Das Roland-Reiten ist ein sehr altes Reiterspiel, das in Dithmarschen schon Jahrhunderte lang geübt wurde und das noch jetzt hier üblich ist. Ein Pfahl, auf dem der Roland steht, wird in die Erde gegraben. Der Roland selbst ist eine etwa mannshohe Figur mit ausgestreckten Armen. Die Rechte hält einen hölzernen Schild, die Linke einen Stab (Lanze) mit darangehängtem Aschebeutel. Die jungen Burschen reiten auf geschmückten Pferden, bewaffnet mit einem kurzen, derben Stößer an der linken Seite des Rolandes im Galopp vorbei und versetzen im Vorbeijagen dem Schilde einen Stoß. Wer den Schild zersplittert, wird als König ausgerufen; meistens erfordert es aber viele geschickt geführte Stöße. Der Roland, der in der Leibesmitte drehbar ist, fliegt bei dem Stoße schnell herum und derjenige Reiter, der sich nicht rasch von dannen macht, kommt in unliebsame Berührung mit dem Aschebeutel.

Das Rolandreiten ist noch in Gebrauch in Dithmarschen. So soll es in diesem Frühjahr (Fastnacht) in großem Umfange hier wieder gefeiert werden. Es existieren noch drei alte Rolandfiguren hier in Dithmarschen:

1. Der Meldorfer, an 300 Jahre alt, Meldorfer Museum abgebildet (Zu Schutz und Trutz am 500jähr. Jubiläum des Rolandes zu Bremen von Georg Sello, Bremen 1904, Max Nößler) Tafel III 3.
2. Der Eescher Roland, 170 Jahre alt, ebenfalls im Meldorfer Museum.
3. Der Roland in Windbergen, an 100 Jahre alt, im Besitz der Gemeinde.

Mehr Rolande sind meines Wissens nicht mehr vorhanden, es sei denn, daß der Husumer Roland\*) im Altonaer Museum dazu zu rechnen ist.

---

\*) Gemeint ist wohl der Quintaine-Roland von Garding im Eiderstedtischen, der sich im Altonaer Museum befindet, von mir bereits zweimal in der Brandenburgia erwähnt, ähnlich dem von Sello a. a. O. (Vindiciae) Taf. III Nr. 3 abgebildeten häuerlichen Quintaine-Roland zu Melldorf.

Im übrigen verweise ich auf:

- a) I. Bericht des Museums Dithm. Altertümer, Meldorf 1896. Verlag des Museums.
- b) Dr. Sello: Zu Schutz und Trutz (*Vindiciae Rulandi Bremensis*).
- c) Jahrbücher für die Landeskunde der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, III. 1 u. XX. 28; wenn ich nicht irre.“

e) Der Roland zu Wedel bei Altona, den ich wiederholt in der Brandenb. besprochen, ist von M. Trogillo Arnkiel (*Cimbrische Heyden-Bekehrung. 4. Theil. Hamburg, Gedruckt und verlegt bey Thomas von Wiering, im gülden A, B, C. bei der Börse, im Jahre 1702*) zu S. 141 ungefähr so abgebildet, wie wir ihn heute sehen. Das IX. Kapitel handelt: „Von denen Kayserlichen Rulanden, in denen Sächsischen Städten. Inhalt: 1. Von den Rulanden ingemein, und absonderlich in Süden-Elbing\*). 2. Und in Nord-Elbing. 3. Beschreibung des Rolands zu Wedel. 4. Die alte Sage vom Ursprung und Bedeutung der Rulanden, vom Helden Roland. 5. Ist von einem Münch erdichtet unter des Turpins Nahmen. 6. Ein Roland ist wahrhaftig gewesen, aber nicht im Sächsischen Krieg, daher die Rulanden nicht entstanden. 7. Sondern vom K. Carlen her Warumb? 8. Woher die Rulanden den Nahmen haben. 9. Solche Seulen sind auch bei andern Völckern gestanden. 10. Rulanden in den Städten, Flecken und Dörffern.“

Trotz dieser weitschweifigen Kapitelüberschriften gibt A. als eigene Deutung wenig. Er widerlegt die schon damals grassierenden gelehrten Irrtümer, scheint den Namen mit „Rügeland“ in Verbindung zu bringen, enthält sich aber einer bestimmten persönlichen Hypothese.

Im einzelnen sei erwähnt, aus § 1: „In denen Sächsischen Städten sind vorzeiten vieler wegen grosse mächtige Ehren-Seulen theils von Holtz, theils von Steinen aufgeführt, in Gestalt eines gewaffneten Kriegshelden gestanden, die man Rolanden oder Rulanden geheissen. Solche Rulandische Colossen sind in Süden-Elbing aufgerichtet gewesen zu Magdeburg, Brandenburg, Zerbst, Nordhusen, Halberstadt, Halle, Hallensleben, Quedlinburg, Stattberg, Bremen, und in anderen Städten. D. Joh. Gryphiander de Weichbildis Saxonice, sive Colossis Rulandinis cap. 79. pag. 283. An keinem Orth sind dieselben in grössern Werth gehalten, als zu Bremen, Winckelm. lib 4 de Notitia Hist. Politica Saxo Westphaliae cap. 3. num. 17. pag. 544.“

„§ 2. Unter den Nord-Elbingischen Sachsen im Hertzogthumb Hollstein, sind welche Rulanden gestanden zu Hamburg und stehen annoch heutiges Tages zu Wedel und Bramstätt. Zu Hamburg ist der Ruland mitten in der Stadt zum Zeichen der Freyheit, bis An. 1375

---

\*) Hierunter versteht Arnkiel das ganze südlich der holsteinischen Elbe belegene Rolandsgebiet, also auch Brandenburg, Sachsen, Anhalt etc.

gestanden. Denn wie zu der Zeit die Graffen von Hollstein, bey dem Kayser Carl dem Vierdten, der damahls zu Lübeck angekommen, klagten, dass die Hamburger sie für ihre Herren nicht erkennen, sondern eine freie Reichs-Stadt seyn wolten, hat der Kayser nach angehörter beyden Parten Nothdurfft, das Urtheil gesprochen, dass die Stadt dem Grafen von Hollstein als ihrem Landes-Herren schuldigen Gehorsam und Unterthänigkeit erweisen sollte. Darauff haben die Hamburger ihren Roland von der Brücken, da er gestanden, herunter geworffen, welche biss auff den heutigen Tag Rolands-Brücke genandt wird. — In dem Flecken Weel, oder Wedel an der Elbe stehet noch ein ansehnlicher Ruland, der An. 1651. ist erneuret, davon mit mehren folget. So ist auch im Flecken Bramstätt,\*) wie obgedacht, ein Ruland zu sehen. D. Danckw. P. 3. Chorograph. cap. 10. num. 11. pag. 240 gedencket, dass zu seiner Zeit ungefehr An. 1640 der Bramstättische Ruland umbgewehet; ist aber hernach wieder auffgerichtet. Deen An. 1666 habe bey meiner Heimreise von Leipzig diesen Ruland zu Bramstätt, wiewohl sehr alt, und schwach, mit einem Helm am Haupt, mit einem Schild am lincken Arm, und mit einem Schwerdt in der rechten Hand, und einem Brust-Harnisch aussgerüstet vorgefunden. Er muss aber nachgehends gantz verjahrt herunter gefallen seyn: Dene An. 1696. habe bey meinem Durchzug wahrgenommen, dass zu Bramstätt ein junger, oder neuer Ruland auffgestanden. Derselbe ist An. 1693. von Steinen auffgeführt, und an Gestalt fast wie der vorige formirt.“

„§ 8. Ehe wir weiter fortfahren, wollen wir den bekandten Ruland zu Wedel, welchen ich An. 1685 bey der General-Visitation in Augenschein genom̄en, nach dem Abriss des D. Majors am bemeldten Orth abbilden, und zu weiterer Nachricht dem geneigten Leser fürstellen. Es ist derselbe durch löbliche Anordnung des seeligen Herrn Johann Risten, wohlverdienten Pastoren daselbst An. 1651 erneuret, und von grauem Sandstein zierlich aussgehauen, wider errichtet.“

Folgt nun Beschreibung und Inschrift, die ich Ihnen bereits mitgeteilt.

§ 9. Schliesslich ist zu erinnern, dass vorzeiten an den Grentzen Kreutz-Bilder (auch andere Bilder) sind auffgerichtet, mit einer aussgestreckten Hand, und Schwerdt in derselben, Winckelman l. d. pag. 547.\*

§ 10. Endlich ist zu gedencken, dass diese Rulanden nicht nur in den Städten, sondern auch in den Flecken, ja so gar auch in etzlichen Dörffern vorzeiten gestanden, Winckelman. lib. 4. de Notitia Histor. Polit. Saxo-Westphaliae cap. 3. num. 20, 21, pag. 545. Es scheint, dass

\*) Jetzt Bramstedt (nicht zu verwechseln mit Bramstädt an der Bahn von Falkenburg nach Polzin) an der Bahn von Altona nach Bramstedt, liegt 48 km nördlich von Altona. — Sello, Vindiciae etc. 69, 78 u. 93.

die Rulands-Dörffer, dass ich so rede, weyland Flecken, oder zum wenigsten von grössern Ansehen als heutiges Tages gewesen.“

f. Letztere Bemerkung läßt mich nochmals auf den in letzter Sitzung besprochenen Roland zu Potzlow zurückkommen. Bekmann: Histor. Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. 1. Teil. Berlin 1751 schreibt S.: „Da nun die meisten Stäte in der Mark von den Anhaltischen Markgrafen die hohe Gerichte erhalten: so ist glaublich, dass diese säulen zu deren zeiten auch von den Stäten selbst theils zum andenken, theils zum beweiss ihrer gerechtsame aufgerichtet worden, welches auch durch das bei diesen Säulen befindliche wapen des Anhaltischen Herren, den Adler, bestätigt wird. Dass es von den Stäten selbst geschehen, ist daher zu schliessen, weil einige kleinere Stäte, ob sie wohl die hohe Gerichte bekommen, dennoch keinen Ruland haben, welchen zu errichten sie etwa die mittel nicht gehabt. — Dieses mag auch die ursach sein, dass die von Pozlow und Königsberg einen Roland von Holz gehabt: davon jene, damit es ihnen nicht bei andern zum vorwurf gereichen möchte, oder im scherz den vorwurf abzulehnen, vorgegeben: es seie der steinerne Roland von der benachbarten Stat [Prenzlau] entwendet, und sie genöhtiget worden, einen hölzernen zu setzen. Inzwischen ist doch zu verwundern, dass von dieser merkwürdigen Säule bei den Rahthäuslichen urkunden sich so gar keine nachricht findet, auch keine tradition vorhanden, woraus dessen ursprung beurtheilet werden könnte. So viel ist gewiss, dass den Vorfahren doch viel daran muss sein gelegen gewesen: weil sie selbige jederzeit in ehren gehalten, und auf die erhaltung derselben so sehr gesehen, und wann sie wandelbahr geworden, wieder ausgebessert.“

g. Der Roland zu Buch an der Elbe unfern Tangermünde in der Altmark. Heute ist der Ort ein einfaches Bauerndorf, einst war es ein Städtchen mit einer festen Burg, von der nur noch ein Wall steht. Die „Bilder aus der Altmark von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius“, Hamburg 1883, Teil I. S. 126 fig. enthalten folgendes. Der Rathhausturm stürzte 1660 ein und zertrümmerte die Rolandsäule. Sie wurde erneuert und als ein Menschenalter später eine Feuersbrunst den Kopf des neuen Roland zerstörte, ward auch dieser Verlust schnell ersetzt. Mächtige Locken, ein zierliches Schnurrbärtchen und ausdruckslose gelangweilte Gesichtszüge sind die Eigentümlichkeiten dieses neuen Rolandkopfes. Eine Abbildung gibt Parisius S. 126. Das Haupt ist darauf mit einem Efeukranz geschmückt, worüber später noch mehr. Der Bucher Roland ist auch unter die Dichter gegangen durch das Sprachrohr des Andreas Stürmer, der bei der großen Elbüberschwemmung am 2. April 1845 Hütejunge in Diensten des Schulzen war. Er läßt den Roland selber das Klagelied anstimmen, um das Unglück des Dorfes zu schildern:

Ich grauer Held, ich großer König,  
 Ich bin von lauter Stein gemacht,  
 Mit meinem hölzern Säbel schlag' ich  
 Die Feuerflamm und Wasserkraft u. s. w.

Besonders ergreifend beklagt der alte Roland das Los der Pflegebefohlenen des Dichters:

Mich dauert nur das arme Vieh,  
 Wo stand es jemals nasser?  
 Nur wenig stand bis an die Knie,  
 Sonst bis zum Bauch im Wasser.

Die Jugend von Buch hält die Rolandssäule hoch in Ehren. Erblickt sie doch in ihr ein Abbild von Jung Roland, dem tapfern Helden und geliebten Neffen Karls des Großen, des Kaiser Karl, der nach ihres Lehrers Chronik die Veste Buch als Missionsstation gegen die heidnischen Wenden errichtet haben soll. Pfingsten, wenn ringsum in den Dörfern die Burschen und Mädchen in Lebenslust und Freude ihr Maienfest feiern, dann marschirt im hergebrachtem Festzuge das junge Volk von Buch zum Roland. Der auserwählte Bursch klimmt in die Höhe und setzt dem Roland den grünen Efeukranz,\*) den die Mädchen gewunden haben, auf sein steinernes Haupt. So hat sich im einzigen altmärkischen Dorfe, das einen Roland besitzt, noch etwas vom alten Rolandspiel erhalten, von dem uns die Städtechroniken melden, daß es vor 600 Jahren zu Pfingsten neben dem Gral und der Artus-Tafelrunde und anderen Ritterspielen die Jugend Norddeutscher Städte bei Tanz und Lustbarkeit erfreute.

Vgl. dazu Béringuier: Die Rolande Deutschlands 1890 S. 108 und Sello, Vindiciae S. 7 u. 68. Auf Tafel X Nr. 5 das Siegel von Buch. Auf dem mit der Linken gehaltenen Schild befindet sich der zweiköpfige Adler des weiland Deutschen Reichs.

b) Der Quitzow-Stein in Legde bei Wilsnack, Kreis West-Prignitz, kein Roland. Der † Dr. Götze hat nach Mitt. u. M. Dr. Sello von einer in Legde aufrechtstehenden mit dem Reliefbild eines Ritters geschmückten Steinplatte vormals geäußert, sie sei ein Rolandbild. Auf Wunsch hat u. M. Rektor Monke die Sache mit dem eingangs vermerkten verneinenden Ergebnis aufgeklärt. Es handelt sich um den Gedächtnisstein eines Ritters von Quitzow; sobald eine bestellte Photographie eingegangen ist, werde ich auf die Sache zurückkommen.

i) Ruggiero Leoncavallos Oper „Der Roland von Berlin“ ist in Neapel aufgeführt und mit unverfälscht vesuvischer Begeisterung begrüßt worden. Aus Rathenows Tochter Elsbeth ist im dortigen

\*) Mitunter auch ein hohes Gewinde von Blumen, kronenartig.

Libretto eine „Alda“ geworden. Singt sich wohl besser. „Mafalda“, der Name einer der Töchter des jungen italienischen Königspaares, klingt ähnlich.

XIV. Menschliche Gerippe sind in letzter Zeit mehrere in der Jungfernhaide, namentlich unweit des großen Plötzensees ausgegraben worden. In den Zeitungen sprach man dabei als von Opfern schauerlicher unentdeckter Verbrechen. Auf Wunsch habe ich mich als alter und langjähriger Untersuchungsrichter in der näheren und weiteren Umgegend von Berlin darüber auf Grund meiner vielfachen Erfahrungen hierüber verneinend äußern müssen. Der Plötzensee, früher der Große Plötzensee genannt — im Gegensatz zu dem verschütteten Kleinen Plötzensee — über dem der Eckernförder Platz und die Pumpstation des IX. Radialsystems liegt, ist von jeher von Selbstmördern gern aufgesucht, man kann sagen bevorzugt worden. Schon Willibald Alexis in seinem „Roland“ schildert den Großen Plötzensee als ein tückisches, verrufenes und gefährliches Wasser, in welchem der Nix die Badenden auf den Grund zieht. Das sind wohl mehr die ellenlangen Blattstiele der gelben und weißen Seerose, die deshalb im Volke als Totenblumen gelten und in der Tat Schwimmern gefährlich werden können. Auch hat der Plötzensee an mehreren Stellen kalten Quellenzufluß, den manche empfindliche Naturen beim Baden nicht vertragen. Daher kommt die notorisch große Anzahl von Todesfällen durch Ertrinken im Plötzensee. Ehe nun die Allgemeine Preußische Kriminalordnung im Jahre 1805 erschien, verfuhr man mit dergleichen Wasserleichen sehr summarisch. Die Dorfgerichte (d. h. Schulze und Schöppen), in Forsten der zuständige Forstbeamte, erschienen, und wenn an der Leiche bei oberflächlicher Besichtigung nichts Verdächtiges wahrgenommen ward, so wurde die Leiche an oder nahe der Fundstelle ohne weiteres, selbstverständlich ohne Sarg, eingegraben. Daher die nicht seltenen Funde menschlicher Gerippe in der Nähe der Ufer der Havel, der Dahme und der Spree. Später mußte das ordentliche Gericht (Kreisgericht, Kreisgerichts-Kommission) zugezogen und der Staatsanwaltschaft Kenntnis gegeben werden. Nur auf deren Antrag wurde eine gerichtsarztliche Sektion veranlaßt. Dies geschah sehr selten, und wenn die Leichen nicht von Angehörigen reklamiert wurden, erfolgte die Bestattung nach wie vor an Ort und Stelle. Sehr spät haben sich, wegen der entstehenden Kosten, die Gemeinden entschlossen, entweder die unbekanntenen Toten auf ihren Gottesäckern zu bestatten oder sogar, wie es auch in rühmlicher Weise der Forstfiskus im Grunewald getan, einen eigenen Friedhof für die unbekanntenen Leichen, gemischt mit agnoszierten Selbstmördern, anzulegen. Bekannt ist von Sylt her der Begräbnisplatz, den die Gemeinde Westerland für die von der Nordsee angetriebenen Leichen gestiftet und mit der sinnigen Inschrift geschmückt hat: „Heimatstätte für Heimatlose“.



XIVa. Die Heilige Geistkirche zu Berlin gerettet. Indem ich hinsichtlich der alten Umgebung auf den Plan XIII S. 192 verweise, teile ich folgendes mit: Auf Beschluß des Ältesten-Kollegiums der Kaufmannschaft ist die Erhaltung des Gebäudes unserer etwa aus dem Jahre 1313 stammenden, also bald 600 Jahre alten ehrwürdigen Heilige Geistkirche genehmigt worden. Das Bauwerk wird auf drei Seiten freistehend erhalten, nach dem Vorgarten, nach der Heiligen-Geist-Gasse und nach der Spandauerstraße zu, unter angemessener stilgerechter Renovierung außen und innen. Das Gebäude soll an der Rückseite mit dem Neubau der kaufmännischen Akademie verbunden und als Bibliotheks- beziehungsweise Lesesaal verwendet werden. Von dem beweglichen Inventar geht dem Märkischen Provinzial-Museum dasjenige, dessen Erhaltung im geschichtlichen Interesse erwünscht ist, zur Aufbewahrung und Aufstellung zu. Der Bethabara-Stiftung für gefallene Mädchen in Weißensee, Albertinenstraße 23, sind die wohl erhaltenen Glocken aus Bronzeguß, eine davon mittelalterlich, zum Geschenk überwiesen worden. Man kann unserer Kaufmannschaft nur Dank wissen, daß sie trotz des mit der Bauprojekt-Umarbeitung verbundenen, nicht unbedeutlichen Zeitverlustes und der nicht geringen Mehrkosten gegen den ursprünglichen Plan dieses Wahrzeichen der mittelalterlichen Geschichte unserer Reichshauptstadt gerettet hat.

U. M. Herr Stadtrat Dr. Max Weigert, dem wir als dem stellvertretenden Vorsitzenden der Kaufmannschaft, die Erhaltung des Kirchleins mit zu verdanken haben, teilte mir mit, daß um dasselbe zahlreiche beerdigte Leichname, meist sehr zerfallene Gerippe, zum Vorschein kommen. Herr Kustos Buchholz ergänzt dies dahin, daß es sich um den alten Hospitalkirchhof der H. G. K. handelt. Die Skelette gehören auffallend vielen sehr alten, sicher über 80 Jahre alt gewordenen Personen (darunter viele Frauen) an. Als die an die Kirche anstoßenden Häuser in der Spandauer- und Neuen Friedrichstraße vor 100 bis 200 Jahren gebaut wurden, sind bereits viele alte Gräber hier zerstört worden. Die ältesten Beerdigungen dürften bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts zurückreichen und dehnten sich unter den jetzigen Börsengebäuden bis an das sumpfige Spreeufer fort. In diesem waren noch früher wendische Pfahlbauten errichtet, welche der frühesten Vorzeit Berlins angehören.

Bei einer Besichtigung des Baugrundes vor einigen Tagen stellte ich fest, daß derselbe aus gutem gelben Sande besteht; an einer Stelle befindet sich eine ausgedehnte Schicht Branderde mit vielen Kohlen, dieselbe rührt vielleicht von der Feuersbrunst her, welche das Auffliegen des Pulverturms am 12. August 1721 veranlaßte. Es war dies einer der alten Stadtbefestigungstürme von Berlin, er ist auf dem erwähnten Plan S. 192 zu sehen. Eben sind dort die drei gewaltigen Lindenbäume,

ersichtlich, welche anscheinend mittels Kurzschnitts dachartig ausgestattet wurden, um mehr Schutz und Schatten zu verbreiten. Es sind ebendieselben drei Linden, welche u. M. Fräulein Clara von Förster in ihrem gleichnamigen Schauspiel dramatisch behandelt hat.

In der Freude ihres Herzens hat Frl. Clara von Förster der Erhaltung des Heiligen Geist-Kirchleins die nachfolgenden Verse gewidmet und der Brandenburgia zum Abdruck mitgeteilt.

### Wenn Steine predigen.

1. Im Weltgewühl, in Lärm und Hast der Straßen  
Steht hier das Kirchlein, rings so eng die Gassen!  
Vor seinem Altar ward es stumm. Kein Beten,  
Kein Glockenlaut, kein Sang! Sie all' verwehten!
2. Als Zollern erst mit seines Schwertes Knauf  
An unsre Tore pochte: „Auf! Tut auf!“  
Da stand das Kirchlein schon im Totengarten,  
Und seine Priester da des Hochamts warten.
3. Vor seinem Altar flehten sie: „Erbarmen,  
Gott, Gott, da oben! Schütz' uns vor den Armen  
Des neuen trutz'gen Herrn, aus Nürnberg kommen!  
Was soll der Fremde denn uns Märkern frommen?“
4. Vor seinem Altar bat Herr Hans George  
Der neue Herr, schon väterlich: „Du Sorge,  
Vom Himmel hoch; laß Unschuld nicht vergehn!  
Laß Lindenwurzeln dicke Kron' erstehen!
5. Vor seinem Altar ward Te deum sungen  
Nach Krieg und Nöten, als der Sieg errungen.  
Vor seinem Altar tünnten Jubelweisen:  
„Daß Zollern unser ward, dich, Herr, wir preisen!“
6. Vor seinem Altar alles Lieben, Hassen,  
Das Menschenherz hat aufwärts steigen lassen.  
Auf seinen Stufen beugte sich die Schuld;  
Von seinem Kruzifix kam Sündern Huld.
7. Vor seinem Altar ist es ausgeklungen  
Das fromme Lied, das sie im Kirchlein sungen;  
Doch: „Hallelujah! Fort die Axt! Gerettet!  
An's Menschendasein bleibt sie noch gekettet!
8. Mit seinen Fliesen, seinen festen Mauern,  
Die sechs Jahrhunderte, — o, Ehrfurcht! — dauern,  
Mit seiner Wölbung aus vergang'nen Tagen,  
Wird's wohl noch manchem eine Predigt sagen.

Cl. v. F.

XV. Martin Žunković, k. u. k. Hauptmann zu Mostar in der Herzegowina: Wann wurde Mitteleuropa von den Slaven besiedelt? Nach dem Verfasser sind die Slaven das mitteleuropäische Urvolk, daß sie im 5. und 6. Jahrhundert eingewandert, sei falsch, und betrachtet der Verfasser der mit großem Fleiß mosaikartig zusammengetragenen Schrift diese als „Beitrag zur Klärung eines Geschichts- und Gelehrtenirrtums.“ Verf. findet die Slaven überall, nordsüdlich von Island und England bis Italien und westlich bis Frankreich. S. 4.: „Die Slaven sind allem Anscheine nach ein in Mitteleuropa autochtones, bis weit in die Diluvialzeit zurück durch sprachliche Spuren nachweisbares Volk.“ (Vgl. auch S. 92, 101, 103.) Es scheint, daß Z. auch den Tertiär-Menschen als slavisch kennt. Beiläufig gräbt der Verf. sich in noch tiefere geologische Epochen ein, S. 94: „Der Mensch hat die Saurier der Jura- und Kreidezeit noch gekannt und wahrscheinlich ist auch der Urmensch derjenige, der dieser verhaßten Fauna selbst — bis auf das Krokodil und die sonst unschädlichen Saurier als Leguan, Chamäleon, Basilisk u. a. — ein Ende bereitet hat.“ Nach S. 111 vermutet Herr Z. sogar „die ununterbrochene Begleiterscheinung des Menschen während der Bildung der Kohlenlager!“

Alle germanischen, romanischen, keltischen und sonstigen Namen des Gebiets, die irgend einen Anklang an ein slavisches Wort haben, leitet Herr Z. als Abkömmlinge vom Slavischen ab, an Stelle der indogermanischen oder arischen Ursprache schwebt ihm eine slavische Ursprache vor.

Arme Germanen! für euch ist in der slavischen Urwelt kaum ein Plätzchen gelassen. Auch der Himmel und die Götterwelt ist slavisch. Also ein linguistischer und geologischer, ein archäologischer und mythologischer Panslavismus, wie er vollständiger kaum erdacht werden kann.

XVI. Über Märkische Ortsnamen sprach unser verehrtes Mitglied Herr Oberlehrer a. D. Rudolf Grupp in dem uns befreundeten Verein für Geschichte der Mark Brandenburg am 14. v. M. nach dem vorliegenden Bericht in fesselnder Weise unter Aufstellung folgender 4 Leitsätze.

a. Die Namen auf — dorf sind mit Deutschen meist (nicht aber immer) im Genetiv stehenden Personennamen.

b. Die märkische Endung — in in Ortsnamen ist nichts weiter als eine lokale Schwächung der altgermanischen Endung — ing oder — ingen. Die sämtlichen Ortsnamen der Mark auf — in lassen sich zwanglos auf Personennamen zurückführen, die durch Förstemann und Winkler bezeugt sind.

c. Die Ortsnamen auf — itz sind die Genitive der in ihnen enthaltenen Personennamen. Alle märkischen Ortsnamen auf — itz (mit Ausnahme der auf — witz lassen sich zwanglos auf Personennamen

zurückführen, deren Genitive sie sind. Die Endung — witz ist aus wise, wische oder wisk (Wiese) entstanden, zum Teil Flurnamen.

d. Die Endung — owe oder ow oder au ist deutsch; die Endung owo ist polnisch. Die mit owe oder ow oder au gebildeten Ortsnamen sind zum Teil Flurnamen, zum Teil sind sie von Personen abgeleitet.

Wenn man dies erwägt und damit die Quälereien im „Landbuch der Mark Brandenburg“ des Dr. Heinrich Berghaus liest, der sich bemüht, womöglich alle märkischen Namen aus dem Wendischen, wenn es nicht anders geht, aus dem Russischen abzuleiten, so kann man nur bedauern, daß Berghaus es nicht mit dem Deutschen wenigstens versucht hat. Und was wird Herr Martin Žunković gar erst zu den wohldurchdachten Gruppschen Deutungen sagen?

XVII. In ähnlichem germanistischen Fahrwasser bewegen sich zwei Veröffentlichungen, die Herr Professor Oberlehrer a. D. Dr. Joseph Sanneg in Luckau freundlichst mitteilt:

a. „Zur Deutung altdentscher Vornamen“ in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 19. Jahrg. 1904. Nr. 12, S. 342 bis 344 und

b. „Die deutschen Kosenamen mit ihren Vollnamen. Ein Ratgeber bei der Wahl eines Taufnamens.“

Namentlich das letztgedachte sehr reichhaltige, wenn auch nicht ganz vollständige Schriftchen möge in weiten Kreisen Eingang finden und die noch immer verbreitete Sitte, richtiger Unsitte, deutschen Kindern französische oder englische Vornamen (Louis, Amélie, James u. dgl.) zu geben, beseitigen helfen. Aus der mit Bienenfleiß zusammengestellten Übersicht erhellt eine Fülle schöner wohlklingender, echt heimatlicher Vornamen, warum also in die Ferne schweifen. Mir ist gesagt, daß ein hiesiger mit zahlreichen Kindern gesegneter Professor dieselben zur bessern Unterscheidung mit Quartus, Quintus, Sextus, Septimus, Octavus, Nonus, Decimus (die Mädchen natürlich mit der Endung a) standesamtlich belegt habe. Auch dieser ausgiebigen hochachtbaren Familie hätte wirklich mit noch schöneren und mehr vaterländisch klingenden Namen gedient werden können. — Der billige Preis von 50 Pf. empfiehlt das Sannegsche Büchlein auch für die unbemitteltesten Familien.

XVIII. Ich überreiche Bd. XVII, 2. Hälfte der Forschungen zur Brandenb. und Preußischen Geschichte mit reichem Inhalt. Für unsere Heimatforschung hebe ich daraus hervor Archivar Dr. Kretschmar: Die Allianzverhandlungen Gustav Adolfs mit Kurbrandenburg im Mai und Juni 1631. — Archivar Dr. Heinemann, Stettin: Zur Geschichte der ältesten Berliner Zeitungen. Es sind jetzt Nummern aus dem Jahre 1617 bekannt. — Kammergerichtsrat Dr. Holtze: Neues zum Müller Arnoldschen Prozesse. Bekannt ist Friedrichs II. gewalttätiges Eingreifen vom 11. Dezember 1779 und

sein Machtspruch vom 1. Januar 1780, wonach er die Räte Graun, Friedel, Busch, Banal und Neumann sowie den Hoffiskal Schlecker zur Kassation, einjähriger Festungshaft und zum Schadensersatz verurteilt. Während der Haftzeit in Spandau hat der Regierungsrat Neumann ein Tagebuch geführt, das sich im Nachlaß des Kammergerichtsrats Friedel befand und in dessen Familie vererbt ist. Man ist gewöhnlich der Meinung, daß es den unschuldig Verurteilten dort besonders hart ergangen ist. Dies war nicht der Fall, sie lebten, wie uns Neumann verrät, sehr angenehm. Das erst durch das Textbuch von Strauß genialer Operette „Die Fledermaus“ eingeführte, geflügelt gewordene Wort „ein fideles Gefängnis!“ hätte schon auf den „Kerker“, in denen die Herren Friedel und Genossen „schmachteten“ angewandt werden können. Muntere Feste folgten sich, so am Namenstage der Querulantin Rosine Arnold, Tarokpartien, Diners beim Kommandanten, Spaziergänge, Besuche in der Stadt, Liebestächelmächtel u. dgl. mehr, so daß die Staatsgefangenen es fast bedauern konnten, daß diesem Kerker-Idyll durch die am 6. September 1780 auf Befehl Friedrich Wilhelms II. erfolgte Haftentlassung ein Ende gemacht wurde. —

Als Kuriosum erwähnen wir aus S. 278 Beilage zur Allgemeinen Zeitung München 1904 Nr. 97. Die älteste Karte mit dem Namen Berlin (aus dem Jahre 1501). Sie wird nach Mitt. in Nr. 99 demnächst durch die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen publiziert werden.

Endlich sei noch erwähnt der Aufsatz des Herrn Dr. Thimme-Hannover: General von Prittwitz und der 18./19. März 1848. Es handelt sich darum, wer ist an den politischen und besonders militärischen Fehlern am Revolutionstage in Berlin schuldig: Prittwitz oder der König. Mit vollem Recht, nach meiner ziemlich genauen Kenntnis der Verhältnisse (Aussagen von Ohrenzeugen) trug, wenn von Schuld bei der mit elementarer Wucht überall in Europa einbrechenden gewaltsamen Auflehnung und Umwälzung überhaupt die Rede sein kann, der gutherzige, aber schwachmütige Monarch die Schuld der Ereignisse, keineswegs sein Diener, der kommandierende General. Dieser Auffassung neigt sich mit guten Gründen auch Thimme zu.

XIX. Ein Schlachtdenkmal für Großbeeren ist seitens der städtischen Behörden bewilligt worden. Die Ausführung des Entwurfs von u. M. Baurat Ludwig Hoffmann wird 11 500 M erfordern. Die Stelle ist unsern Mitgliedern bekannt vom 19. Mai 1897 (Brandenb. VI, S. 75 flg.) her, als die Brandenburgia Großbeeren besuchte, und Herr Pfarrer Parisius das Geschichtliche, unser verstorbenes lebenswürdiges Mitglied General-Leutnant von Erckert von dem Windmühlenhügel herab das Militärische des Schlachttages vom 23. August 1813 erläuterte. Die Mühle mußte wegen Baufälligkeit und Überflüssigkeit, auch weil sie der

Rieselwirtschaft hinderlich erschien, entfernt werden. So ist es ein das Herz jedes Heimatkundigen erfreuender Beschluß, daß diese Stelle, von der herab gegen die Franzmänner operiert wurde, durch eine obeliskartige Steinsetzung gekennzeichnet werden soll, welche das Brustbild Bülows in einem Bronzereliefmedaillon und eine Widmung mit der Unterschrift „die Stadt Berlin“ enthalten wird. Diese Unterschrift wünschte die Stadtverordneten-Versammlung in der Sitzung vom 18. d. M. hinzugefügt, worauf der Magistrat gern eingegangen ist. Das Nähere ist ersichtlich aus der folgenden Vorlage (J.-Nr. 3668 Kan. III. 04) — zur Beschlußfassung —, betreffend die Errichtung eines Denksteins auf dem Schlachtfelde von Großbeeren.

Von dem Ortsverein Großbeeren ist angeregt worden durch Wiederaufbau der vor Jahren abgerissenen Mühle oder durch Errichtung eines Aussichtsturmes oder eines Denksteins ein Erinnerungszeichen auf dem Schlachtfelde von Großbeeren zu errichten. Wir sind dieser Anregung gefolgt und haben uns im Einverständnis mit der Deputation für die städtischen Kanalisationswerke und Rieselfelder für Errichtung eines Denksteins entschieden. Der Denkstein soll an dem Standort der abgebrochenen sogenannten holländischen Mühle westlich vom Dorf Großbeeren errichtet werden.

Diese Stelle ist von der in geringer Ferne vorbeiführenden Berlin-Anhaltischen Eisenbahn aus zu sehen. Der Denkstein soll wie aus dem beigefügten Entwurf ersichtlich in ganz einfacher Pyramidenform in einer Höhe von 7 m und einer Breite von 5,50 m errichtet werden. Bei solchen Dimensionen würde er von den vorbeifahrenden Zügen aus zu sehen sein. An ihm sollen zwei eiserne Tafeln angebracht werden; an der Vorderseite mit der Inschrift:

„Zur Erinnerung an die siegreiche Schlacht von Großbeeren  
am 23. August 1813“,

an der Rückseite mit einem von Professor Siemering nach den Materialien des Rauchmuseums anzufertigenden Reliefs des Generals von Bülow und der Inschrift:

„Diesseits Berlins sollen unsere Gebeine bleichen; nicht jenseits  
der Spree“,

einem dem General von Bülow zugeschriebenen Ausspruche vor der Schlacht bei Großbeeren.

Die Kosten für Errichtung des Denksteins belaufen sich nach dem beigefügten Kostenanschlage der Bau-Deputation, Abteilung I, auf 9000 M und die des Reliefs anschlagnäßig auf 2800 M.

Den Standort und die Inschrift des Denkmals haben wir im Einvernehmen mit der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes gewählt.

Die Stadtverordneten-Versammlung ersuchen wir um folgende Beschlußfassung:

Die Versammlung genehmigt die Errichtung eines Denksteins auf dem Schlachtfelde von Großbeeren und ist damit einverstanden, daß die Kosten von 11 800 M durch das Extraordinarium II des Etats der städtischen Kanalisationswerke und Rieselfelder, für das Etatsjahr 1905 gefordert werden.

Berlin, den 27. Dezember 1904.

Magistrat hiesiger Königl. Haupt- und Residenzstadt  
Kirschner.

Über die Verlässlichkeit des vorgedachten geflügelten Wortes Bülows hat sich ein lebhafter Zeitungs- und wissenschaftlicher Streit entsponnen, in dem namentlich als Historiker Herr Dr. Roloff („der Tag“ Nr. 465 vom 4. Okt. 1904) eingegriffen und das Geschichtliche der Äußerung bestritten hat.

Es handelt sich offenbar um eins der geflügelten Worte, welches auf der Seelenwanderung begriffen bald so, bald anders umgemodelt wird. Dies geht am besten aus einem Artikel „Das Denkmal von Großbeeren“ in der erwähnten Zeitschrift vom 14. v. M. hervor, wo sich Herr Major Friederich vom Großen Generalstab für die Anbringung der Inschrift ausspricht. Ja, aber mit welchem Wortlaut? Der Magistrat hat, wie aus der Vorlage ersichtlich, die Fassung gewählt „Diesseits Berlins sollen unsere Gebeine bleichen, nicht jenseits der Spree!“. Friederich zitiert aber auf der 1. Seite seines gedachten Artikels „Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!“ und ebenfalls Seite 3 „Unsere Knochen sollen vorwärts Berlin bleichen, nicht rückwärts!“

Warum soll Bülow nicht eine ähnliche mit der ganzen Sachlage gegebene Äußerung getan haben? Den Beweis der Negative kann doch niemand führen, es müßten denn Zeugen da sein, die jedes von Bülow etwa vom 20. bis 23. August gefallene Wort überwacht haben und davon kann doch im Ernst nicht die Rede sein. Andererseits sprechen gerade die etwas schwankenden Wortlaute, welche aber alle genau denselben Gedanken enthalten, für die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines derartigen geflügelten Wortes.

Zu den Vorgängen bei der Schlacht von Großbeeren und den sie einleitenden Kämpfen bei Wietstock (vgl. Nr. XXX dieses Protokolls) macht u. M. Herr Architekt Karl Wilke folgende interessante Mitteilungen:

„Besonders ausgezeichnet in diesem Kampfe bei Großbeeren Ao. 1813 hat sich das sogenannte „Colbergische Infanterie-Regiment,“ das mit dem Kolben sich der feindlichen Übermacht erwehrte, da das Pulver in der Nässe eines starken Regens versagte. Nun möchte ich Sie ergebenst

um Ihre Mitwirkung bitten zur Beseitigung einer Annahme, die Geschichte zu werden droht. In allen bezüglichen Werken steht zu lesen, die „pommerschen“ Grenadiere schlugen mit dem Kolben drein mit dem Ausruf: „So fluscht et beter!“ — Diese Lesart hat dazu geführt, als wären die Pommern die Helden von Großbeeren gewesen. Tatsache ist es jedoch, daß die Mannschaft des in Colberg garnisonierenden Regiments keine geborenen Pommern, sondern Kinder der Mark waren, wie auch der Ausdruck „Fluschen“ nicht in Hinterpommern gebräuchlich ist, sondern in der Uckermark, in den Teilen von Mecklenburg und Vorpommern, die in alten Zeiten zur Uckermark rechneten, bevor die Askanier hier eine Grenze schufen. Schon zu Zeiten des „Alten Fritz“ hat das Colberger Regiment in der Uckermark seinen Mannschaftersatz gehabt. Canton- und Enrolierungslisten alter Oderberger Krieger ergeben es. Auch die von Colberg abkommandierten Soldaten zur Herstellung des Finowkanals waren aus unserer Gegend, wie ich in meinen Angaben über den Finowkanal bereits anführte.

Weitere Beweise sind die alten Kirchentafeln in Oderberg, Lunow, Brodewin, Saathen usw., wo die in den Jahren 1813/15 Gefallenen meist dem Regiment Colberg angehörten. Außerdem die Militärpapiere meines Großvaters der 1812 Enrolierter des Colberger Regiments war, wie die meines Urgroßvaters und Ururgroßvaters, die ich sämtlich besitze.

Weitere Beweise sind auch die in meinem Besitz befindlichen Monographien alter Krieger, das Marschbuch des Mousquetier Kremzow von 1812—1816, die Lebensbeschreibung des Ephraim Polack, der zu Lunow im 104. Lebensjahre verstorben ist, im Colberger Regiment von 1812—16 diente und das Treffen von Wietstock bei Großbeeren genau beschrieb.

Vielleicht tragen meine Zeilen zur Richtigstellung bei und helfen bei der Hundertjahrfeier denen Ehre geben, die diese verdienen.“

XX. Dr. Willy Spatz: Aus der Geschichte Schönebergs. Nachträge zu dem gleichnamigen Kapitel des Ersten Verwaltungsberichts. Sonderabdruck aus dem Zweiten Verwaltungsbericht der Stadt Schöneberg. Schöneberg 1904. 43 S. fol. U. M. Herr Oberlehrer Dr. Spatz gibt eine Nachlese hauptsächlich aus dem 19. Jahrhundert. Außerdem ein altes Lied:

Die armen Schulkinder zu Schöneberg beklagen sich\*) 1. des Brot-Mangels zu theurerer und wolfeiler Zeit 1685.

2. Dancken GOTT hertzlich für die reichliche Ernde:

3. Bitten umb Wind und Wasser, wegen Mehls zu Brot:

\*) „Gedruckt, nicht aus Fürwitz, sondern zum Gedächtniss, dass die Dorff-Leute musten Beckerbrot essen.“

Durch Zufall ist in der K. Bibliothek zu Berlin ein Exemplar dieses seltenen Flugblatts erhalten geblieben, worauf Prof. Dr. Johannes Bolte hingewiesen hat.



4. Bäten fleissig und täglich für unsern lieben Churfürsten und gnädigsten Herrn, und für das gantze Churfürstliche Haus:

5. Loben und preisen selig die heilige Catechismuslehre aus dem 1. Psalm.

6. Bäten zum lieben JEsuiten, umb gering Christ-Gaben.

Es folgen nun 9 Strophen als Zwischengespräch zwischen dem Lehrer und den Schulkindern gedacht.

Wie haben sich inzwischen die Zeiten in Schöneberg und auf dem Lande weit um Berlin herum geändert. Auf vielen großen Gütern wird wegen der Umständlichkeit und größern Kosten überhaupt kein Brot mehr gebacken, sondern dasselbe aus den großen Berliner Bäckereien mit Dampfbetrieb bezogen. Trotzdem mögen manche Berliner und Schöneberger lieber Landbrot essen, in der Vorstellung, es sei nahrhafter und wohlschmeckender; dies wird vom Lande bezogen oder derart in Berlin nachgeahmt, daß es wie Landbrot wenigstens äußerlich erscheint.

XXI. Berlin als Zweimillionenstadt. Nach der vorläufigen Ermittlung des Städt. Statistischen Amts, die freilich erst später zur eigentlichen Feststellung gelangt, hat Berlin mutmaßlich am 18. Dezember v. J. den zweimillionsten Einwohner erlangt. Es wird davon in manchen Blättern und an vielen Biertischen viel Wesens davon gemacht, als ob es auch hier die Masse bringen müßte. Der Volkswirt denkt auch an die wenig erfreulichen Verhältnisse, die mit der Massenzusammenhäufung in den Großstädten verbunden ist und die leider mit einer beklagenswerten Entvölkerung der Landbewohnerschaft in den östlichen Provinzen verbunden ist, denn gerade von dort ist der stärkste Zuzug nach Berlin. 1877 trat die erste Million gerade zur Zeit einer weitgehenden wirtschaftlichen Zerrüttung infolge der Überspekulationen nach dem Siegesrausch von 1871 ein.

Ein Witzblatt brachte damals das Bild der Berolina mit der Überschrift: „Eine arme Millionärin“. Und das war sie damals wirklich, die junge Reichshauptstadt, die heute in bester Gesundheit die Verdopplung ihrer Bewohnerschaft begeht. Aber nicht allein in bester wirtschaftlicher Verfassung, auch in ästhetischer, hygienischer und verkehrstechnischer Beziehung steht unser Gemeinwesen ganz anders da, als an der Wiege der ersten Million. Wohl sind seitdem, wie der B. L.-A. ausführt, fast drei Jahrzehnte vergangen, dennoch ist der Unterschied von damals und jetzt ein gewaltiger. Zwischen diesen beiden Marksteinen verzeichnet die Entwicklungsgeschichte Berlins den Bau und die Vollendung der Stadtbahn, die Einführung der Kanalisation und den beginnenden Ausbau des jetzt so imposanten Straßenbahnnetzes. Sie erzählt von der Beseitigung enger, finsterner Gassen und Straßen, von der trefflichen Pflasterung, den schönen Brücken an Stelle der hölzernen Flußübergänge usw. Was bei dieser Entwicklung auf Kosten

der indessen rastlos vorwärts geschrittenen Technik zu setzen ist, soll hier nicht besonders gerühmt werden. Aber eins ist offenbar sich gleich geblieben: die Naivetät, mit der damals wie heute das nahende Ereignis erwartet wurde. Auch jetzt wieder war vielfach die Meinung verbreitet, als sei der erste beste soeben ans Licht gerufene Weltbürger dazu aus-ersehen, die ersehnte zweite Million vollzumachen. Wie bei Ausstellungen das Tourniquet genau den Moment etwa des hunderttausendsten Besuchers anzeigt, der unter Fanfarenklängen die in Aussicht gestellte Prämie empfängt, so dachten sich nicht wenige die Feststellung der zweiten Million — genau auf die Minute erfolgend mit dem ersten Schrei des ausgerechnet noch fehlenden einen Kindes.

Wie gesagt, sind jetzt die Aussichten unserer Reichshauptstadt beim Anmarsch auf die dritte Million günstiger, mögen sie sich unausgesetzt verbessern. Das ist der herzliche Wunsch auch der Brandenburgia.

XXII. Salutologie. U. M. Herr Geheimer Medizinalrat Dr. Robert Behla-Potsdam teilt freundlichst einen Foliobogen mit, enthaltend den „Entwurf einer systematischen Ordnung der in Frage kommenden Gesichtspunkte der Volkswohlfahrt (Salus populi) (Salutologie)“. Diese Zusammenstellung begreift, wie Sie ersehen, das ganze Menschenleben von der Wiege bis zur Bahre in 6 Abschnitten:

- I. Säuglingsfürsorge;
- II. Kleinkinderfürsorge;
- III. Schulkinderfürsorge;
- IV. Jugendfürsorge;
- V. Männer- und Frauenfürsorge (nimmt selbstverständlich den größten Raum in 15 Kapiteln ein);
- VI. Altersfürsorge;

Da die Heimatkunde nach ihrer Abgrenzung nicht bloß die geschichtlichen, sondern auch die aktuellen Vorgänge unserer Bevölkerung umfaßt, so nehmen wir von dieser ernst durchdachten und fein gruppierten Aufstellung mit Dank und besonderer Hochachtung vor dem Verfasser Kenntnis.

In dem Kapitel V Nr. 14 (Höhere Bildung, Ethische Kultur, Allgemeine Volkswohlfahrt) vermischen wir die Erwähnung der „Ständigen Ausstellung des Reichsamts des Innern für Arbeiterwohlfahrt“, Charlottenburg, Fraunhofer Straße, von deren segensreicher Wirksamkeit sich die Brandenburgia beim Besuch am 11. Oktober v. J. überzeugt hat.

XXIII. Den Bericht des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz vom 13. d. M. betr. die Monate Oktober bis Dezember 1904 lege ich zur Kenntnis vor. Das volkstümliche uns befreundete Institut hat wiederum erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen.

**XXIV. Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke.**  
Jahrg. I. Januar 1905, No. 1.

Unter diesem Titel beabsichtigt die Geschäftsstelle NW. Luisenstr. 35 fortlaufend Berichte herauszugeben, die in bestem volkstümlichen Sinne teils allgemeine wissenschaftliche Besprechungen im Gebiete der Elektrotechnik bieten, teils dem großartigen Betriebe der B. E. W. besonders gewidmet sind. Diese Hefte werden nach Bedarf, zunächst monatlich und Abnehmern sowie Freunden der Gesellschaft kostenlos zugehen. Das reich illustrierte erste Heft ist, wie Sie ersehen, vornehm ausgestattet und teils der Theorie, teils der Praxis gewidmet. Hinsichtlich des Standes der Elektrotechnik hierorts vgl. meinen Bericht über die Jubelfeier des Elektrotechnischen Vereins Bd. XIII, S. 284 No. 4.

**XXV. Die Auflösung des Königlichen Instituts für Glasmalerei zu Charlottenburg** Berlinerstr. 9 findet, wie Sie aus den Preuss. Landtagsverhandlungen ersehen haben, bereits zum 1. April d. J. statt. Die Brandenburgia hat das Institut unter Führung des kommissarischen Direktors, Direktionsassistenten Glasmalers Herrn Engel und unseres Ausschuß-Vorsitzenden Professor Dr. Georg Galland am 18. Juni 1902 besichtigt.

Dies jähe Ende ist weder besonders rühmlich noch erfreulich. Ganz überraschend kommt es freilich nicht, andere private Institute namentlich außerhalb Preußens zu München, Freiburg in Baden pp. haben das Institut technisch und, was noch bedauerlicher, auch künstlerisch bereits weit überflügelt. So stand das K. Handels-Ministerium, von dem das Institut unmittelbar ressortiert, vor der Frage, ob es dasselbe mit großem Kostenaufwand reorganisieren und auf die Höhe der derzeitigen Anforderungen bringen, oder ganz fallen lassen wolle. Als Berliner und als Heimatkundige bedauern wir die getroffene Entscheidung, wenn sie auch vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt gerechtfertigt werden kann.

So ist wieder ein kunsttechnisches Institut, auf das die Berliner und Berlin sich etwas zu Gute taten, dahin. Unwillkürlich gedenken wir hier des Unterganges der Königlichen Eisengießerei mit ihrem zierlichen Eisenguß, insbesondere Eisenfiligran-Arbeiten. Dies hochstehende ansehnliche Unternehmen wurde in der sogen. Gründerzeit nach dem französischen Kriege, unter dem Vorwand, daß der Staat keine Konkurrenzindustrie betreiben solle, erbarmungslos geopfert.

Nun ist die Glasmalerei gefolgt. Bleibt nur noch die Kgl. Porzellan-Manufaktur, die bekanntlich auch nicht allein künstlerische Arbeiten liefert, sondern auch technische, als Schmelztiegel, Leitungsröhren, Telegraphen-Isolatoren u. dgl. Möge ein gütigeres Geschick dieses jetzt noch in voller Blüte stehende kunstgewerbliche Institut vor einem ähnlichen Rückschritt und Untergang bewahren.

Es wäre sehr angenehm für die Brandenburgia, wenn ein Mitglied oder Freund derselben, und eine kurze Geschichte des Kgl. Glasmalerei-Instituts, sei es in Form eines Vortrags sei es in Gestalt eines Berichts, darbieten wollte. Ich möchte mir gestatten, hiermit dazu eine Anregung zu geben. Das Kgl. Handels-Ministerium würde dazu sicherlich aktenmäßiges Material, falls nötig, zur Verfügung stellen.

XXVI. Königsberger Goethe-Bund-Kalender für das Jahr 1905. U. M. Frl. Elisabeth Lemke hat die Güte, diese schön ausgestattete, Poesie und Prosa enthaltende Veröffentlichung mitzuteilen.

Auch hier — wie überall in Deutschen Landen — wird der Heimatschutz vertreten: „Schutz der Heimat von Carl Meißner, Dresden.“ Es handelt sich hier um die Erhaltung des Heimatbildes. C. M. führt zum Schluß Verse von Gottfried Keller an, die wir zur Beherzigung für die Gegenwart und Zukunft nicht unterlassen möchten, zu wiederholen:

„Ratzeburg will Großstadt werden  
Und schlägt die alten Linden um,  
Die Türme macht es gleich den Erden  
Und streckt gerad, was traulich krumm.  
Am Stadtbach wird ein Quai erbauet,  
Und einen Boulevard man schauet  
Vom einen bis zum andern Plan,  
Doch niemand sieht das Nest mehr an.“

Frl. Lemke erfreut uns in dem Kalender mit einer gemütlich traulichen Erzählung ihrer ostpreußischen Heimat „Bei Schulzens.“ Auch das hierbei verwendete Motto der Verf. mutet Heimatfreundliches an:

„Liebe Sonne, du wirst weiter glühen,  
Leuchtend an dem blauen Himmelszelt;  
Immer neues Leben wird erblühen  
Auf der lieben alten Erdenwelt.  
Stätten, die uns Vaterhaus und Heimat hießen,  
Werden andern dann zu eigen sein;  
Und die Wonnen, die wir heute hier genießen,  
Sind dann jener andern Recht allein.“

Wenn nur das Recht der anderen und späteren pietätvoll schonend ausgeübt wird!

## XXVII. Heimatsdichtungen.

a) Herr Dr. Wilhelm Wendland, Friedenau hat sein vieraufzügiges Lustspiel „Der Marinedirektor“ (Emden, Verlag von W. Schalbe 1904) gütigst mitgeteilt, das eine interessante Episode aus der Wiegenzeit der kurbrandenburgischen Marine behandelt. Friedrich Wilhelm, der Minister von Fuchs, der General-Direktor der Marine Benjamin Raule, der durch seine Afrikafahrten bekannte Major von der

Gröben, nach dem das von der Gröben-Ufer auf der linken Seite der Oberspree in Berlin benannt ist, der Admiral van Bevern, dem ebenfalls eine Straße gewidmet ist, verschiedene Neger, Seelente u. dgl. treten auf. Zeit 1682, 83. Raule organisierte die Kriegsflotte. Pillau in Ostpreußen, Emden im äußersten Westen wurden Flottenhäfen, eine afrikanische Handelskompagnie trat ins Leben, gegen Spanien wurde ein Kaperkrieg wegen rückständiger Subsidiengelder geführt, der in der ganzen Welt Staunen erregte, und schließlich erfolgte 1632 der Erwerb von Kolonien an der Goldküste Westafrikas. Hier setzt das Lustspiel ein.

Sie Alle kennen die Straße Raules Hof und das dicht dabei im holländischen Stil Alte Leipziger Str. 1 erbaute Haus des Marine-Direktors Raule am Durchgang zur Adlerstraße, 1679 für ihn vom Kurfürsten erbaut, der auch der Einweihung beiwohnte. 1774 erwarb der Dr. med. Kurella das Haus, dessen „Brustpulver“ noch jetzt benutzt wird, wenn auch weniger gegen Brustgebresten als zur Beförderung der Verdauung zumal bei jugendlichen Personen. Die Seidenfabrikanten Heese sen. und jun., welche die Seidenraupenzucht in Steglitz lange Zeit noch betrieben, als sie sonst in unserer Provinz schon eingeschlafen war, haben lange Zeit hier eine Seidenfabrik und ein Seidenverkaufsgeschäft betrieben, welches letztere nach der Leipziger Straße verlegt wurde. Beides ist inzwischen aufgelöst.\*)

Das Stück selbst wird durch ein an das Kap zu den drei Spitzen in Westafrika verlegtes koloniales Zwischenspiel angenehm unterbrochen, es ist mit Intriguen und Liebesspiel sinnig ausgestattet und schließt zur Zufriedenheit aller mit Ausnahme der des holländischen Gesandten Amerongen, dem für sein unlauteres Spiel vom Großen Kurfürsten die Pässe zugestellt werden. Frische und Anmut zeichnen die Dichtung aus.

XXVIII. b) Markgraf Waldemar. Ein vaterländisches Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Aufzügen von Otto Heinrich Böckler. Verf., der bereits zwei vaterländische Schauspiele: „Die letzte Schlacht“ und „Jatschko von Köpenick“ verfaßt hat, behandelt hier die rätselvollen Figur des falschen Waldemar um 1750 vom Auftreten desselben im erzbischöflichen Schloß zu Wolmirstedt bis zu seiner Abdankung. In den 3. Aufzug fällt die bekannte Lagerszene bei Heinersdorf mit dem Auftreten Kaiser Karls IV., der 4. Aufzug führt

---

\*) Die Gebrüder Heese betrieben viele Jahre den Seidenbau, die Seidenspinnerei und Seidenweberei in unserm Vorort Steglitz. Ausgedehnte Maulbeerpflanzungen dienten zur Fütterung der Seidenraupen (*Bombyx mori* L.). Als diese Tiere an einer verheerenden Krankheit, der Muscardine, zu Grunde gingen, führte die Firma den japanischen Seidenwurm mit grünlichem Kokon (*Bombyx yama-mai*) ein. Der verstorbene Rektor Rother, eine Autorität im Gebiet des Seidenbaus, leitete das leider unrentabel bleibende Institut. Jetzt erinnert an dasselbe in Steglitz noch die Filandastraße (filanda, ital., s. v. wie Spinnerei).

uns zu Ludwig dem Älteren nach Frankfurt. Waldemar rettet den Kaiser, zieht sich aber an seiner Mission verzweifelnd zurück. Das Stück, in dem nur eine weibliche, nebensächliche Figur auftritt, schließt mit einem Monolog Waldemars, hinsichtlich dessen geschichtlicher Würdigung B. sich der großen Mehrheit der Forscher anschließt, wie aus den Schlußworten erhellt:

Dem armen Vaterlande wollt' ich dienen,  
 Und mich gereut nicht, daß ich es versucht;  
 Und hofft' ich heut' noch, daß es mir gelänge,  
 Ich hielt' noch einmal es für heil'ge Pflicht! —  
 — Betrüger? — Ja! Ich habe euch betrogen,  
 Die zu betrügen selber ihr versucht;  
 Mein märkisch Land und Volk betrog ich nicht.  
 Vereitelt habe ich ein Bubenstück,  
 Zu dessen Opfer Brandenburg erkoren!  
 Und wem ein märkisch Herz im Busen schlägt,  
 Der wird nicht lang nach meinem Stammbaum fragen,  
 Und dennoch mir die Achtung nicht versagen.

Die Verse sind wirkungsvoll, die Ausdrucksweise würdig und den ernstesten Vorgängen gerecht.

### E. Bildliches.

XXIX. Das kürzlich verflossene Weihnachtsfest veranlaßt mich Ihnen die Reproduktion eines Kupferstichs Daniel Chodowieckis vorzulegen, betitelt „Christbescheerung“, wahrscheinlich auf Berlin, jedenfalls auf Norddeutschland bezüglich. Sie sehen den für die Familie, insbesondere die zahlreiche freudig erregte Kinderschar festlich aufgezputzten, mit Geschenken für Alt und Jung bedeckten Weihnachtstisch. Wie ist dieser aber erleuchtet? — Keine Spur vom Weihnachtsbaum oder der Weihnachts-Pyramide, vielmehr ist der Tisch deutlich nur mit acht auf hohe Leuchter gesteckten brennenden Kerzen geschmückt. Da wo wir den Weihnachtsbaum oder die Pyramide erwarten, steht das Hauptgeschenk, eine vollständige Damen-Garderobe auf einem Ständer, das Geschenk für die Familienmutter. Das Ganze (wieder ein Beweis, wie spät der Christ- oder Weihnachtsbaum sich bei uns eingebürgert hat. Beachten Sie gefälligst die auf dasselbe Thema bezüglichen Angaben von mir Brandenburgia V. 314, 386 und 430 sowie Band VIII. 151, wo unser Ehrenmitglied, Herr W. von Schulenburg auf eine ähnliche, aber doch vom vorliegenden etwas abweichende Weihnachtsbescherung ebenfalls nach einem Kupferstich des Daniel Chodowiecki aufmerksam macht.

XXX. Unser Mitglied, Herr Ingenieur M. Paltzow hat die große Güte gehabt, mir für das M. Pr. Museum 24 von ihm bewirkte land-

schaftliche und architektonische photographische Aufnahmen mitzuteilen, die zum Teil bei den Museumspflegschaftsfahrten hergestellt sind.

Blankensee bei Trebbin 4 mal;

Ferch am Schwielow-See 1 mal;

Wannsee vom Stolper Loch 1 mal;

Sacrow bei Potsdam 1 mal;

Eichhorst beim Werbellin-See 1 mal;

Buchholz bei Alt-Landsberg 2 mal;

Straußberg 3 mal;

Christinendorf bei Trebbin 1 mal;

Großbeeren 2 mal;

Denkmäler von Gräbern am 22. August 1813 bei Wietstock nahe Großbeeren gefallener Offiziere 2 mal. (Vgl. Herrn Karl Wilkes Mitt. im heutigen Protokoll zu Nr. XIX.)

Forsthaus Pechteich, Feldmark Marienwerder am Finow-Kanal 1 mal;

Britz bei Eberswalde 1 mal;

Eberswalde, St. Georgskapelle 1 mal;

Sommerfeld bei Eberswalde, vorgeschichtliche Feuerstätte und zugehörige Urnenstelle 2 mal;

Moräne bei Sommerfeld mit vielen Braunkohlenadern und kohligen Schwärzungen des Sandes und Kieses gegenüber den genannten vorgeschichtlichen germanischen Fundstellen.

XXXI. Herr Kustos Buchholz unter Vorlage eines Aquarell-Bildes, das den Marktplatz von Züllichau mit Rathaus und Laubengängen im Jahre 1845 darstellt:

Es gibt in Deutschland nur noch wenige Städte, deren Marktplatz von Häusern mit Bogenlauben (Arkaden, öffentliche Wandelhallen) eingefasst ist. Mir sind nur einige Städte in Niederschlesien, in der Oberlausitz und in Böhmen, außerdem namentlich noch Freudenstadt in Württemberg (um 1600 angelegt) und Marienburg an der Weichsel bekannt, welche letztere Stadt aber diese Eigentümlichkeit vor mehreren Jahren durch einen großen Brand eingebüßt hat. Häufiger findet man sie noch in Oberitalien, Tirol und in der Schweiz.

In der Provinz Brandenburg gibt es keine solche Stadt mehr. Es scheint auch, als wenn solche Markt-Architektur hier niemals Mode gewesen ist, denn wir finden ihre Spuren, bzw. Überreste nur in den wenigen Städten, die früher landschaftlich mit Schlesien zusammenhängen und in deren Umgebung noch heute schlesische Mundart und Sitte besteht.

So haben wir vor 4 Jahren (Monatsblatt VIII. S. 345) die letzten beiden Laubenhäuser am Markt zu Schwiebus abgebildet, die inzwischen abgebrochen sind und jetzt ersehen wir aus dem vorliegenden



Zalichau mit Rathaus.



Aquarellbild von 1845, daß auch der Markt von Züllichau von solchen Laubenhäusern umgeben war. Das Bild war damals hauptsächlich aufgenommen, um das Aussehen des Rathauses vor dessen Umbau der Nachwelt zu erhalten, aber der Blick von der Ecke der Windelgasse aus ließ darauf zugleich die anstoßenden beiden Eckhäuser, wie auch die beiden gegenüber im Hintergrunde liegenden Häuserreihen erscheinen und an diesen letzteren sind die massiven Pfeiler mit Bogen, also richtige Bogenlauben, deutlich erkennbar, während das eine Eckhaus an der Windelgasse, das nicht massiv ist, auch nur eine Laube aus Holzstielen zeigt, ähnlich wie die Schwiebuser Lauben.

Die Chronik von Züllichau berichtet leider nichts über die Entstehungszeit dieser Laubenhäuser. Da aber ein im Jahre 1633 durch die kaiserliche Soldateska entstandenes Feuer die ganze Stadt, mit alleiniger Ausnahme der Kirche und des Schlosses, in Asche legte, so kann die Erbauung erst nach diesem Jahre und zwar infolge einer allgemeinen, für den Wiederaufbau des Marktes gegebenen Ratsvorschrift stattgefunden haben. Daß eine solche Marktanlage in jener Zeit und zwar in Nachahmung oberitalienischer Städte, Mode geworden war, findet eine gewisse Bestätigung durch Freudenstadt, das um 1600 vom Herzog von Württemberg mit solcher Marktform neu gegründet wurde.

Von den Laubenhäusern in Züllichau ist heute keine Spur mehr vorhanden. Mehrere Brände haben damit gänzlich aufgeräumt und an ihrer Stelle stehen moderne Häuser. Dem damaligen Bürgermeister Wotschke, der auch sonst große Verdienste um die Vermögensverhältnisse der Stadt hat, ist es zu danken, daß er diese Eigentümlichkeit der Stadt wenigstens im Bilde der Nachwelt erhalten hat.

XXXII. Herr Dr. M. Fiebelkorn: Die künstlichen Baumaterialien Berlins (Tonziegel, Kalksandsteine, Zementmauersteine), ihre Geschichte und Herstellung (mit Demonstrationen).

Wir hoffen den Vortrag im nächsten Heft bringen zu können.

XXXIII. Nach der Versammlung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

---



## Inhalt des XIII. Jahrgangs 1904/05.

### A. Aufsätze und Vorträge.

	Seite
<b>Buchholz:</b> Hospital und Kirche zum Heiligen Geist . . . . .	183
„ Die Bronzeschwerter des Märkischen Museums . . . . .	355
„ Pläne und Ansichten von Berlin aus der Mitte des 17. Jahrhunderts . . . . .	135
<b>Fischer:</b> Berliner Zustände und Persönlichkeiten etc. . . . .	1
<b>Friedel:</b> Eolithisches, Paläolithisches, Neolithisches . . . . .	51
„ Alfred Nehring . . . . .	289
<b>Muchau:</b> Eingemauerte Segenssprüche . . . . .	201
<b>Pötters:</b> Holzschloß und Bolzenschloß . . . . .	101
„ Das letzte Waldkonzert im Grunewald . . . . .	105
<b>Scharnweber:</b> Zwei Luckauer Urkunden . . . . .	214
<b>Schulenburg, v.:</b> Mitteilungen über Nobiskrug . . . . .	196
<b>Schuster:</b> Die Herzogin Dorothea v. Preußen . . . . .	225
<b>Solger:</b> Aus den Jugendtagen der Kohle . . . . .	425
<b>Wagner:</b> Was sind Ringhen? . . . . .	216
<b>Wilke:</b> Die Schützengilde zu Oderberg i. M. . . . .	70
<b>Zache:</b> Einige Bilder zum Bau des Teltow-Kanals . . . . .	138

### B. Bücherbesprechungen.

<b>Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin 1895 bis 1900 . . . . .</b>	92
<b>Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde</b>	111
<b>Berdrow:</b> Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde . . . . .	126
<b>Berliner Kalender . . . . .</b>	271
<b>Borkenhagen:</b> Das Oderbruch . . . . .	417
<b>Brendicke:</b> Königin Luise . . . . .	269
<b>Bruchmüller:</b> Zwischen Sumpf und Sand . . . . .	417
<b>Buchholtz:</b> Die Vossische Zeitung . . . . .	362
<b>Conwentz:</b> Die Heimatkunde in der Schule . . . . .	85
„ Die Gefährdung der Naturdenkmäler . . . . .	262
<b>Denkschrift über die Beziehungen zwischen Berlin und seinen Nachbarorten . . . . .</b>	93
<b>Elbert:</b> Die Entwicklung des Bodenreliefs von Vorpommern und Rügen etc. . . . .	85, 253
<b>Geinitz:</b> Die Entwicklung der Mecklenburgischen Geologie . . . . .	86
<b>Hirsch:</b> Das Tagebuch Dietrich Sigismund v. Buchs . . . . .	350
<b>Hirschfeld:</b> Über die Kunst der Gobelinweberei . . . . .	95
<b>Holtze:</b> Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg, Preußen . . . . .	94

	Seite
<b>Klose:</b> Die Stromtiller Vorpommerns etc. . . . .	262
<b>Kotzde:</b> Schulmeister Waackerath . . . . .	272
<b>Mitteilungen</b> der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte . . . . .	418
<b>Moritz:</b> Die geographische Kenntnis von den Nord- und Ost- seeküsten etc. . . . .	131
<b>Müller:</b> Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte. .	267
<b>Naglo:</b> Die ersten 25 Jahre des elektrotechnischen Vereins .	284
<b>Ohler:</b> Markgraf Hans . . . . .	272
<b>Oppenheim:</b> Christoph Hendrich, Kurfürstl. brd. Rat . .	131
<b>Reinhardt:</b> Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissensch. Unterrichts . . . . .	165
<b>Schumann:</b> Steinzeitgräber der Uckermark . . . . .	264
<b>Sello:</b> Vindiciae Rulandi Bremensis . . . . .	337
<b>Sommerfeld, v.:</b> Beiträge zur Verfassungs- u. Ständegeschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter . . . . .	319
<b>Spatz:</b> Quellenstudien zur älteren märkischen Geschichte . .	266
<b>Straubes:</b> Märkisches Wanderbuch . . . . .	269
<b>Teltower Kreis-Kalender</b> . . . . .	61
<b>Wasserversorgung Berlins</b> . . . . .	263
<b>Weise:</b> Allgem. Vorbemerkungen über die Verhältnisse des Grauen Klosters . . . . .	313
<b>Zache:</b> Die Landschaften der Provinz Brandenburg . . . . .	329

### C. Abbildungen.

Altarschrein der Heiligengeistkirche . . . . .	189
Bauernhaus mit Türlaube z. Gröben . . . . .	35
Bauernhaus mit Spieker . . . . .	414
Bilder vom Bau des Teltow-Kanals (13 Abb.) . . . . .	138
Bronzeschwerter (4 Tfl.) . . . . .	357
Deutsche Glasmosaik-Gesellschaft Puhl & Wagner-Rixdorf . .	242
Drillingsgefäße . . . . .	322
Eingemauerte Segenssprüche (11 Abb.) . . . . .	207
Eolithe, Paläolithe, Neolithe . . . . .	48
Feuersteindolch . . . . .	95
Fingerring . . . . .	266
Fricke-Gedenkstein . . . . .	174
Heiligengeistkirche . . . . .	91
Heiligengeistviertel im Jahre 1700 . . . . .	192
Hexenschüssel . . . . .	383
Hirschhornhacke . . . . .	54
Holzschloss und Bolzenschloss . . . . .	102, 408
Kaiser Wilhelm-Gedenkstein . . . . .	319
Kohle, aus den Jugendtagen der (18 Abb.) . . . . .	425
Kruzifix aus der Heiligengeistkapelle . . . . .	188
Kunstgußplatten . . . . .	98
Mammut . . . . .	333

	Seite
Medaille deutscher Tonindustrieller . . . . .	352
Mordstein bei Herzfelde . . . . .	150
Plan von Berlitt (Ostpriegnitz) . . . . .	375
Preußisches Herrenhaus . . . . .	39
Schmiede in Nieder-Schönhausen . . . . .	354
Schützengilde in Oderberg . . . . .	71
Städtische Höhere Webeschule . . . . .	366
Steindolche . . . . .	171
Steintrog im Park zu Babelsberg . . . . .	62
Taxodium distichum . . . . .	460
Waffen aus dem Spreegrunde . . . . .	176
Wappentafel der Heiligengeistkapelle . . . . .	190
Züllichau mit Rathaus . . . . .	483

**D. Register.**

Aalfischerei 280.  
 Aal-Landpartien 325.  
 Abbildungen 61.  
 Abbruch von Gebäuden 455.  
 Aberglaube 41.  
 Aderhold, Geh. Reg.-R. 237.  
 Adler, Prof. Dr. 206.  
 Ästhetische Interessen 457.  
 Akademische Hochschule 65.  
 Albrecht, Kurf. v. Brdbg. 227.  
 Albrecht, Prof. 276.  
 Albrecht, Dr. Gust. 96, 112, 152, 161, 177, 269, 376.  
 Alt- u. Neu-Berlin 172.  
 Altertümer in Norwegen 255.  
 Ancylus-See 52.  
 Andrée-Schillmann, Schulatlas 125.  
 Annoncen-Taschenbuch 199.  
 Ansichten, altberlinische 416.  
 Anthropologie, Ethnographie 90, 162, 249.  
 Arbeiterwohlfahrtsausstellung 276.  
 Artushöfe 352.  
 Arvicoliden 127.  
 Außenkanzeln 164.  
 Ascherson, Prof. Dr. Geh. Reg.-R. 31, 257, 459.  
 Ascherson, Prof. Dr. Ferd. 23.  
 Ausschuss, Zusammensetzung 120.

●

Bär, Wochenschrift 134.  
 Barben im Müggelsee 223.

Bartels, Prof. Dr. Max 301.  
 Bartels, Photograph 273.  
 Basdorf, Porzellanmanufaktur 415.  
 Bastardfische 224.  
 Bauer, sächsischer 35.  
 Baukunst, mittelalterl. 30.  
 Baumaterialien Berlins 485.  
 Bausteine z. Gesch. d. Barnim 348.  
 Bauwerke, mittelalterl. 201.  
 Behla, Geh. Med.-Rat 478.  
 Berdrow, Hermann 126.  
 Berlin, älteste Pläne 135.  
     "    histor.-biograph. Blätter 32.  
     "    Kalender 271.  
     "    d. mittelalterliche 42.  
     "    Karte älteste 473.  
     "    niederdeutsche Sprache 406  
     "    Stadtbesetzung 43.  
     "    statistisch. Jahrbch. 284.  
     "    St. Jürgen 43.  
     "    v. Dazumal 26.  
     "    Wissensch. u. künstl. 257.  
     "    Wohlfahrtseinrichtungen 284.  
     "    Zuschauer 7.  
     "    Zweimillionenstadt 477.  
 Berlitt, Ostpriegnitz 373.  
 Bethmann-Hollweg, v. 459.  
 Beyschlag, Geh. Bergrat 263.  
 Bibliothekar. Bericht 114.  
 Biester, Journalist 11.  
 Bildliches 172, 482.  
 Birnbaum, d., in der Volkskunde 364.

- Bismarckwarte 352.  
 Bischoffswerder 11.  
 Bodenmüdigkeit 238.  
 Bodenrelief-Entwicklung 85.  
 Bökler, O. H., Dichter 32, 481.  
 Bolle, Dr. C. 28, 179.  
 Bonnet, Prof. Dr. 253.  
 Borke v., Finanzrat 11.  
 Borkenhagen, Herm. 417.  
 Bouché, Kunstgärtner 31.  
 Brandenburg a. H., Segenssprüche 201.  
 Branitz, Wanderfahrt 193.  
 Brasenia purpurea 445.  
 Braunkohlen 442.  
 Bredow v., Landrat 431.  
 Bremen, Roland 462.  
 Brendicke, Dr. Hans 269.  
 Breymann, Dr. Hans 50.  
 Brieftauben, verunglückte 47.  
 Briketts 447.  
 Bronzenadeln 170.  
 Bronzeschwerter 355.  
 Bruchmüller, Dr. W. 417.  
 Buchholz, Kustos 36, 63, 135, 176, 183,  
 274, 322, 355, 416, 483.  
 Buchholtz, Dr. A. 362.  
 Buch, Dietr. Sigismund v. 350.  
 Buchwald, Gust. v. 266.  
 Bülow, General v. 474.  
 Burgen, Erhaltung 458.  
 Burgwall an der Krampnitz 407.  
 Busch, Heinrich, Lehrer 385.  
  
 Calamarien 449.  
 Central-Kommission f. wiss. Landes-  
 kunde 56.  
 Chamisso in Greifswald 57.  
 Chodowicki, D. 482.  
 Christbescheerung 482.  
 Cöpenick, Wanderfahrt 159.  
 Colbergsches Infanterie-Rgt. 475.  
 Comenius-Gesellschaft 120.  
 „ -Ehrung 268.  
 Conwentz, Prof. Dr. 56, 85, 167, 262, 457.  
 Cottbus, Wanderfahrt 193.  
 Cranz, Aug. Friedr. 18.  
 Credner, Prof. Dr. 90, 265.  
  
 Dänemark, Quartärstudien 393.  
 Dahlem-Versuchsfelder 237.  
 Dahme-Bilder 32.  
 Deecke, Prof. Dr. 53, 253.  
 Denkmäler, vorgesch. 90.  
 Denkmalspflege 30, 59, 94, 378, 458.  
 Deutsche Stadt, die 26.  
 Dewitz v., Reg.-Präs. 90.  
 Diels, Festrede 350.  
 Diluvial-Moor b Klinge 441.  
 Dopplerit 441.  
 Dorfschmiede in Ndr.-Schönhausen 353.  
 Dorothea, Herzogin v. Preußen 225.  
 Drillingsgefäße 322.  
 Dwykakonglomerat 449.  
  
 Eckartsberga, Ortsgesch. 272.  
 Eckstein, Prof. Dr. 127.  
 Ehrenmitglieder 82.  
 Eibenbäume im Herrenhausgarten 37.  
 Eichholz, Paul, Architekt 81, 94.  
 Einteilung der prähist. Kulturen 313.  
 Eisengußplatten 96.  
 Eiszeit 433.  
 Elbe, Wassermangel 1904 391.  
 Elbert, Dr. 85, 253.  
 Elektrische Eisenbahn 171.  
 Elektrischer Verein 284.  
 Elektrizitäts-Werke 479.  
 Elfenbeinschnitzerei 62.  
 Eolithe, Paläolith, Neolith 34, 51, 121.  
 Erziehungs- und Schulgeschichte 418.  
 Euler, Schulrat Prof. Dr. 51.  
  
 Familiengeschichtliche Blätter 50.  
 Faulschlamm 433.  
 Fehrbellin 427.  
 Feuersteindolch 94.  
 Feuerstein-Eolith 24.  
 Fiebelkorn, Dr. M. 352, 485.  
 Fingerring 266.  
 Fischer, Dr. 1, 162.  
 Fischerei, 219, 244.  
 Fischereigeräte, vorgesch. 388  
 Fischereiverein d. Pr. 24, 264.  
 Fischereiliches 279, 325, 419.  
 Fischotterjagd 245.

- Fischsterben 221.  
 Fischvergiftung 219.  
 Flachmoor 439.  
 Fläming, Wasserstand 388.  
 Flurnamen d. Kr. Ruppın 364.  
 Flußnamen 397.  
 Förster, Henriette v. 175, 182.  
     „ Clara v. 470.  
 Fontane, F. C., geb. Werner 58.  
 Forellen in Eberswalde 224.  
 Forellenbarsche in der Spree 419.  
 Forschungen z. brd.-preuß. Gesch. 472.  
 Fragebogen d. Kr. Ndr.-Barnim 267.  
 Fremdsprachliche Elemente 110.  
 Fricke-Gedenkstein 173.  
 Friedel, G. R.-R. 21, 34, 37, 43, 49, 68,  
     81, 113, 161, 180, 204, 223, 237, 241,  
     249, 281, 329, 365, 378, 424, 455.  
 Friedrich d. Gr. 427.  
 Friedrich Wilhelm I. 427, 431.  
     „         „     II. 2.  
     „         „     III. 30.  
     „         „     IV. 30, 269.  
  
 Galgenholz, Volksheilmittel 387.  
 Galland, Prof. Dr. Georg 65, 285, 416.  
 Gansauge v., Rittmstr. 425.  
 Gedächtniskreuze 151.  
 Gedike, Journalist 11.  
 Geinitz, Prof. Dr. E. 86.  
 Geisler A. F. 12.  
 Gemeinde-Verw. d. Stadt Berlin 92.  
 Genealogisches 50.  
 Geologie Mecklenbg. 86.  
 Gerippe, menschliche 468.  
 Geschichtsblätter, deutsche 395.  
 Gesundheitsamt 237.  
 Giertz, Alex., Pastor 267, 320, 318.  
 Glasmalerei, Kg. Inst. f. 479.  
 Glasmosaikgesellschaft 241.  
 Gneisenau, Brief 323.  
 Gobelinweberei 95.  
 Goerke, Fr., Direktor 256.  
 Gothesche Verse 47.  
 Goldbeck, Karl 408.  
 Goldfische 247.  
 Gottsche, Prof. Dr. 123.  
  
 Graffunder, Dr. Th. 65.  
 Graue Kloster, Gymnas. 171, 341.  
 Graupe, Prof. Dr. 406.  
 Greifswalder Geogr. Ges. 265.  
 Grimme, Kreidelager 393.  
 Groß-Beeren, Schlachtendenkmal 473.  
 Groß-Räschen 413, 459.  
 Grossinger, Franz Matthäus 16.  
 Grunewald, Krähenhorst 262.  
 Grunewalds, Schutz d. 30.  
 Grupp, R., Oberl. a. D. 471.  
 Gruppe, Oberl. a. D. 60.  
 Gühlitz, Braunkoble 460.  
  
 Haberkern, Paul 172.  
 Hammelauskreiden 200.  
 Hammeltanz 48.  
 Hamster 87.  
 Handtmann, Pfarrer 163, 200.  
 Hannover, Pr. Mus. 413.  
 Hasselkamp, Otto 62.  
 Hauslauch 462.  
 Havel-Luch 425.  
 Havel, Wasserstand 389.  
 Hechtfang 224.  
 Heilige Geistkirche 90, 131, 180, 469,  
 Heimatdichtung 480.  
 Heimatkunde, Unterricht 85, 257.  
 Heimatschutz, Bund 49, 81, 128, 161,  
     256, 457, 480.  
 Heldmann, Dr. K. 338.  
 Hendrich, Christoph 131.  
 Helix hortensis, H. pomatia 155.  
 Hertzog Rudolf, Agenda 412.  
 Hexenschüssel, doppelte 383.  
 Hirsch, Prof. Dr. 350.  
 Hirschberg, Prof. Dr. Leop. 274.  
 Hirschhornhacke 170.  
 Hoehmoor 429, 439.  
 Hoffmann, Ludwig, Baurat 473.  
 Hohenzollern-Museum 26.  
 Hohenzollern, Erziehungsgesch. 269.  
 Holberg, Ludwig 2.  
 Holst Nils Olof 393.  
 Holtze, Dr. jur. 94.  
 Holzschloß 101, 408.  
 Hookst, de 75.

- Hüllen 164.  
 Hütte 78.  
 Hufeland, Gedenktafel 283.  
 Hundehaare, Volksheilmittel 388.  
 Hundeknochen, Volksheilmittel 388.  
 Hungersteine 390.  
  
 Infusorienerde 435.  
 Isochronenkarte 24.  
 Jükel, Prof. Dr. O. 24.  
 Jahrbuch der landwirtschaftl. Hochschule 264.  
 Jahrbuch der brandenburg. Kirchengesch. 267, 320.  
 Jahresberichte der Geschichtswissenschaften 268.  
 Jastorf, Urnenfriedhof 413.  
  
 Kaiser Friedrich Denkmal u. Mus. 285.  
 Kammergericht, Geschichte 94.  
 Kapellenberg b. Blankensee 96.  
 Keller, Gottfried 480  
 Kieselguhr 135.  
 Kiesgrube in Rüdersdorf 412.  
 Killisch von Horn 153.  
 Kimbrische Flut 54.  
 Kinderlied, das deutsche 274.  
 Kindermützen 353.  
 Kinderreime, Berliner 80.  
 Kirchengeschichte, Jahrbuchf. 267, 320.  
 Kirchenzucht in Schwedt a. O. 43.  
 Kirchoff, Prof. Dr. A. 56.  
 Kitzelsteine 250.  
 Klein-Ladebo b. Greifswald 252.  
 Kleist, Heinrich v. 83.  
 Klemm, Archivar 51.  
 Klewitz, Minister v. 32.  
 Klinge, Diluvialmoor 411.  
 Klima u. Torf 451.  
 Klöden v. 283.  
 Klose, Dr. H. 262.  
 Kochkunst z. Z. d. Königin Luise 58.  
 Köchern, das 77.  
 Königsberger Göthe-Bund-Kalender 480.  
 Königsmauer 64.  
 Körner, F. W. 50.  
 Körner, Dr. jur. Bernh. 51.  
 Kosenamen, altd. 472.  
 Kottmeier, Forstmeister 88.  
 Kotzde, Wilh., Lehrer 272.  
 Krähenaugen 250.  
 Krähen-Wanderungen 261, 303.  
 Krause, Prof. Dr. 257.  
 Krause, Dr. Eduard 388, 402.  
 Krebssteine, Volksheilmittel 387.  
 Krebspest 279.  
 Krebszucht 327.  
 Kreide b. Grimme 393.  
 Kremen, Stadt 426.  
 Küchenlampe, zinnerne 272.  
 Kulturgeschichtliches 50, 59, 90, 128, 167, 264, 315, 335, 395, 462.  
 Kunst auf dem Lande 455.  
 Kunsthistorischer Kongreß 257.  
  
 Landeskunde, Literatur 111, 125.  
 Landgericht I. in Berlin, Inschrift 80.  
 Landhaus-Gräben 35.  
 Landschaften der Pr. Brandenbg 329.  
 Landschaftsschutz, Polizeiverbot 255.  
 Lange, Heinrich, Oderberg 259.  
 Laubengänge, Züllichau 483.  
 Lemke, Fräulein E. 151, 364, 387.  
 Leonecavallo, Ruggiero 404, 467.  
 Lepke, Rudolf, Kunstkommissar 259.  
 Letzlingen, Jagdschloß 315.  
 Lieberose 173.  
 Linnæa baltica 52.  
 Linden, die drei 182.  
 Linumer Torf 428.  
 Litorina-Periode 52, 251, 394.  
 Lohmeyer, Theodor 397.  
 Lota vulgaris 245.  
 Luckauer Urkunden 214.  
 Luise, Königin 269.  
 Lungenkraut 78.  
  
 Maßsche prähistor. Sammlung 253.  
 Märk. Pr.-Mus. 281.  
 Märkisches Museum 415.  
 Magine Röm 408.  
 Mainz, röm.-germ. Cent.-Mus. 90.  
 Mammutfunde 330, 383.



- Mammut, jungdliches [317](#).  
 Manteuffel, v., Landesdirektor [380](#).  
 Maränen [223](#), [244](#), [328](#).  
 Marinedirektor, der [430](#).  
 Markgraf Hans, Schauspiel [272](#).  
 Markt- und Kühlhallen [158](#).  
 Martens, Eduard v. [259](#).  
 Maurer, Hermann [318](#).  
 Mendel, Joseph [257](#).  
 Merkbüchlein deutscher Ortsnamen [256](#).  
 Metzing, Firma [83](#).  
 Michaelis, Stadtschulrat [408](#).  
 Mieck, Stadtrat [348](#), [381](#).  
 Mielke, Otto [266](#), [391](#).  
 Mielke, Robert [30](#), [49](#), [62](#), [82](#), [128](#),  
[133](#), [161](#), [173](#), [256](#), [273](#), [317](#), [319](#),  
[354](#), [414](#), [457](#).  
 Möbius, Geh. Rg.-R. [22](#), [87](#), [459](#).  
 Monke, Rektor [41](#), [47](#), [48](#), [78](#), [80](#), [95](#),  
[108](#), [150](#), [170](#), [198](#), [381](#), [390](#).  
 Moorbrände [392](#).  
 Moorkulturen und Jagdtiere [127](#).  
 Mordsteine [150](#).  
 Moränen und Eiszeitbeobachtung [55](#).  
 Moritz, Oberlehrer [131](#).  
 Mosaikfirma [96](#).  
 Mumienstücken [385](#).  
 Muchau, Dr., Oberlehrer [201](#).  
 Mylius, W. Ch., [1](#).  
  
 Naturdenkmäler, Denkschrift [262](#).  
 Naturforscher und Ärzte [163](#).  
 Naturgeschichtliches [51](#), [121](#), [162](#), [301](#),  
[383](#), [459](#).  
 Naturkunde, illustr. Jahrb. [126](#).  
 Naturwissensch. Unterricht [165](#).  
 Nauen, Stadtmuseum [45](#).  
 Nedlitz, Ausgrabungen [407](#).  
 Nehring, Prof. Dr. [88](#), [126](#), [127](#).  
 Neritina fluviatilis [52](#).  
 Nerthus, illustr. Zeitschr. [304](#).  
 Netto, Dr. Friedr. [171](#), [408](#).  
 Neue Kunst [412](#).  
 Neuenhagen, Krähenhorst [262](#).  
 Neupert-Spandau [353](#).  
 Nicolai, Kaufmann [11](#).  
 Nikolaikirche, Spandau [62](#).  
 Niederlausitzer Mitteilungen [135](#), [317](#).  
 Niels Klimm [1](#).  
 Noack, Bruno [88](#).  
 Nobiskrug [196](#).  
 Nord- und Ostsee, geogr. Kenntniss [131](#).  
  
 Oderberg — Schützengilde [70](#).  
 Ohler, Ph. [272](#).  
 Offermann, Paul [329](#).  
 Oppenheim, Gust., Oberlehrer [131](#).  
 Ortsnamen, märk. [471](#).  
  
 Paltzow, Ing. [175](#), [482](#).  
 Päonien-Samenkörner [385](#).  
 Paläolith, Eolith [252](#).  
 Pelecus cultratus, Verbreitung [126](#).  
 Personen- u. Familiengeschichte [50](#), [261](#).  
 Persönliches [459](#).  
 Pflanzenwelt, Schutz der [56](#).  
 Photographien [35](#).  
 Plakette der Kgl. Akademie der  
 Wissenschaft [274](#).  
 Plankton [434](#).  
 Pniower, Prof. Dr. O. [415](#).  
 Pötters, Karl [105](#), [108](#), [408](#).  
 Pommern, Die Säugetiere [253](#).  
 Porzellanfabrikation d. Prov. Brdgbg.  
[349](#), [415](#).  
 Potsdam, Geschichtsverein [406](#).  
 Potzlow, Roland zu [399](#).  
 Prag, Altertummuseum [49](#).  
 Prägestück, kupfernes [353](#), [409](#).  
 Prenzlau, Roland zu [398](#).  
 Prittwitz, General v. [473](#).  
 Pudding-Gestein [250](#).  
 Pütz, Wilhelm [258](#).  
 Publ u. Wagner [96](#), [241](#).  
  
 Quappe [245](#).  
 Quellenbuch z. brdg.-preuß. Gesch. [267](#).  
 Quellenstellen für ältere märk. Gesch.  
[266](#).  
 Quemphas-Feier [28](#).  
 Quitzow-Stein z. Legde [467](#).  
  
 Rabe, Maler [64](#).  
 Rademacher, Refer. [318](#), [407](#).

- Raubfischer 245.  
 Rassen- und Geschlechtsbiologie 127.  
 Reichhelm, Dr. 414.  
 Reina, Burg 391.  
 Reinhardt, Prof. Dr. 165.  
 Religionsgeschichte, Congreß 163.  
 Religionswissenschaft, Archiv für 130.  
 Retra 365, 315.  
 Reuter, Fritz 30.  
 Rhin-Luch 425.  
 Rieselfelder Fischzucht 264.  
 Ringhen? 217.  
 Roland v. Brandenburg, Nacht. 283.  
   „ zu Bramstädt 464.  
   „ „ Potzlow 466.  
   „ von Berlin 404, 463.  
   „ von Buch 466.  
   „ z. Wedel 464.  
   „ -Reiten 463.  
   „ , Zeitschrift 131, 419.  
 Rolandshau 130, 133, 337, 398, 462.  
 Römisch-Germ. Cent.-Mus. i. Mainz 478.  
 Rotes Wachs 214.  
 Rüdersdorf, Altegrund 172.  
 Rutot, A. 252, 304.  
  
**Salutologie** 478.  
 Sanneg, Oberl. a. D., Prof. Dr. 472.  
 Sassafrasbäume 386.  
 Sauerstoff-Fabrik 377.  
 Saugflasche, zinnerne 317.  
 Schack, Ansichtspostkarten 273, 319.  
 Schackert-Porzellan 349.  
 Scharfenberg 179.  
 Scharnweber 76, 215.  
 Schatzmeister, Bericht d. 117.  
 Schauspiele, volkstüml. 133.  
 Schjerning, Dr. W. 24, 167.  
 Schneider, Frd. Ad. 350.  
 Schöneberg, Gesch. v. 476.  
 Schönerlinde, Schützenfest 41.  
 Schönermark, Familie 51.  
 Schraub-Medaille 324.  
 Schrecksteine 384.  
 Schriftwart, Bericht 112.  
 Schulenburg, W. v. 78, 165, 196.  
 Schulmeister Wackerat 272.  
 Schultze, Geh. Baurat 37.  
 Schumann, H., Lehrer 264.  
 Schuster, Archivrat Dr. 225, 269.  
 Schwalbensteine 250.  
 Scaphocephalus synostoticus 253.  
 Scorbicularia-Schichten 53, 251.  
 Seelmann, Prof. Dr. 30, 406.  
 Seidel, Dr., Direktor 26.  
 Seidenripsbänder 199.  
 Seekreide 434.  
 Segenssprüche 201.  
 Selbstentzündung 263.  
 Sello, Dr., Archivrat 284, 337, 462.  
 Senftenberg, Braunkohle 442.  
 Septarienton 446.  
 Siehling, Fisch, Verbreitung 126.  
 Siegelbäume 449.  
 Siewert, Max 406.  
 Silberschlag, Oberkonsistorialrat 19.  
 Silisius 463.  
 Slaven in Mitteleuropa 471.  
 Solger, Dr. Friedr. 416.  
 Sonnentau (Drosera) 440.  
 Sommerfeld, v. 349.  
 Spatz, Dr. W. 266, 268, 324, 476.  
 Spandau, Kloster 169.  
   „ Wanderfahrt 177.  
 Spree, Wasserstand 389.  
 Spreherrn v. Berlin 246.  
 Stade, Museum 315.  
 Stammbücher, alte 167.  
 Starek, Joh. Aug. 11.  
 Stechow, Bürgermeister a. D. 83.  
 Stechpalme (Ilex) 411.  
 Steinbeißer 211.  
 Steine predigen 470.  
 Steindolche 170.  
 Steinkohlen 447.  
 Steinkultus 77.  
 Steintrog im Park v. Babelsberg 62.  
 Steinzeitgräber in der Uckermark 264.  
 Stieda, Prof. Dr. 349.  
 Stiehl, Otto, Bauinspektor 81.  
 Stiftungsfest 68.  
 Straube, Führer, 151, 269.  
 Strausberg, Fischsterben 220.  
 Stromtäler Vorpommerns 262.

- Stolzesche Mühle 216.  
 Sumpf u. Sand 417.  
 Sumpfcypresse 444.  
 Sumpftorf 436.  
 Swamps 444.  
 Sylvesterkarpfen 327.  
  
 Tangl, Prof. Dr. 205.  
 Taxodium distichum 444, 460.  
 Teerschwelen 108.  
 Tellina baltica 52.  
 Teltow-Kanal 139, 438.  
 Teltower Kreiskalender 61, 351.  
 Teltow, Streifzüge 324.  
 Theaterfreunde 257.  
 Tiergarten-Gewässer 246.  
 Tierreste, diluviale 89.  
 Tierschädel als Krebsfallen 292.  
 Torf-Entstehung 428.  
 Torfmoos 439.  
 Toter Mann 48, 198.  
 Totschlag 78.  
 Trappe 149.  
 Trowitzsch, Hofbuchdruckereibes. 23.  
  
 Uckermark, Steingräber 169.  
 Uckermärk. Mus. u. Geschichtsverein  
 170, 381.  
 Uckermärk. Mus., Erwerbungen 318.  
  
 Valentinswerder 178.  
 Verbindung für histor. Kunst 36.  
 Verfassungs- u. Ständegesch. d. Prov.  
 Bdbg. 349.  
 Versammlungen 21, 37, 49, 65, 68, 81,  
 113, 153, 158, 159, 161, 177, 180, 193,  
 237, 241, 249, 276, 281, 329, 365, 377,  
 378, 455.  
 Versuchsfelder in Dahlem 237.  
 Vivatbänder 63.  
 Vögel, ästhetisch betrachtet 87.  
 Vogelwelt-Schutz 126, 333.  
 Voigt, Hermann 258.  
 Volkskundl. Gesamtverein 24, 129, 161.  
 Volkskunst 49.  
 Volkslied, sentimentales 172.  
 Volkstrachten, Mus. f. 169, 318.  
 Vorgesch. Denkmäler-Schutz 254.  
 Vorgesch. Gräber 253.  
 Vornamen, altdutsche 472.  
 Vorpommern u. Rügen, Bodenrelief 253.  
 Vorstand-Neuwahl 82.  
 Vossische Zeitung, Gesch. 362.  
  
 Waffen, mittelalt. 176.  
 Wagner, Friedrich 418.  
 Wagner, Richard 409.  
 Wald u. Wild, Schutz 88.  
 Waldemar, Markgraf 481.  
 Waldkonzert im Grunewald 105.  
 Wallé, Prof. Dr. P. 131, 260.  
 Wandteppich 61.  
 Wappenscheiben in der Kirche zu  
 Blankenburg 272.  
 Wasserstand, niedriger 388.  
 Wasserversorgung Berlins 263.  
 Webeschule, städt. 365.  
 Wegener, Wilh. Anton 216.  
 Weichbilderweiterung Berlins 93.  
 Weigert, Stadtrat 258, 469.  
 Weise, Stadtsyndikus 343.  
 Weizacker, Pommerscher 253.  
 Wendland, P. 265.  
 Wendland, Dr. Wilh. 480.  
 Werder a. H., Freihaus 412.  
 Wernecke, Pfarrer 205.  
 Wesendonk, Mathilde 409.  
 Westpreuß. Prov.-Mus. 167, 458.  
 Westprieignitz 100.  
 Wildkatze 88.  
 Wilhelm I. Gedächtnisstein 319.  
 Willibad-Alexis-Denkmal 162.  
 Wilke, K., Architekt 70, 475.  
 Wladislaus, König v. Ungarn 214.  
 Wöllner, Staatsminister 11.  
 Wüstungsverzeichnisse 395.  
 Wunderland, Fahrt ins 50  
  
 Yolanda-Periode 52.  
 Zache, Dr. E. 138, 329.  
 Zelle, R., Denkmal 83.  
 Zoologen-Kongreß 163.  
 Züllichau, Rathaus 483.  
 Zunkovič, M., k. k. Hauptm. 471.  
 Zurbonsen, Dr. Fr. 267.  
 Zustände, Berliner, d. 18. Jahrh. 1.

**Druckfehler-Berichtigungen.**

- S. 35 Z. 3 statt „darüber“ l. „daneben“.  
Z. 5 statt „darüber“ l. „darunter“.  
„ 61 Z. 15 lies „Stubenrauch“.  
„ 151 Z. 2 v. u. statt „in“ l. „im“.  
„ 159 Z. 7 v. u. l. Borgmann.  
„ 263 Z. 18 v. u. l. „selbsttätiges“.  
„ 314 in der Tabelle, rechts, Spalte 8 l. „Fascies“.  
„ 393 Z. 1 v. u. l. „kjökken möddinger“.  
„ 405 Z. 20 l. „Mollners“.  
„ 423 Z. 18 statt „1991“ l. „1901“.

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cästriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

**„Brandenburgia.“**

---

**MONATSBLATT**

DER

*Brandenburgia,*  
**GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE**

DER

**PROVINZ BRANDENBURG**

ZU

**BERLIN.**

---

**Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums**

herausgegeben

vom

**Gesellschafts - Vorstände.**

---

**XIV. Jahrgang 1905, 06.**

---

**Berlin 1906.**

**Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei  
Bernburgerstrasse 14.**



## 19. (12. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 11. Februar 1905,

Die teilnehmenden Mitglieder versammelten sich vor dem Hause Lehrter Straße 42, um die Weinkellereien der Firma J. P. Trarbach Nachfolger zu besuchen. Die Einladung dazu verdankte die Gesellschaft ihrem Mitglied Paul Kreßmann, dem Mitinhaber der Weltfirma.

Was die Besuchenden zuerst in Erstaunen setzte, war der gewaltige Umfang der Kellereien, die einen Flächenraum von ungefähr zwölf Berliner Grundstücken darstellen. Was beherbergen diese unterirdischen Räume nicht aber auch alles! Da sind die riesigen Flaschenlager für all die verschiedenen Weinsorten. Davon enthält das nur der Lagerung der Moselweine dienende allein gegen 200 000 Flaschen. Dazu gehört z. B. auch ein „Rüttelsaal“, in dem sich Apparate befinden, mittels deren der Wein in den Flaschen eventuell noch gereinigt wird. Es liegen ferner dort die gewaltigen Fässer, in denen die Bacchusgabe verwahrt wird, bis sie die Reife erlangt, um auf Flaschen gezogen zu werden. Eins dieser Fässer enthält nicht weniger als 21 500 Liter. Dann sind große Expeditionsräume dort, ein Saal, in dem die Weine geprüft werden, eine Flaschenspülerei, ein sogenannter Toilettenraum, in dem die Flaschen etikettiert und mit Kapseln versehen werden, Komtore und sogar ein Empfangssaal. All diese Räume durchwanderten wir, indem wir von der lebenswürdigen Führung jede nur gewünschte Aufklärung erhielten. Die Wanderung endete in dem Empfangssaal, in dem uns die Firma eine köstliche Bewirtung angedeihen ließ. Zu einem reichhaltigen kalten Buffet wurden uns prächtige Weine in den edelsten Sorten kredenzt. In dichterischer Vorahnung dieser uns bereiteten Genüsse verfaßte Dr. Gustav Albrecht, der sich schon oft als den Poeten unserer Gesellschaft erwiesen hat, ein Trinklied, das von den Anwesenden gesungen wurde. Wir lassen es hier folgen:

## Weinlied.

Anläßlich des Besuches der „Brandenburgia“ im Hause Trarbach  
am 11. Februar 1905 gedichtet.

(Als Manuskript gedruckt.)

Weise: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher.

Auf sonn'gen Bergen ward der Wein geboren,  
Den uns „Haus Trarbach“ beut,  
Im schönen Mosellande, auserkoren,  
Das jedes Herz erfreut.

Wie Goldes Schaum erglänzt er hell im Becher,  
Füllt unser Herz mit Lust,  
Drum singt, ihr frohen Brandenburger Zecher,  
Sein Lob aus voller Brust.

Zwar gab es hier bei uns im Märkerlande  
Auch einstmals vielen Wein,  
Bei Werder, Guben und am Oderstrande,  
Doch war er nicht grad' fein.

Wohl hat man ihn sogar in lust'gen Stunden  
Dem Markgraf aufgetischt,  
Doch sind die Rebenhügel nun verschwunden,  
Von der Kultur verwischt.

Drum eilen wir, um unsern Durst zu stillen,  
Gar schnell zum Moselquell  
Und lassen in die leeren Gläser quillen  
Der Traube Saft, so hell.

Wer lindern will mit gold'nem Feuertranke  
Uns heut des Tages Joch,  
Den nennen Freund und Bruder wir zum Danke —  
„Haus Trarbach“ lebe hoch!

Doch nicht bloß die Kellereien der Firma sollten wir besichtigen, sondern es war uns auch vergönnt, den eben vollendeten Neubau „Haus Trarbach“, Behrenstraße 47, kurz vor seiner Eröffnung in Augenschein zu nehmen. In Kremsern, die den Teilnehmern von den lebenswürdigen Wirten gestellt wurden, fuhren wir vom Nordwesten Berlins nach den Zentrum. Auch in dem stattlichen Gebäude wurden wir auf das freundlichste aufgenommen und herumgeführt. Was wir hier zu sehen bekamen, aufzuzählen, können wir uns wohl ersparen. Wir können das, zumal die Zeitungen sehr eingehende Berichte über die vornehme, nach den modernsten Prinzipien und in den feinsten



Materialien durchgeführte prächtige Inneneinrichtung brachten und wir von der im romanisierenden Stile südfranzösischer Architektur ausgeführten Fassade eine Abbildung bieten.



Auch dürfen wir wohl annehmen, daß viele unserer Mitglieder, die der Besichtigung fern blieben, das Versäumnis nachholen und als gern gesehene Gäste die Weinstuben — und hoffentlich nicht bloß einmal — besuchen werden. Viel mehr entspricht es den Bestrebungen unserer Gesellschaft, wenn wir, statt den einer langen Zukunft entgegensehenden neuen Bau zu beschreiben, hier einen historischen Rückblick auf die Stätte werfen, an der es aufgeführt ist. In einem der vielen Säle, dem Spiegelsaal, dessen Wände mit hohen, aus Redwood und Eichenholz

hergestellten Paneelen bekleidet sind, nahm die Gesellschaft auf Stühlen Platz, um den folgenden geschichtlichen Ausführungen des Herrn Kustos Buchholz über die Baustelle Gehör zu schenken.

Herr Kustos Buchholz:

Hochgeehrte Versammlung!

Wir befinden uns hier auf dem Boden eines Stadtteils, den nach seiner historischen und wirtschaftlichen Bedeutung, nach Lage- und Verkehrsverhältnissen und nach seinen architektonischen Prospekten, als der vornehmste, als das Herz der Reichshauptstadt gilt.

Als eine für die Pflege der Landes- und Ortsgeschichte bestehende Gesellschaft dürfen wir bei solcher Gelegenheit nicht unterlassen, einen Rückblick auf Entstehung und Entwicklung dieses Stadtteils, der

### Dorotheenstadt

zu werfen.

Mit Rücksicht darauf, daß diese schönen gemütlichen Hallen den Sinn der Teilnehmer doch auch nach anderen Richtungen hin beeinflussen dürften, soll dieser Rückblick möglichst kurz gefaßt werden.

Auf die erste Grundlage, die Bodengestaltung dieses Stadtteils, brauchen wir nicht erst einzugehen, weil er mit auf dem Spreetal steht, dessen Bildung von unsern Geologen schon mehrfach demonstriert worden ist.

Ebenso können wir den mehrere Jahrtausende umfassenden Zeitraum der Prähistorie überspringen, weil unsere Urahnen aus jener Zeit hier keine Spuren ihres Daseins hinterlassen haben. Von den mittelalterlichen Verhältnissen wissen wir, daß dieser Grund und Boden ein Teil der Myrica, der Stadtheide von Kölln, bildete, die sich vom Schaf- oder Landwehrgraben bis nahe an die Stadtmauern von Kölln hinzog und deren südliche Grenze ungefähr mit der heutigen Kronenstraße zusammenfällt.

Bis zu Joachims II Zeit hatten die Kurfürsten ihr Jagdrevier in der Jungfernheide. Das war nicht allein weit, sie mußten auch jedesmal erst über die lange Brücke durch Alt Berlin reiten. Da das unbequem war, so erwarb Kurfürst Joachim II diese Köllnische Stadtheide, kaufte noch einige anstoßende Bürgerländereien dazu und richtete sie zu seinem Jagdrevier ein.

Johann Georg vergrößerte dies Revier noch durch Ankauf des Spiegelschen Gartens, der ungefähr die Fläche zwischen Hausvogteiplatz und Spittelmarkt einnahm.

Zwischen diesem Garten und der heutigen östlichen Jägerstraße, also in der gegen die Stadt gerichteten Spitze des Jagdreviers, legte 1598 die Kurfürstin Katharina einen „Viehhof“ mit Milchwirtschaft

und Schweinezucht an. Dieser bestand aber nur 6 Jahre, denn der Kurfürst verwandelte ihn 1604 in einen „Jägerhof“ und errichtete ein Jägerhaus auf der Stelle der jetzigen Reichsbank an der Jägerstraße.

Als der Große Kurfürst nach den bitteren Erfahrungen, die sein Vater im dreißigjährigen Kriege gemacht hatte, sich 1658 zum Bau einer ordentlichen Befestigung der Hauptstadt entschloß, wurde dieser Jägerhof und ein Teil des Jagdreviers, bis nahe an die heutige Markgrafenstraße, in die Befestigung einbezogen.

Auf dem Schultzchen Plan von 1688 ist dieser Jägerhof mit seinen Ställen und Höfen perspektivisch dargestellt.

Der nächste Angriff auf das Jagdrevier, das damals auch schon Tiergarten genannt wurde, sollte von Norden her kommen.

Die Kurfürstin Dorothea, die 1670 das kurfürstliche Vorwerk (später Monbijou) mit den zugehörigen Ländereien zur selbständigen Bewirtschaftung erhalten hatte, konnte aus dem zwischen der Spree und dem Tiergarten liegenden, teils sandigen, teils sumpfigen Gelände keinen rechten Ertrag erzielen.

Da damals der Anbau der durch die Befestigung entstandenen dritten Stadt „Friedrichswerder“ mit 3 Groschen Grundzins pro □Ruthe dem Kurfürsten einen guten Ertrag brachte, ließ sie 1673 durch den Kurfürstlichen Baumeister Blesendorf auf der südlichen sandigen Hälfte ihres Areals drei Straßen mit Baustellen abstecken und diese für 1½ Groschen Grundzins pro □Ruthe verkaufen.

Die südlichste dieser drei Straßen zog sich unmittelbar vor dem Tiergarten hin und war nur einseitig, die Front nach dem Walde gerichtet. Die beiden andern Straßen liefen jener parallel und wurden „Mittel-“ und „Letzte“ (später Dorotheen-) Straße genannt. Zwei schmalere Quergassen, die ursprünglich nicht für die Bebauung eingerichtet waren, durchschnitten sie (die Engpässe der Charlotten- und Friedrichstraße).

Auch die Bebauung dieser „Neustadt“ hatte guten Fortgang, so daß der Kurfürst schon 1678 sich entschloß, im Tiergarten, gegenüber und gleichlaufend der ersten einseitigen Straße noch eine Reihe Baustellen zu verkaufen und aus den beiden einseitigen eine sehr breite volle Straße mit Baumreihen zu machen. Dadurch war der Grund gelegt zu der schönsten und berühmtesten Straße Berlins „Unter den Linden“.

Die so entstandene Südseite der Straße wurde dann im Gegensatz zur Stadt der Kurfürstin „Friedrichstadt“ genannt, später, als die „neue Friedrichstadt“ gegründet war, auch „kleine Friedrichstadt“.

Aus denselben Gründen, wie bei den andern drei Städten, ließ der Kurfürst seinen und seiner Gemahlin Stadtteil durch ein Hornwerk mit Graben und verpallisadiertem Wall umgeben und nannte dann das Ganze „Dorotheenstadt“, setzte auch einen kurfürstlichen Beamten als

Bürgermeister ein und gab der Stadt ein besonderes Siegel mit dem Kurfürstlichen Adler.



Der Graben nahm ziemlich genau den Damm der heutigen Behrenstraße ein; der Wall mit seinen Absätzen dagegen den Raum der Grundstücke auf der Nordseite der Behrenstraße. Wir befinden uns also jetzt auf dem Boden des Walles. Längs des Walles und der Hintermauer der Lindengrundstücke vermittelte eine „Wallgasse“ die Kommunikation.

Über den Graben führten nach außen zwei Brücken; die eine im Zuge der großen Tiergartenstraße (Unter den Linden) in der Gegend vor der jetzigen Russischen Botschaft, die andere an der heutigen Kreuzung der Behren- und Friedrichstraße. Die erstere hieß „Tiergartenbrücke“, die letztere „Potsdamerbrücke“. Der letztere Name bürgerte sich bald auch für die kleinen Häuser und Buden ein, die zwischen Brücke und Rosmarinstraße entstanden. Diese Brücke wurde noch im Jahre 1738 restauriert und mit hölzernen Buden versehen, aber beim Antritt der Regierung Friedrich des Großen samt den Buden beseitigt.

1689 übernahm der junge Kurfürst durch Vertrag mit seiner Stiefmutter die ganze Dorotheenstadt, auf der schon zwei Jahre vorher der „kurfürstliche Stall“ (später Akademie) zu bauen begonnen war.

Nachdem von 1689 an die „neue Friedrichstadt“ (cfr. Monatsblatt, Jahrgang IV, S. 73 ff.) angelegt war, wurde die Befestigung der Dorotheenstadt nicht allein überflüssig, sondern gradezu hinderlich. Dennoch wurde sie noch 24 Jahre beibehalten, bis Friedrich Wilhelm I. 1713 die Niederlegung des Walles anordnete. Er überließ die Wallflächen den Besitzern der Südseite der Linden zur Verlängerung ihrer Gärten, mit dem Auftrage den Wall zu beseitigen.

Zwischen der späteren Charlotten- und Friedrichstraße war aber inzwischen die innerhalb des Walles sich hinziehende Kommunikation mit einigen kleinen Häusern bebaut worden, die hier die Vereinigung der Wallfläche mit den Lindengrundstücken hinderten. Man ließ daher hier die Kommunikation unter dem Namen „Kleine Wallgasse“ bestehen, welcher Name sich bald nach einer der dort hausenden Dirnen in „Rote Marienstraße“ verwandelte, woraus später „Rosmarinstraße“ wurde. Wer nun den Wall längs der Rosmarinstraße niedergelegt und von der Fläche Besitz ergriffen hat, habe ich noch nicht ergründen können. Tatsache ist, daß die Fläche dann als ein Baumgarten bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts bestand und zuletzt dem Leibarzt Fr. W. II., Geheimen Hofrat Brown, gehörte, der 1794 die einzelnen Parzellen verkaufte, nachdem sie auf Kosten des Königs im Jahre 1793

mit großen dreistöckigen Häusern bebaut worden waren. No. 47, das Grundstück auf dem wir uns befinden, kaufte der Geheime Finanzrat Honig für 7000 Thaler, Nr. 48 der Prinzl. Kammerdiener Espagne für denselben Preis. Das letztere besteht heute noch fast unverändert.

Das erste Haus auf der durch Beseitigung des Wallgrabens gewonnenen Fläche war das Behrenstraße 31, 1696 vom Ingenieur Behr erbaut. Nach diesem ersten Bewohner wurde dann auch die Straße benannt. Die Reste des Grabens aber wurden erst Ende des 18. Jahrhunderts gründlich zgedämmt, denn Chodowiecki, der in No. 31 wohnte, hat auf einer seiner Radierungen von 1794 die Straße ironisch mit „rue de fossés“ bezeichnet, weil es dort übel roch.

Folgen wir nun noch den weiteren Schicksalen dieses jetzt der Firma Trarbach gehörigen Grundstücks. Es blieb bis zum Jahre 1861 im Besitz der Honigschen Erben. Von diesen kaufte es der Wirkl. Geh. Rat Graf v. Königsmarck für 70 000 Thaler, der es 1872 an den Rittergutsbesitzer Simon Cohn für 325 000 Thaler verkaufte. 1890 erwarb es die Internationale Bank, die das fast 100jährige Haus modernisierte. In dem Sitzungssaal, I Treppe hoch, fanden dann unter Mitwirkung des Direktors der Bank, Generalkonsul Goldberger, im Jahre 1891 mehrmals Beratungen statt, die der Gründung unserer „Brandenburgia“ vorangingen.

Herr Geheimrat Friedel bemerkte hierauf:

Gestatten Sie mir noch zwei zur Sache gehörige Punkte ganz kurz zu erwähnen.

Zunächst das Fassadenrecht der Krone Preußen. Was dasselbe für die drei alten Residenzstädte Preußens Berlin, Charlottenburg und Potsdam bedeutet, habe ich in der Brandenburgia erst kürzlich erörtert. Auch zur Herstellung der Fassade des jetzt Kreßmannschen Hauses hatte der König im 18. Jahrhundert beigesteuert. Als daher der Bau, wie er vor dem jetzigen Hause stand, vor zwei Jahren abgerissen werden sollte, wurde der Abbruch beanstandet, bis sich herausstellte, daß das zu beseitigende Gebäude nicht mehr das alte war und die Internationale Bank für Deutschland bereits dasselbe gründlich verändert hatte. Nachdem dies aufgeklärt war, konnte der Abbruch vor sich gehen. Dies ehemalige Bankgebäude — namentlich die innere Haupttreppe, escalier d'honneur im Roccocostiel — war mit Opulenz ausgeführt worden, genügte aber nicht den Ansprüchen, die u. M. Herr Kreßmann wirtschaftlich und banlich zu stellen genötigt war und mußte deshalb verschwinden.

Da in der Brandenburgia bekannt ist, daß ich städtischerseits mit den Vorschlägen für die Straßennamen und mit der Anbringung der gänzlich veränderten neusten Straßennamenschilder beauftragt bin, wurde ich gefragt, ob ich nicht den unrichtigen Namen Behren-

Straße beseitigen und dafür Behr-Straße setzen würde, da, wie schon der Vorredner angedeutet, die Straße nach einem Ingenieur Behr benannt sei. Ich erwidere darauf, daß ich mich hierzu weder für befugt erachte, noch, daß ich einen dahin abzielenden Antrag stellen würde. Der Name Behren-Straße ist hier durch mehr als hundertjährige Überlieferung geheiligt und deshalb unantastbar. Sagt man doch auch Georgen-Straße, obwohl der betreffende Eigentümer George hieß und Sophien Straße, statt Sophie-Straße, obwohl es sich um eine einzelne Sophie heißende Person handelt.

Die Herren Baumeister des Hauses Meyer und Walther erläuterten demnächst den Plan des Hauses nach Grund- und Aufrissen.

Mit einer Durchwanderung des prächtigen Gebäudes in allen Stockwerken endigte die Besichtigung des Prachtbaues, dessen Einzelheiten Bewunderung erregten.

Herrn Kreßmann und seiner Gemahlin wurde, nachdem noch eine Photographie der Teilnehmer bei Blitzlicht stattgefunden, für die heut der Brandenburgia gebotene wissenschaftliche Anregung sowie für die überaus freundliche Aufnahme der herzlichste Dank seitens des Vorstandes und seitens sämtlicher Teilnehmer ausgesprochen.

---

## 20. (8. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres

**Mittwoch, den 22. Februar 1905, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr im Bürgersaal  
des Rathauses.**

---

Vorsitzender: Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXIV her.

### A. Allgemeines.

I. Der Verein für die Geschichte Berlins feierte am 28. Januar d. J. sein vierzigjähriges Bestehen. Wir nehmen herzlichen Anteil an diesem freudigen Ereignis und wünschen dieser Vereinigung, welche an der Spitze der geschichtlichen Erforschung unserer Reichshauptstadt steht, auch fernerhin fröhliches Gedeihen und reiche Erfolge auf dem Felde der Wissenschaft. Über eine bei dieser Gelegenheit erschienene Festschrift wird das Nähere weiter unten berichtet.

II. Von den populärwissenschaftlichen „Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke“, lege ich die reich illustrierte Nr. 2 des I. Jahrganges vor.

III. Führer durch die Sonderausstellung: Die Kunst auf dem Lande. Dieses Büchlein, verfaßt vom Direktorial-Assistenten Herrn Dr. Peter Jessen lege ich vor, um zu einem Besuch dieser sehr interessanten, sich im ländlichen Heimatgebiet bewegenden Schau- legung im K. Kunstgewerbe-Museum innerhalb dieses Monats anzuregen. Aus der Provinz Brandenburg ist manches Bemerkenswerte vorhanden, z. B. Photographien, welche u. M. Robert Mielke von verschiedenen Bauernhaustypen gefertigt. Der Spreewald ist insbesondere ansprechend durch Trachten vertreten. Die eigenartige Ornamentik der Ostereier des Spreewaldes ist durch eine ausgiebige Sammlung des Märkischen Museums veranschaulicht. Daß Hamburg, Holstein, Nordfriesland u. a. nordische Landesteile mit urwüchsigem Bauernkunstfleiß reich vertreten sind, versteht sich von selbst. Das Beste hiervon hat das unter Justus Brinckmanns vortrefflicher Leitung stehende hamburgische Kunstgewerbe- museum geliefert.

IV. Auf der 9. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege am 14. Febr. 1905 ist manches vorgekommen, was die Heimatkunde angeht. Einen Licht- bildervortrag hielt bei dieser Gelegenheit u. M. Robert Mielke. Der Redner führte etwa folgendes aus: Das deutsche Dorf ist der für uns erkennbare Anfang politischer Geschichte in Deutschland. Aus ihm leiten sich zum Teil die städtischen Anlagen ab, welche in ihrer äußeren Gestalt noch vielfach an diesen Ursprung erinnern. Während sich aber die letzteren selbständig weiter entwickelt haben, blieb das Dorf in seiner äußeren Gestalt unberührt, weil seine wirtschaftlichen Grundlagen im wesentlichen unverändert weiter bestanden. Diese war eine durch- aus künstlerische und schlichte, die durch den kulturstärkenden Einfluß der Bewohner als Bodenbesitzer und Erbgesessene und durch die Mit- wirkung des Hofhandwerks bis vor wenigen Jahrzehnten von echt deutschem Geist durchdrungen war und sich in landschaftlichen Gruppen weit gegliedert hatte. Erst durch die wirtschaftliche Umwälzung des letzten Jahrhunderts und die sich anschließende Vormacht der großen Städte änderte sich das Bild des alten Dorfes ungünstig; denn man hatte nur städtische Formen vor Auge und vergessen, dass das Dorf eine durchaus selbständige Gemeinschaft war, die ihre künstlerische Gestaltung aus sich heraus entwickeln mußte. Diese wird bestimmt durch das Einfügen in das Landschaftsbild und durch die inneren Ver- hältnisse wie Straße, Haus, Anger, Kirche, Zaun, Baum u. a. An der Hand von 60 Lichtbildern, unter denen die Provinz Brandenburg mit Petersdorf bei Fürstenwalde, Ütz, Rogäsen, Pessin, Vehlow, Falken- rehde, Zützen bei Baruth, Wiepersdorf, Rüdnitz bei Krossen vertreten war, zeigte dann der Redner die vorbildlichen Formen des landschaft- lich ausgebildeten Dorfes. Er ging von den westdeutschen Einzelhöfen

zu dem Straßen- und Runddorf des Ostens vor. Andererseits ergänzte er seine Ausführungen durch das Haufen- und Gemengdorf.

V. Einladung zum XV. Deutschen Geographentag in Danzig am 13., 14. und 15. Juni 1905. Diese Einladung erscheint um so willkommener, weil wir bekanntermaßen die Heimatkunde als ein Glied der Erdkunde betrachten. Unser Ehrenmitglied Professor Dr. H. Conwentz, Direktor des Westpreuß. Prov.-Museums, ist der Vorsitzende des Ortsausschusses.

VI. Zum Heimatschutz wird nicht mit Unrecht der Schutz der heimatlichen Mundarten gegen das vorlaute Eindringen des schriftmäßigen Hochdeutsch gerechnet. In einem vorliegenden Falle handelt es sich um die Notwehr des Plattdeutschen. Der Vorstand des Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes hat in seiner letzten Sitzung die vom Hinstorffschen Verlag angekündigte hochdeutsche Übersetzung von Fritz Reuters „Ut mine Stromtid“ einer Besprechung unterzogen und einstimmig folgende hierauf bezügliche EntschlieÙung gefaÙt: „Der Verband spricht sein Bedauern darüber aus, daß gerade die Hinstorffsche Hofbuchhandlung, die ihren Ruf und ihren Erfolg zum großen Teil Fritz Reuter verdankt, das Meisterwerk unseres unsterblichen Humoristen zu verhochdeutschen unternimmt. Der Verband verurteilt ein derartiges Unterfangen als eine Versündigung am Geist der plattdeutschen Sprache, als eine Vergewaltigung der Dichtung, die wie keine andere in ihrer Ursprünglichkeit Eigenart und Wesen des niederdeutschen Volksstammes darstellt. Fritz Reuter selber hat eine derartige Übertragung seiner Stromtid aus sprachlichen, ästhetischen und besonders auch aus nationalen Gründen als eine Ungeheuerlichkeit bezeichnet und deshalb sich ernst und feierlich dagegen verwahrt.“ — Diese bemerkenswerte Kundgebung des niederdeutschen Verbandes ist sicherlich im Geiste Reuters gehalten und kann uns umsomehr willkommen sein, als auch leider in der Provinz Brandenburg die traulichen Volkssprachweisen durch eine Art „Messingsch“ d. h. ein Gemisch unverdauten Schriftdeutsch entstellt werden. Die Geistlichen und Lehrer auf dem Lande sollten dem ernstlicher als bisher entgegenreten.

VII. Statistisches Jahrbuch deutscher Städte. Ich habe dasselbe in der Brandenburgia öfters vorgelegt, jetzt geschieht dies mit dem wiederum von Prof. Dr. M. Neefe, Dir. des Stat. Amtes der Stadt Breslau herausgegebenen 12. Jahrgang (Breslau 1904), welcher auch, neben Berlin, die größeren Städte unserer Heimatprovinz berücksichtigt.

### B. Persönliches.

VIII. Unser Ehrenmitglied, der Direktor des Zoologischen Museums unserer Universität, Geheime Regierungsrat Professor Dr. Karl Möbius, hat am 7. d. M. seinen 80. Geburtstag in voller Rüstigkeit gefeiert und



der Vorstand ihm dazu die wärmsten Glückwünsche der Brandenburgia ausgesprochen. Herr M. hat auf das Freundlichste hierfür gedankt.

IX. Adolf von Menzel † 9. d. M. Bereits sind fast zwei Wochen seit der Trauerkunde vom Abscheiden des gefeierten Altmeisters verflossen und was hat sich nicht inzwischen, in unserm gerade jetzt besonders schnell dahinrauschenden Zeitstrome alles an Erfreulichem und Unerfreulichem, an Tragischem bis zum Grausigen und Entsetzlichen zugetragen, ein Ereignis das andere gewissermaßen überstürzend! Auch ist inzwischen eine solche Fülle von Adolf Menzel-Artikeln teils biographischer, teils kritischer Natur in den Tageszeitungen und in den Fachzeitschriften erschienen, daß wir heut uns in der Brandenburgia die Frage vorlegen, ob wir in unserem heimatkundlichen Kreise über den Altmeister überhaupt noch etwas Neues vorzubringen vermögen. In jedem Falle aber wollen wir unsers Menzels als Malers und Zeichners gerade unserer märkischen Heimat gedenken. In geschichtlicher Auffassung hat er sie als Schilderer der friderizianischen Epoche verewigt. Ich brauche nur aus jener Zeit an die Darstellungen zu erinnern von Berlin, Charlottenburg, Potsdam mit Sans-Souci, Rheinsberg, Neu Ruppin, Schwedta. O., Köpenick, Küstrin und vielen anderen märkischen Orten. Dazu die charakteristischen geschichtlichen Persönlichkeiten, Friedrich Wilhelm I. mit seiner ganzen Familie. Aus diesen turmhoch hervorragend der junge und der alte Große Fritz mit seinem Freundeskreis von Künstlern und Gelehrten, Staatsmännern und Feldherren. Am weitesten, d. h. räumlich über die ganze zivilisierte Erde, bekannt sind einzelne von den hierauf bezüglichen großen Ölgemälden, insbesondere das Flötenkonzert und die Tafelrunde in Sans-Souci. Aber eindringlicher verbreitet, viel tiefer und weiter in der eigentlichen großen Volksmenge unserer Heimat erscheinen doch die zahlreichen Zeichnungen, Illustrationen zu Geschichtswerken u. dgl., welche in ungezählten tausenden von Exemplaren in die Nation eingedrungen sind. Gerade diese Zeichnungen haben den Großen König und seine Zeit, seine kriegerischen Heldentaten und sein Heer so außerordentlich volkstümlich gemacht und unsern Kaiser und König bestimmt, dem ehrwürdigen Menzel gewissermassen als Vertreter der altpreußischen militärischen Überlieferungen die höchsten Ehren zuzuerkennen, die je zuvor bei uns ein Künstler erfahren.

Für uns gehen Menzels Verdienste um die Heimatkunde weit über die friderizianische Epoche hinaus, er ist den markanten Erscheinungen der Zeit stets mit Aufmerksamkeit gefolgt und hat viele aktuelle Werke unserer neusten Epoche von packender Wahrheit geschaffen, ich erinnere nur an die Abfahrt Kaiser Wilhelms des Großen zum Kriegsschauplatz i. J. 1870, an das Eisenwalzwerk u. dgl. Auch an Humor hat es dem Altmeister nicht gemangelt, wie aus Bildern, z. B. Hoffestlichkeiten darstellend, hervorgeht.

Daß Menzel auch einiges Landschaftliche geschaffen, ist wenig bekannt; deshalb gerade zeige ich Ihnen heut eine Landschaft vor, welche für gewöhnlich mein Amtszimmer 125 im Rathaus schmückt. Das Ölgemälde ist nicht ganz vollständig bis zum Letzten übermalt, wie Sie aus den Partien links ersehen wollen, es war vom Künstler früher auf 30000 M geschätzt und ist schließlich für das Märkische Museum seitens der Städtischen Kunstdeputation um 18 000 M angekauft worden.

Was stellt es dar? Das werden Sie sowenig gleich erraten, wie es bisher allen früheren Beschauern ergangen ist. Es soll ein Blick vom Schafgraben auf den Kreuzberg sein, mit der Unterschrift Menzel 1847 versehen, jedoch gewahrt man von dem am 30. März 1821 enthüllten Nationaldenkmal nichts. Die ganzen Umgebungen um den Berg selbst sehen so wildromantisch aus, daß man eher an die Vorläufer des Thüringer Waldes denken möchte. Die spärlichen Baulichkeiten erinnern aber an Berlin und seine Umgebungen, so das rote Ziegeldach des unscheinbaren Gebäudes an den Stil der ehemaligen Gebäude des Halleschen Tores und die Häuschen mit flachen Zink- oder Pappdächern an die damals gerade aufgekommene Ausstattung von Häusern.

In jedem Falle ist diese Schöpfung des großen Meisters eine höchst merkwürdige.\*)

Auch verweise ich auf die vielen heut ausgestellten Menzelschen Zeichnungen des Märkischen Museums, die älteste von 1834, künstlerische Lehrbriefe der Innungen, Einladungs- und Speisekarten, Glückwunschadressen u. dgl. mehr, alles Arbeiten, die von Fleiß, liebevollem Versenken in den Gegenstand und von großer Originalität Zeugnis ablegen.

So sehen wir denselben als echten Maler und Zeichner unserer märkischen Heimat. So wird er uns allezeit vor Augen schweben und so wollen wir ihn auch heut ehren.

Die Versammlung erhebt sich von den Sitzen.

---

\*) Zwei mehr anekdotenhafte Züge seien hier noch um deswillen erwähnt, weil der eine in die biologische Skizze als interessanter Beitrag gehört. Der Umstand, daß A. v. Menzel viele Jahre hindurch Epileptiker gewesen, diesen Zustand aber wider die herkömmliche Entwicklung der Krankheit fast vollständig überwunden hat. Die zweite Tatsache betrifft ein Mitglied unserer Brandenburgia. Señor Don Emilio Bustamante-Rubio aus Malaga, der vor einigen Wochen mit eigener Gefahr den alten Herrn vor dem Überfahren durch einen Wagen der elektrischen Bahn am Leipziger Platz rettete. Die Sache ist in allen Zeitungen besprochen worden; der Retter hat sich aus Bescheidenheit nicht gemeldet und mit der Danksagung Menzels begnügt. Wir können mit Genugtuung sagen, daß es einer der Unserigen war, der ihn vor einem schrecklichen gewaltsamen Tode bewahrte.

Unser Mitglied Herr Dr. Friedrich Netto wird jetzt das nachfolgende von ihm verfaßte Gedicht vortragen:

**Altmeisters Helmgang.**

Ein Februartag war's und Sonnenschein,  
 Da senkten sie Menzeln ins Grab hinein.  
 Mit goldenem Glanze der Himmel strahlt  
 Auf alles, was er so oft gemalt:  
 Das Schloß, den Dom und „Unter den Linden“,  
 Wo sich die Massen zusammenfinden.  
 Nicht nur die Kunst ja trauert heute,  
 Nein, es kommen auch kleine Leute,  
 Der Mann aus der Werkstatt und vom Bau,  
 Sie kannten Menzeln alle genau.  
 Er war ihnen was; sie wollen's beweisen,  
 Grad wie das offizielle Preußen.  
 Und nun kommt's daher im Federhut,  
 Mit Schläger und Schärpe, jung Künstlerblut.  
 Es ragt die Standarte stolz empor,  
 Unwallt vom schwarzen Trauerflor.  
 Dann auf dem Leichenwagen der Sarg,  
 Der, was sterblich war an Menzel, barg.  
 Königsdiener die Rosse führen,  
 Die preußische Adlerschabraken zieren.  
 Und hinter dem Sarge im vollen Ornat  
 Von der Akademie der Senat,  
 Minister, Generäle und Bürgermeister  
 Und Professoren, Erlauchte Geister.  
 Dann Wagen voll Lorbeer, ein grüner Hain,  
 Von Kränzen mit Schleifen, groß und klein.  
 Zuletzt ein Wald von Fahnen weht:  
 Vorüber der Universität  
 Die Chargierten in Vollwuchs im prunkenden Zuge!  
 Ab rollt das Bild sich, wie im Fluge.

•

Und drüben vor seinem Schlosse steht  
 Des Deutschen Kaisers Majestät.  
 Der schaut dem greisen Meister nach,  
 Des scharfes Auge im Tode brach.  
 Es ruht die fleißige Künstlerhand,  
 Aus der eine Welt von Schönheit erstand.  
 Menzel hat uns so Vieles verklärt!  
 Nun ward er vom Kaiser fürstlich geehrt.  
 Die stolzen Garden hielten Wacht,  
 Als ihn umrauscht des Todes Nacht.

•

Und der Zug walt durch die Menschenmauern,  
 Die Tausende stehen in stummem Trauern.  
 Zum Grabe geht es. Die Lorbeerkrön'  
 Der Mutter Gruft ziert. Und der Sohn,  
 Der seine Eltern als Greis noch geehrt,  
 Ist nun zu den Seinen zurückgekehrt.  
 Es tönen die Reden, bei Schlägerklang  
 Erschallt ergreifend der Schlußgesang.  
 Dann verläuft sich die Menge, man eilt nach Haus,  
 Altmeister Menzels Grabfahrt ist aus. —

\* \* \*

Doch sein unsterblicher Geist schwang empor  
 Sich durch der Wolken schattenden Flor.  
 Nun pocht er an die Himmelstür,  
 Da treten stolze Gestalten herfür,  
 Die Ritter vom Schwarzen Adler empfangen  
 Den Meister, der zur Vollendung gegangen.  
 Da grüßt Kaiser Friedrich, der Dulder, so mild,  
 Wie er ihn uns malte auf köstlichem Bild,  
 Der rote Prinz drückt ihm nervig die Hand,  
 Und alle kommen, die uns bekannt  
 Und lieb durch unsern Menzel sind,  
 Und die in Preußen kennt jedes Kind:  
 Seydlitz, Schwerin und der alte Zieten  
 Gar freudigen Willkomm ihm bieten.  
 Wie beim Sans-Souci-Fest naht mit kernigem Gruß  
 Major Cethegus Lentulus.  
 Ja, als Menzel wurde achtzig Jahr,  
 Stellte Kaiser Wilhelm so ihm sich dar.  
 Und Menzel erkannte ihn, wie sich's gebührt,  
 Und ward dann in die Versammlung geführt.  
 Mit Sponton, Blechmütze und Bajonett  
 Salutierte die Wache, gepudert, adrett!  
 Nun darf er wirklich in himmlischen Auen  
 Die lieb gewordenen Gestalten schauen.  
 Und sieh, mit Krückstock und Dreispitz winkt  
 Dort Friedrich der Große. Sein Auge blinkt  
 So hell, so strahlend! In Hochkirchs Nacht  
 Blitzte es so in belebender Pracht!  
 Da jagte der König auf seinem Schimmel  
 Durch des Nachtgefehtes Getümmel.  
 Und wo sein erznes Kommando schallt,  
 Packt's die Grenadiere mit Eisengewalt.  
 Sie ziehen feste, geschlossene Glieder,  
 Und reihenweise stürzen sie nieder  
 Im Kugelhagel. Doch immer aufs neue  
 Schließet die Lücken die preußische Treue.

Und wie ein strahlend Meteor  
Stieg Friedrichs Ruhm zum Morgen empor.  
„Bon soir, mein Lieber“, Held Friedrich spricht.  
Wie leuchtet Menzels Angesicht!  
Das ist die Stimme, er hat ihr gelauscht,  
Wenn ihn der Genius der Kunst umrauscht.  
Und der König schnupft und fährt dann fort:  
„Hör Er! Und glaub Er mir aufs Wort:  
Man hat in meinem alten Preußen  
Ihn einen großen Maler geheißten,  
Weil Er gemalt mich und mein Heer,  
Doch, cher ami, er tat viel mehr!  
Er hat in nüchternen Zeit, statt Sottisen  
Dem Volke Ideale gewiesen.  
Er weiß, ich habe, so lang ich gelebt,  
Für meines Volkes Glück gestrebt.  
Aufklärung wollt' ich. Aus dem Graus  
Des Schiendrians sollt' alles heraus!  
'S war noch zu früh, noch nicht so weit.  
Und auch die eiserne, blutige Zeit  
Von anno sechs bis fünfzehn bracht'  
Noch immer nicht die rechte Macht,  
Dieweil das weite deutsche Land  
Ja noch nicht war in einer Hand.  
Man zankte sich in Kleinstaaterei,  
Und Deutschland war jedem ganz einerlei.  
Da rüttelte Er mit den Bildern zu Hauf,  
Die schlummernden Seelen zum Handeln auf.  
Da zeigte Er, wie mit den blauen Jungen  
Um Ehre und Vaterland ich gerungen.  
Und als der Wilhelm König ward,  
Da hat Er die Farben nicht gespart.  
Im Krönungsbild wies er aller Welt:  
Die neue Zeit nun Einzug hält.  
Er lehrte die Menschen wieder sehn!  
Da durfte die deutsche Einheit erstehn!  
Glaub Er mir, Menzel, so half Er mit,  
Grad wie der Bismarck mit festem Tritt,  
Grad wie der Moltke und der Roon,  
Erbauten den deutschen Kaiserthron!  
Es hat auch seines Geistes Macht  
Dem Volke mit die Einheit gebracht!  
Es wurde nicht bloß mit Kriegeswaffen  
Das stolze deutsche Reich geschaffen!  
Nein, auch die Kunst, die Wissenschaft  
Hat vorwärts zur Tat die Seelen gerafft!  
Drum ist zu Recht verliehen worden

Der hohe schwarze Adlerorden.  
 Hat Er Wilhelm den Großen schon salutiert?  
 Noch nicht! Eh bien! Es sich gebührt,  
 Daß ich Ihn führe zu seinem Herrn,  
 Dem Er gedient hat treu und gern!  
 Komm Er, Menzel, ich führe ihn!  
 Auch Er ist Kaisers Paladin!“

\*

So spricht der König. Ein Sonnenstrahl  
 Durchflutet den hehren Himmelssaal.  
 Und Menzel darf dort droben sich freun  
 Und seinem Kaiser den Treuschwur erneun,  
 Er darf vor dem alten Kaiser sich neigen.  
 Der lächelt mild. Und nach langem Schweigen  
 Spricht er zu Menzel: „Dein treuer Sinn  
 Bracht zur Unsterblichkeit Dich hin.  
 Du kanntest die Arbeit! Du hast entbehrt  
 Wie ich in der Jugend! Gott hat Dir beschert  
 Ein reines Herz in tiefster Brust!  
 Es ward Dir selige Himmelslust!  
 Nun laß vor Gottes Thron uns treten  
 Und dort für unser Deutschland beten!“  
 Die Engel singen! Manch heiß Gebet  
 Für Kaiser und Reich vor Gott nun fleht!  
 Und segnet der Herr die deutschen Gauen,  
 Vom Himmel auf uns die Verklärten schauen,  
 Und Menzel weilt für alle Zeit  
 Im Saale der Unsterblichkeit.

Reicher Beifall wurde der schwungvoll vorgetragenen Dichtung  
 gespendet.

### C. Naturkundliches.

X. Statsgeolog Dr. Victor Madsens kritische Ankündigung  
 meiner Quartärstudien in Dänemark und Norddeutschland.  
 Eine Untersuchung von Nils Olof Holst. (In schwed. Sprache aus:  
 Geol. Fören. Förhandl. No. 232, Bd. 27, Heft 1, S. 92—102). Herrn  
 Dr. Holsts (Staatsgeologe in Stockholm) scharfsinnige Untersuchungen  
 über Quartärstudien haben uns schon wiederholt beschäftigt (vgl. Bran-  
 denburgia XIII 55 u. 56 und 393—395). In vorliegendem Aufsatz  
 weist Holst verschiedene Angriffe Madsens zurück. Vgl. auch Nr. XI.

XI. Zur Eolithenfrage auf Rügen und Bornholm. Von  
 W. Deecke. (Separat-Abdruck des naturw. Vereins für Neu-Vorpommern  
 und Rügen zu Greifswald. 36. Jahrgang.) Verf. führt unter anderm  
 aus, daß Tertiär-Manufakte aus Feuerstein dort nicht zu erwarten seien;

dies ist auch meine Meinung, wenigstens ist dergl. mir bislang nicht bekannt, ich habe nur von tertiärer Kultur innerhalb des älteren Diluviums, also nur von quartären Eolithen gesprochen. — „Für Rügen genügen die Beweise für den Diluvialmenschen nicht.“ S. 9. Ich erlaube mir für Rügen, für Vor- und Neuvorpommern und für Bornholm anderer Meinung zu sein. Für Bornholm bleibe ich dabei, daß dort schwere und große Feuersteingeschiebe und -Gerölle, die zur Fabrikation von Geräten geeignet sind, aus der Quartärzeit herrührend, neben zahllosen kleineren Feuerstein-Geschieben und -Geröllen vorkommen. Diese sind häufig verarbeitet, beispielsweise die von mir so oft erwähnten, meist ei- oder nierenförmigen Schwalbensteine, welche für die rechtsseitige Mündungszone des Ryckflusses bei Greifswald so charakteristisch sind. Diese kleinen Geräte aus Flint sind für einen bestimmten Abschnitt der mesolithischen Zeit eigentümlich und vermitteln den kulturellen Übergang vom jüngern Diluvium zum Alt-Alluvium. Da ich in diesem Frühling und Sommer wieder längere Zeit zu Forschungszwecken mich an der Ostseeküste von der Peene bis zum holsteinischen Gebiet und an der Nordsee auf Helgoland, Norderney und Borkum sowie an der untern Elbe linksseitig bei Stade, rechtsseitig zwischen Blankenese und Schulan-Wedel aufhalten werde, kann ich mir augenblicklich weiteres Eingehen versparen.

XII. Prof. Dr. Georg Schweinfurth: Über steinzeitliche Forschungen in Oberaegypten. Zeitschrift für Ethnologie, 36. Jahrgang 1904. S. 766—830. Sehr eingehende Behandlung des Problems der Eolithe und Palaeolithe, wie Sie aus der Originalabhandlung ersehen, auf Grund der von mir in der Dezembersitzung 1904 ausführlich besprochenen geistvollen und bahnbrechenden Arbeiten unsers korresp. Mitglieds Rutot. Mit vielen guten und charakteristischen Abbildungen. Schweinfurth gibt auch diesmal viel mehr als der Titel verspricht, indem er u. A. auch auf unsere brandenburgischen Fundstücke und Lagerstätten von Palaeolithen und Eolithen eingeht. Inbezug auf unsere Provinz kann ich Herrn Schw. nicht überall beitreten; es fehlt ihm hier anscheinend noch an der genaueren Kenntnis unserer lokalen Besonderheiten und Eigentümlichkeiten. Unter den Besprechungen, die sich an den Schweinfurth'schen Vortrag geknüpft, hebe ich besonders Herrn Prof. Dr. Jäkels Äusserungen, S. 827 ff., hervor, der vor dem Schematismus bei der Kritik der Flintsachen warnt. Dergleichen ist noch durchaus verfrüht, wir können namentlich die eolithischen Erscheinungen und Befunde durchaus noch nicht weder negativ noch positiv in Formeln bringen, müssen sie vielmehr noch lange, vielleicht noch Jahrzehnte lang beobachten und sammeln. Dieser Meinung, die ich vollkommen teile, ist auch Herr Konservator Eduard Krause, seit lange ein guter Beobachter, Sammler und Sachverständiger.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XIII. Die Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, welche Ergänzungsblätter zur Zeitschrift für Ethnologie bildeten, gehen mit dem nun vollendeten 15. Band ein, weil das preuß. Kultusministerium seinen Unterstützungsbeitrag gekündigt hat. Die in dem Blatt erschienenen Mitteilungen waren zumeist dankbar zu akzeptieren, blieben aber durchaus lückenhaft und dienten lediglich zu einiger Entlastung der Hauptzeitschrift. Letztere wird nun wieder die Originalberichte über Ausgrabungen übernehmen.

In der letzten Nummer S. 84—89 veröffentlicht Hermann Busse (Woltersdorfer Schleuse), Besitzer einer ansehnlichen vorgeschichtlichen, zumeist brandenburgischen Sammlung von Altertümern, einen Aufsatz „Feuersteinmanufakte aus der Provinz Brandenburg, namentlich aus der Umgegend Berlins“, welche auch zum Teil palaeolithisch zu sein scheinen, soweit man nach den Abbildungen S. 85 und der Beschreibung urteilen kann. Fundorte der fraglichen paläolithischen Stücke: Aufschüttung des Eisenbahndammes bei Letschin, Kreis Lebus, leider unbekannt, woher stammend. Ferner Kerzendorf, Kreis Teltow, ein klingentartiges Stück.

XIV. Wilibald von Schulenburg: Über Trudensteine. I. Mitt. In „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin“. 1905, S. 91 u. 92. Es werden im Anschluß an meine Mitteilung in der *Brandenburgia* 1898 S. 493—506 Trudensteine und verwandte Gebilde aus Ostpreußen beschrieben.

XV. In Anlehnung an Herrn Rudolf Buchholz's Mitteilung über das zu Berlin bei den Ausgrabungen für das neue städtische Verwaltungsgebäude zwischen Juden- und Klosterstraße gefundene Drillingsgefäß macht unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Hugo Jentsch (Guben) Angaben, welche sich auf ähnliche Funde aus der Niederlausitz beziehen.

XVI. Von demselben eingesendet lege ich Ihnen vor von den Niederlausitzischen Mitteilungen das sehr reichhaltige Doppelheft 7 u. 8 von Bd. VIII. Guben 1904.

XVII. Verzeichnis Märkischer Städte - Chroniken. Das 32 Seiten starke, hiermit vorgelegte Heft, hat u. M. Dr. Hans Brendicke, Hauptschriftwart des Vereins für die Geschichte Berlins, demselben zur Feier des 40jährigen Bestehens gewidmet. Der Titel besagt weniger als der Inhalt; indem dieser sich auf alle Städte der Provinz Brandenburg und auf Berlin erstreckt. Für Berlin sind mehrere Schriften nachzutragen, z. B. die Schrift: „Die deutsche Kaiserstadt Berlin“ des Vortragenden. Ferner: „Berlin wie es ist“ 1831. — Für Driesen: „Reckling, Geschichte der Stadt Driesen“, *Brandenburgia - Archiv* IV. 1—84, 1898. Für Straußberg, *Brandenburgia - Archiv* 8, für Zehden die



Chronik des Bürgermeisters Melcher. Unrichtig sind die Schreibweisen: Küstrin, Köpenick, Kottbus, Krossen, Kalau; es muß nach der amtlichen Feststellung heißen: Cüstrin, Cöpenick, Cottbus, Crossen, Calau. — Die Titel-Bezeichnung „Chroniken“ trifft nicht überall zu, da auch eigentliche Beschreibungen — was sehr nützlich erscheint — aufgeführt werden.

#### XVIII. Rolands-Rundschau.

1. Der sogen. Roland von Legde bei Wilsnack, Kreis West-Prignitz. Am 24. Januar 1905 schrieb unser verehrtes korresp. Mitglied Geheimer Archivrat Dr. Georg Sello, der beste aller jetzt lebenden Rolandsforscher an mich folgendes: „Mit ergebenstem Danke sende ich Ihnen hierbei die mir gefälligst mitgeteilte Piece des Märkischen Museums, betr. den sogen. Legder Roland, zurück und bemerke dazu. Der Tatbestand: Art der Skulptur, Standort, Bedeutung, Wortlaut der langen gereimten (jetzt unleserlichen) Inschrift steht durch Bekmanns und Götzes Mitteilungen einwandfrei fest. Auch des letzteren Angabe, daß der Stein „allgemein der Legder Roland genannt“, scheint mir, für Götzes Zeit, nicht zu bezweifeln. Daß dieser Name jetzt nicht mehr im Gebrauche, scheint mir durch die Ermittlungen des Herrn Rektor Monke des weitern genügend festgestellt. Daß man bei dem Legder Bildwerk jemals an einen wirklichen Roland gedacht habe, ist völlig ausgeschlossen. Es kann sich nur um eine vergleichsweise Bezeichnung gehandelt haben. Hierfür bleibt es zunächst erheblich, den Habitus der dargestellten Figur zuverlässig zu kennen. Ähnelt diese in Haltung und Rüstung einem der modernen Rolande, etwa dem zu Buch, so ist die Erklärung der Benennung angebahnt. Fehlt ein solches Vergleichungsmoment, so ist die andere Tatsache heranzuziehen, daß noch im 16. Jahrhundert und wohl auch später auffällige Objekte, Bildwerke (Skulpturen und Gemälde) und andere Gegenstände (Glocken, Berge, Türme) den Roland-Namen erhielten. Ich erinnere an den von mir schon mitgeteilten Umstand, daß der Koloß von Rhodos gelegentlich als Roland bezeichnet wird.

Ist solche willkürliche Namensübertragung im „Legder Roland“ für die Mark Brandenburg vorliegend, so haben wir gewonnen Spiel mit den Bildwerken zu Potzlow, Zehden, Landsberg a. W., deren Habitus den historischen Rolanden so wenig entspricht, und denen es an einer ergänzenden Geschichte fehlt.“

Hiernach habe ich u. M. Otto Monke gebeten, uns eine Photographie des Legder Grabsteins, der früher zeitweilig als ein Roland bezeichnet gewesen zu sein scheint, zu beschaffen. Meine Bitte ist, wie ich gleich annahm, nicht unerhört verhallt. Herr Lehrer W. Thoms zu Legde hat am 18. v. M. durch Herrn Photographen Gustav Nesse in Wilsnack das in Legde stehende Bildwerk aufgenommen und Herrn Monke mit-

geteilt. Allen drei Herren unsern wärmsten Dank. Eine Beschreibung dieses Quitzow - Denksteins erübrigt, da die Photographie und deren Wiedergabe für sich selbst sprechen. Daß es sich um keinen eigent-



lichen Roland, sondern um einen individuellen Denkmalsstein handelt, ist auf den ersten Blick ersichtlich. Kuhn und Schwartz sprechen in ihren Sagen und alten Geschichten der Mark Brandenburg über das LegderQuitow-Denkmal aus Sandstein, mitten an der Dorfstraße auffallender Weise überhaupt nicht.

Bekmann berichtet (Hist. Besch. der Chur- und Mark Brandenburg, 2. Bd. 1753. S. 317) „Zu Legde ist die geschichte von der gewalthätigen entleibung des damahls Jüngern Dietrichs von Quitzows, dessen begräbnüs sonsten zu Ruhestät ist, und seiner bedienten, auch was die thäter für einen lohn bekommen, an einem auf der strasse an dem ort, wo die mordthat verrichtet worden, aufgerichteten quaderstein, über welchem des erschlagenen bildnüs geharnischt in lebensgrösse ausgehauen, folgender masse zu lesen.“ Nun folgen 86 gereimte Zeilen, die da besagen, wie Diet-

rich von Quitzow am 25. Oktober 1593 Landsknechte, gegen 60 Köpfe stark, zu Ledge wegen Drangsalierung seiner Bauern zur Rede gestellt und in Wortwechsel mit dem Führer geraten sei, der durch Quitzows

Begleiter Christoph von Rhetstorff besonders gereizt worden zu sein scheint. Quitzow ward vom Pferde gerissen und erhielt von den Landsknechten 60 Wunden. Dann heißt es:

„Des Führers Weib schaut ungefehr  
 Daß er sein Haupt noch richt empor,  
 Alsbald sie zu Ihm einläuft,  
 Mit ihren Schuen Ihn tritt und rauft,  
 Endlich die Kehl ihm schneidet ab.  
 Ja das vom Weib war viel zu grob,  
 Die Augen Ihm auch ausstechen thut,  
 Also must bleib'n das Adelich Bluht  
 Zwar erbärmlich! Die Seel bei Gott  
 Ohn Zweifel ewig Ruhe hat,  
 Der Leib zu Ruhstät anher bracht  
 Hat sein Ruh bis an jüngsten Tag.  
 Der Knecht seinen Juncker zu rächen  
 Thät sich unter die Knechte stechen,  
 Verwund einen, must aber doch,  
 Ins Schultzen Hof kriechen zu Loch,  
 Dahin er floh für ihren Händen.  
 Der von Rehtstorff der thät sich wenden  
 Bald aus dem Dorf, aber bekam  
 Auch so viel Stich, daß Er da nahm  
 Ein kläglich End; Gott wol uns geben  
 Samt ihm das Ewige Leben.  
 Der Thäter Sieben bekommen han  
 Dafür auch ihren verdienten Lohn,  
 Welchen die Köpfe abgehauen,  
 Die man auf Stecken thut schauen  
 Von der Heerstraßen nicht sehr weit  
 Daß ander dadurch werden abgescheut;  
 Ihr zween zu Staup man geschlagen hat,  
 Zwanzig des Lands verwiesen that;  
 Diß Geschicht man drum wolt beschreiben  
 Daß sie solt im Gedächtnis bleiben.  
 Der lieb Gott wolle uns allzumahl  
 Bewahren für einen solchen Fall  
 Wenn wier Ihm uns täglich befehlen  
 So seyn wier behüt an Leib und Seelen.  
 Das gib uns Herr durch deinen Nahmen  
 Wers mit begehrt, der spreche Amen.  
 Anno Domini 1595.“

Herr Lehrer Thoms schreibt unterm 18. v. M.: „Es ist Tatsache, daß der Dietrich von Quitzow, ein direkter Nachkomme des bekannten Dietrich v. Quitzow, ein seit 2 Jahren verheirateter Mann von 32 Jahren, von Glöwen von der Jagd kommend, auf dieser Stelle am 25. Oktober

1593 erschlagen worden ist. Auf dieser Stelle wurde sein Pferd begraben und ihm ein Denkmal gesetzt; genau eben solch Denkmal, jedoch besser erhalten, befindet sich in der Kirche zu Rühstätt, in deren Gewölbe die Leiche bestattet wurde. — Von einer Familie, die seit dem 17. Jahrhundert hier ansässig ist, ist mir die Veranlassung zu dieser Mordtat, sowie die Tat selbst ganz anders berichtet worden, als wie sie Fontane in seinem Buche: „Fünf Schlösser der Mark“ wiedergibt und dürfte diese mündliche Überlieferung nach meiner Meinung wohl die richtigere sein.“

Herr Thoms ist gebeten worden, seine Überlieferung der Brandenburgia mitzuteilen.

2. „Der Roland der alten Heerstraßen“. U. M. Herr Rektor Otto Monke schreibt mir am 15. d. M.: Zur Rolandfrage erlaube ich mir Ihnen folgenden Passus aus einem heut eingelaufenen Briefe des Herrn Pastor Giertz (Petershagen bei Fredersdorf a. d. Ostbahn) mitzuteilen. „Vor Jahren, ohne daß ich leider jetzt die Quelle angeben kann, sagte mir jemand: dergleichen Kreuze\*) sind öfter der Roland der alten Heerstraßen. — Soviel mir erinnerlich, meinte der betr. Herr nicht die bekannte Rolandsache als solche, sondern nur die vergleichsweise Andeutung, daß dergleichen Kreuze öfter am Wege in Ortschaften anzutreffen, durch welche die alte berechnigte Heerstraße lief, welche Warenzüge passieren mußten.“

Soweit Herr Pastor Giertz. Dadurch wird die von Herrn Archivrat Dr. Sello aufgestellte Ansicht über die gelegentliche, eigentlich mißbräuchliche Anwendung des Namens Roland einerseits bestätigt, andererseits aber auch der Kreis der Denkmäler, auf welche man zeitweilig den Namen Roland angewandt hat, erheblich erweitert.

Die Mitteilung ist nicht etwa das Ergebnis einer Unterhaltung über die Rolandfrage, sondern sie erfolgte nur beiläufig; wir korrespondierten nämlich über einige Sühn- bzw. Mordkreuze.

3. Roland als Name. Der Familienname Roland kommt in Groß-Berlin nach dem diesjährigen Adreßbuch 24mal vor, die Schreibweise Rohland 26mal. Bekanntlich ist im Mittelalter, z. B. in Berlin, die Schreibweise Ruland viel mehr als Roland verbreitet gewesen. Der Name Ruland kommt a. a. O. 5 mal, die Schreibweise Ruhland 31 mal, die Schreibung Rühland 2 mal vor, dagegen fehlt der Name Rūland.

Eine Roland-Apotheke ist seit einigen Jahren in der Turmstraße 16 (Inhaber Norbert Bermann), dazu kommen 2 Zeitschriften „Der Roland“: eine literarisch-publizistische und die uns allen wohlbekannte heimatkundliche unsers Mitgliedes Herrn Curt Kühns.

Sehr bekannt ist das prachtvoll eingerichtete Wirtshaus zum Roland

\*) Gemeint sind die bekannten Sühn- oder Mord-Kreuze.

von Berlin, Potsdamer Straße 127/128, dem Regierungsbaumeister W. Walther gehörig.

4. Die Deutsche Städtezeitung. Illustrierte Wochenschrift für Gemeinde-Verwaltung und Städte-Interessen, welche im 1. Jahrgang hierselbst erscheint, hat als Titel-Vignette eine zwischen zwei heraldischen Adlern stehende Rolandfigur gewählt, deren beide Hände sich auf den Griff des mächtigen, vorn auf den Boden gestützten Schwertes stützen, erinnernd an die Rolandfigur, welche i. J. 1903 als Emblem der deutschen Städteausstellung in Dresden gewählt war.

5. Roland zu Bremen von Friedrich Rückert. In den neueren Gedichtsammlungen Rückerts fehlt sein Rolandslied. Ich bin gebeten worden, es zu reproduzieren, dies geschieht nachfolgend nach einer Abschrift, die u. M. Herr Professor Dr. Otto Pniower aus der Urausgabe „Kranz der Zeit“, Stuttgart 1817, S. 265 flg. freundlichst buchstäblich entnommen hat.

#### Roland zu Bremen.

- |                                                                                                   |                                                                                             |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1. Roland, der Ries', am<br>Rathaus zu Bremen,<br>Steht er im Standbild<br>Standhaft und wacht.   | 5. Roland, der Ries', am<br>Rathaus zu Bremen; —<br>Wollten ihn Wälsche<br>Werfen in Nacht. |
| 2. Roland, der Ries', am<br>Rathaus zu Bremen,<br>Kämpfer einst Kaisers<br>Karls in der Schlacht. | 6. Roland, der Ries', am<br>Rathaus zu Bremen,<br>Lehnet an langer<br>Lanz' er und lacht.   |
| 3. Roland, der Ries', am<br>Rathaus zu Bremen,<br>Männlich die Mark einst<br>Hütend mit Macht.    | 7. Roland, der Ries', am<br>Rathaus zu Bremen; —<br>Ende ward wälschem<br>Wesen gemacht.    |
| 4. Roland, der Ries', am<br>Rathaus zu Bremen; —<br>Wollten ihm Wälsche<br>Nehmen die Wacht.      | 8. Roland, der Ries', am<br>Rathaus zu Bremen,<br>Wieder wie weiland<br>Wacht er und wacht! |

XIV. Auf Wunsch vorgelegt: „Die Volksunterhaltung“, Zeitschrift für die gesamten Bestrebungen auf dem Gebiete der Volksunterhaltung. Unter Mitwirkung des Schiller-Theaters herausgegeben von Raphael Löwenfeld.“ Jährlich 12 Hefte. VII. Jahrgang Nr. 1 u. 2, Januar und Februar 1905.

Obwohl unsere Vereinigung eine wissenschaftliche ist, nehmen wir im Interesse der Heimatkunde doch gern von dergleichen volkstümlichen Bestrebungen Kenntnis und wünschen ihnen in den breitesten Volksklassen besten Erfolg.

### E. Bildliches.

XX. Ornament. Zeitschrift für angewandte Kunst. Verlagsanstalt: Karl Koch-Kraus, Berlin. IX. Jahrgang 1904, Januar. In dieser gut redigierten, vortrefflich typographisch und künstlerisch ausgestatteten Zeitschrift finden sich besonders interessante kunstgewerbliche Aufsätze von Ernst Engel-Charlottenburg. In dem gedachten Heft S. 3 fig. „Zur Lage des Kunstgewerbes“. Im Februarheft 1904 über den Kunsttechniker (Tischler, Dekorateur) Adolf Beuhne in Hamburg und im Januarheft 1905 über die Keramik von Theo Schmutz-Baudiß in Berlin. Ich empfehle diese aktuellen Bestrebungen Ihrer besonderen Aufmerksamkeit umsomehr, als wir am 1. Mai d. J. die unter Herrn Direktor Tradt blühende Städtische II. Handwerkerschule in der Andreasstraße besuchen werden, wo Sie sich überzeugen dürften, daß die Stadtgemeinde Berlin in der Tat ganz Außerordentliches leistet und aufwendet, um das Gewerbe und die Handfertigkeit nach der künstlerischen Seite zu heben.

XXI. Vom Haus Trarbach, Behrenstraße 47, seitens unseres verehrten Mitgliedes Paul Kreßmann am 11. d. M. der Brandenburgia gezeigt, lege ich Ihnen heute eine ansprechende Photographie der Fassade und der künstlerischen Ausschmückung derselben vor.

XXII. Der Güte unseres Mitgliedes Herrn Schack verdankt das Märkische Museum die Ihnen vorgezeigten acht Ansichtspostkarten aus Friedeberg in der Neumark und Umgegend.

XXIII. Eine halb wehmütig halb humoristisch anklingende Photographie „Der letzte Omnibus zwischen Französisch-Buchholz und Heinersdorf“ 29. Juni 1904, jetzt durch elektrische Straßenbahn ersetzt, legt Herr Rektor Monke vor.

XXIV. Herr Dr. Friedrich Netto, unser geschätztes Potsdamer Mitglied, weist eine schöne Folge von photographischen Postansichtskarten vor, bezüglich in der Hauptsache auf das Orangeriehaus mit den erbeuteten, neu aufgestellten astronomischen Instrumenten von Peking, welche im 17. Jahrhundert seitens der Jesuiten dem Kaiser von China geschenkt wurden. Ferner vom Chinesischen Pavillon in Sans-Souci, vom Japanischen Häuschen daselbst, vom Drachenhäuschen, vom Belvedere am Drachenberg u. s. f. Diese Photographien nimmt das Märk. Museum mit bestem Dank seitens des Herrn Dr. Netto in Empfang.

Derselbe hielt darauf einen Vortrag über:

Die neuen Anlagen zwischen der Orangerie und dem  
Drachenberge bei Sans-Souci.

Die sehr beifällig aufgenommenen Mitteilungen wurden durch Karten, Pläne und Bilder bestens unterstützt.

In der zweiten Hälfte des Juni wird unter gütiger Führung des Herrn Dr. Netto die Brandenburgia eine Wanderfahrt nach der eben-

gedachten reizvollen Umgebung Potsdams unternehmen, zu einer Zeit also, wo die zahllosen herrlichen Rosen daselbst in vollster Blüte sind. Es werden dann geschichtliche Einzelheiten dem Bericht über die Führung einverleibt werden.

XXV. Herr Stadtschulinspektor Schulrat Dr. Fritz Jonas hielt nachfolgenden Vortrag:

### Über Eberhard von Rochow.

#### Hochverehrte Versammlung!

Mein Vortrag gilt dem hochverdienten märkischen Edelmann Friedrich Eberhard von Rochow auf Reckahn, zu dessen dankbarem Gedächtnis uns die hundertste Wiederkehr seines Todestages — er starb am 16. Mai 1805 — in diesem Jahre besonders verpflichtet. Seine Wirkungszeit fiel in das Zeitalter Friedrichs des Zweiten, der schon als Kronprinz die großen Worte geschrieben hatte, deren Erfüllung er als König nach Möglichkeit erstrebt und durchgeführt hat: „Ich wünsche mir nichts mehr, als ein edles, freidenkendes Volk zu beherrschen, ein Volk, das Macht und Freiheit hat, zu denken, zu handeln, zu schreiben und zu sprechen, zu siegen oder zu sterben. Aberglaube, geistlicher Despotismus und die Unduldsamkeit hindert die Entwicklung der Talente, Freiheit zu denken erhebt Geist und Gemüt“. Friedrichs des Großen Vater hatte sein Volk in harter Zucht erzogen und bis zu seinem letzten Atemzuge unter strenger Vormundschaft gehalten. Der Sohn erkannte seine Aufgabe darin, Aufklärung in seinem Volke zu verbreiten, es geistig mündig zu machen und den Talenten freie Bahn zu geben. Noch herrschte auch er als Despot, noch traf er bis in das Kleine und Kleinste hinein selbst die Entscheidungen, aber er gab die Kritik über seine Entscheidungen frei, er gab den Richtern Unabhängigkeit, er beachtete den Rat und den Widerspruch seiner Beamten und er erkundete und ermutigte jedes gemeinnützige Streben und Tun einzelner Bürger. Er beförderte Kunst und Wissenschaft, ohne sie gängeln zu wollen. Er wollte, um mit Schillers Marquis Posa zu sprechen, Menschenglück aus seinem Füllhorn strömen, Geister in seinem Weltgebäude reifen lassen und seinen Untertanen Gedankenfreiheit geben. Seine eigene Größe und Bedeutung bewirkte, daß bis in sein Alter hinein die aufstrebenden Geister in seinen Bahnen blieben, daß ihm die Führerrolle verblieb, aber überall regte sich in seinen Landen der Drang gemeinnützig zu wirken und die großen Absichten des bewunderten und von der ganzen Welt den Preußen beneideten Königs fördern zu helfen. Nur den mächtigen Aufschwung der deutschen Literatur durch Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe und Schiller vermochte er, der unter dem Einfluß der französischen Literatur herangewachsen war, nicht mehr zu würdigen, und nur in der Wissenschaft schuf Kant

eine neue Weltanschauung, die dem König fremd blieb, auf allen anderen Gebieten war der große König der führende Geist seines Zeitalters, das mit Recht nach ihm den Namen des Friderizianischen Zeitalters trägt. So nannte ihn Goethe treffend den „Polarstern, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien“.

Schon in der ersten Woche seiner Regierung bemühte er sich, den einst ausgewiesenen Philosophen Wolff zurückzuberufen. Er schrieb deshalb an den Probst Reinbeck in Berlin: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wert gehalten werden, und glaube ich, daß Er ein Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er den Wolff hierher persuadieret.“ Wolffs Philosophie zeichnete sich nicht durch Tiefe aus und ist wissenschaftlich durch Kant bald überholt worden. Aber sie wirkte durch ihre Gemeinverständlichkeit auf weitere Volkskreise ein, als es den Werken der Großen im Reiche der Wissenschaft, wenigstens für ihr eigenes Zeitalter, meist beschieden ist. Sie ging im Unterschied zu den religiösen Anschauungen der Orthodoxen und Pietisten von der Voraussetzung aus, daß die Menschen von Natur gut seien. Das Gute zu wollen sei in der Natur der Seele gegründet. Jeder natürliche Mensch wolle seine Pflicht tun; tue er sie nicht, so sei der Grund nicht Bös- willigkeit, sondern Unwissenheit über das Gute und Böse und ihre Folgen. Sein oberstes Sittengesetz lautet: Tue, was dich und deine Mitmenschen vollkommener macht und unterlasse das Gegenteil. Der einzelne Mensch, argumentiert er weiter, könne aber seinen Zustand nicht vollkommener machen, die Gesellschaft sei für jeden einzelnen notwendig. Und so schließt sich sein zweiter Grundsatz an: Tue was die gemeine Wohlfahrt befördert und die gemeine Sicherheit erhält. So wird das gemeinnützige Wirken gewissermaßen als der Lebenszweck jedes einzelnen hingestellt und der Weg zur Vollkommenheit, zur Seligkeit, zum Himmelreich über die Welt, über diese Erde geführt. An den Früchten, die jeder hier auf der Erde in gemeinnütziger Arbeit zur Reife bringt, wird seine Würdigkeit für den Himmel gemessen.

Auf diesen Grundsätzen beruht die Strömung der Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert.

Die geistige Bildung, selbst die Religion erhält einen Zweck, gemeinnützig zu wirken, Tugend zu üben. Alle wollen sie von Natur üben, sie fehlen nur aus Unwissenheit. Was also not tut, ist Belehrung, Ausbildung des Verstandes. Wer seine Pflichten und den Segen der Pflichterfüllung weiß, der übt sie auch aus.

Wir wissen heute, zu welcher Übertreibung die einseitige Verstandesbildung der Aufklärer angeartet ist, wie sie die Phantasie mißachteten, die Kunst verkannten, die Religion verflachten, wie unsere Geistesheroen Kant, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Schleiermacher



zu kämpfen hatten, um die Wissenschaft, die Kunst und die Religion erst wieder aus dem Banne der dürftigen äußeren Zweckbestimmung zu erlösen, nur dem gemeinnützigen Wirken zu dienen. Sie erst haben erkannt, daß die Wissenschaft keinen andern Zweck habe als die Erkenntnis der Wahrheit, die Kunst nur die Gestaltung des Schönen sich zum Ziele setzen könne, und die Religion nichts anderes sei, als das Aufnehmen der Gottheit in den eigenen Willen ohne irdische Zwecke. Aus solcher Erkenntnis der Wissenschaft, der Kunst und der Religion wird gewißlich als Wirkung auch gemeinnütziges Wirken hervorgehen, aber man hebt ihre göttliche Freiheit und damit sie selber auf, wenn man sie an eine äußere Zweckbestimmung binden und fesseln will.

Aber wenn ich so von vornherein der irrigen Auffassung vorbeugen möchte, als wenn ich die Aufklärung schon als eine Blütezeit des Geisteslebens und unsern Rochow als einen Klassiker der Pädagogik preisen wollte, so erachte ich die Aufklärung freilich als eine notwendige Vorstufe für die größte Zeit unseres Volkes, für das sogenannte Humanitätszeitalter. Zeigt doch der Name Aufklärung selbst an, daß sie der Menschheit noch nicht das volle Licht gebracht, sondern es nur ankündigen, vorbereiten, heraufführen wolle. Wie das mosaische Gesetz nur ein Zuchtmeister zu religiöser Freiheit gewesen ist, so war die einseitige, trockene Verstandesbildung der Aufklärer nur die Vorschule für die Aufnahme des Evangeliums von der Freiheit des Menschen auf allen Gebieten des Geistes, von der Humanität.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, daß die Aufklärung eine Verbesserung des Schulwesens anstreben mußte. Galt die Tugend als der Hauptzweck des Lebens und war ihre Ausübung abhängig von der Erkenntnis, so mußte folgerecht das Wissen von der Tugend vertieft und verbreitet werden. Man erkannte, daß einerseits die alten Schulen nicht genug auf die Gesinnung der Schüler eingewirkt und sie nicht genug für gemeinnütziges Wirken im Leben vorbereitet habe, und daß die große Masse des Volkes in den Winkelschulen und Landschulen, wenn auch der allgemeine Schulzwang eingeführt war, bisher nur eine durchaus ungenügende Ausbildung erhalten habe.

Nun sollten die alten Schulen zwar auch dem Leben dienen. Sie waren meist Standes- und Berufsschulen für den Adel und die künftigen Gelehrten und Beamten, die Schüler sollten zu weltgewandten Kavalieren und zu redegewandten Theologen und Juristen gebildet werden. Auch hatten die Pietisten unter Führung Speners und Franckes die Schulmethoden schon verbessert und durch Aufnahme der Realien die Schulkenntnisse in nähere Beziehung zu dem Wissensbedürfnis der im praktischen Leben Stehenden gebracht; ja sie hatten sogar schon besondere Realschulen begründet, aber auch diese Schulen entsprachen den Zielen der Aufklärer nicht. Sie fühlten, daß das Schulwissen immer noch zu

wenig den Verstand und die Urteilskraft wecke und zu sehr nur ein Auswendigwissen sei, während doch schon Thomasius ausgesprochen hatte, daß ein Lot Iudicium mehr wert sei als ein Pfund Memoria. Sodann aber vermißten sie besonders die rechte Einwirkung des Schulunterrichts auf die Gesinnung und den Willen, auf den Trieb, gemeinnützig zu wirken, und endlich beklagten sie, daß das Volksschulwesen noch völlig daniederlag.

Aber wenn auch so allmählich die Erkenntnis wuchs, daß die alten Schulen dem neuen Zeitalter nicht mehr entsprächen, wenn mehr und mehr auch das Verlangen auftrat, daß die Entwicklung des Denkvermögens, des gesunden Menschenverstandes höher eingeschätzt werden müsse als bloßes Wissen, wenn auch der Hamburger Johann Basedow schon 1752 die Grundzüge einer neuen Unterrichtsmethode für höhere Schulen in einer lateinischen Abhandlung entwickelte, noch war die Wolffsche Weltanschauung nicht in so weite Kreise gedrungen, daß die ererbte herrschende Schulmethode eiligst verdrängt werden konnte. Aber, als die Zeit erfüllt war, wurde die alte Schule, scheinbar plötzlich durch ein geniales, revolutionäres Buch des Auslandes, durch Jean Jaques Rousseaus *Emil in ihren Grundfesten* erschüttert. Der Inhalt dieses Buches läßt sich in die Worte zusammenfassen, daß alles, was in seiner Zeit auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichts bestehe, wert sei, daß es zugrunde gehe. Damit sprach es, nur im verschärftesten Tone, Gedanken aus, die die Aufklärer auch hegten. Auch von dem positiven Inhalte des Buches war ihnen mancherlei aus der Seele gesprochen, daß z. B. das Urteilsvermögen wichtiger sei als Kenntnisse, daß dogmatischer Religionsunterricht für Kinder nicht taugte und daß die Ausbildung des Körpers über der Geistesbildung nicht vernachlässigt werden dürfe. Aber unmittelbar waren Rousseaus Erziehungsregeln auf die Schule nicht zu übertragen. Er bekämpfte die Zivilisation, und die Schule ist ein Kind der Zivilisation, und selbst für die Einzel-erziehung ging er von Bedingungen aus, die einem Erzieher in der Wirklichkeit nie geboten werden. Aber auch im Erziehungsziele ging er mit den Aufklärern auseinander. Sein *Emil* als reiner Sohn der Natur ist im wesentlichen Egoist und soll von der Außenwelt möglichst unabhängig gemacht werden, sich gegen sie wehren lernen, die Zöglinge der Aufklärer, der Philanthropen sollte die Menschen lieben und den Zweck ihres Lebens darin suchen, der Allgemeinheit der Menschen zu dienen. Aber ob Rousseaus Buch auch genug des Schiefen und Übertriebenen enthält, es ist doch eines der anregendsten Bücher die je geschrieben worden sind, und seine sprühende Beredsamkeit und seine blendenden Schlagwörter erschütterten die alte Schule bis in ihre Fundamente. Mit einem Schlage war die Pädagogik zum Range der wichtigsten Wissenschaft erhoben, und Fürsten, Staatsmänner und Schulmänner wetteiferten

jetzt förmlich miteinander, als Schulmänner, Organisatoren oder Pädagogen neue Schulen und neue Methoden zu begründen. Als erster Vorkämpfer trat in Deutschland wieder Basedow auf den Plan und übte nicht ohne Aufdringlichkeit und Marktschreierei, aber in ehrlicher Begeisterung eine unermüdliche agitatorische Wirksamkeit aus. Sein berühmtes und berühmtes Philanthropin in Dessau hatte nur kurzen Bestand, aber weit hin Anregungen gegeben; andere neue Anstalten in seinem Geiste eröffneten Bahrdt, Campe, Salzmann und andere. Auch in viele ältere Schulen drang der neue Geist ein, und wenn zunächst auch die Bewegung wieder nur die höheren Schulen ergriff, es konnte, nachdem die pädagogische Strömung einmal gewaltig angeschwollen war, nicht fehlen, daß auch bald die Hebung der niederen Schulen ins Auge gefaßt wurde. Und auch darin ging der König durch den Erlaß des Landschul-Reglements von 1763 voran.

In dieses Zeitalter der Reformation des Schulwesens fiel das Leben Eberhard von Rochows.

Er war in Berlin am 11. Oktober 1734 als Sohn des damaligen kurmärkischen Kammerpräsidenten Friedrich Wilhelm von Rochow geboren, der später als Provinzialminister nach Königsberg in Preußen versetzt wurde. Die Mutter war eine Tochter des Generalpostmeisters und Ministers von Görne. Von 14 Kindern überlebte Eberhard allein seine Eltern. Von seinem 4. bis zum 13. Jahre wurde er nacheinander von 11 Hauslehrern unterrichtet, und von 1747 bis Anfang 1750 besuchte er die Ritterakademie zu Brandenburg. Dann trat er zu Ratenau in das Leibkarabinierregiment, wurde 1751 Standartenjunker in der Garde du Corps zu Potsdam, und rückte nach der Genesung von schwerer Erkrankung an den Pocken zum Offizier auf. Zu wissenschaftlicher Fortbildung kam er kaum, da, wie er später launig schrieb, Ratenau und Potsdam, wie bekannt, keine Universitäten gewesen seien. Aber auch damals, wie schon in seinen Kinderjahren, beherrschte ihn eine wahre Lesesucht.

1756 bei Beginn des Krieges rückte er mit aus und wurde in der Schlacht bei Lowositz durch einen Schuß in den linken Arm verwundet. Zur Heilung wurde er nach Leipzig geschickt und trat hier mit Gellert in nahen, freundschaftlichen Verkehr. Durch ihn scheint er zur Wohltätigkeit und zu gemeinnützigem Wirken nachhaltig angeregt zu sein. Im nächsten Jahre nahm er noch an der Schlacht bei Prag teil, auf dem Rückzuge aber wurde in einem Zweikampfe seine rechte Hand so schwer verwundet, daß er im Jahre 1758 seinen Abschied nehmen mußte.

Am 4. Januar 1759 heiratete er Christiane Luise von Bose, mit der er in kinderloser, aber glücklichster Ehe bis zu seinem Tode gelebt hat. Nach dem Tode der Mutter 1760 übergab ihm der Vater die märkischen Stammgüter und er zog nach Reckahn. Der Vater bewirtschaftete die

preußischen Güter, die ihm durch seine Gemahlin zugefallen waren, bis auch diese nach des Vaters Tode im Jahre 1764 dem Sohne zufielen. Inzwischen war ihm 1762 der Rang als Rittmeister und die Würde eines Domherrn von Halberstadt übertragen, und in demselben Jahre wurde er zum Ritter des Johanniterordens geschlagen.

Aus dem nächsten Jahrzehnt wissen wir wenig über sein Leben. Er lebte mit seiner Gattin, wie er an Gellert schrieb, in glücklicher Eingezogenheit auf Reckahn, las viel, versuchte sich auch wohl hin und wieder im Dichten und übte Wohltätigkeit. Jahre hindurch sandte er an Gellert für ihn und seine Mutter, ob es Gellert auch verbat, Gaben der Liebe und Dankbarkeit zur Erleichterung des Lebens, und wenn Gellert ihm von armen Studierenden schrieb, schickte Rochow stets rasch und gern einen Beitrag zur Unterstützung. Hatte er sich doch schon früh die Regel aufgestellt, der Edelmann müsse seine Jahreseinnahme nicht in vier, sondern in fünf Quartale einteilen und das fünfte seines Standes wegen, eingedenk des Wortes noblesse oblige, für Arme und Unglückliche verwenden.

Seine nächste Sorge war die Verbesserung seiner Güter und des leiblichen und geistigen Wohles seiner Leute. Er verlegte das Bett der Pläne, baute Dämme zum Schutz gegen Überschwemmungen, überwies seinen Tagelöhnern oder ihren Witwen Stücke seines Brachlandes zum Anbau von Kartoffeln, Rüben und Linsen, steuerte der Verarmung und Bettelei, erklärte den Landleuten die guten Absichten der Regierung bei ihren Plänen und legte ihnen besonders die Wichtigkeit des Schulzwanges dar.

Aber seine guten Absichten scheiterten an dem Widerstand der stumpfen Welt, an ihrem Unverstand. In Zeiten der Teuerung wüteten verheerende Krankheiten unter seinen Leuten. Er nahm einen Arzt an gegen jährliches Gehalt, der sie frei behandeln und sie auch mit kostenfreier Medizin versehen sollte. Sie empfingen die Medizin, nahmen sie aber nicht ein, brauchten heimlich die verkehrtesten Mittel, liefen zu Quacksalbern, Wunderdoktoren, sogenannten klugen Frauen, Schäfern und Abdeckern, bezahlten dort reichlich und starben häufig dahin. Da wurde ihm klar und immer klarer, daß der Kampf mit der Dummheit der schwerste sei. Aber in fast schon verzweifelter Stimmung kam ihm, — es war ein kritischer Tag erster Ordnung in seinem Leben, der 14. Februar 1772, der ihm seinen eigentlichen Beruf bestimmte — wie zufällig ein rettender Gedanke.

Er saß an seinem Schreibtisch und zeichnete, so für sich hin, ohne etwas zu suchen, einen Löwen, der in einem Netze verwickelt daliegt. „So, dacht' ich, liegt auch,“ schrieb er später aus der Erinnerung, „die edle, kräftige Gottesgabe Vernunft, die doch jeder Mensch hat, in ein Gewebe von Vorurteilen und Unsinn verstrickt, daß sie ihre Kräfte so

wenig wie hier der Löwe die seinigen brauchen kann. Ach wenn doch eine Maus wäre, die einige Maschen dieses Netzes zernagte“.

„Und nun zeichnete ich, gleichfalls als Gedankenspiel, auch die Maus hin“.

„Wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch die Seele: wie, wenn du diese Maus würdest“.

Und mit dem festen Entschluß: „Ja, ich will die Maus sein, Gott helfe mir“, machte er sich sofort an die Arbeit, ein Schulbuch für Kinder der Landleute zu schreiben, d. h. zum Gebrauch der Lehrer: „so wie man etwa die Amme kuriert“, bemerkte er, „um dem Kinde gedeihliche Nahrung zu verschaffen“.

Gleich im voraus suchte er den etwaigen Einwand, wer ihn zum Lehrer des Landvolkes berufen habe, in wahrhaft großen Worten zurückzuweisen:

„Ich lebe unter Landleuten. Mich jammert des Volkes, neben den Mühseligkeiten ihres Standes werden sie von der schweren Last ihrer Vorurteile gedrückt. Sie wissen weder das, was sie haben, gut zu nutzen, noch das, was sie nicht haben können, froh zu entbehren. Sie sind weder mit Gott noch mit der Obrigkeit zufrieden. Ihre Religion ist meist der verderblichste Fatalismus. Die ganze vortreffliche Sittenlehre Jesu Christi und seiner Apostel liegt ihnen ganz außerhalb der Sphäre der Ausübung. Sie wollen zur Not wohl durch Christum selig, aber nicht nach Christi Geboten vorher fromm werden. Die Ursache dieser sämtlichen den Staat in seinem wichtigsten Teile zerstörenden Übel liegt an der vernachlässigten Erziehung der ländlichen Jugend. Man bildet nicht ihre ganze Seele, man gewöhnt ihr Gewissen nicht, über die Urteile und ihre Handlungen zu richten. Sie sind und bleiben sinnlich, d. h. nicht viel mehr als tierisch, und fühllos für jede Art moralischer Glückseligkeit“.

„So fand ich das Landvolk, und nun sah ich mich nach Hilfe um und wagte diesen Versuch“.

Seit jenem Tage ist Rochow ein eifriger Schriftsteller geworden. In ungefähr hundert Aufsätzen und kleineren Büchern pädagogischen und ökonomischen Inhalts hat er rastlos gesucht, das Landvolk geistig zu heben. Unter ihnen ist das bedeutendste, sein Kinderfreund, das erste Lesebuch für Kinder der Volksschulen. In vielen Auflagen, Bearbeitungen und Übersetzungen hat es weite Verbreitung gefunden und weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus zur Hebung des Volksschulunterrichts nachhaltig beigetragen. Alle seine Schriften aber — und das ist bedeutsam für die richtige Würdigung Rochows — verfolgen nur praktische Zwecke. Er war kein Theoretiker, er hat nicht wie Pestalozzi die Erziehung zu systematisieren und zu mechanisieren gesucht, er hat nicht neue Methoden erfunden, er hat das eine große Verdienst, das

größte, vielfach empfundene Übel der Zeit, die Vernachlässigung der Volksbildung, scharf umgrenzt, grell beleuchtet und praktisch Hand angelegt zu haben, mit den besten vorhandenen Mitteln zunächst in seinen Grenzen und seinem Bereich das Übel zu heilen. Seine schriftstellerische Wirksamkeit ist keineswegs der Hauptinhalt seines Lebens, seine Bedeutung liegt in der Praxis, in der Verbesserung der Schulen auf seinen Gütern, besonders auf Reckahn.

Mit dem warmen Eifer aufrichtiger Begeisterung für die Sache ging er daran, nachdem er die Wurzel des Übels erkannt hatte, die Volksschule zu reformieren. Er hatte das Glück, auf seinen Gütern verständige Pfarrer zu haben. Mit diesen beriet er zunächst seine Pläne. Dann galt es, als im Herbst 1772 der Lehrer in Reckahn gestorben war, einen besseren Ersatzmann zu finden. Denn das war gerade der größte Mangel des damaligen Volksschulwesens, daß es an geeigneten, für ihren Beruf ausgebildeten Lehrern fehlte. Das Lehreramts versehen entweder invalide Soldaten oder in Nebenstellung die Dorf-Schneider, und die Mehrzahl aus beiden Kategorien war selbst kaum fähig, fließend zu lesen und orthographisch zu schreiben. Rochow wählte einen jungen Mann, der ihm sechs Jahr als Schreiber gedient hatte und jetzt seit einem Jahre Organist und Schulhalter zu Halberstadt war. Heinrich Julius Bruns hatte im Verkehr mit Rochow manches gelernt, und der adlige Gutsherr und angesehene Domherr hielt sich nicht für zu hoch, seinen Lehrer nun noch selbst für sein neues Amt einzuarbeiten. Monate lang hat er mit ihm täglich das Katechisieren geübt, wobei bald der eine, bald der andere Lehrer oder Kind vorstellte. Zugleich suchte er ihm aus seiner Begeisterung das eine zu übertragen, was er für die Kardinaltugend der Lehrer erachtete: wahre Missionargesinnung, und so gelangte in wenigen Jahren unter Rochows eigener beständiger Förderung und Anspornung die Schule zu Reckahn zu so großen Erfolgen, daß ihr Ruhm nach außen drang und Fürsten, Grafen, Minister, Kammerherren, hohe Militärbeamte, Geistliche und Schulmänner von nah und fern herzukamen, um anzuerkennen und zu ermutigen, zu prüfen, zu lernen und anderswo ähnliches nachzubilden. Viele wandten sich auch schriftlich an Rochow, der in eine weitverzweigte Korrespondenz geriet. Einige Jahre hindurch sandten Regierungen und Schulpatrone auch vielfach Lehrer nach Reckahn, die dort, da es an Seminaren für Landschullehrer fehlte, ihre pädagogische Ausbildung gewinnen sollten. Aber Rochow, der nicht für sich Ehre suchte, sondern immer nur die Sache im Auge hatte, erkannte, daß weder sein Lehrer auf die Dauer die Arbeit leisten könnte, neben seiner Schularbeit auch noch Lehrer auszubilden, noch eine Landschule mit einem Lehrer überhaupt geeignet sein könnte, als Lehrerseminar zu figurieren, und so betrieb er andauernd bei dem Minister von Zedlitz die Begründung eines eigenen Königlichen Schullehrer Seminars in

Halberstadt. Und als der Minister nicht helfen konnte, erreichte er endlich dennoch durch die Hilfe des Domkapitels auch dieses Ziel und fügte so seinen bisherigen Verdiensten ein neues, fast noch größeres hinzu. Er wurde ein beredter Anwalt für die Hebung des Volkslehrerstandes, für seine geeignete Ausbildung wie für seine standesgemäße Besoldung und für eine seinem idealen Berufe entsprechende Achtung und soziale Stellung. Er hat mit Aufwendung eigener Mittel das Gehalt seiner Lehrer wesentlich erhöht, und er hat, wie Büsching in seinem bekannten Buche über seine Reise nach Reckahn hervorhebt, ihnen den Kantortitel beigelegt, die Lehrer mit „Sie“ angeredet, und sie oft auch, wenn er Gäste bei sich gehabt hat, zu Tisch geladen und sie auf jede Weise zu ehren gesucht.

Dahin gehört auch, daß er dem treuen Lehrer Bruns nach seinem frühen Tode in dem herrschaftlichen Garten einen Denkstein mit der schlichten aber bedeutungsvollen Inschrift errichtete:

„H. J. Bruns. Er war ein Lehrer.“

Rühmend hervorzuheben ist auch noch, daß er opferfreudig auf mehreren seiner Güter neue, für die damalige Zeit stattliche Schulhäuser erbaut hat. Das neue Schulhaus in Reckahn schmückte die sinnige, fromme Inschrift:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen.“

Dankbar und bescheiden hat der rührige, gemeinnützige Edelmann empfunden und bezeugt, daß die Erfolge seiner Tätigkeit viel der fördernden Teilnahme des Ministers von Zedlitz zu danken gehabt hätten. Er freute sich ihrer aufrichtig um der Sache willen. Aber alle Anerkennungen und Ehren, die er erfuhr, verwirrten nicht sein ruhiges, sicheres Urteil. Je mehr andere seine Schulen lobten, um so mehr beachtete er die Mängel, die ihnen trotz aller seiner Bemühungen noch anhafteten. Seinem Ideale entsprachen sie immer noch nicht. Auch seine tüchtigen Lehrer behandelten ihm den Lehrstoff immer noch zu mechanisch, geschweige denn die Mehrzahl der Lehrer in anderen Schulen. Fast verzweifelnd rief er ihnen in einer seiner Schriften zu: „O Papageientum, wie lange wird dein Regiment auf Erden noch dauern“, und tief bekümmerte ihn die Sorge, — und das zeigt den wahrhaft großen Pädagogen, daß durch den allzufrühen Bücherunterricht die Kinderseelen verkrüppeln möchten. Darum suchte er der Einschulung der Kinder vor Beginn des siebenten Lebensjahres zu steuern und warnte davor, in seinen Schulen bereits das Muster der Landschulen für die Zukunft zu suchen. Er habe, so schrieb er, nur von der Verwirklichung seines Ideals von Schulvollkommenheit deshalb noch Abstand nehmen müssen, weil er solche Lehrer zu finden oder zu bilden verzweifeln mußte, die die Landjugend in Feld und Wald führten, sie bei nützlicher Berufsarbeit richtig denken lehrten und durch die Natur anfänglich statt aller Bücher

und bei Gelegenheit alles Sichtbaren, was in ihrem großen Magazin unentgeltlich zu finden ist, recht hören, recht sehen, aufmerksam beobachten, vergleichen, unterscheiden — dann rück- und vorwärtsschließen lehrten bis endlich der große Gedanke sich gleichsam aufdringe: Gott ist der Ewige, Mächtige, Weise, alles Leben ist von ihm, und Leben ist die größte Wohltat. Er liebt also seine Geschöpfe; Laßt uns also Gott lieben, der uns zuerst geliebt hat.

So hat Eberhard von Rochow bis zu seinem Tode länger als ein Menschenalter hindurch still und geräuschlos und doch bahnbrechend, ebenso kühn und energisch die notwendigsten Reformen betreibend wie klug sich auf das zunächst Erreichbare beschränkend, Großes gewirkt und geschaffen. Als 1787 der Minister von Zedlitz aus dem Ministerium geschieden war und die traurige Reaktionsperiode Wöllmers folgte, da waren Rochows Schulen so fest gegründet, daß sie weiterer Protektion nicht bedurften. Aber untätig konnte er nicht leben, und so suchte er durch die neu gestiftete ökonomische Gesellschaft in Potsdam auf dem Gebiete der Nationalökonomie Aufklärung unter den Landlenten zu verbreiten. Und als dann mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. und Wöllmers Sturz ein neuer Geist milder Freiheit zu wehen schien, da jubelte der Greis, ob er auch körperlich durch Krankheit und namentlich durch Ertaubung geschwächt war, wieder auf und trat mit Nachdruck, um dem konfessionellen Hader zu begegnen für die Begründung von Simultanschulen ein. Aber sein Leben neigte sich mehr und mehr dem Ende zu. Da beglückte den edlen neidlosen Mann der Gedanke, daß das große Werk der Reformation der Schule, zu dem er sein bescheidenes Scherflein beigetragen, durch viele würdige Männer fortgesetzt werde.

Als Rochow seine erste pädagogische Schrift dem Minister von Zedlitz eingesandt hatte, schrieb ihm dieser die bekannten Worte:

„Daß ein Domberr für Bauernkinder Lehrbücher schreibt, ist selbst in unserm aufgeklärten Jahrhundert eine Seltenheit, die dadurch noch einen höheren Wert erhält, daß Kühnheit und guter Erfolg bei diesem Unternehmen gleich groß sind. Heil, Lob und Ehre also dem vortrefflichen Manne den nur die Rücksicht auf die Allgemeinheit des Nutzens, welcher gestiftet werden kann, zu solchen Unternehmungen antreiben konnte“. Diese Worte enthalten die beste Würdigung der Lebensarbeit Rochows überhaupt.

Das neunzehnte Jahrhundert hat die Aufklärer vielfach geschmäht und verkleinert, und gewiß ist richtig, daß ihr Bildungsideal, die nüchterne Verstandesbildung, zu einseitig ist. Und doch haben sie in ihrer Zeit Großes gewirkt und sind die eigentlichen Befreier des Volkes aus dem Joche der Dummheit und des Aberglaubens geworden. „Von ihnen aus drang unter dem Schirm des größten Königs von Preußen,“ wie der Literaturhistoriker Hettner treffend gesagt hat, „der Geist heller



Verständigkeit und schlichter selbstloser Tüchtigkeit in alle Kreise des Volkes und weckte und verbreitete eine Einfachheit und Milde der Gesinnungen, welche wir Nachgeborenen unter dem Drange; und Trubel künstlicherer Lebensverhältnisse uns nicht in gleicher Weise erhalten haben.“

Büsching erzählt in seiner Reisebeschreibung nach Reckahn, im Jahre 1764 habe ein vornehmer russischer Herr zu ihm gesagt, aus den Provinzialschulen, die die Kaiserin anlegen lassen wolle, könne nichts werden, denn die Edelleute würden die Kinder ihrer Bauern nicht in die Schule schicken; sie brauchten nichts weiter zu lernen, als „der heilige Sergius will das“, nämlich dass du als Soldat hingehst, wohin man dich schickt.

Gibt es, so frage ich zum Schlusse, eine beredtere Würdigung der Verdienste unserer Aufklärer als einen Vergleich des Segens der durch sie in Deutschland begründeten Volksbildung, mit den heutigen trostlosen Verhältnissen in Rußland. Was würden die Russen heut darum geben, wenn zur rechten Zeit Aufklärung in ihrem Volke verbreitet und unter ihrem Adel so volksfreundliche und praktische Männer wie unser Rochow aufgetreten wären! Wir aber wollen uns des edlen deutschen Mannes, des unerschrockenen Vorkämpfers für Volksbildung Friedrich Eberhard von Rochows dankbar erinnern und sein Andenken in Ehren halten.

Der Vortrag des Herrn Dr. Jonas wurde mit größtem Beifall aufgenommen.

XXVI. Nachträglich wies u. M. Herr Rektor Monke noch darauf hin, daß Eberhard von Rochow auf dem Schlachtfelde von Fehrbellin das erste Denkmal errichtet habe, am Anfang der Chaussee, welche zwischen Linum und Hakenberg von der Hauptchaussee abzweigt und bis zum neuen Denkmal geht. Es besteht aus einer kurzen vierseitigen Säule, deren Seitenflächen die Namen der gefallenen Offiziere (von Mörner etc.) tragen.

Herr Dr. Jonas ergänzt dies wie folgt: In E. v. Rochows, von mir in zweiter Auflage herausgegebener literarischer Korrespondenz steht ein Brief von ihm an den König Friedrich Wilhelm III., in dem er um die Überlassung des Platzes dazu bittet und das geplante Denkmal beschreibt. In der Anmerkung habe ich auf eine Abbildung des Denkmals hingewiesen.

XXVII. Herr Kustos Buchholz, unter Vorlage eines Schatzfundes von Treuenbrietzen.

Im vorigen Jahre ist ein sehr merkwürdiger Schatzfund in Treuenbrietzen ausgegraben worden.

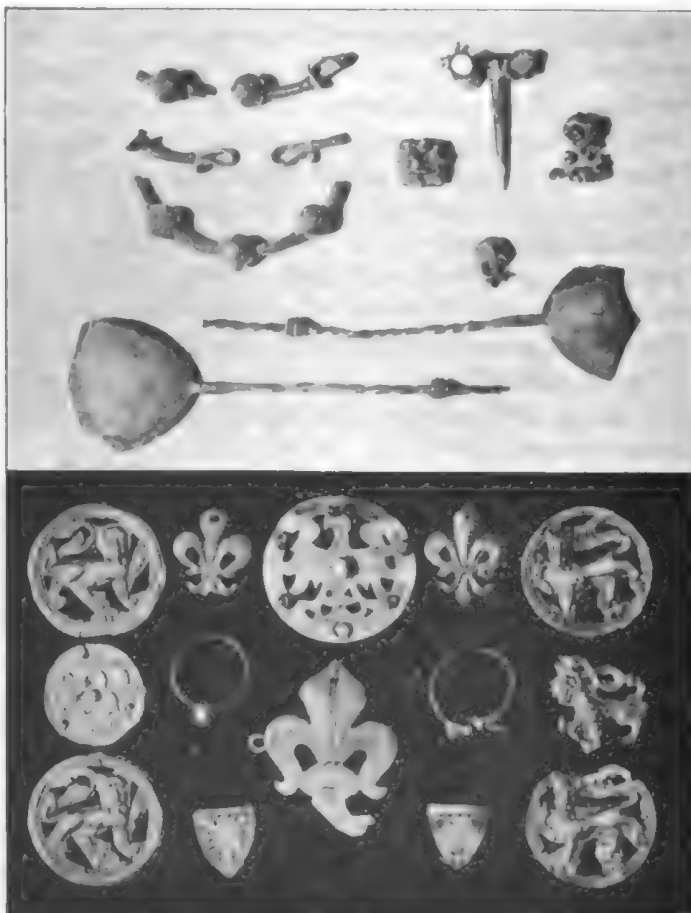
Dort war das Haus des Schlächtermeisters Koch abgebrannt. Nach dem Aufräumen des Brandschutts wurde die vom Brande unberührte Erde zu den Fundamenten für den Neubau ausgeschachtet.

In dieser Erde fand man eine aschige, mit verschiedenen Metall-Teilen durchsetzte Masse, aus der die Kinder einige noch erhaltene gold-überzogene Stücke, auch Münzen herauslasen.

Der ganze Rest dieser Masse wurde später auf Veranlassung unseres dortigen Pflegers, Herrn Postrat Steinhardt, von dem Eigentümer Herrn Koch, dem Märkischen Museum als Geschenk überwiesen.

Im Museum ist dann dieser Rest weiter durchsucht und chemisch behandelt worden, wobei die hier ausgelegten Zierstücke sondiert werden konnten, während der vollständig korrodierte Rest in diesem Glase aufbewahrt wird.

Durch die Untersuchung haben wir festgestellt, daß die von den Kindern für Asche angesehene Masse lediglich aus Chlorsilber besteht, daß auch die meisten der noch in ihren Formen erhaltenen Stücke mehr oder weniger in Chlorsilber übergegangen sind und daß dasselbe Schicksal auch unfehlbar die hier ausgelegten Stücke getroffen hätte, wenn sie nicht durch eine starke Goldplattierung geschützt gewesen wären.



Diese durch Goldüberzug erhaltenen Stücke sind:

a) in der dunkeln Hälfte des Bildes:

1. Eine Zierscheibe von 4 cm Durchm., darin ein in den Conturen ausgeschnittener, sonst gravierter heraldischer Adler; aus der Mitte ragt ein linsenförmiger Türkis, aus dem Rande im Kreise 6 andere Facetten mit Steinchen hervor.
2. 4 Goldblechscheiben von 3,5 cm Durchm., darin flachrelief ein schreitender heraldischer Löwe. Die Goldblech-Flächen innerhalb des Perlenkreises, die für den Halt der Löwenfigur entbehrlich, sind ausgeschnitten. Der Löwe hält den Kopf en face (leopardisiert), der Schweif einfach, aber zum Teil gefiedert.
3. Ein kleinerer flachrelief gegossener Löwe mit doppeltem Schweif.
4. Eine flache Lilie mit gravierter Verzierung, Fragment.
5. Zwei kleine erhabene heraldische Lilien, durchweg punktiert.
6. Zwei Fingerringe, einer mit blauem Stein, der andere ausgebrochen.
7. Eine brakteatenartige Scheibe von 2,7 cm Durchm., im Dreipaß mit Perlenrand ein doppeltes Dreiblatt, eine zentrale und 3 seitliche Rosetten.
8. Zwei kleine flache dreieckige Schilder mit Wappenzeichen: Sparren und Strahlen.

b) in der hellen Hälfte des Bildes:

9. 2 defekte Löffelchen aus sehr dünnem Silberblech mit gewundenem, an einer Stelle verdicktem Stiel.
10. 5 Teile eines goldplattierten silbernen Armrings (links oben).
11. Dorn einer Agraffe mit 2 gefaßten Steinen (einer defekt).
12. Steinfassung aus einem Fingerring (links von der Agraffe).
13. 2 vergoldete Perlen mit Kornverzierung, Fragmente eines größeren Zierstücks.

Aus den Chlorsilbermassen sind noch einige Stücke erkennbar, namentlich Besatzplatten mit Wappenzeichen, auch Zeugreste mit Silberperlen haben sich erhalten.

Die Formen der Schmuckstücke lassen auf verschiedene Zeiten schließen. Einzelne zeigen noch romanische Charaktere, als gotisch dürften die beiden kleinen silbernen Löffel gelten, aus der Renaissancezeit sind namentlich die Münzen.

Der letztere Umstand spricht dafür, daß die Vergrabung des Schatzes in der 30jährigen Kriegszeit stattgefunden hat, die erhaltenen Gegenstände sind aber unzweifelhaft mittelalterlichen Ursprungs.

Nach den darin vorkommenden verschiedenen Wappenzeichen sind die Sachen ursprünglich nichts weniger als zusammengehörig. Vielleicht

hat sie ein Landsknecht nach und nach an verschiedenen Orten, namentlich von fürstlichen oder kirchlichen Gewändern, auf denen sie sich als Besatzstücke befanden, geraubt und dann an der Fundstelle in Sicherheit gebracht.

Der Übergang der Silbermassen in Chlorsilber erklärt sich vielleicht dadurch, daß über der Stelle mit Kochsalz, etwa Pökellauge, gewirtschaftet worden ist. Das in die Erde sickende Salzwasser ist dann mit dem Silber des Fundes in Berührung gekommen.

Ohne solchen Zufluß eines Chlorsalzes hätte sich das Silber ebenso, wie prähistorische Silbersachen, sicher erhalten.

XXVIII. Nach der Sitzung verweilten die Mitglieder und Gäste im Ratskeller zu regem Meinungsaustausch.

## 21. (13. außerordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 1. März 1905, nachmittags 3<sup>1/2</sup> Uhr.**

Besichtigung des Mineralogischen Museums der Universität,  
Invalidenstraße 43.

Der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, begrüßte die erschienenen Mitglieder nebst ihren Gästen in der Vorhalle mit einer Ansprache, in welcher er ausführte, daß wir schon einige Abteilungen des Museums besichtigt hätten. Nachdem er noch den Führer, Herrn Dr. Belowski, vorgestellt hatte, begann der Rundgang. Der Saal mit den Mineralien befindet sich auf der westlichen Seite des großen Lichthofes.

Die Mineralien sind in Schränken untergebracht, die in zwei Reihen rechtwinklig zu den Wänden aufgestellt sind. In dem Mittelgang befindet sich außerdem noch eine Anzahl von Schränken. Endlich sind mehrere besonders große Stücke frei aufgestellt. Die Schränke sind von zweierlei Bauart; die einen, welche vor den Fenstern stehen, haben horizontale Glasscheiben und die anderen, welche zwischen den Fenstern stehen, haben senkrechte Glasscheiben. In den horizontalen Schränken befindet sich die eigentliche systematische Sammlung, und in den vertikalen Schränken sind besonders schöne Stücke aufgestellt.

Abgesehen von dem ersten Schrank auf der Fensterseite sind die Mineralien nach ihrer chemischen Konstitution angeordnet. Im vordersten

Schrank sind nämlich einige besonders prachtvolle Stücke aufgestellt, und erst im folgenden beginnt das System.

Unter jenen sind zu nennen einige schöne Stufen von Bergkristall, einige prächtige Drusen von Amethyst, ein großes Rhomboeder von isländischem Doppelspat.

Mit dem nächsten Schrank beginnt die eigentliche Sammlung, und zwar sind die ersten Objekte die Elemente: Kohlenstoff, Schwefel, Gold, Silber, Kupfer und Platin. Der Kohlenstoff ist vertreten durch mehrere Diamanten und durch Graphit. Einer von den Diamanten ist geschliffen. Besonders reichhaltig ist die Sammlung mit Schwefelkristallen versehen. Diese Kristalle kommen hauptsächlich aus Sicilien zu uns. Auch vom Gold sind einige sehr hübsche Kristalle, sog. Oktaeder, vorhanden. Das Silber besitzt baumartig verzweigte Formen, ebenso ist das Kupfer häufig baumförmig verästelt. Auch das Platin kommt am häufigsten in Plättchen und Körnern vor und nicht in Kristallen.

An die Elemente schließen sich nun die Schwefelverbindungen an. Eine solche Verbindung ist z. B. der Bleiglanz. Er besitzt besonders schöne und mannigfaltige Kristallformen. In diese Gruppe gehört noch der Antimonglanz, die Zinkblende, der Kupferglanz, der Magnetkies u. a. Diese Abteilung erstreckt sich noch bis zu dem Tafelschrank vor dem zweiten Fenster.

Vor dem dritten und vierten Fenster ist eine neue Gruppe, die der Oxyde aufgestellt. Es sind hauptsächlich Metalle verbunden mit Sauerstoff. Sehr schöne Kristalle besitzen z. B. Eisenglanz und Magneteisen. Hier finden sich auch einige Edelsteine, wie Rubin und Saphir. Es sind Verbindungen von Aluminium und Sauerstoff. Eine wichtige Rolle spielen aber die Verbindungen eines Nichtmetalles mit Sauerstoff, diese Verbindung, die Kieselsäure, führt sehr verschiedene Bezeichnungen, je nach ihrem Aussehen, man unterscheidet Quarz, Bergkristall, Rauchtöpsel, Amethyst, Tigerauge, Katzenauge, Chrysopras, Jaspis u. a. Dazu kommen alsdann noch die verschiedenen Arten der wasserhaltigen Kieselsäure, wie Opal, Carneol, Heliotrop, Achat etc.

In dem Tafelschrank vor dem vierten Fenster beginnt nun eine neue Gruppe, die sog. Haloidsalze, d. h. Verbindungen von Metallen mit Chlor, bzw. seinen Verwandten. Wir wollen hier nur das Steinsalz und den Flußspat aufführen, die beide in sehr schönen Würfeln ausgestellt sind.

Vor dem letzten Fenster endlich sind die kohlen-sauren Salze oder Karbonate aufgestellt. Es ist hauptsächlich der Kalk, welcher sich mit der Kohlensäure verbunden hat. Die schönste Kristallform ist der (Tropfsteine) Isländische Doppelspat, sog. weil er das Licht doppelt bricht und in besonders schönen Kristallen aus Island kommt. Unsere Schreibkreide und unser Kalkstein, die Tropfsteine sowie Erbsen- und Rogensteine

haben dieselbe Zusammensetzung. Aber auch Zink und Eisen kommen als kohlensaure Verbindungen vor, und Kupfer bildet als Malachit und Kupferlasur ganz besonders schön gefärbte Stoffe.

Wir sind nun jetzt auf unserem Gange längs der Fensterseite des Saales an seiner Rückwand angekommen und stehen hier vor zwei großen Ölgemälden. Das rechte stellt einen Herrn in glänzender österreichischer Uniform vor, es ist der Erzherzog Stephan, der einen Teil der ausgestellten Mineralien gesammelt hat. Das zweite Bild ist der Großindustrielle Karl Rumpf, welcher die Sammlung des Erzherzogs gekauft und nach seinem Tode dem Staat vermacht hat. Wir gehen nun auf der andern Seite des Saales zurück.

Wir treffen hier in dem ersten Schrank neben mehreren kleinen Gruppen als wichtige neue die Sulfate oder schwefelsauren Salze und in ihr den Gips und seine Verwandten. Der Gips zeichnet sich durch besonders schöne Kristallbildungen aus.

Die nächsten Schränke enthalten die sog. Silikate. Es ist das eine umfangreiche Gesellschaft von Mineralien, bei deren Zusammensetzung die Kieselsäure die Hauptrolle spielt. Auch in dieser Gruppe finden sich einige Edelsteine, z. B. der Topas und der Smaragd. Wichtig ist aber diese große Gruppe deshalb, weil sie die gesteinsbildenden Mineralien enthält, vor allem die Feldspate und den Glimmer. Der Feldspat besitzt eine sehr wechselnde chemische Zusammensetzung, und auch seine Kristallform kann eine wechselnde sein. Wenn die Mineralien der Feldspatgruppe verwittern, so entstehen die verschiedenen Aluminiumsilikate, welche als Porzellanerde, Thon usw. in der Technik eine Rolle spielen.

In der Mitte des Saales ist endlich noch eine Reihe von Schränken vorhanden, die ebenfalls besonders schöne Stücke enthalten; der erste Schrank vor dem Eingang beherbergt z. B. die Meteoritensammlung der Universität. Auf der Fensterseite des Schrankes liegen die erdigen Stücke und auf der anderen die metallischen. Es sind auch in unserer Provinz Meteoriten gefunden worden, wie der von Linum 1854 und der von Seeläsgen 1847, und beide befinden sich unter den Stücken der Sammlung.

Nachdem wir noch einen Blick in das gegenüberliegende Kabinet mit der Gesteinssammlung geworfen hatten, verabschiedeten wir uns, und Herr Geheimrat Friedel sprach Herrn Dr. Belowski den Dank aus für die lebenswürdige Führung.

Nach der Besichtigung zwanglose Vereinigung im Restaurant zur Hochschule, Invalidenstr. 40/41.

## 22. (14. außerordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

---

13. Stiftungsfest der „Brandenburgia“ Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin am 17. März 1905, gefeiert im Hotel Imperial (Schlaraffia) Encke-Platz Nr. 4-4a.

Das Fest wurde mit einem von u. M. Dr. Friedrich Solger gedichteten und schwungvoll vorgetragenen Prolog eröffnet, welcher folgenden Wortlaut hat.

### Prolog

Die Nacht sinkt schweigend nieder auf die Mark.  
Mit ihrem Mantel deckt sie still die Erde,  
Zur Ruh' sie bettend, daß sie frisch und stark

Und tüchtig für den andern Morgen werde.  
Und wenn sie nun das Land zur Ruh' gebracht,  
Naht sie der Stadt mit segnender Gebärde.

Doch wüstes Lärmen schreckt die stille Nacht.  
Das schwirret fort und will kein Auge schließen:  
„Vorbei der Tag — die Lichter angefacht!

„Jetzt ist die Zeit zum üppigen Genießen.  
„Da sprudelt erst die wahre Lebenskraft.  
„Nur in den Riesenstädten kann sie sprießen.

„Und findet uns der Morgen auch erschlaft —  
„Der Wintertag ist kurz, in neuen Nächten  
„Wird mit Zerstreuungen schon Rat geschafft.

„Daran erkennt man sie ja erst, die echten,  
„Die wahren Träger uns'rer neuen Zeit.  
„Blickt nach Paris — wenn wir's nur soweit brächten!

„Nur eines quält uns insgeheim, der Neid,  
„Ob man sich nicht von Wien beschämen lasse  
„In üpp'gem Pomp und leichter Heiterkeit,

„Ob nicht in London wimmelnder die Gasse,  
„Und ob man auch im lockren Ton erreicht  
„Die Bühne von Paris, ob man nicht prasse

„Verschwendrischer in Petersburg vielleicht“.

— „Hier ist kein Raum für meines Segens Fülle“,  
So denkt die Nacht mit Zürnen und entweicht.

„Nein, das ist nicht Berlin. In seiner Hülle  
 „Spreizt sich ein frech emporgekomm'nes Blut“. —  
 Und fort flieht sie in ferner Straßen Stille.

Abselts von jener irren Fieberglut  
 Blickt sie hinab in stille Schläferäume.  
 Wo müd' ein Kopf und Arm vom Kampfe ruht.

Er schläft, daß er sich morgen kräft'ger bäume,  
 Wenn neu entgegen ihm die Sorge schwillt.  
 Sie schaut hinab und schaut in seine Träume.

Tief in sein Herz blickt sie und lächelt mild —  
 Das Schläferaug' umspielt mit seinem Ringen  
 Veredelter im Traum das Tagesbild:

„Mügt Ihr Euch spreizen doch mit fremden Dingen —  
 So trotzt sein Herz — Prunkt nur mit dem, was gleißt!  
 „Ihr sollt mir doch den freien Mut nicht zwingen.

„Treu will ich halten an der Väter Geist;  
 „Den Heimat-Sinn will ich mir rein bewahren,  
 „Um den das Lied von je den Märker preist.

„Mit dieser Welle, die seit tausend Jahren  
 „In gleichem Kampfe sich zum Meere ringt,  
 „Mit diesem Boden, den wir in Gefahren

„Mit unserm Schweiß, mit unserm Blut gedüngt,  
 „Mit diesen Feldern, diesen Wäldern allen,  
 „Soweit der Heimatgruß der Kiefer winkt,

„Mit ihnen will ich stehn, mit ihnen fallen.“

Da läßt um seine Schläferstirn die Nacht  
 Im stillen Segen ihren Schleier wallen:

Das ist die Kraft noch, die Euch groß gemacht.  
 So leite sie Euch fort zu neuen Zielen!  
 Kopfschüttelnd hat sie dann zurück gedacht:

„Was soll der Sinnenrausch in allen Stilen?  
 „Was soll das nervenkitzelnde Bemüh'n,  
 „Mit fadem Tand den Weltenbürger spielen?

„Mügt Ihr so Tausende zur Großstadt zieh'n  
 „— Nicht Eure Zahl entscheidet, Euer Schaffen —  
 „Ihr gründet nie das kommende Berlin,

„Die Hauptstadt und die Werkstatt deutscher Waffen,  
 „Den Kern des Reichs, der seine Keime reift.  
 „Bei allem Glanz bleibt Ihr des Auslands Affen,



„So lang' der Blick nach fremdem Flitter schweift,  
 „Und nicht den Schatz kennt, der in Heimat-Erden  
 „In Eures Volkes Seele aufgehäuft.

„Mögt Ihr Euch noch so ungestüm gebärden,  
 „Wie lange täuscht Euch denn der wirre Traum?  
 „Deutsch müßt Ihr, wahrhaft deutsch und märkisch werden:

„Aus seinem Boden quillt die Kraft dem Baum,“

Da ist im Westen leis die Nacht verglommen,  
 Und was sie sprach — die's angeht, hören's kaum.

Schon klingt ihr Wort nur fernher noch verschwommen,  
 Im Räderschwirr'n des Großstadtlärms verhallt.  
 Zu jenem Träumer aber ist's gekommen.

Es packt sein Herz mit freudiger Gewalt,  
 Und neugekräftigt blickt er in den Morgen,  
 Trotz dem Gewölk, das sich am Himmel ballt:

„Kommt an, mit mir zu kämpfen, meine Sorgen!  
 „Ringt nicht die Sonne auch mit jenem Dunst?  
 „Mein bester Reichtum ist ja doch geborgen,

„Er ist zu echt für Eure schwarze Kunst —  
 „Von meiner Heimat Lieb' soll nichts mich trennen,  
 „Nicht alle Not, nicht alles Glückes Gunst.“

So jener Träumer, aber so bekennen  
 Auch wir es laut, vom Tagslärm unbetört.  
 Hell wie ein Flammenzeichen soll er brennen,

Der Ruf: Der Heimat treu, der Heimat wert!

Ein Jahr lang haben wir gewirkt aufs neue  
 Für Sinn und Liebe zu der Heimaterd'.

Und heute stehen wir in alter Treue  
 Zusammen wieder wie so manches Mal  
 Zu eines neuen Jahres Fahnenweihe.

Wir blicken stolz auf der Genossen Zahl,  
 Es schallt das Lied ringsum der muntern Geigen,  
 Und Festesfreudigkeit durchbraust den Saal.

Und doch, wer webt um unsern muntern Reigen  
 Der rechten innern Weihe Zauberbann?  
 Du stille Heimat, der mein Herz zu eigen —

So nimm den Gruß, den wir Dir bieten, an.

Diese Dichtung wurde mit rauschendem Beifall aufgenommen.

Demnächst eröffnete der I. Vorsitzende Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel die Reihe der Tischreden etwa mit folgenden Worten:

Hochansehnliche Festversammlung!

Am 31. d. M. schließt wieder ein Arbeitsjahr unserer Brandenburgia reich an Arbeit und vielleicht nicht ganz arm an Ergebnissen im weiten Gebiet unserer Aufgaben, welche zunächst die Altertumskunde, die Geschichtskunde, die Landeskunde umfassen. In der Altertumskunde sind wir bis in die Uranfänge des vorgeschichtlichen Menschen hinabgestiegen, unsere geschichtlichen Streifzüge haben sich u. a. auf die Kolonisation des Wendlandes und auf unsern benachbarten Kreis Teltow, auf den Drachenberg bei Potsdam, auf das heimische Kinderlied und den Sagenkreis des Birnbaums sowie auf eine Gedächtnisfeier des großen Menschenfreundes und Volkserziehers Eberhard von Rochow sowie des uns erst kürzlich entrissenen großen Malers und Zeichners der Heimat Adolf von Menzel erstreckt.

Im Gebiet der Landeskunde bezogen sich die Vorträge auf das Riesenbauwerk des Teltowkanals, die Jugendtage unserer Kohlenlager und die künstlichen Baumaterialien Berlins sowie auf eine Besichtigung des Mineralogischen Museums.

Dies geleitet uns weiter zu unseren zahlreichen Wanderfahrten und Wanderversammlungen, welche uns verschiedene wirtschaftliche Anlagen und Veranstaltungen sowie Stadt- und Landschaftsbilder vor Augen führten. Auf wirtschaftlichem Gebiete: die Markt- und Kühlhallen, die Weinlager und das Haus Trarbach, die Sauerstofffabrik, die Arbeiter-Wohlfahrts-Ausstellung des Reichs in Charlottenburg, die Städtische Webeschule und die Glasmosaikfabrik sowie die Versuchsfelder des Reichsgesundheitsamts zu Dahlem. — Unsere weitere märkische Heimat besuchten wir in Pankow, Coepenick, Spandau und am Tegeler See mit seinen Inseln Valentinswerder und Scharfenberg sowie in Cottbus und Branitz, woselbst wir uns mit den heimatlichen Vereinen und Gesellschaften unserer Nieder-Lausitz anfreundeten.

Unsere heut zahlreich erschienenen Gäste und Freunde wollen aus dieser kurzen und unvollständigen Übersicht ersehen, wie weit verzweigt unsere heimatkundliche Tätigkeit gewesen ist. Wir, die Mitglieder der Brandenburgia, heißen Sie auf das herzlichste willkommen; wir würden uns außerordentlich freuen, wenn Sie sich an unseren gemeinnützigen vaterländischen Arbeiten fortan mitbeteiligen wollten.

Zum Schluß muß ich noch einen hervorragenden Zweig unserer Aufgaben, den Heimatschutz, erwähnen. Es vergeht keine Sitzung, in der wir nicht für diese jetzt auf der Tagesordnung aller Kulturvölker stehende wichtige Tätigkeit in Wort und Schrift eintreten. Wir verzeichnen es mit vielleicht nicht ganz unberechtigtem Stolz, daß es uns

hier in Berlin gelungen ist, ein bereits dem Untergange geweihtes altehrwürdiges mittelalterliches Bauwerk vor dem Abbruch zu retten.

Über allen diesen nationalen Heimatschutzbestrebungen waltet unser oberster Schutzherr, in welchem speziell unsere Brandenburgia, ihren eigentlichen Schützer und Schirmer, den Markgrafen von Brandenburg, unsern Allergnädigsten Kaiser und König verehrt. Ihm gilt unser Glas. Er lebe hoch — hoch — immerdar hoch!

Während der Festtafel deklamierte die Rezitatorin Frau Frida Fischer mehrere Gedichte unseres verewigten Ehrenmitgliedes Theodor Fontane („Auf der Treppe von Sans-souci“, „Herr von Ribbeck auf Ribbeck“ u. a.), Frau Kommerzienrat Frickert und Tochter Fräulein Alice Frickert erfreuten uns durch Gesangvorträge, ebenso in der Kaffeepause Frau Konzertsängerin Kloßek-Müller. Den Dank der Gäste brachte Herr Verlagsbuchhändler Müller, den Damentoast Herr Justizrat Bürkner und Herr Kustos Buchholz einen Toast auf alle Damen und Herren, welche sich um das Zustandekommen und die Verschönerung des Festes verdient gemacht hatten, darunter insbesondere auch auf unser Ausschußmitglied Herrn Hofjuwelier Telge, welcher die vielen Mühen der Vorbereitung und Ausführung des Stiftungsfestes in aufopfernder Weise übernommen hatte.

Glückwunschsreiben trafen von unserm Ehrenmitgliede Herrn Dr. Julius Rodenberg, von dem Ausschußmitgliede Herrn Franz Körner aus Rapallo und von u. M. Fräulein Elisabeth Lemke aus Mantua ein.

Ein Tanzvergnügen, an dem sich nicht bloß die eigentliche Jugend beteiligte, beschloß das schöne und wohlgelungene Stiftungsfest mit Tagesanbruch.

## Kleine Mitteilungen.

### Fischerelliches aus der Provinz Brandenburg.

(Sammelkästen des Märkischen Provinzial-Museums.)

(Vgl. Brandenburgia IV, 177—182 u. 202—206; VII, 193—199; X, 98—104 u. 137—149.) Die Wörter „Fisch“ und „Fischerei“ werden hier in dem erweiterten technischen Sinne, nach Vorgang der Engländer, also auch von anderen Wassertieren [Krebsen, Seehunden etc.] gebraucht.)

(Fortsetzung von Bd. XIII. S. 419).

**Forellen im Kaiserlichen Jagdrevier Rominten.** Aus der Rominter Heide, dem bevorzugten Jagdgelände unseres Kaisers, wird berichtet, daß es dort vielen Hirschen gelungen sei, über das Gatter hinweg auf das freie Feld zu gelangen, wo ihnen eifrig nachgestellt wird. Viele wurden verwundet und fielen sodann den aus Rußland herübergekommenen Wölfen zur Beute.

Die dortige Forellenfischerei auf dem großen Preßberger Mühlenteiche ist namentlich im Winter eine sehr ergiebige. Exemplare von sechs Pfund

und darüber gehören, wie der Graudenzer Gesellige mitteilt, nicht zu den Seltenheiten. Die Fische werden zum Preise von 1,50 bis 2 Mark pro Pfund fast ausschließlich nach Königsberg und Berlin versandt. Auch für die kaiserliche Tafel sind im Laufe des Winters zwei Sendungen abgegangen. B. T.-Bl. 19. 2. 1892.

**Die Forellen der Nieplitz.** Zu den mit Forellen besetzten Wasserläufen der Mark gehört auch die Nieplitz. Der Bach entspringt einige hundert Meter bergauf von der Försterei Frohnsdorf in einem Quellengebiet, das aus zahlreichen Quellen, die unter den Wurzeln alter Erlen, Eichen, Birken und Tannen hervorrieseln, ein an Reinheit und Kühle dem anspruchsvollsten unter den Salmoniden zusagendes Wasser liefert. Wenn beim Eintritt des Frühlings noch eine hohe Schneedecke die Vorhöhe des Fläming und das Sammelgebiet der Tagwasser einhüllt, aus dem die Nieplitzquellen gespeist werden, und warmer Regen die Schneemassen in kürzester Frist wegtaut, dann wälzen sich wohl schwere Wassermassen, das sogenannte Flämingwasser, die Talsenke hinab, überfluten das Quellgebiet und füllen den Bachlauf bis zum Rande und darüber weg. Dann werden an den Stauwerken der Mühlen die Schützen gezogen und dem Wasser der Weg zum schnellen Abfluß frei gemacht. Dabei spült das wirbelnde und gurgelnde Wasser die Erde unter den Wurzeln der alten Uferbäume fort, bildet tiefe Löcher und Höhlen, setzt Erde und Sand im Bachbett ab, sobald die örtlich abgeminderte Geschwindigkeit des Wassers das Ablagern der Sinkstoffe gestattet und kolkt hinter den so gebildeten Bänken und Untiefen neue Löcher und Vertiefungen aus, wo das gepreßte Wasser von neuem Kraft zum Spülen und Schwemmen erlangt hat. So hat das Nieplitzbett im waldigen Frohnsdorfer Tal die den Forellen zusagende Beschaffenheit gewonnen: tiefe Löcher und Kolke mit dichten Büscheln der verschiedensten Wasserpflanzen, also sichere Zufluchtsorte und Hinterhalte, aus denen der gefräßige Räuber nach Beute hervorschießen kann; daneben die flachen Bänke aus feinkörnigem Kies und grobem Sande, die geeignete Laichplätze bieten. Das aus der Erde mit 7-8° Wärme hervortretende Wasser erwärmt sich auch im Unterlauf des Baches nicht über 14°, hat also die der Forelle zusagende Kühle. Die Ufer der Nieplitz sind durchweg mit Bäumen und Büschen besetzt, dicht genug, um Schatten zu geben und nicht ganz so dicht, daß nicht auch hin und wieder der Sonnenstrahl das schnell fließende Wasser beleben könnte; da schwirren die Insekten über der rauschenden Oberfläche hin, fallen Käfer von den Blättern herab, die kräftigen Fische zum Sprung auf die Beute reizend. Gebahnte Wege sind fern und die Fußwege liegen abseits des Baches. Nichts stört die Ruhe des scheuen Fisches und wenn man an geeigneter Stelle sich ganz ruhig verhält und das Wasser durchforscht, sieht man bald die zierlichen flinken Forellen mit ihrem breiten Rücken und der bunten Tupfenzeichnung blitzschnell auf Beute jagen, hoch aus dem Wasser emporschnellend eine Fliege oder Mücke erhaschen oder unbeweglich still und regungslos im Strom auf Ankommendes lauern und beim leisesten Zittern des Bodens unter dem Tritt eines Wanderers oder dem Nahen sonstiger Gefahr schleunigst im nächsten Zufluchtsloch verschwinden.

Obwohl somit die Nieplitz die günstigsten Bedingungen für das Leben, die Fortpflanzung und Vermehrung der Forellen bietet, sind sie doch nicht von jeher einheimisch darin gewesen. Im Jahre 1535 erst sollen lebende Forellen durch einen reitenden Boten von Ziesar geholt und in das Fließ eingesetzt worden sein, bei welcher Gelegenheit ein Pferd tot geritten sein soll. Dieser Transport auf Pferdesrücken durch einen Reiter erscheint zwar unwahrscheinlich, doch nicht ganz unmöglich. Auch kommt es wenig darauf an, ob die Tiere durch Reiter oder Fuhrleute herbeigeschafft wurden. Immerhin kommt die Forelle in der Mark nicht häufig vor und so wurde 1694 die Stadt Treuenbrietzen verpflichtet, die gefangenen Forellen auf Verlangen an die kurfürstliche Küche abzuliefern.

Der Rückgang, den Treuenbrietzen erfahren hat und den wir an anderer Stelle beklagt haben, zeigt sich auch in der rückläufigen Entwicklung der Forellenfischerei aus der Nieplitz. Die Forellen waren bis in die neuere Zeit sehr zahlreich und kamen bis zur Treuenbrietzener Papierfabrik von Sebold und Co. häufig, unterhalb der Fabrik seltener vor. Das hat sich inzwischen wesentlich geändert. Die „Steinmühle“ an der Nieplitz, bisher eine Getreidemühle, wurde um 1870 zu einer Strohstofffabrik eingerichtet, deren Abwässer, wenn auch auf Umwegen, in das Fließ gelangten. Die stark alkalischen Wässer vernichteten binnen kurzem den Forellenbestand unterhalb der Mühle, und wo ältere Leute in der die Stadt Treuenbrietzen umfließenden Nieplitz und den von ihr abgezweigten Gräben, dem Schanzgraben und den die Straßen der Stadt durchfließenden Stadtbächen, die flinken Forellen sich tummeln sahen, kommen heute nur noch ganz vereinzelt solche vor. Der allgegenwärtige Stichling hat ihre Stelle eingenommen. Seit Jahrzehnten ist die Fabrik eingegangen und die Getreidemühle wieder im Betriebe, aber die Forellen sind nicht wiedergekommen, wenn gleich noch hin und wieder ein Exemplar auch in der Nähe der Papierfabrik gefangen wird. Zwischen der Försterei Frohnsdorf und der Steinmühle liegt die „hintere Walke“, früher eine Tuchwalke und Lohmühle. Längst außer Betrieb, da die in Treuenbrietzen früher blühende Tuchindustrie zu Grunde gegangen ist, verfiel das hölzerne Stauwerk des Mühlteichs und brach schließlich vor einigen Jahren zusammen. Das Wasser des Teiches lief ab und der hauptsächlichste Sammel- und Laichplatz, der wesentlichste Zufluchtsort der Forellen, war vernichtet. Eine andere, kleinere Mühle, die vordere Walke, am Abfluß des eine große Anzahl von Quellenabflüssen sammelnden sogenannten Forellenteichs (auch „am Golm“ genannt) war schon früher verfallen und auf Abbruch verkauft worden. Der Mühlteich, ebenfalls mit Forellen gut besetzt und Laichplätze bietend, ist gänzlich verschlammt und verkrautet, so daß die Fische dort kaum noch fortkommen können. Auch schützt sie niemand mehr gegen den nächst den Menschen ärgsten Räuber, die Fischotter. So ist denn der Forellenbestand jämmerlich zusammengeschmolzen und für die Nachzucht fast gar nicht gesorgt. Die Forellenfischerei ist verpachtet; dem geringen Ertrag gemäß für wenig Geld. Ein Treuenbrietzener Ziegeleibesitzer hat aber nahe bei der Stadt mehrere große Gruben, die beim Ausschachten von Kies, der zur Anschüttung eines Bahndammes gebraucht wurde, entstanden waren, zu Forellenteichen eingerichtet und speist diese aus dem

kleinen, bei Kolonie Rietz entspringenden und ebenfalls Forellen enthaltenden Bach. Die Forellen sind jedenfalls aus der Nieplitz, in die der Rietzer Bach mündet, in diesen eingewandert. Jetzt aber ist das Teichgelände bahnseitig expropriert; die vor wenigen Jahren ausgegrabenen weiten Gruben werden wieder ausgefüllt und somit ist die Forellenzucht, die hier regelrecht in künstlicher Fischzucht betrieben wurde, auch an dieser Stelle vernichtet. Als einziger Zufluchtsort für den gegen Störungen sehr empfindlichen Fisch bleiben nur der Mühlteich der Steinmühle und die Uferlöcher der oberen Nieplitz übrig, sowie ein verkrauteter Teich an der Rietzer Mühle, die von dem erwähnten Rietzer Bach getrieben wird, endlich der kleine Wasserlauf der Serno und des mit ihr in Verbindung stehenden Bardenitzer Fließes.

Der regelrechte Fang der Forellen erfolgt mit dem Handnetz, nachdem das Wasser abgelassen worden. Fischdiebe holen die Forellen mit der Hand aus den Uferlöchern hervor, wobei schon mancher von einer Wasserratte tüchtig gebissen worden ist. Die gefangenen Forellen werden in vorchriftsmäßigen Fischtransportgefäßen lebend an berliner Delikateßgeschäfte geliefert. Der Ertrag ist mäßig und lohnt eigentlich nur dadurch, daß in dem kalten Forellengewasser sich keine anderen Fische züchten lassen. Die Anzucht großer Karpfen liefert bessere Erträge, da der Karpfen bei guter Fütterung, die viel billiger ist als die der Forellen, viel schneller „ins Gewicht wächst.“

Liefert hiernach die Forellenzucht in der Nieplitz zur Zeit keine erfreulichen Ergebnisse, so sind doch die Vorbedingungen einer gesunden Entwicklung vorhanden. Es fehlt nur der unternehmende Geist, der mit den gehörigen Mitteln die vorhandenen Keime zur blühenden Entfaltung bringen möchte!

Kais. Postrat a. D. Steinhardt-Treuenbrietzen.

**Die Haltestelle Saaringen** der Kleinbahn Röthchhof—Brandenburg a. H. besitzt keine Wartehalle, sondern nur eine Tafel, die den Namen des Ortes anzeigt. Da eine Änderung dieses Zustandes in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist, hatte in den letzten Tagen des August vorigen Jahres ein Spaßvogel an der betreffenden Tafel einen aufgespannten Regenschirm befestigt. Dieser Schirm, der die Wartehalle ersetzen sollte, trug nach No. 408 der Voss. Ztg. folgenden Vers:

„Ich sitze hier zu einem guten Zweck,  
 Drum holt mich nicht leichtsinniger Weise weg;  
 Denn Saaringen hat, wie ehemals auch Lütte,  
 Es noch nicht gebracht zu einer Bahnhofshütte.  
 Bin ich auch klein und kann viel Schutz nicht spenden,  
 Habt nur Geduld, es muß sich alles doch zum Guten wenden.“

Die Bahnverwaltung hat später das schirmende Obdach mit dem Vers leider entfernen lassen.

G. A.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## Der Birnbaum in der Volkskunde.

Von Elisabeth Lemke.

(Vortrag vom 23. November 1904).

---

Geehrte Anwesende, der wilde Birnbaum (es wird zunächst nur von diesem die Rede sein) ist uns ein lieber alter Geselle, den wir in unserm Landschaftsbilde nicht missen möchten. Meist vereinzelt steht er auf dem Felde, am Grenzrain oder in einer Waldlichtung: hoch gewachsen und malerisch geformt, mit seiner reichen Blütenpracht so recht ein Ausdruck lebensfreudiger Frühlingsstimmung.

Kein ursprünglich deutscher Name ist uns erhalten geblieben; doch wir können aus zahlreichen Nachrichten entnehmen, daß die sog. „Wald-Birnbäume“<sup>1)</sup> im germanischen Altertum eine besondere Bedeutung hatten. Viele von ihnen sollen von Verbreitern des Christentums vernichtet worden sein. Aechzend und krachend sind sie niedergestürzt vor dem Ansturm einer neuen Zeit. Wie stattlich und ehrwürdig auch solche Bäume dastanden, wie sehr besonders zur Frühlingszeit ihr Anblick zum Lobe ihres Schöpfers herausforderte, — die eifrigen Sendboten, die sich so gern eins mit Gott wußten, kannten keine Gnade für die Heiligtümer in der Natur.

Auch spätere Bischöfe beteiligten sich an diesem Werk, da der heidnische Aberglaube unentwegt an den Bäumen festhielt. Wohl beobachtete man größte Heimlichkeit bei der Verehrung; doch die aufmerksamen Seelsorger spürten ihr nach und wußten der Vernichtung solchen Nachdruck zu geben, daß noch vor etwa 50 Jahren Montanus<sup>2)</sup> schreiben konnte: „Zur Bezeichnung eines Abergläubischen hört man heute noch sprichwörtlich sagen, jemand glaube oder lasse sich aufbinden, daß unser lieber Herrgott im Birnbaum sitze.“

---

<sup>1)</sup> A. Ritter von Perger, Deutsche Pflanzensagen. (1864). 327.

<sup>2)</sup> Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche usw. (1854). III, 158.

Eine unserer bekanntesten Sagen läßt auch einen niedergeschlagenen (gewissermaßen enthaupteten) Birnbaum immer wieder neues Leben gewinnen. „Bei dem Untersberg (unweit Salzburg), in dem Karl d. Gr. schläft, befindet sich das Walserfeld, auf dem ein Birnbaum steht, der schon dreimal umgehauen wurde; die Wurzel trieb aber immer wieder, so daß stets ein neuer Baum entstand. Er ist nun seit langem dürr; wenn aber Kaiser Karls Bart dreimal um den Tisch gewachsen sein wird, dann wird dieser Birnbaum blühen, und Karl wird mit seinen Kriegern aus dem Berg kommen und seinen Schild an den Baum hängen. Dann entsteht auch eine furchtbare Schlacht. Zuletzt werden die Bösen von den Guten erschlagen. — Im Jahre 1814 schlug der Baum wirklich aus; doch seine Blätter verdorrten bald wieder.“<sup>1)</sup>

„Das Aufhängen des Schildes bedeutet die Besitzergreifung und Geltendmachung des Gerichtsstandes. Es existieren noch Gerichtsschilde aus dem Mittelalter.“<sup>2)</sup>

Jene furchtbare Schlacht soll nach Meinung der einen mit der vollständigen Einigkeit Deutschlands, nach Meinung anderer mit dem Weltende und dem letzten Gericht zusammenhängen. (Vgl. Perger.)

Wilhelm Waegner<sup>3)</sup> sagt: „Da man sich den Götterstaat gleich einem menschlichen errichtet dachte, so erwuchs daraus der Begriff von dem Weltenbaume, an welchem die Himmlischen zu Gericht sitzen. — Der Birnbaum im deutschen Märchen der Sommer und Winter trägt, ist aus dem Mythos entstanden.“

Sie wollen mir gestatten, geehrte Anwesende, Chamisso's Dichtung in Erinnerung zu bringen.

Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht  
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;  
Wir werden unsern Kindern vererben sie auf's Neu', —  
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

„Das Walserfeld bei Salzburg“ bezeichnet ist der Ort:  
Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt;  
Das ist die rechte Sitte: der Birnbaum ist das Mal,  
— Geschlagen und gewürget wird dort zum letztenmal.

Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maaß erst voll, —  
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's merken soll —  
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt  
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

<sup>1)</sup> A. Ritter von Perger, 272 f.

<sup>2)</sup> Ernst Koch, Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser. (1886). 16.

<sup>3)</sup> Wilhelm Waegner, Unsere Vorzeit. Nordisch-germanische Götter und Helden. 3. Aufl. I, 51.



Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,  
 Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein;  
 Da rinnen rothe Ströme die Wiesenrain' entlang,  
 Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Und wenn das Werk vollendet, dann deckt die Nacht es zu;  
 Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh';  
 Und wenn der junge Morgen bescheint das Blutgefild,  
 Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

Nun sag' ich Euch das Zeichen: Ihr wißt den Birnbaum dort;  
 Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt;  
 Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch zuvor  
 Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Stamm empor.

Wenn nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,  
 Und Saft im morschen Holze auf's Neu' lebendig rinnt,  
 Und wenn den grünen Laubschmuck er wieder angethan,  
 — Das ist das erste Zeichen: es reift die Zeit heran.

Und hat er seine Krone erneuert, dicht und breit,  
 So rückt heran bedrohlich die lang' verheiß'ne Zeit;  
 Und schmückt er sich mit Blüten, so ist das Ende nah';  
 Und trägt er reife Früchte, so ist die Stunde da.

Der heuer ist gegangen zum Baum und ihn befragt,  
 Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt;  
 Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft,  
 Und schwellten schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maaß der Sünde? Ob reifet ihre Saat  
 Der Sichel schon entgegen? Ob die Erfüllung naht?  
 — Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich Eins wohl klar:  
 Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar.

Im Jahre 1871 fiel der sagenumwobene Baum durch ruchlose Hand. Man hat ihm einen Nachfolger gegeben, über den ich unserer Vereinsschrift berichten will.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde; 1900, 91 f. „Der alte Birnbaum auf dem Felde des Dorfes Wals bei Salzburg fiel von ruchloser Hand wenige Wochen nach dem Friedensschlusse, der am 10. Mai 1871 den großen deutsch-französischen Krieg ruhmreich beendete. (Nach Prof. J. Sepp in der Beilage No. 74 der Allgemeinen Zeitung vom 15. März 1882 wäre der Birnbaum in der ersten Mainacht 1871 niedergehauen worden. Die Red.) Ober-Stabsarzt Dr. Heinrich Wallmann pflanzte einige Jahre später mit Hilfe und Unterstützung meines Vaters, des Irrenarztes und Salzburger Historikers Dr. Franz Valentin Zillner, einen — wie man glaubte — kräftigen Nachfolger und hatte zu diesem Zwecke ein kleines Landstück erworben, welches

Grünen, blühen und Früchte tragen soll auch jener verdorrte Birnbaum, an den der im Kyffhäuser weilende Kaiser Friedrich (II.) Barbarossa seinen Schild aufhängen wird, wenn er sich erheben darf, um die Feinde des Reichs zu zerschmettern. (Waegner, 86.)

„Der Chronist Johann von Winterthur berichtete 1348 von der nun schon auf Kaiser Friedrich (II.) bezogenen Prophezeiung und sagt: es werde mit Bestimmtheit versichert, Kaiser Friedrich werde mit einem großen Heere über das Meer ziehen und auf dem Ölberg oder [sonstwo] an einem dürren Baum sein Reich niederlegen. Dieser dürre Baum ist der Baum bei Hebron, den Seth als einen Zweig vom Lebensbaum aus dem Paradiese auf seines Vaters Adam Grab gepflanzt haben soll; Constantin ließ ihn umbauen, weil es ihn ärgerte, daß Heiden, Juden und Christen zu gemeinsamen Gottesdiensten sich dort versammelten; daß noch ein Rest davon stehengeblieben, ist dem Abendlande durch Pilgerberichte vom 7. bis ins 15. Jahrhundert gemeldet worden. Eben als Friedrich Barbarossa seinen Kreuzzug angetreten, berichten die Gesandten aus Frankreich, die sich gerade in Konstantinopel befanden, daß nach uralter Sage in diesem Jahre die Herrschaft des Islams im Morgenlande vernichtet werden sollte; ein Drittel der Araber werde durchs Schwert umkommen, ein zweites Drittel die Taufe annehmen;

---

wenige Meter von der Stelle entfernt ist, auf der der alte Birnbaum gestanden hatte. Der Besitzer dieses Platzes war nämlich zur Abgabe des gewünschten größeren Ausschnittes aus seinem Felde nicht zu bewegen gewesen. Dieser junge Baum fiel aber einem sehr strengen Winter zum Opfer, und sein Nachfolger, für den mein Vater bald wieder Sorge trug, erlag auch nach kurzer Frist einer Beschädigung, die ihm entweder mutwilliger- oder boshafter Weise zugefügt worden war. Hierauf stand der Platz leer, bis endlich ein gut geeigneter, kräftiger Baum aufgefunden wurde, den (ungefähr im Jahre 1882 oder 1883) mein Vater an die Stelle dieser Vorgänger setzte. Da Oberstabsarzt Dr. W. in Wien lebte, konnte er nur auf kurzen Sommerbesuchen den Baum sehen, ihm aber nicht persönliche Fürsorge angedeihen lassen. Mein Vater pflegte nun den Baum bis in seine letzten Lebensjahre, bis ihn hohes Alter i. J. 1893 zwang, die Sache aufzugeben. Dr. W. übertrug nun die Fürsorge für seinen Baum der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. Als ich ein halbes Jahr nach meines Vaters Tode, im Sommer 1897, dem Baum einen Besuch abstattete, fand ich ihn in einem Felde von Nesseln und Unkräutern; die Weißdornhecke war in die Höhe geschossen und ihre Ranken umfingen die Baumkrone, die sich nur durch die dunkle Farbe ihres Laubes verriet. Ich kam bald wieder mit Säge und Schere; die Hecke erhielt ihre frühere Gestalt, der Baum einen neuen Pfahl, die vier Merksteine wurden zurechtgesetzt und somit ein ganz guter Zustand geschaffen. Ein Bauernsohn aus dem benachbarten Dorfe Loig ist mir hierbei behilflich; sein Vater ist fest überzeugt, „die Unterbergsmandeln“ wiederholt gesehen zu haben, und somit sind er und sein Sohn leicht zu gewinnen gewesen, mir zu helfen. Dr. W. hat zwar bei seinem i. J. 1898 erfolgten Tode den Baum der Stadtgemeinde übergeben; ich habe mir aber vom Herrn Bürgermeister ausgebeten, die Pflege des Baumes in meiner Hand behalten zu dürfen, so lange ich dieses imstande bin.“ Salzburg, 10. Jänner 1900. Anna Zillner, Klavierlehrerin.

die Letzten aber würden unter den „dürren Baum“ flüchten.“ (Ernst Koch, 14.)<sup>1)</sup>

Neben andern Bäumen ist es auch in norwegischen und dänischen Sagen ein Birnbaum, unter dem die letzte Schlacht geschlagen werden soll, gleichwie die letzte Schlacht der Götter und Dämonen unter der Yggdrasilesche geschlagen wird. Doch wie die Yggdrasilesche von der ezechielschen Assurceder, ist dieser [scand.] Baum von dem Baum der Antichristlegende beeinflusst.<sup>2)</sup>

Durch den Eifer gläubiger Leute schwanden also ungezählte Birnbäume dahin; ihre Naturgeschichte ist nicht mehr zu schreiben. Es ist auch immer noch schwankenden Urteilen anheimgegeben, was die Birnbäume im allgemeinen betrifft.

Vor allem haben wir zu berücksichtigen, daß der Name „Wilde Birne“ eine Bezeichnung ist, die keineswegs nur einen bestimmten Baum angeht.

*Pirus*<sup>3)</sup> *communis* bezieht sich sowohl auf die kultivierten, wie auch auf wild wachsende Bäume. *Pirus achras*<sup>4)</sup> ist die wilde Form mit birnförmigen, *Pirus piraster* die mit kugligen Früchten, — in der Provinz Brandenburg mehrfach vorkommend.

Bei Ascherson u. Graebner<sup>5)</sup> heißt es: „*Pirus communis*. — (*Pirus Achras*, Birnbaum, wend. *Kruscyna*). Mit Dornästen, welche sich in der Kultur verlieren. Laubwälder, Gebüsch, Ackerraine; sehr zerstreut durch das Gebiet, reicht nach Westen nicht weit über die Gebirgsgrenze hinaus. (Lauenburg.) Überall der Scheinfrucht wegen in vielen Gärten und an Straßen gepflanzt. Wild findet sich nur die Abart *glabra*; Blätter anfangs dünn-spinnwebig-filzig, später ganz kahl. —

<sup>1)</sup> Ganz leise naht sich die Frage: Hat die Klangähnlichkeit zwischen dem „dürren (dürr'n) Baum“ und dem „Birnbaum“ nicht (wenigstens später) ein wenig mitgesprochen?

<sup>2)</sup> E. H. Meyer, *Germanische Mythologie*. (1891.) 86 f. Viele Litteraturangaben.

<sup>3)</sup> „Neuerdings wird wieder *Pyrus* geschrieben.“ (Carl Bolle.)

<sup>4)</sup> *Johannis Leunis, Synopsis der Pflanzenkunde*. 3. Aufl. (1885.) 188 f. „Wilde Birn, Holzbirn. — *Pirus achras* Gaertn. 1. *P. piraster*, 2. *P. achras*. — *Achras*, der weidenblättrige Birnbaum (*P. salicifolia* L.) in Griechenland, dessen Früchte ungenießbar (*ἀχρεῖος* unbrauchbar). Plutarch erzählt, daß an gewissen Festen der Archiver die Knaben Ballachraden (Birnschnitte von *βαλλῶ* werfen, schütteln und *ἀχράς* wilde Birn) hießen, vielleicht zur Erinnerung, daß die unter Jnachus in den Peloponnes eingewanderten Hellenen dort die ersten wilden Birnen fanden, nach welchen das Land *Apia*, später *Achra* (das Land der wilden Birnen) genannt wurde. Linné hat diesen Namen auf den Sapotillbaum übertragen. Unsern wilden Birnbaum nannten die Alten *ὄχηρη*. — *Piraster* Birnbaum = ähnlich, von *pirus* und *aster*.

<sup>5)</sup> P. Ascherson u. P. Graebner, *Flora des nordostdeutschen Flachlandes*. 2. Aufl. (1898—99).

Eine mit blutroten Blattnerven. (Blutknödel.)<sup>1)</sup> Die Scheinfrüchte dieser Abart (Holz- oder Knödelbirne) sind nur, wenn sie abgefallen und mürbe (der Volksmund sagt: mudig, mudike usw.) geworden sind, genießbar. Die Wenden unterscheiden verschiedene Formen: große, süße Feldbirnen, Drogac (der Drogatz); Frühbirnen, Ranawa; Backbirnen, Krusenka.<sup>2)</sup>

Auf meine Bitte schrieb mir Herr Prof. Ascherson: *Pirus communis* und *Pirus Achras* sind nicht indentisch. — Die Hauptformen unseres wilden Birnbaums sind *P. achras* und *P. piraster*. — Der wilde Birnbaum stamme wohl kaum, wie man stellenweise annimmt, aus China.<sup>3)</sup> — Die Römer (denen wir unsere Bezeichnungen verdanken) erhielten die besseren Sorten gewiß aus Vorder-Asien. — Es gäbe, [wie ich schon vorhin sagte] keinen ursprünglich deutschen, wohl aber mehrere slavische Namen.

Dafür will ich weiterhin den um die Baumforschung der Mark so verdienten Botaniker, unser Ehrenmitglied Herrn Dr. Carl Bolle, anführen, vorerst aber meinen alten Landsmann Karl Gottfried Hagen<sup>4)</sup> sprechen lassen: „Birnkerobst; *Pyrus communis*. (*Pyrus sylvestris*. Loes. Bor. n. 583 Guimpel. I. F. 75.) Holzbirne. Wilde Birne. Kruschken. Poln. Gruszka leśna. Gruszka zwyczajna dzika. Litauisch Krauszes.“

Offenbar stammt das lit. Krauszes ebenso wie unser ostpreußisches Wort Kruschken vom poln. gruszka ab, wozu sich die wendischen Namen *Křuška*<sup>5)</sup> und (verdeutscht) Krutsche, sowie die schon erwähnten *Kruscyna* und *Krusenka* gesellen.

(W. v. Schulenburg<sup>6)</sup> führt von wendischen Bezeichnungen an: Polowki Feldbirnen, bombale langstielige, bambule bummelnde, hopyšawe Schwanzbirnen, jakobnice Jakobsbirnen, smolawki rauchige, šyrawe graue, zelonki grüne.)

Doch kehren wir zu Hagen zurück. Er sagt: Der wilde Birnbaum wächst „auf offenen Feldern und in Wäldern. Er ist der Stammvater aller in unseren Gärten vorkommenden Birnsorten, deren man schon 1500 zählt. Er unterscheidet sich von diesen durch die fast herzförmigen, von beiden Seiten glatten, an den Zähnen des Randes fein behaarten Blätter (Sie sehen, geehrte Anwesende, der alte Geselle hat wirklich Haare auf den Zähnen) und die kleine, an sich fast ungenießbare Frucht, die herb und zusammenziehend ist. Diese [Früchte] sind zur Schweine-

<sup>1)</sup> Von Pastor Handtmann in seinen Sagen angeführt.

<sup>2)</sup> Carl Hoffmann, Botanischer Bilder-Atlas. (1884). 22. Meyer's Konvers.-Lex. (1889).

<sup>3)</sup> Karl Gottfried Hagen, Preußens Pflanzen. (1818). I. 378.

<sup>4)</sup> Carl Bolle, Freiwillige Baum- und Strauchvegetation der Provinz Brandenburg. 2. Aufl. (1887). 48.

<sup>5)</sup> W. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte (1882). 198.

mast vortrefflich. Außerdem pflegen unsere Landleute sie nach dem Abschütteln einige Tage auf der Erde liegen zu lassen um sie dann zu Backobst zu trocknen. Das Holz von diesem [Baum] wird für schöner und dauerhafter, als das von Gartenbirnstämmen gehalten.<sup>1)</sup> Die Bienen sind hier sehr geschäftig.“

Mithin gibt es da vielerlei zu loben. Besonders aber gefällt mir, was Otto Schmeil<sup>2)</sup> schreibt: „So lange der wilde Birnbaum jung ist und einen kleinen Strauch bildet, endigen die holzigen Zweige in scharfe, stehende Dornen, die eine vortreffliche Schutzwehr gegen Weidetiere bilden. Auch wenn sich der Strauch höher über den Boden erhebt, sind die Zweige etwa so weit, wie die größten Weidetiere — die Rinder — reichen können, stark bedornt. Darüber hinaus aber werden die Dornen immer seltener, bis sie endlich ganz verschwinden; ebenso fehlen sie an dem Baume, in den der Strauch allmählich übergeht. Der Stamm ist [nun] durch die harte, rissige Rinde wohl geschützt; und bis zur Krone vermögen [ja] die Weidetiere nicht emporzureichen. — Der angebaute Birnbaum der im Schutze des Menschen steht, ist meist völlig dornenlos. Der Birnbaum verhält sich eben wie der Mensch, der „in der Wildnis die Waffen nicht aus der Hand gibt, im sicheren Schutze der Städte dagegen sie ablegt.“ — Wenn ein heftiger Wind weht, zeigt sich, daß der lange Blattstiel — der das Blättchen schräg stellt, wodurch es von den Sonnenstrahlen am besten durchleuchtet wird — noch eine zweite wichtige Bedeutung hat. Obgleich der Wind Ziegeln von den Dächern reißt und anderes Unheil anrichtet, spotten die zarten Blätter des Birnbaums zumeist seinem Toben: sobald sie von einem Windstoße getroffen werden, stellen sie sich vermöge der biegsamen Stiele wie eine Wetterfahne in die Richtung des Windes, so daß der Anprall ohne Wirkung bleibt. Ist der Windstoß vorüber, so kehren sie — da der Stiel zugleich elastisch ist — in die ursprüngliche Lage zurück. Ein ebenso wichtiges Schutzmittel sind die elastischen Stiele gegen den Anprall schwerer Regentropfen. Trotzdem bedarf es aber einer gewissen Festigkeit, um von den Regentropfen nicht zerrissen oder durchschlagen zu werden; diese erlangt das Blatt durch das Gerüst der Adern oder Nerven, von

---

<sup>1)</sup> Leunis, „Das Holz von jungen Bäumen ist fast ganz weiß, von älteren rötlichbraun, oft geflammt, fein, dicht und mäßig hart, mit undeutlichen Jahresringen. Wegen seiner gleichförmigen Textur läßt sich dasselbe leicht schneiden und zu Druckformen und Bildhauerarbeiten, weniger zu Holzschnitten benutzen. Weil es schöne Politur annimmt und oft herrliche Masern hat, wird es von Drechslern und Tischlern benutzt.“ — Meyer's Konvers.-Lex. (1889). „Das Holz des Birnbaums, namentlich des wilden, ist rötlich, hart, sehr politurfähig und bildet ein geschätztes Nutzholz, welches besonders zu Schnitzereien, musikalischen Instrumenten, Druckformen und Modellen benutzt wird. Das Holz von veredelten Bäumen ist in jeder Beziehung schlechter.

<sup>2)</sup> Otto Schmeil, Lehrbuch der Botanik. 6. Aufl. (1901). 85 f.

denen es durchzogen wird.“ Wahrlich, wir könnten auf den Birnbaum (zumal den wilden) neidisch werden.

Obgleich wir in der Mehrzahl schon lange aus der Schule heraus sind, will ich doch noch den naturgeschichtlichen Eigenschaften ein paar Worte mehr widmen. „Der Fruchtknoten wird zum „Kornhause“ (dessen 5 Fächer je 2 braune Samen enthalten) und der Blütenboden zum Fruchtfleische. Am oberen Ende der Frucht finden wir daher selbst noch zur Reifezeit den vertrockneten Kelch. Da an der Bildung der Frucht also noch ein anderer Blütenteil als der Fruchtknoten beteiligt ist, bezeichnet man sie als „Scheinfrucht“. Solange die Samen noch unreif sind, schützen saure, zusammenziehende Säfte die unscheinbar grünen Früchte, vorzeitig verspeist zu werden.“ (Schmeil.) Wie wenig das ein Abwehrmittel gegen die liebe Dorfjugend ist, wissen wir.

Doch zu Herrn Dr. Carl Bolle. Er ist der Meinung, daß wir nicht von Germanen, sondern von Slaven sprechen sollten, wo es sich um die Verehrung des wilden Birnbaums handelt. Die Verehrung werde daher gekommen sein, weil der Birnbaum keineswegs ein eigentlicher Waldbaum sei, sondern immer gern allein auf natürlichen oder von Menschen geschaffenen Lichtungen gestanden habe, sich so den menschlichen Ansiedlungen gewissermaßen nähernd. Und woher er stamme? Der große Botaniker Koch glaubt nicht an hiesige ursprüngliche Heimatsberechtigung, was aber nicht viel sagen wolle: denn Koch habe so ziemlich allen unseren nützlichen Bäumen solch' Recht abgesprochen. Zu den aus dem Süden stammenden Vätern unserer jetzigen Tafelbirnen gehöre auch *Pirus amygdaliformis*. Wie sehr der Birnbaum dazu neige, ein Kosmopolit zu sein (weit mehr als der Apfelbaum), bezeuge sein Vorkommen im Süden, z. B. in der heißen Küstenzone der Canarischen Inseln.

Von anderer Seite wurde „als Argument gegen das Indigenat der Birne“ auf das Fehlen dieses Obstes in Pfahlbauten hingewiesen; natürlich sei aber „solche Negative niemals ein schlüssiger Beweis.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die leider erst nachträglich von Herrn Eduard Krause, Kustos am Kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin, eingeholte Auskunft lautete: „Keller, Pfahlbauten VI, S. 310 mit Abb. Fundorte Wangen und Robenhausen.“ — Ferner schrieb mir Herr Dr. Schulze-Veltrup: „Hehn, Kulturpfl. und Haustiere, 6. Aufl. (Berlin 1894; herausgeg. v. Schrader) bringt S. 595 folgendes: Auf das Indigenat des Baumes nicht nur im südlichen Europa weist auch der Umstand hin, daß in den Schweizer Pfahlbauten neben Äpfeln wilde Birnen gefunden werden.“ — Somit ist doch berechtigt, was wir in „Auch Einer“ von Friedrich Theod. Vischer, 2. Aufl. (1879) lesen; nämlich die Pfahlbau-Gemeinde im See Robanus (zu der die Barden Feridun Kallar und Guffrud Kullur als Ehrengäste gekommen sind) hat zum Festmahl auf dem langen Speiszettel nicht nur alles Erdenkliche und Unmögliche, — wie z. B. Leberknödeln, Kibitzeneier, Murmeltier, gestülzte Spansau, gebeizten Wisent-Schwanz, Rinitur-leckerli, Mohnkrapfen, Mausschlegel, Eidechschwänze und Methbock — sondern auch zu wiederholten Malen Birnen, als „Voressen“ und als „Nachtisch.“ — Auch Obstwein ist vertreten.

Auch in seinem Buche „Freiwillige Baum- und Strauchvegetation der Provinz Brandenburg“ (48 f.) hat Herr Dr. Bolle ausgiebig über den „Beerbom“ — wie das Volk den Birnbaum nennt — berichtet. In bezug auf das zu beklagende Schwinden der stattlichen wilden Birnbäume sagt er: „Die Separation mußte sicher die erste Veranlassung geben, weil vorher viele dieser Bäume Gemeingut<sup>1)</sup> gewesen sein mögen. Vollendet wurde das Werk der Zerstörung durch das gänzliche Verlorengehen jener scheuen und stummen Ehrfurcht, die als unbewußter Rest des heidnischen Baumkultus dem Landvolke innegewohnt hat. — Die [wilden Birnbäume] haben früher wohl nirgends ganz gefehlt, selbst nicht in der Sumpfwildnis des Spreewaldes; man hieß sie Buschobst. Sehr bezeichnend für sie ist auch ein Name, den man bei Rheinsberg noch hören kann: die Grenzstöcke. — Der östliche Teil der Mittelmark, die Distrikte Barnim und Lebus, und in diesen wieder die Umgebung von Straußberg, Werneuchen, Müncheberg und Wriezen waren ehemals besonders reich an Birnbäumen. [In Werneuchen steht noch der bekannte 300jährige Baum.] Wir sahen sie vor noch nicht langer Zeit bei Petershagen. Jenseits der Oder mögen sie noch vorkommen; dort bewahrt bis auf den heutigen Tag der Sternberger Kreis den Namen des Knödellandes [auch Knödelländchens]. — Es fehlte auch uns bei den Dörfern nicht an alten Birnbäumen der Urrasse, selbst nicht in der nächsten Nachbarschaft Berlins. Z. B. Heiligensee stand voll von solchen. Da war fast auf jedem Hofe einer, gewöhnlich dicht neben dem Reisig- und Holzhaufen. Er schien da zu sein, damit vielfaches Acker- und Hausgerät an ihm eine Stütze fände. — Man erinnert sich noch eines Baumes, der bis vor etwa 20 Jahren lebte: zwei starke Männer konnten ihn kaum umklaffern. Der Ertrag an Knödeln berechnete sich natürlich auf viele Scheffel von jedem Baum. Man buk sie und kochte solches Backobst. Jetzt steht in genanntem Dorfe kein einziger Knödelbaum mehr; Bauten und anderweitige Veränderungen in der Wirtschaft haben alle weggeschafft; es hat sich kein Hauswirt gefunden, der auch nur einen erhalten hätte. — Nachkommenschaft haben die früheren Bäume auch nicht hinterlassen. Sie auf der dortigen Feldmark gesehen zu haben, wie sie weiter ostwärts an den Scheidfahren der Äcker wuchsen, erinnert sich niemand mehr. — Gleicher Art, vielleicht noch mächtiger

---

<sup>1)</sup> In Oschekau, Kr. Neidenburg Ostpr., stand (außer vielen anderen wilden Birnbäumen) ein besonders großer und sehr schön gewachsener Baum auf der Grenze der Gärten, die zum Rittergut und zu einem Bauernhof gehörten. Wenn die Erntezeit da war und die Früchte abgeschüttelt wurden, gehörte jedem der Besitzer alles, was auf sein Land fiel. Eine ansehnliche Steinmauer half dafür sorgen, daß nicht Ungerechtigkeiten vorkommen konnten. Dieser Baum war der höchstgewachsene und malerisch ansprechendste wilde Birnbaum, den ich je gesehen habe; und nun erst seine Pracht im Frühling! — Ein böses Wetter machte ihm leider ein unerwartetes Ende.

sind wohl die gewesen, die Fontane zu Dolgenbrod angetroffen hat. Sie konnten diesem ebenso fein, wie mit seltener Gemühtiefe beobachtenden Autor Züge zu einem wahrhaft köstlichen Naturbilde liefern: . . . . „in Front jedes Hauses stand ein uralter Birnbaum, in der einen Hälfte abgestorben, aber in der andern noch frisch und mit Früchten überdeckt. In dem hohlen Hauptast bauten die Bienen, an dem Stamm lehnte die Sense, zwischen den Zweigen hing das Netz; und in dieser Dreiheit lag ersichtlich das Dasein dieser friedlichen Menschen beschlossen. Das Sammeln des Honigs, das Mähen der Wiese, das Fischen im Fluß, — in so engem Kreislauf vollendete sich tagtäglich ihre Welt. Und so war es immer an dieser Stelle.“ — Auch im Pfarrgarten zu Schönhagen standen eichenhohe Birnbäume. Vieles Birngehölz (mit unten wolligen Blättern) steht auf dem Egsdorfer Werder im Teupitzsee; es hebt sich davon im Spätjahr ein besonders großer Baum durch sein rotes Herbstlaub weithin sichtbar ab. [Welche Färbung verschiedene Birnbäume annehmen, das Landschaftsbild erheblich verschönernd.] Ein sehr starker Baum steht auf dem Haidereiter Werder des Paarstein. — Als Strauch wächst die Wildbirne u. a. hin und wieder auf dem Kalk von Rüdersdorf.“

Diesen Mitteilungen kann ich einige Angaben anschließen, die ich Herrn Geheimrat Friedel verdanke. Beerfelde d. h. Birnenfelde (im märkischen Platt sagt man nicht Birne, sondern Beer) heißen zwei Dörfer im Lebuser und Königsberger Kreis der Neumark, nach dem Reichtum an wilden Birnbäumen. „Derselbe Umstand hat dem [unweit von Riesenthal gelegenen] Dorf und Rittergut Beerbaum (plattdeutsch Beer- oder Peerboom) den Namen verschafft. Bei einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums am 6. d. M. überzeugten die Teilnehmer sich von dem noch jetzt vorhandenen Reichtum alter wilder Birnbäume.“ [Dort sagt man auch: Ei du meine Güte, Backenbeere und Klüte. Und im Havellande heißt es: Hei sieht so drög ut wie ne Backenbeere. — O. Monke.] Die uralten zum Teil riesenhaften „Knödelbäume“ auf der geheimnisvollen Marieninsel im Paarsteiner See (unweit Kloster Chorin) werfen im Herbst eine Menge reifer, schön rotbäckiger Früchte ab, die von den dort eingekoppelten Pferden sehr gern gefressen werden. Auch Kühe, Schafe und insbesondere zahme und wilde Schweine nehmen diese „Holzbirnen“ gern als Nahrung an.

Am Baum bekommen die wilden Birnen zitronengelbe Farbe; nachher ähneln sie in ihrer trüben Färbung den Mispeln. (Bolle.)

Auch Herr Rektor O. Monke sandte mir wertvolle Beiträge; so die Sage vom Birnbaum auf dem Kirchhofe zu Ribbeck, von Theodor Fontane in ein rührend anmutiges Gedicht gefaßt:



Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland, —  
 Ein Birnbaum in seinem Garten stand,  
 Und kam die gold'ne Herbsteszeit,  
 Und die Birnen<sup>1)</sup> leuchteten weit und breit,  
 Da stopfte, wenn's Mittag vom Thurme scholl,  
 Der von Ribbeck sich beide Taschen voll,  
 Und kam in Pantinen ein Junge daher,  
 So rief er: „Junge, wiste 'ne Beer?“  
 Und kam ein Mädcl, so rief er: „Lütt Dirn,  
 Kumm man röwer, ik hebb 'ne Birn.“

So ging es viele Jahre, bis lobesam  
 Der von Ribbeck auf Ribbeck zu sterben kam.  
 Er fühlte sein Ende. War Herbsteszeit,  
 Wieder lachten die Birnen weit und breit.  
 Da sagte von Ribbeck: „Ich scheid nun ab,  
 Legt mir eine Birne mit in's Grab!“  
 Und drei Tage drauf, aus dem Doppeldachhaus,  
 Trugen von Ribbeck sie hinaus,  
 Alle Bauern und Büdner, mit Feiergusicht  
 Sangen: „Jesus, meine Zuversicht“,  
 Und die Kinder klagten, das Herze schwer:  
 „Hei is dod nu. Wer giwwt uns nu 'ne Beer?“

So klagten die Kinder. Das war nicht recht,  
 Ach, sie kannten den alten Ribbeck schlecht,  
 Der neue freilich, der knausert und spart,  
 Hält Park und Birnbaum strenge bewahrt.  
 Aber der alte, vorahnend schon  
 Und voll Mißtrau'n gegen den eigenen Sohn,  
 Der wußte genau, was damals er that,  
 Als um eine Birn' in's Grab er bat,  
 Und im dritten Jahr aus dem stillen Haus  
 Ein Birnenbaumsprößling sproßt heraus.

Und die Jahre gehen wohl auf und ab,  
 Längst wölbt sich ein Birnbaum über dem Grab,  
 Und in der goldenen Herbsteszeit  
 Leuchtet's wieder weit und breit.  
 Und kommt ein Jung' über den Kirchhof her,  
 So flüstert's im Baume: „Wiste 'ne Beer?“  
 Und kommt ein Mädcl, so flüstert's: „Lütt Dirn,  
 Kumm man röwer, ick geb' dir 'ne Birn.“  
 So spendet Segen noch immer die Hand  
 Des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

<sup>1)</sup> Aber jedenfalls nicht „wilde“.

Nach anderer (ebenfalls von Herrn O. M. mitgeteilten) Fassung heißt es: die Leute sagten allgemein, der alte Herr habe noch, als er begraben wurde, eine Birne in der Rocktasche gehabt, und ein Kern davon habe so wunderbar Wurzel getrieben, damit es der Dorfjugend nach seinem Tode nicht an Birnen feble. (Ribbeck liegt an der Berlin—Hamburger Chaussee, etwa 8—9 km westlich von Nauen. — Schwartz bringt die Bezeichnung „Knödelbaum“; Herrn O. M. von Ribbeck her nicht bekannt, dagegen aus dem Kreise Oberbarnim und Sternberg. Die Birnen werden in Ribbeck nicht gegessen.) — Ferner ward ich auf eine andere märkische Sage aufmerksam gemacht, nämlich auf die vom kleinen Uchtenhagen in Freienwalde a. d. O.: der kleine Knabe soll an einer vergifteten Birne gestorben sein, die sein neidischer Vetter ihm in die Hand gespielt hatte.

In der Lausitz nennt man die Früchte des wilden Birnbaums auch Kodde, in Luckau Kollen, bei Schönermark im Ruppinschen Biddeln. (Bolle.) Im Riesengebirge und in der Grafschaft Glatz spricht man von Feldbirnen, in der Namslauer Gegend vom Nüntkenbaum. (E. Küster, Breslau.) Die dortigen Knaben „klauben“ die abgefallenen Nuntken, d. h. sie lesen sie auf; aber ratsam bleibt es, die geklaubten erst „teege“ (weich) werden zu lassen, ehe man sie verspeist.

Diesen Rat würde man den Dorfknaben meiner Heimatprovinz Ostpreußen vergeblich anbieten. Sie bemächtigen sich der Kruschken oder Steinkruschken<sup>1)</sup> vor der Zeit, und die Ernte bedeutet für den Baum eine arge Mißhandlung. — Auch wir dort haben immer noch stattliche wilde Birnbäume auf den Feldern, an den Grenzrainen und an der Dorfstraße. Aber leider ist eine Abnahme gleichfalls in Ostpreußen an der Tagesordnung. Auf dem Gute Balden, Kr. Neidenburg, sollen noch bis vor kurzem etwa 50 Stück gewesen sein. Dort müssen die Früchte „ulligauki“ werden. (Die richtige polnische Bezeichnung wäre wohl miękki, weich.) Doch sie schmecken, wie mein Bericht-erstatte sagte, im allgemeinen „sauer bis bitter“.

Nun aber möchte es wohl an der Zeit sein, auch der edlen, d. h. kultivierten Birnen zu gedenken. Da müssen wir einen weiten Weg

<sup>1)</sup> Ostpr. Oberland (Kr. Mohrungen usw.): Kruschk, die wilde Birne. Man läßt die Früchte etwa eine Woche ausgebreitet liegen, bevor man sie zum Kochen nimmt. „Wenn die Kruschken molsch (mürbe oder gewissermaßen faul) geworden sind, geben sie ein sehr strammes Essen.“ — Kr. Heiligenbeil: Kruschken und Steinkruschken. „Die sind ja hart wie Steine; aber nachher kochen sie einige, und manche essen sie auch roh. Kinder backen sie im Ofen.“ — „Die Steinkruschken-Bäume stehen so auf den Feldern hier und da. Die Birnen müssen lange auf Stroh liegen. Man ißt sie nachher gekocht, auch roh.“ — Umgegend von Königsberg: „Die Steinkruschken müssen ein paar Wochen in Heu gewühlt liegen bleiben; dann schmecken sie sehr gut.“ — Kr. Insterburg: „Kruschkenbäume stehen bei uns noch vielfach auf den Grenzen.“

zurücklegen, denn „schon bei den Alten war die Birne eine hochgeachtete Frucht. Plinius zählt 35 Sorten auf, von denen viele den Namen ihrer Heimat führten, woraus erhellt, daß die Römer den größten Teil derselben aus Griechenland, Ägypten, Karthago, Syrien, Alexandria und Numantia erhalten hatten. Die Bergamotten kamen zuerst zu den Zeiten der Kreuzfahrer aus Persien nach Europa. [Herr Dr. Bolle nannte mir als Stammvater unserer hiesigen Bergamotten den in Unteritalien vorkommenden *Pirus cunifolia*.] Seit Ende des 18. Jahrhunderts, als der Obstbau in mehreren Ländern Europas — in Deutschland besonders durch Christ's, Sickler's und Diel's Bemühungen — einen neuen Aufschwung nahm, sind viele neue schöne Sorten aus Kernen gezogen worden.“ (M. K.-L.)

„Arzneilich wurden früher nur einige der besseren Birnsorten benutzt, wie namentlich die sog. Apothekerbirnen, — [so] *bon Chrétien*, *pira crustumina* der alten Römer — die mit Zucker eingemacht als *pira muscatellina* in Apotheken früher vorrätig gehalten wurden. [Der Name *bon Chrétien* = guter Christ, auch Christbirn, entstand] angeblich aus dem lateinischen *pira crustumina*, von der sabinischen Stadt *Crustumium*, unter welchem Namen diese Birnen zur Zeit Karl VII. aus Italien nach Frankreich kamen.“ (Leunis.)

„Der Name Malvasier-Birne kommt [nach Aue] zweifellos von dem griechischen Weinort *Napoli di Malvasia*, an der Ostküste des *Peleponnes* gelegen. Die Birne mag wohl einen dem im Mittelalter hochgeschätzten Malvasier-Wein ähnlichen Geschmack haben und deshalb nach diesem benannt sein.“<sup>1)</sup>

Nach Herrn G.-R. Friedel's Meinung besteht zwischen dem für Birne gültigen „Beer“ des märkischen Platt und den [nach Bolle, S. 51] durch die französischen Kolonisten zu uns gekommenen *Beurré blanc* und *Beurré gris* insofern ein inniger Zusammenhang, als die Märker nun ganz bequem und allgemeinverständlich von *Beer Blanc* und *Beer Gris* sprechen konnten.

Das aus Birnen gewonnene Getränk *poiré* ist (nach Michelet) in Frankreich — wenigstens nach dem 11. Jahrhundert — überall da anzutreffen, wo kein Wein gewonnen wird. Mit den Kolonisten kam *poiré* in die Uckermark. Aber das Rezept mußte verloren gegangen sein: der Birnenwein schmeckte so wenig verlockend, daß man ihn gern den Dienstboten überließ. (Bolle.)

In Süddeutschland wird aus einigen Sorten von sog. „Mostbirnen“ ein vorzüglicher Wein gekeltert. Der „praktische Rathgeber im Obst- und Gartenbau“ (1893, 473) empfiehlt solche Bäume als Straßenbäume, da ihre Früchte nicht gerade benascht werden, und sagt: „Schön in der

<sup>1)</sup> Der praktische Rathgeber im Obst- und Gartenbau, 1889, 81.

Höhe, sehr anspruchslos in jeder Beziehung, sehr reichtragend, meist klein und unansehnlich in der Frucht, die [so lange sie am Baum hängt] ungenießbar ist, daher auch die teure Bewachung während der Reifezeit erspart werden kann, — ein Straßenbaum, wie er nicht besser zu wünschen ist.“<sup>1)</sup>

„Was am Niederrhein für den Haushalt das Apfelkraut, ist am Mittelrhein der Birnenhonig [dies ist kein Schreibfehler]. Die Frauen verfahren [mit den in ein grobes Tuch oder in einen Sack gesteckten Birnen, — es werden zur Honigkocherei immer nur die kleinen genommen —] genau so wie beim Wäscheausringen. (Pr. R. 1894, 341.)“<sup>2)</sup>

In vielen Gegenden sind gedörrte Birnen die Hauptsache oder doch ein unerläßlicher Teil des Festgebäcks. Daher heißt ein solches im Oberinntal „Biarazalta“, Birn-Zelte.<sup>3)</sup>

Die Nicolobirnen, Klötzen- (oder Birn-) Brode in Bayern, sind eine Kultspeise, zu Ehren des h. Nicolaus, dieses Kinder liebenden Bischofs (auch Sannaklos und Nikló genannt), Patron der Schiffe und Erretter aus Wassergefahr.<sup>4)</sup>

Wenn wir jener bei Saalfeld i. Thür. vorhanden gewesen sein sollenden alten, wilden Birnbäume gedenken, von denen i. J. 1665, gleich als sie geblüht hatten, an drei Tagen soviel Honig geflossen sein soll, daß sich ganze Pfützen bildeten und die Leute reichlich zu tun hatten, den Honig zu sammeln, (Perger) so gelangen wir nunmehr in das Gebiet, wo die Naturgeschichte aufhört und der wilde Birnbaum nicht nur wie ein harmloser Grenzwächter dasteht, sondern (wie auch wohl der veredelte Baum) in verschiedener Weise an allerlei Spuk unbegreiflichen Anteil hat.

<sup>1)</sup> Pr. R., 1889, 418. Birnenwein mit Hopfenextrakt. In der bairischen Umgegend des Bodensees. Berausende Wirkung. — 1895, 59. J. Pierret-Bettingen ist zu der Überzeugung gekommen, daß sich aus guten [edlen] Birnen kein Birnenwein herstellen läßt.

<sup>2)</sup> Leunis. „Birnsaft, -sirup, -essig, -wein, -senf. — Aus den beim Essigbrauen übrigbleibenden Birnen wird in Thüringen ein fettes Öl gewonnen.

<sup>3)</sup> Zeitschr. d. Vereins f. Völkerkunde; 1897, 348 f. Christian Hauser, Der Heilige Abend in einem Dorfe Paznauns [Oberinntal]. „Das Hauptingrediens der Paznauner Krapfen sind gestampfte „Magen“ (Mohnkörner), zu denen noch weichgesottene und fein zerteilte gedörrte Birnen, Cibeben und Neugewürz kommen. Häufig fehlen die Birnen, seltener die Cibeben. — Mit fernerroten Wangen erzählten mir dann die Kleinen, wie heuer d. h. Nikolaus sie mit Kleidungsstücken, Schuhen und Strümpfen bedacht, dgl. jedem eine Schüssel voll Äpfeln und Birnen, Nüssen und gebratenen Kastanien eingelegt habe.“ — Das Wichtigste der Paznauner Weihnachtszelte (eine runde, scheibenartige Form mit mäßig erhobener Oberfläche) sind die in den Roggenteig gebrachten zerschnittenen, gedörrten Birnen, „weshalb diese Zelten in Paznaun vorzugsweise „Biarazalta“ genannt werden. Das Geschäft des Backens besorgt allgemein der Familienvater selbst.“

<sup>4)</sup> Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde; 1891, 292 f. M. Hoefler, Die Kalender-Heiligen als Krankheits-Patrone beim bayrischen Volk. (S. 304.)

A. Ritter von Perger: „Unter dem Birnbaum bei Schwochow, Pommern, ist ein vom Teufel bewachter Schatz begraben, neben welchem ein feuriger Stiefel steht“; dem, der den Mut hat, diesen anzuziehen, muß der Schatz ausgeliefert werden. (Temme, 236.) Bis jetzt hatte niemand den Mut. — „Bei dem Holzbirnbaum zu Lobfing [wohl im Aargau] wohnte der böse Jäger Hoperli, der sich zuletzt an diesem Baume aufhing, worauf es dort umging: man sah dreibeinige Hasen, die Leute verirrteten sich, und man beschloß, den Baum zu fällen. Aber Axt und Säge wurden stumpf; aus den angehackten Stellen floß Blut; und nur mit Hilfe eines Kapuziners war man imstande, den Baum zu zerstören. (Rochholz, Aarg. Sage 69.) — Zu Kahla in Thüringen wuchsen i. J. 1559 Birnen, die wie ein Türkenbund geformt waren; manche von ihnen waren unten von einer Art Wolle umgeben und zeigten beinahe menschliche Angesichter. (Prätor. 138.)“ — „Die Hexen vermochten denen, die von ihnen gehaßt oder gefürchtet waren, durch Birnkerne und Birnbaumrinde Krankheiten anzuzaubern und mußten ihren Anfang in der Hexerei dadurch machen, daß sie Birnen in Mäuse verwandelten. — Legt man einen Zwergengürtel um einen Birnbaum, so zerplatzt der Stamm; deswegen soll man jeden Gürtel, bevor man ihn trägt, an einen Birnbaum legen. — Wenn es am St. Ulrichstag (4. Juli) regnet, so werden alle Birnen wurmstichig.“

Um einen Dieb zur Rückgabe der gestohlenen Sachen zu nötigen, soll man drei neue Hufnägel, die an einem Freitag gefertigt wurden, vor Sonnenaufgang (unter entsprechenden Beschwörungen) in einen Birnbaum schlagen.<sup>1)</sup>

Nicht nur auf Kreta dient der Birnbaum zu Hinweisen auf die Zukunft, — (dort werden mit Zeichen versehene Birnen in einen Krug geworfen<sup>2)</sup>) — sondern auch hier bei uns im Wendischen. „In der Sylvesternacht soll man an eine „wilde Holzbirne“ gehen und von dort aus auf die fernen Geräusche achten, die je nachdem Sterben, Feuer und Diebstahl verkünden.“ (W. v. Schulenburg, a. a. O. 132.) „Angeblich geht man darum an die wilden Birnbäume, weil sie Schutz vor Kälte geben.“ (Ebd.)

Warum mitunter auf alten Gemälden — z. B. auf einem im hiesigen Museum befindlichen von Giovanni Bellini und auf einem ebendasselbst anzutreffenden eines unbekanntes Künstlers von 1466<sup>3)</sup>) — das Jesuskind statt des ihm so häufig und mit so vieler Symbolik zugewiesenen

<sup>1)</sup> Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde; 1898, 346. K. Weinhold.

<sup>2)</sup> Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde; 1902, 392 f. Albert Thumb, Zur neugriechischen Volkskunde. S. 393. „Auf Kreta holt [zu Orakelspielen] ein Knabe das ἀμύητο κρό; als σημάδια werden Früchte (Birnen, Äpfel u. s. w.), die mit Zeichen versehen sind, in den Krug geworfen.“

<sup>3)</sup> Montanus, 213.

Apfels eine Birne erhielt, ist nirgends erklärt. Vielleicht liegt eine bloße Verwechslung vor. — Auch Goethe erwähnt in seiner „Italienischen Reise“ von Neapel her ein solches Vorkommnis.

Daß ein unschuldiger Birnbaum durch den bösen Blick sterben kann, erfahren wir aus Yorkshire.<sup>1)</sup>

Doch ich eile zum Schlusse. Zunächst sei da noch an einige „vielsagende“ Bezeichnungen kultivierter Birnen erinnert. Da haben wir u. a. Damen- und Gevatterbirnen. (Pr. R. 1893, 29: Bei Tauf- und anderen Festen mögen viele Namen entstanden sein.) Nach anderer Richtung weisen solche Namen wie z. B. Grumbkower Birnen. Sodann gibt es Pastoren- und Priester-, Barons- und Hofratsbirnen, Ochsenherz, Kuhfuß, Katzen- und Löwenkopf, Rosenbirnen und Amoretten, Gute Luise, Trockner Martin und Glücksbirne.

Über die letztere schreibt der Pr. R. 1891, 95: es würde ein Glück bedeuten, wenn sie nicht gefunden wäre. Ihren Namen hat diese belgische Bergamotte Fortunée einem in Enghien lebenden Apotheker Fortuné Deremne zu verdanken, der sie in der Umgebung des Orts in einer Hecke entdeckte. Die falsche Übersetzung des Vornamens Fortuné (Fortunatus) rührt von Oberdieck her. Trotz ihrer jährlichen überreichen Fruchtbarkeit wäre die Glücksbirne nicht zu empfehlen.

Herr Curat Frank in Kaufbeuren meldet von einem Zankbirnbaum, einem Sau- und einem Speckbirnbaum. Auch kennt er einen Acker (bei Markt Oberdorf), der den Namen „Birnbaum“ trägt, sowie einen Weiler dort, der — infolge der Rodung von Holzbirnbäumen — „Birng'schwend“ genannt wird.

Den vorhin schon aus der Provinz Brandenburg angeführten Ortsnamen seien noch angereiht: die Kreisstadt Birnbaum in Posen und ein Dorf Birnbaum (Bezirk Radmannsdorf) in Krain (wo vor kurzem die Blatternkrankheit der am Karawankentunnel beschäftigten mazedonischen Arbeiter von sich reden machte).

Als Familiennamen kommt Birnbaum ebenfalls hier und da vor, so in Königsberg O./P. und in Berlin. Der Wohnungsanzeiger für Berlin zeigte 1903: 62 Birnbäume (Birnbaum), denen sich eine große Anzahl Birn, Birnbach, Birnbacher, Birnbräuer, Birner, Birnert, Birnholz, Birn-

<sup>1)</sup> Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde; 1901, 304 f. H. F. Feilberg, Der böse Blick in nordischer Überlieferung. S. 321. „Ein ergötzliches Beispiel der Macht des bösen Auges aus der Heimat unserer alten Stammgenossen in Yorkshire muß mir erlaubt sein, mitzunehmen. Im 19. Jahrhundert wurde ein Yorkshire-Farmer als schuldig am Absterben eines Birnbaums angesehen. „Sieh mal, Herr,“ sagte der Erzähler, „sieh mal den Birnbaum dort! Vor wenigen Jahren war er ein grüner, fruchtbarer Baum. Es ist aber die Sitte des Besitzers, daß er jeden Morgen, sobald er seine Tür öffnet, den Baum dort ansieht, damit er keinen vorbeigehenden Fremden anblickt, und jetzt — sehen Sie! — der Baum ist gestorben.“

schein, Birnstein und Birnstiel anschoß. Gegenwärtig macht eine junge Geigerin Amalie Birnbaum in erfreulichem Sinne von sich reden.<sup>1)</sup>

Welchen Ehrenplatz der wilde Birnbaum einst einnahm, lesen wir auch bei A. v. Enderes<sup>2)</sup>: „Unter dem dornigen, struppigen Geäst des wie ein Wahrzeichen an der Landstraße stehenden Baumes saß spinnend die Rittersfrau, die Penelope der mittelalterlichen Zeit, des vom Kreuzzuge zurückkehrenden Gatten harrend“.

Der letzte Baum, den ich erwähnen will, gehört gewissermaßen Goethe. In „Hermann und Dorothea“ heißt es im Kapitel „Euterpe“:

Zwischen den Ackern schritt sie [die Mutter] hindurch, auf dem Rain,  
dem Fußfad,  
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel  
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hause gehörten.  
Wer ihn gepflanzt, man konnt' 's nicht wissen. Er war in der Gegend  
Weit und breit geseh'n; und berühmt die Früchte des Baumes.  
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag  
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;  
Bänke fanden sie da von rohen Steinen und Rasen. —  
Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte.

Geehrte Anwesende, wenn ich nun den Wunsch äußere, auch Sie möchten zuweilen unter einem mächtigen Birnbaum sitzen und ihren mehr oder minder süßen Träumen nachhängen, so denke ich dabei — ich muß es ehrlich gestehen — nur an ein Erhaltenbleiben dieser in unserer Landschaft so auffallenden und ansprechenden Erscheinung. Und somit lege ich der Brandenburgia die Erhaltung des wilden Birnbaums ans Herz.

### Nachtrag.

Herr Rektor O. Monke schreibt: „Ich finde noch in meinen Notizen aus Kuhn (Sagen, Gebräuche usw. aus Westfalen I) folgende Bemerkungen“: 1. „Eiserner Birnbaum“, aus einem Schwert gewachsen, das ein Richter nach einer Hinrichtung mit den Worten in die Erde stieß: „So gewiß dieser Mensch unschuldig ist, so gewiß wird dieses Schwert grünen“! Alsbald ergrünte das Schwert, und es wurde ein Bierbaum (Beerbaum?) daraus. Der Baum stand zwischen Lienen und Lengerich. — 2. Allgemeines über die letzten Schlachten (Straßburg usw.).

Herr Dr. Schulze-Veltrup schreibt: „Wie verabredet, wollte ich Ihnen Einiges den Birnbaum betreffend mitteilen. — Schücking und Freiligrath, Das romant. u. maler. Westfalen, 3. Aufl. S. 311, erwähnen

<sup>1)</sup> Ferner: Johann Michael Franz Birnbaum, angesehener Jurist, geb. zu Bamberg 1792, gest. zu Gießen 1877; sein Sohn, Karl Joseph Eugen, Lehrer der Landwirtschaft, geb. zu Löwen in Belgien 1829.

<sup>2)</sup> A. v. Enderes, Frühlingsblumen. (1883.) 245.

bei Arnsberg einen alten Vemeegerichtsplatz im Baumhofe zur Seite des Schlosses, der neuerdings in einen Garten verwandelt sei. — Was der betreffende Herr aus Arnsberg am Mittwoch Abend von der „Schlacht am Birnbaum“ von Werl erzählte, trifft meiner Meinung nach nicht zu. Es ist die „Schlacht am Birkenbaum“ zu Werl, der alten Hansastadt in Westfalen gemeint. Diese Sache ist verherrlicht durch ein Gedicht von Freiligrath, „Die Völkerschlacht am Birkenbaum“ (1850) und durch das Gedicht „Der Birkenbaum bei Werl“ von J. Seiler (1856). — Dann noch Einiges über den Birnbaum: Helena und die Dioskuren, ihre väterlichen Grenzmarken schützend, erscheinen auf einem Birnbaum und halten den Aristomenes ab, die fliehenden Spartiaten weiter zu verfolgen. — Bei den Bewohnern der Inachosebene scheint der Birnbaum heilige Verehrung genossen zu haben, denn zu Plutarchs Zeiten feierten sie noch das Fest des Birnenwerfens zum Andenken an diese erste Nahrung ihrer Vorfahren. Auch die Argiver und die Tirynter sollen als älteste Nahrung Birnen gehabt haben. (Vgl. Boetticher, Baumkultus der Hellenen, S. 35 u. 218.) — In Süd-Russland, besonders bei den Donschen Kosaken ist der Birnbaum das Symbol der Sorge, des Kummers, aber auch zugleich der Freude. (K. Koch, Die deutschen Obstgehölze. Stuttgart 1876, S. 87.) — Birnen als Abgaben werden meines Wissens zuerst beim Kloster Freckenhorst in Westfalen (10. u. 11. Jahrhundert) erwähnt. — Das Birnreis spielt in der Sympathie eine große Rolle, besonders bei Zahnschmerzen und Wunden, bringt aber Unglück der Wöchnerin. (Vgl. Konrad von Megenberg, Ausgabe von Pfeiffer, Stuttgart 1861, S. 340.)

Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde; 1904, 392 f. Anton Herman, Der volkstümliche Kalenderglaube in Ungarn. S. 405. „Wer am Portiunkulatag (2. Aug.) Birnen isst und darauf nicht gleich Wasser trinkt, der bekommt das Fieber. (Versényi, 42.)“

Frau Elise Schroedter-Gilmer (Berlin) schreibt von „Schloß Thalheim [Familiengut] in Württemberg, Oberamt Heilbronn a. N. (von Goethe in seiner „Ital. Reise“ kurz erwähnt). Das Schloß, zum Teil mit römischen Fundamenten, liegt auf einem Hügel, der nach einer Seite ziemlich steil abfällt. In alter Zeit führte ein Fahrweg hinauf, auf dessen halber Höhe jetzt noch ein knorriger wilder Birnbaum steht. Dieser Baum ist schon auf einer mindestens 150 Jahre alten Urkunde als „Notbäumle“ verzeichnet. Der Vorläufer der schwerfälligen, vierspännigen Karosse der jeweiligen Besitzer hatte an dem „Bäumle“ seinen Halt zum „Verschnaufen“, wie der Schwabe sagt.“

Der Prakt. Ratg. 1891, 162. „Für die Sitzung vom 26. Febr. hatte der Verein zur Beförderung des Gartenbaus in Berlin als Monatsaufgabe gestellt: 5 Sorten Wintertafelbirnen, mindestens je 2 kg. Diese Aufgabe hatten zwei Aussteller, Herr Karl Kotte, Südende bei Berlin, und Herr C. Mathien, Charlottenburg, so glänzend gelöst, daß jedem eine große



silberne Vereinsmedaille zu teil wurde.“ Es wurden auch Kochbirnen ausgestellt von Herrn M., z. B. „Königsgeschenk von Neapel.“ (Zweck dieser Mitteilung: ich hätte gern eine Erklärung für diese sonderbaren Namen.) — 1892. 476. Pf. Kuhlmei. „Bitte, eine öffentliche Warnung gegen die „Römische Schmalzbirne“ zu veröffentlichen; der Baum leidet zu sehr an Brand; alle Jahre wird seine Krone lichter, oben Brand und unten Wassersucht.“ (Auch heute noch — so möchte man annehmen — haben unsere Birnbäume viele Beziehungen zu Italien.)

Von abgeleiteten Namen seien noch erwähnt: K. G. Hagen, *Salix malifolia*, Birnweide; *Pyrola secunda*, Birnbäumchenkraut.

Und schließlich sei daran erinnert, daß man die Kartoffel nicht nur Erdapfel nennt, sondern auch: Erdbirne und Grundbirne.

---

## Flurnamen aus der Umgegend von Treuenbrietzen.

Von G. Steinhardt.

---

Die Kenntnis der Flurnamen und ihrer Bedeutung ist für die Heimatkunde recht wertvoll; die Namen der Örtlichkeiten deuten auf mannigfache Verhältnisse, auf geschichtliche Vorgänge, frühere Oberflächen- und Bodenbeschaffenheit, auf Besiedelungs- Kultur- und Bewirtschaftungsverhältnisse hin, die sich gegen früher zum Teil erheblich geändert haben können. Sind doch allein schon in neuester Zeit und in dem kurzen Zeitraum der letzt vergangenen fünf bis sechs Jahrzehnte fast unter unsern Augen tiefgreifende Veränderungen eingetreten, die weitgehende Folgen gezeitigt haben. — In hiesiger Gegend sind es namentlich die Nachwirkungen der Separation und die systematische Entwässerung weiter Gebiete, (auch solcher, die nach der Meinung der Landwirte eher der Be- als der Entwässerung bedurft hätten), die Aufteilung von Gemeindeländereien, die Abschaffung von Gemeinde-Weideland, von Viehtriften und Gemeindewaldungen und in Verbindung damit die Vernichtung unzähliger Hecken, Rainpflanzungen, Dorn- und Gestrüppdickichten u. dergl., die Beseitigung von Bäumen u. Baumgruppen, Buschwerk und Gestrüpp, die Trockenlegung nasser und sumpfiger Gelände, kurz all die unzählbaren kleinen u. größeren Änderungen im Verein mit der intensiveren Bodenbewirtschaftung, als deren Gesamtergebnis der allmähliche Übergang zur Kultursteppe u. die damit im Zusammenhang stehende Verschlechterung des Klimas u. die Verarmung der Flora u. Fauna sich von Jahr zu Jahr fühlbarer macht. — Das Land wird anders in Aussehen u. Beschaffenheit, aber die Flur-

namen bleiben. Zumeist sind sie ohne weiteres verständlich, oft aber durch gedankenlos-mechanische Niederschrift augenscheinlich entstellt oder durch „Verbesserungen“ der Schreiber verballhornt. Hin und wieder ist die Bedeutung der Namen slavischer Herkunft oder altdeutscher Wortbildungen schwer zu ergründen. Die Bevölkerung der Zauche u. des Fläming ist nicht nur gemischt aus Deutschen und Slaven, sondern unter den Deutschen auch aus den verschiedenen Sprachstämmen. Für die Deutung der Namen deutscher Herkunft ist das Verzeichnis plattdeutscher Wörter von W. von Schulenburg (II. Band Archiv der Brandenburgia), für die slavischen Namen das Berghaussche Landbuch der Mark Brandenburg ein brauchbarer Behelf.

Die erste Vorarbeit für eine Ausarbeitung der Flurnamen ist ihre Sammlung in Verzeichnissen, die nach verschiedenen Gesichtspunkten angeordnet werden können. Diese Arbeit haben wohl überall die Grundbuchämter bereits getan, insofern sie als Ergänzung zu den Grundbüchern, worin die Liegenschaften gebucht sind, noch Flurbücher führen, worin die Namen der Äcker- Wiesen- und Forstländereien (Ödland ist kaum noch vorhanden) aufgeführt sind, so daß die Flurnamen aus diesen Büchern sich ohne weiteres ausschreiben lassen.

Für die Gemarkung von Treuenbrietzen und den nächstliegenden Dörfern mögen die Namen, soweit sie bemerkenswert erscheinen, hier folgen.

In der weiten Niederung um Treuenbrietzen (der Name Brietzen wird von slav. Briza-Birke abgeleitet) und auch sonst in der Zauche (slav. czucha = trockenes Land) kommt am häufigsten der Name „Mathen“ allein oder in Verbindung mit Beinamen vor. Mathen, von mähen, maht, Matte, bezeichnet Wiese oder früheres Wiesenland. Die Bezeichnung Mathen kommt in folgenden Zusammensetzungen vor: \*)

Bohnenmathen. (Tr.) Der humusreiche, schwarze, frühere Wiesen- und Moorboden eignet sich vorzüglich zur Gemüsekultur; deshalb sind am Rande der Wiesen oder am Ort früherer Wiesen Feldgärten angelegt, „Gartenstücken“, wo besonders Kohl, aber auch andere Gemüse sowie Bohnen, Erbsen u. a. m. kultiviert wird. Möglicherweise sind Bohnen auf dem Gelände in Rede besonders gut gediehen.

Dobbermathen (Tr.); dobry = gut, also Dobermathen = gute Mathen. Derselbe Stamm kommt in hiesiger Gegend auch in Dobrichow oder Dobrikow vor, Dorfname bei Beelitz. (Nach Berghaus kommt Beelitz von belbog = lichter Gott oder bjelo = weiß, also Weißig.)

Flurmathen (Tr.),

\*) Die Gemarkung, in der die bezeichnete Örtlichkeit liegt, ist in Klammern gesetzt u. wo angängig, abgekürzt. Tr. - Treuenbrietzen; Schl. - Schlalach; Jes. - Jeserigk; Lüd. - Lüdendorf.

**Gehrmathen** (Nichel), Gehre ist der hier gebräuchliche Name für ein schwer auszurottendes Unkraut, einen Doldenblütler mit gegliederten kriechenden queckenartigen Wurzeln. Daß der Name von Ger = Wurfspieß abzuleiten wäre, ist kaum anzunehmen.

**Hagemathen** (Tr.), von Hag und Mathen. Früher wohl mit Busch bestanden oder mit Hecken (Heggen, Hägen) eingezäunt zum Schutz vor unberufener Annäherung oder gegen Wind u. Wetter.

**Heidemathen** (Nichel), am Walde gelegen.

**Hasenmathen** (Tr.),

**Klostermathen** (Tr.), früher vielleicht Kloster Zinnaer Besitz. Vielfache Beziehungen verbanden das Kloster mit der Stadt Treuenbrietzen; es hat ihre Stadtmauern gebaut u. die Mühlen an der Nieplitz angelegt, die bis in die Neuzeit Rentenabgaben an das Kloster zu zahlen hatten.

**Kreuzmathen** (Tr.); nach der Lage so genannt.

**Langemathen** (Tr.); die Langemathen enthalten die längsten „Enden“ (Ackerstücke) der Feldmark. Sie liegen aber so hoch, daß sie, des feuchten Untergrundes entbehrend, niemals eigentliche Wiese gewesen sein können. Freilich haben sie in der Brache eine gute Schafweide abgegeben. Demnach würde die Ableitung vom wend. laka-Lanke, Wiese kaum zutreffen, wonach Langmathe Wiesenmathe — (Pleonasmus) — bedeuten könnte.

**Mittelmathen** (Nichel), ihrer Lage wegen so genannt.

**Nichelmathen** (Nichel), zum Dorf Nichel gehörend.

**Petermathen** (Tr.), Peters Wiesen.

**Quermathen** (Tr.), wegen ihrer Lage quer vor den Langemathen so genannt.

**Riesmathen** (Jes.), Ries ist Reisig: Besenries, Birkenreiser; dort „holten sich“ wohl die Bedürftigen ihre Birkenreiser zum Besenbinden.

**Rostmathen** (Jes.) In den Wassergräben der Wiesen finden sich teils Ansammlungen rostfarbener rotbrauner Algen, teils ebenso gefärbte Ockerabsätze, von denen der Name herkommen könnte. Vielleicht ist er aber aus Roßmathen entstanden. In der Gegend wurde früher Pferdezucht getrieben, die aber ganz zurückgegangen ist. Die Rostmathen liegen auf der Flur des Dorfes Jeserigk. (Nach Berghaus jezioro = kleiner See. Nahe dem Dorfe befindet sich ein kleiner See, der gegen früher aber bedeutend an Wasser verloren hat.)

**Stertmathen** (Tr.) Stert ist Schwanz. Katzensteert oder Kattensteert ist der Name des Schachtelhalms, equisetum, eines berüchtigten Unkrauts minder guter Böden mit nassem Untergrund. Vielleicht waren die Stertmathen mit dieser unwillkommenen Beigabe versehen. Jetzt kommt Katzensteert nur selten noch vor. Kräftige Düngung, namentlich mit Schafmist, vertreibt dies Unkraut in kurzer Zeit.

**Teichmathen** (Tr.), ein Teich ist dort nicht mehr vorhanden.

Wehrmathen (Tr.); es wäre möglich, daß sich früher eine Landwehr, (Grenzwall?) dort befunden hätte, doch ist schon lange keine mehr vorhanden, wie denn überhaupt die wenigen Überreste der alten Landwehren, einfacher und doppelter (Parallel-) Dämme mäßiger Höhe eingeebnet und beseitigt werden. Vielleicht handelt es sich um Wiesen, aus deren Ertrag die Gestellung von Wehrleuten im Lehensdienste bestritten wurde.

Wendelmathen (Jes.), etwa verändert aus Wendenmathen, wendische Mathen?

Die Namen Langemathen, Mittelmathen und Wehrmathen kommen außerdem noch in folgenden Zusammensetzungen vor: Langemathenberg, Mittelmathenberg, beide bei Linthe, beide Flurnamen bezeichnen Ackerstücke auf einer sanften Bodenerhebung, doch könnte früher Wiese oder Hutung dort gewesen sein. Ebenso findet sich eine Langemathen-Heide und Wehrmathen-Heide bei Schlalach; jetzt Kiefernwald. Diese vier Namen kommen in den Flurbüchern nicht vor, sind aber in der Generalstabkarte angegeben.

Andere Flurnamen aus der Gemarkung Treuenbrietzen und Umgegend sind:

1. Alte Heerstraße, Heerwege, (Tr.) Überreste der alten Berlin-Leipziger Heerstraße, breite, tief ausgefahrene und nur stellenweise nach Bedarf ausgebesserte Sandwege zwischen Treuenbrietzen und Nichel. Die Wegefläche ist an den Rändern mit Busch bewachsen, von Gräben und einzelnen alten Eichen eingefast und teilweise als Viehtrift und Hutung benutzt.

2. Am Rüdickenwege (Tr.). Die Bedeutung von Rüdicke ist zunächst unklar. Rülickes werden die Frösche genannt. Wenn sie quaken heißt es: „die Rüdickes singen“. Vielleicht liegt hier eine absonderliche Entstellung von Retekiete vor. Reten = rotten. Hanf rotten nennt man das Einweichen des Hanfs in Wasserlöchern, wobei er mit Steinen beschwert wird und in Fäulnis übergehend gräulich stinkt. Diese Wasserlöcher heißen Retekieten. Kiete = Kute, allgemein für Mistkiete, Mistkute, Mistgrube gebraucht. Aus Retekiete könnte durch undeutliche Aussprache und entsprechende Niederschrift des Vermessungs- oder Gerichtsbeamten wohl Rüdicke geworden sein. Es sind nämlich am Rüdickenwege tatsächlich früher Retekieten (Rottengruben) vorhanden gewesen.

3. Am Wendewasser (Tr.). Der Name Wendewasser könnte Wendenwasser, wendisches Wasser bedeuten. Es entspringt im Zarth, bei Bardenitz und Pechüle, lauter wendische Namen. — Wendewasser könnte aber auch mit Wendung, Windung zusammenhängen. Das Wendewasser fließt in meist gerader Richtung nach Norden, mit wenigen scharfen kurzen Wendungen, die deshalb aber um so mehr auffallen.

4. Am Werderbruch (Niebel); das Gelände ist niedrig gelegen u. flach, leichter Boden, jetzt Ackerland, kann aber früher wohl Bruch ge-

wesen sein. Die weite Ebene um Niebel, Niebelhorst etc. am Fuße des Lindbergs, zeigt die Spuren weitgehender Austrocknung.

5. Am schwarzen Bach (Rietz). Der Bach, nach dem die Grundstücke benannt sind, führt kein schwarzes oder besonders dunkles Wasser, da er nicht im Moor entspringt. Es scheint eher, daß er nach Spukgeschichten so genannt ist, wie angeblich auch der schwarze Berg bei Seehausen. In der Nähe liegt auch der weiterhin aufzuführende „schwarze Grund“, der keinen schwarzen Grund, sondern hellen sandigen Boden u. Lehm enthält. Allerdings ist er zum Teil mit Kiefern bestanden, deren tief dunkelgrüne Nadeln schwarz genannt werden könnten. In dieser Gegend sind Irrlichter gesehen worden; (vergl. den Bericht darüber in Heft II, Februar 1904 der Brandenburgia).

6. An der Stelterbrücke (Tr.) heißen Feldstücke in nächster Nähe der Stadt, in ihrem nordöstlichen ausspringenden Winkel. Dort befand sich im Mittelalter die Stelterbrücke oder Stelzenbrücke, Brücke auf Stelzen, eine hölzerne Sprengwerkbrücke. Sie führte von dem später zugemauerten u. gänzlich beseitigten Steintor über einen Sumpf, von dem jetzt keine Spur mehr zu finden ist. Der Name kommt in einer Urkunde von 1302 als „Stelterbrügge“ vor.

7. Bärwinkelbusch (Nichel); obwohl die Schreibweise auf Bären hinweist, erscheint es wahrscheinlicher, daß der Name von Beeren abzuleiten ist und Brombeer- oder Himbeerbusch bedeutet.

8. Baierwiese (Tr.). Baier oder Beier ist der Eber. Mit dem Besitz der Wiese soll die Verpflichtung vorhanden gewesen sein, einen Eber für die Schweinezucht zu halten.

9. Böllerich (Tr.). Name eines Sumpf- und Moorgeländes das sich südlich von Treuenbrietzen bis an den Fuß der Flämingshöhen hinzieht und den Botanikern wegen einiger besonderen Vorkommnisse bekannt ist (*Pirola media*, *Ledum palustre* u. a. m.). Der Name Böllerich kommt von „boll“, hohl, weich und trocken wie die obersten Schichten des Moors, hängt aber auch mit Hügel, „Hülle“, engl. hill, ndd. Hübel zusammen (Vergl. Heft 5 August 1904 Seite 164 u. 165). Auch Moll = Maulwurf wäre hierbei zu erwähnen.

10. Bucht beim großen Anger (Tr.). Die Bezeichnung Bucht kommt häufiger vor. In Verbindung mit Eigennamen als Huhn's Bucht, Arends Bucht, Rietzer Bucht (meist bloß „die Bucht“ genannt). Bucht ist ein Winkel, abgelegener Ort, vielfach auch eingefriedigt. Oft befindet sich in der Bucht noch ein Wasserloch oder eine sumpfige Stelle, eine Suhle. Je nach der Verwendung hat man eine Saubucht, Schweinebucht, Fohlenbucht, Gänsebucht pp. — Der Anger ist eine trockene Wiese, die zur Zeit, als ein Infanterie-Bataillon hier in Garnison stand, als Übungsplatz benutzt wurde.

11. Buchtwiese (Tr.).

12. Dammgärten (Tr.), Gärten am Kuhdamm (Vergl. nachstehend Nr. 35.) Unter Gärten sind uneingefriedigte Feldgärten zu verstehen, in denen in extensiver Kultur Gemüse und dergl. gezogen wird. Auch Blumen und hin und wieder Beerenobst und einige Obstbäume finden sich darin angepflanzt, treten aber der Bedeutung nach weit hinter die Gemüsezucht zurück. Die Gärten liegen meist auf früherem jetzt trocken gelegten Wiesenboden.

13. Fünfruten (Tr.). Auch die Namen Sechsruten, Siebenruten bis Zehnrueten kommen vor als Namen für Ackerstücke. Wahrscheinlich bezieht sich die Bezeichnung auf die Breite der Äcker.

14. Freiheit (Tr.) und zwar die große Freiheit, die kleine Freiheit; beides früher Gemeinde, also freie Weide. Der Name kommt häufig vor und ist weit verbreitet, bis nach Ostpreußen hin.

15. Garten an der Scheitelpforte (Tr.). Es wird vermutet, daß auch hier eine Verballhornung des Flurnamens vorliegt. Eine Pforte ist in dem Gelände nicht vorhanden gewesen, wogegen sich dort eine Wegetrennung, eine „Schedelpote“, ein Scheideweg befindet. Danach würde der Namen „Garten am Scheidewege“ bedeuten.

16. Hagegärten (Tr.). Dem Namen nach sollten es eingehetzte Gärten oder Gärten im Hag sein; die Hagegärten sind aber lediglich offene Gärten, wie die Dammgärten u. a. m. (Vergl. Nr. 12).

17. Hagenstücke (Tr.); Ackerland; doch wird der Ausdruck Acker oder Ackerstück wenig gebraucht. Es heißt hier allgemein „Ende“; „ich gehe nach dem Ende“ heißt „ich gehe nach meinem Acker hinaus.“

18. Hagenwiese (Tr.). Hag=Gehege auch in Hagebutte, wilde Rose und Hagedorn (Schwarzdorn).

19. Harmungwiese (Nichel). Der Name klingt an Hörning an. Diese Bezeichnung kommt auf Jeseriger Flur als „Im großen Hörning und der Nachtbucht“ vor. Die Bedeutung von Harmung und Hörning ist nicht klar. Liegt vielleicht Heinung zu Grunde? Vergl. Nr. 42, Nachtheinung, Unterstand im Freien für das Großvieh während der Nacht, (Nachtheim des Hornviehs, das früher während des Sommers im Freien übernachtete).

20. Hauskavel (Tr.); kaveln = lösen, würfeln, einteilen. Die Lanzknechte kavelten auf der Trommel; der Fleischer kavelt das Fleisch ein. Kaveln heißen die bei der Separation auf die Hausgrundstücke verteilten „Lose“.

21. Hellberge (Tr.), früher zum Teil von hochgelegenen Moor bedeckt, sollten sie vielleicht Hollberge (Nr. 23) heißen. Holl = boll, beim Aufstampfen dumpf, hohl klingender Boden mit weichem Untergrund. Hollen, Hüllen, vergl. Nr. 9 Bölkerich.

22. Hinter den kurzen Rhaden (Tr.), hinter den langen Rhaden. Das h ist wohl nur um der Schönheit willen eingefügt.

Raden=Roden. Radehacke ist die zum Ausroden der Wurzelstubben gebrauchte schwere Haue. Danach wäre Rhaden=Rodungen. Auf dem fraglichen Gelände hat früher Busch, mit alten dicken Eichen durchsetzt, gestanden, deren Ausrodung Schwierigkeiten bereitet haben mag.

23. Hollberge (Tr.). Der Name ist unter Nr. 21 erläutert.

24. Huhns Bucht (Tr.). Die Örtlichkeit ist nach dem Besitzer benannt. Aber der Name ist falsch geschrieben. Der Mann hieß nicht Huhn, sondern Huden; es müßte also richtig Hudens Bucht heißen.

25. Hütungskavel (Tr.). (Siehe Nr. 20, Hauskavel).

26. Im Brändichen (Tr.) heißt ein Ort mit ganz ausgesucht schlechtem Boden. Solch unfruchtbarer trockener Boden, wo nichts gedeiht, wird „brenniger“, „brändiger“ Boden genannt, Brändichen=Brandfleck.

27. Im Kosakenwinkel (Lüd.); dort sollen nach der Überlieferung im Jahre 1813 Kosaken in den Tagen der Dennewitzer Schlacht biwakiert haben.

28. Im Mordelbusch (Nichel; das o wird nicht kurz wie in Mord, sondern lang gesprochen. Moordelbusch also mooriger Busch.

29. Im Musterplatz (Tr.), nicht etwa der Ort, wo die Musterung der Pferde auf Kriegsbrauchbarkeit abgehalten oder andere Dinge gemustert werden, sondern ein im Vergleich zum übrigen minder guten Land musterhaft schöner, guter Platz: ein Musterplatz.

30. In den Klotschen (Tr.). Klotsche scheint slavischen Ursprungs zu sein. Klotsch oder Klotzsch kommt als Personennamen, Klotzsche oder Klotsche als Ortsnamen in Sachsen vor. Möglich wäre es, daß Klotschen gleich Klotzen wäre. Man nennt die Holzpantoffeln, (Pantinen) auch Klotzen, ebenso die Schneeballen, die sich bei Tauwetter unter den Holzsohlen der Pantinen festsetzen. Danach könnte Klotsche ein Gelände bezeichnen, in dem es sich unbequem, unsicher geht.

31. In den Rohrteichen (Tr.), ein trockenes aber tief liegendes Gelände, jetzt Hof, Acker und Garten nahe dem Hospital St. Gertraudt. Nicht weit davon liegt die Teichwiese. Vergl. Nr. 56.

32. Kählinge, die, (Nichel) ein Wiesengrundstück. Ob der Name von Kehle, Mulde oder von kahl, Kahlschlag, frei von Busch oder Wald herkommt, ist nicht zu bestimmen.

33. Kleine Anger (Tr.) in der Nähe des großen Anger, vergl. Nr. 10: Bucht am großen Anger. Der kleine und der große Anger sind trockene Wiesen, die zusammenhängen.

34. Kraterberg (Lüd.), ein Sand- und Kieshügel, kein Vulkan. Vielleicht Katerberg?

35. Kuhdamm (Tr.) auch Gärten am Kuhdamm. Der Kuhdamm war ein alter Knüppeldamm, der vom Anger nach der Freiheit

führte und auf dem das Vieh nach der Weide getrieben wurde. Jetzt ist die Straße gepflastert und auch für schweres Fuhrwerk passierbar.

36. Kümdegärten (Tr.),

37. Kümdestücken (Tr.),

38. Kündewiesen (Tr.), Kümde ist verballhornt, eine „verbesserte“ Pluralbildung von Kumm. Im Volksmunde heißen die Orte Kummgarten, Kummstücke, Kummwiese, Kümmegärten oder Kummgärten u. s. w. Kummkarre = Schiebekarre, Schubkarre; ein Kumm ist aber auch Raum-Maaß für Feldsteine, nach dem die Feldsteine für Wege- und Fundamentbauten gehandelt werden. Kumm (Koben) heißt auch der Trog, aus dem die Schweine gefüttert werden: Schweinekoben, Schweinekumm. Die Kümdegegend ist nasses Gelände, mit Abwässerungsgräben durchzogen, wodurch die Grundstücke die rechteckige Form der Kümme annehmen; oder sollen die Gräben als Kümme erscheinen?

39. Lankwiese (Nichel); wahrscheinlich Langwiese. Eine „Lanke“ als Wasserlauf gibts dort nicht.

40. Mordelwiese (Nichel); vergl. Nr. 28 gleich bedeutend mit Moorwiese.

41. Morgenland, (Tr.). Der Name hängt nicht mit der Lage, etwa östlich der Stadt, zusammen; er kommt als Flurbezeichnung für Ackerstücke beim Hospital St. Gertraudt, also südlich der Stadt vor, und im Volksmunde werden Grundstücke, die nach den verschiedensten Richtungen hin gelegen sind, als „Morgenland“ bezeichnet. Diese Grundstücke werden auch als „unverhuft“ bezeichnet und waren von der Separation ausgeschlossen; sie hießen schon vor der Separation Morgenland. Die Fläche der Morgenland-Grundstücke ist nur gering im Vergleich zur Größe der übrigen Flur.

42. Nachtheinung (Nichel), vielleicht als Nachtheimung gedacht: Ort, wo das Vieh nachts zur Fütterung eingestellt wurde, also ein Stück Wiese. Der Bauer sagt „Nachthenichte.“

43. Neue Gärten (Tr.); im 18. Jahrhundert auf dem Gelände früherer Befestigungswälle und -gräben angelegt. Die Gärten grenzen an den vor der Richtungslinie der alten Stadtmauer, von der noch ein Turm als „Pulverturm“ erhalten geblieben ist, sich hinziehenden „Schanzgraben“, der mit der Stadtmauer und einer vorgelegten „Enveloppe“ und „gedecktem Weg“ nebst „Glacis“ im 18. Jahrhundert die westliche Stadtfront fortifikatorisch deckte.

44. Pleß. (Nichel) Angeblich weit, breit, ausgedehnt bedeutend.

45. Radewiesen (Nichel); durch Rodung gewonnene Wiesen, Rode-wiesen; vergl. Nr. 22, „hinter den Rhaden.“

46. Rauhe Wisch (Tr.); Wisch = Wiese.

47. Rohrwiese (Tr.); das Rohr gehört auf Wiese und Acker zum lästigsten Unkraut; der Name ist deshalb keine Empfehlung für das betreffende Wiesenstück.



48. Rütchen (Nichel); jedenfalls aus Retekieten (vergl. Nr. 2 zusammengezogen. In der Nähe des Geländes befinden sich heute noch Wasserlöcher zum Rotten des Hanfs oder Flachses, obschon der Hanf- und Flachsbau fast ganz aufgehört hat und nur noch zur Deckung des eigenen Bedarfs an Leinen etc. betrieben wird.

49. Rütgenhaide (Tr.); Rütgen = Rütchen, vergl. Nr. 48.

50. Schulgärten (Tr.); Gärten hinter der Schule, nordöstlich der Stadt. Wegen „Gärten“ vergl. Nr. 12, „Dammgärten.“

51. Schwarze Grund (Rietz). Vergl. Nr. 5 „Am schwarzen Bach.“

52. Sechsruten. (Tr.) Vergl. Nr. 13 „Fünfruten.“

53. Siebenruten. (Tr.) Desgl.

54. Siebenden, Siebenenden, im Sieb. (Tr.) Der Name hat weder mit einem Sieb noch mit der sieben etwas zu tun; auch hier liegt eine Schreiber-Verballhornung vor. Siepen, siepern heißt sickern. Siebenden sind quellige, „springige“ (ostpr. sprindige) Landstücke.

55. Stadtknechtland (Tr.), Stadtknechtland am Wendewasser ist offenbar einstmals Deputatland der früheren Stadtknechte gewesen. (Büttel, Ratsknechte etc.)

56. Teichwiese (Tr.) Vergl. Nr. 31 „In den Rohrteichen.“ Die Teichwiese ist jetzt eine gute trockene Wiese.

57. Upstall (Pechüle). Unterkunftsstände fürs Vieh bei Nacht und schlechtem Wetter heißen Upställe; der Upstall dient dem Großvieh, die „Bucht“ mehr dem Kleinvieh. Siehe Archiv Band 11, S. 67 und 75. — Übrigens wird mit Upstall auch der Teil des Dorfes bezeichnet, in dem die kleinen Häuschen oder Hütten der Tagelöhner stehen.

58. Voigtland (Rietz). Das Land hat früher zur Gemarkung Treuenbrietzen gehört und war vielleicht Deputatland der Vögte von Brietzen?

59. Wallgärten (Tr.). Der Name hat mit der unten No. 43 gegebenen Erläuterung zu „Neue Gärten“ nichts zu tun. Die Gärten haben ihren Namen vom Treuenbrietzener Burgwall, an den sie sich anschließen. Der Burgwall ist die Stätte eines alten Ringwalls, wo auch die frühmittelalterliche Burg der Herren von Brietzen gestanden hat.

60. Weinberge (Tr.), jetzt Äcker und Wiesen. Der Name kommt bei der Stadt und den Dörfern häufig vor. Allein bei der Stadt tragen 18 Hektar diesen Namen, ein Zeichen für den ausgedehnten Weinbau im Mittelalter. Jetzt findet man Reben hier nur noch am Spalier an den Wänden der Häuser oder sonst in geschützter Lage. Bei Jüterbog wird jetzt noch Wein gebaut und auch gekeltert. Das Produkt ist als Trinkwein minderwertig, zu sauer und herb, aber zum Kochen und Mischen gut verwendbar, doch ist der Anbau angesichts des durch die leichteren Transporte ermöglichten Wettbewerbs nicht mehr lohnend. Stellenweise finden sich bei Treuenbrietzen noch die Überreste verfallener Weinkeller.

Außer diesen den Flurbüchern entnommenen Ortsbezeichnungen kommen noch andere vor, die teils auf den Karten verzeichnet sind, teils nur im Volksmunde fortleben. Einige den Generalstabskarten entnommene Ortsbezeichnungen mögen hier folgen:

61. Bärenbusch, bei Felgentreu, Vergl. Nr. 7 Bärwinkelbusch. Wahrscheinlich Beereubusch. Doch ist es immerhin möglich, daß der Busch von dort gesehenen oder erlegten Bären seinen Namen erhalten hat.

62. Burgstall, bei Schlalach. Einige meinen, es solle eigentlich Burgwall heißen; andere, es handle sich um einen Upstall auf einer alten Burgwallstelle. Nach Cori, Burgenkunde, ist Burgstall=Burgstelle, der Ort, wo eine Burg gestanden hat. Nimmt man Burg im ursprünglichsten Sinne: Bezeichnung einer durch Wall oder Wall mit Graben gesicherten Örtlichkeit, so würde die Bezeichnung für das Gelände bei Schlalach zutreffen, dies als Burgstelle anzusehen sein. — Daß eine Burg, vielleicht Wasserburg einfachster Art aus Fachwerk dort gestanden haben könnte, wäre auch möglich, denn Herren von Schlaulach werden im 13. Jahrhundert erwähnt. — Spuren einer gemauerten Burg sind nicht vorhanden. Auch nördlich des Dorfs Linthe heißt ein Gelände der Burgstall.

63. Burgwall. Der Name kommt an verschiedenen Stellen vor; seine Bedeutung ist allgemein bekannt, ebenso, daß am Ort der Burgwälle Scherben von Urnen pp. und andere prähistorische Gegenstände gefunden werden. Diese Scherben zeigen ungemein verschiedenartige Beschaffenheit, was Material, Bearbeitung, Formgebung, Ornamentierung und Brand betrifft. Wer sich für diese Dinge interessiert, kann den lebhaften Wunsch nicht zurückhalten, diese Scherbenfunde nach Beschaffenheit, Fundort pp. und der sich daraus ergebenden Klassifizierung und Zeitbestimmung bearbeitet zu sehen, zugleich als ein Hilfsmittel zur Bestimmung derartiger Funde, die nach und nach seltener werden, weil unglaubliche Mengen davon dem Unverstand und der Gleichgültigkeit zum Opfer fallen, verschleudert und beseitigt werden. An der Hand einer solchen Anleitung würden diese Funde richtiger beurteilt und bewertet, auch für weitere Bearbeitung nutzbar gemacht werden können. In dieser Richtung mögen die Arbeiten und Publikationen des South Kensington Museum (Science and Art handbooks), speziell des Direktors des Kopenhagener Museums J. J. A. Worsaae (Danish Arts) als vorbildlich angesehen werden, und wäre zu wünschen, daß mindestens die von Ernst Friedel verfaßte Schrift: Die Stein-, Bronze- und Eisen-Zeit in der Mark Brandenburg, die 1878 erschien, neu bearbeitet und wieder aufgelegt werden möchte.

64. Busch. Der Name kommt in den verschiedensten Zusammenstellungen vor. Hier sei nur bemerkt, daß der Busch hiesiger Gegend allgemein Elsbusch, Erlen- oder Elsenwald ist, der nur auf feuchtem oder morastigem Boden gedeiht. Solcher Elsbusch ist mit andern

Laubhölzern gemengt, vornehmlich Eichen, Birken, Weiden, Pappeln, Hasel, Eschen, Faulbaum, Eberesche u. a. m.

65. Buschdörfer heißen die in der flachen Buschlandschaft gelegenen Niederungsdörfer, die zum großen Teil noch die Reste wendischer Bevölkerung bergen.

66. Hellbusch, bei Buchholz. Vergl. Nr. 21, Hellberge.

67. Horst. Der Name kommt häufiger vor. Horst wird ein inselartig in den Wiesen gelegenes (bis zu 12 Morgen haltendes) Stück Ackerland genannt, das von einem kleinen Graben und einem niedrigen, mit Buschwerk und Dornengestrüpp bewachsenen Wall umgeben ist. Zwischen dem Ackerland und dieser Umwehrung bleibt meist ein Wiesenstreifen unbeackert, als Weide für das Ackervieh, das somit nicht erst nach der Bucht getrieben zu werden braucht. Horst wird masc. und fem. gebraucht, vielfach auch „Horscht“ gesprochen. „Die Horst“ bei Linthe; Niebelhorst heißt ein Vorwerk, jetzt kleines Dörfchen bei Niebel. Ferner kommt vor: Kronenhorst zwischen Wendisch-Borek und Salzbrunn. Zwischen diesen beiden Dörfern liegt auch Berghorst (Schreibweise der Generalstabkarte 1:100000) oder Birkhorst (Schreibweise der Meßtischblätter 1:25000). Zwischen Schlalach und Linthe liegen der große Horst, Grundhorst, Klobenhorst. Die Generalstabkarte 1:100000 enthält diese Namen, ebenso wie den der Morellwiesen (Nr. 70), aber die Meßtischblätter 1:25000 enthalten diese Namen nicht. Es bleibt sehr zu wünschen, daß namentlich die Meßtischblätter etwas reichlichere Angaben der Flurnamen brächten. Der Raum dazu fehlt nicht.

68. Krickelberg, bei Grabow. Sollte Krickel etwa ein Eigennamen sein? Zum Tode verurteilte Verbrecher wurden früher wohl nach ihrem Heimatort geschafft und dort hingerichtet. Das Schaffot stand stets auf einer Anhöhe, um gut gesehen zu werden. Vielleicht hiernach Krickelberg?

69. Lindberg, bei Niebel, ein wie das Vorgebirge einer Steilküste die weite Kemnitzer Niederung überragender hoher Vorsprung der Süßwasser-Dunenzüge nördlich des Dorfs Niebel. Der Name kommt wohl von Linden, die dort standen, hat aber Anlaß zu der Sage gegeben, im Lindberg habe einst ein Lindwurm gehaust, den ein Schäfer mit der Flöte herausgelockt und dann erstochen habe. — Ein alter Mann erzählte mir, der Lindwurm säße wohl jetzt noch im Berge. Sein Onkel habe ihn einstmals gesehen; der Rachen sei ganz feurig gewesen und er habe Flammen gespieen. In dieser Gedankenrichtung weitergehend ließe sich Niebel mit den Niebelungen und Niebelhorst mit der Niebelungen Hort zusammenbringen! —

70. Morellwiesen, bei Schlalach, Mördel-, Moorwiesen; die richtigere Schreibung wäre Morelwiesen. (Vergl. Nr. 28.)

71. Oken, bei Neu-Rietz, in der Nähe des unter dem Namen Bischofstein bekannten erratischen Blocks. Oken ist der Name, den ein eigenartig gestaltetes Gelände trägt, das als „Kames“, Grandkuppenlandschaft (Wahnschaffe, Ursachen der Oberflächengestaltung pp., S. 161) gelten kann: Randgebilde des Inlandeises, deren Bildungsweise noch nicht ausreichend aufgeklärt ist, regellos angeordnete Hügel und kurze Rücken von grobem Sand, die der Landschaft ein eigentümlich unruhiges und doch einförmiges Gepräge verleihen, wahrscheinlich Absätze aus den Gletscherbächen des Inlandeises. Über den Ursprung des Namens Oken und seine Bedeutung ist nichts zu ermitteln gewesen.

72. Peckhahn (bei Dietersdorf). Vielleicht auch nur verschrieben statt Pechbahn. Peckhahn ist der Name für einen Teil des ausgedehnten Zeudener Kiefernwaldes, wo jedenfalls früher Kohle gebrannt und wohl auch Rohpech gewonnen wurde.

73. Rehdenbach (bei Linthe), richtiger wohl Retenbach, Bach, der die Retekieten speist. Mit Rehen (Rehenbach = Wildtränke) hat der Name sicher nichts gemein, er würde sonst Rehbach, aber nicht Rehdenbach heißen. Vergl. Nr. 2, Rüdicken.

74. Rietz, größeres Dorf am Fläming, mit den Ausbauten Neu-Rietz, Kolonie Rietz und Rietzer Bucht oder Bucht Rietz. Der Name kommt nach Berghaus von rice, Wasser, Bach. Rietz liegt am Rietzer Bach, einem Zufluß der Nieplitz, der ebenso wie diese Forellen enthält. Die Quellen liegen im Dorf.

75. Rummel, nach den nächstliegenden Dörfern, z. B. Dannaer, Garreyer, Zixdorfer Rummel usw. genannt. Rummel ist der Name für die vom „Flämingswasser“ tief eingerissenen Schluchten mit ziemlich steilen Rändern, eine dem Fläming eigentümliche Talbildung, die einigermaßen an die unteritalienischen oder sizilianischen Fiumaren und die afrikanischen Wadis erinnert. Das Flämingswasser, Schmelzwasser des Schnees, richtete früher alljährlich bei der Frühjahrsschneesmelze nicht unerhebliche Verwüstungen an und überschwemmte weithin die ganze Treuenbrietzener Niederung. Das Wasser erschien fast plötzlich, verlief sich aber auch bald; es war meist nach 24 Stunden wieder verschwunden. Seit dem Jahre 1891 ist das Flämingswasser ausgeblieben. Woher der Name Rummel kommt, ist nicht bekannt. Vielleicht von rummeln, dem Geräusch des abstürzenden, Steine pp. mitführenden Wassers? Rumel, Rounel ist der Name der bekannten Felsschlucht in Constantine (Algier).

76. Sebaldushof, zur Treuenbrietzener Papierfabrik gehöriges Anwesen. Der Name steht in dieser Schreibung auf den Generalstabskarten, hat mit Sebaldus als Heiligen aber nichts zu tun. Es sollte heißen Sebalds Hof, nach dem Gründer der Fabrik Sebald oder der Firma Sebald & Co.

77. Wühlmühle, bei Gömnick. Es ist kaum anzunehmen, daß der Name von Wühlen, Unterwühlen des Mühlenbaches, der Plane, herkommt. Vielleicht von Vilen, Wielen, slavischen Untergottheiten, Nymphen?

78. Zahrt, bei Treuenbrietzen. Zahrt oder Zarth soll ein wendischer Ausdruck für Teufel, teuflisch sein. Das den Namen Zahrt tragende Gelände ist ein ausgedehntes, mit dichtem Busch und Laubwald bestandenes Torfmoor; es ist ein tückisches Gelände, das Festigkeit vortäuscht, wo man leicht versinken kann. In Kriegszeiten war der Zahrt ein sicherer Zufluchtsort, so im Jahre 1813. Jetzt ist er zum Teil trocken gelegt, Wiese und Torfstich, ein von Rehen, Fasanen und Birkhühnern bevorzugter Aufenthalt.

79. Zimmermanns-Wiese, bei Pechüle. Richtiger wohl ohne Bindestrich zu schreiben, da die Wiese mit Zimmerleuten nichts zu schaffen hat. Die Wiese ist nach dem Besitzer benannt.

Im Gebrauch sind ferner einige unregistrierte Örtlichkeitsbezeichnungen, die zum Schluß hier folgen:

80. Älpiele, zwischen Treuenbrietzen und Nichel. So heißt ein Stück Ackerland in der Nähe eines Durchlasses, durch den ein Graben führt, der in das „Verlorene Wasser“ (Siehe Nr. 88) mündet. Der Name Älpiele, Aalpuhl, Aalpuhl deutet darauf hin, daß Aale (?) oder ähnliches, wie Schlammbeißer oder vielleicht bloß Pferdeblutigel, dort vorgekommen sind; früher war dort eine schlammige Wasserlache.

81. Golm, auch Forellennühle oder vordere Walke genannt, Quellgebiet eines kleinen Zufluchtsbachs der Nieplitz, am Abhang der bei Lüdendorf sich hinziehenden Flämingterrasse. Golm = Culm bedeutet Berg, Höhe.

82. Klettchen, ein Stück Ackerland an dem sanften Abhang zwischen altem Kirchhof und Treuenbrietzen. Auf dem Gelände, in dessen Nähe früher eine Tuchfabrik (jetzt eingegangen) lag, wurden Karden zum Rauhen der Tuche gebaut. Die Karden wurden Kletten, Klettchen genannt, daher das Land ebenfalls „die Klettchen“.

83. Kupferbach, ein den Zahrt durchfließenden Quellbach des Wendewassers. Der Name kommt wohl von dem kupferfarbigen, ockrigen Niederschlag des eisenhaltigen Wassers.

84. Modderlöcher oder

85. Puhlstücken, in Moorkultur genommene jetzt noch sumpfige Wiesen und Ackerstücke mit tiefen Abzuggräben.

86. Schwarzer Bach, mit dem Kupferbach (Nr. 83) ins Wendewasser fließend. Das Wasser fließt durch Moor und erscheint deshalb wie alles derartige Wasser dunkel gefärbt.

87. Seggebusch, bei Niebel, nach den dort vorkommenden sauren Gräsern „Seggen“, Carexarten, benannt.

88. Verloren Wasser, zwischen Treuenbrietzen und Nichel. Etwa 2 km von der Quelle unterhalb des alten Treuenbrietzener Kirchhofes verliert sich das Wasser im Sande.

Dieselbe Erscheinung tritt bei Wergzahna, östlich von Kropstedt auf, wo ein ziemlich wasserreicher Bach sich im Boden verliert und einen Kilometer weiter talabwärts wieder zum Vorschein kommt. Die Zwischenstrecke ist in trockenen Jahren völlig wasserfrei, in nasseren fließt ein wenig Wasser im Bachbett. Der unterirdische Wasserlauf kann demnach nur eine beschränkte Wassermenge aufnehmen.

Im Anschluß an die Flurnamen und Örtlichkeitsbezeichnungen wäre noch einiger Ortsnamen hiesiger Gegend zu gedenken: Brück von Brügge; Euper von Ypern; Fröden von Vroeden im Münsterschen; Niemeck von Nymwegen; Gente von Gent; Linthe von hohen Linden, die dort stehen; Mügeln von Mecheln; Zeuden von Zuyder(see).

Die Namen erinnern an die Kolonisation des Fläming durch Vlamen und Niederdeutsche.

Nach Dr. W. Hammer (Heft 3 Juni 1894 der Brandenburgia) würden Wendisch Borck und Deutsch Borck an die Verdrängung der Slaven durch Deutsche erinnern und Borck käme von bor, Kiefernwald.

Dietersdorf (nach dem Lutherquell auch Lathersbrunn genannt) würde das Dorf eines Dietrich,

Lügendorf das eines Lothar bedeuten. M. E. läge es indessen näher, Lügendorf als Leutedorf anzusehen, Ansiedelung der Tagelöhner, Fröhner, Hörige der in Rietz ansässigen Herren von Buchholtz, deren Besitz bis über Eckmannsdorf hinausreichte. In der Nähe liegt das frühere Stadtgut

Frohnsdorf, das jedenfalls nach den Fröhnern benannt ist.

Grabow käme von gabru, Buche und

Werbig von vruba, Weide.

---

## Böten, Bieten, Besprechen, Bannen und anderer Aberglaube.

Von G. Steinhardt.

---

Mehrfach ist in den Monatsheften der Brandenburgia über abergläubische Gebräuche, Böten und dergl. berichtet worden, so in No. 10 vom Januar 1898, No. 7 vom Oktober 1899, No. 4 vom Juli 1902 und No. 6 vom September 1903. Als Ergänzung dazu möge einiges aus der Treuenbrietzener Gegend folgen, und zwar zunächst eine Anzahl Sprüche,

die in einer alteingesessenen treuenbrietzener Familie von altersher überliefert sind; (Erläuternde oder sonstige Zusätze sind in Klammern gefaßt.)

#### Für Seitenherzspan. (Seitenstechen, Blähungen.)

Petrus und Paulus, die gingen beide in das Bruch, Da funden Sie ein Würzlein, das war für Lungen, Leber und alle Seitenherzspan gut.

#### Für Fell auf den Augen (Staar.)

Es kamen 3 heilige Jungfern vom Himmel herab auf Erden, die erste sprach was ist ein Fell, die zweite sprach das Fell ist reif. Die dritte sprach nimm's.

#### Mittel für Schweine.

Auf ein jährig Schwein 2 Loth Glaubersalz und 2 Loth Salpeter, ein bischen grau Schwefel, Allaun, Kreide und Lorbeern, dies gleich auf den Trank 4 Morgen hintereinander gegeben.

Für die Bräune ist gut von einem todten Pferde. (?)

#### Für Magenkrampf.

Hebemutter ich bitte Dich, geh in Dein Lager und lege Dich, meine fünf Finger begreifen Dich und Gottes Engel begleiten Dich. item. (Hebemutter = Hebeamme.)

Hebemutter um und dumm (um?), höre, wie die Glocken brummen, die Messe wird gesungen, das Evangelium wird gelest, Hebemutter reise in Dein Lager und geh in Dein Nest, darinnen Du bist gewest.

#### Für Zahnschmerzen.

Zahn-Rose Du sollst nicht schwellen, Du sollst nicht schwören (schwären?) Du kannst die Mutter Jussu (Jesu?) als Jungfer nicht begehren Du sollst vergehen ehe Dir Sonne und Mond bescheint.

Rose Dir gebietet Jesus Christus Gottes Lamm Brand, Wind, Hitze und Kälte alle Geschwulst und Schmerzen müssen vergehen.

#### Blatterrose.

Blatterrose, Du sollst nicht einwärts hitzen, Du sollst nicht auswärts schwitzen, Du kannst das Fleisch und Blut Jesu Christi nicht begehren, sondern Du sollst von Stund an verdorren und vergehen. Blatterrose Dir gebietet Jesus Christus Gottes Lamm Du mußt verdorren und vergehen von Stund an.

#### Für Wurmbeule beim Rindvieh und Menschen. (Geschwollene Maxillaren, Lymphdrüsen.)

Hier sitzt ein Ast dran, da sitzt ein Wurm drin, er ist weiß grau oder rot in 24 Stunden ist er todt.

#### Für die Gelbsucht.

O Du heiliger Herr Jesu, ich grüße Dir, die gelbe Sucht die plaget mir. Ich muß Dirs klagen, hilf Du mirs tragen, daß sie vergehen mag bis an den jüngsten Tag. O Du heiliger Herr Du kannst gebieten, daß die Gelbsucht muß vergehen aus Hände und Füße vom Pferdefuß auf die Raspel gerieben ein Theelöffel voll nüchtern mit scharfen Weinessig zum öftern eingenommen.

Gelbe Weide, ich komme zu Dir, die gelbe Sucht die plaget mir nimm sie von mir, nimm sie zu Dir, mir vegeht und Dir beysteht von nun an bis in Ewigkeit.

#### Für Blutbesprechen.

Es kamen drei heilige Jungfern vom Himmel herab auf Erden, die erste sprach Blut gieße die zweite sprach fließe und die dritte sprach stehe stille.

#### Schmerzen zu benehmen.

Herr Jesu deine Wunden schwellen nicht, sie schwören nicht, also sollen diejenigen auch thun, dies gebietet Jesus Christus Gottes Lamm alles Geschwulst Blüten und Schmerzen müssen vergehen von Stund an.

#### Geschwulst für den dicken schwelligen Hals.

Johannes tauft am Jordan, Jordan bleibt stille stehn Krob Frost Fistel und Drusen Holzgeschwulst (Halsgeschwulst) und Schmerzen bleiben nicht länger stillstehn als wie Sonne Mond und Sterne am Himmel stehen.

#### Für eine Flechte.

Die Flokosch und die Flechte flogen beide über das todte Meer, die Flokosch kam wieder aber die Flechte nimmermehr. Quene (Quiene = Hautabschürfung) und Flechte Dir gebietet Jesus Christus Gottes Lamm Du mußt verdorren und vergehen von Stund an. Für 6 Pf. Weihrauch 6 Pf. Mirren 4 Pf. Schwefel 4 As Kampfer 2 Loth Rosenwasser.

#### Für den kalten Brand.

Brand, Brand Du bist wie eine todte Manshand, Du sollst nicht einwärts stehen, Du sollst nicht auswärts brechen, Du bist wie Stein und Glas, Du sollst wieder werden, wie du vorhin warst.

#### Für die Ackeley (Fingergeschwür, Panaritium).

Ackeley die Schule gingen beide zu Mistpuhle, die Schule sang und die Ackeley verschwand. (Die Ackeley wird am Mistpfuhl „gebietet“, und der kranke Finger dabei in die Mistjauche gehalten.)

#### Für die quelende Würmer für Vieh und Menschen. (Eingeweidewürmer)

Ach Würmerlein im Fleisch ich gebiete Dir (bei?) dem Heiligen Du sollst kein Fleisch mehr essen, Du sollst kein Blut mehr trinken.

#### Für die Blattern beim Rindvieh.

Es kamen drei heilige Jungfern aus England, die hatten drei Blattern in ihrer Hand, das erste war zerrissen, das zweite war gewichen, das dritte war verschwand.

#### Für die Darmgicht (Kolik) der Pferde.

Jerusalem Jerusalem Du Judenstadt, darinnen unser Herr Jesus Christus viel gelitten hat, er hat geschwitzt Wasser und Blut, sein Blut ist für die Darmgicht gut. — vor 2 Groschen weißen Baumöl einzugießen.

Die Sprüche sind vom Original genau kopiert, mit der Orthographie und in der Reihenfolge wie sie dort stehen, die Mittel für Vieh und Menschen durcheinander, wobei das Vieh den Vorrang hat wie zumeist



beim Landvolk, das sich oft erst nach dem Befinden des Viehes, dann nach dem der Familie erkundigt, Sprüche und Recepte hintereinander weg. Das item soll wohl bedeuten, daß dem Spruch die Formel „Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen“ folgen soll, wie überhaupt nach jedem Spruch diese Formel zu folgen hat, wobei dreimal über die leidende Stelle geblasen, „gepustet“ wird. Die Sprüche müssen ganz leise aufgesagt werden, ohne Unterbrechung oder sonstige Störung.

Was Flockosch sein soll ist nicht zu ermitteln gewesen. Das Wort ist so deutlich geschrieben, daß ein Irrtum ausgeschlossen erscheint. Andere Sprüche und Gebräuche aus hiesiger Gegend:

Gegen Verschlag oder Verfangen (Erkältung) des Viehes.

Anrede: Schwarzbunte Kuh . . . oder braunes Fohlen pp. oder bloß liebes Tierchen:

Hast Du Dich verfangen im Wind,  
So hilft Dir Gottes Kind,  
Hast Du Dich verfangen im Water,  
So hilft Dir Gottes Vater,  
Hast Du Dich verfangen im Futter,  
So hilft Dir Gottes Mutter.  
Im Namen u. s. w.

Gegen Atrophie und dergl. wird Freitags bei zunehmendem Mond etwas Blut vom erkrankten Vieh unter die Dachtraufe gelegt. Wenns verfault ist, ist auch die Krankheit vorüber.

Ähnlich werden Warzen vertrieben. Man reibt sie mit Speck ein und legt diesen unter die Dachtraufe. Ist er verfault, so sind auch die Warzen fort.

Rheumatismus wird vertrieben, indem man von der klugen Frau einen Spruch auf Papier schreiben läßt und dies ins Wasser wirft. Wenn das Papier sich aufgelöst hat, ist auch das Rheuma vergangen.

Wenn Feuer in Rietz ausbricht, unreitete der Gutsherr das brennende Gehöft dreimal auf seinem Schimmel, wonach es ausgeht. Anderwärts muß der Besprechende es dreimal zu Fuß umkreisen.

#### Blutbesprechen.

Jesus lag und schlief, seine Wunden waren tief, es schwäre, es blute es schwelle nicht mehr. item.

oder:

Blut stehe still wie das Wasser im Jordan. (Dies wird dreimal gesprochen.) item.

**Gegen Wurmbeule.**

Es ging ein Mann graben, da begegneten ihm drei Würmer, einer weiß, einer greis (grau), einer roth. Unser Herrgott mag geben, daß morgen sind alle dreie todt. item.

**Gegen Warzen. (Bei zunehmendem Mond.)**

Was ich ansehe nehme zu, was ich angreife, nehme ab. item.

Dabei wird der Mond angesehen und die Warze angefaßt, aber kein Amen gesprochen.

oder:

Was ich sehe, das bestehe; (dabei wird der Mond angesehen;)

Was ich streiche, das vergehe. (die Warze wird gestrichen.)

Dazu werden drei Kreuze geschlagen im Namen Gottes usw. aber ohne Amen.

**Gegen Kolik.**

Jerusalem ist eine schöne Stadt, wo unser Herr Christus gelitten hat. Er hat vergossen viel Thränen und Blut. Das ist für Wurm und Darmgicht gut.

**Wunden zu besprechen.**

Wunde ich verspreche (bespreche?) Dich: Du sollst nicht reißen, noch schmerzen, noch hitzen, noch schwellen, noch schwären, bis die Mutter Gottes ihr zweites Kind wird gebären.

Ein alter stark zerlesener Bogen Papier enthielt in steifer, ungewandter Handschrift folgende Sprüche, die je am Schluß mit ††† und p p p versehen waren, augenscheinlich dasselbe wie das vorige item bedeutend.

**Für Verschlach und kalten Brand.**

Mensch ich nenne Dich in meiner rechten Hand es sei denn verschlach Fluß Gicht das kalte Feuer es muß vergehen kann nicht bestehen unser Herr Gott mach helfen das du bald machst wieder gesund werden. ††† p p p

**Für Verbrennen und Verbrühen.**

Brand falle in den Sand und nich ins Blut auch nich in die Adern †††

**Herzspan.**

Herzspan ich bespreche Dich mit meine fünf Finger heilig. †††

**Scherzen und Schullst (Schmerzen, Geschwulst).**

Stür (?) die Weißen wehen Tage nenne schill

Schwelle nicht Quäle nicht gehe nicht weiter. †††

**Blut besprechen.**

Jesu Dein Wille, Blut stehe stille. ††† p p p

**Würmer.**

Eins zwei drei fressen die Schwarzen die rosa die weißen sollen Dich nicht mehr beißen. †††

**Rückenblut.**

Jämser (?) sollen Dich in Deiner Jugend und nimm zu in Deiner Jugend sonst (?) hernachmals frisches Blut. † † †

**Blattern.**

Ich schlage Dir das rauhe Leder daß Dir fergeht das kalte Feuer und die Blatter. † † † p p p

Nach der Sonne (?).

**Akelei.**

Die Akelei und die Schullst ziehen um Mistpuhl die Akelei verschund sie geht in Mistpuhl zu Grund. † † †

**Trockene Flechten.**

Glücklich ist Wunde, Glücklich ist die Stunde, Glücklich ist der Tag es sei Geschwür oder Brand es mach einen Namen haben was es will. † † †

**Rothe Flechten.**

Du bist so groß wie ein Haus krigt (?) wie eine Maus vergeht wie ein (im?) Backofen. † † †

**Fell auf die Augen.**

Es gingen drei Jungfrauen über ein Bach, die erste trat in das Grab die zweite in das grüne Gras die dritte trat das Fell herab. † † †

Dies der Inhalt des Bogens, der dem äußeren nach sehr alt und viel gebraucht sein muß.

Von einer alten Frau mitgeteilt: Mittel gegen Herzspahn. Man geht dreimal um einen Wagen, drückt bei jedem Umgang die Magen-grube gegen das Ende der Deichsel und spricht dabei: Im Namen Gottes usw.

Um Rheumatismus oder Gicht loszuwerden, geht man nachts um einen Tannen- oder Kiefernbaum und spricht dabei:

Ich bitte Dich liebe Fichte

Nimm von mir all mein Reißen und Gichte.

(Unvollständig.)

Wenn ein Kind an Verstopfung leidet, wird es von zwei alten Weibern unter einem Stuhl durchgezogen, darüber weg gehoben und dies noch zwei mal wiederholt, wobei jedesmal gesprochen wird: „Im Namen Gottes u. s. w.“. Diese Prozedur soll Stuhlgang geben. — (Gewissermaßen ist es schon einer.)

Um zu verhüten, daß die Sperlinge die Saat vom Felde oder die Körner aus den Ähren fressen, nehme man vor dem Aussäen drei Körner in den Mund, behalte sie während des Aussäens darin und spucke sie nach beendeter Aussaat aus, dabei sprechend: „Im Namen Gottes u. s. w.“ Während des Aussäens darf kein Wort geredet werden. An das gebannte

Feld geht kein Spatz, auch wenn sie die Nachbarfelder noch so stark verwüsten.

Ein anderes Mittel:

Bei der Aussaat von Samen, den die Vögel gerne fressen, wirft man zuvor drei Hände voll Saat auf den Weg, auf Unland, Wiese u. dergl., aber nicht auf das Saatfeld, und spricht dabei: „Da, Vögele, habt Ihr auch was!“ Kein Spatz oder Rabe wird die Saat anrühren.

Mohn-, Hirse- und Erbsensaat läßt man durch den Griff eines abgestorbenen\*) Schlüssels laufen, um die Vögel von der Saat abzuhalten.

Der abgestorbene Schlüssel wird auch zum Bibellaufen gebraucht:

Zur Ermittlung eines Diebes oder sonstigen Schädigers wird die Bibel an einem abgestorbenen Schlüssel aufgehängt. Wenn sie schwebend zur Ruhe gekommen ist, werden die Namen der Verdächtigen genannt. So wie der Name des Täters genannt wird, bewegt sich die Bibel.

Mit einem „Diebesegen“ kann man sein Eigentum vor Dieben schützen. Aber man muß den Dieb vor Sonnenaufgang durch Rückwärtssprechen des Segens befreien, wenn er vom Segen gebannt ist, sonst geht er daran zu Grunde. — Hier zeigt sich eine gewisse Nachsicht mit dem Diebe. Man will ihn fangen und strafen, aber nicht zu Grunde richten. Deshalb wird auch selten der Dieb (es handelt sich allermeist um Stehlen der Feldfrüchte, Nudeln, Gemüse, Obst u. dergl.) angezeigt und vor Gericht gebracht. „Was habe ich davon, wenn der Kerl brummt? Gar nichts, nur Schererei und Gelaufe und schließlich geht er womöglich noch frei aus. Lieber haue ich ihm die Jacke voll und lasse ihn bezahlen!“ Gewöhnlich „einigen“ sich der Bestohlene und der Dieb auf ein Vielfaches vom Wert des gestohlenen Guts, wobei mit Anzeige und allen Schrecken des Gerichts gedroht wird. — Nach dem Strafgesetz freilich Erpressung! —

Nun mögen noch einige abergläubische Vorstellungen und Gebräuche registriert werden.

Den Kindern soll man Brodkruste geben; davon werden sie stark.

Das Brod soll nicht auf die Oberseite gelegt werden, stets auf die Unterseite, sonst legen die Hühner weg (gehen zum Nachbar und legen dort).

Beim Anschneiden des Brods macht man mit dem Messer drei Kreuze über die Unterseite, damit es gut bekommt.

Wer das Brod nicht glatt schneidet, also eine Stufe stehen läßt, hat gelogen. Das Glattschneiden empfiehlt auch der Spruch: „Schneid das Brod gleich, wirst du werden reich.“

\*) Schlüssel, der einem Verstorbenen gehört hat, Erbschlüssel.

Ein angeschnittenes Brod darf nicht mit der Schnittfläche nach außen, also vom Tisch abgewendet liegen, damit das Brod nicht „hinausläuft“ (im Hause fehlt).

Verschüttetes Salz bedeutet dem Ungeschickten Ungemach oder Tränen. Benutzen zwei Personen gleichzeitig dasselbe Handtuch, so werden sie sich zauken.

Wenn man in der Pfanne mit dem Messer statt mit der Gabel oder dem Löffel rührt, kriegt der, der das Gerührte ißt, Bauchkneifen oder das schneidende Wasser.

Wäscht man sich in Wasser, in dem Hühnereier gekocht waren, so kriegt man Warzen.

Geben sich vier Personen die Hände über Kreuz, so stirbt ein Jude.

Hängt in der Sylvesternacht eine Leine (Wäscheleine) auf dem Boden, so giebt's im kommenden Jahr einen Todesfall im Hause.

Aus demselben Grunde darf in den ersten sechs Tagen des Januar keine große Wäsche gehalten werden.

Kartoffeln müssen Sonnabend Abend gesetzt werden, damit sie reichen Ertrag geben.

Kälber werden, damit sie gut gedeihen, Sonntags, während zur Kirche geläutet wird, „abgesetzt“, d. h. von der Kuh fort, meist in einen anderen Stall gebracht.

Wird ein Stück Vieh verkauft, so bleibt der Leitstrick dran. Nähme der Verkäufer den Strick zurück, so würde er dem Käufer damit das Glück entführen, das er mit dem Vieh haben soll.

Wenn eine Färse (junge Kuh) beim Melken nicht stillstehn will, bindet man sie mit einem Strick an, woran der Schlächter ein Rind totgeschlagen hat. Solche Stricken werden sehr begehrt.

Hat eine Kuh ein „schlimmes“ Euter, so ist sie von einem Wiesel angepustet worden oder eine Kröte („Hexekröte“) ist über das Euter gelaufen. Deshalb werden Wiesel und Kröten verfolgt und getödtet.

Als Schutzmittel gegen das Behexen (Bepfeln) von Stall und Vieh wird an die Haus- oder Hoftür ein Besen (Birkenreisbesen ohne Stiel) und an die Stalltür eine Axt gelegt, während das Vieh zu Stall gebracht wird; die Axtschneide muß aber nach außen liegen. Auch ein auf die Schwelle genageltes Hufeisen schützt gegen Behexung.

Auch das Vergraben von Kräutern, Lappen, Kröten oder Nachtschnecken unter der Schwelle des Stalles, oder unter dem Futterkoben der Schweine schützt vor der Behexung. Auch zu Pulver gebrannte derartige Dinge können da vergraben werden. Das Genauere aber, wie man sich dabei zu verhalten hat, wird ganz geheim gehalten.

Gibt eine Kuh plötzlich weniger Milch, so ist der Nachbar dran schuld. Er hat die Kuh durchs Handtuch abgemolken. Derjenige wars, dessen Kühe viele Milch geben. „Woher käme sonst wohl die viele Milch?“

Damit die Schweine dem Schlächter willig folgen (beim Einkauf vom Bauern) spuckt er dreimal durch die Schleife, mit der er das Schwein anbindet.

Holt der Schlächter eine „Kreatur“ (der in hiesiger Gegend übliche Ausdruck für Schlachtvieh) aus dem Stall, so darf das Vieh dabei nie vorangehen, sonst läuft's unterwegs fort; — der Schlächter geht voraus und läßt es dann erst aus dem Stall.

Kälber folgen williger, wenn man ihnen ins Ohr sagt: „Liebes Kalb, ich sage Dir — laufst Du nicht, so trag ich Dir!“

Mit Behexen geben sich meist alte Weiber ab. Viele haben einen Kabóld, der Nachts um 12 kommt und in einer Tasse Milch und Semmel bekommt. Der spukt dann und macht, was man will. Aber zuletzt würgt er die Hexe ab. Dann sieht man, wie er ihr die Kehle zugedrückt und das Haar zerzaust hat.

In einigen Dörfern wird in der Neujahrsnacht von 12 bis 1 geläutet. Während dieser Stunde binden die Obstbaumbesitzer Strohbander um die Stämme, damit die Bäume guten Ertrag geben. (Die Strohringe geben nämlich eine Art Insektenfalle ab).

Bei der Trauung:

Sieht die Braut sich in der Kirche um, so schaut sie nach einem andern Mann aus (sie wird bald Witwe oder geschieden und verheiratet sich wieder).

Tritt sie bei der Trauung den Bräutigam auf den Fuß, so wird sie das Regiment im Hause führen.

In der Kirche darf sie den Arm des Bräutigams nicht loslassen, sonst verliert sie den Mann (er läuft ihr davon).

Die Braut muss sich von einem nahen Angehörigen Geld in einen ihrer Schuhe legen lassen, damit sie an Wirtschaftsgeld nicht Mangel leidet.

Kämme, Stecknadeln, Messer, Scheeren und andere stechende oder schneidende Geräte darf man nicht verschenken, denn „Kamm macht Gram“ und spitze, scharfe Werkzeuge zerstoßen und zerschneiden die Freundschaft.

Ein auf der Erde liegender Halm mit Ähre deutet auf Besuch, („Ehre“) je nach der Größe der Ähre auf großen oder kleinen, langen oder kurzen. Fliegt die Ähre zum Fenster hinaus, so bleibt der Besuch nicht lange.

Auch wenn die Katze sich putzt, eine Nadel, Messer oder Gabel hinfällt und stecken bleibt, giebt's Besuch.

Wer sich krank fühlt, darf sich nicht am Sonntag zu Bett legen, sonst steht er nicht wieder auf.

Auch darf man den Arzt nicht am Sonntag holen lassen, sonst kann er die Krankheit nicht heilen.

Wöchnerinnen dürfen am Sonntag nicht aufstehen, sonst „gehts schief“.

Steht der Brandenburger als Soldat im Felde, so vermeidet er „letzt“ zu sagen, z. B. ich sags zum letzten mal . . . das bringt den Tod.

Wer im Gefecht Spielkarten, Würfel oder im Quartier Gestohlenes im Tornister hat, wird getroffen: verwundet oder getötet. Deshalb sind die Wege zum Gefechtsfeld und die Chausseegräben vielfach mit diesen weggeworfenen Dingen verziert.

Auch Kugelsegen, die schuß-, hieb- und stichfest machen, vererben sich für den Bedarfsfall: lange Schriftstücke, die in einer ledernen Tasche auf der bloßen Brust getragen werden. Am wirksamsten von allen bleibt aber der des Simplicius Simplicissimus: „Steh an ein Ort, da man nicht hinschießt, so bistu sicher“.

Der Glaube an Spuken ist in hiesiger Gegend wenig verbreitet, und nur sehr selten hört man davon. Der alte Dorfnachtwächter in Nichel erzählt, der letzte Nicheler Herr von Oppen (der Familie von Oppen gehörte früher Belzig, Niemegk, Schlalach und Nichel) sei unter zwei hohen Spitzpappeln auf dem Nicheler Kirchhofe begraben. Alljährlich in der Nacht des Begräbnistages habe er den alten Oppen spuken hören. Vom unteren Ende des Dorfes sei es um Mitternacht wie Sturm und Wirbelwind angerast gekommen, die Dorfstraße hinauf nach dem Kirchhofe und an den Pappeln in die Höhe, deren Wipfel im Wirbel gedreht zusammenschlugen. Dann hörte das Rauschen und Heulen des Windes auf und es wurde wieder still. — Der alte Nachtwächter ist tot und außer ihm hat niemand etwas bemerkt.

Vom Treuenbrietzener Burgwall wird erzählt, daß eine große Braupfanne voll Gold dort tief in der Erde stecke. In der Burg, die vor Zeiten auf dem Burgwallgrundstück stand, lebten zwei Schwestern, eine fromm und mildtätig, die andere geizig. Die fromme hieß Marie und hat die Kirche gebaut, die nach ihr die Marienkirche heißt. Aber sie bekam den Turm nicht fertig, weil das Geld zu früh zu Ende ging. Deshalb ist auch der Turm unvollendet geblieben. Sie bat nun ihre geizige Schwester um Geld zur Vollendung des Turmes. Die aber weigerte sich und schwor es: „Lieber soll das ganze Geld versinken, ehe ich auch nur einen Heller hergebe!“ Und da verschwand mit Krachen und Dröhnen die schwere Braupfanne, worin sie ihr Geld aufbewahrte. Wer tief genug gräbt, findet sie und kann alles Gold behalten.

Man erzählt auch folgende Spukgeschichte vom Schimmel ohne Kopf: In einem Dorfwirtshause trafen sich zwei gute Freunde aus einem Nachbardorf, sagen wir Müller und Schulze. Müller war in seinem Wagen, Schulze auf seinem Schimmel gekommen. Mit Einbruch der Dämmerung fuhr Müller ab, Schulze blieb zurück, weil er noch weiter zechen wollte. Als er aber Müllers Fuhrwerk forttrasseln hörte, fiel ihm ein, daß er ihm noch etwas zu sagen habe. Er ließ sich schnell seinen Schimmel vorführen und ritt ab, im Galopp hinter Müller her, den er auch bald in Sicht bekam. Aber je toller er galoppierte, desto toller hieb Müller auf die Pferde, so daß er ihn erst einholte, als jener vor seinem Hause hielt. — Auf den Anruf „was plagt Dich, warum läßt Du mich denn nicht herankommen?“ meinte dann Müller, noch immer etwas ängstlich, „ich bin ja ausgekratzt, weil der Schimmel ohne Kopf hinter mir her war!“ Die Dämmerung und der helle Anzug des Reiters hatten die Täuschung veranlaßt, an der auch das genossene Getränk nicht unschuldig sein mochte.

---

## Kleine Mitteilungen.

**Das Wächterhorn von Wandlitz.** In dem Werke „Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte von W. v. Schulenburg“ finde ich unter der Seite 35 folgende Notiz:

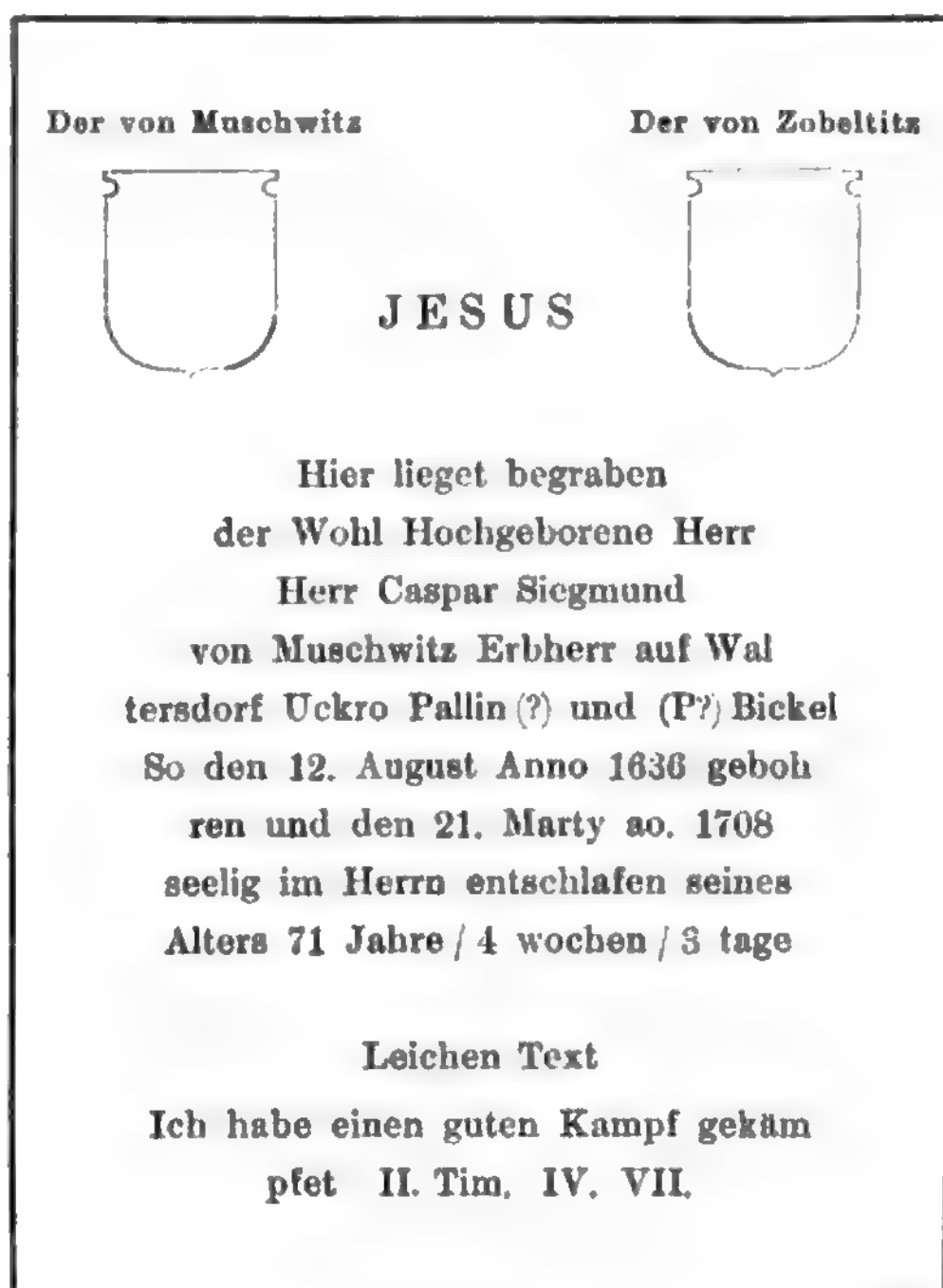
„Wenn eine *gromada*, Gemeindeversammlung, schnell sein soll, so bläst oder tutet der Schulze die Gemeinde mit der *trubawa* zusammen. Diese, ein hölzernes Rohr, welches vorher innen naß gemacht wird, hält man mit beiden Händen vor den Mund und bläst hinein usf.“

Ferner ist in dem von Reclam veranstalteten Neudruck der *Jobsiade*, der die ursprünglichen Originalabbildungen wiedergibt, des öfteren Ehren-Hieronimus mit einem Horn abgebildet, welches dem von Herrn Grunow vorgelegten auffallend gleich. Beide Hörner werden nämlich mit regulären Trompetenmundstücken angeblasen. Das Anfeuchten ist bei allen Holzblasinstrumenten erforderlich, um dieselben besser zum Ansprechen zu bringen. Diese Hörner müssen aus der Umgegend von Berlin früh verschwunden sein, denn ich erinnere mich nicht, ein solches jemals gesehen zu haben, wohl aber kenne ich ein späteres Wächterhorn und zwar dasjenige von Friedrichshagen genau. Dasselbe war Gemeindebesitz und bestand aus einem gewundenen Ochsenhorn, dem als Verlängerung ein eiserner Schalltrichter angesetzt war. Das Horn wurde mit einer Metallpumpe angeblasen, klang schwach und dumpf und gab nur einen Ton von sich. Dem Horn von Wandlitz dagegen kann schon ein Unkundiger fünf verschiedene, recht angenehm klingende Töne entlocken.

Maurer.



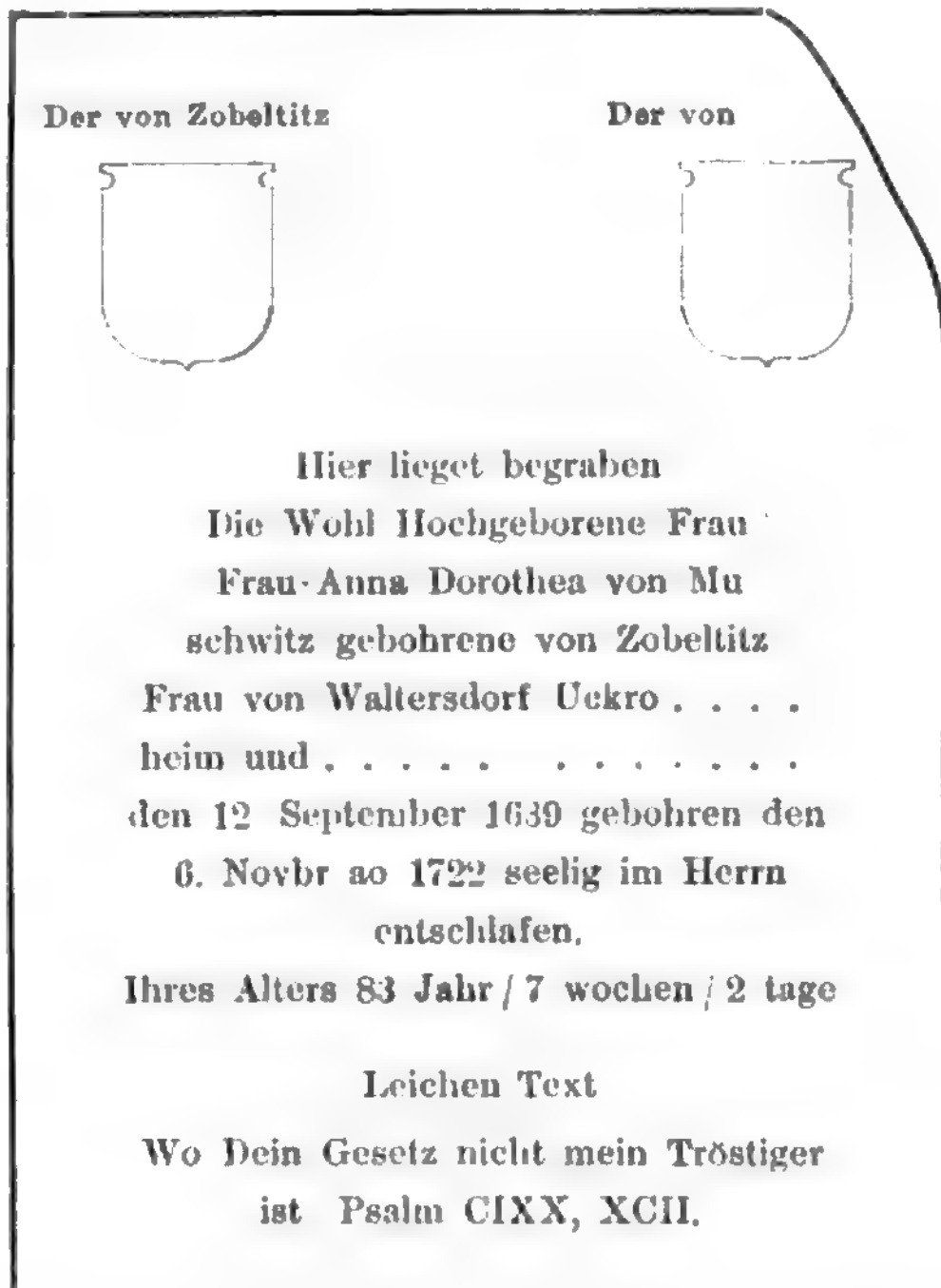
**Bemerkungen über die Kirche zu Waltersdorf, Kr. Luckau.** (Grundriß und einige Skizzen sind im Märk. Prov.-Museum niedergelegt.) Die Kirche ist aus behauenen Feldsteinen aufgeführt. Am Turm sind die Ecken etwa drei Meter hoch aus Raseneisenstein hergestellt. Der Turm hat Satteldach, und ihm ist ein achteckiges Türmchen aus Holz mit Kupferdachung aufgesetzt worden. Die Wetterfahne enthält das Zeichen: G. L. v. P. und darunter die Zahl 1790. Vom Turm führen eine zwei- und eine einflügelige Tür ins Langhaus. Dasselbe hat eine gerade Balkendecke, ist weiß gestrichen und schmucklos. Langhaus und Chor sind durch einen gotischen Bogen ebenso wie Chor und Apsis getrennt. Das Dach hatte früher eine größere Höhe, die sich am Turm noch erkennen läßt. Vom Turm zum Langhause führte früher ein Bogen, der später mit Backsteinen soweit ausgesetzt wurde, daß die heutige Türöffnung entstand. Die drei Fenster der Apsis zeigen gotische Formen. An der Nordseite der Apsis befand sich früher ein Grabgewölbe mit Eingang von der Kirche aus (vermauert), dessen Grundmauern noch heute sichtbar sind. Die auf der Nordseite, in der Mitte des Langhauses, befindlich gewesene Tür ist vermauert. Sie ist zirka  $2\frac{1}{2}$  m hoch und beträgt die ganze Breite 1,75 m. Sie ist aus Raseneisenstein hergestellt und zeigt noch auf der linken Seite eine Fiasche mit zwei achteiligen Rosetten und zwei sehr verwitterten Köpfen. Auch der Rundbogen über der Tür hat eine Fiasche mit wenigstens noch auf linker Seite erkennbarem figurlichen Schmuck. Die Tür ist ausgefüllt durch einen Grabstein mit folgender Inschrift:



170 cm

80 cm

Dieser Stein lag früher neben einem andern nach O. vor dem Stammerschen Grabgewölbe und ist vor drei Jahren an seine jetzige Stelle gesetzt worden. Der andere Grabstein enthält die Inschrift:



Im Stammerschen Grabgewölbe sind durch die Luftlöcher noch zwei Säрге (einer mit geborstenem Deckel) sichtbar. Zwischen dem Turm und der herrschaftlichen Loge befindet sich das Erbgrab der jetzigen Besitzerfamilie Engels. Das Holzwerk des Turmes und der Kirche wurde 1791 erneuert. Der Turm ist etwa 20 m hoch und hat nach Norden kein, nach Süden zwei Schalllöcher. Die nach dem Chor führende Tür ist aus behauenen Feldsteinen sauber ausgeführt. Kanzel und Altar sind aus Holz, weiß gestrichen mit rosa- und goldfarbener Verzierung. Der Altar ähnelt sehr dem im Dorfe Riedebeck (Luckau). Das weiße hölzerne Leseput hält ein Engel. Auf dem Altarsims stehen die vier Evangelisten, polychrom bemalt. Auf der Rückwand findet sich die Notiz: „Dieses Altar wurde renoviert 1626. Damals war Pfarrer Johannes Sturm aus Spremberg.“ Der viereckige Taufstein ist aus Stein, weiß gestrichen und zeigt: einen Engelskopf, die aufgemalten Buchstaben C. F. W. D. G. 1766, wieder einen Engelskopf und dann die Buchstaben: G. L. v. P. (= von Pfuhl). Im Turm hängen zwei Glocken. Die größere zeigt in gotischen Buchstaben die Inschrift: o + rex + glorie + cristet + eem + cani + ante +, die kleinere in drei Zeilen:

1. Den edlen gestrengen und Erdenvesten Gottfriede Von Wolfersdorf Erp Sessen auf Borms
2. Andreas Bartelt 1592 Jar gos Dorf mich Michael Conen Pfarher dazumal Greger Gatzmann
3. Mich Urban Schober das ist war Verbum Domini Manet in Eternum Amen.

An dem Glockenstuhl findet sich eingebrannt die Zahl 1697. Zum Turm hinauf führen drei schlechte Treppen. Auf dem zweiten Absatz befindet sich ein Eingang zum Kirchboden. In der Höhe des Glockenstuhles befinden sich nach Norden und Süden je ein, nach Westen und Osten je zwei gotische Fenster mit Resten einer inneren Fassung. Die Uhr schlägt an die große Glocke, und der Hammer hat die Buchstaben: G E W. E A S. A. W. Diese Buchstaben sind die abgekürzten Namen der Schmiede, welche den Hammer einstmals repariert haben. 1. Gottfried Ernst Wolf. 2. Ernst A. Schilske. 3. Adolf Wolf. Aufbewahrt wird in der Kirche eine Taufschüssel aus Messing (Beckenschlägerarbeit). Am Klingelbeutel ist eine ganz altertümliche Glocke befestigt. Beim Altar befindet sich ganz oben eine Sonne (goldfarben), dann auf dem Sims die Evangelisten, darunter ein Kreuz und endlich ein Altarbild (Abendmahl). Scharnweber.

---

**Der herzensgute König Friedrich Wilhelm IV.** hatte als Kronprinz mit seinem Bruder, dem Prinzen Karl von Preußen, zu der Zeit, da noch die hohen Sommerwasserstände das Oderbruch stark gefährdeten, nach einer solchen Besichtigung, eine Jagdeinladung nach dem Amte Neuendorf bei Oderberg i. d. Mark von dem alten Amtsrat K. angenommen. Durch seine Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit hatte sich der Kronprinz im Fluge alle Herzen erobert, und so sehr man deswegen auch wünschte und sich bemühte, erwies er sich als wenig glücklicher Schütze; das Jagdresultat stand mit den Erwartungen in keinem Verhältnis, woran teils seine Lebhaftigkeit, teils seine Kurzsichtigkeit schuld waren.

Als nun wiederum der Kronprinz auf sehr kurze Entfernung einen stattlichen Bock fehlte, hielt der Jagdgeber eine kleine Notlüge für am Platze, indem er, auf den Davonspringenden deutend, ausrief: „Sehen Königliche Hoheit nicht, er schweiß (blutet) und muß getroffen worden sein? — Aber der alte Amtsrat hatte nicht mit dem Böhnhasen-Kröger, einem dabeistehenden alten Treiber gerechnet, der darauf prompt erwiderte: „Jawoll, wenn der so bybliwwt, as er nu losleggt, denn werd em balle schweiten!“ — (Jawohl, wenn der (Bock) so beibleibt, als er sich eben anschickt, dann wird er bald schwitzen!) — Der Kronprinz, als ein Freund von Volkswitz, hat sich vor Lachen über diese Berichtigung ausschütten wollen und mit ihm die ganze Jagdgesellschaft. — K. Wilke.

---

**Rosskastanien in Meseberg,** Kreis Ruppın. Wind und wieder Wind ist die Signatur des Oktobermonats 1903 gewesen. Obwohl unsere Mark nur selten von wirklichen Orkanen heimgesucht wird, so verspürt sie es doch hinlänglich oft, wenn Äolus seine Schläuche öffnet und Sturm und Wetter

über uns hinbrausen läßt. Solch ein schlimmer Tag war insbesondere der 7. Oktober. An diesem litt vorzugsweis, von anderem Schaden abgesehen, unsere heimische Baumwelt. Entwurzelte Stämme, vom Wirbelwind herausgedrehte Kronen, Verstümmelung durch Verlust starker Äste, dies alles war vielfach zu beklagen und im Walde zeigte sich der Boden noch lange nachher mit Tanger und kleinerem Reisig dicht bedeckt. Aber die Windsbraut kann Schläge vollführen, deren dröhnender Wiederhall weitere Kreise zitternd durchschauert; ein solcher hat am obengenannten Datum den Boden der uns benachbarten Grafschaft Ruppın erschüttert.

Zwei gewaltige Roßkastanien standen auf der dem Huvenowsee zugewandten Terrasse von Schloß Meseberg, diesem wahrhaften Asyl urwüchsiger Dryaden. Sie hoben sich hervor gleich ausgezeichnet durch Höhe, Stammumfang und Enormität weitschattender Kronenbildung. Eine von ihnen hat aufgehört zu sein.

Diese Kastanien hatten schon in den siebziger Jahren durch Windbruch gelitten, denselben aber vermöge sorgsamer Pflege von seiten ihres Besitzers und seines trefflichen Obergärtners, des Herrn Schaaf, so gut wie ganz überwunden.

Man hatte sich gewöhnt, sie als eine Zierde der Gegend zu betrachten und wird daher den Verlust einer von ihnen, bei Paßbäumen doppelt empfindlich, schwer verschmerzen.

Die dergestalt entstandene Lücke erinnert außerdem an den Fall einer Riesen-Rottanne des Meseberger Parks, auch soll durch den gleichen der Kastanie jener schöne, durch Alter und Stärke seiner Insassen merkwürdige Laubengang, der, vom Herrensitz seewärts hinabführend, einen Teppich von Vinca überdacht, in Mitleidenschaft gezogen worden sein.

Mit Recht gilt solcher Baumwuchs als Zeugnis für die oft verkannte Triebkraft unseres märkischen Bodens. Um diese Meseberger Kastanien wehte überdem der Hauch der Geschichte. Sie waren die Überlebenden einer bedeutsamen Vergangenheit. Örtlicher Tradition zufolge, die ich aus dem Munde eines verehrten Freundes, des seligen Barons von Hövel auf Meseberg habe, entstammten sie der Pflanzeslust des Prinzen Heinrich, Bruders des großen Friedrichs, aus dessen freigebiger Hand einst Meseberg, Baumgarten, Rauschendorf und Schönermark in Kaphengstschen Besitz übergegangen waren. Möge, nach Durchmessung einer bewegten Vergangenheit, die allein noch übrig gebliebene Riesenkastanie, vom Lufthaucher verschont, einer sekulären Zukunft entgegengehend, fortfahren den gigantischen Schatten auf die Gewässer des Huvenow zu werfen. Des Schutzes und der Pflege ihres gegenwärtigen Besitzers, des jüngeren Herrn Lessing, darf man sich wohl ohne weiteres für versichert halten.

Carl Bolle.

**Eine Vorahnung des heutigen Telegraphenverkehrs** findet sich bereits in einem vom Abbé Barthélémy, dem Verfasser der berühmten „Reise des jungen Anacharsis in Griechenland“, an die Marquise Du Defand im August 1772 gerichteten Briefe. In diesem schreibt Barthélémy: „Während Sie sich über unser Stillschweigen beklagen, sprachen wir oft von Ihnen; es gab ja so vieles, das uns an Sie erinnerte. Ich denke auch oft an ein

Experiment, dessen Gelingen uns glücklich machen würde. Ich verstehe es zwar nicht recht, Sie aber sind auf dem Gebiete der Physik mehr zu Hause als ich und werden mich darüber aufklären. Man sagt nämlich, daß man mit zwei Pendeluhren, deren Zeiger gleichmäßig magnetisch gemacht sind, einen dieser Zeiger genau so wie den andern bewegen könne, so dass auch der Stundenschlag der einen Uhr die andere zum Tönen bringe. Nehmen wir nun an: diese künstlichen Magnete wären so zu vervollkommen, daß sich ihre Kraft bis nach Paris fortpflanzen würde, und Sie zum Beispiel hätten eine solche Uhr und wir die andere. Anstatt der Stunden könnten wir das Zifferblatt mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnen. Dann werden wir jeden Tag zu einer bestimmten Zeit den Zeiger bewegen, und Herr X. wird die Lettern ablesen: „Guten Morgen, liebe Enkelin, ich liebe dich zärtlicher als je“. Jetzt hat die Großmama gedreht; wenn die Reihe an mich kommt, werde ich ungefähr dasselbe sagen. Die Sache läßt sich übrigens noch vereinfachen: die erste Bewegung des Zeigers läßt einen Hammer auf eine Glocke schlagen zum Zeichen, daß eine Unterredung beginnt. Diese ganze Idee gefällt mir außerordentlich. Man wird sie zwar bald mißbrauchen, namentlich für die Spionage zu Kriegs- und politischen Zwecken, aber trotzdem wird sie dem freundschaftlichen Verkehr einen angenehmen Dienst leisten“. B. L. A. 4. 11. 1903.

**Aus Spremberg.** In den „Statuta, Willkühr und Polizei-Ordnung“ der Stadt Spremberg finden sich u. a. folgende kulturgeschichtliche Angaben.

17. „Solche Gemeinden und Dorfschaften wie auch diejenigen unter den Gemarken, welche selbst kein Bier haben, sollen das Bier zu Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchmessen, Lob- und anderen Tänzten, wie vor Alters bey Ihren Wirthe, da sie die Herberge haben, und das Bier auff die Wand und Korbstöcker\*) trinken, oder an Oerter da es ihnen schmecket, iederzeit zu nehmen und zu bezahlen schuldig seyn“.

25. „Alle diejenigen Bürger, so Brau-Urbar und zwey-Gebräude und darüber auf ihren Häusern haben, mit einer tüchtigen Musqueten oder sonsten ein gut fertig Hauss- und Feuerrohr, nebst einem Seitengewehr“.

42. „Das Streu und Kanicht läst E. E. Rat ernstl. verbiethen, dass sich dessen keiner heraus zu holen unterstehen soll“.

43. „Es soll auch kein Bürger oder Wirth so Reiss und Bier offen hat, seine Biergüste des Abends weiter nicht als bis zu 10 . . . sitzen lassen“.

[Vgl. Chronik der Stadt und des Kreises Spremberg von Dr. Reinhold. Spremberg 1843].

O. Monke.

**Berlin als Wiege der deutschen Marine.** Daß die Reichshauptstadt, nicht die Ostküste die Wiege unserer Marine gewesen ist, dürfte unbekannt sein. Und doch ist dem so. Der Uranfang ist nicht auf die vierziger Jahre zurückzuführen. Er liegt jetzt genau acht Jahrzehnte zurück. 1823 wurde bei Berlin das erste Marinedetachement, die sogenannten Gardemariners,

\*) Ankreiden und in das Kerbholz schneiden lassen.

formiert. Damals erschien auf der Spree das erste preußische Kriegsfahrzeug, das Ruderkanonenboot „Thorn“, dessen Führung und Bewachung dem neuen Marinetruppenteil übertragen wurde. Das Detachement zählte einen Unteroffizier und zwei Mann und genügte nicht zur vollen Besetzung der „Thorn“. Sobald das Fahrzeug in aktiven Dienst Verwendung fand, ergänzte sich die Besatzung aus Gardepionieren. Die „Thorn“ kreuzte zwischen Berlin und Potsdam und beteiligte sich an den Übungen des Gardekorps, dem das Marinedetachement ursprünglich zugeteilt war. Diese dreiköpfige Marinetruppe bestand in gleicher Stärke neun Jahre. Da schenkte der englische König Wilhelm IV. dem König Friedrich Wilhelm III. die nach dem Muster einer britischen Fregatte erbaute Lustjacht „Royal Luise“, die viele Jahre hindurch den Mitgliedern der königlichen Familie zu Fahrten auf den Havelseen diente. 1832 wurde deshalb das Marinedetachement vervierfacht; es bestand aus zwei Unteroffizieren und zehn Matrosen. Diese zwölf Mann besetzten die „Royal Luise“ und die „Thorn“. Die vierziger Jahre brachten durchgreifende Änderungen. 1842 wurde aus den „Gardemarinern“ die Marinesektion gebildet, die nicht mehr dem Gardekorps unterstand, sondern mit dem in Stralsund errichteten Marinedepot, zu dem zwei neuerbaute Kanonenjollen gehörten, eine selbständige Formation bildete, die direkt der Militärverwaltung unterstellt wurde. Das waren die Anfänge preußisch-deutscher Seemacht.

Unser Kaiser hat schon aus diesem Grunde mit vollem Recht ein Kriegsschiff in Danzig durch den Oberbürgermeister von Berlin, unser Ehrenmitglied, Herrn Kirschner „Berlin“ taufen lassen. Diese Schiffstaufe erregte in der 5. ordentlichen Generalsynode, Tagung vom 29. Oktober 1903, unnötigerweise hyperorthodoxe Gemüter. Nicht weniger als sechs Kreissynoden erhoben Einspruch gegen Anwendung des Ausdruckes „Taufe“ bei der Feier der Namengebung von Schiffen, Befestigungen usw. Landgerichtsrat Glasewald-Magdeburg erwies sich als ein feiner, überlegener Referent; er gab seinen Ausführungen eine reizvolle Mischung von Ernsthaftigkeit und Ironie. Unter den Zeugen für den Ausdruck „taufen“ nannte der Redner auch Schillers „Glocke“: „Schließt die Reih'n, daß wir die Glocke taufend weih'n.“ Man könne lediglich sprachliche Bedenken dagegen geltend machen; sie sind nicht stichhaltig, da wir im Deutschen mit dem Ausdruck taufen nicht wie die englische Sprache das „Christlichmachen“ verbinden, sondern nur das Eintauchen ins Wasser. Den Standpunkt der Orthodoxie vertritt Synodale Böttcher-Kottbus; ihn bekämpfte mit frischen Worten Geheimer Kommerzienrat Schlutow-Stettin: die Kirche sollte vielmehr den Wunsch haben, solche volkstümlichen Feiern religiös zu bereichern, statt sie durch Nörgeleien zu verflachen. Die Synode kann weder ein Ärgernis der Schiffstaufen feststellen noch einen ausschließlich kirchlichen Gebrauch des Wortes „taufen“; sie geht daher über die sechs Synodalanträge zur Tagesordnung über. —

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cästriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

# Der Grabfund von Seddin als Schlüssel zum Verständnis der Sprache Europas.

Von  
Dr. Gustav von Buchwald.

---

„Selten! niemand weiß mit Bestimmtheit zu sagen, was unser deutsches Wort „Gott“ ursprünglich bedeutet“ sagt Friedrich Delitsch in seinem berühmten Vortrag: Babel und Bibel. (Leipzig 1903, p. 44.)

Das Wort ist eine aner kennens wert mutige Tat, denn nicht nur der Geistliche sondern auch der Richter hätte das wissen müssen; ehe er an sein Amt ging. Viele sind schwer bedrückt in ihrem Gewissen durch die Einsicht in die theologischen und juristischen Consequenzen, die man daraus ziehen kann. Nur ein schlechter Trost wäre es, wenn man sie zu der einfachen Einsicht bringen würde, der mutvolle Bekenner dieser Tatsache wisse bis heut und diesen Tag — es ist der 27. Januar 1905 des deutschen Kaisers Geburtstag, den ich zum Schreiben benutze — noch nicht was ursprünglich „deutsch“ und „Wort“ bedeutet. Ganz richtig ist übrigens der Ausspruch des berühmten Orientalisten nicht, aber die Obscurität meines bescheidenen Daseins wird es in allen Augen entschuldigen, daß er mich nicht gefragt hat. Vielleicht hätte ich ihm Antwort gegeben, noch ehe der Fall eintrat, den ich mir als „Erfüllung der Zeit“ gesetzt hatte. Es ist Friedels und des Vereins Brandenburgias Verdienst durch unvergleichliche Heimatsliebe und Wachsamkeit dies Ereignis herbeizuführen, ein Ereignis gewichtig genug um einen scharfen Riß durch die bestehende Sprachwissenschaft zu machen, die weder zu sagen wußte; was Gott, noch was Deutsch, noch was Preußen, noch was Brandenburg ursprünglich bedeutet. Ist aber diese Erkenntnis für Deutschland und Preußen und Brandenburg von einigem Wert, so gebührt Friedel und der Brandenburgia der Dank. Damit sich meine bescheidene Zeit erfülle hatte ich mir einen Altertumsfund gesetzt, bei dem nicht nur die sagenhafte Erinnerung Bestätigung fand,

sondern auch der Ortsname mir Kunde von dem Erdverborgenen gäbe. Die Sagen von Seddin waren längst bekannt und ich sagte mehrere Jahre vor Friedels berühmter Entdeckung: Kommt hier ein intakter Fund zu Tage, so muß Leichenbrand des Grabhügels Inhalt sein. Ward ich gefragt, woher ich das wissen wolle, so lautete meine Antwort Seddin bedeutet ursprünglich: Wohnung oder Haus eines oder mehrerer Toten, der oder die mit Feuer oder noch korrekter mit Schwälfener verbrannt ist oder sind.

Wenn ich dann noch hinzu setzte: das ist gutes Deutch, dann bekam ich schnurrige Gesichter zu sehen und Antworten zu hören.

Jetzt haben Sie mir die Bestätigung erbracht, und es gereicht mir zur Freude, Ihnen zeigen zu dürfen, wie Sie diesen „redenden“ Fund als Schlüssel zum Verständnis der europäischen Sprache benutzen können. Ich schließe hier alle fremden Sprachen aus und dazu die Sprachmischungen, bei denen Asiaten Teile des Europäischen übernommen haben, also in erster Linie alles das, was wir gemeinhin mit dem sehr falsch angewandten deutschen Wort „slavisch“ zu benennen gewohnt sind.

Der Plan dieses Vortrages bedingt noch eine andere Einschränkung, nämlich den Verzicht auf die Erörterung von einigen Sinnlaut = Verbindungen, die wir ebenso wie ganz heterogene mit dem Buchstaben L und auch M bezeichnen. Dazu reicht meine Zeit nicht aus, ich kann da hier nur Andeutungen machen und muß mich an die feste Marschroute halten.

### **Was ist und woraus besteht und entsteht menschliche Sprache?**

Menschliche Sprache ist eine erworbene Eigenschaft des Gehirns, auch bei Taubstummen, deren bewußte oder unbewußte, gewollte oder ungewollte Folgewirkung das Sprechen ist.

Als Ganzes betrachtet ist sie die Subsumtion einer großen Reihe von Spannungserscheinungen, die ich Sinnlaute oder Ideophone nenne (bis mir jemand einen besseren Ausdruck gibt).

Die Spannungserscheinungen mit ihren biomechanischen, biophysischen und zweifelsohne auch biochemischen Umlagerungen bzw. Veränderungen der Gehirnmolekel entstehen, sobald mindestens zwei oder mehr Sinnesleitungen (Perceptiven) sich im Gehirn mit einem inneren oder äußeren Geräusch assoziieren. — Die Entladung dieser Spannungen erfolgt einmal durch jene biomechanische Umlagerung, kurz Veränderung, die wir Gedächtnis nennen und sodann durch die motorischen Nerven, die, uns bewußt oder unbewußt, die Sprechwerkzeuge in Bewegung setzen.

Wie unser Körper eine Synbiose von Zellenrepubliken — oft höchst rebellischen Demokratien — ist, so zerfällt auch die herrschende



Aristokratie des Gehirns, bzw. der grauen Rinde, in verschiedene Republiken mit verschiedenen Funktionen. Ich meine hier nicht ganz dasselbe was Paul Flechsig Lokalisationen nennt, denn ich gehe nur soweit, wie ich das ebenso direkt weiß, wie daß ich athme, esse und trinke.

Mehr oder minder beherrscht werden diese Republiken von einem noch höheren Zellenstaat, der mit reifendem Denken immer mehr an Herrschaft gewinnt. Seine vollendete Herrschaft muß als Endziel menschlicher Entwicklung angesehen werden.

Der Anfang kindlichen Denkens besteht in den einfachsten ideophonischen Assoziationen. Da aber alle Republiken des Gehirns mit einander in sehr naher Verbindung stehen, so ist auch die einfachste Assoziation schon ein Gedanke, eine Co-agitatio. Flechsig weist mit Recht auf diesen tiefsinnigen Ausdruck hin. Unmöglich ist es, daß auch die einfachsten Assoziationen erzeugt werden, ohne daß die Republik der Phantasie in Mitleidenschaft gezogen wird, die alle Assoziationen sowohl in sich fälschen wie falsch verbinden kann. Darüber kann nur der aus unmittelbarem Wissen sprechen, dem etwa ein Sturz auf den Kopf die Leitungen in Verwirrung gebracht hat, so daß ihm beispielsweise ein Jahrhunderttausend in Dantes Hölle zugebracht wie ein Sonntagnachmittagsvergnügen dünkt.

Bei der Erforschung der Sprache und ihrer Entstehung ist es aber notwendig, daß man sein Gehirn willkürlich zu rein assoziativem Denken zurück zwingt und die Resultate der Gedächtnisse sodann unter das Licht der Adperceptive bringt, jener höchsten Zellenaristokratie, deren Diener die anderen Republiken sind, die alle Co-agitation zusammen wahrnimmt und die ich deswegen Adperceptive nenne, auch um sie nicht mit Wundts Apperceptive verwechseln zu lassen.

Die Tätigkeit der Adperceptive kann in jenen Zuständen, die sich nach Gehirnerschütterungen und ähnlichem vorkommen, unmittelbar wahrgenommen werden, da sie Ideophonwirkungen verarbeitend auch alle inneren intrazerebralen Geräusche wahrnimmt, wobei ihr die Republik des inneren Gehörs nicht völlig Folge leistet, sondern „coagitierend“ mitarbeitet anstatt ruhig zu sein, während die Phantasie ruht. Diesen Zustand habe ich länger als ein volles Jahr an mir beobachtet (1878—1880) und war auch später im Stande unter bestimmten Bedingungen ihn willkürlich hervorzurufen.

Es ist dies der einzige Zustand, in dem eine Selbsttäuschung über das eigene Denken absolut ausgeschlossen ist. Jede bewußte Unwahrheit oder Ungenauigkeit der Wahrnehmungen verbunden mit redlichem Willen zur Erkenntnis wird unerbittlich zum Bewußtsein gebracht. Gute Beobachtungen über die Adperceptive hat Sokrates gemacht, er nannte sie eine „innere Stimme“, denn sie ist mit dem Gefühle des Hörens ver-

bunden. Dem animistischen Athenienser galt sie als ein „Daimonion“. Katholische Philosophie bezeichnet sie als die „Seele“ und nennt sie eine „durch und für sich seiende geistige Substanz“ eine „forma subsistens“. Biologen neuerer Schule halten sie für ein „einfaches Element“. Ich überlasse Ihnen die Metaphysik zu eigener Meinungsbildung. Mir diente diese Beobachtung dazu, einen Heilungsprozeß meines Gehirns praktisch durch wissenschaftliche Tätigkeit zu beschleunigen, mich von sogenannten „praktischen“ Ärzten zu befreien und einen neuen Weg in die Wissenschaft zu suchen. Exakte Untersuchungen über Ructus und Singultus, über die Wirkung der Geräusche bei der Bearbeitung von Feuersteinen machten den Beginn — und dabei konnte ich so wenig wie bei diplomatischen und historischen Arbeiten damals keine Metaphysik brauchen.

### Von wem lernte der Mensch sprechen?

Jedes Kind kommt ohne Sprache auf die Welt, und zwar, wie sehr mit Recht von Flechsig betont wird, mit einem unfertigen Gehirn, wenn man es auch mit Unrecht als „spinales“ Wesen bezeichnet hat. Dies legt den Gedanken nahe, die Urväter der Menschheit hätten auch einmal angefangen „Sprache zu lernen“, wie man z. B. noch heute Musik „lernt“. Der Gedanke tritt uns um so näher, als wir finden, daß bei den sog. Naturvölkern wie z. B. K. v. d. Steinens Bakairi-Indianern, der Intellekt trotz großer Sinnesschärfe so niedrig steht, daß er nicht einmal eine Hypothese geschweige denn eine wirkliche Vergleichung erfassen kann. Diese gutartigen Waldbewohner aber stehen in ihrer Kultur sehr hoch über dem Ureuropäer, dessen primitive Feuersteingeräte der Bakairi mit Staunen über deren Unvollkommenheit betrachtet haben würde.

Da bleibt uns nichts anderes übrig als anzunehmen, daß der Mensch zunächst sein eigener Lehrmeister gewesen sein muß. Spracherreger ist die große Zahl der inneren Körpergeräusche ohne Zweifel gewesen, noch ehe die Hand ein Werkzeug ergriff. Spracherreger waren alle hörbaren Laute und Geräusche, welche die Lebensnotwendigkeit des Atmens, Essens, Trinkens u. s. w. hervorbrachte, denn alle diese mußten sich mit absoluter Notwendigkeit mit mindestens den zwei Perceptiven der des Ohres und der des Gefühles assoziieren. Dazu kommt alles im weitesten Sinne, was mit dem mammalischen Leben zusammenhängt. Wer nun scharfen Ohres die Rudimente dessen verfolgt was unsere Kultur von diesen Naturlauten und Geräuschen übrig gelassen hat, findet den gesamten Lautschatz unserer Sprache überreichlich gedeckt. Da hapert es freilich meistens bei den Herrn Forschern. Seit 1868—1895 habe ich jeden Menschen, mit dem ich mich etwas länger unterhielt auf sein Sprachgehör untersucht — keine zehn Prozent besitzt ausreichendes

Sprachgehör. Das letzte Untersuchungsobjekt, das ich in Berlin gefunden habe, ist Dr. Karl von den Steinen, (beim Amerikanistenkongreß), darum folge ich seinen Schriften mit besonderer Vorliebe. Einen Philologen mit so gutem Gehör habe ich noch nie gefunden, wohl aber wahre monstra vom Gegenteil. Musikalisches Gehör ist viel häufiger. Hervorragendes Musik- und Sprachgehör in einer Person vereinigt fand ich nur bei J. K. H. der Großherzoginwitwe von Mecklenburg-Strelitz geb. Prinzessin von Großbritannien und Irland. Meine Gehörprobe ist nur dann wirksam, wenn der Examinand nicht ahnt, daß er examiniert wird.

Spracherregend muß ferner für den Menschen die umgebende Natur gewesen sein, insofern sie in seinem Gehirne Ideophone erzeugte, soweit er sie sich assoziierte.

Spracherregend war und ist jede gewollte Tätigkeit, sofern sie nicht absolut geräuschlos ist. Von den ältesten Taten des Menschen in Europa sind uns nur bearbeitete Steine erhalten. Ich habe an ihnen mit mir zuerst im Sommer 1878 zu experimentieren begonnen und damit den ersten Grund zu späterer Erkenntnis gelegt. Zu diesen gesellten sich Feuerexperimente, die durch viele Jahre fortgesetzt sind.

### Die Anfänge der Methodik.

Da alle Ideophone nach seiten der Gehirntätigkeit betrachtet als Funktionen unseres Denkkapparates erscheinen, so müssen sie ihrem Wesen nach logisch sein. Nenne ich diese Funktion „das Sprachen“ (το λογειν) im Gegensatz zum „Sprechen“ (λεγειν) so erhellt, daß ein Sprachgesetz nur in der Logik bestehen kann und, daß alle wirkliche Erkenntnis anerkannten logischen Sätzen folgen muß.

Da ist für unsere Arbeit der Satz: „sind zwei Größen einer dritten gleich, so müssen sie auch untereinander gleich sein“ der erste Fundamentalsatz, denn der Schluß ist ebenso verbindlich wenn ich für gleich: ähnlich, verwandt, homogen setze.

Ich gebe hier ein kleines Erfahrungsbeispiel aus der Klasse der Schlagworte.

Spalte ich von einem großen Feuerstein eine flach vorstehende Knolle ab, so vernimmt meine Gehörsperceptive den Laut Rád oder Rak, meine Augenperceptive und die meiner fühlenden Finger liefern dem Gehirn die Wahrnehmung einer scharfen runden Feuersteinscheibe, so assoziiert sich in meinem Gehirn mit dem Laute der beschriebene Gegenstand.

Finde ich nun in überlieferten Sprachen die gleichen Sinnlantverbindungen mit ursprünglich gleicher Bedeutung, so schließe ich aus der Sprache, daß diese von einem gleichen Gehirn bei gleicher Tätigkeit gebildet sind — der Spaten liefert den Beweis, denn zur Schlüssigkeit

gebrauche ich den Fund, wie er tausend und aber tausendfach gesammelt ist.

Auf diese Weise kommt man zu völlig sicheren Schlüssen, die hier ein fast allgemeines Menschheitsgut, dort aber ein beschränkteres Gut geben, das nur einer Völkergruppe eigen war oder ist. Eine Vergleichung von Sprachen mit Sprachen ist so wenig Wissenschaft wie eine Vergleichung von Steinbeilen mit Steinbeilen: es fehlt das *tertium comparationis*: Sinn, Laut und Sache ermöglichen allein eine wirkliche adperceptive Vergleichung.

Bei dieser Tätigkeit, die jede Phantasie ausschließt, ist eine umfassende Kenntnis des überlieferten Wortschatzes ebenso nötig wie die der überlieferten Realformen — und vor allen Dingen eine strenge Schulung in historischer und diplomatischer Schlußfolgerung.

Die Beschränkung in dieser Wissenschaft ergibt sich zunächst aus der eingengten Fragestellung: es ist zunächst zu erweisen, was mußte gewesen sein.

Ich mache hier halt und gehe zunächst über zur Logotomie des Wortes Seddin.

---

## Seddin.

### A. Logotomie von Séd.

#### S als ein Feuer-ideophon.

Unsere Frage heißt nicht, welche Möglichkeiten brachten den Ureuropäer in den Besitz des Feuers, sondern welche Lebensnotwendigkeit?

Hier muß ich ein bisheriges Endresultat meiner Paläoethnologie voraufschieben.

Daß es vor der oder den Eiszeiten Menschen in Europa gab, steht durch Funde fest und mit diesen Funden auch, daß sie Sprache besaßen. Ob wir von ihnen abstammen und ob sie Feuer besessen haben, steht nicht fest und zum mindesten: ich weiß es nicht. Eine Unmöglichkeit liegt nicht vor.

Daß wir von dem Feuer besitzenden Menschen, den *Wilser homo primigenius* nennt, abstammen, glaube ich nicht, denn seine Sprache muß eine andere gewesen sein, wie Baudouin de Courtenay aus seinen Sprechwerkzeugen gefolgert hat. Er ist eine ausgestorbene Menschengattung, die nur in der Sage fortlebt. Fast alle unsere älteren Sagen aber führen auf Wirklichkeiten aus den Intraglacialperioden zurück und erscheinen ohne Kenntnis der Höhlenforschung als unverständlich.

Die Grundlagen aller europäischen Ethik und Gesittung liegen in den Zwischeneiszeiten, mit diesen auch die charakteristischen Eigentümlichkeiten unserer Sprache. Darum bin ich gewohnt von der europäischen

Cognation zu reden — mag sie verschmolzen sein aus wieviel körperlich, im Knochenbau differierenden Stämmen: gemeinsam ist ihnen der gleichartig sprachbildende Gehirnbau.

Da liegt das Essentielle der Rassenfrage.

„Das Gehirn eines Slawen denkt anders als das eines Germanen“, sagte Rudolf Virchow als er seine Schädelmesserei aufgab. Wollen Sie den Beweis? Denken Sie an König Friedrich Wilhelm IV. und vergleichen Sie seine Selbstüberwindung vom März 1848 mit dem Blutsonntag von Petersburg!

Der Ligu, der Kelte und der Germane — wenn man die falschen Namen noch brauchen will — leben noch heute wie einst. Die Völkerdifferenz hängt nur von den Prozentsätzen der Mischung ab.

Der Charakter aber dependiert von den Lebensbedingungen, unter denen sie die erste große Kälteperiode in Europa durchmachten. Hier konnten die Menschen ihre Existenz nur durch künstliche Wärme fristen. Wie gesagt, auf das was möglicherweise gewesen ist, kommt es für unsere exakte Forschung mindestens noch nicht an, sondern auf das, was sein mußte. Nach den Ausgrabungen haben wir kein Recht das Feuer in frühere Zeit als Menschenbesitz anzusetzen. Kam er aus einem warmen Klima, was wahrscheinlich ist, (möglicherweise wie Schoetensack vermutet aus Australien) so konnte er auch ohne Feuer leben. Wollen wir nun der Vorsicht halber annehmen unsere Vorfahren, unser homo europaeus war von nur gering entwickeltem Gehirnvermögen, so können wir ihn doch jedenfalls nicht für unvernünftiger halten, als heutzutage die Hunde, die Hühner, die Enten, die Schweine und was sich sonst an regenkalten Herbsttagen auf einem Bauernhof herumtreibt. Das ist doch wohl ein bescheidener Ansatz, aber mehr gebrauchen wir fürs erste noch garnicht.

Alle diese Viehgesellschaft, zu der sich bisweilen die reinliche Katze gesellt, treffen wir friedlich vereint auf dem Dunghaufen.

Sie kennen die Dungwärme. Und die sollte der Homo europaeus nicht auch gekannt haben? Aber er lebte doch nicht auf einem Bauernhof! Seinen Dunghaufen hatte er aber darum doch. Die eisfreie Zone Europas war vorwiegend Bergland und jeder vorspringende Felsblock bot dem Menschen doch mindestens ein Dach gegen den senkrecht fallenden Regen oder Schnee. Von den Seiten her jagte der eisige Wind über ihn hinweg. Was blieb ihm als Schutz? Reisig und Laubstreu oder Nadelstreu und zusammengerafftes Gras und dürres Kraut. An solche Aufenthalte — der Franzose nennt sie Abri — war der Mensch mit seinen Kindern gebannt. Das war die Stube der Wöchnerin. Hier mußte er bleiben, wenn die Tale im Schnee verweht lagen. Alle seine Abfälle, die eigenen wie die von bewältigten Tieren mußten hier Dunghaufen bilden, die ihn wärmten und schützten.

Dies ist keine Fantasie, sondern Lebensnotwendigkeit. Aus dieser folgt zunächst die lebensnotwendige Bekanntschaft mit dem Feuer.

Sie wissen, daß sich ein Haufen frisch gemähtes Gras in einiger Zeit derartig erhitzt, daß man die Hand nicht hineinhalten kann. Das Gras wird schwarz verkohlt. Völlig trocken geworden ist angekohltes Heu einer der leichtest entzündbaren Körper.

Hier ist einer der Anfänge.

Haben Sie nun einen Haufen der mit Fäcalien durchsetzt ist, jedoch nicht platt gewälzt wie die Dunghaufen von Tierlagern, sondern locker für den Zutritt der Luft, so kommt zunächst das Stadium der Erhitzung, und schließlich das der Verbrennung. Je nach der Zusammensetzung, je nachdem der Dung wie der Landwirt sagt „kalt“ (Rindvieh) oder „heiß“ ist (Schwein, Pferd, Mensch) kommt die Selbstentzündung früher oder später.

Unsere Sprache hat dafür genau Ausdruck: Der Haufen „glummt“ erst, dann glimmt er, dann „glüst“ er. Die beiden ersten Worte heißen in unserer Sprachmanier „er geht wie Heim“, der dritte „er geht wie Licht“. Das ist geradeso wie eines unserer Worte für Bernstein „Gläs“ d. h. gehe wie Erz oder äs. Ich füge das Beispiel hinzu, um an Ols-hausens vorzüglichen Untersuchungen zu zeigen wie Sachenforschung und Sprachforschung zusammen ein geschlossenes Resultat geben — aber von diesem L muß ich für diesmal abstehen.

Also zurück zu unsern übelriechenden Sprachlehrern! Liegt ein Dunghaufen an einem Abhang mit Schnee bedeckt und von einer Seite dem Winde exponiert, so haben wir eine Situation wie sie an den Abri = Wohnungen und ähnlichen Plätzen im Laufe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden jedenfalls öfter vorkam, als ich sie im Laufe von etlichen Jahrzehnten beobachtete.

Zu luvwärts ist der Schnee ganz oder bis auf ein Minimum abgeweht, zu leewwärts schlägt bisweilen eine helle leuchtende Flammzunge empor. Diese Flamme ist das was der Däne richtig L + ys „Licht“ nennt. — Unser Wort „Licht“ heißt „Leichenbrand“ — das ist viel jünger.

Hier haben Sie in abgekürzter Form die Beschreibung des Sachbestandes.

Sobald die Erhitzung zu einem Temperaturgrade gediehen ist, daß die Flüssigkeit im Haufen verbunden mit Regen, Hagel oder Schnee nicht langsam verdampft, sondern verkocht, wird der glüsende Haufen ge-S-prächtig. Er beginnt zuerst ganz leise Zischlaute auszustoßen, die sich zu einem intensiven S in iterativer Form steigern. Um die schwächeren Laute zu vernehmen, muß man ein gut geschultes, ein geübtes Ohr haben und seinen Kopf nahe an diese „Professoren der Sprachwissenschaft“ heran bringen. Auch ein sehr leiser Laut kann intensiv sein. Ein Hörexperiment während des Stadiums einer heilenden Mittel-

ohrentzündung, wo man zu einem schmerzhaften Mikrophon werden kann, verursachte mir (Herbst 1895) empfindliche Schmerzen. Die Flammenszunge, das „Lys“, aber kann singen und kann auch zur Tyndalschen Vokalflamme werden.

Jetzt vergegenwärtigen wir uns die Lage wieder, in der unsere Vorfahren den Unbillen der beginnenden ersten Eiszeit preisgegeben waren. Sie liegen umgeben von ihrem warmen Dunghaufen und haben eine wohltuende Wärmeempfindung, wie man sich die Situation aus den Abbildungen im Globus oder aus Hoernes Urgeschichte des Menschen (Wien 1892) oder Cartailhac: la France préhistorique (Paris 1896) usw. ganz nach der Wirklichkeit vorstellen kann.

Nun beginnt die steigende Erhitzung des Dunghaufens mit übelriechendem Dampf und wirklicher Rauchentwicklung. Mochte man sich an den atembeklemmenden Rauch gewöhnt haben, an die blasenziehende Hitze konnte man sich nicht gewöhnen. Man mußte in die Kälte flüchten und konnte sich erst dann wieder an dem brennenden Haufen erwärmen — aber immer nur auf einer Seite.

Das mußte stets als ein Übelstand empfunden werden, vor dem man sich in Acht nehmen mußte, denn man muß sich schlafend nur allzuoft die Haut verbrannt haben — besonders der Säugling und das ganz kleine Kind.

Immer wach bleiben und mit dem Finger die Wärme messen konnte weder Vater noch Mutter. Ansehen konnte man dem Haufen die Hitze auch nicht, denn es war dunkel in der Nacht — da blieb nichts übrig als der warnende Zischlaut, das S-prechen des heißen Haufens. An diese Warnung mußte man sich gewöhnen, sie mußte selbst tiefen Schlaf brechen.

Ich habe mit mir da folgendes Experiment gemacht, als mir der Morgenschlaf der liebste und festeste war, denn ich saß bis nach ein Uhr bei der Arbeit. Es lag mir daran, mein Schlafmaß von fünf Stunden auf drei zu reduzieren. Ich ließ mich also wecken — natürlich um mich zuerst um eine 1,83 m haltende Längsaxe zu drehen und weiter zu schlafen. Meine Beobachtungen in freier Natur aber waren damals an die Morgenstunden gebunden. Um mich zu zwingen, ließ ich mir einen Teekessel mit warmem Wasser auf einer Spiritusflamme bringen, die knapp genug bemessen war um das Wasser eben ins Kochen zu bringen. Sprang ich da nicht schnell aus dem Bett, um meinen Tee zu bereiten, verabfolgte ich mir gar kein Frühstück. Diese Kur half, denn schlief ich auch wieder ein, so weckte mich bald das „S-ummen“ oder S-ingen des Teekessels. Das Geräusch war mir dadurch auf Jahre verleidet und weckte mich stets. Jener Kessel aber stand dicht an der Außentür eines großen Wohnzimmers, mein Bett ziemlich entfernt an der offenen Türe des Schlafzimmers. Das Geräusch war geringer als das, welches

der Homo europaeus von seinem glühenden Dunghaufen hören mußte, mein Ungemach ohne Frühstück tätig sein zu müssen war ebenfalls viel geringer als das jener Altvordern. Der Zwang der Perceptiven auf ein S-ideophon in der Urzeit war ein unbedingt sehr großer. Die Spannung in den Gehirnzellen mußte mit Notwendigkeit eine Entladung durch die motorischen Nerven herbeiführen und ließ den Menschen unfreiwillig und freiwillig bewußt und unbewußt — alle Skalen der Möglichkeit müssen realiter vorgekommen sein — einen Zischlaut ausstoßen. Die Form desselben ist gleichgültig denn alle Möglichkeiten der Sprechmanier sind gleichwertig. Es heißt hier nicht Onomatopoeie oder Reflexlaut sondern das alles zusammen und noch sehr viel mehr.

Da nun der Mensch zu dieser Frist Atmungslaute und Geräusche wie vokalische Empfindungsäußerungen besaß, so mußte das Feuer — S zu diesen im Zusammenhange treten — je nach Bedarf. Deswegen ist es nötig, unseren Sprachschatz nachzusehen und die vorhandenen Worte zu logotomieren.

Zunächst ist aus der Sachlage klar, daß wir unser Augenmerk auf Worte richten, die etwas Unangenehmes bedeuten.

Hierbei führt uns der helle Vokal am sichersten, denn alle „hellen“ Vokale sind der leckenden Flamme „L + ys“ eigen, sie haben sogar ihren Namen noch heute von ihr. Die helle Flammenzunge aber zieht schmerzende Blasen auf der Haut gerade so wie das helle Eis im kalten Sonnenlicht. Es ist ethnographisch festgestellt, daß Südvölker, die das Eis zum ersten Male anfassen, es nach dem Gefühle mit ihrem Worte für Feuer bezeichnen. Ganz dasselbe ist auch bei uns der Fall gewesen: dänisch ist „L + ys“ helles Licht, plattdeutsch ist, is=Eis. Der „Hel = ên in Griechenland bezeichnete damit nur die Windesgewalt (Homer: is anemoio) — und auch die zieht im Winter Blasen auf der Haut. In der Sprache des L + at + in des Liebgeschlechtsmannes heißt „vis“ Gewalt.

Brechen wir hier ab und fassen die nächste Wirkung dieses Feuers zu dem der Mensch wesentlich sein eigenes Feuerzeug war (dies Thema kann ich hier unserer heutigen Auffassung von guter Sitte folgend nicht weiter ausführen) ins Auge.

War das Feuer des Menschen Feind, so war sein Erfolg die Asche des Menschen Freund. Sie war so „heiß“ so „weiß“ sie schützte als schlechtester Wärmeleiter die Haut an der sie haftete und herbe Fruchtreste und Wurzeln wurden so „süß“ wenn sie „eßbar“ d. h. Asche tragend geworden waren.

Wenn Mortillet von einer Periode „de la pierre éclatée“ redet, so könnte man mit viel mehr Fug von einer Aschenzeit sprechen. Aus einer Lebensnotwendigkeit entstanden war sie eine Lebensnotwendigkeit geworden, sie war einer der mächtigsten Spracherreger, welcher den



Kindern der Intraglacialzeit die deutlichste Kennmarke des homo europaeus aufdrückte, obgleich sie leichter war als der kalte „Asche — nicht“ der S + ne. Die Trilogie lat; esse = sein deutsch: essen (edere) und wesen (sein und esse) folgt dem homo europaeus bis über Deutschland hinaus bis in das Barbarenland des Blutsonntags. Die allerdeutschesten Namen wie Wësenberg oder Nowawës haben es sich leider gefallen lassen, auch einmal als „slawisch“ verleumdet zu werden. Gehen sie westwärts, von wo wir stammen, so haben Sie im Gallischen, vasso und dem Welschen „gwas“ ein Elementarwort das Wohnung und Mann zugleich bedeutet, dazu Gwynwas die heutige Gascogne und Gwyn gwas wesi das mythische Seelenland (vgl. John Rhys: Lectures on the origin and growths of religion — London 1898). Das griechische und lateinische iskos escos und askos ist genau dasselbe wie unser deutsches und scandinavisches isk und isch. Sprechen Sie in fließender Rede einmal statt heimisch: heimasch oder heimesch oder heimüsch oder heimösch — wie wenige Augenlider werden bei dem ungewohnten Laut auch nur ganz leise vibrieren! Schade, daß Müllenhofs Pseudowissenschaft einen so großen Einfluß auf d'Arbois de Jubainvilles Buch „les premiers habitants de l'Europe (Paris 1889 — 1894) gewann: Le suffixe ligure asco esco usco osco ist genau dasselbe wie die deutsche und scandinavische Endung „esche“ esk und ask.

Der homo ligus ist eine Type, die sogut wie in den Seealpen in Frankreich und Irland auch in Mecklenburg und der Mark Brandenburg vorkommt mit seiner Sprache — nur in anderer Kultur, nur differenziert nicht different — denn die reinen Nationen Europas haben gleichartige Gehirnzellen und bilden eine einheitliche Cognation im Gegensatz zu Türken, Finnen, Ugrofinnen und Mongolen, die dieser unser Cognation ihr bestes Expansionsgebiet geraubt haben.

Wer nicht nach der Methodik jener Unwissenschaft, auf die d'Arbois hereingefallen ist, beweisen kann, daß die Mecklenburger und Brandenburger Ligurer sind oder Kelten — der mag sich sein Schulgeld wieder geben lassen! — Herr von den Steinen hat in dem Vorwort seiner Bakairigrammatik p IX (Leipzig 1892) nicht ganz Recht von „den Sünden der Etymologie von Stammesnamen“ zu reden, denn die ganze bisherige Etymologie ist eine einzige Sünde, weil es mindestens im Europäischen keine Lautgesetze im Sinne der Philologie gibt — wohl aber Sinnlautgesetze. Alles andere sind Sprechmanieren, sind Moden, die wie etwa Hutmode oder Handschuhmode, auch Gegenstand kulturwissenschaftlicher Untersuchungen sein können.

Nehmen wir nur den Zischlaut des Feuers — ich schreibe ihn „S“, weil es für die Temperatur ebenso gleichgültig ist, ob das Feuer etwa „Sch“ zischt, wie für das Sprachverständnis, ob ein Mensch S oder Sch spricht. Der tiefest denkende Sprachforscher, der früh über meine

Geistesrichtung große Gewalt gewann, Carl Schiller, konnte am Ende des Wortes überhaupt kein S aussprechen; er sagte nicht Gajus sondern Gagusch. Von meinem vierzehnten bis ins zwanzigste Lebensjahr habe ich für sein mittelniederdeutsches Wörterbuch nicht „voces“ sondern „vodschesch“ ausgezogen.

Der einfach gezischte S-laut ist ein Ideophon, das durch rein konsonantische Verbindungen gestärkt werden kann.

Wenn eine einfache Berlinerin ihre schnellere Freundin nicht einholen kann, so sagt sie: „Ik werde mal ne Piste ufschlagen.“ Sie ruft aber nicht „pist“ sondern zischt „pst“ — und wird verstanden, obwohl die Hörerin nicht ahnt, daß das eigentlich der Notruf: „Hoch, Feuer, zu Ende“ ist. Das einfache S heißt Feuer und ist der Warnruf, den der schwälende Dunghaufen lehrte. Ich will dies Thema hier nicht voll ausführen, sondern begnüge mich mit dem Hinweis auf folgende Assoziation: Da Feuer und Asche mit dem menschlichen Urleben verbunden sind, so wird ihr S-Ideophon stets mit menschlichen Dingen assoziiert und endet in weiterer Entwicklung als Konkretum für die Ideen der Teilbarkeit, des Genetivs und des Plurals. Es kann auch eine Personenbezeichnung sein und unterliegt da keinem Lautgesetz, sondern der Mode und schließlich der Gewohnheit (*consuetudines* im deutschrechtlichen Sinn). Besserdichsch ist die Frau des Besserdich, seine Tochter (*ut de Franzosen tid*) heißt Besserdichs.

Hier haben wir, das was die Philologie differenzierte Personalsuffixe nennt. Im Sanskrit ist S z. B. ein Personalsuffix. Will man nun beweisen, daß die Sprache der Arja-Völker mit der von Europa gleichen Stammes ist, so muß dargetan werden, daß dieses S auf dieselbe Weise entstanden ist wie bei uns, d. h. man muß die Arja bis in die Intraglazialzeit zurückverfolgen oder sie für Abkömmlinge von uns aus der Postglazialzeit durch Funde und Sprache nachweisen. Diesen Versuch hat Much gemacht — ich kenne die zweite Auflage seines Buches noch nicht, in der ersten ist kein schlüssiger Beweis erbracht. Über die sogenannte „Indogermanistik“ hinaus ist der Versuch ein Fortschritt.

Man muß aber immer im Auge behalten, daß es nicht nur ethnographische und ethnologische Parallelen gibt, sondern auch biologische.

Für unseren Zweck halten wir nun fest, daß ein S namentlich am Anfang Feuer bedeuten kann, aber nicht notwendig muß wie in „Stek“ dem Feuerbohrer oder „Stab“ dem Brennholz. Die Bedeutung folgt aus der Logik in der Synthese.

Nach meiner vorherigen Angabe und der Bestätigung durch den Fund mußte demnach das Ideophon *Ed* einen toten Menschen bedeuten und das wird vollkommen klar sobald man das E sehr lang gedehnt ausspricht.

Jede körperliche Empfindung, also auch jedes Ideophon, kann durch Ausdehnung in ihr totales Gegenteil verkehrt werden. Jede Lustempfindung wird durch übermäßige Ausdehnung in Schmerz verkehrt. Das kurz empfundene Elementarwort verkehrt sich durch übermäßige Anhaltung der Spannung im Gehirn bis in sein Gegenteil. Dazwischen liegt eine weite Skala von Begriffsnuancen.

Hier haben Sie den Inhalt eines physiologischen und logischen Sinnlautgesetzes, das sich in allen mir bekannten und auch in mir nicht genau bekannten Sprachen geltend macht.

Die Sprechmanier muß wohl oder übel der Leitung im Gehirn folgen: sie hat kein anderes Mittel als die Dehnung des Vokals.

Hierauf beruht alles das, was man über Sinn und Gegensinn (namentlich im Ägyptischen) geschrieben hat.

Ob nun aber das Antideophon wirklich der Gegensinn des Ideophons ist, darüber entscheidet die Logik, da es sich eben nur um Gehirnfunktionen handelt — nicht allein die Länge des Vokals. Nehme ich das Elementarwort Er = Mensch speziell Mann, so kann das gedehnte êr einen großen Mann bedeuten, eventuell einen toten Mann, ebenso gut aber auch ein Weib wie z. B. im deutschen „Hausehre.“

Ich lege Ihnen hier also von vorneherein die Vermutung nahe, daß „éd“ eine Bedeutung haben muß die mit dem Begriffe „Leben“ zusammenhängt. Dabei will ich gleich vorausschicken, daß dieses letztere Wort erst durch einen Bedeutungswandel zu seinem Begriffsinhalt gekommen ist, auf den ich hier nicht eingehen will.

Ein Abstraktum wie Leben kann nichts ursprüngliches sein, denn die Begriffsbildung beginnt mit Konkretem. Dem Elementarwort éd muß also eine konkrete durch die Sinne perceptible Äußerung sein, die dem Wortbildner die Überzeugung beibringt: der Äußernde lebe.

Ich wiederhole hier noch einmal, daß die Klangfarbe des Vokals wie die Sprechmanier des Konsonanten d, dh, t, th, völlig gleichgültig ist, denn hier kommt bei der begriffbildenden Lebensäußerung der Mensch in allen Altersstadien als Lautbildner in Betracht, ja nach einer für mich sehr ersten Erfahrung schon ein halbgeborenes Menschenwesen, dessen Köpfchen in meiner helfenden Hand ruhte. In einem Momente, wo sich die Gefahr, meine Energie und Sinnesschärfe zum äußersten anspannte, hörte ich den ersten Laut mit unvergeßlicher Deutlichkeit.

Kein Kind schreit kein kleines „ä“ oder „uä“ zuerst, wie uns unterhaltsame Kinderpsychologien weis machen wollen, sondern es atmet zuerst.

Die ersten Atemzüge, die dem Hörer sagen: das Kind ist nicht tot geboren, sondern es lebt, die bilden deutlich ein schwaches at, et, it.

Das ist nicht nur die erste, sondern auch die primitivste Lebensäußerung des Menschen. All meine Erfahrung aber lehrt mich, daß die

begriffliche Expansionsfähigkeit, um so größer und intensiver ist, je primitiver das Ideophon in seiner Bildung ist.

Das ist eines der mächtigsten Grundgesetze in der Völkerpsychologie der europäischen Cognation.

Nicht das Lebensgefühl und Lebensbewußtsein durch tiefe Inhalation in dem Elementarwort „Ich“ äußert, das einer späteren Altersklasse angehört, ist der Schöpfer des Lebensbegriffes geworden. Im Gegenteil, der Seelenadel unserer Cognation hat sich hier drastisch genug manifestiert. War ichôr bei Homer noch das Blut der Götter, was ward es in der Sprache der späteren Mediziner? Haben wir nicht das Wort „Ichsucht“ gebildet?

Die stärksten Motive menschlichen Wollens und Fühlens traten in Bewegung um diesen ersten Kinderlaut „at“ wahrzunehmen und behalten zu können. „Es lebt“ sagte dieser Laut der Mutter in der schweren Stunde — nur gespannte Sinnesschärfe konnte ihn vernehmen.

Ich überlasse Ihnen die Ausführung dieses Themas und benutze meine „anthropologische“ Erfahrung, um Ihnen einige Werdegänge dieses Atmungslautes in kürze vorzulegen.

Mit dem weichen W-Laut verbunden läßt „v-it-a“ im Lateinischen das Leben. Im Griechischen werden die Geschlechtszugehörigkeit mit „id“ gebildet. Et-os heißt Alter Zeit und Geschlecht. Ed-da heißt die Geschlechtsmutter in Island, ätti der Großvater in der Schweiz. Und was ist der Unterschied zwischen den lateinischen P + at + er und dem deutschen V + at + er: im ersten Falle erscheint der Leben gebende Mann (er) als hoch, im zweiten als „lieb“.

Noch heute sprechen wir von einem „Aus-bau“ als entfernt liegenden Dorfhofe, noch heute hat der Norweger seine „Ute-thrönder“. Wollen wir nun einen draußen im Meere entfernt liegendes Heim — eines lebenden Geschlechtes der heutigen Monarchie Preußen ganz genau bezeichnen, so setzen wir die Elementarworte der Sinnfolge nach zusammen und bilden das Wort: Us + ed + om.

Wollen wir uns ein verstorbenes Geschlecht speziell unseres deutschen Blutes in einer Sagenstadt als tot existierend bezeichnen, so bilden wir Vin = Freund + ôt = totes Geschlecht und haben unser Vinêta.

Da haben wir dasselbe êd das mit dem Feuer-S logisch verbunden den Begriff Sêd = verbranntes Geschlecht gibt.

Ohne Atmung ist menschliches Leben nicht möglich und überhaupt kein „ad-nim-al = Atem-nehmen heil (heil = ganz)“ existenzfähig. Die primitive Co-agitatio, die keine adperceptive Vergleichung vornehmen kann, bleibt bei der Angleichung stehen und bildet ein Konkretum, das nach unserer adperceptiven Redegewohnheit „Lebensprinzip“ genannt werden müßte. Die Hauptformen in der Überlieferung sind ád und ód = Gegenwort âd und ôd. Sie muß dies Konkretum als ein ens reale

nehmen und vorstellen. Als solches haben die Formen Atem und Odem bis in das XVI. Jahrhundert fortexistiert und zugleich In- und Exhalation bezeichnet wie auch das was wir jetzt „Geist“ oder auch „Seele“ nennen. Die Vorstellung ist in ihrem groben Sensualismus noch heute wirkend, doch hat die Adperceptive sie schon zu Abstraktionen, also zu Sammelbegriffen von abgelösten Eigenschaften verarbeitet. Bei starken Emotionen und Empfindungen ist die Inhalation wie die Exhalation stärker als gewöhnlich und bildet große Reihen von emphatischen Ideophonen, von denen die weichen Hauchlaute der W-Klasse und die tieferen mehr männlichen G und Gh die mächtigsten sind, weil sie leichter hörbarer werden als das H. Die Sprechmanier kann beide Laute natürlich je nach Willkür und Erregung bis F und P + h oder bis „ich“ und „uch“ variieren — das ist irrelevant, denn, wie von einer Nuß nicht die Schale, sondern der Kern das brauchbare ist, so kommt es hier stets auf den Sinn, nicht auf die Form an. Das ist sehr erklärlich an dem Worte Vater, das durch die schärfere Knaben- und Männeraussprache zum Fater geworden ist; der weiche W-laut, der von der Mutterliebe Sinn und Form bekam, trat zurück. Wir haben ihn voll in Würde und Weihe (vi und wi) erhalten.

Ihnen allen ist bekannt, daß niedere Kultur und Kinderverstand jene von uns „Tod“ genannte chemische Zersetzung unseres Körpers nicht begreifen kann. Mit dem Tätigkeitsideophon, das ich alsbald erklären will, verbunden haben wir den „tôt-en“ als vorgestelltes ens reale. Mit W verbunden haben wir in W + ôd + an den geweihten Toten-Man, wie wir ihn aus unseren Mythen kennen. Mythe und Wort decken sich inhaltlich vollkommen. Bei allen primitiven Gestaltungen dieser Art „kann man das Wesen gewöhnlich aus dem Namen lesen“.

Genau mit derselben primitiven Logik ist aus der emphatischen Synthese mit gh und g und dem Elementarwort ad und od das Wort Gott mnd d. auch ghod, god, ghad und gad entstanden. Nach unserem jetzigen Sprachgebrauche können wir einfach „Leben“ dafür setzen um den Begriff konventionell festzulegen, denn das Wort gibt für uns den Sammelbegriff aller Vitalität.

Biologisch ist „Gott“ ein „einfaches Element,“ theologisch eine „forma subsistens“ — ein Streit in der Wissenschaft ist vernünftigerweise ganz unmöglich — aber gibt es denn, ja kann es denn wissenschaftliche Theologie oder Gotteskunde geben, wenn die Herren nicht einmal wissen, was ein so einfaches klares Wort „ursprünglich bedeutet.“?

## B. Logotomie von Din.

Das Wort Din begegnet uns im Gesamteuropäischen in allen möglichen Sprachmanieren und Synthesen. Selbständig hat es sich in dem englischen „den“ erhalten, das Schlucht, Höhle, Gruft und ähnliches

bezeichnet und zwar sowohl Naturgebilde wie Menschengebilde. Ein Entstandenes ist primitiver Denkweise unfassbar, sie kennt nur etwas Gemachtes. Überwiegend bedeutet *diu, tin, tûn, dûn, dôn, tèn* (letztere Formen unverstandenerweise kurz gesprochen), besonders im sog. Keltgermanisch eine Befestigung als etwas das von Menschen, als Eigen, als Haus oder Wohnplatz gemacht oder geschaffen ist. Wie sollen wir demnach die Laute oder die Buchstaben teilen, um die Partikeln als Sinnlaute zu erkennen?

Unmittelbar durch Kinderbeobachtung gegeben ist uns von den drei Wortteilen nur N und durch sie auch warum es in allen ursprünglichen Worten mit Elementar-notwendigkeit stets eine Verneinung enthält. N ist vielleicht das einzige echte Säuglingswort, dessen Möglichkeit von Wilhelm Wundt mit Unrecht bestritten ist. N ist ein vollkommenes Wort, das eine energische Willensäußerung bewußt zum Ausdruck bringt — ein echtes Ideophon, das heute wie vordem stets neu erzeugt wird.

Bietet die Mutterliebe dem Säugling ihre gute — Gabe, gr. *â-gap—e*, so saugt er bis er satt ist. Die Mutterliebe bezweifelt das und wiederholt unter Anwendung zarter Gewalt ihren Liebesbeweis — der im Griechischen infolgedessen sowohl „Liebe“ in ihrer heiligsten Form wie „Mahlzeit“ bedeutet.

Ist der Säugling gesättigt, so wehrt er sich bewußt mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen. Er zieht sein ärgerlichstes Gesicht und macht „ne Flabbe“ „ne Schüpp“ mit breit gezogenem Mund und vorgestreckter Unterlippe. Seinen Mund aber schließt er inwendig, indem er die Zunge mit aller Kraft gegen den Vordergaumen drückt. Dabei bringt er nach Maßgabe seiner Lungenkraft, weil ihm weiter nichts übrig bleibt, durch die Nase einen Laut hervor, nämlich ein N.

Sobald der Säugling freigegeben ist, nimmt sein Gesicht den gewöhnlichen Ausdruck wieder an. Ist nach etlichen Wiederholungen der Säugling inne geworden, daß dieses Mittel hilft, so fängt er schon im ersten halben Jahre an, dasselbe zu wiederholen bei allem, was ihm unangenehm ist, wenn dieses nicht Weinen auslöst.

Das N heißt zunächst: ich will nicht mehr Milch und steigert sich, vom Säugling und der Mutter gleichmäßig verstanden, zu einem: ich will nicht. Daher sein Charakter als Negative in der Sprache.

Etwas später wird das Gegenteil von diesem N nämlich das M hörbar.

Reizt der Appetit das Kind nicht zum Weinen, so deutet es ihn dadurch an, daß es seine Lippen in die Saugstellung bringt. Das ist besonders zu beobachten, wenn die Ernährungstätigkeit nach Stillung des stärksten Bedürfnisses unterbrochen wird. Je nach der Körperkraft früher oder später wird vom Kinde dem ein Laut hinzugefügt. Die Saugstellung bedingt mit Notwendigkeit einen M-laut mit schwachem

variierenden Vokal verbunden wie üm, im, em, öm, am, om und daneben auch mit anlautendem m, in dritter Folge mit anlautendem und auslautendem m. Dies kann schon ein recht hörbarer Ruf nach Nahrung sein. Aus ihm schaffen gemeinschaftlich Mutter und Kind die Benennungen für Mutter und Milch oder Nahrung. Bildet ein Kind einen Laut wie am oder müm, so braucht man den Ton nur fragend nachzubilden, um ihn fordernd wieder zu vernehmen. Das ist eine völlige Konversation in einfachster Form.

Beides mußte voraufgeschickt werden um das in-Wort zu verstehen, das sich durch die überwiegende Länge des Tones als Gegenwort zu einem Elementarwort zu erkennen gibt und mit einer Negation endigt. Nehmen wir nun das kurze Elementarwort selber, so haben wir es als, an, en, in, on, un in dem ersten Zahlwort der europäischen Cognation — dessen Bedeutung „Mann“ auf der flachen Hand liegt.

Das gibt uns aber wieder zwei Fragen, warum tritt das Mutter und Nahrung andeutende M vor den An und warum schließt dieser mit einer Negation? Für den Begriff des männlichen Menschen gibt es im griechischen eine Synthese mit dem einfachen „an“ dem das hier ins Große gesteigert ér mit êr tautologisch angehängt ist um einen großen Mann einen Erwachsenen zu kennzeichnen.

Im lateinischen aber haben wir eine M-synthese die zugleich Vater und Mutter bezeichnet in „homo“ die französische heutige Form gibt ein viel primitiveres Wort und ist offenbar viel älter als die lateinische Schriftsprache. Das französische „'om'm“ ist nur wenig in der Sprechmanier verschieden von dem plattdeutschen „am'm“ die Amme.

Haben wir hier wirklich logische Ideophone vor uns, so folgt mit absoluter Sicherheit aus ihnen, daß auch l'homme einmal Amme gewesen sein muß. Es folgt ferner, daß er dies jedenfalls in der Intraglazialzeit gewesen sein muß und vielleicht auch noch später gewesen sein kann.

Sie sehen die Logotomie arbeitet mit derselben Sicherheit wie die Anatomie, welche die Rudimente von Milchdrüsen beim Manne längst nachgewiesen hat.

Nun gibt es im Griechischen ein kleines Wort „an“ mit einer nöckernden Nebenform aus der Kinderstube „ean“. Die Unsicherheit dieser Lautgebung verbunden mit der innewohnenden Bedeutung des Zweifels „wenn“ und „ob“ gibt uns einen Fingerzeig und zugleich den Grundsinn des deutschen Wortes „wenn“.

Es ist Tatsache, daß jetzt die männliche Milchdrüse ihren Dienst völlig versagt. Diese Tatsache kann nicht in der ganzen Cognation Europas plötzlich und auf einmal eingetreten sein. Die Rückbildung gebrauchte Zeit und die Erblichkeit dieser erworbenen Eigenschaft wohl noch viel mehr.

Es muß also eine Zeit gegeben, wo die Mannesmilch im Schwinden begriffen war und der Mann noch mit abnehmenden Kräften die Säuglingsernährung betrieb.

Vorher war dem Kinde die eine Beziehung „om“ oder „am“ für beide Eltern genügend, in dieser Epoche aber gebrauchte das Kind zwei. Das eine „an“ oder „in“ ist einfache Negation mit der Bedeutung: Milch nicht und Mutter nicht. Das Wortchen „ean“ zeigt den zweifelnden Kinderlaut, das deutsche „wenn“ gibt mit ihm mit dem W einen freundlichen Nebensinn. Ganz deutlich aber ist der Sinn von Mannahrung nicht. In einer späteren Epoche, als eigesehen ward, daß der homo masculinus doch der Ernährer war bildet sich das Gegenwort der Mân\*) wie noch heute oft gesprochen wird.

Wenn wir nun zu der negativen Bezeichnung des menschlichen Masculinums das Gegenwort bilden, so würden wir zunächst auf den Begriff Weib kommen wie z. B. in dem Frauennamen Ina. Von einer anderen Gesichtslinie ausgehend, auf die uns der bekannte Wortsinn weist, so kommen wir auf den Begriff: „eigen, alles was der Mann hat, wozu auch das Weib gehört; ich emphatisch ausgesprochen.

Das Ideophon „d“ bezeichnet an den Anfang eines Wortes gestellt eine menschliche Tätigkeit, wie ich sofort bei der Erklärung von „deutsch“ zeigen werde. Mit dem Eigen eines Mannes verbunden ist es Ortsbezeichnung und bedeutet Haus und Burg. Das keltische Dunum entspricht genau dem deutschen tûnhêm oder Zannheim. Seddin ist also, wie der Fund bewies, das Haus oder die Burg eines verbrannten Menschengeschlechtes.

### Was heißt Deutsch?

Eine ziemlich mißtönige sogenannte „Sylbe“ ist aus dem alten tiotisk oder diotisk geworden.

Es wird uns gesagt diot oder tiot oder diet bedente Volk im Sinne von populus, peuple oder peeple. Unser Plan läßt letztere Ausdrücke bei Seite, denn Volk bedarf eines Zusatzes wie jene drei Worte des romanus, français und english bedürfen.

Deutsches Volk wäre volkiges Volk — das ist Unsinn. Wir halten vorläufig fest, daß ot, et, ut, = Geschlecht und daß isk = Asche die Bedeutung zum Menschen gehörig sowie „viele“ hat.

Die Ideophone utsch oder otisk heißen also zu einem Geschlecht gehörig.

Das Bestimmende ist also das Elementarwort Di, welches logischer Weise den Anfang bildet, es ist ein oft vorkommendes Elementarwort in

\*) Das verdoppelte N ist mittelalterliche Schreibmanier nach Analogie der lateinischen Längenbildung durch zwei Konsonanten, es bezeichnet fast immer einen langen Vokal.



verschiedener Sprachmanier wie z. B. in tuatha dé danann wörtlich aus dem alt irischen deutsche Götter Dänen. Die Eigenschaft Deutsche zu heißen kommt uns also nicht allein zu, der Irländer, der Gallier oder der Svithiodisk in Schweden hat ganz das gleiche Recht darauf. Unsere Logotomie zerlegt also unser Di in ein D. und einen hellen Vokal (dazu gehört auch das U in tuatha, das dem schwedischen und französischen U=dänisch y deutsch ü entspricht—völlig dunkel ist nur ein langes O auf welches die Vokalflamme\*) nicht reagiert). Es ist eine Tatsache, daß der Mensch schon in dem Tertiär Steine roh behauen hat, die sogenannten Eolithen. Seit der beginnenden Intraglacialzeit aber hat er seine Steine nicht nur langsam zielend behauen — was für das Verständnis der „Schlagworte“ von großem Werte ist — und sie in fernerer Entwicklung kunstvoll nicht geschlagen sondern geschlägelt — was für die Weiterentwicklung unserer Sprache ebenfalls von Wert war. — Nein, er hat sie auch durch quetschenden Druck geformt und gezahnt.

Diese quetschende Drucktätigkeit ist es, worauf es hier ankommt. Ob diese wirklich das Wichtigste für den Intraglacialmenschen war, ob ihm nicht andere Drucktätigkeiten viel wertvoller erschienen sind, ja, ob diese für die Sprachung im Gehirn viel anregender waren, kann vom Standpunkte des mir bekannten Wissens weder bejaht noch verneint werden. Es ermangelt das alles der Beweisfähigkeit und ist experimenteller Probe verschlossen.

Die Steinquetschungen aber kennen wir und können durch Nachahmung ihre Wirkung auf uns ausprobieren. Die für das innere Gehör vernehmbare und von der Adperceptive kontrollierbare D — Bildung im Gehirn habe ich im Sommer 1878 in Kloster Preetz kennen gelernt und mir mit meinem berühmten Freunde Worsaae im folgenden Winter, den ich in Kopenhagen zubrachte, besprochen und durchprobiert. Ich rede also aus unmittelbarem Wissen.

Stemmt man die Hand besonders den Daumen direkt oder mit einem Instrument fest gegen einen Gegenstand, so stellt sich der Rythmik des Körpers und der Erfahrung folgend die Zunge fast ebenso wie die des Säuglings der die Annahme der Muttermilch verweigert. Die Erfahrung lehrt schon das Kind, daß die Zunge oft zwischen die beißenden Zähne gerät, wenn das Objekt plötzlich dem Druck mit einem Ruck weicht. In der geschützten Position sperrt die Zunge den tief zur Arbeit eingeholten Atem. Erzwingt dieser dann nach Aufhören des Druckes seinen Weg ins Freie, so geschieht das mit einem sehr deutlich D—, ob das ein T oder ein Th ist, das ist ganz zufällig und gleichgültig. Ist viel Speichel im Munde kann auch ein Z daraus werden. Mit gleicher Intensität und unter

---

\*) Das Spiel mit der Vokalflamme gehört in meine Kinderzeit, ist also primitive Erfahrung.

gleicher Empfindung wird dies D eben nur bei solcher und ähnlicher Arbeit gebildet. Solche und ähnliche Arbeit aber war für unsere Alvordern im zwischeneislichen Europa eine Lebensnotwendigkeit.

Infolge dessen erlangte dies Ideophon in allen Varianten des Gesamteuropäischen seine gleichsinnige Bedeutung. Das ist ein sauererworbenes Gut der Intraglacialzeit — soweit wir nach rückwärts bis jetzt wissen können.

Sehen wir einmal eine einfache Sinnlautverbindung des Volkes, welches es im Steinquetschen, kurz überhaupt in der Feuersteinbearbeitung am weitesten gebracht hat, so finden wir sie in seinem Heros eponymos: Dan igitur et Angul, a quibus Danorum coepit origo (Saxo Gramm. fol. 3. v. Paris 1514). D + an ist zunächst „Druckmann“ oder erweitert dem deutschen Namen „Thumann“ entsprechend. Dasselbe Wort im angelsächsischen Thane aber bedeutet „Herr“, also jemand der einen Druck ausübt. Der gälische Than ist aber kein „Däne“ wie in England, sondern er kann sogar ein Pict sein. Die irischen „deutsche Götter Dänen“ (tuatha de Danann) gehören in einen Sagenkreis, der nur durch die Verhältnisse der Intraglacialzeit verständlich wird.

Ist uns das D sicher, so steht zur Frage, welche konkreten Lebensakte mußten notwendigerweise dieses D mit dem hellen Laute der singenden Flamme, die man in freier Natur oft findet, in logischen Kontakt bringen.

Wenn Sie nun einmal fühlen wollen, wie hilflos der philologische Etymologe, der Worte durch Worte und „Lautgesetze“ erklären will, also ohne tertium comparationis vergleichen will, dann nehmen Sie Ihr Wissen über Feuerbohrer aus dem Märkischen Provinzial-Museum und dem Kgl. Museum her und bringen — es ist das beste Werk seiner Art, das ich hier auswähle — Leo Meyers Handbuch der griechischen Etymologie (Leipzig 1901) Seite 152—153 haptesthai und haptain in Kontakt mit Seite 223—228 aus K. v. d. Steinens „Unter den Naturvölkern Brasiliens“ (Berlin 1894). Haben Sie hier die Entwicklung des Feuerbohrers bis zur Haftschnur einer einfachen Drillmaschine, so stehen wir mit Di und Dé auf einer früheren Stufe, wo der meist hochgewachsene homo europaeus gebückt über dem Unterholz stand und unter Anwendung starken Druckes mit dem S-tecken Feuer erbohrte: Fiur Für gr. pyr ist ja schon ein Bohrwort!

Die Arbeit war lebensnotwendig, aber nur dann unschwer, wenn man knochentrockenes Holz hatte, was nur bei Aufbewahrung in einer Höhle möglich war. Bei anhaltendem Regenwetter ist die Sache bei uns absolut unmöglich, alle unsere gewöhnlichen Anzündemittel versagen dabei. Das muß am Rande der Eiszeiten noch unangenehmer gewesen sein, als etwa in den Regennächten im Lager vor Metz, die meinen Freund Ernst Neudecker († bei Orléans) und mich zwangen durch einen

wagehalsigen Diebsgang eine trockene Tonne mit trockenem Stroh zu erwerben.

„Was heißt denn das Wort Dieb“. Es ist thi-of = Di-eb = Feuer-ab (Di und thi kann auch die Feuerbewahrerin, das Weib bedeuten).

Nehmen Sie diese einfachen Realitäten und lesen in dem „berühmten“ Reallexikon (Straßburg 1901 s. v. Dieb) O. Schraders indogermanischen Vorstellungen von Urzeit, „es ergibt sich also, daß schon in der Urzeit der Begriff des Diebstahls d. i. des heimlichen Nehmens sprachlich abgegrenzt war“. Schade, daß diese Weisheit nicht einmal „sprachlich“ richtig ist, denn der kühne Kapitän aus Hans Rekemanns Chronik sagt: „dat sünd Deeve“, als er die Raubschiffe Martin Pechlins erblickt. Bei Pechlin kann man doch nicht von „heimlichen Nehmen“, sondern nur von dem offensten Seeraub reden.

Das aristokratische Selbstbewußtsein der europäischen Cognation stammt aus der Intraglacialzeit, wo es in trockenen Höhlen Barone = Hochland-man gab, die „auf der Höhe“ waren und Feuer besaßen, das der „Niedrige“ der „Untere“ der „Unter-Than“ im feuchten Tale nicht halten und haben konnte, wenn er es nicht stahl oder raubte und vielleicht die „Sie“ oder „Die“ des „Erhabenen“ dazu. Dies ist ein höchst einfaches Vorkommnis nicht schwieriger oder gefahrvoller als mein Erlebnis vor Metz — nur war es für die Lebenserhaltung von Säuglingen oder Jährlingen von größerer Bedeutung. Für den Hoch-mann den „H + er“ und die Seinen (Her - usk) war die Sache natürlich fatal und wenn der Prometheus das beste Eigen des „Her-en“ die „Her-in“ mitgehen ließ, so war es kein Wunder, wenn er den gefangenen Räuber den Raubvögeln gefesselt vorwarf.

Dies ist der einfache Realinhalt der Prometheussage, die wie so viele andere aus der Intraglacialzeit leicht verständlich ist — und die Litteratur darüber, ich sage mit K. v. d. Steinen: „Oh ihr unsterblichen Götter“! Die Ideophone D + i + ot + isk = deutsch ergeben ins Moderne den Begriff: zum Schaff-Licht-geschlecht-gehörig.

Es ist dies die stolze Bezeichnung des echten Europäers, auf welche die ganze Cognation gleichen Anspruch hat. Das J - yd in Jütland ist ein Licht-geschlecht wie das jüngste postglaciale Volk das „Feuerweihlichtgeschlecht“ Svithiod in Schweden dem Swearike dem Feuerweihland.

Das eben ist der Weg unserer Kultur, daß sie elementare physische Notwendigkeiten in ethische und intellektuelle umwandelt.

Hat unsere hellere Art wirklich mit der weizengelben Schritt gehalten? Kein Monarch Europas von der römischen Kaiserzeit an darf sich neben den großen Mongolenkaiser Akbar stellen. Sein Dini-Illahi ist nicht mehr Religion = Rückbindung, sondern, wie wirklich verstandenes Christentum, Eligion d. h. Erlösung.

Die ersten Anfänge den gleichen Weg der Lichtreligion zu betreten, zeigt der berühmte Brief an Admiral Hollmann.

Anfänge sind es, aber auch denen konnten die hochgelehrten Herren nicht folgen, die weder das Wort „deutsch“ noch „Gott“ verstanden.

### Was heißt Preußen.

Ich habe Ihnen hier eben einige Worte gesagt, die etwas ernster sind als Fichtes Reden an die deutsche Nation.

Ich will Ihnen jetzt noch ein bischen näher kommen und Ihnen zeigen, welche ethischen und politischen Verpflichtungen Sie sich auferlegen, wenn Sie singen „Ich bin ein Preuße“ usw. Was Sie damit sagen, vermögen Sie erst zu ermessen, wenn Sie das Wort verstanden haben, richtig verstanden ein stolzes Ehrenwort. Im deutschen Reich gilt es nicht dafür — im Gegenteil, es ist ein Schimpfwort. Mit „Malefiz“ oder „Sau“ verbunden, habe ich es vielfach in Sachsen, Bayern, Württemberg und Baden gehört. In Sachsen und Thüringen verbindet man es mit Laus. In Mecklenburg-Schwerin ist ein Preuße gleichbedeutend mit Herumtreiber, Vagabund oder Strolch. Und wie steht es denn in der Monarchie Preußen selber? Im Rheinland und Westfalen ist das Wort verhaßt und nirgends beliebt, in Hannover desgleichen. Die Provinz Sachsen spricht ebenso wie das Königreich und die thüringischen Lande von „Lausepreußen“, nur ist der Begriff auf unbeliebte Leute aus den östlichen Provinzen beschränkt. Sachlich ist er motiviert, denn die Bewohner dieser Gegenden sind vielfach mit diesem Ungeziefer behaftet — besonders die Polen, die zur Erhöhung dieses Mißkredites beitragen. Pommern denkt ähnlich, namentlich Vorpommern. Und wie denken denn die Brandenburger? Das zu eruieren, will ich Ihnen überlassen, soweit ihre Grenze läuft, was die echten Brandenburger im mecklenburgischen Anteil der Mark sagen und denken, das habe ich mit Ekel und Überdruß bei der Durchsicht der Strafakten des Rostocker Oberlandesgerichtes und der Amtsgerichte von Mirow, Neubrandenburg, Friedland, Altstrelitz und Fürstenberg gesehen — und zur Einstampfung kondemniert. Der unehrbarste Ausdruck mit dem sich schimpfende Weiber belegen können mit „Preußen“ komponiert, führt unweigerlich zu Körperverletzungen, denn so schwer will sich kein Weib beschimpfen lassen. Die einfache Bezeichnung „Preuße“ ist von den Gerichten als strafbare Beleidigung abgeurteilt. Mögen diese Zeiten der Vergessenheit anheimfallen. Seit den achtziger Jahren hört diese häßliche Erscheinung auf.

Nur eines will ich noch hinzufügen, weil niemand außer mir das Beweismaterial kennt bzw. kennen gelernt hat.

Die Monarchie, d. h. ihre Könige und Minister tragen hier keine Schuld. Selbst Friedrich der Große, zu dessen Zeiten sich die Armeen,

wie ja noch viel später die königliche Flotte von England, sich durch Menschenraub rekrutieren mußten, ist dem kleinen Staate Mecklenburg-Strelitz ein besserer Freund gewesen als Mecklenburg-Schwerin. Der Volkshaß, der sich unter den echten Brandenburgern noch heute, namentlich an den fischreichen Gewässern zeigt, ist lediglich das Werk eines hessischen Kondottiere aus dem XVI. Jahrhundert und seines Sohnes.

Über die Provinz Schlesien muß ich schweigen, da ich nicht aus eigener Erfahrung sprechen kann. Wo liegt der Grund dieser Erscheinung? In der Politik, der Verwaltung und Verfassung liegt der Grund nicht, denn unter meinen Beobachtungsobjekten sind viele Menschen, die sich sehr wohl in der Monarchie fühlen und die ich als gute königstreue Menschen kenne.

Die Anthropogeographie in dieser ethnologischen Studie ergibt die Antwort auf die Frage: je mehr sich in der Richtung nach Westen und Südwesten zu der Reichseinwohner als „Deutscher“ fühlt, um so unangenehmer ist ihm der Preuße, den er für einen Nichtdeutschen oder Halbdeutschen hält: die Ausdehnung aller deutschen Rechte, der politischen wie der Freizügigkeit auf die Polen, nährt die Abneigung noch heute und zwar mehr in Preußen selber als in irgend einem anderen Bundesstaat.

Dem echten Deutschen ist der halbasiatische Pole und der vollasiatische Russe widerwärtig, und zwar um so widerwärtiger, je mehr er sich den äußeren Anstrich des Europaers giebt.

Der Preuße galt nicht nur 1866 für einen Halbasiaten, sondern er gilt noch heute dafür, ja, was das schlimmste ist: er hält sich, besonders in den Provinzen Pommern und Brandenburg, selber dafür.

Bekanntlich heißt die Monarchie nach einem Herzogtum, das sich Preußen nannte. Dies soll der Name eines Volkes gewesen sein, das nicht deutschen Ursprungs in jenen Gegenden sesshaft gewesen ist und in den Geschichtsquellen Pruzzi genannt wird.

Aus Pruzzi soll Preußen entstanden sein. Preußen soll eine Kontraktio aus dem slawischen Po und Russ sein und „Nebenrussen“ bedeuten.

Ja, daß diese Monarchie tatsächlich und nicht nur in den Tagen von Olmütz zu einem ohnmächtigen Nebenrußland herabgedemütigt war — das werden Sie mit bitterem Ingrimm empfinden.

Heute steht die Monarchie anders da, sie hat mindestens die Macht und folglich die Pflicht es zu tun.

Die schöne slawische Etymologie hat leider den doppelten Fehler, daß „Rus“ ein skandinavisches Wort ist und „hochgewachsen“ (vgl. unser Reis und englisch to rise, scand. at reisa) folglich stolz und berühmt heißt. Po aber ist skandinavisch und hat nicht die Bedeutung bei, welches „ved“ heißt, sondern „auf“ (paa und pá).

Die „Auf-russen“ wären also nicht Nebenrussen, sondern „Herren der Russen“. Schade, daß das in der Tat nicht wahr ist!

Kehren wir zu dem vermutlich skythischen Volk der Prussi oder Pruzzi zurück und fragen, ob der offizielle Titel Ihres allergnädigsten Herrn „Borussiae rex“ als eine Latinisierung anzusehen ist, wie die — ich sage schon hier falsche — Schreibweise andeutet. Wo lag der Zwang aus Prussia Borussia zu machen, als ob die Lautverbindung Pr nicht so bequem für den alten Latin wie für den heutigen Italiener gelegen hätte. Nirgends ist ein Zwang, eine Nötigung erweisbar und damit zerfällt die Sache in lauter Unsinn.

Der Königstitel kann nur nach einem anderen Worte, aus dem durch nachlässige Sprechmanier Preußen geworden ist, gewählt sein und man hat dies alte Wort in begreiflichem Irrtum für lateinisch gehalten. Vielleicht lebt es in irgend einem Dialekt noch in erkennbarer Form.

Das Wort hätte ich wohl schon lange gekannt, aber das Recht der Anwendung hatte ich nicht, dazu mußte erst eine Entdeckung kommen.

Diese hat wiederum Friedel und der Verein Brandenburgia gemacht—ihnen trägt die Monarchie die Schuld des Dankes.

Die Logotomie des Wortes ergibt zunächst ein Elementarwort Bor, das aus den Synthesen von B und dem Ruktuslaut Or besteht.

Das Wort, der älteren Baukunst angehörig, hat sich bis in das XVI. und XVII. Jahrhundert erhalten und da die Bedeutung von Giebel angenommen. In Zusammensetzungen wie die Enbore oder Empore und in „empor“ existiert es noch heute. Sein Sinn ist klar: in die Höhe, etwas hohes, das mit menschlichem Bauwerk zusammenhängt. Enthalten ist es in Borg und Burg. Logotomische Vergleichung erweist nun aufs deutlichste, daß Bor das Stadium einer menschlichen Wohnung in der Höhe bezeichnet, ehe der Kulturfortschritt den festen Abschluß erfand, welcher durch den Verschluslaut charakterisiert (cf. Dor und Dôr zu Dor—f und Dor—ch oder Dord und Dort in Dordrecht und Dortmund).

Das ist alles ganz klar und kommt bei der Erklärung von Brandenburg zu weiterer Ausführung. Die Frage war nur die: reichte die menschliche Besiedelung überhaupt soweit zurück, daß man an eine Siedlungsgewohnheit denken kann, welche im Europäischen das Wort „Bór“ als logische Notwendigkeit verlangt.

Das Entscheidende waren Friedels und der Brandenburgia „paläolithische“ Funde auf den Rüdersdorfer Kalkbergen — die gelehrten Herren Staatsignoranten, die über den verdienstvollen Mann vor meinen Ohren am meisten gespottet haben, kommen jetzt mit ihren Folithen hinterdrein.

Eine Parallelentdeckung von ähnlichem Wert hat der berühmte Maler Eugen Bracht im Lande Stargard gemacht. Es sind Höhlen-

wohnungen, die von der Seite her in einen ziemlich steilen Abhang eingetrieben sind. Die Funde, die dazu gehören und in der Gegend zerstreut liegen, sind „palaiolithisch“, meinetwegen auch „eolithisch“, wie diese fürchterlich unsinnigen und verwirrenden keiner klaren Definition fähigen Ausdrücke der Herren Staatsdilettanten lauten. Beide Wohnarten sind Wiederholungen von Wohn-gewohnheiten, die sich aus der Notwendigkeit der Intraglacialzeit, namentlich auf dem Boden Frankreichs, erklären. Dort hat auch das Volk das alte Wort aufbewahrt. Cartailhac sagt, daß es niemand versteht, er schreibt es „Awen“, das ist das plattdeutsche Wort für „Ofen“. Ich behalte mir vor, hierauf später genauer einzugehen und will Ihnen hier nur zeigen, woher die Ortsendungen kommen, die wirklich ów gesprochen werden müssen und nicht au wie z. B. in Scowenborg = Schauenburg oder dänisch Antvorskow oder Skow = Wald + ron = Bach + nek = Nixe, Nichus. Auch diese Ortsendigungen haben es sich gefallen lassen müssen, als „slawisch“ oder „wendisch“ bezeichnet zu werden, ohne daß Ihre Richter den Inkulpaten eine Lektion wegen groben Unfugs erteilt hätten!

Das zweite Elementarwort ist ús ein Ruktuswort, dessen Sinn noch völlig klar liegt. Zum Mindesten bei uns, wo es nicht von Schulmeistern wie in Rom als Geschlechtsbezeichnung mißverstanden wurde. Der Ligus hat sich dagegen gewehrt, vergl. Femina ligus. Der Brandenburger mit seiner zähen Ausdauer ist eine der letzten Entwicklungserscheinung dieser Menschentype, deren böseren Eigenschaften durch Überkreuzung und Flachlandkultur paralysiert sind.

Wir haben also nicht den Borussiae rex, sondern den Bór-ús-jë rêx.

Welchen Sinn hat nun Bor-us = Haus-aus, oder „außen“ wie in Ús-ed-om?

Nehmen wir einmal eine ethnologische Parallele (aus K. von den Steinen). Der Wald bewohnende Karaibe gelangt an das weite Meer. Er formt ein Wort pará tába = páru-áta-ba: Wasser-kein-Haus.

„Haus-aus“ in analogem Sinne sagte der Pionier frühester Postglacialzeit, der seinen Fuß auf den festen Boden der Kalkberge setzte. „Haus-außen“ sagte er sobald er sich dort niedergelassen hatte — denn vor ihm war sumpfiges wüstes Unland und Wasser. Mit logischer Notwendigkeit wiederholt sich dieselbe Wortstellung und dieselbe wortbildende Gehirntätigkeit auf dem langsamen Siegeszuge des Homo europaeus bis weit über die zu kurzen Grenzen der heutigen Monarchie in das natürliche Kolonialgebiet der europäischen Cognation. Das Wort mußte sich halten gerade da, wo die asiatische Gegenströmung in viel späterer Zeit dem Deutschen Halt gebot.

Wenn sie also sagen: Ich bin ein Preuße so heißt das ich bin ein Pionier des Europäertums, staatlich wie sittlich, kör-

perlich wie geistig. — Dies ist auch tatsächlich der edlere Inhalt ihres königstreuen Patriotismus!

Daß nun in anderen Stämmen mindestens ebensoviele oder mehr Bór-us-Naturen vorkommen ist bekannt, daß diese in der höchsten Verwaltung und in der Heeresleitung bei ihnen oft die führenden Rollen spielen, ist auch bekannt.

Daß in neuerer Zeit direktive Köpfe bei Ihnen etwas selten geworden sind, liegt an Ihrem verbildeten Unterrichtswesen und Ihrem Examenaberglauben.

Daß Kraft genug im echten Preußen steckt sich von diesem weißen Chinesentum zu emanzipieren, beweist der Verein Brandenburgia.

Der frühere Kreisrichter Friedel und sein Gehilfe, der frühere Apotheker Buchholz, haben durch das Märkische Provinzialmuseum eben das Material geschaffen, an dem man lernen konnte, was heißt Preußen!

### Was heißt Brandenburg und Frankreich?

Wir teilen zunächst die Worte in „Brand“ und „Frank“ oder in französischer Sprechmanier - „France“. Das Zwischenschiebsel „en“ wie in Frankenreich ist „Männer“, der Vokal ist gleichgültig, denn im Irischen ist ein „an“ vorhanden wie z. B. in St. Brandan.

Leicht verständlich und besonders durch das Beispiel aus Edward B. Tylors Anfängen der Kultur bekannt ist das B mit der „Lautgebärde“ (im Sinne W. Wundts) als Deiktikon, als Richtungssinnlaut.

Der assoziative Inhalt des Lautes, der in allen seinen Formen P. Bh. Ph. F. B mit dem vorgeschobenen richtungweisenden Lippen verbunden ist, folgt aus der Geographie. Bei den waldbewohnenden Indianern, die Tylor anführt, ist B = in den Wald, in dem Walde, ja, unter Umständen selbst Wald.

Unser Europäer aber war in dem erhaltenen und dem im Meere des Westens versunkenen Lande ein Höhenbewohner, der hoch und niedrig, im Highland und im Lowland (vgl. Low-sitz, Lausitz) in Bergeshöhe und im Tale lebte. Darauf weisen alle Funde von den Pyrenäen bis Irland und England und östlich bis Österreich und Böhmen. Wie die Ritterburg und die Bürgerburg dem Mittelalter sein Prägmal aufdrückt, so auch die Höhengründung als Lebensnotwendigkeit der Intraglacialzeit, ohne welche unsere Sprache, unser Denken und unsere Lebensgewohnheiten unverständlich bleiben müssen. Der hervorragendste Richtungsinhalt dieses „B“ ist „in die Höhe“ „auf der Höhe“ und „hoch“ überhaupt. Die physische Notwendigkeit hat sich später in eine ethische umgesetzt. Damit haben wir den Laut als B-F Ideophon. In Südfrankreich ist eine Bergesspitze ein „hoch-spitz“ — ein Pic, in Welschland ist P+en=



hoch + Mann = Haupt, Bendragon ist Haupt-drache. Wir haben unser Wort Berg, das dänische sein scharf hervorgestoßenes, höchst altertümliches „pâ“.

Nehmen wir nun die Verschußlaute d und k, so haben wir wieder in dem ersterwähnten D ein Tun, Schaffen, Machen wie in Deutsch oder gallisch Teut—at—es. Aber die logische Position ist das Ende des Wortes, folglich auch des Begriffes, da wir überhaupt nur in Ideophonen denken können, selbst in der Adperceptive. Also ist der Sinn des End-d ein anderer. Ich bitte hier sich erinnern zu wollen, daß ich von Zellenrepubliken des Gehirnes gesprochen habe. Alle diese Zellen müssen in engem Kontakt stehen und konzellularen Reizen unterliegen (vgl. den „konsensuellen“ Reiz des Augenpaares). Daraus erklärt sich die vorhandene Lautschwankung, welche innerhalb der Zellenrepublik bei sehr ähnlichen Reizen sehr ähnliche, aber dennoch verschiedene Laute auslöst. Alle die Laute, die wir als P, K, T mit ihren zahllosen Varianten bezeichnen, werden nicht nur als Sinnlaute eben besprochenen Ursprungs, sondern auch vom Ruktus gebildet und sind dabei der Empfindung nach gleichwertig und nur dem Schalle nach verschieden. Die Wahl zwischen P. K. T steht unserem Willen aber nicht immer frei, um so mehr werden sie bei Ruktusworten gleichwertig. Es ist dies die einfache Erklärung dessen, was die Unwissenschaft der Philologie „springenden Lautwandel“ nennt. Die ganze Klasse der Ruktusworte — (man denke hier an Kleinpauls Stromgebiet der Sprache: sprechen und brechen) ist aber älter als die nachweisbarer „Schlagworte“ und schon der Tertiärperiode unseres Planeten angehörig. Es ist also natürlich, daß wir schon bei dem, was hier folgt, immer mit geschehenen und möglichen Verwechslungen beider rechnen müssen, dazu mit allen Nachlässigkeiten und Faulheiten sowie der weiten Skala der Aphasien — für einen Mediziner, der „deutsch“ versteht, wäre die Pathologie der Sprache ein wichtiges und lohnendes Gebiet.

Bei der „Schlagwort“-Klasse kann jeder Mensch mit ausreichendem Sprachgehör die Experimente an sich selber vornehmen.

Ein t-laut am End' bezeichnet ein End'.

Da mir aus der Intraglacialzeit nur Knochen- und Steinarbeiten überliefert sind, muß ich mich an diese Art der Arbeit binden.

Arbeiten Sie in diesem Material, was Sie wollen, nur mit der Absicht irgend etwas zu irgend einem Zweck fertig zu machen, so geraten Sie früher oder später je nach der Mühe in einen gewissen Schaffenseifer. Dieser, mit der Anstrengung des Tuns verbunden, läßt Sie unregelmäßig atmen, nicht allein durch die Nase, sondern auch durch den Mund. Tuen Sie letzteres, so wird Ihnen der Gaumen unleidlich trocken. Dann sind Sie gezwungen Speichel auf ihre Zunge zu nehmen, um den Gaumen durch Andrückung der Zunge anzufeuchten.

Da Sie nun die Erfahrung haben, daß es unangenehm ist, sich auf die Zunge zu beißen, so stemmen Sie dieselbe fest gegen das obere Zahnfleisch, den Vordergaumen — gerade wie das Kind wenn es N sagt. Der Laut, der Ihnen dann bei der Ausatmung entfährt, ist der Schallwirkung nach wieder ganz dasselbe T D oder Th oder D + h und T + h, wie wir es bei dem Anfangs-d bemerkt haben, aber der Sinn ist der entgegengesetzte. Die Perceptiven der Augen und der Finger übermitteln dem Gehirn etwas, das getan ist, das zum Teil oder ganz fertig ist — kurz die *idea perfecti*. Aus dem ac ist ein act, dem Tac ein Tact, dem fac ein Fact, aus dem ap ein apt geworden. Ja, das einfache T ohne Vokal als Ideophon ist noch heute ein lebendes Wort unserer Sprache geblieben. Zuerst fiel es mir 1869 in Eisenach auf, aber ich habe es 1876, 1878, 79 und 1883 auch in Kopenhagen gehört — ebenso in allen Teilen Deutschlands, die ich kenne. In dem absonderlichen Französisch das man an der oberen Mosel spricht, habe ich es ebenfalls vernommen. Vorwiegend gehört es der Sprache der Frauen, besonders älterer Frauen an.

Je nachdem sie sich über den Verlust eines Knopfes, Bandes, Hundes, Sohnes oder Tochter erregen, stoßen sie eine Reihe von T T T hervor, die sich zuletzt in ein schmatzendes d z verlieren kann — die Gemüsefrauen aus Eisenach und Umgegend übertreffen die sonst so zungenfertigen Berlinerinnen. Der Sinn ist unweigerlich derselbe: zu Ende, zu Ende, zu Ende und tot, tot, tot.

Ich bitte nun freundlichst der Versuchung zu widerstehen dies als T perfecti bezeichnen zu wollen, sondern es vorläufig nur als Anspeichelungslaut im Gedächtnis zu registrieren.

Wir haben hier dasselbe t wie in ant = Mann, zu Ende = tot und auch = Geist oder Seele (Antwari) oder in L + an + d = Lieb + Mann + zu Ende = Gebiet einer Sippschaft, denn nur die Gesippten sind lieb. Somit wäre die Sache scheinbar zu Ende: Wir hätten „hoch“ und „Rand.“ Ja das wäre gut, aber die Frage geht weiter: wie ist denn Ran zu erklären, wenn B und D feststehen?

Von dem Worte Ran, das uns als Name einer Göttin des Meeres, als Name der Bewohner von Rügen und als Räuber, aus dem Altnordischen und dem Deutschen bekannt ist, wissen wir bis jetzt also nur, daß das Schlußideophon eine Negation enthält.

Was ist nun der Begriff Ra, welcher negiert wird.

Anlautendes R wird entweder durch eine hörbare äußere Reibung oder durch Ruktus erzeugt.

Ursachen der äußeren Reibung sind als für uns nachweisbar nur solche, die an Stein oder Knochen geschahen.

Nehmen Sie einen starken Behaustein mit rundem Ende und einen Feuerstein mit knolligem Ansatz und führen jetzt in stumpfem Winkel zur Längsachse des festgestellten Steines einen starken Schlag, so platzt

die flache Knolle in Scheibengestalt ab. Die Reibung oberhalb der Knolle, die nicht zu vermeiden ist, ergibt einen knirschenden R-laut, der Schlag ap, ac und at. Das Elementarwort Rad oder Rat ist die Bezeichnung für den sogenannten Scheibenschaber. Sie hat sich, abgelöst von dem Urbegriff, in der Sprache für alles was rund ist und auch für „Rad“, erhalten.

Soweit Sie auch auf diesem Wege in der Wiederauffindung von Elementarworten kommen mögen — Sie werden keines finden, das mit einer Negation verbunden einen Sinn und zwar den feststehenden Sinn gibt. Also bleibt uns nichts anderes übrig, als daß wir es mit dem Ruktus versuchen.

Wer nun aber nicht an die Askese in einfachen Associationen zu denken durch rigorose Selbstbeherrschung gewohnt ist, wird hier bei großen Schatz an Vokalen und Geräuschen und der Fülle von Perspektiven, die sich ihm hier auftut, sehr leicht auf ganz falsche Wege geraten. Schon die Selbstbeobachtung hat große Schwierigkeiten. Ich glaube nicht, daß jemand, der nicht sogenanntes „Vorhören“ bei genügender Schulung gehabt hat, hier leicht vorwärts kommt, wenn man ihn nicht auf einige gangbar gemachte Pfade führt. Ich wähle hier einen derselben auf den wir bei „borg“ und „reich“ zurückmüssen: auf den Ruktus als behaglichen Sättigungslaut, dem stets das Gefühl von Ruhe innewohnt.

Also: „Über allen Wipfeln ist Ruh“.

Das war auch schon vor Goethe der Fall, wenn der sattgeessene Homo europaeus aus einer Höhle herabschaute.

Skandinavisch heißt das Wort Ro, mittelniederdeutsch ebenso, z. B. in dem Imperativ Roland! (wie Vredeland). So heißt auch das dem Menschen ungefährliche Nahrungstier Ro im englischen. Im dänischen heißt es Rå mit dem echten Ruktuslaut (Stoßlaut), im deutschen heißt es Reh, das Weibchen heißt Rike (falsch gesprochen mit kurzem i). Wir haben aber noch ein Wort im Deutschen Rê die Leiche vgl. Rebrett Totenbrett. Rê-rôw = Leichenraub (man denke an das „nescio ad quos perversos usus“ der holsteinischen Visio Godescalci!) ist in der Rechtsprache zu Raubmord geworden. Im Altnordischen haben wir einen Hrä-svelgr der in Leichen schwelgt. Wenn wir nun noch Ortsnamen wie Rastatt und ähnliches hinzunehmen, so haben wir die Skala der Vokale vollständig.

Nun kann ein Mensch bei dem Ruktus nicht mit voller Sicherheit wissen, wenn er sein Entstehen fühlt, ob wirklich ein R oder ein L geformt wird. Unterdrückt der Wille den aus dem Munde hervorbrechen wollenden Schall, so vernimmt das innere Gehör bald L bald R, bald beides hintereinander LR und RL. Die inneren Leitungen berühren offenbar mehrere Zellen einer Provinz.

Aus diesem Grunde ist es für Ruktus-Ideophone gleichgültig, ob sie mit R oder L beginnen. Jedenfalls kommen wir bei dem Ruktus zuerst unmittelbar auf die Empfindung des Unruhigen. Da die Benennung in logischer Folge „Ruhe-nicht“ sagt, so liegt der Schluß nahe, daß jenes fragliche Etwas etlichen Sinnesleitungen den Eindruck der Ruhe gemacht habe, während es doch in Wirklichkeit nicht in Ruhe gewesen ist. Damit kommen wir direkt auf den Gegenstand der Frage.

Der angebliche Egil Skalagrímson möchte in der Klage um seinen ertrunkenen Sohn die Töchter der Ran mit Schwerthieben traktieren: es sind die Wellen des Meeres. Auf die Flut paßt dies „Ruhe nicht“ sehr gut, denn es zeigt das Trügerische der stillscheinenden See, die auch bei voller Ruhe an den Felsen Islands brandet. Die deutschen Ran-en wären demnach einfach die See-männer (wie die Rugier die Rojer oder Ruderer sind) und Räuber erst in zweiter Linie.

Setzen wir mit R und L die Formen zusammen, so haben wir in Rahn, Rhèn, Rhein, Rin, Rühn, Rùn, Rön, Rhon\*) wie in Lahn, Lun, Lin, Leine, Lohn — lauter allbekannte Flußbezeichnungen. Hierbei habe ich ligurisch und etruskisch auch schon einbezogen — denn alles ist ja nur eine einzige Sprache in verschiedenen Kulturentwicklungen.

Der Wortinhalt ist eines der großen Welträtsel, das zu bewältigen das frühe Menschendenken mit unendlicher Mühe in Europa versuchte: es ist einfach Wasser. Damit löste sich das bisher unverstandene Wunder, daß ein Fluß mit den verschiedenen Anwohnern, wie der lange Rheinstrom von der Quelle bis zur Mündung einen einzigen Namen hatte, wo doch niemand den Lauf Namenverleihend verfolgt haben konnte. Damit das Wunder, daß Bäche und Flüsse in Frankreich, England, Irland, Schottland ebenso heißen konnten, wie in Mecklenburg und Brandenburg. Dunkles Wasser war dem Ligurer und Kelten ein „Doub“, dem Westfalen eine Dubbe, dem Brandenburger und Mecklenburger eine Dobbe: Dublin, Dufferin, Dobberan. Lun und Lon findet sich in dem englischen Lon—don = Lundinium und dem etruskischen Hafenplatz Luna.

Ja, wir können hier, was sonst in Italien wie Hellas recht schwer ist, einen Blick in die alte von Asiens Kultur und von Afrika noch unbeeinflusste Vorstellungswelt werfen. Dem Po-italiker, der später zum Lat-in ward, war der Mond: Luna nur „Wasser“ (den Leuten am Xingü ist die Sonne ein Bündel gelber Federn) wie dem Hellen sein Himmel  $\dot{\text{u}}\text{r} + \text{än-ós}$  einfach „Wassermann“.

Brând ist also „hoch-Wasser-zu Ende d. h. ein hohes Ufer am Wasser. Daher hat auch der hohe „Brând“ bei Misdroy seinen

---

\*) Rhône ist nicht Kontraktion aus gr. Rodanos, sondern der alte ligurische Namen.

Namen — das Land vom Strande bis zum Haff ist schwerlich mehr als 1000 Jahre alt. Daher wohnen auch an anderer Stelle die „auf dem Brand“.

Unsere Brandenburg ist also durch das Wort genau beschrieben, denn dazu wurden eben die Namen gegeben, daß man verstehen sollte, was mit den Sinnlauten gemeint sei.

Kehren wir nun wieder zurück zu den Ideophonen B und D — das zwischenliegende „ran“ bleibt bestehen. Stoßen wir den Hauchlaut B nur ein wenig schärfer aus und schieben die Lippen weit vor, so erzielen wir mit der Sinnlautgebärde ganz denselben Richtungseffekt wenn wir „F“ machen.

Haben wir uns bei der Steinarbeit, die das Anspeichelungs-„d“ hervorbrachte, stark angestrengt, sind also im Kraftaufwande über die D-Klasse hinausgekommen, so treten Keuch-laute ein.

Die Keuchlaute erschließen sich aus der primitiven Tätigkeit, und hier haben wir sogar noch mehr in der Hand, als die Arbeit an Knochen und Stein. Wir wissen aus den Höhlenfunden, daß der homo europaeus beträchtliche Lasten an Nahrungsmitteln die oft sehr steile Höhe hinangeschleppt und aus weiterer Entfernung hergetragen hat.

Zum Lastentragen eignen sich nach dem Körperbau die Schultern mit den Schulterblättern. Die Haltung wird gebeugt und die Lunge gedrückt. Dabei stellt sich die ganze Skala der Keuchlaute ein: Qh, Kh, Ch, Gh, q, k, g, h. Von diesen ist beim Ligus und beim Keltgermanen der K-laut der kräftigste und häufigste.

Steht er vorne am logisch führenden Platz: so heißt er (wie B. in die Höhe usw.), „in die Tiefe“ und „tief“, weil der Mensch gebeugt ist und die Augenperceptive auf die Erde geht: er kann sogar den Begriff ‚Tief + Arbeit einschließen, vgl. K-an-âl Tief-Arbeit-Man-Wasser.

Bei der Steinbearbeitung stellt er sich ebenso auch ein, desgleichen bei bestimmten Lagen des Feuerbohrens. So nehmen wir ein Nebenwort zu Deutsch: K + i + et + s = tiefarbeit-licht-Geschlecht-zugehörig unser altehrwürdiges Kietz — das aber zweisilbig gesprochen werden muß, um verständlich zu sein.

So tritt das End-K in gleicher Wirkung auf wie das End-D. Daher kommt es, daß an der Oder wie am Main ein Frankfurt liegen konnte. Das K ist hier sehr logisch am Platze, weil eine Furt dazu da ist, daß man auf seinen Schultern Lasten durch sie ans andere Ufer trägt.

Jetzt haben wir die Stammesbezeichnung für deutsche wie keltische Rheinbewohner — vermutlich steckt auch hier ein starker Prozentsatz der Ligus-Type dazwischen. Völlig verstanden ward der Ausdruck noch in karolingischer Zeit und mit Ripuarius übersetzt.

Theodor Mommsen hat nicht Recht, wenn er „die Franken“ mit „die Freien“ überträgt. Das Recht sich Franke oder „un français“

zu nennen hat der Anwohner der Havel und Spree, sogut wie der Pommer auf Wollin oder der Anwohner der Seine, der Garonne, Loire oder des Rhône.

Die Bedeutung der Freie kann nur als Bedeutungswandel mit einem Beigeschmack vom Zügellosen für eine Dynastie Frankreichs und ihr Gefolge gelten, die sich über eine ältere keltische erhoben, welche am Römertum verfault war. Am Neurömertum im klerikalen Sinne verfaulte diese wieder bis zu der Kokotten- und Pfaffenwirtschaft unter Louis XIV und Louis XV, bis die Reaktion des Ligus und Kelten erfolgte, um bald unter die Tyrannei eines Überlebsels aus der Römerzeit zu fallen, das römisches Feldherrngenie mit afrikanischer Wildheit und asiatischem Hochmut verband. Nicht zum wenigsten durch die Hilfe der Brandenburger als eines Teiles der Schaffe-Licht-cognition ward Frankreich und Deutschland die Freiheit erobert. In verkleinertem Maaße schien dieselbe Type noch einmal. Hat Kaiser Wilhelm der Große für uns ein einheitliches aber viel zu kleines Reich geschaffen — für „le tuat français“ hat er mehr gethan. Den Schandfleck auf der Ehre des Frankenreiches, der von Pfaffen und Kokotten dirigierte Länderraub Elsaß-Lothringen hat er von diesem Volk genommen. Den Tyrannen hat er besiegt gefangen und dem ehrliebenden Volk seine Freiheit wiedergegeben.

Welch eine Fügung durch Gottes Willen — denn Gott ist das Leben, und das Leben ist mächtiger als aller menschliche Hader.

Erst jetzt nach 1870 mag die Bedeutung die Freien gelten für Frankreich, wenn es den römischen Feind besiegt und seine friedliche Ehrenstellung in der europäischen Cognition.

Es ist das eine andere Geschichtsauffassung als die d'Arbois de Jubainvilles. Sie folgt direkt aus dem was uns das Verständnis der Sprache lehrt.

Hat Frankreich einen Kampf mit dem fremden Feind im Innern zu bestehen, so haben auch wir hier in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg einen Wahn zu bekämpfen, der nationale Maaßregeln der Regierung in Preußen hemmt.

Das ist der Aberglaube, daß wir von Ostholstein an bis gen Braunschweig und davon ostwärts eine „slavische“ Bevölkerung gehabt hatten. Das europäische Wort Slavi kann zwar Ugrofinnen bezeichnen, aber es ist keine Rassenbezeichnung. Dem Sinne nach bedeutet ist Bewohner der Niederung of english low und vom Standpunkt des Hochländer aus betrachtet „zurückgebliebene, niedrige Menschen“ „slow“. Die Altertumskunde lehrt, daß die Siedlungsweise in Rundlingsdörfern die konsequente Weiterentwicklung der alten Höhen und Höhlensiedlung (Bor und Awen=ow) ist, die sich seit der La Tènezeit nachweisen läßt, wie ich das in einem Globusaufsatz über den „Ursprung des Rundlings“ getan habe. Siedlungsreste, wie sie am Galgen-

berg bei Ratzeburg zu Tage kamen, weisen diesen Wohnungsort in die frühere Steinzeit zurück. Tatsache ist allerdings, daß die Bór—ûs—Natur des Europäers ihn über die russische Tiefebene hinaus führte und Professor Bälz in Tokio hat vielleicht sehr Recht, wenn er auf die Ähnlichkeit eines Aino mit Graf Leo Tolstoi hinweist.

Die Frage nach dem Arja dürfte hier einzusetzen haben und es wäre möglich, daß sich dann manches bestätigte, was bessere Köpfe der Indogermanisten geahnt haben. Hätte sich Man Müller zu einer Auffassung von Sprache aufschwingen können, wie sie in Prof. Gustav Opperts Vortrag in der Berliner anthropolog. Ger. 1883 Nov. 24 vorliegt — wie viel Arbeit wäre getan, die nun noch zu tun ist.

Ich gebe Ihnen hier die kurze Analyse von ein paar Stammesnamen, die gut deutsch sind.

Nördlich von Ihnen wohnt ein Stamm Pomar—i, wenig anders aus—gesprochen Fomori: Beides ist dasselbe, nur verliert sich letztere Bezeichnung wie das Tuatha Dé Danan in der Mythologie von Erin, ersteres ist unser heutiges Pommern. Beides ist P = hoch — om = heim, ar = or = er ist kurz = Hoch-Mann.

Südlich und südwestlich wohnen die Welatabi, Wel = gut + at = Geschlecht + ab = aus, ab. Nun kommen in der Mark kleine Stämmchen, wie die Ucri: was ein Uekername ist wissen wir noch heute. Und nun die „Liuticii.“ Leider haben die meisten Historiker, auch wenn sie alte Schrift lesen können, zu wenig Erfahrung darin wie unendlich mühsam und schwankend die Urkundenschreiber zwischen lateinischer Schrift, Schullehre und lebender Sprache hin und her tasten. Hier ist ein durchstrichenes o = ö, dort ô, hier ist ein oi = oî als Diphtong, dort = ô. Und bei den Konsonanten ist es noch viel schlimmer, zumal der Buchstabe K fast immer durch C ersetzt und von den Sprach- und Schriftkundigen auch = z gelesen wird. Umlaute kennt die alte Schrift wenig, nicht jede Schule lehrt sie, also wird nicht immer für ü ein durchstrichenes oder akzentuiertes u gesetzt, sondern es wird iu oder auch ui geschrieben. Lesen Sie für die „Lu—i—tizen“ richtig Lütiken, so haben sie in den verschiedenen deutschen Lützelburgen oder Lützen die Erklärung.

Ich habe hier die gute Hoffnung, daß die neue Archivdirektion die Archivare Preußens dahin führen wird, daß die Archive als ein mächtiger Faktor in die lebendige Geschichte eingreifen können.

Nun wäre ich bei meiner Heimat angelangt und hätte die Abodriti zu erklären, in deren Hauptstadt Schwerin ich zufälligerweise geboren bin.

$\bar{A}$  = gut + b = hoch + od = geschlecht + riti = Reiter. Das A am Anfang ist lang ausgesprochen stets gut wie z. B. im Namen des Asiatenbesiegers von Châlons sur Marne A = gut + et = Geschlecht jûs = aus.

Der Name jener Stadt in älterer Schreibweise Suérin also Su = gut + ér = Mann + in = Manneseigen. Erin ist der Name von Irland und Su findet sich im Namen der Sugamborn wie in Su + et + on + jus dem „gut-Geschlecht-mann-aus“, der leider kein guter Historiker war. Mit einem Sammelnamen nennt unsere Geschichtswissenschaft die Völker „Wenden.“ Hat denn der Oxforder Professor John Rhys für Deutschland gar nicht existiert? Celtic Britain p. 311 (London 1884 II ed.) „The word is most likely of the same origin as the Anglosaxon wine a friend and meant allies: the Irish fine a tribe or sept is most likely related and so may be the Welsh Gwyn-edd.“

Die Logotomie V + en + et + i können Sie sich jetzt selber machen, um die Sache von einer noch anderen Seite zu beleuchten will ich Ihnen nur sagen, daß die alten Osker die ihnen benachbarten Wenden der Adria als Vel = eth = oi bezeichnet. Wann hätte der Erzaristokrat von Europa ein stammfremdes, fremdrassiges Volk als die „Wohlgeborenen“ sich ebenbürtig erachtet?

Und hätte es denn wirklich gar kein Volk der Slaven bei uns gegeben? Ja und nein!

So wie die sogenannte Geschichtsschreibung es darstellt: Nein!

Ja — wie es ganz natürlich ist. Bei jeder Kulturentfaltung gibt es Kulturabfall; nicht bloß Küchen—abfall, sondern auch Menschenabfall, selbst hier in Berlin, N. noch heutzutage!

Drang aus unseren Mutterlanden, die nun zum Teil am Grunde des Atlantic in der Boyd-Dawkinschen Linie ruhen, zum Teil aber Frankreich, Irland und England genannt werden, der homo europaeus als echter Bór — us vor um sich hier am Rande der Ostsee ein Vaterland zu schaffen, in dem das großgezogen ward, was wir im vulgären Sinn als Deutschtum bezeichnen, was unseren Stolz ausmacht, unsere Ebre und unsere Menschheitspflicht — so vollendeten damals nicht alle den Weg; sowenig manche ihm heute weiter folgen können.

Diesen Menschheitsabfall kann man archaiologisch an den mangelhaften Feuersteingeräten erkennen. Gruppenweise finden sich einfache aber kräftige, praktische Instrumente, fast immer auf Anhöhen, die dem Begriff Bränd entsprechen, und ebenfalls gruppenweise kleine erbärmliche Ware fast immer auf sumpfumgebenen Sandbänken. Solche Gegenden heißen noch heute im pommerschen Dialekt Tur, hier im Lande Stargard soll es einen Distrikt Tur oder Turne oder Turen gegeben haben — der Begriff setzt sich aus dem T der Tätigkeit und ür = Sumpf und Wasser zusammen: also „bewohnter Sumpf.“

An solchen Stellen fand ich und finde ich Menschen die noch in der La Tènezeit sich mit jämmerlicher Steinware begnügten, die knapp über das Maß der Eolithen hinausragen, wenn man die schlechteren davon betrachtet.



Neben wenigem Eisengeräte hält sich diese zurückgebliebene Steinkultur bis über die Zeit der Merovinger und Karolinger, ja bis in die der Hohenstaufen. Die Tonwaren sind oft dieselben, wie sie ihre vorgeschritteneren Zeitgenossen auch benutzen.

Hier liegt eine konsequente Entwicklungsreihe vor.

Die Logotomie ist: S = Feuer und zum Menschen gehörig + L + aw = L + ow: Zunge und offener Mund: Sputum feucht tief (Lusat im Ggs. zu Susat).

Die Typen, die in jenen Gegenden heimisch sind, tragen Züge, die nach der Richtung Tolstoi-Aino hinweisen. Dieser Abfall von unserer Entwicklung heißt von Anfang an Slawe.

Vergleichen Sie diese Menschen mit den mächtigen Russenfiguren oder dem eleganten Polen, so ist es ein unverdienter Schimpf, den wir ihnen antun, wenn wir sie Slawen nennen, eine Selbstbeschimpfung aber ist es, wenn wir den zu uns verirrtten Schwarm des asiatischen Srb rechnen, den wir im Spreewald hegen, wie anderwärts das Elchwild, und mit dem Namen Wenden bezeichnen.

Einen kleinen Schmerz muß ich Ihnen leider hier noch antun. Sie haben hier eine so hübsche Sage von einem Fürsten Jaczko; es soll ein „Slawe oder Wende“ gewesen sein, wie schon der Name besagt. Schade, wenn der Name seine Rassenangehörigkeit beweist, dann war er ein --- bitte, erschrecken Sie nicht — ein Jude! Jeschke, Jatzke, Jeschko, Jetzko sind mittelalterliche Abkürzungen von Jakob.

Sollte sich unter den Millionen von Ugrofinnen nicht einmal ein selbstdenkender Mann finden, der dieselbe Arbeit für seine, wie ich sie für meine Cognation machte?

War es doch ein Pole Oltuschefsky mit Namen, der auf ähnlichen Forschungen, wie die von Paul Flechsig, fassend, mit das Beste leistete, was ich über Sprache gelesen habe.

In Rußland dürfte er freilich nicht leben, denn die verhängnisvollen Irrtümer, die sich von Grimm an bis in die Gegenwart fortpflanzen, haben die Phantasmagorie von den Russen als Vertretern der „weißen Rasse“ geschaffen. Frankreich bezahlt augenblicklich den Irrtum mit etwa fünf Milliarden Francs russischer Werte; unsere Börse muß auch Strafe bezahlen.

Solange der Traum — leider namentlich im deutschen Adel — fortbesteht, die vornehmere Bevölkerung der Mark und Pommern sei nicht deutschen Stammes, so lange kämpft unser Volk vom Reichskanzler an abwärts in den Ostmarken vergebens.

Nicht der harmlose Sport, etwas „Besonderes“ sein zu wollen, würdigt sie, sondern ein ethnologischer Irrtum.

Von einer vielleicht etwas hochbemessenen, aber nicht ungerechtfertigten Selbsteinschätzung ausgehend, sagt sich dieser Teil der Be-

völkerung: Wir sind doch in Verwaltung, in Justiz, in Heer und Flotte wie im besten Sinne des bürgerlichen Lebens ganz vorzügliche Preußen — unsere Altvorderen aber waren doch „Slawen“ oder „Wenden“. Es ist also möglich, durch Kultur und freien Willen ein deutscher Preuße zu werden!

Da liegt die Täuschung — der Asiate bleibt ein Asiate und wenn er auch deutsch gelernt hat.

Hier liegt die Norm für ihre ganze Politik, hier die Geschichte und zugleich die Entschuldigung Ihrer Fehler.

### Was heißt Or, was Rêx und König?

Verlassen Sie in Gedanken den Raum in dem Sie leben und folgen mir in die Urzeit oder besser die Orzeit. Wir wollen einmal versuchen, die Entstehung eines Elementarwortes zu erleben. Ich lade Sie hier nicht zu einer Nashornjagd oder zum Kampfe mit einigen Höhlenbewohnern ein oder zu irgend etwas Außergewöhnlichen. Nein wir wollen nur ein einfaches Vorkommnis miterleben, das aus lauter Lebensnotwendigkeiten besteht, die einmal und hundertmal urgewöhnliche Wirklichkeit waren.

Hier zu Fuß des Berges rinnt irgend ein Rân ins Tal. Drüben ist Urwald.

Aus der Felswand „gähnt“ ein „schwarzer Mund“, also ein „Awen“, ein „aw“, ein „ow“ unseren Augen entgegen. Er „stößt“ leichten Rauch aus, der in die Luft „wallt“\*), gerade wie der Atem des feuchtwarmen Mundes.

Wir heben uns empor und sehen, daß da eine „Sie“ sitzt und „siedet“ etwas in einen Sack über dem singenden zischenden Feuer. Die Kinder erhalten ihre Nahrung und legen sich zur Ruhe.

Sorgsam entfernt Sie die schmutzigen Abfälle, die der Lateiner S + or + d — es nennt, sie schiebt über B + or + d und sie fallen herunter an einen beliebigen Or + t.

Die Sonne sinkt. Die Frau steckt ihr Haupt aus dem „Munde“ der Höhle hervor über den Rand.

Noch immer ist Er nicht zu erblicken. Er ging doch schon vor Sonnenaufgang den steilen Pfad hinab in das Tal, um Nahrung zu erjagen.

Die wilden Tiere sind so groß und so stark. Das Rahn so trügerisch und oft so reißend.

„Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen“.

Sollte sich ein Di + eb heranschleichen und sie und die Kleinen rauben?

\*) Saivala = ist sichtbarer wallender Atem, Seele.

Sie legt sich einige Steine zum Wurf zurecht. Sie legt Holz aufs Feuer, vor dem die großen Katzen mit den scharfen langen Zähnen scheuen, die von da unten heraufklettern könnten.

Sie weiß sich zu wehren. Das Kleinste fängt an zu weinen, es hat Weh-Weh. Sie beschwichtigt es mit dem warmen Hauche des Mundes und den weichen Lippen — nicht ahnend, daß die natürlichste Handlung der Mutterliebe wirkt das „W + or-t“ zu schaffen.

Endlich ist die Zeit der Sorge vorüber. Er, ihr Er klimmt empor. Seine Schultern schleppen die Bürde den Berg empor. Sie hört, wie er keucht und nun ist er geborgen. Sein Blick erkennt, daß kein Unfall geschehen ist. Sein Pack ist abgeworfen, das pec-us ist pagge (mndd. für Pferd).

Das Mahl beginnt — er hat Heißhunger und was „eßbar“ geworden ist, wandert zu Magen, wenn auch ein bischen Asche daran haftet. Auch der Durst ist gestillt. Nun streckt er sich nieder und während der Senkung auf den Rücken entringt sich ihm der mächtigste Sättigungslaut Or-Or-Or — dann verfällt er in Schlaf. — — —

„Über allen Wipfeln ist Ruh.“

Unsere Arbeit beginnt. Sie hat die physischen und durch die Sprachdenkmale psychischen Associationen nachzuweisen, die sich in dieser Situation bei dem Manne und auch der Frau vollziehen mußten.

Es sind die natürlichsten primitivsten Gehirn- und Körperfunktionen, die sich hier vollziehen, die allernüchternsten Dinge — aber darum gerade die allermächtigsten.

Das ganze Wohlbehagen der Sättigung und der Kräftigung macht sich hier geltend, wie es der Kranke, der mehr als fünfzig Pfund verloren hat und hilflos wie ein Kind ward, noch heute empfindet, wenn er fühlt, daß ihm eine modifizierte Mastkur gut bekommt — ich spreche hier aus Erfahrung.

Die „Sie“, die das Feuer unterhält und das Mahl bereiten mußte, weil der Mann zu müde war, hat die Freude, daß ihr das zur Zufriedenheit ihres „Er“ gelungen ist. Sie freut sich, daß sie seine Kraft erhält, die ihr Lebensschutz und Freude ist.

Ich könnte die Schilderung weiter ausführen, aber dies mag genügen.

Wir haben hier zunächst den Er, den großen êr, den V + ir, den F + ir, der das „Or“ hervorbringt, den tiefsten Sättigungslaut des Ruktus, der sich sonst mit a, ä, e, i, ü, u, ö, verbindet. Dies tiefe O R ist gebunden an den Mund-Aw oder Ow des Felsens, die Wohnhöhle, denn nur hier ist Schutz und Sicherheit vor dem vielgestaltigen Feind — nur hier die Freude an Weib und Kind.

Daraus erhalten wir die Ört-lichkeitsassociative O R.

Wie in dem „gähnenden“ Ow oder Aw (vgl. engl. to yaw) so bildet auch hier das schallende rollende OR ein Bild des Mundes, das der Höhle

ähnlich — für den unentwickelten Intellekt aber gleich ist: Folglich ist Or die Bezeichnung des Or-tes, mit dem Hauch verbunden ist Or ein W + or-t.

Die Höhlen aber sind fast immer nur in Felsen, in B + er-g-en vorhanden, darum wird auch der Berg im Griechischen zu Or-os — nur wo es so unwirtlich und kalt ist, daß man da kein Or machen kann, der ist N = nicht + ord. Der Nahrungssinnlaut M + ord ergibt das getötete Wild.

Verfolgen wir nun das Gegenwort ôr, so haben wir das Gegenteil von der bewohnbaren trocknen Felshöhle, also etwas feuchtes, schmutziges, wässriges, blutiges z. B. gr. ichôr, wir haben weichen Stein oder weiche Erde in lat. aur — um (Gold) und in dem ligurischen oder keltischen das französische ôr. Das ist keine Rückbildung „aus“ dem lateinischen, sondern ein echtes altes Elementarwort, das im Volke überlebte. Nach Kollmann müßte man das eine Persistenz nennen. Da nun bei echten Ruktuslauten r und l gleichwertig sind und einen Zufall (d. h. für uns nicht nachweisbare Kausalitäten) entscheidet, so erkennen wir hier den Grund unserer Ortsnamenendigungen auf âl und ôl, die immer Sumpf und Wasser bedeuten (Förstemann). Wer dies Tema zu seiner Belehrung weiter verfolgen will, sehe sich vor, daß er den greifbaren Boden nicht verliert und nicht von den Produkten der unkontrollierbaren Sprechmanier, die auch bei dem letzten Schauspieler nicht konstant ist, ins Reich der Phantasie entführt wird. Ohne die Realien der Altertumskunde ist heutzutage Sprachwissenschaft unmöglich. — Eine genügende Kenntnis von europäischen Sach- und Sprach-f+or+men führt in schier endlose Perspektiven: Association reicht sich an Association bis die Adperception auf feste N+or+men kommt.

Und das alles ist das Produkt des Sinnlautbildners Ruktus?

Ja, meine verehrten Damen der Brandenburgia, der allerschwächste und geringfügige Ruktuslaut hat es noch viel weiter gebracht zum höchsten Begriff menschlicher Adperceptive, in dem selbst „Gott“ enthalten ist.

Ihre Liebe hängt an ihrem Kleinsten, das noch zu klein ist um einer heiligen Sitte, die nur aus dem Leben am Rande der Eiszeit erklärlich ist, der Taufe unterworfen zu werden. Es hat seine Nahrung eingesogen und Sie wollen ohne Nötigung, wie sie oben besprochen ist, wissen, ob es satt ist. Was tun sie dann? Kleinchen giebt einen zarten Ruktuslaut von sich — und das ist unweigerlich âl. An diesem Kind erkannte Ihre Ahnfrau ebenso wie Sie heute: das Kind ist satt. Ist es ordentlich satt, so ist es gesund: heil, gr. holos, d. h. wól oder sogar sehr wól, weil es zur genüge „voll“ ist.

Dies kleine „All“ hat uns einen Satz bewahrt, der das älteste Überlebsel aus der Or-zeit ist, daß ich kenne. Zwei Buchstaben drei-

mal wiederholt ergeben den Begriff: „die ganze Mahlzeit oder der ganze Vorrat ist schon aufgeessen oder ausgetrunken“ oder „die ganze Herrlichkeit ist schon zu Ende.

Alt, all, all, sagten wir in unserer Kinderzeit — meines Vaters Schwester (geb. 1800) sprach all äll aöll — man konnte also im XVIII. Jahrhundert in Holstein und Mecklenburg noch den bewußten Gebrauch des Gegenwortes.

Gehen sie nur weiter in der associativen Richtung des Gesunden, so kommen sie auf H al=hoch + Gesund=Steinsalz und S + al=Feuer + gesund weil es mit S=Feuer aus der „aale“ oder „oole“ heraus gesotten war.

Steigern die associative Richtung der Menge, so erhalten Sie unseren höchsten Begriff: das All.

Danken wir dies Wort der Frauen, so sind wir Ihnen auch den „König“ schuldig, denn der kun—ing ist nur des Weibes Sohn — einer der verlegendensten Beweise für uraltes Mutterrecht und zugleich eine Widerlegung der übertriebenen Amazonenideen, die man früher damit verband.

Ja, des Weibes Sohn, der sich sattgegessen als Herr fühlte war der erste rëx oder riks; soweit sein Arm reichte, soweit war sein rik sein reich.

Bór-us-je Rëx — der mächtigste Weibers Sohn im Reiche des Licht schaffenden Geschlechts — überdenken Sie diese Entwicklung und Sie werden sehen, wie höchster Stolz und tiefste Bescheidenheit in eines zerfließt im Lichte verstander Sprache. Wir stehen am Ende dieser Untersuchung.

Die Hoch-Wohnhöhle „Bor“ erhält einen Abschluß und wird umbordet mit einem Walle, dessen Arbeit das schließende Tätigkeits-Ideophon verständlich macht. Bei der schweren Arbeit haben die schweren Keuchlaute k, gh, g, auch gk in Sprechmanier mit Fug und Recht behauptet.

Alle unsere Burgen und die ihnen nächgebildeten Städteanlagen sind Rundlinge, wie sich das aus den runden oder länglich runden Kuppen unserer Hügelformation von selber ergibt.

Auch die Bauart der runden Backsteintürme ist eine Entwicklungsform dieser Anlage und ein Charakteristikum der Mark Brandenburg — bis auf den stolzen Bergfried von Stargard i. M. und den Landfried von Friedland i. M.

Wie die seitwärts in den Hügel getriebene Ow-siedlung zugleich den Anfang des viereckigen Wohnhauses macht, so bildet sie den Übergang zur Tiefensiedlung zum Dorf.

„Tätigkeit-wohnhöhle-umgrenzt“ mit dem Nebenbegriff der Tiefe, der Niederung ergibt den des umzäunten Dorfes. Ohne den Abschluß — Sinnlaut F — der ja auch wie in Dortmund ein T oder in

Dordrecht ein D oder Dorking ein k sein kann — haben wir ein offenes Dór mit dem Gegenwert Dôr, die Tür.

Frei von Zaun und Wall lebt nur der Fischer, der mit seinem Carp-dak dem Kerb-spitz, welcher aus Knochen geformt in den Museen zu finden ist, den Fisch harpuniert.

Er mangelt des Schutzes wegen seines Gewerbes, des ältesten, das wir als solches im engeren Sinne nachweisen können, aber er ist ein freier stolzer Mann der auch wie die hinter dem Dorfzaun oder der Burgwehr zum Lichtgeschlecht gehörig ist. Das ist der Kí-ët-z-er und daraus folgt die Grundlage seiner rechtlichen Stellung noch heute — Richter, die kein „deutsch“ verstanden, sind freilich anderer Meinung gewesen.

Wenn ich Ihnen hier bis jetzt lauter sichere Einzelverständnisse vorgeführt habe, so möchte ich Ihnen doch auch zeigen, daß in andern Fällen immerhin auch zwei Auflösungen möglich sind, wenn wir nämlich mit dem Spaten einer Sache nicht genau auf den Grund kommen können.

So lange wie nicht direkt durch Ausgrabung bewiesen werden kann, daß eine Fähre über die Spree nicht der Uranfang von Berlin gewesen sei, so lange bleibt die Möglichkeit der Übersetzung „Tragefluß“ immer bestehen.

Mehr aber auch nicht.

Nach der Hügelformation und der Lage von Groten-Berlin und Lütten-Berlin (von denen eines nicht mehr besteht) zu urteilen, haben wir hier ein Bérlin, eine kleine Hügelwohnung vor uns. Die ähnlichen Bezeichnungen wie Bellin und Ballin (el = Feuer, al = gesund, bal = Hügel vgl. Büll und Bäl wie in Bülow) bezeichnen fast immer Demi-nutiva, denn wir haben wenig hohe Hügel. Das Wort-Alter und stellenweise auch die Funde weisen auf ein so hohes Zeit-Alter hin, daß es mir denn doch sehr zweifelhaft erscheint, ob die Kultur an der Spree und Havel nicht viel älter ist als die am Euphrat und Tigris!

Wie überall haben wir kleine bescheidene Dinge vor uns, sie sind unentwickelt, also „einfältig“ im alten Sinne des Wortes. Einfalt und Robheit sind aber sehr verschiedene Dinge, so verschieden wie die Weltanschauung, die sich Ihnen hier vorträgt von Lehre von der blonden Bestie und der Umwertung aller Werte ist.

Sie haben hier die Entwicklung des Menschen, der sich durch Feuer und Licht im Kampfe ums Dasein behauptet bis zum Deutschen Reich.

Sie haben die Entwicklung des vorwärts wandernden Menschen mit dem rohen Steingerät bis zur Macht des Königreichs Preußen.

Sie haben hier die Entwicklung von den kleinen Wohnstätten an Havel und Spree bis zur mächtigen Markgrafenschaft, zur millionenbeherbergenden Weltstadt und zu dem Vereine Brandenburgia, der alle

geistigen Fäden sammelt, vor der Urzeit bis in die Zukunft. Was aber ist das Bleibende, das Eine in diesem bunten Wechsel der Erscheinungen? Das Reale Wirkliche, das allem diesem zu schaffen zu Grunde liegt: das ist Gott, das ewige Leben.

Das Ewige das Eine,  
Das Alles wird und ist,  
In Deiner Seele alleine  
Sich selber voll ermißt.

Da wird es Kind Dich nennen,  
Wie Du es Vater heißt;  
Dein Beten wird Erkennen  
In Wahrheit und im Geist.

An der Diskussion nach diesem Vortrage beteiligten sich besonders Herr Professor Dr. Oppert und Herr Dr. Rawitz. Von dem letzteren ist folgendes Referat über seine Bemerkungen eingegangen.

Die Differenz zwischen den beiden Herren Vorrednern dürfte darauf zurückzuführen sein, daß der Herr Vortragende uns die wahrscheinliche Entstehung der Sprache im allgemeinen geschildert hat, während der Herr Interpellant auf die Struktur der bereits fertigen Sprachen eingegangen ist. Beides muß aber scharf auseinander gehalten werden. Ich glaube, der Herr Vortragende hat das Richtige getroffen, wenn er als Moment für die Sprachentstehung die äusseren Sinnesreize in Anspruch nimmt. Die Sprache bestand zunächst aus Lauten, die als Empfindungsäusserungen zu bezeichnen wären, weil sie immer nur auf eine bestimmte Empfindung, also auf einen Sinnesreiz erfolgten. Erst nach Objektivierung der Laute, nach ihrem Loslösen von dem entsprechenden Reiz, wurden die Laute aus Empfindungsäusserungen: Empfindungszeichen (Bleck, Schleicher).

Wenn vorhin davon gesprochen wurde, daß andere Nationen, andere Rassen darum anders sprechen, weil sie anders denken, wenn also das Primäre, Bedingende im Gedanken, das Sekundäre, Bedingte in der Sprache gefunden wird, so muß ich bekennen, daß ich gerade der entgegengesetzten Meinung bin. Meiner Auffassung nach ist erst das Empfindungszeichen (Wort, Empfindungsäußerung), dann erst das Denken, d. h. der Begriff vorhanden. Indessen würde es mich zu weit führen, dies näher auseinanderzusetzen.

Wenn vorhin ferner davon gesprochen wurde, daß die Sexualität der Sprachen — Unterscheidung der Dinge durch das Geschlecht — ein Zeichen höherer Entwicklung sei, so will ich daran erinnern, daß nach Bleck die Sprache der Hottentotten trotz ihrer geringen Entwick-

lung Sexualität besitzt. Daß wir leblosen Dingen ein Geschlecht beilegen — der Tisch, die Flasche, das Glas, — ist ein Zeichen der Phantasie. Wenn kulturell so hochstehende Völker, wie die Chinesen etc., in ihrer Sprache keine derartige Unterschiede machen, so weist dies auf einen hochgradigen Phantasiemangel hin. Für letzteres spricht auch der Mangel jeglicher Mythologie bei diesen Völkern.

Endlich will ich noch kurz auf eine einleitende Bemerkung des Herrn Vortragenden eingehen. Er sprach vom Urmenschen als einem Produkte der Tropen. Demgegenüber will ich darauf hinweisen, daß nach Moriz Wagner nur die Palaearktik die Heimat des Urmenschen gewesen sein kann, und daß der Ausspruch dieses Forschers: ohne Eiszeit kein Mensch, immer mehr Anhänger gewinnt.

## Kleine Mitteilungen.

**Der Bericht über die Quemphas-Feier** in Luckau (Brdbg. XIII. S. 28,) veranlaßt mich jenem Aufsatz einige ergänzende Bemerkungen hinzuzufügen.

Als Vorbereitung für die Feier in der Kirche erschallen vom Hausmannsturm (in der Mitte der Stadt auf dem Markt gelegen) von früh 4—5 Uhr die verschiedensten Weihnachtsweisen von der Stadtkapelle geblasen. Während dieser Zeit werden alle Laternen auf den Strassen angezündet (aus Sparsamkeit löscht man sie allnächtlich bis auf die sog. Nachtlaternen aus), und bald eilen aus den Häusern der Stadt und von den Dörfern der Umgebung Männer, Frauen und Kinder, Jung u. Alt, Vornehm u. Gering dem im hellsten Kerzenglanz erstrahlenden Gotteshause zu, dessen Geläut seit 4 Uhr, nur durch kurze Pausen unterbrochen, die Gläubigen zu sich ruft.

Die Feier in der Kirche hat drei Teile: Die Meßmusik, die Predigt und den Gesang des Quempastores. Über die erstere hat mir Herr Lehrer und Organist W. Krüger-Luckau, ein genauer Kenner niederlausitzer Kirchengebräuche und eifriger Forscher über die Quemphasfeier, liebenswürdigst folgende Mitteilung gemacht:

Die handschriftliche Partitur zur Christmettenmusik oder zur Meßmusik trägt den Titel:

In Festo Nat. Christi  
Das Wort ward Fleisch u. s. w.  
a  
Due Soprani, Alto, Tenore e Basso  
con  
Due Clarini e Timpani  
Due Violini e Fondamento.



Der Name des Komponisten fehlt. Die Komposition wird einem Luckauer Kantor, namens Krieg, zugeschrieben, ob mit Recht oder Unrecht, läßt sich leider nicht feststellen. Die vorliegende Handschrift, so ehrwürdig sie aussieht, und so vergilbt das Papier bereits ist, läßt sich mit Sicherheit nicht als Original-Manuskript bezeichnen. Der ganzen Anlage nach fällt die Komposition in den Anfang des 18. Jahrhunderts.

Sie wird eingeleitet durch eine „Sinfonia“, ein Vorspiel, wie wir es in Vokalwerken jener Zeit (Oratorien, Kantaten) häufiger finden. Eine große Rolle spielen dabei die oben angegebenen 2 Klarini (2 hohe Trompeten), wie sie auch Bach wiederholt in seinen Kantaten verwendet.

Nach der Instrumental-Einleitung folgt ein Terzetto für Alto, Tenor und Baß, über Joh. 1,14:, auf die Mitwirkung des Organisten oder Klavierembalisten berechnet, während die Klarini und die Violini schweigen. Bei der Stelle: „Und wohnete unter uns“, wird die Figuration der Stimme eine sehr reiche und lebhafte.

Eine fanfarenartige musikalische Phrase, von 2 Trompeten unter kräftiger Mitwirkung der 2 Pauken vorgetragen, leitet den 2. Teil mit der Überschrift „Coro“ ein. Zwei Soprane treten hinzu, und nun entwickelt sich ein Wechselsong zwischen Engeln (Soprane) und Menschen (die übrigen Stimmen). Erstere singen jubelnd: „Gott wird Mensch!“, letztere: „Redet, ihr Engel! wir Menschen verstummen“, und daran anschließend: „Das hohe Geheimnis spricht keiner nicht aus“. Nachdem dieser Satz durch die Wiederholung der oben erwähnten Fanfare geschlossen ist, intoniert der Tenor einen rezitativartigen Gesang in A-moll, nur begleitet vom Instrumental-Baß (diesem müßte sich zur Füllung der Harmonie die Orgel zugesellen, was wahrscheinlich auch den Intentionen des Komponisten entsprechen würde, in der Praxis aber leider nicht ausgeführt wird.) Der Text lautet:

„Gott, das allerhöchste Gut,  
Liebt das arme Fleisch und Blut,  
Liebt doch Gott, wer lieben kann,  
Gott der wahre Gott ist kommen,  
Was wir haben, nimmt er an,  
Nur die Sünde ausgenommen,  
Reißt uns aus der Sünde Bann.“

Der Chor wiederholt und schließt mit der vorher erwähnten Fanfare.

Der dritte Teil, wiederum ein Terzett über die Worte: „Und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes, vom Vater voller Gnade und Wahrheit“, sowie die Aria für Tenor mit Begleitung der 2 Violini und des Fondamento werden gegenwärtig nicht mehr aufgeführt. Der Schlußsatz der Komposition mit der Überschrift „Choräle“ für vierstimmigen Chor mit oben angegebener Instrumental-Begleitung wird jedoch stets gesungen. Es ist die Choralmelodie: „Vom Himmel hoch“, in rhythmischer Bearbeitung. Nach jeder Choralzeile führen die Instrumente Zwischenspiele in Achtelbewegung aus. Der Text lautet:

„So sei willkommen, edler Gast!  
Den Sünder nicht verschmähet hast.  
Du kommst ins Elend her zu mir,  
Wie soll ich immer danken Dir.“

Es ist dies der in XIII 28 erwähnte gemeinsame Gesang.

Nach der Predigt stellen sich die Knaben in vier Chören auf zum Gesang des Quempastores. Die Ausführung des Gesanges geschieht in der Weise, daß jeder Chor eine Zeile singt, den Schlußvers Chöre und Gemeinde zusammen z. B. 1. Chor: Den die Hirten lobten sehre, 2. Chor: und die Engel noch viel mehre; 3. Chor: fürcht euch fürbaß nimmermehre; 4. Chor: euch ist geboren ein König der Ehre. Chöre und Gemeinde: Gottes Sohn ist Mensch geboren etc.

Die Melodie und die Strophen werden schon Wochen lang vorher in der Schule geübt. In neuerer Zeit kauft man Text und Melodie gedruckt in den Buchhandlungen, die meisten Familien sind aber im Besitz seit vielen Jahrzehnten vererbter Bücher, in welche mit allerlei Verzierungen und Bilderwerk geschmückt die Texte eingeschrieben worden sind und welche auffällige Ähnlichkeit mit den Handschriften der Mönchbücher haben. Viele der Knaben haben aus Holz gefertigte Scheren, (Schlangen genannt) mit Wachslichten besetzt, welche während des Chorgesanges angezündet und auf- und zugeklappt werden, dem Rhythmus der Musik folgend. Die an der Orgel angebrachten Spielwerke: Sonne, Mond und Sterne waren ebenso wie die am Chor befindlichen hölzernen Figuren des David, Assoph und Salomo bis vor etwa 25 Jahren beweglich und wurden mittelst eines Hebelwerks neben der Klaviatur durch den Organisten in Bewegung gesetzt.

Während heute wenigstens während der Predigt jeder auf seinem Platze bleibt, und auch vor und nach derselben eine leidliche Ordnung herrscht, ging es noch vor 20 Jahren in dem Gotteshause wie auf einem Jahrmarkt zu, und dem Besucher, der unbekannt mit dem Gebrauch zum erstenmal diese Christnachtfeier in Luckau miterlebte, kam die ganze Handlung zunächst etwas unverständlich vor. Wer sich jedoch dieser Feier sinnend hingibt und wiederholt derselben beiwohnt, dem wird sie schließlich unentbehrlich für das Christfest. Für den echten Luckauer gibt es kein Weihnachtsfest ohne Christnachtfeier.

Scharnweber.

---

**Zwei Teufelssagen aus der Priegnitz.** A. Der Teufelsberg bei Wolfshagen. In Wolfshagen in der Westpriegnitz lebte vor Jahren ein Bauer Namens Schwarz, ein freundlicher, gefälliger Mann. Als er eines Abends mit seiner Frau in der Stube saß, hörte er, wie jemand ans Fenster klopfte. Schwarz rief: „Wer ist da?“ erhielt aber keine Antwort; er ging hinaus und sah einen Fremden vor sich stehen, der ihn alsbald bat, ihn doch bis zum nächsten Dorf zu fahren, da er sehr müde sei. Schwarz war sofort bereit und spannte sogleich an. Die Fahrt ging dem Fremden jedoch zu langsam; auf seinen Wunsch war Schwarz jedoch erbötig, schneller zu fahren und griff zur Peitsche, um die Pferde anzutreiben. Der fremde Herr meinte indessen, das sei nicht nötig, sie würden schon von selbst schneller laufen. Als der Bauer nun trotzdem mit der Peitsche ausholte, schlang sich die Schnur um den Zweig eines am Wege stehenden Baumes und blieb hängen.

Beim nächsten Dorf angekommen, verabschiedete sich der fremde Herr dankend von seinem Fuhrmann und überreichte ihm zur Belohnung eine Tabel, sagte aber dabei, er solle den Deckel erst öffnen, wenn er daheim sei.

Auf der Rückfahrt sah sich nun der Bauer nach seiner Peitsche um. Wie erstaunte er aber, als er sie im höchsten Gipfel einer mächtigen Eiche erblickte, die kaum jemand ersteigen konnte. Da konnte sie nach seiner Meinung nicht mit rechten Dingen hinaufgekommen sein. Ein Argwohn gegen seinen Fahrgast stieg in ihm auf und voller Neugier öffnete er nun die Tabel. Zu seinem nicht geringen Erstaunen enthielt sie — Pferdedung. Ärgerlich schüttete Schwarz den unsauberen Inhalt auf die Erde und fuhr dann heim. Als er aber jetzt seinen Kober reinigen wollte, rollten mehrere Goldstücke heraus. Schnell kehrte der Bauer nun zu der Stelle zurück, wo er den Dung ausgeschüttet hatte; doch fand er weder Dung noch Gold. Aber er wußte nun, wen er gefahren hatte: es war der Teufel gewesen. Mit ihm war er, ohne es zu merken, durch die Luft gefahren; daher war auch die Peitsche oben im höchsten Gipfel der Eiche hängen geblieben. Noch heute nennt man deswegen den Berg, auf welchem die Eiche am Wolfshagener Wege steht, den „Teufelsberg“.

B. Der Teufelsberg bei Helle. Der Weg von Lockstedt nach Helle bei Gr. Pankow in der Ostpriegnitz führt an einer kleinen Anhöhe vorüber, in deren Nähe es zu Zeiten nicht recht geheuer ist. Oft haben dort Leute, welche in später Nachtstunde die Stelle passieren wollten, den Weg verfehlt und sind dann die halbe Nacht kreuz und quer gegangen; immer sahen sie die Spitze des Hügels vor sich, und doch kamen sie nie hinauf; denn der Teufel führte sie irre. Aber er konnte ihnen nicht ans Leben kommen; soweit reichte seine Macht nicht. Stößt man nach langen Irrfahrten endlich einen kräftigen Fluch aus, so löste sich der Zauberbann, und man erkannte, wo man sich befand: man stand dann gewöhnlich auf einer Wiese an einer gefährlichen Stelle hart am abschüssigen Ufer der Stepenitz. Doch in demselben Augenblick erscholl der warnende Ruf: „Hierher, hierher, hierher!“ der dem Verirrten den rechten Weg wies. Sah der Wanderer zur Seite, so bemerkte er, daß eine Gestalt neben ihm einherging, ein Mann in Kniehosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen. Er hielt Schritt, antwortete aber auf keine Frage und verschwand ebenso plötzlich, wie er gekommen war. Zuletzt wurde er um Weihnachten 1870 gesehen.

Selbst die Pferde, welche bei Lockstedt weideten, wurden zuweilen ohne erkennbare Ursache auffallend unruhig; sie liefen davon und konnten erst nach 3 Tagen wieder eingefangen werden. Den Knechten, welche sie heimführten, erschien dann ebenfalls der seltsame Mann; er begleitete sie eine Strecke und verschwand darauf plötzlich. Zuerst soll sich der Mann um das Jahr 1800 gezeigt haben. Man meint, es sei der Teufel gewesen.

(Nach Aufzeichnungen der Schülerin der 70. Gemeindeschule Hedwig Schulz.)

O. Monke.

**Nachtrag zur Kirche von Riedebeck, Kreis Luckau.** In meinem ersten Bericht findet sich die Bemerkung: Daß die große Glocke (Sckweinglocke) am Burgwall gefunden worden sei. Vom Burgwall geht folgende Sage:

Als die Riedebecker Kirche vollendet, stand der Teufel auf dem sog. grünen Berg (hinter Gehren) und wollte den Bau vernichten. In einer Schürze hatte er große Klumpen Erde und große Steine. Die Schürze hatte aber ein Loch und ein Stein fiel heraus und dem Teufel auf den Fuß. Er liegt noch heute an der Stelle und heißt in der ganzen Umgegend der Teufelsstein. Der Teufel schrie laut auf und der in der Kirche befindliche Geistliche lief auf den Turm der Kirche in Riedebeck (er muß also das Geschrei gehört haben), um zu sehen, was denn los sei. In dem Augenblick, als er oben heraus sah, warf der Teufel den ganzen Inhalt der Schürze nach dem Turm. Rasch streckte der Priester ein Kreuz den heransausenden Steinen und Erdmassen entgegen und diese fielen nun machtlos in den Sumpf, wo sie heute noch liegen (der sog. Borchelt).

---

**Thusnelda und Thumelikus.** Von Professor Dr. Jos. Wormstall. Münster i W. Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. 1902. (16 S.). E. Mangold-Münden schreibt darüber in der illustrierten Halbmonatsschrift „Niedersachsen“ vom 15. April 1903 S. 226 das Nachfolgende, welches bei dem großen Interesse jedes Deutschen an der Familie des Arminius oder Armenius\*) erlaubt sein möge, unserem Leserkreise ebenfalls mitzuteilen.

Seinen von mir vor einiger Zeit angezeigten „Ethnographischen Forschungen“ hat der münsterische Gelehrte nun diese kleine Broschüre, eine Untersuchung über die Namen des Sohnes und der Gattin des Helden der Varusschlacht folgen lassen. — In Thusnelda bereitet die Silbe Thusn große Schwierigkeit, zu deren Klärung man gewöhnlich den Ausfall eines r vor dem s annimmt und für Thusnelda Thursinhelda (Thurs = Riese) liest. Thumelikus erklärt man meistens als eine Latinisierung des altnordischen Wortes Thumlungr = Däumling. Eine andere Deutung hat jedoch Götting gegeben, der Thumelikus mit dem griechischen *θυμολικός* in Verbindung brachte, einem Worte, mit dem nach ihm die Römer auch die leibeigenen Gladiatoren zu belegen pflegten. In dieser Erklärung findet jedoch Wormstall eine zeitliche Unwahrscheinlichkeit, die er eingehend zu begründen sucht; auch mit den anderen beiden ist er nicht einverstanden. Vielmehr gibt er eine Deutung, die auf der Annahme fußt, „daß ein späterer Abschreiber statt des in der Urschrift bzw. einer älteren Abschrift gestandener *Θουμιδα* oder *ΘΟΥΜΕΛΑΔΑ*, wo der erste Aufstrich zu dem M bzw. μ

\*) *Brandenburgia* VII. 229 u. XI. 158.

etwas bogig gekrümmt erschien“ Θουσιλδα, d. h., statt des  $\mu$  bzw.  $\sigma$  ein Sigma mit folgendem  $\nu$  gelesen hat. Indem der Verfasser also statt Thusnelda Thumelda (Domhild) annimmt und Thumelikus mit Thumelikus, der Latinisierung von Thumeling (Domhilds Sohn) gleichsetzt, stellt er eine enge lautliche und sachliche Beziehung in den Namen von Mutter und Sohn her.

Ich würde, beiläufig, für „sachliche“ lieber „persönliche“ Beziehung setzen. Diese Deutung hat etwas sehr Bestechendes, es bleibt aber abzuwarten, wie die Antikritik, sei es sprachlich, sei es auf Grund genauester Prüfung der ältesten Handschriften, worin zuerst die Namen Thusnelda und Thumelikus vorkommen, urteilen wird.

E. Fr.

**Die sogenannte Padden-Pupperei in Oderberg i. Mark.** Den seltsamen Namen erhielt dieser schilfreiche Ort zu einer Zeit, als er noch Teil des Oderstromes war und Fischereizwecken diente. Er ist entstanden aus „Bardin-Poverei“, die Stelle, wo der Fischerort Bardin, das ist Alt-Oderberg's sehr alter Name, Fischfang mittels „Povarden“, das sind Poarte oder doppelte Stellnetze, betrieb.

Unterhalb des ehemaligen Askanierschlosses Oderberg, das sich unbestreitbar auf der Marktseite in den ohnehin geengten Oderfluß hineinschob, hatte sich, abgeschnitten von der Strömung, im Laufe der Jahrhunderte eine Untiefe gebildet, die allmählich mit Schilf und Rohr bewachsen, einen bevölkerten Schlupfwinkel der Fische abgab und nur vermöge des sogenannten Poartnetzes befischt werden konnte. Der uralte Name des Oderberger Kietzes, der dicht dabei lag, war Bardin und ist wie bei vielen andern Gelegenheiten hier entstellt und umgewandelt worden durch langen Sprachgebrauch in „Padden“; aus der Befischungsweise der Poverei ist darin das noch fehlende entstanden.

Als am Georgstage des Jahres 1308 die Markgrafen Otto und Waldemar von Brandenburg dem Kloster Chorin zwei Oderberg benachbarte Wenden-dörfer, damit sind aber nur Fischerdörfer gemeint, mit Namen Ober- und Nieder-Liepe inkorporierten, da mußte deren seit dem frühesten Altertum mit den Oderberger Kietzfischern gemeinsame Fischereigerechtheit separiert werden, weil die Oderberger Kietzer bei dem Schlosse Oderberg, also landesherrliche Untertanen verblieben, während die Lieper insgesamt nunmehr mediat, d. h. Klosteruntertanen wurden. Bei diesem Transakt (Diplom. Chorin. 1448.) geschah auch einiger Fischereigeräte Erwähnung, so der „Elefnette“, der „Vlote“, der „Rüsen“ und der „Povarde“. Diese Povarde heißen heutigen Tages etwas entstellt „Poartnette“ oder Poartnetze und sind das doppelte Stellnetz verschiedener Maschenweite, die nur im Röhricht und Schilf gebraucht, vermöge von Borkenschwimmern und Bleiklumpen wie Wände in mehrfacher Aufeinanderfolge mit immer enger werdenden Maschen im Wasser winkelig

aufgestellt und an den Enden festgeankert werden. So vorbereitet, scheucht nun der Fischer von den entgegengesetzten Seiten mit einer Ruderstange die Fische aus dem Schilf und Röhricht gegen die Netze. Wo dieselben auflaufen, bleiben sie je nach der Größe in den Maschen hängen und bilden alsdann mit dem Netz förmliche Klumpen oder Beutel, die alsdann gehoben und entleert werden.

Jetzt ist die uralte Poartstelle am Kietz längst versandet, teilweise trocken geworden, der gute, altdeutsche Name ist ihm im Volksmunde, wenn auch entstellt, verblieben. Heute giebt er Anlaß zu unziemlichen Scherzen, er ist aber ein guter Beweis gegen die landläufige Anschauung, daß nach urkundlicher Bezeichnung hier nur Wenden und Slawen ansässig gewesen seien, was besonders auf die märkischen Fischer bezogen wird. Jedenfalls haben dieselben ein gutes Plattdeutsch gesprochen und im Altertum für ihre altgewohnten Geräte, vom Hüfatt bis auf das Esefatt herab, nur germanische Benennungen benutzt.

Karl Wilke 8. Dez. 1903.

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cöstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## Schiffstypen in der Mark.

Von Karl Poetters.

---

„Der Berliner soll keine Wasserratte sein, Herr Seemann!“ Na, da kennen Sie den Berliner eben schlecht! Zwar kennt er als Heimatsgewässer nur die Spree mit ihren Seen und die Havel mit ihrem Seenkranz, aber wenn Sie, Herr Seemann, Gelegenheit nehmen möchten, sich das Treiben der Berliner auf dem Wasser anzusehen, dann werden Sie überzeugt sein, daß der Berliner eine echte Wasserratte und zwar nicht nur auf dem Wasser, sondern auch zu Lande ist! Gleichviel, wo immer die Spree die Straßenläufe Berlins kreuzt, oder noch vielmehr, wo sie mit ihnen parallel läuft, werden Sie finden, wie der Berliner auf den Brücken, welche den Fluß überspannen, sowohl wie auch an den Geländern der Spree stehen bleibt und mit zwar kritischen, aber liebevollen Blicken das Leben und Treiben auf „seiner Spree“ beobachtet. Manche, wenn auch falsche und unberechtigte Kritik muß sich da das Schiffervolk gefallen lassen und mancher harmlose aber echt Berliner Witz wird da geleistet, insbesondere, wenn versucht wird, die plattdeutsche Sprache oder das Schifferplatt nachzuahmen. Also, Herr Seemann, „Jump auf!“ — „Hurra, es lebe die Berliner Wasserratte!“ —

Wie gesagt, der Berliner kennt und nennt die seine Gewässer belebenden Schiffsgefäße nur unter dem Sammelnamen „Kähne“ und dieses mag ihm verziehen werden, berücksichtigt man die im allgemeinen in Berlin bestehende Interesselosigkeit für den Wert und die handelspolitische Bedeutung der Schifffahrt für Berlin als Groß- und Handelsstadt. Zur Begründung dessen mag es mir ausnahmsweise gestattet sein, z. B. auf die schöne — aber nur im architektonischen Sinne — Oberbaumbrücke hinzuweisen. Der Schiffer hat für diese Brücke durchaus keinen Kosenamen und nur, wer durchaus Recht behalten will, kann der richtigeren Ansicht des Schiffers über den Wert der Brücke in Bezug auf den Schiffsverkehr nicht beitreten. Ebenso verhält es sich mit der großen

im toten Winkel liegenden Dammmühlenschleuse und den verschiedenen im schiefen Winkel zum Fluß stehenden Brücken. Hoffentlich ändert sich dieses alles einmal, wenn die „Transatlantiker“ erst bis in den Tegeler See, als Seehafen Berlins, kommen. Doch nicht hiervon wollte ich sprechen und bitte, wegen dieser kurzen Abschweifung vom Thema, allseitig um Entschuldigung. —

Anders, wie beim Berliner, lauten die Bezeichnungen der einzelnen Schiffsgefäße in der Schiffersprache. Will der Schiffer sich allgemein ausdrücken, so spricht er vom „Schepp“. Damit meint er ein großes Fahrzeug, welches zum Transport von Kaufmannswaren, Stückgütern und wertvolleren Transportgütern dient. Im Gegensatz hierzu spricht er vom „Kohne“ bei solchen Schiffsgefäßen, welche zum Transport von Steinen, Kohlen, Sand und ähnlichen Waren dienen.

Außerdem unterscheidet der Schiffer die Schiffsgefäße in der Form und nach ihrer Bauart. Da kennt er: die „Zille“ auch „Böhme“ genannt, den „Butzer“, den „Spitzkahn“, den „Deckkahn“.

Für die Größe der unsere Flüsse befahrenden Schiffsgefäße sind maßgebend die Größenverhältnisse der die Flüsse sperrenden Schleusen oder des Schleuseninneren, auch von den Schiffern der „Schleusenkessel“ genannt. Man spricht daher, nach der kleinsten und bzw. größten Schleuse benannt, von einem Finow- und einem Elbe- oder Odermaß.

Schiffe, die häufig oder ausschließlich den Finowkanal bei Hohen- saaten passieren, sind schmal und klein gebaut, weil das Becken dieser Schleuse die kleinsten Größenverhältnisse aufweist. Sämtliche übrigen Schleusen, insbesondere die in Berlin, Charlottenburg, Spandau, Brandenburg, Plaue, Rathenow usw. sind so gebaut, daß größere Schiffe, wie diejenigen mit Finowmaß und auch mit größerem Tiefgang wie diese, sie passieren können. Der Unterschied in den Größenverhältnissen ist etwa der, daß die Finow-Kähne 127' lang und 14' 6" breit sind, während dagegen alle übrigen Frachtfahrzeuge auf den Flüssen unserer Mark, soweit sie hierher gehören, 150' lang und 18' breit sind.

Die Länge des Fahrzeuges wird hierbei gemessen „von Kaffe zu Kaffe“, d. h. von der äußersten Spitze des Kahns bis zum Steuerrücken. Das Messen geschieht in folgender Weise:

Es wird ein „Anschlagspunkt“ gewählt, der am äußersten Ende der Kahnspitze belegen ist und die Mitte derselben bildet. Von hier aus wird eine Schnur (Bindfaden) bis zum äußersten Rücken des Steuers, dort wo sich dasselbe zum Wasser hinab biegt, gezogen. Nun wird diese festgespannte Schnur gemessen und die so festgestellte Länge wird als diejenige des Schiffes angenommen.

Die Breite des Fahrzeuges wird in der Weise ermittelt, daß mittelschiffs, etwa dort, wo der Mastbaum seinen Platz hat, von Außenbord zu Außenbord eine Schnur gezogen und diese gemessen wird.



Früher wurde zum Bau der Fahrzeuge Tannen- oder Kienholz verwendet; seit mehreren Jahren aber verwendet man, namentlich zum Bau der zum Transport von Stückgut dienenden Schiffe, auch das Eisen.

Beim Bau eines Schiffes wird zunächst der Schiffsboden gelegt. Diele neben Diele, die an ihrer Schmalseite durch Holzzapfen verbunden werden, wird gelegt, bis Breite und Länge des Schiffsbodens erreicht sind. Hierbei muß auf gleiche Stärke der Dielen gesehen werden, die je nach der Art des Schiffes und seiner zukünftigen Verwendung 2—4" beträgt. Die letzten dieser Dielen, die den Abschluß des Schiffsbodens bilden sollen, werden über Feuer „gekrümmt“, d. h. so gebogen, daß ihre Enden schräg nach oben gehen, und dienen später gleichzeitig als Boden der „Kaffstücke“ genannten Teile des Schiffes, der Spitze und des Steuerstandes.

Auf die Diele folgt die erste Planke, die „Brenne“ genannt wird, hierauf setzt sich die „Windlatte“ fest und als letzte Planke folgt oben auf die „Riesbord“.

Dem Ganzen festen Halt zu geben, dazu dienen die „Kniestücke“; es sind dieses starke, im rechten Winkel gewachsene Baumzweige, deren einer Schenkel an der Innenseite der Schiffswand emporgeht und an dem die Planken befestigt sind, während der andere am Schiffsboden seinen Halt findet und hier gleichzeitig zur Befestigung des ganzen Schiffes beiträgt. Diese sogen. Kniestücke werden so gesetzt, daß sie sich gegenüberstehen und ihre Schenkel am Schiffsboden dicht neben einander zu liegen kommen, so dass sie wiederum unter einander verbunden werden können. Diesen, am Schiffsboden befestigten Teil des Knies, nennt man auch „Wrange“ oder „Blatt“.

Bei Fahrzeugen besserer Bauart gebraucht man zu den Kniestücken Eichenholz, während zum Bau von Zillen gewöhnlich Tannen- oder Kiefernholz verwendet wird.

Vor allem kommt es darauf an, daß das verwendete Holzmaterial durchaus trocken und gut abgelagert ist. Denn von der Trockenheit des Holzes hängt nicht nur die Haltbarkeit des ganzen Fahrzeuges, sondern auch seine Schwimffähigkeit ab.

Der Raum zwischen zwei Wrangen, die gewöhnlich 1' oder mehr von einander entfernt gesetzt werden, heißt „Veste“ oder „Gäte“, bis auf denjenigen Raum, der zur Entfernung des in den Schiffskörper eindringenden Wassers benutzt wird und deshalb „Schöpfloch“ genannt wird.

Die Entfernung des eindringenden Wassers erfolgt, wie ich hier gleich vorweg bemerken will, entweder mittels einer eisernen oder hölzernen Pumpe oder mit der „Handschippe“ oder Schaufel.

Die die Spitze und den Steuerstand bildenden Planken werden über Feuer derartig gebogen, daß sie schräg nach oben gehen. Während nun bei der Zille die Kaffstücke durch die Planken abgeschlossen werden,

erhält der Butzkahn gewöhnlich einen Vorderstevan und der Spitzkahn eine Spitze aufgesetzt. Letztere, die einige Zentner schwer, bis über 2 Fuß lang und etwa 1 Fuß breit ist, wird durch ein Charnier mit den Kaffbrettern bzw. den Planken verbunden.

Ist der Rumpf des Schiffes hergestellt, dann beginnt der innere Ausbau desselben.

Da werden die „Dehnbäume“ oder „Sprieße“ gesetzt, die dem ganzen Schiffe erst den erforderlichen Halt geben. Es sind dies viereckig geschnittene Balken, von etwa  $\frac{1}{2}$  Fuß Stärke, die in ganz bestimmten Entfernungen von einander quer durch das Schiff von Bord zu Bord gehen. Neben ihnen befinden sich zur größeren Festigkeit des Schiffes die Patentschrauben, eiserne Stangen, die durch die Planken gehen, außen Bords mit eisernen Schraub-Köpfen oder Platten versehen und in der Mitte durch eine Doppelschraube fest zusammen gehalten werden. Gewöhnlich befinden sich in einem Schiff 4—6 Stück solcher Schrauben.

Sodann folgen der „Schofft“ mit der „Butze“ und der „Stand“ mit der „Kajütte“. Ersterer ist der obere Teil des Schiffes in der Spitze, eine Art Deck, auf dem die Schiffer sich bewegen und das etwas über einen Fuß tiefer liegt wie die Riesbord. An den Schofft schließt sich die „Butze“, d. i. der Aufenthaltsraum oder Kajütte für die Bootsleute an.

Die „Kajütte“ am hinteren Teile des Schiffes und vor den Steuer belegen, ebenfalls 1' tiefer wie die Riesbord, dient zum Aufenthalt für den Kapitän und seine Familie, das Deck der Kajütte auch als Steuer-mannsstand.

Der Raum, der in der Spitze eines Schiffes durch dessen Boden, Seitenplanken und Deck gebildet wird, heißt bis zur Butze „die Kaffe“; derjenige Raum zwischen der Kapitänskajütte und dem Schlußstück des Schiffes „der Stand oder Steuer-mannsstand“, der Innenraum die Hinterkaffe.

Im ersten Drittel des Schiffes, von der Spitze abgerechnet, befindet sich der Sitzschemel für den Mastbaum, der aber sitzt nicht auf dem Schemel, sondern steht in demselben.

Gebildet wird der Sitzschemel von einer besonders starken, kräftigen und breiten Planke, die in Höhe der Windlatte quer von Bord zu Bord angebracht ist, die in der Mitte und an ihre Rückseite halbkreisförmig ausgeschnitten ist. Besondere Kniestücke und eiserne Schrauben, sowie eiserne Verankerungen dienen dazu, dem Sitzschemel besondere Festigkeit zu geben.

Vom Vorderdeck bis zur Kapitänskajütte werden an den beiden Bordwänden entlang Planken gelegt, die der Schiffer den „Laufgang“ oder Gangbord nennt, da diese Planken eine Verbindung oder Laufgelegenheit im Schiffe zwischen der Schiffsspitze und dem Steuer her-

stellen. Der Teil der Laufplanken von der Kasse bis zum Sitzschemel ist an den Bordwänden und der Kasse besonders stark befestigt, dient er doch gleichzeitig dazu, dem Mast einen stärkeren Halt zu geben, wenn der vom Segel aufgefangene Wind beginnt das Schiff zu drücken oder fortzutreiben.

Die Laufplanken dagegen vom Sitzschemel bis zur Kajüte liegen nur lose auf den Dehnbäumen, können jederzeit beliebig und insbesondere beim Beladen des Schiffes entfernt und, wie geschildert, zu anderen Zwecken verwendet werden.

Man nennt den ersten Teil dieser lose gelegten Planken direkt hinter dem Sitzschemel, das „Vorderbrett“, dann das Mittelbrett und endlich das Hinterbrett.

Glaube ich so ein Bild von der Erbauung unserer märkischen Schiffe im großen und ganzen gegeben zu haben, so bliebe mir hierbei noch zu bemerken, daß Variationen auch hier nicht ausgeschlossen sind.

Werden, wie oben geschildert, die Zille und der Deck- oder Spitzkahn gebaut, so weicht hiervon der Butzkahn insofern ab, als er vorn und hinten an Stelle des breiten, schräg nach oben gehenden Bodens der Kasse, je einen geraden Steven erhält, an dem die Planken befestigt werden.

Diese Bauart wird namentlich in jüngerer Zeit als eine zeitgemäße Notwendigkeit bevorzugt. Während nämlich in früheren Jahren ein Schleppdampfer auf den Gewässern der Mark eine seltene Erscheinung bildete, ist heute der Schleppdampfer das ständig belebende Element unserer Gewässer und „das Wasser kommt garnicht mehr zur Ruhe.“ Dampfer folgt auf Dampfer, stromauf wie stromab, der Zerstörer der ganzen Flußfischerei. Doch dieses nicht allein, der Dampfer hat auch der Segelei ein Ende gemacht. Sieht man heute auf unseren Flüssen einen Segler, so gleicht er einem flügelahmen Vogel, der nicht weiß, ob er fliegen oder laufen soll. Anders dagegen sah es vor 20–30 Jahren noch aus. Stolz blähten sich da die großen gewaltigen Leinwandflächen im Winde auf und weiß glänzten sie im Sonnenschein. Gleich dem stolzen Schwan durchfurchte so ein Segler die Flut und mancher Schiffer mußte, vom Großsegel über Bord geschlagen, sein Leben durch Ertrinken verlieren.

Heute dagegen beherrscht der Dampf die Schifffahrt und der Schiffer, dem nervösen, hastenden Treiben unserer heutigen Zeit folgend, läßt das Segel im Segelkasten liegen, er reicht seinem Schlepper die „Trosse“ und läßt sich schleppen. Da nun durch breite Flächen der Widerstand erhöht wird, so kommt man immer mehr dazu, diese zu vermeiden und den Steven im Schiffsbau auf unseren Flüssen zu bevorzugen. Nicht nur durchschneidet solcher Steven das Wasser leichter und erleichtert dadurch der Dampfmaschine die Arbeit, sondern der Steven bietet auch noch den Vorteil, daß

bei einer Havarie der Schiffsboden geschützt bleibt, da das Schiff nicht so leicht leck wird und zum Sinken gebracht werden kann.

„Es läuft nicht so leicht auf“, so lautet der technische Ausdruck.

Wir sehen daher auch beim Schleppen der Kähne auf der Spree, daß der erste der geschleppten Kähne fast stets ein Stevenkahn ist, er fängt nicht, wie z. B. eine Zille, mit breiter Brust das von der Schraube oder den Rädern des Dampfers nach rückwärts geworfene Wasser auf, sondern läßt es zu beiden Seiten des Schiffes weiter gleiten.

Nun die Ausstattung eines „Kahnes.“

Auch hier macht sich gegen frühere Jahre ein bedeutender Fortschritt bemerkbar, insbesondere in der Ausnützung der räumlichen Verhältnisse. Heute kann es einem nicht mehr so leicht „in die Bude regnen!“ Während heute der Eingang zur Kapitänskajütte meistens durch Schiebedach überdeckt ist, befand sich früher zwischen Kajütte und Steuermannsstand ein etwa 2 Fuß breiter Raum „der Gang.“ An den Innenbordseiten dieses Ganges führten zwei schmale Treppen in den Gang hinab, und von diesem gelangte man durch eine Doppeltür oder Flügeltür in die Kajütte. Stand diese Tür bei Regenwetter auf, so regnete es direkt in die Kajütte hinein, da ein schützendes Dach über dem Eingang fehlte.

Der Eingang in die „Butze“ erfolgt noch immer durch eine in der Decke desselben befindliche nach oben zu öffnende Klappe, von welcher dann mehrere Stufen hinab in das Innere führen. Außerdem befindet sich ein sogen. Notausgang noch an der Breitseite der Butze, durch den man in das Innere des Schiffes, den sogen. „Brummstall“ kommt. Auch von der Kapitänskajütte führt häufig eine solche Verbindungstür in den Schiffsraum. Raum ist hier in der kleinsten „Kajütte“ vorhanden, um den Schiffer mit seiner Familie aufzunehmen und namentlich wenn „sie“, nämlich die Olle, oder Kapitänsfrau, selbst an Bord ist, herrscht in diesem kleinen Raum, in dem oft auch die Gardinen, die Blumen und der Papagei nicht fehlen, eine Sauberkeit und Gemütlichkeit, wie sie sich der Landbewohner in seiner Behausung auch nicht besser zu schaffen vermag.

Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Schiffer seinen Beruf in Wind und Wetter ausüben muß, zwingt ihn allerdings, sich auch eiserne Gardinen zuzulegen, diese aber bilden vor den Kajüttenfenstern, außerhalb angebracht, nur einen Schutz der Glasfenster.

Kleiner und beschränkter noch, wie die Kajütte, ist der Aufenthalt der Bootsleute, die Butze. Auch diesen Raum teilt oft noch die Frau des verheirateten Bootsmannes und sein Kind. Häufig aber auch dient dieser Raum noch zur Aufbewahrung verschiedener Gerätschaften, wie Taue, Kloben etc. Die Bettgelage sind in beiden Räumen etagenweise angebracht, die Winkel bilden häufig Spinden, die Mitte des Raumes

nimmt ein Tisch ein und Kommode nebst Spiegel und Bilderschmuck fehlen auch nicht. Die Öfen sind sogen. eiserne Öfen oder Kochmaschinen, die, transportabel, in der kühleren Jahreszeit in der Kajütte aufgestellt sind und gleichzeitig in dieser den Ofen ersetzen. In der heißen Jahreszeit dagegen bringt man sie außerhalb der Kajütte irgendwo unter, denn dann ist es in den Kajüttenräumen oft so heiß von der Sonne, die doch das Deck von ihrem Aufgang bis zu ihrem Untergang bescheint, daß es die gesamte Besatzung vorzieht, auf einem im Schiffsraum improvisierten Lager zu schlafen. Liegt die Besatzung auch dann wohl direkt in den Betten, so bildet das gesamte Deckbett aber das weite Himmelzelt und die aufgehende Sonne küßt die Schläfer munter zu neuer und schwerer Arbeit.

Sind Frauen und Kinder an Bord, dann baut man wohl auch ein Schlafzelt, indem mittels eines Segels eine Art Schlafzelt hergerichtet wird.

Endlich kennt man auch an Bord den häufig lieben Hausgenossen, den Hund; auch er hat hier sein Häuschen und gehört zur Familie. Vergißt er aber einmal seine Familienzugehörigkeit und geht an Land schwänzen, dann schmeckt ihm die erste Kost an Bord gewöhnlich garnicht und die Portion „Tauende“, die ihm verabfolgt wird, ruft Heulen und Zähneklappern hervor. Auch Tauben, Hühner und Kaninchen werden oft gehalten, deren Los es ist Abwechslung in die oft sehr eintönige Tischkarte zu bringen. Daß, soweit es der Raum an Bord gestattet und namentlich wenn „sie“ sich an Bord befindet, auch der Garten, sogar in zweierlei Gestalt, in Blumen- und Gemüsegarten, nicht fehlen darf, ist selbstverständlich.

Der wichtigste Teil des ganzen Schiffes ist nun das Steuer. Steuerlos ist das Fahrzeug unrettbar verloren, ein Spielball von Wind und Wellen.

Das Steuer wird aus zwei Teilen gebildet, den „Krummel“, auch Steuerhelm oder Helmholz genannt, dessen Spitzname „Faulholz“ lautet, und die „Steuerdiele“. Ersterer ist derjenige Steuerteil, der sich über dem Schiffsbord befindet, ein länglich runder Baum, der sich von vorn nach hinten zu bis zu einem vierkantigen Balken verstärkt; der zweite Teil dieses Balkens reicht über Bord zum Wasser hinab und an ihm ist die im Wasser liegende „Steuerdiele“ befestigt, die, je nachdem das Schiff leer oder beladen ist, und je nachdem es dem Steuerdrucke mehr oder weniger folgt, mit Eisen oder Steinen etc. belastet wird. Gehalten und bewegungsfähig wird das Steuer durch den „Steuernagel“, der durch den oberen vierkantigen Teil des Steuers und durch die darunter befindliche Steuerbank oder Steuerlager geht und es ermöglicht, daß das Steuer sich um seine eigene Achse drehen kann. Dieser Steuernagel ist ein langer, runder, eiserner Bolzen.

Bei den langsameren Bewegungen der Segelschifferei kann das Rad-

steuer, wie es bei Dampfern und Seeschiffen zu finden ist, nicht angewandt werden, weil diese Steuer eine schnellere Bewegung oder Wende des Schiffes herbeiführen. Aber schon haben diejenigen Kähne, die ausschließlich „gedampft“ werden müssen, d. h. fast ausschließlich mittels Dampfer befördert werden, neben dem Segelsteuer schon das Radsteuer und nicht mehr lange, und das Segelsteuer gehört auch zu dem einst „Gewesenen“. Außerdem sprechen hier noch Wasserdruck auf das Steuer und anderes mit.

Sodann folgt der Mastbaum mit der Segelstange, letztere auch „Schmack“ genannt. Der Mastbaum ist eine kernige, gesunde, schlank gewachsene und gut verästete Tanne oder Kiene, sich nach oben hin verjüngend, von 70–80' Länge. Ein Gegensatz zu den Masten der Seeschiffe, die sich, sozusagen aus mehreren Etagen zusammensetzen. Der Mastbaum steht unten auf dem Boden des Schiffes im sogenannten Stand oder Einsatz — einem viereckigen, durch Leisten, die auf dem Schiffsboden befestigt sind, gebildeten Loch. Gehalten wird „der Mast“ durch den oben beschriebenen Sitzschemel, in dessen Ausschnitt er steht. Um dem Mast einen festen Halt zu geben, wird der Ausschnitt durch einen Holzblock mit eisernen Krammen verschlossen, und um eine lotrechte Haltung zum ganzen Schiffe einzunehmen, erfolgt seine „Verkeilung“, d. h. es werden zwischen Mast und Ausschnitt starke Keile eingetrieben, die ein Versacken des Mastes aus dem Lot unmöglich machen, auch wenn er nicht durch Leinen gehalten wird.

Bedeutend kleiner wie der Mast ist die Segelstange oder Schmack. Sie ist ebenfalls von Kienen- oder Tannenholz, ein langer gleichmässiger Baum in Bolzenform von 60—65' Länge, sich nach dem oberen Ende gleichfalls verjüngend. Hierher gehört noch der Segelkasten, ein großer verschließbarer mit Deckel versehener Kasten, in welchem Segelzeug und Leinen aufbewahrt werden.

Oft sehen wir, wie Schiffer, um ein Tau zu befestigen, einen etwa einen halben bis ganzen Arm langen und starken Knüppel durch eins der vielen in den Bordwänden der Kaffe bzw. Schofft und dem Stand befindlichen Löcher stecken. Dieser Knüppel führt den Namen „Tennnagel“, ein Wort, das ich nicht zu deuten vermag, und das Loch in der Bordwand, durch welches er gesteckt wird, heißt „Wandloch“. Außerdem befinden sich an den Bordwänden noch klotzartige Aufsätze, die man gewöhnlich ebenso wie jenen Klotz, der sich an der Kajütte befindet, „Rep-Pahl“ nennt. Um erstere werden Repe-Leinen und Ketten geschlungen, an denen sich Gegenstände über Bord, wie z. B. Anker befinden, letzterer wird beim Segeln zur Befestigung der Segelleine benutzt. Beim Segeln verwendet man noch die „Schwertbretter“ oder „Schwerte“. Es sind dies zwei in etwas ovaler Blattform gehaltene, fest aneinander gefügte Bretter von etwa 4–6' Länge und oben 2 und unten 3–4' Breite, sowie

2—3" stark. Der Zweck der Schwerte ist das Verhindern eines Kenterns beim Segeln.

Etwas seitwärts von der Spitze und auf deren rechten Seite befindet sich ein kleiner vorgestreckter Krahn, durch welchen die Ankerkette läuft, der durch eine eiserne Winde, die auf dem Schoff vor der Butze steht, den Anker hebt und senkt. Gewöhnlich werden in Rücksicht auf die Bodenverhältnisse unserer Gewässer, die meistens sumpfig sind, vierflügelige Anker verwendet.

Ist so die innere Ausstattung vollendet, so erhält das ganze Schiff einen Anstrich, d. h. es wird gründlich vom Scheitel bis zur Sohle geteert. Der Teer hat außerdem den Zweck das Holz fester und dichter zu machen ebenso wie das Werch, aus alten Tauern, die zu diesem Zwecke gewöhnlich in Strafanstalten verarbeitet werden, hergestellter sehr brauchbarer Hanf. Dieses Werch wird in sämtliche Fugen des Schiffes, gehörig mit Teer getränkt, mittels Schlägel und Stemmeisen getrieben und verhindert dadurch bis zu einem gewissen Grade das Eindringen des Wassers in den Kahn, das durch das noch so gewissenhaft ausgeführte Zusammenfügen von Planken und Bohlen allein doch nicht zurückgehalten werden könnte.

Gewöhnlich entbehren unsere Schiffe eines jeden Schmuckes; keine Gallion oder sonstige Figur oder Bild schmückt Spitze oder Spiegel (Hinterseite des Schiffes). Nur werden Kajütte und Butze farbig angestrichen, gewöhnlich dunkelgrün mit weißem Rahmen.

Ist alles gehörig trocken, dann geht das Schiff geschmückt mit einem über die Spitze gehängten großen Kranz, den es auch während seiner ersten Reisen trägt, vom Stapel zu Wasser. Jetzt kommt der Segelmacher mit Segel und Leinenzeug. Früher, zur Segelzeit, konnte man Segel auf den Schiffen unserer Flüsse sehen, die 23 Ellen hoch und 14 Blatt breit waren, das Blatt zu  $\frac{1}{2}$  Ellen gerechnet. Heute sind die größten Segel gewöhnlich nur 21 Ellen hoch und 11 Blatt breit, oder 18 Ellen hoch und 9 Blatt breit.

Fock, Klüver, Besamsegel, Dreikant etc. kannten unsere Schiffer nicht, höchstens noch die Fock.

Um die Segel am Mast befestigen zu können, wird zuerst das „Scherzeug“ angeschlagen. Unter Scherzeug versteht der Schiffer sämtliche Leinen und Taue, die am Mast befestigt und erforderlich sind, ein Schiff unter Segel fortbewegen zu können. Zwischen Mast und Segelstange wird dann noch das an der Stange befindliche Leinenzeug „das Stangenzeug“ genannt.

Steht der Mast und soll das Segel emporgezogen, oder „geheißt“ werden, so wird das Ende einer Leine, die durch einen sogenannten Kloben läuft, der durch ein Tau an der Mastspitze „angeschlagen“ oder

festgebunden ist, durch eine Schleife mit dem Segel verbunden, und daran das Segel in die Höhe gezogen.

Um außerdem das Segel am Mastbaum festzuhalten, sind am Segel selbst Ringe angebracht, d. i. kurze sich in gewissen Abständen folgende Leinen, von welchen das eine Ende am Segel bereits befestigt ist, während das andere beim Aufziehen des Segels um den Mast geschlungen und mit einem am zweiten Ende dieser Leine befindlichen Knebel in eine Öse gesteckt wird. Diese Öse befindet sich wiederum an der Hinterliek, mit der man beim Segel den aus einem gedrehten Tau hergestellten und an das Segel angenähten Rand oder Saum bezeichnet. Der äußere Segelsaum wird die Außenliek genannt, auch Vorderliek.

Zum leichteren Aufziehen des Segels trägt der erste Ring kinderfaustgroße Holzkugeln, die sich beim Ziehen drehen. Ist das Segel gehißt, dann wird durch eine zweite Leine, die gleichfalls durch einen zweiten an der Mastspitze befindlichen Holzkloben und von hier zur Spitze der Maststange läuft „abgefiert“ und damit die Stange, welche in gewisser Höhe am unteren Teil des Mastbaumes in einer Schleife oder einem Ringe hängt, bis zur äußersten oberen Spitze des Segels geführt. Es folgt sodann noch die Streckung des Segels insofern, als durch eine weitere nach der Spitze der Stange führende Leine der äußere Rand des Segels so weit wie möglich, hoch geholt wird. So kann die Segelfahrt beginnen. Die Enden der Hauptleine sowie der Stangenleine werden dann, wenn das Segel „steht“ an die Maulaffen, d. s. sogenannte Knebel aus Holz, geschlagen. Diese Knebel befinden sich für die Leine des Hauptsegels an der Segelbank, für die Leine der Stange am unteren Teil der letzteren.

Damit dem Mast beim Segeln ein größerer Halt gegeben wird und er dem Druck des Windes, der sich im Segel festsetzt, größeren Widerstand bieten kann, wird noch eine gleichfalls an der Mastspitze befindliche resp. befestigte Leine zur Spitze des Schiffes geführt und hier fest angezogen. Diese Leine heißt „Schnurrleine“ im Gegensatz zu den Leinen, die vom Mast bzw. Segel nach hinten laufen, sich halbwegs durch einen Doppelkloben vereinigen und von hieraus durch die Scherleine, die durch denselben Kloben läuft, von der Bedienungsmannschaft angezogen, oder nachgelassen werden können.

Ist dann endlich noch die „Standarte“ an die Mastspitze befestigt und der Wind günstig, dann tritt der Schiffer „in Gottes Namen“ seine Reise an, von der er glücklich zurückkehrt, wie der lange, weitauswehende Heimatswimpel, den er unter der Standarte gesetzt hat, anzeigt.

Als Standgeräte dienen dem Schiffer neben dem bekannten langen Ruder, noch der Staken, ebenfalls eine Art Ruder; ferner der „Schrick“, ein mehrere Fuß langer und mehrere Zoll dicker Holzpfahl, der oben mit einem kräftigen Querholz versehen, am unteren Ende zwei nach



außen weisende eiserne Spitzen trägt, die durch einen um das Holz gelegten eisernen Ring gehalten werden. Dieser Schrick wird angewandt, um den Lauf des Schiffes plötzlich zu hemmen oder ihm eine andere Richtung zu geben, wozu das einfache Handruder nicht ausreichen würde.

Dann kommen noch verschiedene Haken und Staken, sowie der der Sauberkeit dienende Besen des Schiffes „der Schwäbhel“, ein Holzstiel, an dessen einem Ende ein „Flansch“ von Tuchlappen, (auch aufgedrehtes Tauwerk) befestigt ist.

Ein sehr wichtiges Instrument an Bord ist „der Kneppner“ — nicht zu verwechseln mit dem auf dem platten Lande so bezeichneten Vogel, den Storch. — Der Kneppner ist ein aus zwei schmalen Latten gebildetes Instrument. Zwei Enden dieser Latten stehen genau im rechten Winkel zu einander und die Schenkel der Latten werden durch ein Querholz oder Latte gehalten bzw. verbunden.

Dieses Instrument diente in früheren Zeiten, als man die Ladelinie noch nicht kannte, wie sie jetzt Außenbords vorn, in der Mitte und hinten angebracht sein muß, dazu, den Tiefgang des Schiffes festzustellen.

Da das Beladen eines Schiffes sich stets nach den Tiefstand des in den einzelnen Wasserstraßen befindlichen Wassers richtet, so wurde beim Beladen mittels des Kneppners das Sichsenken des Schiffes ermittelt, um später ein Festfahren nach Möglichkeit zu vermeiden. Der längere der beiden Schenkel trug das nach Fuß geeichte Maß. Heute sieht man das Maß außenbords durch schwarze Querstriche auf weißem Grunde angegeben.

Der innere Raum des Schiffes dient zur Aufnahme der Ladung, aber der Schiffer unterscheidet auch hier noch den eigentlichen Laderaum, d. i. den Raum vom Mast bis zur Kajütte und den „Brummstall“, d. i. der Raum vom Mast bis zur Butze. Beim Deckkahn werden zur Errichtung des Decks sogen. Knien oder Stützen in hierzu in der Riesbord angebrachte eiserne Krammen gesteckt, die nach der Mitte des Laderaums und schräg nach oben zugehen, um hier ihren Stützpunkt wieder an dem Querbalken, der von Kajütte bis Butze bzw. Mast läuft, zu finden. Dieser Querbalken liegt genau in der bei der Vermessung ermittelten Mitte des Fahrzeuges und ungefähr die Bordwand um  $\frac{1}{3}$  ihrer eigenen Höhe überragend.

Gleich den Ziegeln auf dem Dache eines Hauses werden dann die Deckslatten oder Bretter, parallel mit dem Schiff, übereinander aufgelegt und mittels Haken oder Riegel unter Deck festgehalten. Zum Schutze der Lattenenden (die Latten haben etwa eine Länge von 3—4' und eine Breite von 3—4") werden sogenannte Schutzbalken gelegt, die durch entsprechende Einschnitte den etageförmig liegenden Latten und ihrer Stärke im Durchmesser sich genau anpassen. Auch dienen diese

Balken gleichzeitig dazu, etwa übernommenes, oder Regenwasser nicht durchzulassen, wodurch die Ladung z. B. Getreide leicht verdorben werden könnte. Je nach der Grösse eines Deckkahnes ist die Zahl der Stützen und Balken verschieden, gewöhnlich sind es 4—6.

Um eine Verwechslung unter den einzelnen Lagen der Latten zu vermeiden, trägt jede Latte und auch jeder Deckbalken eine Bezeichnung. Mit schwarzer Farbe liest man auf der Latte die lfd. Nummer, ob die Latte nach vorn, oder hinten, oder in die Mitte des Schiffes gehört und ob Back- oder Steuerbordseite.

Das Laufen auf dem schräg abfallenden Deck ist durchaus nicht so leicht und gefahrlos, insbesondere wenn dieses vom Regen naß ist oder Schnee und Glatteis das Deck fast ungangbar gemacht haben. Da hat man denn zur Sicherung des Personals sogen. Laufbretter, etwa einen Fuß vom Decksrand entfernt, angebracht und schützt durch diese nicht nur die Mannschaft bei der Verrichtung ihrer Tätigkeit auf Deck, sondern dieses selbst gleichzeitig mit.

Das jedes größere Fahrzeug seinen „Anhang“ oder Rettungskahn mit sich führt, ist wohl allgemein bekannt.

Wenn ich zum Schluß noch den juristischen Begriff eines Schiffes erwähnen darf, so muß ich bemerken, daß das Gesetz keine Zille, Butzer oder Deckkahn kennt, sondern nur ein „Schiffsgefäß“. Rechtlich sind Schiffsgefäße den unbeweglichen Sachen, z. B. dem Grund und Boden, dem Hause etc., insofern gleichgestellt, als sie, wie diese, hypothekarisch beliehen werden können.

Früher wurden die Schiffsgefäße nach ihrer Fertigstellung von den hierfür zuständigen Vermessungsbehörden, und das waren die Steuer-Ämter in verschiedenen Städten, in der Weise vermessen, wie ich dieses im Anfang meines Aufsatzes geschildert habe.

Über eine solche stattgefundene Vermessung erhielt sodann der Schiffseigner eine Urkunde ausgefertigt, die der „Meßbrief“ hieß, und an der Kajütte des betreffenden Kahnes, auf der linken Seite ihrer Hinterfront, wurde ein Blechschild angebracht, das die Vermessungs-Nummer trug.

Zum Beispiel: I No. 309. Das heißt für die zuständigen Behörden, daß das Schiffsgefäß von der I. Vermessungsstelle vermessen und in der Liste über die vermessenen Schiffsgefäße unter der laufenden No. 309 gebucht worden ist. ¶Die erste Vermessungsstelle ist Berlin, folglich ist das Schiffsgefäß in Berlin beheimatet und Berlin Heimatsort des Schiffseigners. Vermessungsstellen sind z. B. noch Brandenburg a. H. als II., Potsdam als XII.

Wollte nun der Schiffseigner sein Schiffsgefäß einem Gläubiger verpfänden, so mußte er auf's Gericht, oder zu einem Notar gehen und hier eine Schuldurkunde aufnehmen lassen, in welcher er unter genauer Bezeichnung des Fahrzeuges sowie Nennung der Vermessungs-Nummer

sein Fahrzeug für die Schuld verpfändete. Sodann übertrug der Notar oder das Gericht den wesentlichen Inhalt der Schuldurkunde in den Meßbrief mit Siegel und Unterschrift.

Die Löschung eines solchen Vermerkes erfolgte durch Durchstreichung des Eintragungsvermerkes mit roter Dinte. Die Kassation oder das Durchschneiden des Meßbriefes, wie es bei den Hypothekenbriefen stattfindet, unterbleibt.

Zahlte der Schuldner nun weder Zinsen, noch das fällige oder gekündigte Kapital nicht pünktlich, so hatte der Gläubiger das Recht, die Zwangsversteigerung des verpfändeten Schiffsgefäßes zu beantragen. Das Zwangsversteigerungs- oder Zwangsverwaltungsverfahren eines Schiffsgefäßes ist demjenigen eines Grundstücks genau entsprechend.

Die neuere Gesetzgebung hat den Meßbrief beseitigt. An Stelle der Steuerbehörde ist das Gericht des Wohnortes des Schiffseigners getreten und ihm wird nunmehr zum Ausweise seiner Eigentumsrechte an dem Schiffsgefäß ein „Schiffsbrief“ ausgestellt.

Die früheren Meßschilder sind entfernt, an ihre Stelle sind außerbords angebrachte Bezeichnungen getreten und zwar so, daß sie auch während der Fahrt des Schiffes von jedermann leicht erkannt und gelesen werden können.

Da ist zuerst das Namensschild mit dem Vor- und Zunamen und dem Heimatsort des Schiffers. Der gewaltsame Zwang, der hier oft waltet, um Abkürzungen der Namen herbeizuführen, ohne daß die bestehenden Vorschriften verletzt werden, ist nicht selten ohne Humor. Wm. soll Wilhelm, F. a. K. soll Friedrich August Karl heißen etc. Gewöhnlich ist das Namensschild an der Längsseite der Kajütenwand angebracht, oder am Steuerholm auf beiden Seiten desselben.

Vorn an den Kasseplanken befinden sich auf beiden Seiten des Schiffes die Angaben über die Größenverhältnisse, den Tonneninhalt und die grundbuchliche Bezeichnung. An den Längsseiten des Schiffes befinden sich die Angaben über den Tiefgang bzw. die Ladelinie in Strichen und Zentimetern.

Auch die Schiffsbriefe tragen äußerliche Erkennungszeichen. Ich habe bereits erwähnt, daß zweierlei Arten von Schiffagrößen bestehen, die nach Finow- und die nach Elbe- bzw. Odermaß gemessenen. Die Schiffsbriefe der nach Finowmaß gemessenen Schiffe befinden sich in einem Pappumschlage von weißer, und die nach Odermaß gemessenen in einem solchen von roter Farbe.

Mitverpfändet ist alles an Bord befindliche und zur Pertinenz eines Fahrzeuges gehörige Gerät, wie Anker, Kotten, Taue, Leinen, Ruder, Kloben, auch wenn diese Gegenstände nicht im unmittelbaren Gebrauch sich befinden sollten. Ausgeschlossen von der Pfändung ist alles dem

dem Schiffer persönlich Gehörige, wie z. B. Wäsche, Kleidung und Betten, die sich an Bord befinden.

Der Beruf des Schiffers ist kein leichter. Befindet er sich auch stets in frischer Luft auf dem Wasser, so ist sein Leben doch ein ruheloses, von Wind und Wetter abhängiges. Rücksichtslos muß er sich allen Gebilden des Wetters preisgeben, gleichgiltig muß es ihm sein, ob ein Gewitterregen ihn bis auf die Haut durchnäßt und ihn die Sonne später wieder trocknet. Er kennt nur die Losung: „Vorwärts!“ Vorwärts, wenn das Schiff seine Ladung hat, damit es schnell entleert wird, und vorwärts, ist die Ladung gelöscht, damit neue Ladung aufgenommen werden kann. Denn die Zeit des Geldverdienens ist nur der Sommer und Hindernisse, wie zu geringe Wassertiefe der Flüsse, die es nicht gestatten volle Ladung zu führen, sowie Mangel an genügend bequemen und reichlich vorhandenen Ausladeplätzen, Schleusenaufenthalt etc. schränken den Verdienst gewaltig ein. Letzterer wird stets in 3 Teile geteilt, einen Teil erhält der Schiffer, einen die Mannschaft und einen das Schiff.

Wenn aber auch der Beruf so schwer ist und es Ruhe eigentlich nur im Winter gibt, wenn Eis die Fläche der Gewässer bedeckt, so stellt doch gerade das Schiffervolk neben der Landbevölkerung — ich meine hier das platte Land, den Bauer, zum Unterschiede von dem Städter — zum Militär das gesundeste Menschenmaterial.

Trotzdem während der Fahrt jede Gelegenheit wahrgenommen wird, um dem Ziele der Fahrt möglichst schnell nahe zu kommen und deshalb der Schlaf ein seltener Gast ist, so fehlt es an Frohsinn und Heiterkeit im Schiffervolk nie.

Ist der Wind gleichmäßig, oder ist er still geworden, und es gibt keine Veranlassung zur Weiterfahrt, so daß das Schiff liegen bleiben muß — wer hätte da wohl nicht schon seinen Spaziergang an den Ufern des Flusses oder des See's gehemmt, wer ist da nicht schon stehen geblieben, um den Tönen zu lauschen, die der auf dem Bordrand sitzende Schiffer seinem „Schiffspianino“, der Harmonika kunstverständlich entlockt? Und was spielt er? gewöhnlich sind es anheimelnde Volksweisen, die in der Abendstille von dem da draußen auf dem Wasser liegenden Schiff herübertönen, oder auch ein lustiger Tanz. Immer aber kommt es zum Ausdruck, daß der Schiffer mehr oder weniger ein Gemütsmensch ist. Letzteres ersieht man auch aus der Bemalung der Innenseite der Klappe, welche zur Butze führt. Neben Anker, Kreuz und Herz, auch wenn sie noch so plump gemalt sind, findet man Aufschriften wie:

„Anna's Ruh!“

„In Sturm und Wetter,

„Ist Gott mein Retter!“

„Villa Armanda!“

„Hotel zum lustigen Schiffer!“

„Gott mit uns!“

„Gott verläßt mich nicht,  
„Wenn der Mast auch bricht!“

„Gretchen ist mein Liebchen,  
„Und ich bin ihr Schatz,  
„Rauch ich nicht mein Piepchen,  
„Geb ich ihr 'nen Schmatz!“

usw. — — —

Wie lange noch, und das Erbauen von Schiffen in der von mir geschilderten Weise gehört der Vergangenheit an, kein Schiffsbaumeister wird sie mehr kennen und nur lächelnden Mundes von etwas Veraltetem sprechen. Denn immermehr schwinden in der Mark die Wälder, aus denen man das Bauholz zum Bau der Schiffe bezog und immermehr verdrängt das Eisen das Holz, gleichwie der Dampf das Segel verdrängt hat.

Die Bilder, welche man in den Wohnungen der Schiffer, sowie in den Kajütten an Bord findet und welche ein in voller Fahrt befindliches Segelschiff (gewöhnlich einen Deckkahn) darstellen, wo auf dem Steuer-  
mannsstand mindestens 3 Mann sich gegen das Faulholz legen und so einen Gegendruck gegen den Druck, welchen das Wasser auf die Steuer-  
diele bewirkt, ausüben, wo ferner noch mindestens 3 Mann in der Kasse stehen und Segel und Schiff beobachten, diese Bilder werden der zukünftigen Generation etwas Unmögliches darstellen. Und dabei zeigen diese Bilder nicht nur einfache, nackte Wirklichkeit, sondern einen typischen Charakter von dem einstigen Leben und Treiben auf den Gewässern unserer Mark.

---

## Ein Pfarrerleben nach dem großen Kriege.

Nach alten Pfarrakten erzählt von

Kopp.

Pfarrer zu Kuhdorf in der Prignitz.

---

Die Wittstocker Schlacht im Jahre 1636 war geschlagen. Die Kaiserlichen mußten flüchten, doch plündernd und sengend zogen ihre Haufen durch unsere Prignitz, und die Schwedischen habens nicht besser getrieben; am schlimmsten aber von allen die marodierenden Kriegsknechte, die einzeln oder truppweise gleich wilden Raubtieren nach Beute spähend ihrem unheimlichen Räuberhandwerk nachgingen. Und was Menschen verschonten, das schlug der Würgengel der Pest. Über den Ort Kuhdorf, ehemals Kurdsdorf geheißen, der eben noch 29 Bauern

gezählt hatte, breitete sich die Stille des Todes. Der Pastor Gabriel Molzfeldt starb an der Pest im Jahre 1638, und zwölf Jahre lang lag der Ort verlassen da, kein menschliches Wesen hauste auf den Trümmerstätten der Bauernhöfe und des Rittersitzes, als — der Überlieferung nach — ein alter Knecht, der in einer Ecke des schwer zugänglichen Kirchensbodens sein Lager aufgeschlagen hatte. Denn, wenn auch zerschossen und arg beschädigt, so ragten doch noch fest und trotzig die gewaltigen Mauern des alten wehrhaften Gotteshauses, das einst vor mehr denn 400 Jahren die ersten deutschen Ansiedler der heiligen Anna\*) zu Ehren und sich selbst zum Schutz erbaut hatten, über dem verödeten Ort, ein Wahrzeichen alter Zeit, wie ein Wächter der Toten und ein Mahner, das Zerfallene wieder aufzurichten.

Die Friedensglocken klangen durch die Lande; Paul Gerhardt sang:

Gott Lob, nun ist erschollen  
 Das edle Fried- und Freudenwort,  
 Daß nunmehr ruhen sollen  
 Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.  
 Wohlauf! So nimm nun wieder  
 Dein Saitenspiel hervor,  
 O Deutschland, und sing Lieder  
 Im vollen höheren Chor!

Aber in Kuhsdorf war keiner übriggeblieben, der ein Friedensfest hätte feiern können. Die Bewohner tot, vom Feinde oder von der Pest erwürgt, oder geflüchtet, in alle Winde zerstreut.

Da wagte sich Viktor von Quitzow, Erbherr von Kuhsdorf und Bullendorf, im Jahre 1650 wieder aus dem Havellande, seinem Zufluchtsort, in die alte Heimat. Doch unsanft begrüßte ihn auf der verwilderten Feldmark ein Rudel wilder Hunde, vor dem er sich auf eine Weide am Wege rettete. Doch der von Quitzow kam wieder und brachte Leute mit; er baute sich ein Haus, bescheidener als das alte und nicht an der alten Stelle, in Bullendorf, sondern unweit der Kirche an der Dorfstraße von Kuhsdorf.

So kamen auch etliche Hofwirte wieder in den wüsten Ort. Nach drei Jahren wurde in dem alten Gotteshaus zuerst wieder Gottesdienst gehalten, von dem Prediger Andreas Bremer von Garz, der alle 14 Tage kam und auch etwa nötige Amtshandlungen verrichtete.

Der Candidatus Theologiae Joachim Stargardt war dazumal 30 Jahre alt. Er war wohl ein Havelländer, hatte in Frankfurt an der Oder oder in Wittenberg in den letzten Kriegsjahren studiert und mußte sich nun in der Schule der Geduld üben, bis sich auch für ihn eine Pfarrstelle fände. Als er ludimoderator und Kantor in Friesack war,

\*) Der Kirchenacker hieß noch lange das Leben St. Anna.

vernahm er, daß die Kuhsdorfer Pfarre wieder aufs neue sollte eingerichtet werden, und wandte sich bittlich an Herrn Viktor von Quitzow, der ihn „auf guter Leute Rekommodation“ auch vocierte.

Es war im Jahre 1653, als Stargardt sein Amt antrat. Auf dem Pfarrhofe stand nur ein „klein enges Spiekerlein“ (Speicherlein), in dem er sich mit seiner jungen Ehefrau und den Kindern, mit denen die Ehe gesegnet ward, etliche Jahre „beschwerlich behelfen mußte.“ So große Mühe sich beide, Pastor und Patron, auch um die Hebung des Ortes geben mochten, es ging doch nur recht langsam voran.

Hatte ehemals der Pfarrer von Dienstgeldern, Pacht, Zehnten und Akzidenzien sorgenfrei leben können, so war auf all dies jetzt wenig oder garnicht zu rechnen, da das Dorf zum größten Teil wüst lag und noch im Jahre 1662 nur sieben Bauern vorhanden waren, die auch kaum die Hälfte ihres Ackers bestellen konnten, da allerorten Holz und Busch gewachsen war und es an Arbeitskräften fehlte, den Acker wieder urbar zu machen. Der Pfarrer mußte selbst, so gut es ging, wirtschaften, tauschte zu dem Zweck einen der Pfarre dienstpflichtigen wüsten Hof gegen einen dem Rittergut gehörigen, ihm bequemer gelegenen aus und nährte sich schlecht und recht von der Hände Arbeit, verwaltete treulich daneben sein geistliches Amt, das ihm freilich wenig genug eintrug.

Ein Pfarrhaus war notwendig, das war allen klar, aber woher das Geld dazu nehmen? Der Patron hatte nichts, die Gemeinde ebenso wenig, die Kirche besaß freilich 14 Thaler 10 Groschen, aber der Kirchenacker lag ungenutzt. Da erlangte der Patron von der Kurfürstlichen Regierung die Genehmigung, etwas zu „kolligieren.“

So begab sich denn der Prediger Joachim Stargardt und sein Knecht Michael Stavenow auf die Reise. Zum Okulimarkt 1661 fand sich Gelegenheit nach Perleberg. Von da wandten sie sich durchs Mecklenburgische nach Lübeck. Ein günstiger Zufall hat uns einen Brief erhalten, den er von hier an seine daheim gebliebene Eehälfte sandte:

„Meinen hertzlichen Grus zuvor sampt leibes undt der Seelen Wolergehen, Hertzgeliebtes Kindt, gebe ich euch freundlich zu vernemen, dass ich mich jetzo annoch mit guter leibes gesundtheit Gott Lob aufhalte und noch wol bis Palm-Sonntage verharren möchte, weil es allhier etwas langsam zugehet; denn man muss oft die Leute überlaufen, es sindt viele Prediger aus Pommern hier, die auch etwas sammeln, also gehet es etwas sparsam zu. Jedoch muss man das beste von dem lieben Gotte hoffen, der noch gute christliche Herzen erwecken wird. Grämet euch, hertzliebes Kindt, um mich nicht, mir gehet es, dem allerhöchsten Gotte sei lob undt Ehre, noch wol, zu dem betet ohn unterlaß mit unsern lieben Kindern fleissig, wie ich auch thun will, so wird Er seine gnädiger Augen mit väterlicher Hülfe stets zu uns wenden. Ich will mich, geliebts Gott, von hier auf Hamburg machen; der Höchste gehe vor mir her undt befördere

zu allem guten meine Verrichtung. Saget Paul Stavenowen, dass auch sein Sohn Michel noch gesundt sey, undt dass ich Ihn bitten lasse, fleissig die Verfertigung des Hauses zu befördern, denn ich nicht eigentlich wissen kann meine wiederkunft. Ich habe hier eine freye Herberge, da ich nichts vertzehren darf und wird der liebe Gott noch ferner Rath schaffen. Saget Merten, dass er ja fleissig den Ackerbau fortsetze, wotzu der Höchste Vater seinen gnädigen Segen verleihen wolle. Ihr könnet auch, liebes Kindt, den Juncker und die Fraw von mir freuntlich grüssen und Ihnen meinen Zustandt erinnern. Von Hamburgh ab will ich selber an Ihn schreiben. So in Amptsgeschäften etwas zu verrichten wäre, könnet Ihr Herrn Paulum zu Kubier darum ersuchen lassen durch einen von den Gotteshausleuten. Ich wollte Ihn selber in dem Perlebergschen Marchte darum ersuchet haben, könnte Ihn aber nicht antreffen, reisete deshalb fort. Hans Böncken gab ich meine Stieffeln und eilf groschen, hoffe, er wird Sie zu euch gebracht haben. Ich übersende euch auch eingeschlossen einen Ducaten, wenn Ihr ja was auszugeben hettet. Nun im übrigen Befehle Ich Sie in Gottes gnädigen Schirm sampt alle dem Unsrigen.

Lübeck, am 29ten Martii Anno 1661.

Joach. Stargardt  
m ppria

In Hamburg hat der brave Stargardt nur sechs Taler erhalten. So vertraute er sich denn mit seinem Knecht einem Segelschiff an, das sie nach Amsterdam brachte. Aber die reichen Niederländer scheinen auch nicht allzuviel für Kuhsdorf übrig gehabt zu haben, und das wenige schmolz durch die Reisekosten zusammen. Durch die Niederlande gings auf dem Landwege nach Westfalen, ins Münsterische, nach Friesland, nach der Grafschaft Oldenburg, wo ihm der Graf vier Kreuztaler gab, dann über Bremen, das Lüneburger Land, durch die Altmark nach Hause.

Schade, daß wir über diese interessante Reise, die wohl etwa ein Jahr gedauert hat, keine genaueren Berichte haben.

Zu Hause angekommen, begab sich der Prediger mit seinem getreuen Begleiter alsogleich auf den Hof des Herrn von Quitzow; dort wurde unter Hinzuziehung der beiden Gotteshausleute (Kirchenvorsteher) das Geld gezahlt. Michel bekam als Lohn 4 Dukaten. Es verblieben 45 Taler.

Im Besitz dieses Schatzes ward nun nicht länger gezögert, das Pfarrhaus zu bauen, worauf „folgende Kosten und nötige Mittel angewandt“ (laut Kircheurechnung von 1664):

- 1) Das Pfarrhaus, was das Zimmern, Decken und das Bodenwindellohn in der Stube und in der Kammer, wie auch das Bier, so dabei ausgetrunken, ohne



das Holz, welches der Herr Patron dazu gegeben und ohne das Speisen, so die geringen Einwohner oder Bauerleute über sich genommen, samt den Fuhren, Handreichung und Wändekleiben . . . .	20 Tlr. 15 Gr.
2) Acht Schock Schöffe (Schilfrohr?) zum Pfarrhaus, in Kubier gekauft, das Schock zu 12 Gr. . . . .	4 „
3) Dem Tischler für die Türen, Riegel, Fensterrahmen, wie auch dem Schmiede für Türklinken und Hespern, insgesamt zu machen gegeben . . . . .	5 „
4) Dem Glaser für die Fenster zu machen geben müssen	4 „ 13 „
5) Dem Töpfer für die Kacheln und die dazu gehörigen Mauer- und Ziegelsteine und für den Ofen zu setzen gegeben . . . . .	7 „ 9 „
6) Dem Maurer für die Stube und Kammer auszuweißen für Kalk und Schwarz-Butten (?) gegeben	1 „ 12 „
In Summa, was auf das Pfarrhaus gegangen . . .	43 Tlr. 1 Gr.

O quae mutatio rerum! möchte mancher seufzen, wenn er damit heutige Baurechnungen vergleicht. Daß man dem Glaser soviel hat geben müssen, scheint den guten Pfarrer nicht wenig gewurmt zu haben. Aus der Rechnung können wir uns ein Bild von dem Pfarrhaus machen, das freilich recht kümmerlich ausfällt; ein niedriges strohgedecktes Häuschen von Fachwerk, 2 Fenster in der Front, vorn neben dem kleinen Hausflur eine Stube, hinten eine Kammer und die Küche mit einem Herd unter dem offenen Rauchfang; der Fußboden der einzigen Wohnstube von gestampftem Lehm. (Erst nach einer Reihe von Jahren wurden statt dessen Flursteine gelegt.)

In diesem bescheidenen Häuschen hat Stargardt mit den Seinen noch 42 Jahre gelebt. Raum ist in der kleinsten Hütte für ein genügsam Menschenkind.

Nach und nach bis 1680 entstanden auf dem Pfarrgehöft ein Backofen „von eitel Mauersteinen“, eine Scheune, ein Viehstall; was noch die Summe von 41 Tlr., 21 Gr., 6 Pfg. verschlang.

Von der Schwedennot der 70er Jahre, die doch gewiß unsere Prignitz nicht unberührt gelassen hat, erfahren wir leider nichts. Zu bedauern ist, daß aus Stargardts Zeit kein Kirchenbuch mehr vorhanden ist, er hat es gewiß treu und gewissenhaft geführt, und bei seiner mittheilsamen Art wäre gewiß manch Interessantes darin zu lesen. Stargardts Handschrift zu lesen, ist übrigens eine Freude, was man von der seiner Zeitgenossen nicht gerade behaupten kann. Es ist keine flüssige, ausgeschriebene Hand, sondern er malt eigentlich mehr Buchstaben neben Buchstaben, aber gerade dadurch wird eine erfreuliche Lesbarkeit erzielt.

Ein Menschenalter fast war unser Stargardt hier, als sein Patron, Herr Viktor von Quitzow starb. Er hat viel für unsern Ort getan, freilich hat ers nicht mehr erlebt, daß die Kirche in einen einigermaßen würdigen Zustand versetzt wurde. Es war soviel zu tun; und es fehlte an Geld. In seiner Familie wurde ein kleiner silberner Becher in Ehren gehalten, den er, wenn es ihm an Geld gebrach, nach der Stadt schickte und für einen Taler versetzte, aber sobald er wieder Geld hatte, einlöste.

Achatz Albrecht von Quitzow hieß der neue Herr. Die Zeiten wurden mählich besser, die Einwohnerzahl hob sich. Auf einem losen Blatt finden sich die im Jahre 1690 in Kuhsdorf Geborenen, es sind neun, was schon auf eine der heutigen etwa entsprechende Seelenzahl (200) schließen läßt. Herr Achatz Albrecht griff alsbald die hochnötige Wiederherstellung des Gotteshauses an, vielleicht daß ihm seine Eheliebste Ursula Hedwig geb. von Linstau etwas Geld in die Ehe brachte.

Um diese Zeit starb Stargards treue Gattin, die 30 Jahre lang Frend und Leid mit ihm geteilt hatte. Er hat nachmals sich wieder verheiratet. Näheres wissen wir bei dem Mangel an Kirchenbüchern aus jener Zeit nicht; nur soviel, daß ihm in zweiter Ehe ein Sohn geboren ward, der nach dem Herrn von Quitzow, seinem Taufpaten, den Namen Achatz erhielt. Doch ist dieser Achatz Stargardt nicht hoch hinausgekommen in der Welt. Er hat das ehrsame Schneiderhandwerk erlernt und ist in jungen Jahren, noch unbeweibt, gestorben, im Jahre 1716, wie das Kirchenbuch besagt, seines Alters 28 Jahr und 12 Wochen. Seine Mutter aber hat noch den dritten Nachfolger ihres sel. Mannes erlebt und ist erst 1741 im Alter von 87 Jahren hier gestorben.

Doch zurück zu Joachim Stargardt! Im Anfang der 80er Jahre ward ihm die Verwaltung der Mesendorfer Kirchengemeinde, einer mater vagans übertragen, die bis dahin von Pankow aus vikariert worden war. Die Einkünfte aus Mesendorf waren nicht bedeutend, aber es war doch eine Verbesserung. Schon vor dem großen Kriege hatte Mesendorf eine Zeitlang zu Kuhsdorf gehört.

Es war am Sonntag Invocavit des Jahres 1685. Da mochte Stargardt wohl meinen, daß seines Bleibens nicht allzulange mehr sein werde, er griff zur Feder und setzte ein *Memoriale necessarium* auf. Nach einer etwas weitschweifigen Einleitung, in der er die Rückkehr der Juden aus dem siebenzigjährigen Elend und Gefängnis Babilonis, den Wiederaufbau des verwüsteten Zion und den Tempelbau mit der Rückkehr der Bewohner Kuhsdorfs, dem Wiederaufbau ihrer Häuser und der Wiederherstellung der Kirche in Beziehung setzt, wobei er in aller Bescheidenheit seinem Patron die Rolle Serubabels, sich, dem Pastor, aber die des Propheten Haggai zuzuweisen geneigt ist, rühmt er die aufopfernde Tätigkeit des Herrn von Quitzow, hebt auch dankbar hervor, daß er ihm selbst und den Seinen „viel Liebes und Gutes erzeiget, son-

derlich in seinem betrübten Wittibenstande ihn gespeiset und getränkt“; und wünscht, daß „Gott der Herr nach seiner getanen Verheißung mit herrlichem, kräftigem und hilfreichem Trost in Kreuz, Anfechtung, Schwachheit und Traurigkeit, so bei frommen Kindern Gottes nicht nachbleibet, mit Vermehrung ihres hochadligen Geschlechts, mit reichlicher Benedeiung dero Einkommen, Mitteln, Vieh, Äckern, Hab und Gütern in gewünschtem guten Frieden und langem christlichen Leben an Leib und Seele gnädiglich remunieren und ersetzen wolle, also daß er ihn wie den Beförderer des anderen Tempelbaues, den Serubabel, als einen Petschaftsring lieb und auserwählt halten möge.“

Dann führt das Memoriale die in letzter Zeit an Kirche und Turm ausgeführten Arbeiten auf (die Kirchenkassenrechnung gibt noch genaueren Aufschluß darüber). Es muß bis dahin in der Kirche greulich ausgesehen haben. Für 239 Taler 18 Groschen hatte man dann alles einigermaßen instand gesetzt, das Dach gedeckt, Decken und Treppen, Bänke und Fenster wiederhergestellt, auch die schadhafte Mauern ausgebessert.

Sodann enthält das Schriftstück eine Aufstellung der „priesterlichen Intradem“, zuerst der Stolgebühren, wobei aber bemerkt wird, daß Blutarme und ganz unvermögende Leute um Gotteswillen, der es dem Prediger in anderer Weise restituieren wird, mitleidig hierin übersehen werden müssen; dann der Zehnten von Roggen, Gerste, Buchweizen, Erbsen, Wicken, Flachs und Lämmern. Den Roggenzehnten muß sich der Pfarrer selber einholen, nachdem er jede ihm zufallende 30. Mandel mit einem Strauch bezeichnet hat; allein den Sommerzehnten muß ihm jeder in seine Scheune bringen und bekommt dafür einen Trunk Bier, „so gut es der Prediger hat.“ Wenn nun die ganze Ernte geschehen, gibt der Prediger nach jetzigem Zustande, weil er wegen des noch zum Teil bewachsenen und unbrauchbaren Ackers den Zehent nicht völlig erlangen kann, wie es der Herr Patronus weise geordnet, eine Tonne Bier; vor diesem ist es ein Faß von 1½ Tonnen gewesen.“

In den Kuhsdorfer Kirchenrechnungen hat bis in die neuste Zeit hinein das „Bier, so dabei ausgetrunken“, eine große Rolle gespielt.

Das Jahrhundert, das über unser Vaterland so Schweres gebracht hat, ging zu Ende, ein neues stieg empor, mit ihm das junge Königreich Preußen; aber immer noch waltete Herr Joachim Stargardt seines Pfarramts in Kuhsdorf. Seine Handschrift läßt nun zwar die alte Klarheit vermissen, aber sorgfältig hat er noch die Kirchenkassenrechnungen bis 1705 geführt. Freilich ward ihm die sonntägliche Predigt im Filial recht beschwerlich, wenigstens beschwerten sich die Herren von Platen in Mesendorf darüber, daß er sein Amt nicht mehr recht versehe, und wollten den Pastor in dem etwas entfernter gelegenen Reckenthin mit der Versorgung von Mesendorf betraut wissen. Der Grund für diese scheinbare Besorgnis um das geistliche Wohl der Mesendorfer Gemeinde

war aber vielmehr der, daß sie sich rechtzeitig allen Verpflichtungen Kuhsdorf gegenüber entziehen wollten; denn es stellte sich die Notwendigkeit heraus, dem alternden Pfarrer eine jüngere Kraft cum spe succedendi zur Seite zu stellen und zugleich an Stelle des dürftigen Pfarrhauses ein neues zu bauen; denn das im Jahre 1663 errichtete war doch eben nur ein Notbau gewesen. Schließlich wurde auch den Platens gestattet, sich einen andern Pastor zu wählen, aber sie mußten dem alten Stargardt, so lange er noch lebte, den vierten Teil der Mesendorfer Pfarreeinkünfte geben, auch zum Pfarrhausbau in Kuhsdorf den vierten Teil beitragen. Gegen diese letztere Bestimmung suchten sie sich, freilich vergebens, mit allen Mitteln zu wehren, immer neue Gründe hervorsuchend, ja schließlich mit der verleumderischen Behauptung, daß die seiner Zeit von Stargardt gesammelten Gelder, 100 Tlr., von Viktor von Quitzow für sich verbraucht seien.

Inzwischen aber, im Jahre 1706, ehe diese unerquicklichen Streitigkeiten beigelegt wurden, war Joachim Stargardt, der an ihnen keinen tätigen Anteil mehr genommen hatte, heimgegangen, im 84. Jahr seines Lebens, nachdem er 53 Jahre in Kuhsdorf seines Amts gewaltet hatte. Kein Grabstein, keine Inschrift bezeichnet sein Grab, das er nach altem Brauch neben seiner Kanzel gefunden hat.

## Familiengeschichtliche Aufzeichnungen in einer alten Hauspostille.

Von  
G. Steinhardt.

In der Familie des Seifenfabrikanten Müller in Treuenbrietzen hat sich eine alte Hauspostille vererbt, deren Inhalt in zwei Abteilungen getrennt ist. Das Titelblatt zur ersten Abteilung fehlt; der Titel des zweiten Teils lautet:

Postilla  
oder

Auslegung der Evangelien auf die fürnehmste Fest und Feyer  
Tage, so des gantzen Jahrs in der Gemein Gottes abgelesen und  
erklert worden /

Gepredigt

durch Weilandt den Ehrwürdigen und Hochgelehrten Herrn  
Martirum Chemnitium der Heiligen Schrift Doktorn und der  
Heiligen Kirchen zu Braunschweig Superintendenten.

(Bild des Martin Chemnitz)\*)

\*) Martin Chemnitz wurde im Jahre 1522 in Treuenbrietzen geboren. Abriss seiner Lebensgeschichte in Pischou, Urkundliche Geschichte der Stadt Treuenbrietzen.

Cum gratia et Privilegio &c  
 zu Magdeburg K / bei Johann Francken.  
 M. D. X. CIIII.

Dem Text ist eine Anzahl Blätter Schreibpapier vorgeheftet, die zu den nachfolgenden Eintragungen benutzt sind. Auf der Innenseite des Einbanddeckels steht der Vermerk:

Ex libris M. Rhodolphi Hildebrandi, quos . . . . .  
 Sibi suaeq gratiae postulat comparant Brunswig . . . . .  
 Anno dm 1598. 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> thaler.

Die Schrift ist undeutlich, das Punktierte abgerieben und verwischt. Auf dem Deckel finden sich noch Notizen:

Reibe von Werwick 1 thl. 20 gr.\*)  
 Vor div. Kuchen 10 gr. 8 gr. Semmel.  
 Der Herr Cantor v. Pechüle 1 thl. 16 gr.

Die handschriftlichen Eintragungen sind in klaren festen Zügen niedergeschrieben, die Unterschiede beim Wechsel der Handschrift je nach der eintragenden Person nicht erheblich. Zusätze oder erläuternde Bemerkungen sind in Klammern gesetzt oder als Anmerkung zugefügt.

Zu Bemerken:

Der Wiemann Linie oder fester Ursprung. Zu Treuen Brietzen so soll selbige aus Nürnberg, oder der Gegend herkommen und wie in denen Rathhauss Documentis zu Treuen Brietzen zu Lesen so ist der Erste 1508 Bürgermeister gewesen, ob nun aber derjenige, welcher zu Wittenberg Organist gewesen, Namens Johan Weinmann und allda 1542 gestorben, ob er des obbenannten (?) Martin Weinman sein Bruder gewesen oder Vetter ist eigentlich nicht Bekandt 1542 Des Martin Weinmann sein Sohn Namens Valtin ist ebenfalls Laut des alten Tuchmacher Stamm Buches 1530 Bürgermeister gewesen, auch die Tuchmacher Profession getrieben und wie einige alte Nachrichten melden sollen sich dessen Agnaten weiter in der Mark Brandenburg durch Heyrathen extendirt haben, nemlich in Saltzwedel, Seehausen etc.

1553 ist George Weymer oder Wiemann Bürgermeister gewesen.  
 1599 Valentin Weinman Bürgermeister wie sein Nahme in der S. Nicoli Kirche am Schüler Thor zu sehen

1569 Martin Weinmann (mit anderer Tinte) 1569 Martien Wiemann  
 ( desgl. ) 1618 Joachim Wiemann

1618 Joachim Wiemann, dessen Nachkommen im 30jährigen Kriege ihre Nahmen Wieman geschrieben, wobei es Bißher geblieben, dieser letztere soll auch eine Tochter verheyrathet haben an einen Namens

\*) Werwick ist das heutige Dorf (Nieder- oder Hohen-) Werbigk.

Köppe, welcher zu Tr. Brietzen ein Testament deren Nach Kommen hinterlaßen und ist derselbe ohne Erben gestorben, deßen Witwe aber sich nach Beelitz an Herrn Bürger — . Nahmens Schmidt verheyrathet.

(Andere Handschrift). N.B. Obged. George Weymer 1553 ist derjenige gewesen, dessen einige Tochter an Herrn Köppe geheyrathet, und da derselbe verstorben, dessen Witwe sich nach Beelitz an den Bürgermeister Schmidt verheyratet und Wobey ein Testament gestiftet.

(Nun folgen einige leere und einige mit Schreibübungen von Kinderhand verschmierte Blätter).

Anno 1773 den 15. Juni ist mein Sohn Johann Friedrich Leberecht gebohren.

Anno 1775 den 19. May ist meine Tochter Maria Catrina gebohren. Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solches ist das Reich Gottes.

Anno 1775 den 20. 8. hat der Herr über Leben und Todt, meine liebe Mutter von dieser Welt abgefordert und ihr Leben hat sie gebracht auf 51 Jahr. Seelig sind die Todten die im Herrn sterben von nun an, Ja der Geist spricht, sie ruhen von ihrer Arbeit Denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Anno 1776 den 8. Sep.: nachmittags um 2 Uhr, hat der Herr über Leben und Todt meine Tochter Maria Catrina von dieser Welt abgefordert, ihr Leben 1 Jahr 3 Monath und 20 Tage. Sey getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben.

Anno 1778 den 1. Januari früh um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr ist meine Tochter Christiana Friederica gebohren.

Anno 1778 den 7. Jan.: Abends um  $\frac{1}{2}$  12 hat der Herr über Leben und Todt meine liebe Ehe Frau von dieser Welt abgefordert, mit welcher ich in Ehestand gelebt 5 Jahr 5 Monath und 8 Tage.

Sey getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben. Dann wirds heißen: Komm, will kommen; — Dann wirds an ein Küßen gehen — Was ich Dir gesagt Du Fromme, — siehe, ist es nicht geschehn? Bist Du nun nicht Engel rein — Könt der Himmel schöner sein? — Bin ich Gott nicht lauter Liebe — Ist auch was das Dich betrübe.

Doch ich muß und will erwarten — des Fals die Entbindungs-Stundt. Bis ins Paradieses Garten, mich ruft meines Jesus Mund, so lang will gedulden mich hier auf Erden bis das ich nach des Vaters Willen scheide — Jesu mich dazu bereite.

Dieß Lied ist zu finden im Porst'schen Gesangbuch Nr. 708.

Anno 1744 den 16. Aprill

Ist meine liebe Ehe Frau Dorothea Elisabeth gebohren.

Anno 1778 den 7. Januari: Abends um halb 12 Uhr hat der Herr über Leben und Todt meine im Leben sehr lieb gewesene Ehe Gattin von dieser Welt abgefordert.

33 Jahr 10 Monath 21 Tage.

Anno 1778 den 2. May Morgens um 3 Uhr hat der Herr über Leben und Todt meine Christiana Friederica von dieser Welt abgefordert, welche ihr kurzes Leben nur gebracht hat auf 17 Wochen und 2 Tage.

(Andere Handschrift, steif und ungewandt).

Anno 1778 nachmittags um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr hat der Herr über Leben und Todt meine lieben Ehe Man von dieser Welt abgefordert mit welchem ich in Ehestand gelebt  $\frac{1}{2}$  Jahr. Sey getreu bis in den Tod so will ich Dir die Krone des Lebens geben. Johann Friedamst Kane.

(Andere Handschrift).

Anno 1783 den 8. Novbr. ist meine Schwester Christiana Sophia Gartzin mit Johann Wilhelm Falckenthal in Luckenwalde durch den Herrn Inspektor Strauß getraut worden.

Anno 1780 den 6. May habe ich mit meiner Frau Maria Catharina gebohrene Berchlin verwittwete Kahnin also von ihrer Seite zum zweyten Male Hochzeit gehalten.

Carl Friedrich Gartz.

Ich bin geboren Anno 1760 den 7 Aprill in Luckenwalde, mein Vater hieß Johann Michael Gartz er ist gestorben in Luckenwalde, Anno 1774 den 20. Junii. Meine Mutter hieß Charlotte Sybilla gebohrne Franckin. Sie ist nach meines Vaters Tode Wittwe geblieben und hat mit ihm gezeugt in allen 7 Kinder nemlich 4 Töchter und 3 Söhne wovon eine Tochter von 20 eine von 15 und eine von 2 Jahren den Vater in die Ewigkeit vorangegangen sind. Es sind also noch meine Mutter und 4 Geschwister, nemlich 3 Söhne wovon ich der 2. bin und 1 Tochter welche die jüngste ist, am Leben. Dieß ist kürzlich meine Stamm Rolle, meinen Nachkommen zur Nachricht aufgezeichnet den 11. Februar 1781. Welches Jahr das allerunglücklichste meines bisher 20jährigen geführten Lebens gewesen ist. Welches Unglück ich mir aber zu meinen größten Leidwesen selbst zugezogen habe. (!) Zu meinen steten Andenken und hertzlicher Reue von mir selbst allhier aufgezeichnet Carl Friedrich Gartz Treuenbrietzen den 11. Februar 1781.

Anno 1781 den 11. Junii Morgens um 2 Uhr ist meine Tochter Maria Catharina Charlotte geboren. Die Pathen sind gewesen 1) Frau Charlotte Sybilla Gartzen 2) Frau Maria Catharina Elisabeth Gericken 3) Frau Maria Elisabeth Lehmannin 4) Mstr Simund Berchte 5) Mstr Johann Christian Lehmann.

Anno 1781 den 10. August Mittags um 10 Uhr ist meine Tochter Maria Catharina Charlotte in dem Herrn selig entschlafen da sie Ihr Leben gebracht auf 2 Monath und 4 Tage.

Anno 1782 den 8. September früh Morgens  $1\frac{1}{2}$  Uhr ist mir ein Sohn geboren und ist getauft den 11. September die Pathen waren 1) Herr Balthasar Wilhelm Francke 2) Mstr Jacob Lehmann Sen. 3) Mstr Christoph Lehmann 4) Frau Lertoldten 5) Frau Haffnern und ist ihm der Name beygelegt worden Carl Friedrich.

Anno 1785 den 11. Maerz früh morgens um 4 Uhr ist mein Herr Gevatter in dem Herrn selig entschlafen. Leichen Text Psalm 71.

Anno 1785 den 13. Novbr. Mittags um  $1\frac{1}{2}$  Uhr ist mir ein Sohn geboren und ist getauft den 17. Novbr. Die Pathen waren 1) Mstr Christian Lobbes 2) Mstr Gottfried Schmidt 3) Mstr Gottlob Gericke 4) Maria Catharina Baatzin geborne Berchtin 5) Jungfer Hanna Berchtin und ist ihm der Name gegeben Friedrich Wilhelm.

Anno 1787 den 9. Januar früh morgens um 2 Uhr ist mein jüngster Sohn Fr. Wilh. an die Pocken in dem Herrn selig entschlafen und den 11. Nachm. um 3 Uhr in der Stille beerdigt worden, da er sein kurtzes Leben gebracht hat auf 1 Jahr 2 Monat.

Anno 1788 den 16. Juni Mittags um 1 Uhr starb meine Schwiger Mutter Maria Catharina Berchtin geborene Lehmann nach einem  $3\frac{1}{2}$  jährigen Krankenlager an der Auszehrung bey völligen Bewußsein ihrer Sinne und wurde den 18. mit einer Abdankung öffentlich zur Erde bestätigt, wobei der Herr Archidiakonus Goecke eine Rede hielt aus Ep. Joh. 2 Cap. 17 u. s. w.

Anno 1788 den 25 Septbr. früh Morgens um  $1\frac{1}{2}$  Uhr starb meiner Frauen Großmutter an einer Entkräftung nach einem halbjährigen Krankenlager im Alter von 78 Jahren und 6 Tagen und wurde Sonntags den 28. ejusd. öffentlich zur Erde bestätigt, wobei der Herr Diaconus Wendel eine Leichenrede hielt.

Anno 1789 den 23. Maerz früh Morgens um  $1\frac{1}{2}$  Uhr wurde mir eine Tochter geboren und den 26. getauft. Sie erhielt die Namen Mari Catharina. Die Pathen waren 1) Frau Simund Berchten 2) Frau Schneidern geborne Fleischhauern 3) Frau Lerdoltin 4) Monsieur Leb. Berchte.

Anno 1789 den 9. Decbr früh Morgens um 7 Uhr ist Mstr Christia Jacob Lehmann gestorben und den 11. h. in der Stille begraben.

Anno 1791 den 27. Decbr Abends 8 Uhr starb m. Schwager Christian Lobbes an der Schwindsucht und wurde den 30. mit einer Abdankung begraben. pp.

Anno 1791 im Monat Novbr starb mein theurer Vetter Francke in Luckenwalde an der Gelbsucht im Alter von ungefähr 60 Jahren sein Andenken wird mir unvergeßlich bleiben.

Anno 1789.

Es hat sich allhier in Treuenbrietzen folgende schreckliche Be-



gebenheit zugetragen Dienstags nach dem Oster Marckt den 11. April Abends zwischen 6 und 7 Uhr.

Es verheirathete sich allhier ein Tischler Namens Gottfried Heinrich Fähndrich aus Luckenwalde gebürtig an eine Seilerstochter Namens Rottstocken in den Haaken Buden wohnhaft, dieselbe bekam von ihrer Mutter ein kleines Haus zur Mitgabe in der Grünstraße, da sie sich aber zusammen nicht vertragen konnten, so lief sie von ihm und zu ihrer Mutter, er war deswegen genötigt sich nach einem andern Gehülffen umzuthun, den fand er an einem Grenadier von des Herrn Major von Borck Compagnie Namens Meyer aus Buchholz bei Münster gebürtig, seiner Profession ein Tischler, als derselbe den Fähndrich zuvor auf unterschiedene Art betrogen, und der Fähndrich dazu immer stille geschwiegen so wurde er immer dreister und hatte sich schon 6 Wochen vorher im Sinne genommen den Fähndrich zu ermorden. Da sich nun F. den Montag vorher mit seiner Frau bei dem hiesigen Stadt Direktor Lüdicke vertragen hatte, so glaubte der Meyer, daß es nun die höchste Zeit sei sein Vorhaben auszuführen so trat er zu eben bemeldeter Zeit da der F. an der Werckbank steht und hobelt, hinter ihm, nimmt die Arm Keule und schlägt ihm damit in den rechten Schlaf daß er so gleich zur Erden fällt nachher zieht er ihm an die Füße zur Stube raus in einen Stall und als er sich da noch etwas gerührt, holt der Mörder einen kleinen Schnitzer aus der Stube, schneidet ihm damit den Hals ab und sticht ihm damit in die linke Seite bis durch die Lunge nachher nimmt er ihm an 6  $\mathcal{R}$  Geld aus der Tasche, schließt das Haus zu und geht in sein Quartier. Den andern Tag geht er in das Haus setzt ein Schrank und eine Laade vor die Thüre und fängt an anzustreichen, nimmt die besten Mobilien vorschein und verkauft dieselben und sagt F. sei verreist und habe ihm die Sachen zu verkaufen gegeben er besäuft sich aber denselben Tag macht Streit und wird in die Wache gebracht, von da schickt den Calefaktor in sein Quartier, der soll ihm sein Geld aus dem Tornister holen, die Wirthin geht mit oben und erkennt sogleich F. seinen Geldbeutel, die Sache wird dem Feldwebel Schöningan gemeldet und das Haus wird visitirt, worauf sie denn den F. ermordet mit Bret bedeckt in den Stall finden. Der Mörder wird zur Rede gestellt und gesteht auch sogleich seine That, er wurde alsdann erst geschlossen und nach vorher gehaltenem Kriegs Recht allhier Freitag den 28. April früh morgens um 8 Uhr von unten auf durch den Potsdamer Scharfrichter Reuter seinen Sohn gerädert und begraben, der Scharfrichter reiste von hier nach Zinna und Köpfe den 29. daselbst ein Frauenzimmer, welche ihr erhurtet Kind umgebracht hatte.

Diese Geschichte hat der Nach Welt zum Exempel aufgezeichnet Carl Friedrich Gartz.

NB. Dieser Fähndrich ist durch meine Vermittelung mit einer Ab-

dankung sehr honnet auf dem Marien Kirchhof den 17. April begraben und der Prediger Wendel hat ihm die Abdankung gemacht. Leichen Text war 2. Buch Samuelis 3 Cap. 33, 34.

Anno 1787 den 16. November Freytags Abends zwischen 6 und 7 Uhr schnitt sich ein Füsilier von des Herrn Major v. Borcke Compagnie Namens Hesly in sein Quartier in meinem Hause den Hals mit 2 Schnitt mit seinem Barbier Messer ab indem ich just dazu kam weil er umfiel und noch schnarchte er wurde ins Lazareth gebracht aber er war schon todt.

(Andere Schrift.) Anno 1804 den 28. Juni Donnerstag Morgens zwischen 3 und 4 Uhr starb mein theuerster Vater an der Gicht in einem Alter von 44 Jahr 3 Monat 2 Tage und ist den 1. Juli nachmittags um 3 Uhr mit einer Abdankung zur Erde bestätigt. Sein Andenken wird mir unvergeßlich bleiben.

(Andere Schrift.) Ich werde ihn nie vergessen Selbmann.

Anno 1803 den 29. Dezember starb meine Großmutter in Luckenwalde in einem Alter von 72 Jahren und wurde den 1. Januar 1804 Nachmittags um 1 Uhr mit einer Leichenpredigt, welche der Herr Inspektor Strauß gehalten hat beerdigt.

Ihr Andenken wird mir unvergeßlich bleiben.

Anno 1806 den 15. Nachm. 1 Uhr starb meine theuerste Mutter im Alter von 57 Jahren an der Auszehrung und wurde den 19. um 1 Uhr mit einer Leichenpredigt, welche der Herr Diakonus Jaenichen gehalten hat zur Erde bestattet. Ihr Andenken bleibt mir unvergeßlich.

Carl Friedrich Gartz.\*)

Anno 1804 den 28. Juni früh Morgens um 4 Uhr starb mein theuerster Vater an der Gicht. Sein Andenken wird mir unvergeßlich sein.

(Dieselbe andere Schrift) mir auch Selbmann.

Anno 1808 den 8. May Nachmittag 2 Uhr starb mein theuerster Großvater Leberecht Bercht.

(Dieselbe andere Schrift.)

Vater Gartz — mein gewesener Schullehrer — wenn Sie jetzt aus jener in dieser Welt sollten blicken, wie würden Sie erstaunen über Ihren lieben Sohn, den Sie als eine Ruthe hinterlassen, aber jetzt eine Figur ausmacht, daß der Erdboden zittert, wenn er auftritt. Es muß Sie freuen, wenn Sie sich überzeugen könnten, daß er sich recht wohl befindet sich Gott sey Dank recht wohl und seine 15 erzeugte Kinder machen ihm gar keine Sorgen. Selbmann.

Die Aufzeichnungen schließen hiermit ab. Der Unterschied, der darin zwischen Beerdigung mit einer Abdankung und Beerdigung mit

\*) Nämlich Carl Friedrich Gartz Sohn, der 1782 geboren wurde.

einer Leichenpredigt gemacht wird, besteht auch heute noch fort. „Abdankung“ wird die in der Kirche von der Kanzel herab gesprochene Leichenrede genannt, während unter „Leichenpredigt“ die am Grabe gesprochene Leichenrede verstanden wird.

Die Bauernsitte verlangt auch nach heutigem Gebrauch, daß die Leiche im Grabe, nachdem sie eingesenkt, nur eingesegnet wird, worauf die Leidtragenden mit dem ganzen Gefolge, der Geistliche an der Spitze des Zuges, sich in die Kirche begeben, wo dann die Leichenrede von der Kanzel herab mit sehr ausführlichem Eingehen auf den Lebenslauf des Gestorbenen gehalten wird.

Die bis zum Jahre 1816 reichenden Aufzeichnungen in der Postille werden durch solche in einem „Stammbuch“ ergänzt, das sich in derselben Familie erhalten hat; es ist in braun Leder mit Goldschnitt gebunden, trägt eingepreßte vergoldete Verzierungen auf Rücken und Deckel und die Aufschrift: „Denkmal der Freundschaft.“

Unter den eingetragenen Gedichten im bekannten Stammbuchstil mit Datum und Unterschrift, meist mit bunten gemalten Blumen- und Blattguirlanden umrahmt, hin und wieder mit einer Zeichnung: Sträußchen, Monogramm, Blumenkörbchen, Phantasiearchitektur, auch etwas Stickerei verziert, findet sich nichts der Mitteilung aus allgemeinerem Interesse werthes; doch ist die Widmung in ihrer Eigenart bemerkenswert. Sie lautet:

Traue Gott, halt an mit Beben, laß Dich nicht in Sünden ein, liebe Demuth, suche Frieden, trachte nicht zu groß zu sein. Rede wenig, höre viel, mache kein Geheimniß rege, laß die Kleinen ungekränkt, gehe Größern aus dem Wege; leide, daß Dir andere gleichen; warte, was das Deine ist, säume nicht ans Werk zu gehen, wenn Du Arbeit schuldig bist. Sey ein milder Armen Freund, lerne sparen und erwerben, Schicke Dich zu dulden an, denke fleißig an Dein Sterben.

Treuenbrietzen den 25. Maerz 1814. Folge die Lehren Deiner Mutter  
Maria Catrina Gartzzen.

Als Unterschriften finden sich:

Treuenbrietzen 25. Maerz 1814 unter einem Gedicht: Carl Gartz

Luckenwalde 26. „ 1814 „ „ „ Johann Wilhelm Gartz  
als Oheim

„ 10. Mai 1814 unter einem Gedicht: Friedrich Wilhelm Gartz  
als Cousin

Treuenbrietzen 1814: Carl Ludwig Gartz, Friedrich Leberecht Bercht  
(Cousin).

Ferner Sophia Gartz, 1. Mai 1814, noch müde von der Reise nach dem  
Blocksberg. Und

Treuenbrietzen den 24. April 1815 als am Tage meiner Abreise zur Armée  
F: Lehmann.

Die Eintragungen reichen bis 1818; als spätere nur eine einzige: Carl Otto Müller, Geboren Dienstag d. 16. Juli Abends  $\frac{1}{4}$  7 Uhr 1850, gestorben den 2. Januar 1851 früh 8 Uhr.

Eine Heirat aus der Familie Gartz in die Müllersche brachte Postille und Stammbuch in den Besitz der letzteren.

Aus dem mitgeteilten Beispiel ist der kulturhistorische und familien-geschichtliche Wert derartiger Aufzeichnungen zu ersehen. Wo solche zu erlangen wären, sollten sie als Material für event. weitere Bearbeitung gesammelt und veröffentlicht werden. Leider wird in den Familien zu-meist wenig Wert auf diese Dinge gelegt, die nur allzuhäufig als altes Papier beseitigt oder den Kindern zum Zeitvertreib, gleichbedeutend mit Zerstörung, überlassen werden.

## Vom Handwerksbrauch der Leinenweber.

(Ein Bruchstück.)

Wenn der „fromme“\*) Lehrbursche, gemeinhin auch Lehrjunge oder Lehrknecht genannt, seine Lehrzeit ausgestanden hatte und unter den alt überlieferten Gebräuchen zum Gesellen gemacht worden war, dann ging er auf die Wanderschaft. Das Ränzel geschnürt, den dicken Knotenstock, den frommen Ziegenhainer in der Faust, so wanderte er sorglos dahin auf der Heerstraße, die den Gesellen aus der „geschenkten“ Bruderschaft nach den Orten führte, wo er sicher war, das Geschenk oder Arbeit zu finden. Das Geschenk war kein Almosen; es wurde aus der Büchse der Zunft, meist aus der Gesellenbüchse entnommen und bestand nicht aus dem ansehnlichen Geldgeschenk allein; Nachtlager und freie Zeche gehörte dazu. Alles nach altem Handwerksbrauch unter Rede und Gegenrede in vorgeschriebener Stellung und mit bestimmten Geberden vor Meister oder Altgesellen in der Bruderschafts-Morgensprache auf der Herberge gewährt. Verließ der Geselle den Ort, um weiterzuziehen, weil er keine Arbeit fand, so bekam er wohl auch noch ein Zehrgeld mit, denn er sollte auch unterwegs keine Not leiden, wenn er an ungeschenktem Orte übernachten mußte. So konnte er sorglos wandern, gern in Gesellschaft, denn die Wege waren unsicher und der

\*) „Fromm“ war Vieles in der löblichen Gilde der Leinenweber, ihre Zunft und Bruderschaft nannte sich mit Vorliebe die fromme, sie kamen am Montage (dem blauen) zur frommen Morgensprache, die freilich meist bis 9 oder 10 Uhr abends, zeitweilig auch viel länger währte, zusammen, wobei des frommen Bieres nicht geschont wurde und fromme Meister und Gesellen fromme Lieder sangen, die nicht gerade durchweg frommen Inhalts waren.

Degen an der Seite des Wandergesellen oder das lange Messer im Gürtel kein bloßer Zierrat. Auch in Feld und Dorf gabs häufig Handgemenge, wenn der Bauer dem frommen Wandergesellen den Griff nach Obst und Feldfrucht mit schwerer Faust und wuchtigen Hieben wehrte.

Kam der Geselle am Stadttor an, so hatte er sich beim Torschreiber ganz submissiv zu melden. Der fragte ihn nach Name, Herkunft, Handwerk, Kundschaft\*), nach Neuigkeiten und Erlebnissen, gab an, wo die Herberge zu finden sei und als Erkennungszeichen, als Zeichen auch dafür, daß er alles in Ordnung gefunden, übergab er ihm einen vom Altgesellen anvertrauten Gegenstand: Schlüssel, Stecken, Handwerkszeug oder dergl., den der Wandergesell dann in der Herberge vorzeigen und dem Herbergsvater, meist einem Meister der Zunft, vorzuzeigen und zu übergeben hatte. Auch das hatte unter bestimmten Gebräuchen zu geschehen, nach Ansprache in vorher gelernter hergebrachter Weise, woran nicht geändert wurde. So streng wurde an den hergebrachten, altüberlieferten Wandergebräuchen festgehalten, daß dem Gesellen, der einen Fehler machte, wohl aufgegeben wurde, zurückzuwandern, um Versäumtes nachzuholen, sich einen Spruch richtig einzuprägen, den er ungenau aufgesagt hatte, Arbeitszeit nachzuholen, wenn er zu kurze Zeit im letzten Aufenthalt in Arbeit gestanden, ein Stadtwahrzeichen sich genauer anzusehen, wenn er es nicht ganz richtig beschrieben hatte und dergl. mehr.

War alles zur Zufriedenheit verlaufen, hatte der Herbergswirt: der Herr Vater, seine Eehälfte: die Frau Mutter, ihren schuldigen Gruß und die Ansprache erhalten, hatte der Altgeselle bei der Umfrage Arbeit für den Zugewanderten gefunden, war er dann aus der Herberge in seines Meisters Haus gezogen, so nahm er mit den übrigen Gesellen an der nächsten Morgensprache, der Versammlung der Gesellen-Bruderschaft, teil.

Da wurde ihm dann das Geschenk\*\*) vorgetragen, wieder nach altem, unabänderlichem Brauch, bei reich bemessenem Umtrunk.

Die Leinenweberzunft zu Treuenbrietzen gehört zu den älteren Gilden der Mark. Ihre Ware war weit und breit bekannt und geschätzt; die alten Bräuche haben sich in ihr bis in die Jetztzeit erhalten, trotz kaiserlicher Edikte, königlicher Verordnungen, Domänenkammer-Reskripten und vieler Strafandrohungen gegen die Übung der Hand-

\*) Kundschaft heißt Auskunft, Zeugnis; wir würden in modernem Deutsch sagen: Legitimation.

\*\*) Das Wort „Geschenk“ hat nach Handwerksbrauch, wie aus dem Vorangegangenen zu entnehmen, verschiedenen Sinn; es bedeutet ebensowohl das Geldgeschenk an den Wandergesellen wie auch seine Ehrung als Gastbruder und die ihm und der Bruderschaft vorgetragene Dichtung.

werksbräuche, die darin als albern und läppisch bezeichnet und als zu unterdrückende Mißbräuche verboten wurden. Das Geschenk der Weber-Brüderschaft zu Treuenbrietzen aber lautet mit der ihm vorangehenden Einführung bei der Morgensprache:

Ich sage mit Gunst.

Pfeifen und Karten sollen gestreckt werden, ein jeder entblöße sein Haupt und setze sich zu Tische!

Wir wollen jetzt öffnen unsere Büchse und Lade.

Ein jeder hüte sich vor Strafe und Schade. Vor Strafe und Schade will ich einen jeden gewarnt haben.

Ich sage mit Gunst.

Dieweil es denn hier in dieser weit berühmten Chur-, Königlich Preußischen Kauf-, Laut-, Handels- und Wandels-Stadt Treuenbrietzen ein so feiner uralter Gebrauch ist, daß wir pflegen alle acht Wochen unseren gewöhnlichen Eingang oder Zechtag zu halten, — nicht blos Eingang oder Zechtag, sondern vielmehr einen Ruh- oder Friedenstag, weil dieser aber zu halten nicht in unserer eigenen Macht und Willen steht, so bin ich am vergangenen Freitag im Namen der ganzen Brüderschaft beim Herrn Obermeister, Herrn Beisitzer und Herrn Vater gewesen, habe nur dieselben angehalten, so ist es mir von ihnen vergönnt und zugegeben worden, solches in Ruh und Einigkeit abzuhalten.

Zum ersten werdet Ihr auch wissen, was an diesen Friedenstagen verboten ist, als Saufen, Schlagen, Schandbare Wörter und Schmachgesänge, welches Gott und der weltlichen Obrigkeit zuwider ist; wer solches thät, darüber angeklagt und befunden wird, derselbe soll bestraft werden nach Lautung unserer Artikel, nach Erkenntniß unseres Herrn Beisitzers, nach Erkenntniß der Gesellen groß und klein, so wie wir hier versammelt sein.

Zum zweiten werdet Ihr auch wissen, daß keiner kein mörderliches Gewehr mit auf unsere Herberge bringen soll; wer solches um und bei sich führt, derselbe gebe es dem Herrn Vater bis nach geendetem Zechtag, hernach soll ihm alles vergönnt und zugelassen werden. Wer solches nicht thut, darüber angeklagt und befunden wird, derselbe soll bestraft werden.

Zum dritten werdet Ihr auch wissen, daß keiner dem Herrn Vater an seinem Handwerkszeug kein Schaden zufüge; wer solches thut, darüber angeklagt und befunden wird, derselbe soll bestraft werden.

Zum vierten werdet Ihr auch wissen, daß wir pflegen alle acht Wochen unsere gewöhnliche Auflage richtig zu machen, nämlich in 4 Wochen 2 Sgr. und in 8 Wochen 4 Sgr. Ein jeder wird sich mit seiner Auflage einfinden wie er mit seinem Namen verlesen wird.

Ich sage mit Gunst zur Auflage.

Ich wollte gern hören und fragen, ob etwan fremde Gesellen mit auf unserer Herberge sein, oder einer, der von dieser Stadt Jahr und Tag wandert und wiederkommen wär, oder eines Meisters Sohn, der von seinem Vater wie von einem ganzen ehrbaren Handwerk quitt, frei, ledig und los-

gesprochen worden ist, oder ein junger Lehrknecht; wenn solche Personen vorhanden sind, dieselben mögen hervortreten, ihre Wörter fein und bescheiden hervorbringen, hernach soll ihnen alles vergönnt und zugelassen werden. Auch von heut ab alle brüderliche Liebe angethan und erzeugt werden; solches habe ich auch angemeldet zum ersten und letzten Male. Ich sage: mit Gunst!

Ich wollte gern hören und fragen, was ein fremder Webergeselle, der noch bei keiner Brüderschaft aufgelegt hat, sondern erst mit auflegen will, schuldig zu erlegen hat.

Dieweil Du mir angesprochen hast zu Deinen Knapparten\*) kann ich Dir dasselbe nicht abschlagen sondern vielmehr zusagen, ich will Dir unterrichten und unterweisen wie mir meine drei Knapparten unterrichtet und unterwiesen haben: treu und ehrlich sollst Du Dir aufführen wies ein braven Webergesellen zukommt, auch will ich Dir meinen ehrlichen treu Tauf und Zu Namen sagen (Louis Brumme) werd ich genannt, Churmark Brandenburg ist mein Vaterland. Treuenbrietzen bin ich geboren und zum Weber erkoren. Ich wünsch Dir viel Glück in Deinem Gesellenstand daß Du magst werden ein lustiger Geselle und mit der Zeit ein wohlhabender Meister. Gehe hin in Frieden.

Ich wollte gern hören und fragen, ob einer in dem Verlauf der acht Wochen etwas neues gesehen, gehört oder erfahren habe, was weder zu leiden noch zu verschweigen wäre. Wann solche Personen sind, die mögen hervortreten, ihre Worte fein und bescheiden hervorbringen, weil unsere Lade noch offen ist und unser Herr Beisitzer noch bei uns ist, so wollen wir sehen, ob wir die Sache richten schlichten und vertragen können; sollte es uns aber zu schwer fallen, so wollen wir es an Ort und Stelle gelangen lassen, wo es gewiß gericht geschlicht und vertragen werden kann. Seid Ihr aber friedlich und schiedlich, so ist mir lieb und führt Euch gut, und unser Herr Vater und Beisetzmeister haben einen Wohlgefallen daran und unserer Büchse und Lade geschieht dadurch nur ein kleiner Schade,\*\*) solches habe ich Euch angemeldet zum ersten und letzten Male.

Ich sage: mit Gunst!

Wir wollen jetzt schließen unsere Büchse und Lade, ein jeder hüte sich vor Strafe und Schade, vor Strafe und Schade will ich ein jeden gewarnt haben. Ich sage:

Mit Gunst!

Alles Schlagen und Stoßen ist auf unserer Herberge verboten, aber der Schlag, den ich mit meiner linken Hand thu, der sei frei.

Ein jeder mache sich fein lustig!

\*) Knappart = Pathe bei der Gesellentaufe.

\*\*\*) Nämlich Ausfall an Strafgeld.

Stillt Euch ein wenig, Ihr Brüder, das Geschenk soll vorgetragen werden und es wird sich ein jeder ruhig verhalten.

Ich sage: Mit Gunst.

Dieweil es dann allhier in dieser weitberühmten Königlich Preußischen Kauf Lauf Handels und Wandelsstadt Treuenbrietzen so ein feiner und uralter Gebrauch ist, daß wir pflegen alle fremden Gesellen diesen hoch-ehrlichen Willkommen auf und vorzutragen, oder einer, der von dieser Stadt Jahr und Tag verwandert und wiederkommen wär, oder ein Meistersohn, der von seinem Vater sowie von einem ganzen ehrbaren Handwerk quitt frei ledig und losgesprochen worden ist, oder ein junger Lehrknecht, allen diese abwährenden Personen pflegen wir diesen hochehrlichen Willkommen auf und vorzutragen, wie es denn heutiges Tages in unseres Herrn Vaters Behausung geschieht und wiederfährt und anders uns künftig wiederfahren soll, so laßt nun eine ganz ehrbare Brüderschaft durch mich an euch melden, wenn Sie diesen hochehrlichen Willkommen mit einem besseren Trank als mit diesem Bier hätten schmücken und zieren können, desto lieber und williger Sie es gethan haben, wiewohl Gott Lob und Dank dieser Trank als eine edle Gabe Gottes nicht zu verachten ist, sondern ich hoffe, es wird Euch und Euren Mitconsorten ein angenehmer und wohlschmeckender Trunk sein.

So wollt Ihr nun diesen hochehrlichen Willkommen\*) von mir zu Euch nehmen und das wohlschmeckende Bier nebst Euren Mitconsorten daraus trinken Eurer und unserer am meisten dabei gedenken. Das ist mein ganz dienstfreundliches Bitten an Euch.

Ich sage: mit Gunst.

#### Das Geschenk.

Treuenbrietzen, o Du Friedenhüter,  
 Man hört in der ganzen Welt  
 Ja von Deinen Friedenstagen  
 Nichts als Ruhm und Ehre sagen.  
 Alle Brüder, die nun schier  
 Haben aufgelegt allhier  
 Nehmet bitte wohl in Acht  
 Weil ja nichts als Friede lacht,  
 Ordnung und Gerechtigkeit  
 Herrscht allhier zu jeder Zeit.  
 Man bemüht sich ohne zagen  
 Das Geschenke vorzutragen  
 Weil sich Fremde hier bequemem  
 Bei uns Arbeit anzunehmen  
 Wär er auch ein Meistersohn  
 Hat ers auch zu seinem Lohn  
 Wenn er nun allhier bereit  
 Hat verwandert seine Zeit

Oder wärs ein Lehrknecht auch  
 Der nunmehr nach Handwerksbrauch  
 Seine drei Jahr ausgestanden  
 Ist ihm auch die Ehr vorhanden  
 Er sieht sich nunmehr bewegen  
 Und sein Knappenrecht erlegen  
 Die ihn nunmehr instruiren  
 Wie er sich hat aufzuführen  
 Wenn an einen andern Ort  
 Er will weiter wandern fort  
 O so läßt man mit Entzücken  
 Diesen Willkommen herrlich schmücken  
 Mit dem angenehmen Bier  
 Welches Gott bescheert allhier  
 Ja wir sind in diesen Stunden  
 Unserm Gott so sehr verbunden  
 Daß wir ihm für diesen Trank  
 Sagen tausendfachen Dank.

\*) Pokal mit Innungswappen, Namen, Jahreszahl u. s. w.



Er hat an uns Brüdern allen  
 Einen gnädigen Wohlgefallen,  
 Weil ja selbst von seinen Händen  
 Sind die Führer und Regenten  
 Die uns doch zu allen Zeiten  
 Auf den Weg des Friedens leiten  
 Wie das schöne Friedensschild  
 Ist am Willkomm abgebildet,  
 Welches uns vortrefflich lehrt  
 Daß der Fried allein ernährt  
 Aber auch dagegen zeigt  
 Was der Unfried nur erreicht.  
 Der nun dieses hat gestift  
 Kann man nach der heiligen Schrift  
 Ja zu schuldigen Dank und Lohn  
 Nennen wir den Simeon.

Nun will ich zu diesen Zeiten  
 Zu dem Lob der Weber schreiten  
 Und will machen offenbar  
 Wie ihr Anfang erstlich war.  
 Unser Eltern erster Fall  
 Wißt Ihr Menschenkinder all  
 Wie sie nach der Missethat  
 Wußten weder Hülff noch Rath,  
 Auch kein Mittel zu erwecken  
 Ihre Blöße zu bedecken.  
 Freilich sahen sie sich beide  
 In Fellen statt in Rock und Kleide;  
 Und weil dies nicht von Bestand,  
 Stärkte Gott des Webers Hand  
 Unsrer Mutter Eva Sinn  
 Neigte sich zum Spinnen hin,  
 Abel auch, der fromme Mann  
 Griff das Weben ernstlich an  
 Obgleich Kain bald sein Blut  
 Hin goß, ihn erschlug in Wuth,  
 That man doch die Webersachen  
 Mehr und mehr ausfindig machen  
 Darauf kam mit Kunst und Stärk  
 Ruben an das große Werk  
 Sein Sohn Jubel\*) auch dazu;  
 Beide hatten nicht ehr Ruh  
 Bis sie nun die Leinewand  
 Brachten in vollkommen Stand.  
 Als der Sündfluth strenge Macht

\*) Jubel = Jubal.

Jene Welt in Unglück bracht  
 Wurden immer noch erhalten  
 Acht Frauen von jenen alten;  
 Unter dieser frommen Schaar  
 Gleich wohl auch ein Weber war  
 Wie im Bibelbuch zu lesen  
 Ist es Japhet gewesen  
 Der auf seine Lebensfluth  
 In der Arche Noah sucht.  
 Da nun kam der Sündfluth Ende  
 Griff Japhet frisch und behende  
 Wiederum mit Fleißesbrunst  
 Nach der edlen Weberskunst.  
 Man ließ Waaren nun bereiten  
 Gottes Tempel zu bekleiden  
 Wie der Herr mit seinem Mund  
 Es dem Mose machte kund.  
 Und die Stiftshütte zu bauen  
 Ihm selbst im Modell zu schauen,  
 Auch zugleich zu diesen Zeiten  
 Zehn Teppiche zu bereiten  
 Diese müßten schön und fein  
 Von gezwirnter Seide sein.  
 Wenn im Tempel Gott zu dienen  
 Aron dorten war erschienen  
 Trug auch er von weißer Seid  
 Ein sehr schön gewirktes Kleid.  
 Als der Heiland Jesu Christ  
 Diese Sündenwelt begrüßt,  
 Sollte er statt in der Wiegen  
 In der harten Krippe liegen  
 Die Maria nahm das Kind,  
 Wickelte es bald geschwind  
 In die rechte Kleidung ein,  
 Welches zarte Windel sein.  
 Wie er an das Leiden ging  
 Sein Werk mit Gebet anfang,  
 Als ein Wurm der Erden sang  
 Welcher seinen Blutschweiß trank.  
 So trat bald Veronica  
 Ihrem lieben Heiland nah  
 Und zog ihren Schleier aus,  
 Wischte ihm die Zähren aus  
 Er that dann für unser Leben  
 Seinen Geist am Kreuz aufgeben.  
 Jesus war ein frommer Mann,

Dies zeigt des Tempels Vorhang an,  
 Weil er nunmehr ganz gewiß  
 Von oben an bis unten riß.  
 Als den Tag Vollendung ziert  
 So gieng Joseph ganz gerührt,  
 Lud Pilatus selbst mit Fleiß  
 Um des Leichnam Jesu Preis.  
 Um die Bitte zu erfüllen  
 Durfte er vom Kreuzesstamm  
 Abnehmen das Gotteslamm.  
 Joseph nahm geschwind zur Hand  
 Eine reine Leinewand  
 Wo er konnte rein und fein  
 Jesu Leichnam wickeln ein.  
 Nikodemus bracht zur Stund  
 Spezerei bei hundert Pfund  
 Um mit reinen Glaubenszieren  
 Jesu Leib zu balsamiren.  
 Er ward drauf nach jüdscher Art  
 In ein Felsengrab verwahrt  
 Und man wälzt vor dessen Thür  
 Einen großen Stein dafür,  
 Daß er sanft in seiner Ruh  
 Bis am Sabbath bringe zu.  
 Darauf kam frisch ohne Scheu  
 Drei Frauen dann mit Spezerei  
 Nach der Morgenländer Brauch  
 Jesu Leib zu salben auch.  
 Als sie kamen zu dem Grab  
 War der Stein gewälzet ab,  
 Darauf Joseph fein und mild  
 Jesu Leichnam eingehüllt,  
 Doch durch eines Engels Mund  
 Ward ihnen die Botschaft kund  
 Daß Christus gewiß und klar  
 Von den Todten erstanden war.  
 Der Engel trug auch wie bekannt  
 Ein weißes Kleid von Leinewand.  
 Man betrachtet zum Exempel  
 Jetzo unsern Gottestempel,  
 Was auch der Weber Pracht  
 Uns für Ruhm und Ehre macht.  
 Kanzel, Taufstein und Altar  
 Zeigen es ja hell und klar,  
 Daß in unserm Weberthun  
 Muß Verstand und Weisheit ruhn.  
 Unsre jetzgen Seelenhirten

Tragen auch nach Stand und Würden  
 Wie uns an Aron ist bekannt  
 Priesterrock und Meßgewand,  
 Wenn sie uns durch ihren Mund  
 Gottes Thaten machen kund,  
 Wenn sie uns aus ihren Händen  
 Christi Leib und Blut ausspenden,  
 Setzt man ja mit allem Fleiße  
 Auch die theure Seelenspeise  
 Auf ein Tuch, wenn mans betracht  
 Welches auch der Weber macht.  
 Wär auch gleich ein Bösewicht  
 Der schlecht von uns Webern spricht,  
 Der ist Sodoms Apfel gleich  
 Und wär werth in jenem Reich  
 Wo die Görger Söhne waren  
 Ihnen lasse mit hinfahren.  
 Könige, Fürsten sind von Adel,  
 Finden an uns keinen Tadel,  
 Weil sie sich zu allen Zeiten  
 In des Webers Arbeit kleiden.  
 Haben auch dazu von nöthen  
 Tafeltücher und Tapeten  
 Worauf sie sich zum Ergötzen  
 Gottes Gaben lassen setzen  
 Sieht man, wie in jenem Lande  
 Es geht im Soldatenstande  
 Sobald einer zu dem Orden  
 Ist von Gott bestimmt worden  
 Bringt man ihn mit viel Vermahnen  
 Ihn zum Schwur bei seinen Fahnen  
 Daß er für das hohe Gut  
 Lassen soll sein Leib und Blut.  
 Geht der Marsch nun in das Feld  
 Ist ihm schon bereit ein Zelt,  
 Wo er sich für Sturm und Regen  
 Sicher kann darunter legen.  
 Dieses ist nun wie bekannt  
 Auch gewirkt durch Webers Hand.  
 Weil nun jetzt auf dieser Welt  
 Unser Thun auch Gott gefällt  
 Trägt der Mensch von jedem Stand  
 Auch ein Hemd von Leinewand.  
 Ist der Mensch ein Kind und klein,  
 Muß er haben Windelein  
 Wenn nun Gott das letzte End  
 Jung und alte schickt behend

So bringet man zu seiner Ruh  
 Ihm ein Sterbekleid dazu.  
 Es sei Purpur, Leinwand,  
 Alles macht des Webers Hand.  
 Wenn die Leinwand nun verbraucht  
 Und zum Tragen nicht mehr taugt,  
 Machet man daraus Papier,  
 Darauf Gottes Lehr und Zier.  
 Für uns deutlich wird geschrieben,  
 Wie wir Ihn recht sollen lieben,  
 Und was auch ein jeder Christ  
 Sonst zu thun noch schuldig ist,  
 Wenn er will nach seinem Sterben  
 Christi Leib und Blut ererben.  
 Und in Gottes Ehren reich  
 Prangen dem Auserwählten gleich,  
 Hiob saget jedoch eben  
 Und vergleicht das Menschenleben  
 Auch mit einer Weberspul,  
 Die wir führen hinterm Stuhl  
 Paulus selbst auf seinen Reisen  
 Muß man auch viel Ehr erweisen  
 Man pries ihn ja immerdar  
 Weil er auch ein Weber war.  
 Was ich jetzo angeführt,  
 Wird durch Weberkunst geziert.  
 Christen, thut es wohl betrachten,  
 Lehrt die Weberkunst hoch achten,  
 Weil auf Erden doch kein Mann  
 Uns Niemand entbehren kann.

Treuenbrietzen hier an diesem Ort  
 Will ich ein ruhmvolles Wort  
 Nun durch meinen schwachen Mund  
 Es dem Ruhme machen kund.  
 Du läßt ja an schönen Waaren  
 Dir kein Fleiß und Müh ersparen,  
 Seidene Waaren, Cardinat,  
 Findt man bei Dir in Vorrath.  
 Man macht auch noch über das  
 Schöne Sitz und Landefas  
 Es vergehet ja fürwahr  
 Manchmal kaum ein einzig Jahr,  
 Daß man nicht von neuen Waaren  
 Sollt in Treuenbrietzen was erfahren.

Erst wollte man schwere Sachen  
 Aus dem Moseline machen  
 Da hieß es: in Engeland  
 Herrscht alleine der Verstand  
 Aber Gott wollt diesen Segen  
 Auch nach Treuenbrietzen legen.  
 Es sind auch verschiedene Sorten  
 Auch von uns verfertigt worden,  
 Was für Muster, was für Züge<sup>1)</sup>  
 Was für Boden,<sup>2)</sup> was für Rüge<sup>3)</sup>  
 Hat nicht jetzt durch Gottes Macht  
 Mancher Weber vorgebracht  
 Es ist wahr, von unsern Alten  
 Da haben wir viel Guts behalten  
 Doch läßt sich aus unsern Werken  
 Wohl Verstand und Weisheit merken.  
 Gott schütze diese alte Quelle  
 Vor Gefahr und Unglücksfälle  
 Es sind nun viel hundert Jahr  
 Als Treuenbrietzen das Glück gebar  
 Daß sich diese hochedle Zunft  
 Mit Verstand und mit Vernunft  
 Hier so glücklich angebaut  
 Und auf ihren Gott vertraut.  
 Seid Ihr Alten hochgepriesen  
 Da Ihr so viel Fleiß erwiesen.  
 Obgleich Ihr vor vielen Jahren  
 Seid von hinnen abgefahren  
 Sei auch noch an Eurer Gruft  
 Tausend Dank Euch zugeruft.  
 Gott wolle diese Fabriken  
 Stets mit Heil und Segen schmücken,  
 Das Floriren unsrer Waaren  
 Die zu Land und Wasser fahren;  
 Laß auch über das Chur Preußen  
 Stets mit Heil und Friede wachsen!  
 Gott sei Schützer und Berather,  
 Segner unsres Landesvater,  
 Der vom Abend bis zum Morgen  
 Nicht abläßt für uns zu sorgen;  
 Dort in jenen theuren Jahren  
 Haben wir das Glück erfahren  
 Daß er mitten in den Trauern<sup>4)</sup>  
 Uns besucht in unsern Mauern  
 Was für Ehr ist uns geschehen;

<sup>1)</sup> Züge = Einschlag. <sup>2)</sup> Boden = Trittbrett, woran die senkrechten Fäden am Webstuhl befestigt sind. <sup>3)</sup> Rüge oder Riede, Teil des Webstuhlbezuges. <sup>4)</sup> Trauer über die Teuerung.

Er kam gnädig zu besehen  
 Die Werkstätte und die Waaren,  
 Wovon er will Ruhm erfahren.  
 Er ließ an verschiednen Werken  
 Seine Gnad und Huld bemerken  
 Preist auch Gott für den Verstand  
 Welchen er aus milder Hand  
 Hat geschenkt durch seine Kraft  
 Unsrer lieben Meisterschaft.  
 Er verehrte zum Andenken  
 Unsrer Brüder, die zur Zeit  
 Dagestanden in Arbeit.  
 Landesvater, für die Ehr  
 Danken wir ja mehr und mehr  
 Gott grüße das Churpreußische Haus  
 Statts mit Heil und Segen aus,  
 Schütze es vor Leid und Weh,  
 Sende Kraft auf seine Höh.  
 Und erwecke treue Freunde,  
 Mach zu Schanden alle Feinde;  
 Herr laß Deinen reichen Segen  
 Sich an das Haus Preußen legen,  
 Segne Gott mit Fried und Freud  
 Unsre liebe Obrigkeit.  
 Gieb, daß wir in allen Ehren  
 Halten, die dazu gehören;  
 Segne Gott durch Deine Geister,  
 Unsere Herrn Obermeister,  
 Laß sie selbst in ihrem Thun  
 Friede Glück und Segen ruhn.  
 Nun Herr Vater, ich will hier  
 Meinen Wunsch abstaten. Dank sei Dir  
 Für die Stühle, Tisch und Zimmer  
 Welches Sie uns unversäumt  
 Haben vergönnt und eingeräumt.

Gott wolle Sie durch seinen Segen  
 Noch viele Jahre lassen zurücklegen.  
 Auch Frau Mutter, Ihnen desgleichen  
 Will ich mich nun dankbar erweisen.  
 Gott wolle Ihre Lebenslage  
 Machen ohne Noth und Plage.  
 Nun Herr Bruder ich will Dir  
 Meinen Wunsch abstaten hier,  
 Daß Du magst bald sein verwandt  
 Mit dem heiligen Ehestand.  
 Jungfer Schwester, Ihr wünsch ich  
 Ohne Falsch recht brüderlich,  
 Daß Sie ja in kurzer Zeit  
 Werd mit einem Schatz erfreut,  
 Der so fein und säuberlich  
 Ist gebildet so wie —.  
 Schütze Gott für Streit und Gelösche  
 Das hochwerthste Tischgesäße  
 Herrn Beisitzer und Altgesellen  
 Segne Gott an ihren Stellen.  
 Höchster Gott, Deine Kraft  
 Wünsch ich unsrer Brüderschaft,  
 Daß doch unsere Brüderlade  
 Sicher sei vor Leid und Schade.  
 Ich will nun mit diesem Bier  
 Die Gesundheit trinken hier  
 Und will meinen Mund erheben:  
 Vivat Brüder, Ihr sollt leben,  
 Jung und alt, groß und klein  
 So wie wir hier versammelt sein.  
 Gott wolle mir und Euch begegnen  
 Und uns mit Glück und Frieden segnen  
 Und damit keiner nicht von uns ver-  
 dirbt,  
 So ruf ich laut der letzte stirbt!

Derweil mir der hochehrliebende Willkomm auf und vorgetragen worden ist, so kann ich es nicht unterlassen, daraus zu trinken; ich trinke das Wohl unseres Herrn Vaters, Frau Mutter und Jungfer Schwester sowie auch das Wohl unseres Herrn Beisitzers und einer ganz hochehrbaren Brüderschaft. Vivat hoch!

Dies Geschenk ist nach einer Niederschrift des Obermeisters der Weberinnung zu Treuenbrietzen wiedergegeben, mit den kleinen Fehlern und Unvollkommenheiten, die sich im Laufe der Zeit durch das wiederholte Abschreiben eingeschlichen haben.

(Nach den Akten der Treuenbrietzener Innung.)

G. Steinhardt.

## Aus Treuenbrietzen.

Erinnerungen aus dem 18. Jahrhundert.

Von G. Steinhardt.

Auf der Suche nach alten Innungsschriften erhielt ich von dem Obermeister der Treubrietzener Leinenweberinnung ein Musterbuch vorgelegt, das sich in der Familie des Obermeisters Brumme fortgeerbt hat. Um das Jahr 1750 angelegt und bis 1772 fortgesetzt, enthält es die selbstgezeichneten Muster für die Handweberei nach Art des bekannten Johann Sibmacherschen „Stick- und Spitzen-Musterbuchs von 1604\*), daneben aber auch handschriftliche Aufzeichnungen aus der Zeit um 1750. Zwischen den Notizen über die Zahl der zur Herstellung der Muster auf dem Webstuhl einzuziehenden Fäden stehen Sprüche, Betrachtungen und Verse, deren Auswahl einen Einblick in die Seele des Handwerksmeisters gewährt und den Gang der Gedanken erweist, denen er bei seiner beschaulichen Arbeit gern nachhängen mochte, wie denn das Leinenweberhandwerk überhaupt als ein besonders „frommes“ angesehen wurde. (Vergl. Dr. W. Stahl, das deutsche Handwerk.) Bemerkenswert unter jenen Aufzeichnungen ist das folgende, in seiner Kraft und einfachen Schönheit wirkungsvolle Kirchenlied, das wenig bekannt ist und wegen dessen Ursprung und Verbreitung ich mich auf Anraten des Herrn Pastor Trinius in Belzig an Herrn Superintendent Nelle in Hamm, Westph., den bekannten Erforscher des Kirchenliedes nach Text und Musik wandte. Hier folgt zunächst das Lied:

V. 1.

Sagt, waß hilft alle Welt mit allem Gut und Geld.  
Alles verschwindt, geschwind, gleich wie der Rauch im Wind.

V. 2.

Was hilft der hohe Thron, waß Scepter und die Kron  
Scepter und Regiment hat Alleß bald ein End.

V. 3.

Waß hilft sein hübsch und fein, schön wie die Engel sein,  
Schönheit vergeht im Grab, die Rosen fallen ab.

V. 4.

Was hilft Goldgelbes Haar, Augen crystallenklar,  
Lefzen korallenroth, Alleß vergeht im Tod.

V. 5.

Waß ist das Gùldenstück von Goldzierd und Geschmück  
Gold ist nur rothe Erd.\*\*\*) Die Erd ist nicht viel werth.

\*) Berlin, Verlag von Ernst Wasmuth, Werderstraße 6, 1881.

\*\*) „Rothe Erd“ wahrscheinlich ist Zinnober, Schwefelquecksilber gemeint, das von den Alchimisten bei ihren Versuchen gern verwendet wurde.

## V. 6.

Waß ist das roth Gewand, daß Purpur wird genannt,  
Von Schnecken aus dem Meer kömmt aller Purpur her.

## V. 7.

Waß ist die Seyden Pracht, Wer hat die Pracht gemacht,  
Es haben Würme gemacht die gantze seiden Pracht.

## V. 8.

Waß seyn denn solche Ding, die wir schätzen nicht gering,  
Erdwürm, Koth, Schnecken, Blut ist das uns zieren thut.

## V. 9.

Fahr hin, o Welt, fahr hin, bey dir find ich kein Gewinn  
Daß Ewig achtst Du nit, Hie hast Dein Erndt und Schnitt.

## V. 10.

Fahr hin, leb wie Du wi.t, hast genug mit mir gespilt  
Die Ewigkeit ist nah, frommeß Leben ich anfah.

Herr Superint. Nelle schreibt nun:

Sag, was hilft alle Welt.

Für dieses Lied kommen folgende hymnologische Werke in Betracht:  
1. Fischer, Kirchenliederlexikon, II. 1879, S. 232. 2. Bäumker, Das kath.  
deutsche Kirchenlied, II. 1883, S. 317. 3. Zahn, Die Melodie der deut-  
schen evang. Kirchenlieder, I. 1889. 4. Monatschrift f. Gottesd. u. kirchl.  
Kunst, VI. 1901, S. 95.

Die älteste bis jetzt bekannte Quelle für das Lied ist das katho-  
lische Gesangbuch vom Jahre 1623: „Außerlesene, Catholische, Geist-  
liche Kirchengesäng... Gedruckt zu Cölln, Bey Peter von Brachel“,  
ein Jesuitengesangbuch, wie Bäumker vermutet. Hier steht das Lied so,  
daß die beiden ersten Zeilen jeder Strophe von einer einzelnen Stimme  
als Frage gesungen werden, auf die dann der Chor mit den beiden  
letzten Zeilen die Antwort gibt. Wir sehen da also den Einfluß der  
neuen italienischen Musikweise auf das deutsche Volkslied: Wechsel von  
Einzel- und Chorgesang.

Durch seine volkstümliche, kernige, derbe, anschauliche Sprache  
gewann das Lied die Liebe des evangelischen Volkes so gut, wie des katho-  
lischen. Es ging diesem Liede, wie einem anderen von gleich packender,  
bilderreicher Sprache aus demselben katholischen Gesangbuche von 1623.  
Es ist das Lied „O Ewigkeit, o Ewigkeit, wie lang bist du, o Ewigkeit“  
mit seinen 18 Strophen. Auch dieses wurde gern und oft in evangelische  
Gesangbücher aufgenommen.

Die Melodie des Liedes „Sag, was hilft alle Welt“, ist nicht mit  
in den evangelischen Kirchengesang hinübergewonnen, sondern nur der  
Text. Aber in der evangelischen Kirche sind vier neue Melodien zu

dem Liede geschaffen worden. Die älteste steht mit dem Liede in Kaspar Cramers Buche „*Animae sauciatae medela*“, Erfurt 1641. Sie findet sich dann im Gothaer Cationale, 1648, und in zahlreichen Gesangbüchern der folgenden Zeit, im 19. Jahrhundert noch bei Luise Reichardt, Lagriz und Schöberlein. Eine zweite steht im Gothaer Cationale, III. 1648, und hat eine noch weitere Verbreitung gefunden, als die erste, auch im 19. Jahrhundert noch. Die beiden anderen Melodien haben sich wenig verbreitet. Es mögen leicht 30 bis 40 evangelische Gesang- oder Melodienbücher sein, in die das Lied „Sag, was hilft alle Welt“ mit einer der Melodien Aufnahme gefunden hat. Natürlich steht es in einer weiteren Anzahl von Gesangbüchern ohne Noten. Es ist also im evangelischen Volke weithin bekannt gewesen seit dem Jahre 1641, wo es zuerst in einer evangelischen Liedersammlung auftaucht. Seit es im Jahre 1668 in das Marburger Gesangbuch Aufnahme fand, wurde es in Oberhessen geradezu zum Volksliede und ist das dort bis auf den heutigen Tag geblieben.

Es ist denn auch dem Schicksale der Volkslieder nicht entgangen, mancherlei Änderungen über sich ergehen lassen zu müssen. Schon in Niedlings Handbüchlein, 1655, lautet der Anfang: „Sag an, was ist die Welt.“ Auch sonst finden sich dort einige Abweichungen. Eine ganz abweichende Form dagegen bringt der „Vorrat von alten und neuen christlichen Gesängen“, Leipzig 1673. Doch hat sich diese nicht weiter verbreitet. Im Braunschweiger Gesangbuche von 1661 hat das Lied nach jeder Zeile ein Echo in der Melodie.

Ein Lied ähnlichen Anfangs und gleichen Versmasses möge hier noch erwähnt werden. Es soll den Sigmund von Birken zum Verfasser haben und beginnt: „Sag, was ist diese Welt? Ein Schau- und Spiegelzelt.“ In den 12 Strophen des Liedes wird die Vergleichung der Welt mit einer Schaubühne durchgeführt.

Der Verfasser unseres Liedes ist nicht bekannt. Jedenfalls dürfte er in der katholischen Kirche zu suchen sein. Einige Bücher nennen als Verfasser den Dichter von „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, Johann Matthäus Meyfart. Diese unbegründete Vermutung wird aber durch das Vorkommen des Liedes in dem Brachelschen Gesangbuche von 1623 vollends hinfällig. Tämpel tut denn auch in seinem „Deutschen ev. Kirchenlied des 17. Jahrhunderts“, Band II. (1904), S. 63 ff., wo die beiden Lieder Meyfarts abgedruckt sind, unseres Liedes keine Erwähnung. Es findet sich nirgends in Meyfarts Schriften.

Der Text aus dem Musterbuche der Treuenbrietzener Leinweberinnung stimmt mit dem in den evangelischen Gesangbüchern früherer Zeit allgemein verbreiteten, ausgenommen die Orthographie, überein. In die pietistischen Gesangbücher hat das Lied nur wenig Aufnahme ge-

funden. Heute mag es kaum noch in einem Gesangbuche vorkommen. Auch im neuen Hessen-Kasseler steht es nicht.

Hamm i/W.

Superintendent Nelle.

Unter den sonstigen Aufzeichnungen des Musterbuches sind allenfalls noch folgende mittheilenswert:

Der Geiz ist seine eigene stiefmutter in dem der Geitzige niemand waß zu gute Thut, auch ihm selbst nicht. Ja er ist einem Esel gleich, der Brodt und Weine auf dem Rücken trägt und seine doch nicht genießt, oder einem Kettenhund, der bey einem Schatz liegt und denselben bewacht, aber doch weder selbst etwas davon genießt noch anderen genießen läßt.

Niemand ist elender Alß der Alles hat und doch nichts hat, Ich will sagen, der sich seines großen Vermögens nicht zu gebrauchen weiß, Und niemand ist glickseliger als der nichts hat und doch Alles hat, daß ist, der bei seiner Armuth dennoch sein nothdürftiges außkommen hat. Drum hüte Dich vor Unvernügsamkeit, denn bist Du mit Gott in deme Zustande zu finden, so kann Dich kein Unfall oder Unglück kränken.

V. 1.

Waß hilft Dier mensch Dein Ungeduld  
Wenn es Dir Übel geht  
Du hast es ja vielmabl verschuld  
Wenn Dier ein Creutz zusteht  
Daß leiden ist ietzt gar gemein  
Du kanst allhier nicht fröhlicht sein/gedult.

V. 2.

Wolt ihr nun wissen wer ich bin  
Ich bin das ungliicks Kiend  
Lief ich gleich weit wo will ich hin  
Keine Lust ich nirgenß find  
Scharrt man nicht in die Erd hinnab  
Das Ungliek folgt mir bis inß Grab/gedult.

V. 3.

Waß ich nun täglicht essen muß  
Vermischt mit Wermuth Saft  
Das ist ein speise mit Verdruß  
ein Labsal ohne Kraft:  
Daß ist voll heißer Tränen mein  
Wormit mein Ungliek ich beweine/gedult.

V. 4.

Die Freude sich nie zu mir gesellt  
Kein Lust ich nirgendß fiend,  
wohl unter dem blauen Himmelszelt



Bin ich daß unglückß Kind:  
Die Thränen von den Wangen rinnen,  
mein Unglück wollt ich Keinem gönnen/gedult.

## V. 5.

Es neidt und hast nicht Jeder man,  
hat er mich kaum ersehnt,  
Und wo man mich verfolgen kan  
Da ist es schon gesehen  
Ein jeder Mensch der bringt mir Noth,  
und wünscht mir auch gleich selbst den Todt/gedult.

## V. 6.

Jetzt beyst Eine giftige Schlange nicht  
ietz sticht ein Scorpion,  
leg ich nicht Jedermann zu Fuß,  
Verfolgung ist mein lohn  
daß ist inwar die wohlthat mein  
Womit mein Unglück ich beweine/gedult.

## V. 7.

Wohlan ich habe nicht Resolvirt  
zu leiden waß ich kann,  
waß mir mein Gott zuschicken wird  
nehm ich geduldig an  
In allem Creutz Trübsal und Pein  
will Gott allzeit mein beystand seyn/gedult.

Des folgenden Spruches Sinn ist nicht recht verständlich. Es scheint mehr auf den Gleichklang — beten, bäten (Betten?), Boeten (Beete) u. s. w. — abgesehen zu sein; also mehr Wortspiel als Sinnpruch, oder die zusammenhanglos aneinandergereihten Sätze sollen nur Beispiele zur Rechtschreibung der ähnlich lautenden Worte abgeben:

Christen beten sowohl in Heusern auf bläten<sup>1)</sup> und Federbötten<sup>2)</sup> als in Felde auf denen Äcker Beeten, bey denen Datteln ist nur die Harte schale zu Tadeln.

Etliche Schock Garben Korn Aeren sind Ehren Werth.

Seid Adam fiel sind viel Sünden Strafen zu fühlen.

Von denen Vättern schreiben Gelehrte Federn Viel Gutes.

Bemerkenswert ist die ungemein saubere und deutliche Handschrift, der die Sorgfalt anzusehen ist, die auf eine ruhige und schöne Niederschrift verwendet wurde.

<sup>1)</sup> Böden?

<sup>2)</sup> Betten?

## Kleine Mitteilungen.

**Lehrbrief von 1789.** Durch Zufall bin ich in den Besitz eines Lehrbriefes gekommen, der, einem meiner Vorfahren ausgestellt, unbeachtet im Sparrwerk eines Hauses in Luckau (Lausitz) steckte. Der Brief, auf Pergament farbig kunstvoll gemalt, ist 38 × 61 groß und enthält an einer Goldschnur in einer Siegelkapsel das Handsiegel des Ausstellers. Sein Inhalt lautet:

Ich Karl Gottlieb Krüger  
Bürger Kauf und Handelsman

in der Churfürstl: Sächs: Stadt Sorau im Marggrafthum Niederlausitz;  
Urkunde und füge hiermit jedermänniglichen zu wissen, daß Vorzeiger dieses Johann August Gotthelf Stülpner von Luckau in der Niederlausitz gebürtig, mir Fünff Jahre lang nacheinander, nemlich von Weynachten 1784. bis dahin 1789. in meiner Schnitt-Handlung und Verrichtungen vor einen Handlungs Burschen gedienet, auch sich solcher Zeit, from, treu, und gehorsam verhalten, über dasjenige so er unter Händen gehabt, jedesmahl aufrichtige und redliche Rechnung gethan, meinen Nuzen jederzeit nach Vermögen gesucht, und in allen Begebenheiten sich dermaßen bezeigt, daß ich und die Meinigen vollkommen wohl mit Ihm zufrieden gewesen. Nachdem er aber sich weiter etwas zu versuchen Verlangen getragen, und bey mir, sowohl um Erlaßung seiner Dienste, als auch um Ertheilung eines ehrlichen und beglaubten Abschiedes gebührend Ansuchung gethan; So habe solchen seinen billigen Begehren nicht entstehen mögen; vielmehr ergethet bey gegenwärtiger Ertheilung deßelbigen an jedermänniglich, besonders aber, an Kauff und Handels Herren, mein Dienst und freundliches Bitten, Sie wollen dieser meiner wahren Kundschaft vollkommenen Glauben geben, ernanten Johann August Gotthelf Stülpner seiner mir geleisteten treuen, ehrlichen, Dienste und Wohlverhaltens halber, allen geneigten Willen erzeugen, und Ihm dieser meiner Recommendation zu Beförderung seiner Wohlfarth fruchtbarlich genießen lassen. Solches wird Er nicht allein selbst mit schuldigster Dankgeflüßheit erkennen, sondern auch ich, um einen jeden nach Standesgebühr zu verschulden, werde gantz willig und bereit seyn. Zu mehrerer Beglaubigung habe diesen Lehr-Brief und Testimonium eigenhändig unterschrieben und mit meinen Petschaft wißentlich bekräftiget. So geschehen in Sorau den 26.ten Decemder nach CHRISTI Geburth im Ein Tausend Siebenhundert und Neun und Achtzigsten Jahre. : Carl : Gottlieb : Krüger :

R. Scharnweber.

**Patenbrief von 1806 aus Luckau.** Wie sehr sich die Einladungen zur Übernahme einer Patenschaft in hundert Jahren verändert haben ist aus folgendem Einladungsschreiben ersichtlich. Die Aufschrift lautet:

Gevatter Invitation  
an

Die Ehrengedachte, Sitt- und Tugendbelobte Jungfer Johanne Christiane Riech, des Meister Joh. Gotthelf Riechs, ehrbaren, angesehenen Börgers und Riemers allhier ehleibl. einzige Jungfer Tochter

und der Inhalt:

Vielgeehrte Freundin!

Es hat dem allgütigen Gott gefallen, uns Eltern am 10. Oct. mit einem jungen Töchterl. zu erfreuen. Da es nun unsere Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß auch dies unser neugebohrnes Kind durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Kirche Jesu feyerlich aufgenommen werde, und zu dieser heiligen Handlung christliche Zeugen erforderlich sind; so haben wir aus besonderem Zutrauen Sie zu unsers Kindes Taufzeugen und Pathen erwählet, mit dienstfreundlicher Bitte, morgen, den 15. May um

3 Uhr in hiesiger Hauptkirche persönlich zu

erscheinen, unser Kind in einem andächtigen Gebeth seinem Gott und Vater zur steten Aufsicht und Leitung zu empfehlen, und Zeuge zu seyn, daß auch an ihm der Befehl Jesu vollzogen, und es auf den Glauben an den Gott, den es dereinst bekennen und verehren soll, getauft ist.

Diese Liebe und Freundschaft werden wir Eltern gewiß mit dem schuldigsten Danke erkennen.

Ich verbleibe

Luckau, am 14 October 1806.

Ihr ergebenster Freund und Gevatter

Karl Gotthelf Hanke;

Bürger und Huthmachermeister

in der S. V.\*)

R. Scharnweber.

**Sog. Feuersegen.** In Kolkwitz bei Kottbus wurde beim Erweiterungsbau eines Hauses in einem Dachbalken eingeschlossen ein Zettel aus Pergament mit folgender Inschrift gefunden:

† Corpe ††† Messini ††  
 Emanuel †† Horten queso †  
 † Rar † Znat † . . . , na †  
 † Apient † Ebert † em  
 Gurt † Savaoth †† Messias  
 † Emanul † Adonay †  
 † † †

Auf Wunsch des Besitzers wurde dieser Glück bringende und Unglück fernhaltende Talisman wieder einem Balken in der Giebelwand anvertraut und war dadurch sein Erwerb unmöglich gemacht. Genaue Nachbildung des Originals ist dem Märk. Museum übergeben. Scharnweber.

**Vorgeschichtliche Fundstätten.** 1. Bei dem Dorfe Himmelpfort (Kreis Templin) ist der Haussee gelegen und mit ihm, nördlich, durch eine Wasserstraße verbunden der oft stürmische Moderfitzsee. Wo dieser Zugang beide Seen verbindet, dehnt sich in nordöstlicher Richtung, aus einem Bergücken bestehend, die Halbinsel oder, wollte man märkisch reden, das Horn von Pian aus. Auf ihrem westlichen Abhang, der nach dem Moderfitzsee abfällt, hat eine Glashütte gestanden, von der man noch Glasschlacken (? und verkohltes Holz) in der Erde sieht. Hier in dem weißen Sande, der

\*) Sandower-Vorstadt.

dort bloß liegt und vom Winde getrieben wird, finden sich (1904) sehr viele geschlagene Feuersteinspäne, darunter recht scharfe, und andere Bruchstücke, auch Teile von Mutterknollen mit Schlagmarken. Die große Menge der Späne deutet auf eine alte Feuersteinwerkstätte hin. Gleiche Bruchstücke von Menschenhand finden sich, jedoch mehr vereinzelt, weiterhin bis zur Spitze der Landzunge, und auch auf dem südöstlichen Abhang des Bergrückens, der nach dem Haussee abfällt. Im ganzen dehnt sich die Fundstelle ihrer Länge nach etwa 400—500 Schritt aus. Auch vorgeschichtliche Scherben, jedoch nur geringfügige kleine Stücke, ohne besondere Merkmale, fand ich auf der Fundstätte bei der ehemaligen Glashütte vor. Einzelne stammten von innen wie außen sehr gut geglätteten Tongefäßen her. Zu bemerken wäre noch, daß Mutterknollen von Feuerstein in der hiesigen Gegend nicht selten zu sein scheinen, und daß Kinder die zuerst erwähnte Fundstätte ausbeuten. Diese Fundstelle bei Pian erinnerte mich an eine nur noch reichlicher ausgestattete alte Feuersteinwerkstätte in der Neumark, in der Gegend zwischen Pinnow und Schönwalde (Kreis Weststernberg), die ebenfalls auf einem sandigen Bergabhang über einem See, dem Kuchenteich, gelegen ist. (Zeitschr. f. Ethnol., Verh. 1897, 436.)

2. Im Jahre 1902 oder 1903 fand ich bei einem Ausfluge in die Gegend von Lychen am Großen-Lychen-See, und zwar am westlichen Ufer desselben, etwa halbwegs? zwischen der Försterei Woblitz und dem Geländeinschnitt südlich Bohmshof einen (oder mehrere?) bearbeitete Feuersteinsplinter. Da von anderen bereits früher Feuersteinspäne oder dergleichen gefunden wurden auf dem östlichen Ufer oder wenigstens auf einem der Eilande dieser Seite, so erhellt daraus mit einiger Gewißheit, daß der See sehr vorzeitig auf beiden Ufern besiedelt war.

3. Beim Dorfe Zootzen (Kreis Templin), das aber weiter landeinwärts auf der Höhe gelegen ist, befindet sich eine Holzablage unten am Ufer der Havel, die hier, von dem sehr großen Stolpsee kommend, in malerischen Windungen nach Bredereiche sich hinzieht. Unweit dieser Holzablage führt ein Fahrweg nach Zootzen den Berg hinauf. Auf dem Gelände der Holzablage fand ich (1904), im Sande, geschlagene Feuersteinsplinter und sehr kleine, nicht weiter zu bestimmende Scherben von vorgeschichtlichen Tongefäßen. Da die Scherben nicht allzuweit vom Ufer entfernt liegen, so geht daraus hervor, daß zu der Zeit, wo sie bearbeitet wurden oder sonstwie liegen blieben, die Havel damals nicht sehr viel höher gestanden haben kann als heute, vorausgesetzt: Scherben und Splinter haben immer hier unten gelegen und sind nicht irgendwie von höheren Stellen hierher gelangt, was weiteres Nachsuchen feststellen würde. Jedenfalls war hier oder in der Nähe eine Ansiedlung.

4. Eine Art Feuersteinwerkzeug fand ich (1904) weiter oben in der Kiefernheide vor dem Dorfe Zootzen, nahe dem vorher erwähnten Wege.

5. Mehrere alte Leute in Zootzen teilten mir mit (1904): „1848 brannte das Dorf ab.“ Nördlich von Zootzen nach dem Stolpsee zu liegt das „Neuland.“ „Hier lag früher das alte Zootzen. Das ist aber untergegangen, wohl in Kriegen. Der König Fritz hat dann das jetzige Zootzen aufgebaut. Beim Pflügen auf Neuland sind Töpfe und Knochen und Asche gefunden

worden, aber nichts mehr davon erhalten.“ Also ist dort eine Fundstelle mit Überresten von Leichenbrand und Totenurnen eines vorgeschichtlichen Friedhofs.

„Früher war ein See bei Zootzen, der ging bis an die (jetzige) Dorfstraße und hieß Babensee. Jetzt ist nur das große Babenbruch davon da“. Ich sah Torf (?) dort stehen, Heu wurde gemacht und abgefahren.

6. Einzelne Feuersteinstücke, die auf Bearbeitung hindeuteten, fand ich nordwestlich bei Zehlendorf, in der Kiefernheide, die sich von Zehlendorf bis zur Krümmen Lanke hinzieht.

7. Auf einem Acker des Geländes Wentdorf, das nördlich dem Dorfe Kaputh (Kreis Zauche-Belzig) jenseit der Havel liegt, fand ich (1903) vorgeschichtliche Scherben, aber solche, die der Zeit vor der wendisch-slavischen Herrschaft in Norddeutschland angehören.

8. Auf dem Gelände zwischen Zehlendorf und Klein-Machnow (Kreis Teltow) ist in der Nähe des neu erbauten (1904) Elektrizitätswerkes am Teltow-Kanal eine Fundstelle. Einige hundert Schritt westlich vom Neubau führt zwischen zwei alten und durch ihre Schönheit auffallenden Eichen ein Weg über den Buschgraben, welcher letzterer von Zehlendorf kommend weiter südlich in den Kanal fällt. In der Verlängerung dieses Weges, etwa 50 Schritt östlich von den beiden Eichen, fand ich (1904) vorgeschichtliche kleine Scherben, die keinerlei Merkmale aufwiesen, nur daß sie vor-slavisch erschienen. Auch bearbeitete Feuersteinsplitter lagen zwischen den Scherben. Ebenso Holzkohlenstückchen und verrostete Eisenteile, die aber wohl neueren Ablagerungen angehören. Ob die Fundstätte sich weiter ausdehnt und ob ganze Gefäße noch in der Erde sind, steht dahin.

Vorgeschichtliche Funde von Teltow und Klein-Machnow sind bekannt; von Zehlendorf wohl anzunehmen. Dann wären in dem genannten Gelände vier Friedhöfe der Vorzeit nachweisbar, und demgemäß auch Ansiedlungen und Ortschaften. Denn daß die germanischen Ansiedlungen, fassen wir diesen Zeitraum ins Auge, wenn auch die Gehöfte vereinzelt lagen, Dörfer bildeten, geht schon aus ihrer geordneten Gemeindefelderwirtschaft (Tacitus Germ. 26) hervor. Es müssen auch überall zwischen den Gehöften, wenn sie vereinzelt lagen, Wege durch Wald und Gestrüpp geführt haben, um die Ernte auf den vollen Austwagen heimfahren zu können. Zudem ist wahrscheinlich, daß vormals, sagen wir im Jahrtausend vor Christus, der Weg bei den beiden Eichen schon vorhanden war. Einmal scheint das dortige Wiesen- oder Sumpfgelände solche Richtung vorzuschreiben, dann aber mußten die Gehöfte oder Ortschaften Verbindungswege haben, auch lassen sich für die vorgeschichtliche Zeit solche Landwege, die noch heute bestehen, anderweit mit einiger Sicherheit nachweisen. Denn wo im Altertum größere Friedhöfe und Dörfschaften waren und noch heute ebenda Dörfer und zugehörige Landwege sind, ist anzunehmen, daß auch im Altertum solche Wege waren. Was könnte mancher unserer Landwege erzählen, der vielleicht Jahrtausende sah und den wir kaum noch der Beachtung wert halten. Bei Zehlendorf waren also an einer vierten Stelle noch Bewohner, wo heute keine mehr sind.

Vielleicht darf für die anfängliche Gründung vieler unserer Dörfer auch ein

rein landwirtschaftlicher Grund geltend gemacht werden. In einigen Dörfern, vormals mit Gemeindefelderwirtschaft, die ich kennen lernte, liegt der gute oder beste Ackerboden um das Dorf herum, weiterhin kommt der schlechte, dann der Wald als Abschluß. So lagen in solchem Fall die Verhältnisse auch in der wendisch-slavischen Zeit. Nun sind aber unzählige der heutigen Dörfer nicht slavische Gründung trotz der slavischen Namen, sondern sind Jahrhunderte vorher germanische Ansiedlungen oder Ortschaften gewesen, wie die bei ihnen gelegenen germanischen Friedhöfe urkundlich erweisen. Die slavischen Namen erhielten sie, als Norddeutschland unter der Herrschaft der Wenden stand. Da der deutsche Germane sehr wesentlich auch Landmann war, werden die alten Ansiedler neben der Rücksicht auf Wasser und anderen Gründen, ursprünglich sich wohl da niedergelassen haben, wo sie den besten Ackerboden in der Nähe hatten. Diesen Blick hatte der Landmann in Jahrtausend vor Christus sicherlich ebenso wie im Mittelalter und wie heute. Dazu kommt noch, daß er voller Naturmensch war, mit geschärften Sinnen für die ihm wichtigen Erscheinungen. Daß vormals die Dörfer viel kleiner waren, ist bekannt genug, hatten doch selbst geschichtlich hervorragende Städte nicht mehr Einwohner als heute manche Dörfer. Daß aber an manchen Orten auch in germanischer Zeit die Bevölkerung nicht so sparsam saß, deuten einzelne sehr ausgedehnte Gräberfelder an, die durch eine Reihe von Jahrhunderten fortlaufend sich hindurchziehen und schon dadurch beweisen, daß die Bevölkerung lange seßhaft war.

9. Auf der Klein-Machnowschen Feldmark, in dem Dreieck zwischen der Berlin-Potsdamer Eisenbahn, der Straße von Zehlendorf nach Kl. M., und dem Spandauer Weg, am östlichen Rande der Klein-Machnower Forst, liegen die Marciens-Pütle, wie der Schäfer von Kl. M. u. a., Meierei-Pfule, wie die Straubitzsche Karte vom Grunewald sie nennt. Es sind fünf Vertiefungen, von denen die zwei nördlicheren trocken sind, die drei anderen noch Wasser haben. Bei dem einen der beiden trocknen Pfühle, und zwar dem, der ostwärts gelegen ist, finden sich vereinzelte vorgeschichtliche Scherben. Sie liegen zwanzig Schritt nördlich vor seinem Westrande.

Nachträglich habe ich im Monat Juli 1905 noch zwei vorgeschichtliche Fundstätten bei Zehlendorf aufgefunden.

10. Von der Alsenstraße in Zehlendorf führt durch die Zehlendorfer Heide (jetzt Eigentum einer Baugesellschaft) in nordwestlicher Richtung der Zinnowweg bis fast an die Krumme-Lanke. In der Verlängerung des Zinnowweges, 50 Schritt (südöstlich) von der Krummen-Lanke, da wo ein Fußweg, etwa von N. nach S., den Zinnowweg schneidet, am Berghang zwischen den Wurzeln hoher Kiefern, losgespült durch die starken Gewittergüsse, finden sich Scherben der vor-slavischen Zeit. Die Ansiedlung, hier oder in der Nähe, war also schön gelegen, mit dem Blick auf den See. Jedenfalls waren in der Nähe die Felder, wo jetzt Wald ist, ein damaliges Lichtenrade oder Lichtenfelde. Bei genauer Beobachtung würden sich wahrscheinlich auf den Höhen, die sich an der ehemaligen Seenkette durch den Grunewald entlang ziehen, Spuren von einer Anzahl germanischer Ansiedlungen nachweisen lassen.

11. Zwei vorgeschichtliche Scherben voroslavischer Zeit, innen mit eingedrückten Strichen sei es von der Fingerhaut oder sonstwie, gelblich von Farbe, mit größeren weißen Steinbißchen, von einem größeren Gefäß fand ich auf dem Gelände im Klein-Machnower Eichenwald (jetzt der Zehlendorf-Kl.-M. Baugesellschaft gehörig), südlich der Straße Zehlendorf—Klein-Machnow, und zwar in der Straße 11, 25 Schritt entfernt von der Ecke an der Straße 3, auf der Nordseite jener Straße, auf ihrem zukünftigen Bürgersteig. Hier ist der gewachsene Boden 1 Fuß tief abgegraben. W. v. Schulenburg.

**Der frühere Tabaksbau in und bei Oderberg i./M.** Von Heinrich Lange. Die beifolgenden Angaben sind Auszüge aus einem längeren Aufsatz „Oderberg seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts“, den unser fleißiges Mitglied und Vorsitzender unsers Zweigvereins „Verein für Heimatkunde zu Oderberg i./M. und Umgegend“ zu Anfang des Januar 1904 in der Oderberger Zeitung veröffentlicht hat, welche Auszüge wir schon aus dem Grunde abdrucken, weil dergleichen Mitteilungen über den Uckermärkischen Tabaksbau nur selten in weitere Kreise dringen.

Der Tabaksbau dürfte von allen Kulturpflanzen mit die meiste Arbeit erfordern. Dieselbe beginnt bei uns im April und endet, allerdings mit Unterbrechung und wenn die Trockenheit gut verläuft, im Dezember. Im April wurden die Beete (Tabakskutschen genannt) zur Aufnahme des Samens mit Fleiß und Sorgfalt hergerichtet. Dieselben wurden tief durchgegraben und reichlich gedüngt, wobei Pferdedung bevorzugt wurde und darauf geachtet, daß die Erde auf der Oberfläche sehr zerkleinert war. An den vier Seiten wurden die Beete durch Bretter eingefast und begrenzt und nun der Same, nachdem er 8—9 Tage angefeuchtet an warmen Orten aufbewahrt, gesät. Gegen Frostschaden wurden die jungen Pflänzchen durch Strohecken gesichert, und in trockner Zeit mußte nach Bedarf die Gießkanne nachhelfen. Haben sich die Pflanzen auf den Beeten unter sorgsamer Pflege und Wartung genügend entwickelt, so werden sie nun auf den wohl zubereiteten Acker verpflanzt, was in der Zeit vor und nach Johanni geschieht. Dies Pflanzen ist eine beschwerliche Arbeit, die knieend verrichtet werden muß, nachdem für jede Pflanze mit einem Spaten das Erdreich gelockert worden. Ist gerade der Boden ausgetrocknet, so muß auch noch jede Pflanze begossen werden.

Wenn nun alle Arbeit wohl getan und das Tabakfeld gut bestellt ist, auch die notwendig gewordene Nachpflanzung besorgt, dann wurde mit der Hacke das Unkraut beseitigt und der Boden aufgelockert, welche Arbeit später noch öfter wiederholt werden mußte. War die Witterung für die Entwicklung der Pflanze günstig, d. h. löste sich warmer Sonnenschein mit Regen ab, dann schoß die Pflanze zusehends in die Höhe, woran sie gehindert werden mußte, denn nicht die Stengel-, sondern die Blattbildung war die Hauptsache und brachte den lohnenden Gewinn. Zu diesem Zweck wurde der Kopf oder die Krone ausgebrochen, d. h. der Tabak wurde geköpft.

Nach dem Köpfen trat die Blattbildung so üppig hervor, daß durch Entfernung der Neben- oder Unterblätter für die eigentlichen Gewinnblätter das sind diejenigen, die in den Handel gebracht werden sollten, eine Ent-

lastung eintreten mußte. Auch diese Arbeit, die man Giezen nannte, mußte öfter wiederholt werden; der dabei gewonnene Giez wurde getrocknet und verkauft, war aber minderwertig. Dasselbe geschah auch mit den unten am Stamme befindlichen trockenen Blättern, den sogenannten Sandblättern. Wenn der Tabak, wie die Alten sagten, „die Erntewagen klappern hört, dann wächst er noch tüchtig“, wenn er diese Zeit hinter sich hatte, wurde auch meistens nach der Ernte, also Ende August und Anfangs September, mit dem Abbrechen oder Bladen, wie es genannt wurde, begonnen. Die großen schönen Blätter wurden abgebrochen, in Bündel gebunden und heimgebracht. Es begann nun eine recht mühsame und langwierige Arbeit, das Aufziehen und Aufhängen zum Trocknen, wozu alle arbeitsfähigen Familienmitglieder herangezogen wurden. Mit einer fußlangen etwas breiten Nadel wurde der dicke Blattstiel am Ende durchstoßen und so Blatt an Blatt auf einen, in der Wirtschaft selbst gesponnenen Faden, auch Schnur genannt, aufgereiht. Die Schnüre waren je nach dem Trockenraum von verschiedener Länge. War man mit dem Aufziehen fertig, dann wurden die einzelnen Schnüre aufgehängt, wozu man die Böden in den Häusern, Ställen und Scheunen benutzte. Man sieht noch heute in alten Häusern die Sparren mit kleinen Holzpflocken versehen, an denen früher die Tabaksschnüre befestigt wurden. Die Trockenzeit dauerte je nach Beschaffenheit der Witterung bis in den Dezember hinein, wo dann die Schnüre abgenommen, der Tabak in größere Bunde gebunden und in den Handel gebracht wurde. Es erschienen nun Kaufleute aus Magdeburg und Burg, die den Tabak hier und aus den umliegenden Dörfern aufkauften, einige Bürger unserer Stadt fuhren mit ihrem Tabak direkt nach Berlin und verkauften ihn dort. Diese Reise dauerte in der Regel drei Tage. — Die Preise des Tabaks waren nicht nur abhängig von der Güte der Ware, sondern richteten sich auch nach dem Angebot und der Nachfrage. Der Preis des Zentners hielt sich zwischen 4 und 5 Taler. Geerntet wurden auf einem Morgen 7—8 und bei vorzüglicher Ernte auch wohl 10 Zentner. Der Morgen war mit 4 Taler Steuer belegt. Bemerkenswert will ich noch etwas über die Planteure. So nannte man Arbeiterfamilien, die bei den Ackerwirten von diesen zu bereitete Ackerstücke erhielten, auf welchen sie Tabak für sich bauten. Den Erlös teilten sie mit dem Wirte. Dies Verfahren nannte man: den Tabak um die Hälfte bauen.

---

**Auszüge aus Schriften betreffend Berliner Verhältnisse in den Jahren 1804—1816.** (Aus den Sammelkästen des Märkischen Museums.)  
A. Beleuchtung der vertrauten Briefe über Frankreich des Herrn J. F. Reichardt-Berlin bei Joh. Wilh. Schmidt 1804\*).

S. 182—185. „Diese Parade wird uns immer als das prachtvollste heroische Schauspiel unseres Welttheils geschildert. Wer indessen das mit dem Preußischen oder auch nur Oesterreichischen Maasstab hat messen gelernt, erwarte hier nicht zu viel. Man sieht viele Truppen, schöne Truppen, Glanz und Pracht, allerdings, aber das meiste bey dem Motiv des Lobens, thut, daß man sich sagt: man sey in Paris, und sehe was so viele daheim

---

\*) Die Französische Garde auf dem Marsfelde zu Paris. E. Fr.



nicht sähen u. s. w. Die Parade zu Potsdam ist eine ganz andere Sache, (wo beyläufig gesagt, das Lokale des Lustgartens weit schöner ist, als der Pariser Carousselplatz;) denn so was bis aufs geringste Detail in harmonische Ordnung zu bringen, versteht man nirgends so als bey uns. Die Preußische Fußgarde zählt schönere und bey weitem gleicher exercirte Leute, auch ist die Uebereinstimmung der glänzenden Uniformen weit richtiger berechnet. Die Preußische Garde zu Pferde läßt jede andere Cavallerie weit zurtück. Jene Consular- (jetzige Kayser-) Garde, besteht aus Grenadiern zu Fuß, Grenadiern zu Pferd, Chasseurs, Husaren und Mamelucken. Die Grenadiere tragen die gewöhnliche Linieninfanterieuniform, blau mit weißen Klappen und rothen Aufschlägen, die nur durch Güte des Tuchs ausgezeichnet ist. Die zu Fuß einen breiten Schild vor der Bärenmütze, der bey den Reitern fehlt, die sonst gleich gekleidet sind, nur haben erstere zwey rothe Epauletten, und diese ein langes Achselband und ein Epaulett. Eine hohe rothe Feder verziert die Bärenmützen, der Officier ist nur durch goldene Epauletten ausgezeichnet. Es ist mithin keine glänzende Uniform. Man kann das als edle Simplicität rühmen, aber dann fällt die Montur der Generale, deren immer viele da sind, dagegen auf. Diese ist übermäßig mit Stickerei überladen, die jeder dazu nach seiner Phantasie verändern läßt. Am anstößigsten sind aber die bunten starkgalonirten Musikanten, und die abendtheuerlich beflederten und mit Tressen bedeckten Tambourmajors, die den Aufzügen wirklich etwas charlatanmäßiges geben. In der ganzen Französischen Armee ist freylich nichts so einförmig gekleidet, als diese Garde, aber der darauf geschärte Blick sieht doch nur zu viel Mangelhaftes. Der ganz übereinstimmende Schnitt der Kleider fehlt, die Bandeliere hängen nicht egal, jedem Einzelnen wird zu viel erlaubt, seinen Anstand à son aise zu geben. Dem Vorbeimarsch fehlt männlicher exacter Gleichtritt, die Gewehre werden nicht perpendikulär getragen. An jungen schönen Officiers, die sich kokettheroisch schmücken, (um es so zu nennen) fehlt's; bei dieser Garde sind die meisten ältlich, und die wenigen jüngeren affectirt. Die Husaren und Chasseurs haben nur Camelhaarne Schnüre, das ist folglich nicht glänzend; die Mamelucken gewähren einen seltenen orientalischen Anblick, aber Uebereinstimmung ist da nicht. Das Ganze hat ein bunt-schickig-theatralisches Ansehen, und die Grenadiere halten den Vergleich mit der Preußischen Leibgarde nicht aus, die Reiter noch weniger mit der Preußischen Garde du Corps oder den Gensdarmen (zwey solche Cavallerieregimenter als diese giebt's nirgends in Europa), die Husaren auch nicht mit der Ungarischen Nobelgarde in Wien. Denn die Franzosen sitzen in der Regel nicht so gut zu Pferde. Das erste hat die schönern Leute und Pferde; aber die Officiere der Gensdarmen waren ehemals in ihren glänzenden militärischen Equipirungen voraus. Seit der neuen Organisation der Garde du Corps hat man dort mit ihnen rivalisirt, die Garde du Corps-Officiers, größtentheils aus der Armee ausgesucht, und meistens Antinousgestalten, haben sich herrlich beritten gemacht und exzelliren im eigenen Ajüstement. Doch waren die Gensd'armofficiers, meistens reiche Leute aus den ersten Familien, von jeher im Besitz eines gewissen leichtstolzen überaus noblen Airs, und des Bewußtseins, die brillantesten Officiers der Armee zu seyn, so

leicht nicht zu erreichen, und sie steckten, wie man sagt, bei einer Revue über 20,000 Thaler in neue Pferde, um ihren Glanz zu behaupten. Indessen hat natürlich der Wetteifer beyde Regimenter noch mehr gehoben, und je vielfältiger man fremde Truppen sah, je überzeugter ist der Ausspruch, daß sie nichts, nichts übertrifft. Es ist aber nicht blos diese äußere Schönheit. Das Regiment Gensd'armen brach bey Zorndorf in die Russischen Quarré's, und hieb mehreremal so lange nieder, bis man Appel mußte blasen lassen, um den Leuten nur einige Erholung zu gönnen, worauf sie immer wieder in den Feind stürzten, um seine Glieder zu vernichten. Und so bey mancher Gelegenheit. Von der Garde du Corps ist bekannt, wie oft sie sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet.“

(So verblindet war man bei uns in Bezug auf die Leistungsfähigkeit des französischen bezw. des preußischen Heeres kurz vor dem Zusammenbruch unserer bewaffneten Macht bei Jena und Auerstedt. E. Fr.)

S. 60. „Das Baudepartement zu Berlin (oder Hof-Bauamt) begeht die äußersten Versündigungen, wenn es neuere Gebäude gegen ältere aufstellt, wo eins der Tadel des andern ist. Zu dem unzumuthigsten was je geschah, gehört die Aufführung des Marienthurms im Gothischen Geschmack. Zudem da dieser so gerieth, daß, Erwin von Steinheim will ich nicht einmal sagen, nein der Erbauer der Prenzlauer Hauptkirche, wenn er von einem Dorf darauf hinschauen könnte, in Verzuckungen gerathen müßte“

(Die gothisierende Spitze des Thurms der hiesigen St. Marienkirche ist allerdings nur dekorativ wirkend und gegen die Regeln des mittelalterlichen Baustils, namentlich des eigentlichen Hauptbaus der Kirche aufgeführt. Dennoch ist die Fernwirkung, wie man insbesondere seit Herstellung der Kaiser Wilhelm-Straße erkannt, namentlich von der Kaiser Wilhelm-Brücke aus gesehen, eine recht malerische, das Auge befriedigende. E. Fr.)

B. Briefe eines reisenden Nordländers. Geschrieben in den Jahren 1807—1809. Her. v. I. F. Reichhardt. Neue Auflage. Leipzig u. Altenburg. F. A. Brockhaus 1816.

S. 81—83. „Die Erscheinung der kolossalen Pyramiden in den egyptischen Sandwüsten kann dem Wanderer kaum auffallender sein, als diese imposante Königsstadt mitten in dem öden traurigen Sandlande. Welch ein Weg von Memel bis vor die Thore Berlins, in einer Strecke von mehr als hundert Meilen! der auch nach allen Seiten, so weit die Mark reicht, nach Mecklenburg, nach Ober- und Niedersachsen hin, immer so fortgehen soll. Und Welch ein contrastirender Anblick, so bald man in die eigentliche Stadt kommt! Noch dicht vor der Stadt erwartet man, nach den stinkenden Straßenkothhaufen, die hier gewöhnlich ganz in der Nähe der Stadt abgeladen werden, und nach den zum Theil ungepflasterten Straßen der Vorstädte, voll tiefer Löcher und stinkender Pfützen und Lachen eine dem traurigen Lande gemäß Hauptstadt. Hat man aber nur den ersten großen Platz vor dem inneren Königsthore erreicht, und man fährt dann die wohlgebaute, von bürgerlichem Gewerbe belebte Königsstraße entlang, über den Schloßplatz, den Opernplatz, nach der schönen Straße mit der herrlichen Lindenpromenade; so wächst das angenehme Staunen fast mit jedem Schritte.

Die Linden hatten mich schon nach der Beschreibung gereizt und bestimmt in ihren Schatten meinen Gasthof zu wählen. Seine Benennung mag auch das Seinige dazu beigetragen haben. Wenn er aber auch gleich seinem Schilde: Hôtel de Russie und seinem strahlenden Bilde der Sonne nicht ganz entspricht, so ist es doch immer ein guter Gasthof, und gegen die schmutzigen Wirtshäuser in Königsberg und Danzig, vor denen mir noch ekelt, ein wahres Hotel. Vielen Reisenden läßt ihn schon die reizende Lage allein den bessern Gasthöfen vorziehen, die weniger vortheilhaft gelegen sind, deren Table d'hôte man aber gerne besucht, besonders im goldenen Adler, an dem auch nicht zu verachtenden stattlich bebauten Dähnhofer Platz gelegen, und in der Stadt Paris, der aber in einer engen traurigen Straße, wiewohl nahe dem Schlosse, liegt. Auf französische Art eingerichtete Restaurateurhäuser haben in der letzten Zeit die Zahl der öffentlichen Speiseorte und den Luxus der Tafel ansehnlich vermehrt. Man ißt da häufig für 3 bis 4 Thaler die Person, obwohl man auch für einen Thaler satt werden kann.“

S. 87—88. „So ist auch des großen Friedrichs Bauart ein wahrer Typus für seine Geschmacklosigkeit in der Kunst und für sein Bestreben die Hauptstadt, wie im Ganzen den Staat überhaupt zu einer unbasirten Größe zu erheben, und mit trügendem Scheine auszuschmücken. Auch er bediente sich des holländischen Baumeisters Baumann, den sein Vater ihm hinterließ, um nur höhere, drei bis vierstöckige, besser in die Augen fallende Häuser, ohne schöne, oft auch ohne richtige Verhältnisse, voll widerlicher, unpaßlicher Verzierungen, in Menge aufzuführen. Nirgend ist da Zusammenstimmung und vollendete Ausführung; schlechte Fenster, schlechte Thüren, elende Treppen in Häusern vom größten, äußern Ansehen. Nie hat Friedrich wohl das Innere eines solchen Hauses betreten; ihm genügte, wenn er durch die schnurgeraden Straßen ritt, an den langen Reihen, glänzend in die Augen fallender Facaden, die er selbst in Masse, straßenweise, oft gegen den Wunsch und Willen einzelner Hauseigenthümer, neu aufführen ließ. Seine hohe Klugheit, die ihn nie verließ, schonte denn auch wohl wieder einige Häuser widerspenstiger alter Jungfern und Wittwen, die lieber ihr altes trocknes Haus, in welchen sie den Schnecken gleich heimisch waren, behalten wollten, und ohne Scheu klagend laut wurden über den gewaltsam aufgedrungenen Bau, der sie nur in ihrer Ruhe störte.“

S. 96—98. „Das Hauptmonument, welches während der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten in Berlin errichtet ward, galt ihm selbst. Es war das Brandenburger Thor, am Ende der Linden, aus welchem man gleich in den Thiergarten tritt, von Langhans nach einem Thore zu Athen erbaut, und die aus Eisenblech geschlagene colossale Victoria über dem Thore. Eine Erfindung der damaligen Geliebten des Königs, der Fräulein von Voß, nachmalige Gräfin von Ingenheim, die in dem siegreich rückkehrenden Theseus, der eben das Meerungeheuer überwunden hatte, den Sieg ihres königlichen Geliebten, durch den Herzog von Braunschweig und einige Husarenregimenter, über die armen überlisteten batavischen Sumpfbewohner erfochten, öffentlich gefeiert sehen wollte. Zu gleicher Zeit mußten

der Hofdichter und Capellmeister denselben Gegenstand in der italienischen Oper *Andromeda* bearbeiten.

So ahnte der Großonkel auch wieder den ruhmsüchtigen französischen Ludwig auf seine Art nach. Was den siegreichen Feind der letzten Zeit, der bei sich zu Hause im Besitze der größten Kunstschätze der alten und modernen Welt ist, bewogen haben kann, dieses große Stück Klempnerarbeit als Trophée mit sich wegzuführen, ist nicht leicht zu errathen. Man sagt, die Gier des Meisters nach der Ehre, sein Werk in Paris aufgestellt zu sehen, habe selbst dazu beigetragen, indem er die Besorgung der Herabnahme der colossalen Masse übernahm, zu welcher sich kein patriotisch gesinnter Handwerker der Stadt verstehen wollte.“

**Oderberg i/M. im letzten halben Jahrhundert.** Vortrag, gehalten im Verein für Heimatkunde von Herrn Lehrer em. Heinrich Lange. (Nach Mitteilungen in der Oderberger Zeitung März 1903.)

Ich habe mir dies Thema gewählt, um Tatsachen und Ereignisse, die sich während dieser langen Zeit in unserer Stadt und Umgegend zugetragen und deren Augen- und Ohrenzeuge ich gewesen, sowie solche Geschehnisse, die mir von glaubwürdiger Seite zugetragen sind, niederzuschreiben und in mehreren Vorträgen der Jetztwelt zu überliefern.

Als ich Oderberg zum ersten Male sahe und besuchte, es war am Martini Markte 1847, ahnte ich nicht, daß dies Städtchen nach einem halben Jahre meine zweite Heimat werden und ich im wundervollen Monat Mai des folgenden Jahres als wohlbestallter 6. Lehrer an der Stadtschule einziehen sollte. Das Gehalt der jüngsten Lehrerstellen betrug jährlich 150 Taler. Wenn auch nur gering, so gab es doch noch Städte in der Mark, deren untere Lehrerstellen geringer dotiert waren. Ich war glücklich, wurde seßhaft und bereue es nicht, denn das Gehalt hatte sich nach langen Jahren und bis zu meinem Abgange 1897 um das 5 $\frac{1}{2}$ -fache vermehrt, ein riesiger Fortschritt. Selbstverständlich wünsche ich meinen jungen Kollegen nach 50jähriger Dienstzeit ein gleiches Schicksal.

1. Die Märkte. Doch nun zurück zu meinem ersten Besuch. Der Eindruck, den die Stadt auf mich machte, wurde meist verwischt durch den überaus großen Markttrubel und verhinderte auch eine genaue Besichtigung der Stadt. Ein Kollege führte mich auf den damaligen Stägemannschen, jetzt Thieleckeschen Berg, wo sich mir ein Anblick bot, den ich nie vergessen werde und der in den nachfolgenden Jahren sich leider öfter wiederholte. Es war die Überschwemmung der Oder. Sie wälzte ungebündigt ihr Wasser von der Stadt bis zum Neuenhagener Wald. Ungezählte Heuhaufen, die auf 5 und mehr Fuß aus dem Wasser hervorragenden Pfählen sogen. Mieten aufgesetzt waren, dazwischen alte Weidenbäume und Sträucher, gaben der ruhlosen Wasseroberfläche ein eigentümliches Bild, welches noch belebt wurde durch die mit schwellenden Segeln dahinfahrenden Schiffe. Die Verbindung Oderbergs mit dem jenseitigen Ufer geschah bei Hochwasser täglich dreimal. Heute die Brücke, welch ein Fortschritt! Diese Änderung verdanken wir der Verwaltung, welches Thema ich in einem späteren Vortrag bringen werde.

Oderberg hat jährlich 4 Märkte. Der 1., Frühlingsmarkt, fällt auf Montag nach Oculi, der 2., Johannimarkt, auf Montag nach Viti, der 3., Michaelismarkt, auf Montag nach Marien Geburt, der 4., Martinimarkt, auf Montag nach Martini. Die Märkte fallen immer auf einen bestimmten Wochentag, aber nie auf ein bestimmtes Datum. Die Märkte sind jetzt, wohl der Sonntagsheiligung wegen auf den Dienstag verlegt. Früher waren die Märkte ungemein belebt; Krämer kamen nicht nur aus den Nachbarstädten, sondern auch aus weiter entlegenen Orten hier an, während das Landvolk in großen Haufen als Käufer herbeiströmte. Vier Budenreihen eng aneinander gereiht sah man auf dem Marktplatze, zwei Reihen, vom Marktplatze bis zur Osterloffschen, jetzt Grantzowschen Brauerei in der Berlinerstraße und ebenso zwei Reihen bis zur Apotheke vorbei in der Angermünderstraße. Wo die Budenreihen aufhörten, hatte man die Krämerwagen aufgefahren bis zur Stadt hinaus. Das Zeichen zur Eröffnung des Marktgeschäftes wurde um 11 Uhr durch Läuten vom Turme gegeben. Nun erst begann das Geschäft und dauerte ununterbrochen bis an den Abend, wo dann die Käufer mit Paketen wohlbeladen heimwärts zogen. Jetzt hat sich das gewaltig geändert, der Handel, das Kaufmannsgeschäft in seinen verschiedenen Zweigen und der Handwerkerstand, haben jedes Dorf erobert und decken die Bedürfnisse der Bewohner. Die Dörfer sind von den Städten weit unabhängiger wie früher, und darin liegt es auch, daß das Marktgeschäft auf Null herabgesunken ist und oft nicht mehr die Reisekosten des Krämers deckt.

Ehe ich aber dies Thema verlasse, möchte ich doch noch an etwas erinnern, was an Markttagen in Dorf und Stadt zur Mode und Sitte geworden war. In den nahegelegenen Dörfern fielen an diesem Tage die Schulen aus. Ob dies gesetzlich begründet war, vermag ich nicht zu sagen, wohl aber weiß ich, daß die Lehrer sich hier ein Stelldichein gaben und daß auch viele Schüler und Schülerinnen mit ihren Eltern zu Markte kamen. In der Stadt waren sogar 2 Tage Ferien, denn der Dienstag galt als kleiner Markt und wurde auch gefeiert. In der schönen Jahreszeit und bei gutem Wetter wurden mit den Kindern am Dienstag öfter Landpartien gemacht. Außer den beiden Ferientagen erhielten die Lehrer von den Kindern der bessergestellten Eltern — Marktgeld. Ich vermag nicht anzugeben, ob hierzu eine Verpflichtung der Geber vorlag, auch darüber nicht, ob alle eine gleiche Gabe bringen mußten. Ich, als Lehrer der Klein- oder Armenschule, habe nur einmal Gelegenheit gehabt, die mir angebotenen Münzen in schonendster Weise dankend abzulehnen. Diese Sitte des Marktgeldgebens hatte für Geber und Nehmer die bedenklichsten Schattenseiten und gab oft zu widerlichem Gerede Veranlassung. In aner kennenswerter Weise hob der Magistrat 1855 die Erhebung des Marktgeldes auf und gewährte jedem Lehrer als Entschädigung eine jährliche Zulage von 8 Taler — meine erste Gehaltserhöhung. Im Jahre 1858 wurde der Dienstag als Ferientag gestrichen und in den letzten Jahren angeordnet, daß am Markttage Schule zu halten sei. So waren also acht Unterrichtstage auf das Jahr der Schule zurückgegeben, mit welchem Erfolg, vermag ich nicht zu sagen. Auch die Landschulen haben die Marktferien eingeübt. — Um Ruhe und Ordnung an den Markttagen zu sichern, war eine sogenannte Marktwache eingerichtet. Sie bestand

aus dem städtischen Polizeidiener, dem 4, auch mehr bewaffnete Bürger zur Unterstützung beigegeben waren. Sie verwalteten ihr Amt mit Gewissenhaftigkeit und Treue, und sind größere Unruhen und Auftritte niemals vorgekommen. Später trat die Gendarmerie auf.

2. Lage der Stadt. Die Stadt Oderberg, früher zum Ober-Barnim gehörig, ist jetzt die südlichste Stadt des Kreises Angermünde. Sie ist auf drei Seiten von höheren Bergzügen eingeschlossen, während auf der vierten Seite die Oder die Grenze bildet. Verschiedene Wahrnehmungen, die man namentlich bei Neubauten von Häusern macht, zeigen bei Anlegung der Fundamente einen morastigen Untergrund und lassen den Schluß als berechtigt erscheinen, daß der Baugrund der heutigen Stadt einst unter Wasser gestanden; nur der Oberkietz dürfte hiervon eine Ausnahme machen und daher als erste Ansiedelung der Stadt zu betrachten sein. Der Name Kietz deutet auf wendischen Ursprung. Über die eigentümliche Lage der Stadt geben die Touristen aus der Residenz ihr Erstaunen in den Ausrufen kund: „So nahe bei Berlin und man kennt dies Bergstädtchen nicht!“

3. Die Straßen und Plätze der Stadt. Oderberg hatte 1848 ungefähr 2000 Einwohner, die in vier Straßen und einigen Nebengassen wohnten, heute hat es über 4000 Einwohner und eine bedeutende neue Straße am jenseitigen Oderufer, so daß man wohl von einer Alt- und Neustadt reden kann. Die Straßen der Altstadt sind weder breit noch gerade, sondern schmal und bogenförmig, was wohl in der Bodenbeschaffenheit seinen Grund haben mag. Empfindlich vermißt werden noch immer die ordentlichen Herstellungen der Bürgersteige, sowie das Fehlen der Straßenschilder. Wenn die Beseitigung des ersten Übelstandes mit größeren Kosten verbunden ist, so dürfte dies im letzteren Falle nicht zutreffen, denn der Kostenbetrag für die Straßenschilder kann kein allzu großer sein. Bis in die Neuzeit war noch ein einziges Schild vorhanden und zwar am Giebel des umgebauten Sauersehen Hauses in der Angermünderstraße, dasselbe trug die stolze Aufschrift: Rittergasse. Wie wünschenswert, ja notwendig die öffentliche Bezeichnung der Straßen ist, sieht man so recht zur Zeit der Militär-Einquartierung und bei großem Fremdenverkehr. Wie schwer wird es oft dem, von langem Marsch ermüdeten Soldaten, sein Quartier zu finden, und dem Fremden, einen Freund in der oder der Straße aufzusuchen. — Mit den richtigen Bezeichnungen der Hausnummern soll auch noch vieles zu wünschen übrig bleiben und dürfte es doch wohl eigentümlich erscheinen, wenn zur nähern Bezeichnung einer einzigen Ziffernummer als Aushilfe fast das halbe Alphabet genommen werden muß. Baldige Abhilfe wäre auch hier erwünscht. (Schluß folgt.)

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zaehle, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## Ein Stücklein vaterländischer Geschichte.

Von F. Zimmermann.

---

Zu den Höhepunkten der Geschichte unseres Vaterlandes ist ohne Zweifel der Befreiungskrieg von 1813 zu rechnen.

Das war fürwahr ein heiliger Krieg, in dem sich unsere Väter eine reine Hand und ein unverletztes Gewissen bewahrt haben. Geführt wurde er nicht aus eitler Ruhmsucht, nicht um Ländergewinn wurden die Waffen ergriffen. Es galt das geliebte Vaterland zu retten, die Sklavenketten der Knechtschaft zu zerreißen. Daher stammte die Begeisterung, daher die Opferfreudigkeit. Der König rief und alle, alle kamen.

Bleibt dieser Sinn, dann wohl dir, tenres Vaterland!

Es ist die Pflicht eines jeden Patrioten, die Vaterlandsliebe, die Treue zum angestammten Herrscherhause zu wecken und zu nähren, wo nur immer sich eine Gelegenheit findet und besonders das weiche Herz der Jugend in unserer vaterlandlosen Zeit zu erwärmen. Wo sollte das leichter und besser geschehen können, als an den Orten, welche eine besondere Weihe tragen. Zu ihnen gehört das Denkmal der Schlacht von Dennewitz.

Die Feier des Erinnerungstages der Schlacht von Dennewitz ist zuerst am 6. September 1815 von einem schlesischen Infanterie-Regimente, welches nach Frankreich nachzog, auf diesem Berge feierlich begangen worden, und hat bei derselben der Herr Superintendent Schwarzkopf aus Luckenwalde die Gedächtnisrede gehalten. Im Jahre 1818 hat Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm laut Kontrakt vom 24. März, glaubwürdig bescheinigt vom 27. April durch das Königlich Preußische Stadt- und Landgericht, bestätigt durch den Ober-Präsidenten der Provinz Brandenburg vom 22. Juni desselben Jahres, von dem Bauern Martin Müller und dem Halbbauern Martin Schulze diesen Streifen Landes von 152 Quadratruten käuflich erworben und zwar nach § 2 in der Art, daß den beiden Verkäufern und zwar dem Bauern Martin Müller drei Scheffel Roggen, dem Halbbauern Martin Schulze ein Scheffel und eine drittel Metze Roggen, von den an das Rentamt Jüterbog zu entrichtenden

Pächten vom 1. Januar 1819 ab, erlassen werden. Das abgetretene Land sollte zur Aufstellung des Denkmals der Schlacht von Dennewitz und zur Einrichtung eines Gartens nebst Wohnung für den zum Wächter bestellten Invaliden dienen.

Die Einweihung des Dennewitzer Denkmals geschah am 6. September 1819. Es steht auf der Anhöhe zwischen Dennewitz und Niedergörsdorf, wo während der Schlacht die Division von Thümen zuerst nach schwerem Kampfe den Feind zum Weichen brachte. Der Präsident der Potsdamer Regierung v. Bassewitz, die Regierungsräte v. Lützow und Ribbach, der Landrat Meuß, die Stände, die Superintendenten, sowie



Kriegerdenkmal der Schlacht bei Dennowitz.

die Geistlichkeit aus den benachbarten Örtern und alle Militär- und Zivilbehörden des Kreises, ein Teil des ersten Garderegiments unter dem Befehl des Majors v. Zieten und eine Menge Zuschauer wohnten der Feierlichkeit bei. Sie begann morgens 10 Uhr. Die Einwohner des Fleckens Zinna hatten den Fuß des Denkmals bekränzt und es in weitem Kreise mit Laubgewinden umzogen. In diesen Kreis traten sämtliche Behörden. Das Militär stand außerhalb desselben. Es begann ein geistlicher Gesang. Darauf sprach der Feldpropst Offelsmeyer knieend ein Gebet und hielt dann eine Predigt. Dann fiel wieder der Gesang ein. Nun wiederholte das Militär den Hurrahruf der hier Gefallenen. Ganz



nahe um das Denkmal standen die Schulzen und Schöppen der Dörfer Dennewitz, Rohrbeck, Niedergörsdorf, Kaltenborn, Dalicho und Lindo, welche am meisten durch die Schlacht gelitten hatten. Diesen kündigte jetzt der Landrat an, daß ihnen die Gnade des Königs ein Geschenk von 13 000 Talern als Entschädigung bewilligt habe. „Heil unserm König“ rief er, und alle Anwesenden stimmten ein mit: „Heil dir im Siegerkranz.“ Hiermit endete die Feier auf dem Schlachtfelde. Die herbeigeströmte Menge verteilte sich in die benachbarten Dörfer. Das Militär marschierte nach Jüterbog zurück, wohin sich auch die Stände und alle Beamten begaben. Das Denkmal aber wurde dem invaliden Unteroffizier Kaiser, der am 6. September 1813 invalide geworden war, übergeben. — In Jüterbog auf dem Rathause war indessen für das Militär, für die Stände, die Superintendenten und die obersten der Behörden ein Mahl bereitet. Mehrere Landwehrmänner, welche der Schlacht beigewohnt hatten, sowie die Geistlichen und die Schulzen von Rohrbeck, Dennewitz und Niedergörsdorf waren dazu eingeladen. — Hierbei wurde auch des schon entschlafenen Siegers von Dennewitz, des Grafen Bülow, gedacht. Am Abend war das Städtchen Jüterbog erleuchtet.

In dem folgenden Jahre haben die Einwohner von Jüterbog den Tag durch eine Feier ausgezeichnet, bei welcher die Festrede vom Pfarrer Uhlich gehalten worden ist. Die 50jährige Gedächtnisfeier ist auf Veranlassung des damaligen Herrn Landrats in höchst feierlicher Weise begangen worden. Die Kriegervereine aus Jüterbog und den nächsten Städten waren mit ihren Fahnen und Musikchören erschienen, die Stadt Jüterbog und namentlich der Markt hatten sich mit Fahnen und Wappenbildern geschmückt, ebenso war der Platz um das Siegesdenkmal dekoriert. Hier befand sich eine Gewehrpyramide mit Eichenkränzen überwölbt, auf welcher das eiserne Kreuz angebracht war. Unter dem Geläut der Stadtglocken und der Glocken der umliegenden Dörfer und unter dem Donner von vier Geschützen der Brandenburgischen Artillerie-Brigade No. 3 setzte sich der Festzug in Bewegung. Voran zog die Kapelle des Militär-Knaben-Erziehungsinstituts aus Annaburg, Choräle blasend; dann folgten die Zöglinge dieses Instituts, die Waisen der Dennewitz-Stiftung, die Kriegervereine mit ihren Musikchören, welchen sich die anwesenden Offiziere, die Vertreter des Kreises und der Städte und endlich das Publikum anschlossen.

Am Denkmal wurde der Festzug von der zahlreich im Ornat anwesenden Geistlichkeit empfangen, und mit einem Chorale wurde die Feier eingeleitet. Nach der Liturgie folgte die Festpredigt des Pfarrers Rindfleisch über Lucas 17, 19: „Dein Glaube hat Dir geholfen“ und mit dem Gesange: „Nun danket alle Gott“ wurde die religiöse Feier beendet.

Durch den Herrn Landrat Hoffmann, als Kommissar der National-Denkmalstiftung wurde alsdann die Summe von 460 Talern an diejenigen

Veteranen, über zweihundert an der Zahl, verteilt, welche die hiesige Schlacht mitgemacht hatten.

Seit jener Zeit haben nur noch selten Feiern stattgefunden. Nach dem Tode des Herrn Kreislandrats Hauschsteck, welcher für den ruhmvollen Ort ein besonderes Interesse hatte, weil er im Brandenb. Dragoner-Regiment No. 2 mitgefochten hatte, wurde die Pflege der Anlagen beim Denkmal mehr und mehr vernachlässigt. Auch die Schulfeiern der Kinder von Niedergörsdorf hörten auf, weil bei einer solchen der Ortspfarrer R. Besser durch einen kalten Trunk den Tod gefunden hatte. Der neue jetzige Pfarrer, welcher für das Denkmal und die Schlacht eine große Vorliebe hatte, weil ein Großonkel im Königs-Regiment hier mitgekämpft und bei Leipzig den Ehrentod gefunden hat, konnte den alten hiesigen Lehrer zu einer Feier nicht bewegen. Nach seinem Tode sind aber die Dennewitzfeiern mit Kinderfesten verbunden wieder frisch aufgenommen worden. Nach und nach haben sich auch die Einwohner der Dörfer, welche sonst als sogenannte Mußpreußen der Sache fernstanden, den Feiern angeschlossen.

Die Anlagen um das Denkmal konnten nicht mehr genügen, weil sie bei geringer Pflege verwildert waren; das Wärterhaus des Invaliden, welcher hier stationiert ist, befand sich in der traurigsten Lage; der Brunnen, woraus er seinen täglichen Wasserbedarf nehmen mußte, lag am äußersten Ende der Denkmalsanlagen in einer Entfernung von ca. 300 Schritt, die Viehställe waren in das Haus eingebaut, sodaß sich der arme Mann vor Fliegen und anderen Ungeziefer nicht zu raten wußte. Als die Einwohner von Niedergörsdorf sich daran machten, die schönen Bäume der Zugangsallee zu fällen, und als auch der untere Teil der Anlagen in Gefahr stand, veräußert und abgeholzt zu werden, erhob der Ortspfarrer dagegen Einspruch, welcher auch Erfolg hatte. Zugleich erließ er auf Anraten seines guten Freundes, jetzigen Superintendenten in Brandenburg, Müller, einen Aufruf für kleine Liebesgaben, um die Bepflanzung des Zugangsweges neu ausführen resp. ergänzen zu können. Später ist ihm auch erlaubt worden, für die Verschönerung der Anlagen auf fiskalischem Boden sorgen zu dürfen. Hierbei hat er reichlich den Beistand der Artillerie-Schießschule in Jüterbog erfahren. Die Herren Obersten v. Rauch, Schmidt, Kettenbeil haben wiederholt Mannschaften und Gespann gesandt, um den Berg in Terrassen aufzubauen und gute Erde anzufahren, und die Ziersträucher, welche Se. K. Hoheit der Herzog Friedrich von Dessau in hochherziger Gesinnung dargereicht hat, zu pflanzen und zu begießen. Auch der jetzige Herr Kreislandrat, Geh. Reg.-Rat v. Cossel, hat sich stets in lebenswürdiger Weise um das Denkmal bekümmert. Unter so wertem Beistand sind die Anlagen auf dem dürren Boden recht gut gediehen und werden von dem zeitigen In-

validen C. Frenzel in guter Ordnung gehalten. Vorgänger des p. Frenzel sind Griese, Bauer schlechten Angedenkens und Haberland gewesen.

1888. Das 75 jährige Jubiläum der Schlacht stand vor der Tür, aber an eine größere Feier mochte man nicht denken, weil wir unter der Trauer über den Tod zweier geliebter Kaiser standen. Es wurde vom Pfarrer ein Kinderfest mit den Kindern von Niedergörsdorf und Wölmsdorf veranstaltet und eine Anzahl von Kindern aus der Dennewitz-Stiftung schlossen sich an. Der Stadtmusikus von Jüterbog, Kurzhals, hatte seine ganze Kapelle ohne jede Entschädigung freigestellt, die Haupt- und Residenzstadt Berlin hatte eine Summe ausgesetzt, um die Kinder mit Kaffee und Kuchen zu erfreuen und auch kleine Prämien an diejenigen zu verteilen, welche gute Antworten auf Fragen aus der vaterländischen Geschichte geben konnten. Das Fest verlief bei schönem Wetter in ungetrübter Freude.

Es traf sich für die Veranstaltung einer militärischen Feier recht ungünstig. Es waren wohl damals 8 Kavallerie-Regimenter auf dem hiesigen Felde zu Übungen vereinigt, aber dieselben zogen, nachdem am 5. September, dem Tage der Schlacht von Zahna, eine Besichtigung durch Sr. Majestät stattgefunden hatte, am 6. September in der Frühe von hier weg. Eine Abtheilung Ziethen-Husaren, welche hier in Niedergörsdorf einquartiert war, hat sich mit vieler Liebe an der Ausschmückung des Denkmals beteiligt.

Die Beteiligung der Herren Offiziere von der Artillerie-Schießschule, welche sonst gern kommen, ist immer dadurch ausgeschlossen, daß sie schon am 2.—5. September zu den Manövern ausrücken.

Durch die freundliche Vermittelung Sr. Exzellenz des Herrn Generals der Kavallerie und Generaladjutanten Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I., v. Albedyll, wurden dem Pfarrer auf seinen Antrag zwei Geschütze zur Aufstellung beim Denkmal zugesagt. Dieselben konnten nicht sofort angefahren werden, weil der Pfarrer die Instandhaltung und Beaufsichtigung nicht auf seine Verantwortung übernehmen mochte. Endlich ließ sich der Kriegerverein von Jüterbog bereit finden, die Geschütze zu übernehmen und auf eine erneute Immediateingabe durch Se. Exzellenz den Herrn General-Leutnant und General-Adjutanten von Hahnke an Se. Majestät den Kaiser Wilhelm II. wurden dieselben aus dem Depot Magdeburg hergegeben und am 27. April 1890 feierlich aufgestellt. An der Feier beteiligten sich in hervorragender Weise die Herren Offiziere der Artill.-Schießschule unter Führung des Herrn Oberst-Leutnants von Rauch, welcher auch die Geschütze mit Paradegespann von Jüterbog aus hatte anfahren lassen, dann der Kriegerverein und Handwerkerverein von Jüterbog, der Touristenverein der Mark Brandenburg, die Einwohner der umliegenden Dörfer und der Stadt. Der Ortspfarrer hielt, da der Herr Feldprobst der Armee Dr. theol. Richter nicht hatte erscheinen können,

die Weihrede: In honorem Dei, in gaudium regis, in salutem civium. Aus den eingegangenen Liebesgaben war es möglich geworden, eine gute Anzahl von Tannen anzupflanzen und zwei Ruhebänke aufzustellen.

Am 6. September 1891 ist auf Veranlassung des Herrn Generals Blecken v. Schmeling ein feierlicher Feldgottesdienst am Denkmal abgehalten worden, bei welchem der Ortspfarrer die Ansprache gehalten hat. In den folgenden Jahren ist es durch die Gunst der Herren Obersten der Regimenter, welche auf den hiesigen Schießplätzen übten, ermöglicht worden, die Feier des 6. September zu veranstalten. Dieselben sind stets in sehr liebenswürdiger Weise bereit gewesen, ihre Musikkapellen zur Verfügung zu stellen, haben sich auch durch Absendung von Deputationen beteiligt. — Garde-Fuß-Artillerie, 4. Fuß-Artillerie-Regiment, Regiment v. Dieskau, Artillerie-Schießschule.

Am 18. Juni 1894 sind an den alten Eichen beim Denkmal die Wappenschilder derer von Bülow-Dennowitz, und von Tauentzien-Wittenberg angebracht worden, welche vom Herrn Grafen von Bülow-Dennowitz und vom Regiment von Tauentzien in Wittenberg gewidmet worden sind. An der erhebenden Feier, zu welcher sich wohl an 5000 Teilnehmer eingefunden hatten, beteiligten sich besonders das Regiment von Tauentzien, welches eine Deputation unter Führung des Herrn Oberst und Kommandeurs v. Auer abgeordnet hatte, die Herren Offiziere der Artillerie-Schießschule in reicher Anzahl, der Verein deutscher Studenten aus Berlin, die acht Kriegervereine der Sektion Jüterbog.

Im Herbst 1894 haben die alten Pappeln gefällt werden müssen, welche dem Denkmal so viele Jahre ein recht ehrwürdiges Aussehen verliehen haben. An ihrer Stelle hat eine Anpflanzung von Eichen geschehen können, welche hoffentlich gedeihen und das Andenken der ruhmreichen Zeit, von der dieser Ort redet, erhalten helfen. Im Hause des Invaliden am Denkmal ist Raum beschafft worden, in welchem die in der Pfarre Niedergörsdorf angesammelten Erinnerungsstücke eine gesicherte Unterkunft gefunden haben.

Bei der Herstellung des kleinen Raumes ist der Beistand des Herrn Kreislandrates sehr verspürt worden, wie es demselben auch zu verdanken ist, daß die Geschütze beim Denkmal zur Pflege ff. von dem Kreise Jüterbog—Luckenwalde übernommen worden sind. Die Geschütze sind nur leihweise verabfolgt worden. Die Ansammlung der alten Erinnerungsstücke ist von dem Pfarrer nicht ohne große Mühe und mit viel Überredungskunst geschehen. Es ist aber gelungen, die Anwohner des Schlachtfeldes, welche diese alten Stücke wie Heiligtümer bewahrten, willig zu machen, dieselben meist ohne Geldabfindung für die Erinnerungshalle herzugeben. Die Sammlung nach 75 Jahren ist noch über Erwarten reich ausgefallen, reicht aber nicht hin, um die Wände zu füllen. Da haben Bilder aus der Zeit der Freiheitskriege aushelfen müssen,

welche Geschenke von verschiedenen Kunsthandlungen sind — Sala et Comp., die Kunstfreunde (Troitsch), Photogr. Gesellschaft, Kommerzienrat Hagelsberg ff. — Das kleine Museum findet vielen Anklang und die ausgelegten Fremdenbücher weisen tausende von Namenseinzeichnungen auf. Für größeren Besuch ist der Raum etwas eng bemessen.

Eine große Betrübnis ist uns widerfahren, indem eine diebische Hand uns den Degen mit Koppel entwendet, welchen der schon genannte Kreislandrat Hauschsteck in 35 Gefechten getragen hatte.

Der Herr Direktor des Königl. Zeughauses Major Dr. Ubisch hat versprochen, bei Gelegenheit einen ähnlichen Degen für uns anzukaufen.

1893. Zur 80jährigen Erinnerungsfeier ist es dem Pfarrer gelungen, eine größere Feier zu veranstalten. Die Lehrer von Dennewitz, Rohrbeck, Gölsdorf, Kaltenborn und Niedergörsdorf wurden willig gemacht, sich mit ihren Schulkindern beim Denkmal einzufinden. Deklamationen, patriotische Lieder, Gesänge, frohe Kriegsspiele ff. waren eingeübt worden. Das Regiment Dieskau hatte seine ganze Kapelle geschickt und die Leute spielten gern zu den Ringeltänzen der Mädchen auf und begleiteten die Gesänge. Seitdem konnte eine gleiche Feier, in welcher wirklich ein Segen ruht, nicht wieder gefeiert werden. Dafür wurde im Jahre 1901 durch die Schüler der Privat Knabenschule aus Jüterbog der Tag von Dennewitz verherrlicht. Diese trugen zur Freude der hiesigen Dorfkinde und auch der recht zahlreich erschienenen Einwohner das Theaterstück vor: Friedrich der Grosse und der Müller von Sanssouci.

Es würde zu weit führen, alle die Schulen, Vereine ff. aufzuführen, welche von nah und fern gekommen sind, um die denkwürdige Stätte zu besuchen. Unter den Besuchenden sind neben hohen Militärs auch der Herr Regierungspräsident Graf Hue de Grais und der Herr Oberpräsident von Bethmann-Hollweg zu verzeichnen, welche sich lobend über die Anlagen ff. ausgesprochen haben.

Mit dem Erwachen eines neuen patriotischen Lebens um das Denkmal rührte sich auch die Lust, einen Kriegerverein zu gründen. Die Dörfer Dennewitz und Niedergörsdorf traten zu einem solchen Verein zusammen und die Herren Grafen Bülow v. Dennewitz wurden willig, eine Fahne zu stiften und dem Verein die Führung ihres Namens zu erlauben. Die Fahne ist ein Kunstwerk der Fahnenfabrik in Bonn. Sie trägt auf der einen Seite auf schwarz-weiß-rotem Grunde den deutschen Adler umgeben von einem Eichenkranz und der Inschrift: Mit Gott für König und Vaterland; auf der anderen Seite das Familienwappen der Grafen Bülow v. Dennewitz auf weißem Felde.

1900. Die Fahnenweihe ist am 6. September 1900 in sehr feierlicher Weise vollzogen worden.

Zu derselben war der Herr Majoratsherr auf Grünhoff Graf Kurt Bülow von Dennewitz mit seinen Brüdern Arthur und Karl nebst dessen beiden Söhnen und einer Schwester erschienen, welche im Pfarrhause gastlich aufgenommen werden konnten. 13 Kriegervereine aus der Umgebung mit ihren Fahnen und Musikchören hatten sich eingefunden, viele Militärs und Einwohner der umliegenden Ortschaften waren herbeigekommen. Es war ein imposanter Zug, welcher sich vom Pfarrhause Niedergößdorf zum Denkmalsberge bewegte. Der Pfarrer hielt im Talar eine kurze Eingangsansprache, worauf der Herr Majoratsherr die Fahnenweihe vollzog.

Um dieser Fahne eine hervorragende Bedeutung zu sichern, unternahm es der Pfarrer, mit den Truppenteilen, welche an der glorreichen Schlacht teilgenommen haben, in Verbindung zu treten. Durch den gütigen Beistand des Obersten z. D. v. Kleist auf Gebersdorf und des Herrn Major von der Artillerie-Schießschule Stolzenburg war es möglich geworden, diese Truppenteile ausfindig zu machen. Es sind dies:

1. 2. Ostpr. Gren.-Bataillon = Kaiser Alexander Garde-Gren.-Rgt. No. 1.
2. Pom. Gren.-Bataillon. = Kaiser Franz Garde-Gren.-Rgt. No. 2.
3. 3. Reserv.-Rgt. = Inf.-Rgt. Prinz Friedr. d. Niederlande, 3. Westf. No. 15.
4. 5. Reserv.-Rgt. = Inf.-Rgt. Graf Barfuß, 4. Westf. No. 17.
5.  $\frac{1}{2}$  Batl. Ostpr. Jäger = Ostpr. Jäger-Batl. Graf York v. Wartenberg No. 1.
6. Elb. Inf.-Rgt. = Inf.-Rgt. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, No. 26.
7. Kolberger Gren.-Rgt. Graf Gneisenau, 2. Pom. No. 9.
8. Pom. Gren.-Rgt. König Friedr. Wilh. IV.
- 8a. 6 pfdg. Batt. Glasenapp = 3 Batt. des Feldart.-Rgts. General-Feldzeugmeister No. 3.
9. 2. Reserv.-Rgt. = Inf.-Rgt. Graf Schwerin, 3. Pom. No. 14.
10. 4. Reserv.-Rgt. = Inf.-Rgt. Freiherr v. Sparr, 3. Westf. No. 15.
11. 9. Reserv.-Rgt. = Inf.-Rgt. v. Borke, 4 Pom. No. 21.
12. 3. Ostpr. Inf.-Rgt. = Gren.-Rgt. König Friedr. II. No. 4.
13. Inf.-Rgt. Graf Bülow v. Dennewitz (hat nicht mitgekämpft).
14. Brandenb. Dragoner No. 2.
15. Leibhusaren No. 1.
16. Husaren-Rgt. Fürst Blücher v. Wahlstatt No. 5.
17. Königin Dragoner = Kürassier-Regt. Königin.
18. Westpr. Ulanen = Ulanen-Rgt. Kaiser Alexander III.
19. Schles. Husaren = Husaren-Rgt. Graf Götzen.
20. Westpr. Dragon.-Rgt. = Kürassier-Rgt. Herzog Friedr. Eugen No. 5.
21.  $\frac{1}{2}$  reit. Batterie Borchard = 1 reit. Batt. des Feldart.-Rgts. No. 74.
22.  $\frac{1}{2}$  6 pfdg. Batt. Hertig = 2 reit. Batt. desselben Regiments.
23.  $\frac{1}{2}$  12 pfdg. Batt. Conradi = 1 Batt. 2. Pom. Feldart.-Rgt. No. 17.

24.  $\frac{1}{2}$  6 pfdg. Batt. Gleim = 4 Batt. desselben Regiments.
25. 12 pfdg. Batt. Mayer = 1 Kompagnie Garde-Fußart.-Rgt.
26.  $\frac{1}{2}$  6 pfdg. Batt. Baumgarten = 4 Batt. Feldart.-Rgt. No. 75.
27. 6 pfdg. Batt. Spreuth = 1 Batt. Pos. Feldart.-Rgt. No. 20.
28. 6 pfdg. Batt. Ludwig = 1 Batt. 1. Pom. Feldart.-Rgt. No. 2.
29. 6 pfdg. Batt. Hensel = 1. Batt. d. Feldart.-Rgt. No. 35.
30. reit. Batt. Neindorf = 2 Batt. desselben Regiments.
31. 6 pfdg. Batt. Matthias = 2. reit. Batt. Feldart.-Rgt. No. 15.
32. Feldart.-Rgt. No. 19 (hat nicht mitgekämpft).
33. 4. Ostpr. Inf.-Rgt. = Gren.-Rgt. König Friedrich I.

Alle diese Regimenter ff. sind angegangen worden, den Fahnen-schaft mit Nägeln schmücken zu helfen und alle mit Ausnahme des Königsregiments sind der Aufforderung sehr bereitwillig und oft unter Glückwünschen für den Verein nachgekommen. Die eingesandten Nägel sind am 6. September 1901 feierlich angeheftet worden. Der Kriegerverein Graf Bülow v. Dennewitz überreichte bei dieser Gelegenheit dem Pfarrer Z. eine Adresse, welche von dem Ehrenvorsitzenden Curt Graf Bülow v. Dennewitz-Grünhoff, dem Ehrenmitglied Carl Graf B. v. D., dem Vorsitzenden des Vereins Arthur Graf B. v. D., dem stellvertretenden Vorsitzenden nebst 11 Gliedern des weiteren Vorsitzes unterzeichnet ist. „Mit Stolz blickt der Kriegerverein Graf Bülow v. Dennewitz auf die seine Fahne schmückenden, so werten Gedenkzeichen derjenigen Regimenter, welche in der großen, unvorgeßlichen Zeit der Befreiungskriege, und besonders in den entscheidenden Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz unter der heldenmütigen Führung des damaligen Retters Berlins, so mutvoll für König und Vaterland gekämpft und gesiegt haben.

Daß er sich dieser hohen Auszeichnung erfreuen kann, ist, hochverehrter Herr Pfarrer, aber nur durch Ihre unausgesetzten, eifrigen Bemühungen, die erwähnten Truppenteile alle für die Spendung der schönen Erinnerungszeichen zu gewinnen, ermöglicht worden!“

Für dieses ihm entgegengebrachte, so rege und warme Interesse spricht der Verein Ihnen, seinem treuen Freunde und Förderer, hierdurch den herzlichsten Dank aus.“

Nachdem mit dem Anheften der Wappenschilder an den alten Eichen ein Anfang zum weiteren Ausbau des Schlachtfeldes gemacht worden war, wurde diese Arbeit jetzt mehr in Angriff genommen. Es konnte nur an einfache Steine gedacht werden, um wichtige Punkte des Schlachtfeldes zu bezeichnen; denn große Mittel fehlten und es schien auch angemessen, sich in dem Rahmen der Armut und Bescheidenheit von 1813 zu halten. Im Jahre 1897 wurde der Tauentzien-Stein auf einem Stücklein Landes errichtet, welches der Hüfner aus Dennewitz Peter Pieleke hergab. Zu dem Denkmal der Württemberger hat Se. Majestät der König von

Württemberg 200 M. gespendet; auch sind 40 M., welche Ihre Exzellenz die verwitwete Frau v. Bauer-Breitenfeld hergegeben, zu demselben verwendet worden. Es steht an der Stelle, wo sich eine Kiesgrube in der Nähe des Ortes der bekannten Katastrophe befand. Der Hufner Arndt-Mehliss hat den Ort hergegeben und die Gemeinde Dennewitz hat die Grube zugefahren. Ein schützender Drahtzaun umgiebt die Baumpflanzung, welche beim Denkstein, einem Cyklopenbau, angelegt worden ist. Auf ersterem Stein steht als Inschrift das Wort v. Tauentziens: „Ich werde eher mit meinem ganzen Korps auf dem Schlachtfelde liegen bleiben, ehe ich einen Schritt weiche“; auf dem anderen: „Friede ernährt — Ehre dem Andenken tapferer Württemberger.“ Montag, den 6. Septb. Nachm. 4 Uhr. Beide Denksteine haben keine besondere Weihe erfahren, sie sind etwas abgelegen.

Der Aufbau in Wölmsdorf, nahe den dortigen Massengräbern, hat eine besondere Art der Grundsteinlegung erfahren. Der Pfarrer Schweitzer aus Stolzenhain war am 6. September 1899, an dem es in diesem Jahre zu einer größeren Feier nicht kam, mit den Lehrern und Schülern seiner Parochie hier erschienen. Zu dieser Schar sammelten sich sofort die Kinder von Niedergörsdorf mit ihren Fahnen, Trommlern und Pfeifern. Im fröhlichem Zuge ging es von hier nach dem nahen Wölmsdorf. Auf dem sehr geeigneten, fruchtbaren Platze, welchen die altpreußische Gemeinde Wölmsdorf mit großer Freudigkeit hergegeben hatte, lagen schon die angefahrenen Schmelzsteine, welche der Ziegeleibesitzer Lehmann geschenkt und die Gemeinde Wölmsdorf angefahren hatte, bereit. Die Kinder bildeten um den Ort einen Kreis, sangen patriotische Lieder und der Pfarrer Schweitzer übernahm die Ansprache, während der Pfarrer Z. einiges aus der Schlacht mitteilte. Derselbe hat es nach seinem Vermögen versucht, alles, was von der Schlacht gewußt wird, zu sammeln und in einer Broschüre herauszugeben.

Zuletzt folgte unter Absingen des Liedes: Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin, ein Umgang. Jedes Kind nahm einen Stein auf und warf ihn auf einen Haufen, der sich bald auftürmte. Da steht nun der Aufbau mit der Inschrift:

„Fremdling, magst es daheim den Deinen vermelden,  
Hart am Wege bei Wölmsdorf erblickt' ich das Grabmal siegreicher Helden.“

Die Anpflanzung in Eichen, Birken, Linden gedeiht hier gar schön, zu derselben sind die Pflänzlinge wiederum aus Dessau hergegeben worden.

Drei Jahre darauf sind zwei neue Denkmäler errichtet worden. Das eine steht am Wege nach Gölsdorf und erinnert mit der Inschrift: „Eurer Thaten Gedächtnis meldet der rührende Stein“ an den Heldenkampf der Batterie Spreuth und Baumgarten. Es ist ein einfacher Aufbau, auf



dem ein größerer Stein, mit einem eisernen Kreuz gekrönt, aufgestellt ist. Das Kreuz hat die Eisengießerei von Erselius in Luckenwalde geschenkt; den Stein hat der Hufner Albert Müller hergegeben.

Dies Denkmal hat am 2. September eine schöne Weihe erfahren. Die Schuljugend von Niedergörsdorf, Kaltenborn und Gölsdorf unter Führung ihrer getreuen Lehrer hatte sich vereinigt, und Kinder aus Morxdorf mit ihren Diakonus Heinecke aus Seyda schlossen sich an. Der Herr Oberst vom 52. Regiment (Kottbus) hatte ohne Umstände 10 Musiker gesandt, welche mit viel Lust und Freudigkeit die patriotischen Gesänge begleiteten und zu den Parademärschen der Jungen aufspielten. Ansprachen hielten die Lehrer Hilgendorf, Richardt und Zuset.

Zu der Einweihung des Denkmals bei der Mühle von Dennewitz hatte der Pfarrer zum 6. September eine größere Feier geplant. Die Herren Superintendenten Reyländer-Bochow und Breithaupt-Luckenwalde waren für Ansprachen gewonnen, aber ungünstiges Wetter belästigte uns zum ersten Mal bei unserer Feier. Der Herr Superintendent Breithaupt hatte sich nicht abhalten lassen, zu erscheinen und so konnte am Nachmittage, als sich das Wetter aufklärte, eine Feier mit gutem Besuch stattfinden.

Dies Denkmal gilt der Erinnerung an den heldenmütigen Sturm, welchen das Gren.-Regt. König Friedrich I. ausgeführt hat. Bei diesem Sturm fielen 80 Mann, welche auch hier in zwei Massengräbern verscharrt worden sind. Der Ortsvorsteher und stellvertr. Amtsvorsteher Thiele in Dennewitz hat gern den Ort hergegeben, der Herr Oberpfarrer Brüning in Jüterbog hat das Gitter gewidmet. Das Kreuz ist aus Liebesgaben bezahlt worden. Die Herren Offiziere des Regiments König Friedrich unter ihrem hochherzigen Oberst Bendemann haben das Denkmal, welches auf seinem Kreuz die Inschrift trägt: Ruhestätte von 80 gefallenen Helden, mit einer Tafel geziert: „Dank hochherziger Stiftung errichtet zum Gedächtnis und Ruhm der am 6. 9. 1813 gefallenen Kameraden.“

Grenadier-Regiment König Friedrich I. (4. Ostpreußisches) No. 5.

Der Pfarrer hat auf der Rückseite des Gitters eine Tafel gestiftet:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“

Mit Hülfe der Artillerie-Schießschule, welche in stets bereiter Weise Gespann und Mannschaft gestellt hat, ist der öde Bergabhang in Terrassen aufgeworfen und durch Anfuhr guter Erde, welche die Gemeinde Niedergörsdorf gespendet hat, für gärtnerische Anlagen brauchbar gemacht.

Im Jahre 1903 hat der Kriegerverein und der Gesangverein eine Feier am Denkmal abgehalten, zu welcher auch eine Abordnung der Kriegs-Freiwilligen aus Berlin erschienen war. Neben der Begrüßungs-

ansprache des Pfarrers hat der Lehrer Hilgendorf eine Rede über die Bedeutung des Liedes für den Freiheitskrieg gehalten. Dem Burenführer Joost, welcher erschienen war, wurde eine unpolitische Ansprache gestattet.

Im Jahre 1904 entstanden noch zwei Gedenksteine aus Sandstein. Zu demjenigen, welches an die Mauer des Kirchhofs von Niedergörsdorf gelehnt ist, hat der Kriegsveteran, Hufner Friedrich Müller allhier, den Stein geliefert, welcher auf einem Wappenschild die Inschrift trägt:

Schutz bot einst unser Kirchlein den Vätern in drohender  
Kriegsnot,

6. September 1813.

Drum zum Gedächtnis dies Mal stiftet die freundliche Hand.  
1904.

Es gelang darauf den Herrn Kommandeur des Regiments Brandenburgische Dragoner No. 2, welches ruhmreichen Anteil an der Schlacht genommen hat, dahin zu erwärmen, das Denkmal weihen zu helfen. Se. Königliche Hoheit der Prinz von Preußen Friedrich Heinrich hielt es nicht für zu gering, am 15. August mit seinem ganzen Regiment in der Frühe zu erscheinen. Nach einer kurzen Begrüßung des Pfarrers hielt Se. Königl. Hoheit vom Pferde eine Weiherede, welche uns unvergeßlich sein wird. Er nahm auch aus der Hand des Ortsvorstehers Richter eine Chronik von Niedergörsdorf huldreichst entgegen, welche der Pfarrer verfaßt und die Brandenburgia gedruckt hat. Dieser werthe Verein mit seinem Vorsteher, Geheimrat Friedel, hat sich um die Vollendung der patriotischen Aufgabe sehr verdient gemacht.

Zu dem letzten Gedenkstein in Gölsdorf, welches der Kirche und dem Grabmal des hier gefallenen und begrabenen Rittmeisters v. Alven-  
thal gegenüber steht, haben sächsische Offiziere 60 M. gespendet. Es hat die Inschrift:

„Heiß umtobte dich Friedhof die männermordende Feldschlacht,  
Rot rann Bruderblut ach! von der Kirche Altar.“

Geweiht ist dasselbe am 18. September 1904 bei Gelegenheit der Fahnenweihe des Kriegervereins in Gölsdorf. In seltener Einigkeit mit dem Ortspfarrer Hoffmann hat die Feier stattfinden können.

Neben diesen Arbeiten hat der Pfarrer auch ein Gedenkbuch besorgt, welches nach dem Vortritt Sr. Majestät unsers Kaisers und Herrn viele, viele Unterschriften von hervorragenden Persönlichkeiten, Städten, Vereinen erfahren hat. Da es zu kostbar ist, um hier am Denkmal aufbewahrt zu werden, wird es Sr. Majestät dem Kaiser zur weiteren Verfügung überreicht werden.

Als Anerkennung für seine patriotischen Bemühungen ist dem Pfarrer auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers am 6. Januar 1902 der rote Adler-Orden IV. Klasse verliehen worden.

## 23. (9. ordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres

**Mittwoch, den 29. März 1905, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr im Bürgersaal  
des Rathauses.**

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel.  
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XLIX her.

### A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende spricht namens der Brandenburgia allen Herren und Damen, welche sich um das Stiftungsfest am 17. verdient gemacht haben, nochmals den wärmsten Dank aus.

II. Menzel-Ausstellung. Es wird unter Bezug auf die Mitteilung betreffend das Leben, Wirken und den am 9. v. M. erfolgten Tod des Altmeisters Adolf von Menzel in unserer Sitzung vom 22. v. M. auf die gegenwärtige Ausstellung von Werken desselben in der Nationalgalerie hingewiesen und unter Vorlegung des Ausstellungskatalogs dringend zum Besuch aufgefordert. Ohne vollständig zu sein, umfaßt die Ausstellung 109 Ölgemälde, ca. 240 Aquarelle, Guaschen und Pastelle, ca. 5100 Zeichnungen und Entwürfe sowie ca. 250 graphische Werke (Steindrucke, Holzschnitte, Radierungen und Verwandtes). Das von mir in der Brandenburgia am 22. v. M. ausgestellte, seltene — weil rein landschaftliche — dem Märkischen Museum gehörige Ölgemälde ist unter der „No. 25. Der Tempelhofer Berg. Bez. Menzel 47. Leinwand, h. 0,89, br. 1,15“ ausgestellt. In der zum Katalog gehörigen Chronologie wird es unter 1847 S. XIV. „Am Kreuzberg bei Berlin“ genannt und irrtümlich No. 26 beziffert. Der Katalog ist, wie Sie ersehen wollen, mit 10 Abbildungen Menzels geschmückt, teils Familienbilder, teils launige Darstellungen. So S. 385 der „Kehraus.“ Das für den Abschluß einer Publikation Menzelscher Werke bestimmte Bild zeigt, wie nach dem Tode des Künstlers die Gegenstände seines Ateliers sich in alle vier Winde zerstreuen; voran ein kleiner Elefant, der auf seiner eiligen Flucht den Stuhl des Meisters umstößt. Hoffentlich aber werden recht viele Menzelbilder hier in Berlin zusammenbleiben. Vorerst werden die Elitestücke der Ausstellung in einem illustrierten Prachtwerk veröffentlicht und verewigt werden.

III. Märkisches Provinzial-Museum. Anläßlich der zahlreichen Anfragen in betreff Fertigstellung desselben, wird es zweifellos interessieren zu hören, daß die nachstehende Vorlage einstimmig angenommen worden ist.

211. Vorlage (J.-No. 8869 B I 04) — zur Beschlußfassung —, betreffend den Kostenanschlag für die innere Einrichtung des Neubaus des Märkischen Museums.

Wie in dem nachstehenden Erläuterungsbericht näher ausgeführt worden ist, war es zur Zeit der Aufstellung des Kostenanschlages für den Neubau des Märkischen Museums noch nicht möglich, auch die Kosten für die innere Einrichtung dieses Baues hierbei zu berücksichtigen.

Im Einvernehmen mit dem Kuratorium des Märkischen Museums und entsprechend den Wünschen desselben ist nunmehr seitens der städtischen Bau-Verwaltung ein Kostenanschlag hierfür aufgestellt worden, welchen wir der Stadtverordneten-Versammlung beifolgend zur Prüfung und Genehmigung übersenden.

Wir ersuchen um folgende Beschlußfassung: ●

Die Versammlung genehmigt den ihr vorgelegten mit 447 500 M. abschließenden Kostenanschlag für die innere Einrichtung des Neubaus des Märkischen Museums.

Berlin, den 24. Februar 1905.

Magistrat hiesiger Königl. Haupt- und Residenzstadt.  
Kirschner.

Zu No. 211.

#### Erläuterungsbericht

zum Kostenanschlag für die innere Einrichtung des Märkischen Provinzialmuseums.

In dem von den städtischen Behörden genehmigten Kostenanschlag für den Neubau des Märkischen Provinzialmuseums war zu Tit. XXI Inventar, bemerkt worden:

Die Kosten für Umzug und Neuaufstellung der Sammlung, sowie für die erforderlichen Schränke etc. sind in den Kostenanschlag des Gebäudes nicht aufgenommen, da sie sich erst auf Grund eingehender Studien werden ermitteln lassen.

Diese Studien sind fortlaufend mit der Ausführung der Rohbauarbeiten im Innern des Gebäudes betrieben worden und nunmehr zum Abschluß gediehen.

Hierzu hat die Bauverwaltung in dauerndem Zusammenwirken mit zuständigen Organen der Museumsverwaltung Raum für Raum einer Einzelbearbeitung unterzogen.

Auf Grund dieser Arbeiten ist der beigefügte, mit 447 500 M. abschließende Kostenanschlag gemeinschaftlich mit dem Kuratorium des Museums aufgestellt worden.

Der Kostenanschlag umfaßt zunächst die allgemeine Einrichtung

an Schränken und Vitrinen, Gestellen, Fahnenhaltern und Stoffverkleidungen, Möbeln und Einrahmungsarbeiten, Sonnenschutzvorkehrungen u. s. w. für die sämtlichen Gruppen, nämlich:

- a) die prähistorische Sammlung,
- b) die naturhistorische Sammlung,
- c) die kulturhistorische Sammlung,
- d) die Bibliothek,
- e) die Goeritz'sche Sammlung,
- f) die Münzsammlung und
- g) eine besondere statistische Abteilung, betreffend die Entwicklung der Stadt Berlin.

Neben den Einrichtungskosten waren auch Beträge für den Umzug und für Aufstellung der Objekte vorzusehen, außerdem auch Mittel für die Restaurierung vorhandener Gegenstände und für die Ergänzung einzelner unvollkommener Gruppen.

Ferner erschien es geboten, besondere Vorkehrungen zur Sicherung der Sammlungsgegenstände gegen Diebstahl und Feuersgefahr zu treffen, ebenso auch weitere Mittel für die Ausstattung der Werkstätten vorzusehen, deren zweckmäßige Einrichtung bei entsprechender Handhabung die Betriebskosten einer Museumsanlage wesentlich zu mindern vermag.

Außerdem war auch Bedacht zu nehmen auf eine Herrichtung des Vortragssaales als Bildungsstätte für weitere Kreise in bezug auf die Kenntnis der einschlägigen Altertumskunde und der damit im Zusammenhang stehenden Lehrgegenstände. Demgemäß wurde für den genannten Raum eine Installation zur Vorführung von Lichtbildern vorgesehen.

Schließlich mußten auch die Kosten der Heizung, Beleuchtung und Bewachung etc. während der Einrichtungszeit und die Kosten der bautechnischen Entwurfs-, Beaufsichtigungs- und Abrechnungsarbeiten für die Einrichtung berücksichtigt werden.

Zur Beurteilung der Anschlagssumme darf vergleichsweise bemerkt werden, daß die Einrichtung etc. des zur Zeit in der Ausstattung begriffenen, eine gleich hohe Bausumme erfordernden Landesmuseums in Darmstadt mit rund 900 000 Mk. veranschlagt und genehmigt wurde, welchen Kosten für das Märkische Museum der oben genannte Gesamtbetrag von 447 500 Mk. gegenübersteht.

Berlin, den 15. Februar 1905.

Der Stadtbaurat.  
gez. Ludwig Hoffmann.

IV. Die Gesellschaft für Studienreisen, Potsdamerstr. 121 g, sendet unter dem Titel „Ostern in Rom“ das Programm für billige Sonderreisen nach Verona, Venedig, Rom und Florenz ein, mit der Bitte

um Kenntnisnahme und Beteiligung. Leiter ist Herr Schriftsteller Paul Giesberg Herausgeber des Illustrationswerkes „Reise um die Erde“.

V) Die Mark. Illustrierte Berliner Zeitschrift für Ausflügler pp. sowie für alle Gebiete der Touristik und Heimatskunde. Herausgeber G. E. Kitzler, Dresdener Str. 39. Der Verleger legt die Nr. 15 vom Januar 1905 I. Jahrgang mit der Bitte, sich für das neue Unternehmen zu interessieren, vor, darin eine illustrierte Artikelreihe „Alt-Berlin, was die Zeit von ihm übrig liess“, E. Kolbe: „Kirchliche Altertümer in der Mark“, u. s. f.

Auf dem Gebiet des Heimatschutzes und der Heimatpflege kann ich Ihnen wieder eine erfreulich reiche Folge vorlegen.

VI. Heinrich Sohnrey: Kunst auf dem Lande. Ein Wegweiser für die Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorfe. Mit 10 farb. Beilagen und 174 Textabbildungen. Der Geschäftsführer des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege hat hier 10 gediegene Artikel mit Vorwort vom Ministerial-Direktor Dr. Thiel und Nachwort des Herausgebers vereinigt, die sämtlich warm empfunden und höchst zweckdienlich verfaßt sind. In den Aufsätzen unsers Robert Mielke: „Das Dorf und der Dorffriedhof“ ist manches Brandenburgische enthalten, ebenso in dem Artikel „Die Dorfkirche von Hans Lutsch, Konservator der Kunstdenkmäler. Dr. Peter Jessen schildert „Haus und Wohnung in alter Zeit“, Schultze-Naumburg den „Garten auf dem Lande“ mit seinen „altmodischen“ (jetzt wieder beliebten!) Blumen, Beeten und Anlagen, Oscar Schwindrazheim: „Tracht und Schmuck“ sowie „bäuerlichen Hausfleiß.“ An Anweisungen und Mahnungen für Gegenwart und Zukunft lassen es R. Mielke „Das Bild im Bauernhause“, Ernst Kühn in Dresden „Gemeindebauten“ und Oberbaurat K. F. L. Schmidt „Neuzeitliche Betrachtungen über das Bauen auf dem Lande“ nicht fehlen. Das bei vortrefflicher Ausstattung seitens des Velhagen & Klasingschen Verlages äußerst billige Werk eignet sich ganz vorzüglich auch zum Geschenk in weitesten Kreisen.

VII. Robert Mielke: Das deutsche Dorf. In verwandtem Fahrwasser bewegt sich auch dieser Vortrag des Verf., gehalten auf der IX. Hauptversammlung des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege am 14. v. M. hierselbst im Künstlerhause. Ich lege Ihnen „Das Land“, 13. Jahrg. Nr. 12 vom 15. d. M. vor, worin Sie S. 223 flg. jenen Vortrag und sonst noch viel Nützliches und Beherzenswertes finden.

VIII. Robert Mielke: „Dorf und Stadt“ in „Zeitfragen, Wochenschrift für deutsches Leben“. Herausg. Fritz Bley. Mit ebenso viel Liebe wie Sachkenntnis geschildert, die Schlußsätze werden wir als durchaus gerechtfertigt anerkennen müssen: „Das vermeintliche Zurück-

bleiben des Dorfes ist nichts weniger als der Schutz unserer volklichen Kultur, eine Bewertung des Dorfes, die verbietet, sie in der inneren Politik den Bedürfnissen und Formen der Großstädte unterzuordnen. Nein — da beide als Kräfte unsrer Kultur anzuerkennen sind, so erwächst uns auch die Pflicht, sie in ihren Eigenarten zu erkennen und dann mit gleichem Maße zu messen.

IX. Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. (Korrespondenzblatt Nr. 1 Jan. 1905.) Schriftleitung: Professor Dr. K. Helm, Gießen. Druck: Hof- und Universitäts-Druckerei.

Diese neue Zeitschrift mit einem warmen Geleitwort von Prof. Dr. A. Strack in Gießen stellt sich als Sammelstelle für die Tätigkeit aller bezüglichen Vereinigungen unseres Vaterlandes dar. Wir nehmen gern hiervon Kenntnis, besten Erfolg für die gemeinnützige Sache wünschend.

X. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. Her. i. A. des Vorstandes von der Geschäftsstelle Charlottenburg 5, Rönne Str. 18 (R. Mielke). Die Nr. 7 vom März 1905 1. Jahrg. Wir erwähnen den vortrefflichen Aufsatz von Oberbaurat J. L. K. Schmidt - Dresden „Sommerfrische und Heimatschutz“, welcher namentliche Winke gibt, wie neue Landhäuser heimatlich anzupassen und zu schmücken sind, und W. Wetekamp-Schöneberg: „Zur Pflege des Interesses am Walde“.

XI. Bund Heimatschutz, Sonderausschuß Provinz Brandenburg. Das nachfolgende Schreiben mit Entwurf eines Aufrufs lege ich mit bester Empfehlung an die weitesten Interessentenkreise heut gern vor.

Charlottenburg, Rönne Strasse 18.

Hochgeehrter Herr!

Es wird beabsichtigt, die Mitglieder des Bundes Heimatschutz, welche ihren Wohnsitz in Berlin und der Provinz Brandenburg haben, in einem besonderen Ausschuß zu vereinigen. Sie werden, falls Sie geneigt sind diesem Ausschusse beizutreten, gebeten, Ihre Zustimmung zu den im Entwurfe beigefügten Satzungen an die Geschäftsstelle des Bundes bis zum 28. März zu senden. Eine demnächst einzuberufende Versammlung soll dann weiter beschließen.

Hochachtungsvoll

Robert Mielke

Geschäftsstelle des Bundes Heimatschutz.

Ausschuß für Heimatschutz für die Provinz Brandenburg.

(Entwurf.)

Der Ausschuß besteht lediglich aus Mitgliedern des Bundes Heimatschutz, die in beschränkter Anzahl zusammentreten. Er kann sich durch

geeignete Persönlichkeiten ergänzen, insbesondere durch die Vorstände brandenburgischer Vereine und Sammlungen, die im Sinne der Bundesbestrebungen tätig sind.

Die Mitglieder zahlen einen jährlichen Beitrag von mindestens 2 Mark, für den sie zugleich Mitglieder des Bundes werden und die Veröffentlichungen erhalten. (Die bisherigen Mitglieder des Bundes sind von weiteren Beiträgen befreit.) Die Beiträge fließen in die Bundeskasse, welche die Hälfte für die Zwecke des Ausschusses zurückzahlt. Nach seiner Konstituierung sucht der Ausschuß Zuschüsse seitens der Provinz- und Gemeindebehörden zu erlangen.

Die Leitung wird besorgt von einem Vorsitzenden, einem Schriftführer und einem Schatzmeister, die jährlich zu wählen sind. Der Ausschuß hat jährlich mindestens eine Zusammenkunft, die sich nach Möglichkeit einer größeren Versammlung brandenburgischer Geschichts-, Heimat-, Museums- oder ähnlicher Vereine anschließen soll.

Der Ausschuß übernimmt die Arbeiten für die Provinz Brandenburg, welche der Bund Heimatschutz in seinem Aufruf und Arbeitsplan vorgezeichnet hat. Sie liegen im allgemeinen auf drei Gebieten:

A. Erweckung des Interesses der Bevölkerung für die engere Heimat durch Vorträge, Veröffentlichungen und Unterstützung aller von Seiten märkischer Vereine darauf gerichteten Bestrebungen.

B. Erhaltung des Landschaftsbildes in seiner schlichten Natürlichkeit und in seiner überlieferten zweckmäßigen Bauweise. Abwehr aller Verwüstungen und gewaltsamen Entstellungen, welche den Heimatsinn und das Verständnis für die Heimat untergraben.

C. Werbung von Vertrauensmännern, welche die Arbeiten des Ausschusses durch Übermittlung von Nachrichten unterstützen und sich die Pflege der Heimat auf Grund einer Handweisung angelegen sein lassen.

Die Mitglieder des Ausschusses suchen den Heimatschutz dadurch wirksam zu organisieren, daß sie die örtlichen Vereine mit verwandten Bestrebungen gewinnen und unter Umständen Untergruppen des Bundes Heimatschutz ins Leben rufen.

### Besonderer Arbeitsplan.

Der Ausschuß legt seiner Arbeit einen Plan zu grunde, der je nach den zeitlichen Bedürfnissen zu erweitern ist. Für die Durchführung einzelner Aufgaben ist die Bildung von Fachausschüssen vorgesehen. Zu den nächstliegenden Arbeiten des Ausschusses gehören:

1. Erhaltung der Tier- und Pflanzenwelt, sowie merkwürdiger Steinblöcke, soweit sie mit den wirtschaftlichen Verhältnissen im Einklang steht. Unterstützung der vom Botanischen Verein für die Mark Brandenburg unternommenen Schritte zur Herausgabe eines botanischen Merk-



buches. Schaffung von Brut- und Lebensstätten für die Tierwelt (Vögel, Käfer etc.).

2. Unterstützung des Provinzialkonservators in der Erhaltung der Bau-, Kunst- und Geschichtsdenkmäler.

3. Erhaltung der örtlichen Bauweise, besonders beim Bauern- und Kleinstadthaus, Ausgleich zwischen den Eigentümlichkeiten der geschichtlich gewordenen Bauarten und den Forderungen der modernen Lebensweise im Anschluß an die heimatliche Überlieferung. Studium der örtlichen Haustypen (Laubenhaus, wendisches Haus, sächsisches Haus, märkisches Dielenhaus, Haus der Nuthe-Nieplitz-Niederung, fränkische Gehöftanlage) und Nutzbarmachung der Ergebnisse für eine den heimatischen Verhältnissen entsprechende Weiterentwicklung an den niederen Bau- und Gewerbeschulen, Hinweisung auf klare Scheidung der Baugruppen in solche der Ackerbau-, Großstadt- und Industriebezirke in den Bauordnungen.

4. Unterstützung und unter Umständen Wiedererweckung und Neuschaffung des Hausfleißes und anderer gewerblicher Tätigkeiten. Als solche Überreste kommen zunächst in Betracht: Weberei, Wirkerei und gewisse Holzarbeiten. Zur Einführung empfehlen sich Knüpf- und Stroharbeiten. Bemühungen, diesen Erzeugnissen an den bekannteren Besuchs- und Kurorten (Grunewald, Ruppin, Lychen, Rheinsberg, Freienwalde, Lagow) Absatz zu verschaffen. Herstellung eines Wirtschaftsverbandes, der die Handwerker auf dem Lande und in den kleinen Städten in den Stand setzt, sich unabhängig von Großstadt und Warenhaus zu entfalten und die Erzeugnisse zu vertreiben.

5. Anbahnen eines Gegenseitigkeitsverhältnisses zwischen den verschiedenen Ortssammlungen und den großen Hauptsammlungen der Provinz zugunsten einer fruchtbringenden Tätigkeit auf allen Kulturgebieten (Heimatkunde, Altertums- und Kunstdenkmäler und solche des Hausfleißes). Herbeiführung der Anerkennung des Grundsatzes, daß die größeren Sammlungsgegenstände (Grabdenkmäler, kirchliche und körperchaftliche Altertümer u. a.) zwar zu erwerben und zu sichern, aber tunlichst an dem Platze ihrer natürlichen Umgebung zu belassen sind. Unterstützung bei der Herausgabe von Ortsgeschichten.

6. Schaffung bestimmter Grundsätze für den Wegebau nach künstlerischen und landschaftlichen Gesichtspunkten. Erstreben einer provinziellen Wegebauordnung. Sicherstellung stimmungsvoller, geschichtlich merkwürdiger oder landschaftlich bevorzugter Punkte vor unnötiger Zerstörung. (Musik- und Tanzwirtschaften etc.)

XII. Über die wendischen Nationaltrachten teilt uns unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Hugo Jentsch-Guben aus dem dortigen Tageblatt vom 3. v. M. folgendes mit:

Senftenberg N. L. Seit etwa 6 Jahren sind die wendischen Nationaltrachten, das äußere Zeichen des Wendentums, aus hiesiger Gegend ganz verschwunden. Nur noch die Sprache erinnert den Reisenden daran, daß die Bewohner unserer Ortschaften Nachkommen der Wenden sind. Um aber auch unter dem Volke selbst die Erinnerung an die alte Wendenzeit wachzuhalten, hat man hier und da Fastnachtsaufführungen in wendischen Nationaltrachten veranstaltet. Ein solches Fest fand am Sonntag den 26. Februar 1905 in einem Gasthofs des benachbarten Sedlitz statt und erfreute sich eines zahlreichen Besuches aus der Umgebung. Etwa 500 Zuschauer waren erschienen. In einer Ansprache, die der Leiter des Unternehmens hielt, wurde zum Ausdruck gebracht, daß die Liebe zur Heimat und der Sinn für das geschichtlich Gewordene durch die Vorführungen, die sich alljährlich wiederholen sollen, bezweckt werde. Man sah dort die alten Wenden zur Zeit der Völkerwanderung in ihren groben Linnenkitteln, wie sie der Jagd, dem Fischfang nachgehen, wie sie mit ihrem Holzpfluge mühsam den Acker bestellten, die Burschen und Mädchen in mittelalterlichen Trachten, in Trachten aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, wendische Freiheitskämpfer aus dem Jahre 1813, Brautzüge, Brautdiener und Brautjungfrauen aus den Jahren 1750—1850, Spinnstuben, in denen mit Spindeln und Rädern gesponnen wurde, ferner Trachten aus der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis 1880, von 1880—1885 und bis zum Jahre 1899, endlich Bilder aus dem festlichen und religiösen Leben der alten Wenden.

XIII. Schutz eines Naturdenkmals in der Lüneburger Heide. Die Landschaft des Fürstentums Lüneburg bewilligte in ihrer letzten Sitzung im Dezember 1904 eine Summe von 200 Mark zum Ankaufe der fünf Morgen großen im Kreise Uelzen belegenen Moorfläche, die mit der Zwergbirke *Betula nana* bestanden ist. Zwei Tage vorher hatte der Kreis Uelzen zu demselben Zwecke die Summe von 300 Mark bewilligt, sodaß nun der Ankauf und Schutz dieses Naturdenkmals gesichert ist. Der Kreis Uelzen wird der Rechtsträger dieser Fläche sein, die östlich von Bodenteich im Bezirk der Gemeinde Schafwedel liegt. Dieser Fundort der Zwergbirke ist der einzige in Nordhannover, der nächste ist bei der Torfhauswiese im Harz. — Es wäre erwünscht, wenn in ähnlicher Weise die baumartigen Exemplare des Wacholders (*Juniperus communis*) bei Lutterloh geschützt würden. Einer dieser herrlichen Baumsträucher, die Dr. Linde in seiner Monographie „Die Lüneburger Heide“ abgebildet hat, ist bereits in diesem Sommer abgehauen.

Das Land. Nr. 7, 1905.

XIV. Moorschonreviere im Grunewald. Ich begrüße diese und schlage vor, in ähnlicher Weise die Moore und Feune des Grunewalds, namentlich diejenigen zwischen den größeren Seen z. B. Hundeköhle und Grunewald See, ferner beim Rhinmeistersee mit ihrer merkwürdigen

Pflanzenwelt (Ledum, Andromeda, Drosera etc.) und seltenen Tieren zu Naturschutz- und Schon-Revieren zu erklären, ähnlich wie man Laichschonreviere und Fischerei-Schonreviere eingeführt hat.

In Verbindung mit der Erhaltung des Grunewalds als eines Volksparks durch die Hochherzigkeit unsers Kaisers läßt sich dies leicht erreichen. Kosten entstehen eigentlich nur durch die Umfriedigung. Ich behalte mir vor, auf dies ansprechende Thema noch öfter zurückzukommen.

XV. Anleitung für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Brandenburg. Ausgearbeitet im Auftrage der Provinzialkommission für die Denkmalspflege in der Provinz Brandenburg. Berlin 1896.

Die Gegenwart tut ja gewiß sehr viel für die Denkmalpflege, aber sie tut es mitunter mit einem gewissen vordringlichen Lärm, als wenn der Betreffende sagen wollte „seht mal her, ich bin der wahre Denkmalsretter!“ und sie vergißt dabei oder übersieht absichtlich, das was andere vorher nach derselben Richtung hin bereits geleistet haben. Gerade darum halte ich es für angebracht und für pietätvoll, Ihnen das vorher genannte kleine Schriftchen unsers verewigten Mitgliedes Geheimen Baurats und Provinzial-Konservators Bluth von neuem vorzulegen. Es gibt noch immer die beste verwaltungsrechtliche Zusammenfassung über den wichtigen Gegenstand und wäre auf dem Titelblatt höchstens dahin zu verbessern, daß vor „Denkmäler“ eingeschaltet wird „kulturgeschichtlicher“, denn von den naturgeschichtlichen Denkmälern, die glücklicher Weise nun auch mehr und mehr bei den Schutzbestrebungen in den Vordergrund geschoben werden, schweigt die Anleitung.

XVI. Stadtbaukunst, ein Gemeingut der Bürgerschaft. Der rühmlichst bekannte Geh. Oberbaurat Hofmann in Darmstadt hielt unter diesem Titel am 28. v. M. daselbst einen Vortrag, der viel Beachtenswertes auch für die Heimatkunst enthält. Nach einem Referat des Zentralblattes der Bauverw. vom 25. v. M. wünscht H., daß wir auf die Grundsätze des mittelalterlichen Städtebaues wieder zurückkommen und vor allem den Anbau pflegen. Als Vorbilder mögen die wohlüberlegten, auch in ihrer Unregelmäßigkeit natürlich entwickelten Straßenanlagen alter Städte wirken mit meist praktischen Häuserblocks, bei denen rechtwinklige Ecken bevorzugt wurden. Der große baukünstlerische Mißerfolg der Neuzeit sei in der Abweichung der heutigen mehr wissenschaftlichen, vielfach zu sehr nach Vorlagen arbeitenden Lehrmethode gegenüber der früheren, werkstattmäßigen, praktischen Ausbildung zu suchen. Die alten Dörfer und Ortschaften sind Werke geübter Handwerker, nicht von Architekten. Das ist der Unterschied von einst und heute. Eine Vorbedingung für eine allgemeine Besserung ist daher die Rückkehr zur Überlieferung. Danach müßte das gesamte

technische Erziehungswesens, von dem handwerklichen bis zum akademischen, in neue Bahnen gelenkt werden, damit die Tätigkeit sich der früheren, werkstattmäßigen wieder nähert. Die Handwerkerschulen müßten umgestaltet, die Baugewerkschulen von ihrem Studienballast befreit werden. Auch auf den technischen Hochschulen sollte der Architekt von denjenigen Wissenschaften, die keinen Wert für die Praxis haben, entlastet werden. Dafür sollte er dort in Meisterateliers Aufnahme finden, wo der junge Architekt durch Lösung praktischer Aufgaben herangebildet werde. Der Heimatkunst müßten Handwerker und Techniker durch Studium und Aufnahme selbst der einfachen Vorbilder früherer Zeiten wieder vorgeführt werden. An Stelle der vielfach verderblichen Fachliteratur sollten die Schriften von Camillo, Sitte, Schultze-Naumburg u. a. treten. Hoffmann schlägt vor, keinen Gemeinderat, keinen Stadtverordneten, keinen Bürgermeister und keinen Landtagsabgeordneten zu wählen, der nicht diese Schriften kennt. Eine zweite Forderung, um zur Gesundheit zu gelangen, ist die Rückkehr zur Einfachheit. Die Überladung der Häuser mit unnötigem Aufwand und unverstandenem Zierwerk muß wegfallen. Fast jeder Architekt tut noch des Guten zu viel. Beschränkung muß geübt werden und damit eine richtige Selbstzucht zur Erzielung einer maßvollen, in erster Linie dem Zweck und der Bedeutung der Aufgabe entsprechenden, künstlerischen Betätigung eintreten.

In Berlin, wo ein unsolides, schäbiges Protzertum sich leider im Hochbau nicht sogar selten brüstet, kann die Rückkehr zur edeln Einfachheit, wie sie auch mein verehrter Amtsgenosse, Stadtbaurat Ludwig Hoffmann, unser geschätztes Brandenburgia-Mitglied, wieder und immer wieder predigt, nicht laut genug anempfohlen werden.

XVII. Die Laufenburger Stromschnellen unsers Vater Rhein an der badisch-schweizerischen Grenze haben vom konservatorischen Interesse aus, wie allbekannt, die breiteste Öffentlichkeit in der letzten Zeit vielfach beschäftigt. Die unbeschreiblich schöne Strömung des Flusses soll durch eine große Staumauer gebändigt und zur Erzeugung von Elektrizität benutzt werden, die ihrerseits wieder eine ausgebreitete Industrie an beiden Ufern des Rheins hervorrufen will. Mit tiefem Bedauern sehen alle, welche das gewaltige Schauspiel zwischen den Felsenwänden der beiden Uferstaaten bewundern konnten, daß die Gefahr einer Vernichtung des Wasserstrudels immer dringender wird. Der hiermit vorgelegte gedruckte Protest Robert Mielkes wird jedenfalls, wie ich annehme, Ihre Billigung erfahren oder erhebt sich dagegen Widerspruch? (Es erfolgt kein Widerspruch.)\*

\*) Nachträglich sei erwähnt, daß die unwilligen Proteste der zivilisierten Welt doch Erfolg gehabt haben, die Besorgnis, das die Laufenburger Rheinschnellen zerstört werden, kann nunmehr wenigstens in der bedrohlichsten Form als aufgegeben betrachtet werden.

XVIII. Ein Aufruf des Ausschusses für die Sammlung und Erhaltung alter Bürgerhäuser, unterz. Stadtbaurat Schaumann-Frankfurt a. M., bestimmt zum 5. Tag für Denkmalpflege, sei hiermit vorgelegt, desgl.

XIX. Eine Denkschrift im Auftrage des vom 5. Tag für Denkmalpflege eingesetzten Ausschusses „Die Sammlung und Erhaltung alter Bürgerhäuser“, bearbeitet und mit vielen ansprechenden Abbildungen ausgestattet durch Stadtbaninspektor O. Stiehl-Berlin. Daß das Bürgerhaus fast noch mehr des Schutzes bedarf als das ländliche Haus, kann nicht eindringlich genug gesagt werden. Namentlich die deutschen Mittelstädte sind in dieser Beziehung von einer unheimlichen Vernichtungswut beseelt.

Hier können nun die leitenden großen Architekten außerordentlich vieles tun, das Wort „großen“ in jedem Sinne gebraucht, einmal mit Rücksicht auf die künstlerisch führenden Größen, besonders aber auch von den großen Baufirmen, als Bauunternehmern.

XX. Neben den Städten und Dörfern wollen in der Gegenwart aber auch bekanntlich die Bürger zu ihrem Recht kommen, da nun auch die kirchlichen Banwerke geschützt werden, so sehen wir den Kulturschutz jetzt über die vier Stände des Mittelalters, die Geistlichkeit, den Adel, die Bürgerschaft und das Landvolk ausgedehnt. So lege ich Ihnen gern die No. 5 (Februar 1905) Jahrg. VI. des Burgwarts, Zeitschrift für Burgenkunde und mittelalterliche Baukunst, Organ der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, vor. Nichts ist schändlicher behandelt worden, als die Burgen, diese ragenden Zeichen einer glänzenden Periode des Adels. „Burg und Ruine“ ist noch jetzt fast für die meisten ein und dasselbe.

Es ist nun ein großes Verdienst dieser Vereinigung, für Erhaltung und Wiederherstellung der Burgen zu sorgen, insbesondere aber auch deren kulturgeschichtliche Bedeutung dem deutschen Volke klar zu machen, das nur zu gern mittelalterlichen Adel mit Raubrittertum, Unterdrückung des Landvolks, grober Unwissenheit und Roheit in Beziehung bringt. Lesen Sie aber S. 48 den Vortrag, den Dr. Luther am 4. Januar dieses Jahres über das geistige Leben auf den deutschen Burgen hielt, so werden Sie einen besseren und richtigeren Begriff vom Leben und Treiben des Feudaladels auf den deutschen Ritterburgen erhalten. In langen Perioden der deutschen Geschichte kommt dem burgbewohnenden Ritterstande überhaupt die führende Rolle auf geistigem Gebiete zu, vergleiche die Blütezeit der deutschen Dichtung mit den Epen und Minneliedern eines Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, und ferner die Freskomalereien im Hessenhofe zu Schmalkalden, auf Burg Runkelstein bei Bozen, auf Karlstein in Böhmen, Lichtenberg in Tirol, Friendsberg, Reifenstein und ungezählten anderen Burgen.

Die Geschäftsstelle der Vereinigung ist in Grunewald-Berlin, Jagowstr. 28, den Verlag des Burgwarts führt Franz Ebhardt & Co., Berlin W. 50, Schaperstr. 5.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß unser jetziger Kaiser sich nicht bloß theoretisch für die deutschen Burgen interessiert, sondern sie ausbauen und verschönern läßt, wie und wo er kann, wofür die Wiederherstellung der Hohkönigsburg im Elsaß durch Bodo Ebhardt vollgültig Zeugnis ablegt.

Gestattet sei mir noch der nachfolgende Auszug aus den Satzungen der „Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen.“

- § 2. Die „Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen“ bezweckt:
1. die deutschen Burgen als Denkmäler vaterländischer Geschichte und Kunst dem Volke zu erhalten;
  2. die geschichtliche und künstlerische Entstehung der deutschen Burgen zu erforschen und weiteren Kreisen bekannt zu geben.
- § 3. Zur Erreichung der im § 2 festgesetzten Zwecke sollen insbesondere
1. die in einzelnen Landesteilen oder für bestimmte Burgen bereits bestehenden Vereine mit Rat und Tat unterstützt;
  2. neue Ortsgruppen zu gleichen Zwecken begründet (§ 24);
  3. regelmäßige Versammlungen mit Vorträgen abgehalten;
  4. eine besondere Vereinszeitschrift („Burgwart“) begründet;
  5. sonstige literarische Arbeiten sowie die Tätigkeit der Presse in dieser Frage gefördert;
  6. eine Sammlung von Bildwerken, Büchern, Kunstgegenständen und Archivalien angelegt;
  7. die Besitzverhältnisse und Veränderungen bei den deutschen Burgen durch einen regelmäßigen Nachrichtendienst beobachtet;
  8. die einzelnen Burgenbesitzer zum Zwecke der Erhaltung ihrer Burgen mit Rat und Tat unterstützt werden;
  9. soweit es zur Erhaltung einzelner Burgen erforderlich und für die Zwecke der Vereinigung dienlich ist, kann letztere auch den Erwerb solcher Burgen beschließen.

XXI. Schillerfeier 1905. Der Geschäftsführer des Ausschusses, u. M., Regierungsbaumeister und Stadtverordneter A. Stapf hat den beifolgenden Aufruf überreicht, der von dem Vorsitzenden des Ausschusses Bürgermeister Dr. Georg Reicke und andern Notabilitäten unterzeichnet ist und Ihrer Beherzigung und Ihrem Wohlwollen hierdurch allerbestens empfohlen sein möge.

### B. Persönliches.

XXII. Adolf Bastian. Der berühmte Festiger der modernen Völkerkunde und der eigentliche Begründer unseres Völkermuseums ist

mitten in seiner rastlosen Tätigkeit für beide Dinge zu Port of Spain auf der westindischen Insel Trinidad am 3. v. M. verstorben. Auch die hiesige Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte verliert in A. Bastian eins ihrer hervorragendsten Mitglieder, das wiederholt den Vorsitz führte. Ich bin seit fast 40 Jahren mit dem großen Gelehrten genau bekannt, ich darf wohl sagen: befreundet gewesen und wie er bei seiner universellen Völkerauffassung doch niemals das einzelne Volk, ja nicht den kleinsten Stamm übersah, vielmehr allem gedankenreich nachforschte, was sich von der Dämmerungszeit der Menschheit bis in die Gegenwart auf dem Erdball gerettet hat, so verfolgte er auch unsere heimatkundlichen Interessen mit großem Interesse und hat beispielsweise über die Urzeit unserer Niederlausitz, über die Anklänge, die aus germanischer Vorzeit sich durch die slavische Herrschaft bis in die Neuzeit erhalten haben, über märkische Sitten, Sagen und Gebräuche sich oft genug mit mir unterhalten. In diesem Sinne war er einer steten Entwicklung und regen Tätigkeit unserer Brandenburgia stets wohl gesinnt.

Selbstredend hat neben der Berliner Anthropologischen Gesellschaft auch die hiesige Gesellschaft für Erdkunde durch Bastians Tod einen großen Verlust erlitten. Beide Gesellschaften haben im Museum für Völkerkunde am 11. eine Gedächtnisfeier abgehalten, deren Bericht ich Ihnen im Druck, geschmückt mit einem trefflichen Bildnis des großen Gelehrten, hiermit unterbreite. Der Vors. der B. A. G. Prof. Dr. Lissauer eröffnete die Feier, Prof. Dr. Karl von den Steinen hielt die Gedächtnisrede, dann folgte eine Ansprache des Vors. der G. f. E. Prof. Dr. Freiherrn von Richthofen, hierauf ein Schlußwort des stellv. Vors. erstgedachter Gesellschaft Prof. Dr. Waldeyer.

XXIII. Mit Bedauern haben wir alle das plötzliche Abscheiden unseres Ehrenmitgliedes Staatsministers und Ministers des Innern, Freiherrn von Hammerstein-Loxten vernommen. Es erfolgte am 20. v. M. Minister Freiherr von Hammerstein war an einem Anfall von Asthina mit bedrohlicher Herzschwäche erkrankt. Im Laufe des heutigen Vormittags verschlimmerte sich sein Befinden, so daß Befürchtungen für das Leben des Ministers entstanden. Der Kaiser hatte Herrn Geheimrat von Lucanus zu dem Kranken entsandt, um sich nach dem Befinden des Ministers erkundigen zu lassen und den Generalstabsarzt von Leuthold ersucht, ihm fortdauernd über den Zustand des Ministers zu berichten. Auch die Kaiserin hatte sich nach dem Befinden des Patienten erkundigen lassen. Frau Minister v. Hammerstein, die erst vor wenigen Tagen, nach überstandener schwerer Krankheit nach Meran zur eigenen Erholung abgereist war, wurde telegraphisch zurückgerufen. Der behandelnde Arzt Dr. Weibchen-Berlin und auch Prof. v. Leyden hat sich in aufopfernder Weise des Patienten angenommen.

Hans Freiherr v. Hammerstein, aus dem jüngeren Ast der Loxtener Linie, wurde am 27. April 1843 als der Sohn des früheren hannoverschen und mecklenburg-strelitzschen Ministers gleichen Namens geboren. Nachdem Frhr. v. Hammerstein seinen juristischen Vorbereitungsdienst beim Oberlandesgericht in Kolmar absolviert hatte, trat er zur Verwaltung über. Während der Jahre 1877—1884 fungierte er als Kreisdirektor in Mülhausen i. E., dann als Bezirkspräsident von Metz. Nachdem er in diesem Amt zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat und Mitglied des Landwirtschaftsrats ernannt worden war, folgte er am 6. Mai 1901 Herrn v. Rheinbaben als preußischer Minister des Innern. Vermählt war der Verstorbene mit der Tochter eines Herrn v. Rabel.

Anläßlich des Todes des Staatsministers Freiherrn v. Hammerstein hat der Kaiser an den ältesten Sohn des Dahingeshiedenen, Oberleutnant Freiherrn v. Hammerstein folgendes Beileidstelegramm gerichtet:

„Berlin Schloß, 20. 3. 05, 5.35.

Tief bewegt durch Ihre soeben erhaltene Meldung von dem Ableben Ihres Herrn Vaters spreche ich Ihnen und den Ihrigen meine wärmste Teilnahme aus. Ich verliere in dem Entschlafenen einen treuen und bewährten Berater, der allzufrüh aus seiner ersprißlichen Tätigkeit abberufen wurde und der dem Vaterland große Dienste zu leisten berufen war. Gott tröste Sie und die Ihrigen.

Wilhelm R.“

In dem amtlichen Nachrufe für den Verstorbenen heißt es: Pflichttreu in seinem ganzen, an Arbeit und Erfolgen reichen Leben, hat er bis in die letzten Tage seine besten Kräfte dem Dienste des Vaterlandes gewidmet, getragen von dem Vertrauen seines Kaiserlichen Herrn, von der Wertschätzung seiner Amtsgenossen und der aufrichtigen Verehrung seiner Untergebenen. Unter mancherlei Schwierigkeiten betätigte er in der dem Reiche wiedergewonnenen Westmark seine hervorragenden Fähigkeiten als Verwaltungsbeamter; zielbewußt und wohlwollend zugleich, mit richtigem Blick für die Bedürfnisse der Bevölkerung hat er sich durch verständnisvolles Eingehen auf ihre Empfindungen und Wünsche bleibende Verdienste um die Entwicklung der Reichslande als deutscher Lande erworben. Als dann Freiherrn v. Hammersteins Wirken den Blick des Kaisers auf ihn lenkte und sich ihm am 6. Mai 1901 mit der Übernahme des preußischen Ministeriums des Innern ein neues und weiteres Feld der Tätigkeit erschloß, zeichneten auch hier ungewöhnliche Arbeitskraft, warmes Empfinden, klarer Blick und feste Entschlossenheit seine Wirksamkeit im besonderen Maße aus. Aus der erfolgreichen Leitung seines Ressorts, aus der Bearbeitung wichtiger Entwürfe und Reformen hat der Tod den treuen Diener seines Königs abberufen, den hochgeschätzten Mitarbeiter im Königlichen Staatsministerium, den stets



wohlwollenden und gerechten Chef der inneren Verwaltung Preußens. Das Andenken an den verewigten Staatsminister Freiherrn von Hammerstein wird unvergessen bleiben.

Die Beisetzung fand am 24. auf dem Dorffriedhofe Steinhorst unter lebhafter Anteilnahme der Bevölkerung statt. Erschienen waren als Vertreter des Reichskanzlers Unterstaatssekretär Freiherr von Seckendorff, vom Ministerium des Innern Ministerialdirektor von Kitzing und Geheimer Ober-Regierungsrat Harder. Ferner wohnten der Feier bei der Oberpräsident von Hannover Dr. Wentzel, Landesdirektor Lichtenberg, Regierungspräsident von Philipsborn, Stadtdirektor Tramm und zahlreiche andere Vertreter der Regierung, Kreise und Städte der Provinz Hannover. Die Überführung des Sarges zum Friedhof fand auf Wunsch des Verstorbenen auf einem einfachen mit Tannengrün geschmückten Ackerwagen statt. Hinter diesem schritten zunächst die Söhne des Verstorbenen, der frühere Landwirtschaftsminister von Hammerstein-Loxten und andere. Eine große Anzahl von Kränzen, darunter zwei vom Kaiser und der Kaiserin, wurden von Mitgliedern der Feuerwehr und der Kriegervereine getragen. Die Trauerrede hielt Pastor Koch aus Steinhorst. Die Bestattung ist nur eine vorläufige, da in nächster Zeit eine Familiengruft errichtet wird, in der der Sarg später beigesetzt werden soll. Aus Anlaß des Hinscheidens des Frhrn. v. Hammerstein sind der Witwe und dem Sohne des Verewigten zahlreiche Kundgebungen der Teilnahme zugegangen. Unter andern liefen Beileidstelegramme ein vom Kronprinzen, dem Großherzog und der Großherzogin von Baden, dem Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha, der Prinzessin Heinrich von Preußen und dem Prinzen Joachim Albrecht von Preußen.

Ich hatte die Ehre den Verewigten als er Bezirks-Präsident in Lothringen war, im Jahre 1889 kennen zu lernen, wo ich als Vorsitzender des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine in Metz die Hauptversammlung abhielt. Herr v. Hammerstein beteiligte sich hierbei, sowie bei den Ausflügen nach den Schlachtfeldern, nach Trier, nach Luxemburg und legte viel Interesse und Verständnis für Geschichte und deutsche Altertumskunde an den Tag. Herr v. Hammerstein hat meine Bitte in die Brandenburgia einzutreten gern erfüllt und mir sein freundliches Wohlwollen, wie ich hiermit dankbar bekenne, bis zum Tode bewahrt.

Ich bitte Sie, geehrte Anwesende, sich zum Gedächtnis zu erheben.  
(Geschicht.)

XXIV. Der bisherige Oberpräsident der Provinz Brandenburg und von Berlin, unser Ehrenmitglied von Bethmann-Hollweg auf Hohenfinow, ist Nachfolger des verstorbenen Ministers des Innern geworden.

XXV. Unser korrespondierendes Mitglied Archivrat Dr. Sello,

Vorstand des Großherz. Haus- und Zentral-Archivs zu Oldenburg i. Gr. ist Geheimer Archivrat geworden. Herzlichen Glückwunsch!

XXVI. Grüße aus Ägypten und Syrien (Baalbeck) habe ich der Brandenburgia von unserem ebenso lebenswürdigen wie eifrigen Mitgliede Kais. Postrat a. D. Steinhardt-Treuenbrietzen zu übermitteln.

### C. Naturgeschichtliches.

XXVII. Über die Gewitterverhältnisse von Berlin und dessen Umgebung. Von Prof. Dr. Th. Arendt. Verfasser hat die Güte uns zwei Hefte, Dez. 1904 und Januar 1905 Jahrg. 21 bzw. 22 des Journals „Das Wetter, Monatsschrift für Witterungskunde“, vorzulegen. Fast stets, sagt Arendt, so oft die Beobachtungsergebnisse der Berliner Station von denen der Umgebung abwichen, war es ohne Schwierigkeiten möglich, eine einfache Erklärung dafür zu finden. Nirgends Anhaltspunkte für die Annahme, daß gerade in Berlin ungewöhnliche atmosphärische Zustände vorhanden sind, die hier das Zustandekommen der Gewitter in höherem Maße als anderswo beeinflussen. Doch wäre es wohl möglich, daß der ständig über Berlin lagernden Dunstschicht von mehreren 100 Meter Mächtigkeit bei der elektrischen Ausgleichung zwischen Wolke und Erde eine größere Bedeutung zukommt, die sich in der Verringerung der Blitzgefahr äußert.

XXVIII. Richard Abmann: Das Aeronautische Observatorium bei Berlin, 1904, ebendasselbst (Jan. 1905) S. 19. Verf. Prof. Dr. A., Abteilungs-Vorsteher, macht am Schluß auf die Verlegung des jetzigen Instituts in der Jungfernhaide zu Reinickendorf-West, am Spandauer Wege, nach dem neuen Institut bei Lindenberg nahe Beeskow aufmerksam, die sich noch in diesem Jahre vollenden wird. Direktor ist Dr. von Bezold, Geh. Ober-Reg.-Rat und anderweitiger Abteilungs-Vorsteher Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Hellmann.

XXIX. Wo regnet es am meisten auf der Erde? Wenn dies auch keine heimatkundliche Frage im engsten Sinne ist, wird sie dennoch jeden von uns interessieren; S. 20 a. a. O. antwortet der Berichterstatter: Cherra Punji in Bengalen an den Khasia-Hügeln ist der regenreichste Ort der Erde.

XXX. Die Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke vom März d. J. (I. Jahrg. No. 3), die Ihnen vorliegen, enthalten einen prächtig illustrierten Artikel über die geschichtliche Entwicklung des Berliner Straßenbeleuchtungswesens.

XXXI. Die Wünschelrute sowohl als Erz- wie als Wasser-Finderin hat uns — vergl. Brandenburgia XII. S. 18—24, 154—156, 335 und 336 — wiederholt und reichlich beschäftigt. Recht unterhaltend ist eine heftige Zeitungspolemik, welche sich in den Greifswalder Zei-

tungen gelegentlich einer amtlichen Bekanntmachung der dortigen städtischen Wasserwerksverwaltung (gez. Kanoldt) entsponnen hat. Die betreffenden Nummern liegen Ihnen vor. Im Greifswalder Tageblatt vom 19 v. M. teilt die Stadtverwaltung mit, daß der bekannte Quellensucher Landrat a. D. von Bülow aus Bothkamp bei Kiel mit Hilfe der Wünschelrute unterirdische Wasserströme entdeckt habe, welche zur Vermehrung der jetzigen, übrigens mir persönlich sehr genau bekannten und wenig zulänglichen Wasserentnahme bei Diedrichshagen beitragen sollen. Es heißt wörtlich:

„Nachdem Herr von Bülow, unter der ausdrücklichen Erklärung, daß er nur fließendes, nicht stehendes Wasser nachzuweisen vermöge, noch verschiedene andere kleine Wasserläufe aufgefunden und nachdem seine Theorie, daß unentwickelt gebliebene oder verkommene Bäume gewöhnlich über zwei sich kreuzenden Wasseradern stehen und in solche Bäume der Blitz unfehlbar einschlagen müsse, an einem solchen Baume nachgewiesen hatte, waren die sämtlichen skeptisch mehr oder weniger angehauchten Herren bekehrt und überzeugt, daß ein enger Kontakt zwischen dem tierischen Magnetismus und der durch den Wasserlauf unterirdischer Wasserströme erzeugten Elektrizität bestehen muß, der sich in Zuckungen der in beiden Händen geführten Gabel äußert und daß es sich somit um einen ganz natürlichen Vorgang handelt, welchen jede sensitiv veranlagte Person an sich persönlich erfahren kann.“

Es folgt nun ein Hinweis auf Männer der Wissenschaft, welche die Augen vor Tatsachen verschließen und zu den Versuchen, obwohl eingeladen, nicht erschienen seien.

Am 23. Februar widerlegt der auch in den Brandenburgia-Kreisen als hervorragender Geologe bekannte Professor Dr. Wilhelm Deecke in der Greifswalder Zeitung die veralteten Anschauungen über das Wasserfinden mit der Wünschelrute energisch, worauf in dem nämlichen Blatte Herr Kai von Bülow-Bothkamp repliziert. In derselben Nummer geht Herr Deecke nochmals auf die Sache sehr ausführlich zur Aufklärung ein und schließt mit den Worten:

„Ich gestehe einzelnen Rutengängern unbedingt Kenntnisse und scharfen Blick zu, z. B. dem Abbé Paramelle, der nach Ausspruch eines Geologen in bewunderungswürdiger Weise unbewußt die geologischen Methoden handhabt. Aber eine Gefahr liegt in der Verbrämung mit Mystizismus, mit tierischem Magnetismus und einer Art Pseudowissenschaft. Dadurch werden falsche Vorstellungen hervorgerufen, die weiterfressend größere Verhältnisse annehmen und schließlich dazu führen, daß Nachahmer die richtigen Methoden als Nebensache, das Überflüssige als Hauptsache ansehen und schließlich durch Unwissenheit großen Schaden anrichten. Diese Unkenntnis äußert sich z. B. in den falschen Vorstellungen von der Verteilung und Bewegung des Wassers im Boden. Von 5 oder 23 m breiten Wasseradern zu sprechen, anzunehmen, daß in unserem Boden das Grundwasser gleichsam in Kanälen oder bachähnlich fließe, daß im Untergrunde Quellen vorhanden wären, an

deren Seiten aber das Wasser fehle, das sind alles völlig verkehrte Vorstellungen. Deshalb hat die Wünschelrute in einer Gegend immer nur eine bestimmte Lebensdauer. Durch Schaden wird man klug. In Frankreich sind ihr durch die Nachtreter Paramelles Millionen geopfert. Hoffentlich bleiben wir davon bewahrt.“

Da in Berlin und in unserer Provinz noch eine ungezählte Menge an die Rutengänger und die Wünschelrute überhaupt glaubt, meinte ich diesen neuesten Beitrag unseren Mitgliedern nicht vorenthalten zu sollen.

XXXII. Glindower Ton. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß der den Glindower Ton überlagernde Geschiebemergel nicht, wie früher allgemein angenommen, als unterer, sondern als oberer Geschiebemergel gedeutet werden müsse. Die gestörte Lagerung des Tones möchte Dr. Gagel (Februar-Sitzung der Deutschen Geolog. Ges.) nicht allein durch die Stauwirkung der diluvialen Eismassen, sondern zum Teil auch durch die Bildung des alten Haveltalzuges erklärt sehen.

XXXIII. Die fossilen Baumstämme der miocänen Braunkohle von Groß-Räschen, über welche Sie Brandenburgia III. 212 u. 271, IV. 147 u. 285, V. 289, VII. 362, VIII. 413 und XIII. 444 fig. nachlesen wollen, gehören, wie ich auf ausdrücklichen Wunsch mitteile, entweder (jedenfalls in der großen Hauptsache) der Sumpfyypresse *Taxodium distichum* Linné, die noch jetzt lebt und bei uns gut gedeiht\*) oder seltener der *Sequoia sempervirens* Stefan Endlicher an. Der von der Viktoria-Grube dem Märkischen Museum gestiftete Riesenstamm ist *Sequoia*. Hierzu gehört als geschlechtsverwandt der kalifornische Riesenbaum oder Mammutbaum *Sequoia gigantea*, lange Zeit auch *Wellingtonia* genannt. Ich lege Ihnen gleichzeitig einen Aufsatz von E. Koehne vor: „Über Taxodien (Sumpfyypressen)“ in der Naturwissensch. Wochenschrift N. F. IV. No. 8 vom 19. v. M. S. 122 bis 124, mit der Hoffnung, daß unser dendrologischer Sachverständiger Dr. Carl Bolle sich über die interessante Verbreitung der Taxodien in der Gegenwart und Vorzeit in der Brandenburg ausführlicher aussprechen werde.

XXXIV. Der II. Internationale Botanische Kongreß wird zu Wien vom 11. bis 18. Juni 1905 abgehalten. Ich lege das sehr reichhaltige Programm vor und lade zur Beteiligung ein.

XXXV. Professor Dr. A. Backhaus, Direktor der städtischen Rieselgüter: „Landwirtschaftliche Versuche auf den Rieselgütern der Stadt Berlin im Jahre 1904.“ Mit 11 Textabbildungen (Berlin 1905). Wir wollen daraus ersehen, daß das Riesel-

---

\*) Prachtige Taxodien, nach meiner Schätzung etwa um 1790 angepflanzt, stehen in Brandenburg a. H. längs des Grillendamms und in einzelnen ebenso alten Exemplaren im Neuen Garten unweit des Marmorpalais zu Potsdam.

gefilde auch zur Lösung interessanter botanischer und züchterischer Versuche benutzt wird.

XXXVI. K. Möbins: Die Formen, Farben und Bewegungen der Vögel ästhetisch betrachtet. Sitzungsbericht der Preuß. Akad. der Wissenschaften vom 11. Februar 1904 und derselbe: Die Formen und Farben der Insekten ästhetisch betrachtet (a. a. O. Sitzung vom 2. Februar 1905). Auch unsere Damen werden an diesen anmutigen Schilderungen Belehrung und Vergnügen finden. Warum der Herr Verfasser, unser verehrtes Ehrenmitglied, bei den Kerftieren die Bewegungen nicht mit berücksichtigt hat, stehe dahin, jedenfalls kann man sich etwas Graziöseres als den Flug der Libellen und Wespen kaum denken.

XXXVII. R. Voigtländers Verlag in Leipzig beabsichtigt photographische Naturrunden ähnlich den berühmten in C. G. Schillings bei derselben Firma erschienenen afrikanischen Tierweltstudien „Mit Blitzlicht und Büchse“ herauszugeben, Studien am freilebenden Wildtier und hat alle europäischen Berufs- und Amateur-Photographien, wie Sie aus vorliegendem Aufruf erschen, zu einer Preisbewerbung eingeladen. Viele unserer Mitglieder huldigen der schönen Lichtbildnerie, vielleicht treten manche darunter der Sache näher, die ja auch recht eigentlich im Interesse der brandenburgischen Heimatforschung liegt. Namentlich unsere freilebende Vogelwelt fordert zur Aufnahme von dergleichen photographischen Naturstudien förmlich heraus.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XXXVIII. Über Drillingsgefäße. Unser Ehrenmitglied Prof. Dr. Hugo Jentsch schreibt uns folgendes:

Anknüpfend an das Monatsblatt der Brandenburgia XIII 9, S. 322 Fig. No. 1 erlaube ich mir auf das mittelalterliche Gubener Drillingsgefäß Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, das 1885 gefunden und in den Berliner Verhandlungen (Zeitschrift für Ethnologie) 1885 S. 331 f. besprochen, und unter No. 3 abgebildet ist (im Gubener Stadtmuseum). Die Zeichnung ist nicht sehr gut geraten: die Gefäßchen sind regelmäßig gearbeitet. Kein Henkel, keine Rosetten oder sonstige Verzierung, auch nicht (wie bei unseren 3 prähistorischen Drillingsgefäßen) Kommunikationsöffnungen.

Das Stück ist später einmal als Behälter von dreierlei kirchlichem Salböl aufgefaßt worden und mußte bei seiner ärmlichen Ausstattung Eigentum einer kleinen, wenig bemittelten Kapelle gewesen sein.

Beschädigt ist, wie die Abbildung zeigt, nur eine kleine Randstelle.

XXXIX. Zur Rolands-Rundschau lege ich heut drei Abbildungen von sogenannten Quintäne Rolanden vor, hölzernen drehbaren Ritterfiguren, über deren Bedeutung ich auf die ausgezeichneten Rolands-

Schriften unsers geschätzten korrespondierenden Mitglieds Geheimrat Dr. Sello verweise. (Z. B. *Vindiciae Rulandi Bremensis*: Rolandreiten S. 10; Quintaine S. 15, S. 50—54) und auf Einiges, was ich Ihnen bereits im Monatsblatt XIII, S. 463 flg. mitgeteilt. S. 15 der *Vindiciae* sagt Sello: „Das Roland-Reiten war tatsächlich nur eine Art der uralten, schon von Vegetius als längst bekannt beschriebenen, im Mittelalter und wenigstens noch vor 30 bis 40 Jahren auf den Fechtböden üblichen Waffenübung an dem Pfahl (vgl. Tafel III, I), der von dem Platz, wo er im römischen Lager stand, den Namen Quintana führte. Zur Übung im mittelalterlichen Lanzenrennen hing man an die Quintaine einen Schild (Tafel V, 1), oder einen vollständigen Harnisch mit Schild. Daraus wurde eine in Holz



Der Gardinger Roland.

geschnitzte Kriegerfigur, die mindestens im 15. Jahrhundert, wahrscheinlich aber schon erheblich früher so eingerichtet war, daß sie, sich drehend, wenn der Stoß des Angreifers nicht richtig saß, ihn mit einer Scherzwaffe traf, falls sein Pferd ihn dann nicht rasch genug davontrug (Taf. V. 2). Roland hieß dieses in der ganzen ritterlichen Welt bekannte und beliebte Waffenspiel nur in dem Teil Norddeutschlands, in welchem die Rolandstatuen heimisch waren und in den nächsten Grenzorten.“

Sonst ist dafür der Name Quintaine üblich. Also der Pfahl, der Roland, heißt so und davon sind die Quintaine- oder Rolandspiele dem Namen nach abgeleitet, nicht umgekehrt.

Sello (S. 16) macht noch bez. des berühmten Magdeburger Roland-Pfingstspiels des 13. Jahrh. darauf aufmerksam, daß hier zu dem norddeutschen Quintänen-Rolandreiten der genossenschaftliche Charakter und die romantische mittelalterliche Idee der Artusbrüderschaft, die Verherrlichung der eigentlichen Waffenbrüder- und Genossenschaft hinzutrat. Hundert Jahr später war diese Herrlichkeit im Volk schon so gut wie vergessen und kamen an ihre Stelle die spießbürgerlichen Schützenfeste auf. Überwiegen der bürgerlichen Schußwaffe gegenüber den blanken Waffen des Ritters.

Der Güte des Herrn Direktors Dr. Lehmann vom Städt. Museum zu Altona verdanke ich die beifolgende Photographie des daselbst auf-

bewahrten Rolands von Garding im Eiderstedtschen. Eine kühne Reiterfigur mit Schwert, eingestemmtem linkem Arm, an dessen Ellbogen der Treffpunkt für die Lanze sichtbar, am wagerecht ausgestreckten linken Arm der verhängnisvolle Aschenbeutel.

Desgleichen hat Herr Goos, Lehrer an der Bürgerschule in Meldorf und Direktor des höchst sehenswerten Dithmarscher Museums daselbst die große Güte gehabt, die beifolgenden zwei Photographien zu



Der Eescher Roland.

spenden, den Quintäne-Rolande von Eesch bei Meldorf und von Windbergen, südöstlich von Meldorf, welche sich im Meldorfer Museum befinden.

Der Roland von Eesch trägt eine Uniform und einen sogenannten „Es ist erreicht“-Schnurrbart, welcher an die Tracht zur Zeit des nordischen Krieges, Anfang des 18. Jahrhunderts, erinnert. Die beiden Arme liegen wagerecht, der rechte trägt die kleine viereckige Tartse, der linke einen Stab, welcher den Fehlschlag austeilte.

Ähnlich steht der Roland von Windbergen da, wie Sie aus seinem Konterfei ersehen. Am rechten Arm fehlt die Tartsche, am linken der Aschenbeutel. Die Ausrüstung erinnert mehr an einen dänischen Dragoner von 1848 mit französisierenden Epauletten und Spitzbart. Doch scheint er durch ein nachträglich auf der linken Brust angebrachtes eisernes Kreuz sich etwas vaterländischer haben ausstaffieren wollen.

Noch existiert im Meldorfer Museum ein dritter bärtiger Roland, der genau wie der von Eesch ausgerüstet ist. Sello gibt a. a. O. Tafel III. Figur 3 eine kleine Abbildung nach großer Photographie des im Meldorfer Museum befindlichen Bildwerks, vergl. die Beschreibung in „Erster Bericht“ über dieses Museum, 1896, S. 37 und bei Sello, *Vindiciae* S. 81. Ich hoffe durch die Güte des Herrn Museumsdirektors Goos in Meldorf



Der Roland von Windbergen.

auch von diesem eigentlichen Meldorfer Quintäne-Roland der Brandenburgia später eine Photographie vorlegen zu können.

Das sind also die ländlichen Rolande, die übrigens auch mitunter noch jetzt in verwandter Form von „fahrenden“ Gauklern, Spaßmachern, Schaubudenbesitzern mitgeführt und für die Benutzung zu Roß durch das „Herren - Publikum“, mitunter selbst der „holden Weiblichkeit“ aufgestellt werden. Vergl. *Brandenburgia* XIII. S. 463.

Unser geschätztes Mitglied, Herr Adolf Gloe vom Kais. Statist. Amt, kennt das Reiten und Stechen nach der Quintäne noch

aus seinem holsteinischen Heimatstädtchen Marne, nahe der Nordsee, und hat die große Güte uns zur heutigen Sitzung folgenden Bericht zur Verfügung zu stellen.

### Roland-Reiten

in Ditmarschen von Adolf Gloe.

In der Umgegend von Marne im Kreise Süder-Ditmarschen in Holstein finden seit alters her noch alljährlich in den Sommermonaten sogenannte Roland-Reiten statt. Ein solches Roland-Reiten habe ich persönlich im Jahre 1902 in Neufeld bei Marne mit angesehen.

Eine Anzahl Bauernburschen (Söhne von Bauern wie auch Knechte derselben in kameradschaftlichster Eintracht) reiten im Galopp an einer auf



einer Stange angebrachten, drehbaren hölzernen Roland-Figur vorüber, derselben einen Schlag versetzend, worauf dieselbe sich umdreht und dem Schläger mit einem am Handgelenk angebundenen Aschenbeutel einen Schlag wiedergiebt, wenn es demselben nicht gelungen ist, rechtzeitig aus dem Bereich des wacklichen hölzernen Strafrichters zu kommen. Wenn nun auch diese Reiter-spiele in der Regel keinen Anspruch darauf haben als eine schneidige kavalleristische Leistung angesehen zu werden, was schon wegen der zur Verwendung kommenden schweren Acker- und Arbeits-Pferde undenkbar ist, so ist doch eine gewisse Gewandheit des Reiters erforderlich, dem sich auf der Stange drehenden Roland einen Schlag zu versetzen, ohne von diesem mit dem Aschenbeutel wieder getroffen zu werden; um diese Geschicklichkeit zu erlangen, mühen sich die Reiter ehrlich ab und amüsieren sich prächtig dabei, desgleichen wirkt die Sache für das zuschauende Publikum belustigend.

Die Verschiedenheit dieser Ditmarsischen Reiterspiele (Roland-Reiten) mit der sonstigen Roland-Auffassung und den aus Ueberlieferungen uns bekannt gewordenen Gebräuchen und der ursprünglichen Bedeutung des Roland, die uns zunächst auffällt, läßt sich meines Erachtens dadurch aufklären, anzunehmen, daß die Ditmarscher sehr wohl in der Roland-Figur zunächst auch das Symbol der Gerichtsbarkeit, der aufsichtführenden Gerechtigkeit und strafenden Nemesis erblickten, daß sie dann später in ihrem Freiheitsdrang und Übermut dazu übergingen, sich über die personifizierte Obrigkeit lustig zu machen. Die Spottlust und die weit verbreitete menschliche Neigung der Polizeigewalt ein Schnippen zu schlagen — meine ich — äußert sich in diesem Spiel.

Die Roland-Figuren werden meistens auf den Kirchen- oder Schul-Böden aufbewahrt, oder von dem Wirt, bei dessen Lokalitäten das Roland-Reiten stattfindet, von einem Jahr zum andern in Aufbewahrung genommen.

Den Altona-Gardinger Roland konnte ich Ostern 1904 betrachten, und hoffe, ihn sowie den steinernen Kaiser Karl, Roland von Wedel, bei Hamburg zu Ostern d. J. wieder aufsuchen zu können. Vergl. u. a. meinen Berichtsjahrgang XIII. S. 464.

XL. Coepenick und Niemeck. U. M. Oberlehrer Dr. Rudolf Grupp sprach im Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg am 8. d. M. über die falschen Schlüsse, die aus der Annahme slawischer Herkunft märkischer Ortsnamen hervorgegangen seien, und behauptete, nach dem Ihnen heute vorliegenden gedruckten Sitzungsbericht, daß Köppenick und Niemeck z. B. nicht vom slawischen copan und njemu, sondern von den deutschen Personennamen Koppin und Neming ihre Namen führten, da ihre älteren Formen Koppening und Neming lauteten und die Köppenicksche Heide urkundlich einfach Koppensche Heide genannt wird.

Es ist ein überaus gefährliches Kapitel, diese Namensdeutung aus uralter Überlieferung, gleichviel, ob sie auf keltischem, germanischem, slavischem oder sonst welchem linguistischem Gebiete erfolgt. Es wäre

ja sehr schön, wenn wir Coepenick und Niemegek — so lautet jetzt die amtliche Schreibweise — als germanisch oder neu-deutsch reklamieren könnten. Der selige Berghaus hat ja nach der entgegengesetzten Seite hin geradezu Unglaubliches in seinem Landbuch der Mark Brandenburg geleistet, als wenn er ein Sendbote des Panslavismus war; wo das Wendische nicht langte, mußte das Russische, das Tschechische, das Polnische, ja das Serbo-Kroatische und Windische Gevatter stehen. Die Slavophilen werden unserem geehrten Mitgliede die Antwort nicht schuldig bleiben.

XLI. Herr Landbau-Inspektor Julius Kohte-Charlottenburg hat die Güte, uns die nachfolgende im Zentralblatt der Preußischen Bauverwaltung vom 25. d. M. S. 108 abgedruckte Mitteilung zur Verfügung zu stellen.

„Das Landhaus Wartenberg am Luisen-Platz in Charlottenburg, nach einem Entwurfe Schinkels im Jahre 1823 für den Bankherrn Behrend erbaut, wird gegenwärtig abgebrochen. In schlichten antiken Formen und breit gelagerten Verhältnissen angelegt, besaß das Haus nur ein Hauptgeschoß, darüber im mittleren Teile ein niedriges Obergeschoß, dessen flaches Satteldach vorn und hinten von einem Giebel abgeschlossen wurde. Den Entwurf nebst Schaubild hat Schinkel selbst in der Sammlung seiner architektonischen Entwürfe (Blatt 36) veröffentlicht; die Vorlagen des Stiches scheinen verschollen, da das Architektur-Museum der Technischen Hochschule nur eine vorbereitende Bleistiftskizze besitzt. Gleichzeitig mit den Entwürfen zum Bau des Museums beschäftigt, hatte Schinkel an der Ausführung und dem inneren Ausbau des Hauses vermutlich keinen näheren Anteil genommen. Die vornehme Erscheinung des Hauses mit der gärtnerischen Umgebung, seine Lage auf dem stumpfen Winkel zwischen dem Luisen-Platz und der Berliner Straße gewährten ein reizvolles Straßenbild, das mit der Durchlegung und Bebauung der Kaiser Friedrich-Straße leider dahinschwindet“.

Wir können diesem Bedauern uns nur voll und gänzlich anschließen.

XLII. Herr Landbau-Inspektor Julius Kohte teilt gleichzeitig einen längeren illustrierten Aufsatz mit, betitelt: „Das letzte mittelalterliche Wohnhaus in Berlin“ (Die Denkmalpflege, Jahrgang VII, No. 4 vom 15. März 1905, S. 27 flg.), worin er eine durch architektonische Zeichnungen unterstützte Beschreibung des Hauses, Berlin C., Hoher Steinweg 15, giebt, des letzten noch erhaltenen bürgerlichen Wohnhauses aus dem Mittelalter. Das Äußere ist gänzlich entstellt. Die Verwendung des Rund- und Flachbogen-Baus deutet auf das 15. Jahrhundert; etwa aus der Mitte des 16. Jahrhunderts sind die übrigen Bauteile. Vgl. R. Borrmann, „Die Bau- und Kunst-Denkmäler von Berlin“ 1893, S. 401 u. 402 über die wenigen, zum Teil in das Märkische Museum übergeführten Reste mittelalterlicher Wohnhäuser. Das dort noch genannte Gewölbe im Hause Klosterstrasse 91 ist, wie Kohte angibt, inzwischen abgebrochen.

**XLIII. Neues Denkmäler-Verzeichnis der Provinz Brandenburg.** (Aus Denkmalpflege vom 15. März 1905, S. 31.)

Die Neubearbeitung des Denkmäler-Verzeichnisses der Provinz Brandenburg, die bereits im Jahre 1901 von dem Ober-Präsidenten v. Bethmann-Hollweg angeregt wurde, bildete Gegenstand von Beratungen des letzten brandenburgischen Provinziallandtages. Der Plan für das neue Verzeichnis ist nicht als Ergänzung des alten von Bergau aufgestellt. Der Übersichtlichkeit des umfangreichen Stoffes wegen ist vielmehr eine Einteilung nach Kreisen gewählt worden, die wieder möglichst im Anschluß an die geschichtlich entwickelten Landschaften zu Gruppen vereinigt werden sollen. Diese Einteilung läßt das für die einzelnen Kreise Kennzeichnende von selbst hervortreten und ermöglicht es, einzelne Städte ihrer Bedeutung entsprechend in besonderen Heften zu behandeln. Auf diese Weise kann das umfangreiche Werk allmählich fertiggestellt und veröffentlicht und das Verzeichnis nach Kreisen getrennt auch bandweise verkauft werden. Das Verzeichnis soll durch Wort und Bild die Bau- und Kunst-Denkmäler in dem Zustand schildern, in dem sie erhalten sind. Die vorgeschichtlichen Funde werden getrennt von den Kunst-Denkmalern behandelt und ihr Verzeichnis jedem Hefte als Anhang beigefügt. Nach Vollendung des ganzen Werkes werden diese Anhänge außerdem zu einem Bande, der nur das Verzeichnis der Funde enthält und mit einer wissenschaftlichen Einleitung versehen ist, vereinigt. Die Bearbeitung des neuen Denkmäler-Verzeichnisses erfolgt unter der Leitung des Provinzial-Konservators Landbau-Inspektor Büttner in Berlin durch den Architekten Eichholz daselbst. Wegen der Übernahme der geschichtlichen Einleitung der kunst- und kulturgeschichtlichen, sowie der geographisch-geologischen Übersichten, die namentlich auch die Fundorte der Baustoffe umfassen sollen, schweben noch Unterhandlungen. Alle auf die Neubearbeitung bezüglichen Vorschläge werden zunächst einem unter dem Vorsitze des Ober-Präsidenten tagenden Ausschusse unterbreitet. Aus diesem heraus ist ein besonderer Ausschuß für das Denkmäler-Verzeichnis gewählt und dem Provinzial-Konservator zur Seite gestellt. Der Gesamtkostenbedarf ist auf 250 000 Mark festgesetzt. Für das Jahr 1905/1906 sind 25 000 Mark ausgesetzt.

Ich darf wohl in Bezug der Ausführung des Werks auf den Vortrag des Herrn Architekten Eichholz, u. M., aufmerksam machen, welcher uns, mit Lichtbildern unterstützt, das für das große Werk bestimmte Material aus der Prignitz vorführte und erläuterte.

Der Provinzial-Verwaltung und den Provinzialständen gebührt unser lebhaftester Dank, daß sie sich zu einem so erheblichen vaterländischen Opfer entschlossen haben.

**XLIV.** An der Einweihung des neuen Doms am 27. v. M. hat die Brandenburgia mit größtem Interesse teilgenommen. Ich lege Ihnen

einen ganzen Haufen von Abbildungen, Berichten und geschichtlichen Artikeln darüber vor.

XLV. Die Einweihung des Königlichen Schauspielhauses am Schillerplatz, am 21. d. M. wird ebenfalls von uns begrüßt. Auch hier liegen Abbildungen und Berichte vor.

XLVI. U. M. Herr Regierungsrat a. D. C. von Kühlewein legt uns freundlichst seinen Aufsatz vor „Berliner Medaillen“, Sonder-Abdruck aus „Berliner Münzblättern N. F.“ 1903/04, enthaltend Beschreibungen von 7 schönen Medaillen mit Abbildungen: 1. sog. Tunnel-Medaille zum 25jährigen Bestehen des „Tunnels über die Spree“, am 3. Dezember 1852 hergestellt, betr. die 1827 zunächst unter dem Namen „Sonntagsverein“ begründete literarische Gesellschaft, die seit Jahren eingeschlafen ist, früher aber eine Rolle im Spreeathen spielte. — 2. Medaille zu Ehren des Sir Moses Montefiore und Dr. Cremieux 1840 in Berlin geprägt. (Nahmen sich der im Orient bedrängten Israeliten erfolgreich an.) — 3. Medaille der Pädagogischen Gesellschaft zu Berlin v. J. — 4. Freiherr von Stein, Preußischer Minister. Einseitige Bronze-medaille v. J. — 5. Ferdinand von Schill, Berlin 1809. — 6. D. L. Albrecht, Geh. Kabinetsrat, Berlin 1835. — 7. Medaille der Bildhauer W. und A. Wolff zum neuen Jahr 1854. Glückwunschmedaille. V. Elchkopf, R. Adler mit Schlange.

### Theodor Körner in Berlin.

XLVII. U. M. Herr Buchhändler Ernst Frensdorff hat die Liebenswürdigkeit folgendes uns vorzulegen: „Theodor Körners erster Brief vom 26. März 1811 an seine Eltern nach seiner Ankunft in Berlin. Den Verehrern des Dichters gewidmet von Ernst Frensdorff.“ Das Brief-Facsimile ist auf altertümlichem Papier hergestellt. Gestern Abends, schreibt Körner, bin ich glücklich in dieser langweilig großen Stadt angelangt. Ich lernte auf dem Postwagen einen hiesigen Studenten kennen, bey dem ich die Nacht geblieben bin, da ich Parthey's Adresse verlohren habe. Ich werde mich nachher im Adreß-comtoir nach ihm erkundigen. Das Reisen im Sande ist etwas ganz verhaßtes. Man glaubt in ein Zauberland zu kommen, wenn man Potsdam liegen sieht, was wirklich äußerst lieblich ist. Die Havel ist ganz ungeheuer breit, und verschönert die dortige Landschaft gar wunderbar. — Berlin macht wegen seiner unendlichen Größe einen drückenden, unangenehmen Eindruck auf den Ankommenden. Vom Potsdamer Thor bis an die Post sind wir über eine Stunde gefahren. Herrliche Gebäude aber wetteifern in allen Straßen mit einander. Die Collegia sind noch nicht angegangen, es scheint im ganzen eine große Unordnung in jeder academischen Hinsicht zu herrschen.

Diese Schilderung klingt uns heut unfreiwillig humorvoll. Theodor Körner befand sich bald ganz wohl in den Berliner Verhältnissen. Zur Erläuterung dessen lege ich Ihnen gleichzeitig mein Büchlein vor „Zur Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung und des Hauses Brüderstraße 13 in Berlin. Von Ernst Friedel, Stadtrat von Berlin, erstem Vorsitzenden des Vereins für die Geschichte Berlins. Mit 6 Abbildungen. Berlin 1891. Nicolaische Verlags-Buchhandlung, R. Stricker.“

S. 37 flg. werden die Beziehungen des Sängers von Leyer und Schwert zum Hause des Hofrats Panthey (Brüderstr. 13) und zu dessen Familie ausführlich geschildert. Im Mai 1811 mußte der wegen Duells von der Leipziger Universität relegierte Körner, da er deswegen auf der Kompaktaten-Universität Berlin nicht bleiben konnte, von hier wieder fort. 1813 kam er zum Besuch noch einmal hierher. Im Garten des Hauses Brüderstraße 13 steht noch ein alter Wallnußbaum unter dem Körner gedichtet; auch bewahrt die Nicolaische Verlagsfirma ein hohes steiffüßiges Schreibpult eben daher, an welchem er mancherlei gedichtet und geschrieben, z. B. die herrliche „Zueignung von Leyer und Schwert.“ — Wir danken Herrn Frensdorff im übrigen verbindlichst.

#### E. Bildliches.

XLVIII. Friedrich Wagner-Denkmal. Ich lege Ihnen eine von unserm Mitgliede Bartels aufgenommene Photographie des Gedenksteins unseres unvergeßlichen Ausschußmitgliedes Professors Dr. Wagner vor, der links vom Ausgang zu der Terrasse des Turnplatzes an der Hasenheide, als Seitenstück zu dem Stein des Professors Ferdinand Voigt, von Verehrern Wagners errichtet ist. Ein steinerner Aufbau über zwei Steinstufen. In der Mitte eingelassen aus Bronze ein Rundmedaillon Wagners mit einem Eichen- und Lorbeerzweig darüber. Die Inschrift lautet:

Friedrich Wagner  
1845—1903.

—  
Seinem Andenken  
die früheren Schüler  
des Kgl. Friedr. Wilhelms-  
Gymnasiums.

Daß die Gesichtszüge des Verewigten günstig getroffen wären, vermag ich nicht zu sagen. Er sah meist heiterer und wohlwollender nach meiner Empfindung aus. Gleichwohl wollen wir eine Abbildung des Denkmals zur Erinnerung an den lebenswürdigen, kenntnisreichen, für unsere Brandenburgia stets hilfsbereiten Mann hier gern wiedergeben.

Außerdem zeige ich ein Bild der Terrasse mit den beiden erwähnten Denkmälern (r. Voigt, l. Wagner) und 3 photographische Aufnahmen des benachbarten Jahn-Denkmal; die Photographie, welche dasselbe von hinten mit der gegenüberliegenden Straße zusammen darstellt, hat u. M. Bartels erst kürzlich aufgenommen.



XLIX. Die Bismarck-Warte auf den Müggelbergen wurde in der Oktober-Sitzung 1904 (vgl. S. 353) von Herrn R. Buchholz bald nach ihrer Einweihung am 18. Oktober 1904 beschrieben. Dazu überreiche ich heut ferner die Schrift des Ihnen vom Ausflug der Brandenburgia nach Coepenick am 14. Mai 1904 (S. 164) in freundlicher Erinnerung verbliebenen dortigen Schulrats, Herrn Dr. Renisch, vor: „Überblick über die Geschichte des Vereins Bismarck-Warte während seines fünfjährigen Bestehens 1901—1905“ mit einem schönen Brustbild des Altreichskanzlers nach Fr. v. Lenbach geschmückt. Ferner eine schöne Photographie der stattlichen Aussichtswarte, beides

Geschenke unseres verehrten Ausschußmitgliedes Franz Körner, wofür ich unsern verbindlichen Dank hierdurch verlautbare.

L. Herr Bibliothekar Dr. Gustav Albrecht legte 14 Konfirmations-Medaillen und eine auf den neuen Dom bezügliche Medaille vor, welche aus der rühmlich geschätzten hiesigen Medaillen-Präganstalt von Ostermann-Loos, jetziger Inhaber Herr Arthur Krüger hervorgegangen sind.

Herr Kustos R. Buchholz machte auf die sehr reichhaltige Sammlung älterer Prägstücke dieser Firma aufmerksam, welche sich im Besitz des Märkischen Provinzial-Museums befindet. Gelegentlich sind ältere Loossche Medaillen des gedachten Museums auch bereits in der Brandenburgia vorgezeigt worden.

LI. Herr Professor Dr. Friedrich Krüner hielt hierauf den angekündigten Vortrag „Italiener in der Mark“, zu welchen die Mitglieder der hiesigen italienischen Botschaft eingeladen, zum Teil auch, dem Vortrag mit Interesse folgend, erschienen waren.

### **Die Italiener in der Mark**

(im Auszug).

Wie wertvoll und segensreich auch immer der geistige und gesellschaftliche Einfluß unter uns weilender hervorragender italienischer Staatsmänner sowie die wirtschaftliche Bedeutung italienischer Gewerbetreibender und Kunsthandwerker in Deutschland für die Gegenwart ist, so ist doch von nicht minderem Interesse ein Rückblick auf die Kulturinflüsse in der Vergangenheit, die wir ganzen Geschlechtern und einzelnen Personen von der Südseite der Alpen verdanken.

Am frühesten begegnet uns in der Niederlausitz eine vornehme Familie, welche ihre sonnige Heimat im Süden mit dem rauhen Norden vertauschte: das Geschlecht der Passeriner in Luckau. Im 13. Jahrhundert Capitani in Mantua, üben sie bis 1320 eine umfassende Herrschaft in Mantua, Modena und Parma aus. Sie schreiben Turniere und Ritterspiele aus, anfänglich der welfischen, später in führender Stellung der ghibellinischen Partei angehörend. Sie stellen dem Kaiser bei Gelegenheit des Römerzuges eine stattliche Mannschaft, die sie in Person befehligen. Den Kaiser Ludwig den Bayer begleiten sie mit einem starken Kontingente Gewaffneter durch die Lombardei bis an den Rhein und wohnen seiner Krönung bei. Um diese Zeit finden wir einen der Passerini als Kardinal, einen andern als päpstlichen Vikar in Avignon, mehrere als Bischöfe, z. B. in Cosenza und Barcelona. Eine vielfache Verwandtschaft verknüpfte sie mit den regierenden Familien der Gonzaga, Medici, Este. Von dem weit ausgedehnten Geschlechte unter dem Gesamtnamen Bonacossi scheidet sich eine besondere Linie, die Passeri „die Sperlinge“, ursprünglich ein Spottname. Das Jahr 1327 bringt

der blühenden weitverzweigten Dynastie das Verhängnis. In einer Fehde mit den mantuarischen Gonzaga werden die Passerini überfallen, ihr Haupt Pietro kommt im Kampfe um, sein ältester Sohn Francesco, in Modena gefangen, stirbt dort in einem Turme den Hungertod. Die meisten männlichen Familienmitglieder fallen, nur wenige retten sich durch die Flucht; der größte Teil des beträchtlichen Familienbesitzes geht verloren. Ein Zweig des Geschlechts siedelt nach der toskanischen Stadt Cortona über und gelangt im Dienste der florentinischen Herrscher wieder zu Macht und Ansehen; ein anderer kommt über Verona, Trient, Böhmen nach der Niederlausitz, wo uns um die Mitte des 14. Jahrhunderts zuerst Hans v. Passerin als Burghauptmann der Festung Luckau begegnet; seinem Geschlechte wird die langjährige Kaiserstreue durch die Verleihung zahlreicher wertvoller Lehen gelohnt und die kaiserliche Gerichtsbarkeit übertragen, die erst 1497 von den nunmehr wieder zu großem Wohlstande gelangten Passerini an den Rat von Luckau verkauft wird; doch finden wir bis zum Aussterben des Geschlechtes 1758 stets zahlreiche, meist rechtskundige Glieder desselben im Rate der Stadt sowie in den Fakultäten von Leipzig, Jena und Halle vertreten. An ihre koloniasatorische Tätigkeit in der Niederlausitz erinnert noch der Name des von ihnen wieder aufgebauten Dorfes Paserin. Neuerdings aufgefundene Brakteaten mit ihrem Wappen, dem schreitenden goldenen Stiere auf blauem Felde mit den 3 Kugeln der Mediceer darüber, lassen uns die bedeutsame Stellung der Passeriner in der Zeit erkennen, als Luckau noch das Münzregal besaß. In weiblicher Linie blüht das Geschlecht der Passeriner noch heute in der patrizischen Familie der Baumgarten in Luckau weiter.

In unmittelbarer Nähe residierte über ein Jahrhundert auf Schloß Golssen a. d. Dahme das durch Heirat in Besitz des gräflich Redernschen Gutes gekommene sardinische Grafengeschlecht Fontana di Cravanzana, dessen Erben Golssen später an die dort noch heute angesessenen Grafen Solms-Baruth verkauften.

Ebenfalls in die Lausitz führt uns die Geschichte eines andern italienischen Geschlechtes. Da die Technik des Festungsbaues am Ende des Mittelalters in Italien zu hoher Vollendung gekommen war, so berief von dort auch der Markgraf Johann v. Küstrin seinen Architekten Antonio di Forno, als es im Jahre 1554 um die Befestigung des auf ungünstigem Gelände an einem Spreearme gelegenen damals überaus wichtigen Platzes Peitz sich handelte. Als der genannte Italiener nach achtjähriger Tätigkeit 1562 bei seinem Tode das Werk noch unvollendet zurückließ, trat an seine Stelle Graf Rochus von Lynar aus dem florentinischen Geschlechte Guerini, dessen einer Zweig nach seinem bei Ravenna gelegenen Schlosse Linari sich nannte. Graf Rochus, 1525 dort geboren, hatte bei seinem Eintritte in brandenburgische Dienste schon



eine bewegte Vergangenheit und ein unruhiges Wanderleben hinter sich, das ihn nach einander nach Florenz, Paris, Metz, Diedenhofen, St. Quentin, Heidelberg und Dresden geführt hatte, und in dessen Verlaufe er 1560 zum evangelischen Bekenntnisse übergetreten war. Nach Vollendung der Peitzer Fortifikation trat er 1578 53jährig in den unmittelbaren Dienst des Kurfürsten Johann Georg mit dem Wohnsitze in Spandau und wurde zum Generaloberst der Artillerie, Munitions-, Zeug- und Baumeister ernannt. Die noch heute stehende gewaltige Kaserne in der Hauptstraße war sein von ihm selbst erbautes Haus. Überall verbesserte er die Festungswerke in der Mark, in der er ein großes Festungsviereck plante und zum Teil vollendete: Peitz, Küstrin, Herzberg, Spandau; er verminderte die Länge der Geschützrohre, errichtete in Zehdenick an der oberen Havel eine Eisengießerei sowie in Spandau eine Pulvermühle. Dem Berliner Schlosse fügte er den nach ihm benannten Lynarschen Bau hinzu, erbaute die Schlösser im Grunewald und in Bötzow und zog Goldschmiede aus Spanien, Instrumentenmacher aus Süddeutschland und Salinentechniker aus der Schweiz herbei. Der Ruf seiner Tüchtigkeit drang auch in das Ausland, sodaß der König von Frankreich trotz Lynars Religionswechsels ihn wieder für sich zu gewinnen suchte und der Großherzog von Toskana ihm sein verfallenes Schloß Linari wieder aufbauen wollte, wenn er zu ihm nach Florenz käme.

Er erlebte nicht die Vollendung des gewaltigen Kunstwerkes, das seinen Namen in der Nicolaikirche von Spandau verewigt, des 9 Meter hohen nach ihm benannten Altars mit zahllosen Skulpturen und Porträts sowie den beiden großen Gemälden vom Abendmahl und vom Weltgericht. Er starb 1596; sein Sohn erwarb die Herrschaft Lübbenau, wo noch heute die ältere gräfliche Linie seines Hauses blüht, während die jüngere, seit 1807 fürstliche, in Lindenau bei Hoyerswerda residiert.

Die nächsten Nachfolger des Grafen Rochus als Baumeister waren sämtlich wieder Italiener: an seine Stelle trat zunächst Pietro Nivrone aus Lugano, der Schöpfer der Schloßapotheke; Battista de Sala errichtete an der Stelle der heutigen Adlersäule auf der Schloßterasse einen Turm, der unten die Münze, oben eine Wasserkunst enthielt; Thaddäus Voglioni, zunächst durch die Grafen von Schulenburg für den Bau ihres Schlosses nach Lieberose berufen, erbaute Rathaus und Befestigungen in Frankfurt a. O.; Filippo di Chiese endlich, der Generaldirektor der Fortifikation, vollendete die Berliner Befestigung auf der schwierigeren, der kölnischen Seite, wo die fast seenartig verbreiterte Spree den Baugrund versumpft hatte.

Erheblich später als das Geschlecht der Lynar finden wir die Familie der Minutoli, gleichfalls aus Oberitalien stammend, im preußischen Dienste, wo sie vor allen auch durch ihren Kunstsinn sich einen blei-

benden Namen geschaffen haben. Der als Kunstfreund von den preußischen Königen geschätzte General Heinrich v. Minutoli führte 1821 eine preußische Expedition nach Ägypten; seine Sammlungen bilden den Grundstock der ägyptischen Abteilung unseres Museums. Während sein älterer Sohn Julius, vorübergehend Polizeipräsident von Berlin, als Generalkonsul von Spanien und Portugal, sowie 1860 als preußischer Gesandter in Persien einen Namen gewann, bilden die Sammlungen des jüngeren Sohnes Alexander heute einen wertvollen Bestandteil des Berliner Kunstgewerbemuseums.

Nur durch einige ihrer Mitglieder spielt die mailändische, in Frankfurt a. M. im 18. Jahrhundert eingewanderte Familie Brentano, sowie das ursprünglich furlanische Geschlecht Caprivi in der Geschichte der Mark eine Rolle.

Unter den zahlreichen italienischen Gesandtschaften, die neben ihrem allernächsten politischen Zwecke durch Anknüpfung deutscher Handelsverbindungen bei uns im Norden einen dauernden Erfolg gehabt haben, ist von hervorragender Bedeutung die Botschaft, die der Großherzog Cosimo II. von Toskana 1609, um seine Thronbesteigung anzuzeigen, an die deutschen Höfe sandte, der als hervorragende Mitglieder Sylvius Piccolomini, Graf Coloredo und der Gesandtschaftssekretär Daniel Eremita angehörten. Eremita hat in seinem *Iter Germanicum* uns eine ausführliche Geschichte dieser Gesandtschaft, vor allen auch ihres Berliner Aufenthaltes hinterlassen.

Auf dem Gebiete der Kunst ist der Einfluß unserer südlichen Nachbarn am nachhaltigsten gewesen naturgemäß durch die fast durch 2 Jahrhunderte bestehende italienische Oper in Berlin, welche dem Kunstleben der Hauptstadt vor allen während des 18. Jahrhunderts ihre bestimmende Richtung gegeben hat und aus deren Geschichte die Episode der Barbarini Comparini und ihre Erlebnisse mit Friedrich dem Großen 1744 immer besonderes Interesse erregt haben. In der Akademie desselben Königs traten nach dem Zerwürfnisse mit Voltaire italienische Gelehrte, ein Algorotti und Lucchesini, allmählich in die beherrschende Stellung ein, welche bis dahin die Franzosen, vor allen Maupertuis und d'Argens ausschließlich innegehabt hatten.

---

LII. Nach diesem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag vereinigten sich die Mitglieder mit ihren Gästen im Rathauskeller.

---

# I. (I. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

**Mittwoch, den 12. April 1905, nachmittags 2 Uhr.**

**Besichtigung der Siemens-Schuckert-Werke in Charlottenburg,  
Franklinstr. 29.**

Bei dem Besuch wurden besichtigt:

1. Die Abteilung für Maschinenbau, enthaltend Bahnmotoren, Turbogeneratoren, Wickelei, Stanzerei und die Isolierabteilung (Glimmer-spalterei).

2. Die Abteilung für Sicherungspatronen und Installationsschalter.

3. Die Abteilung für Apparatenbau:

Anlaß und Regulierwiderstände für Maschinen und Motoren, Kontroller für elektrische Straßenbahnen, Schalttafelbau, wasserdichte Schalter und Sicherungen für Schiffszwecke, automatische Schalter für maximale und minimale Leistung, Hochspannungs-Ölschalter von 1000—30 000 Volt.

4. Die Abteilung für Bogenlampenbau:

Zusammensetzen und Prüfen derselben, Differentillampen, Dauerbrandlampen, Kopierlampen, Effektlampen, Liliputlampen und Wechselstromlampen.

5. Das Fabriklager:

Ventilatoren, Kleinmotoren für Nähmaschinen, Handbohrmaschinen.

6. Die Krafstation:

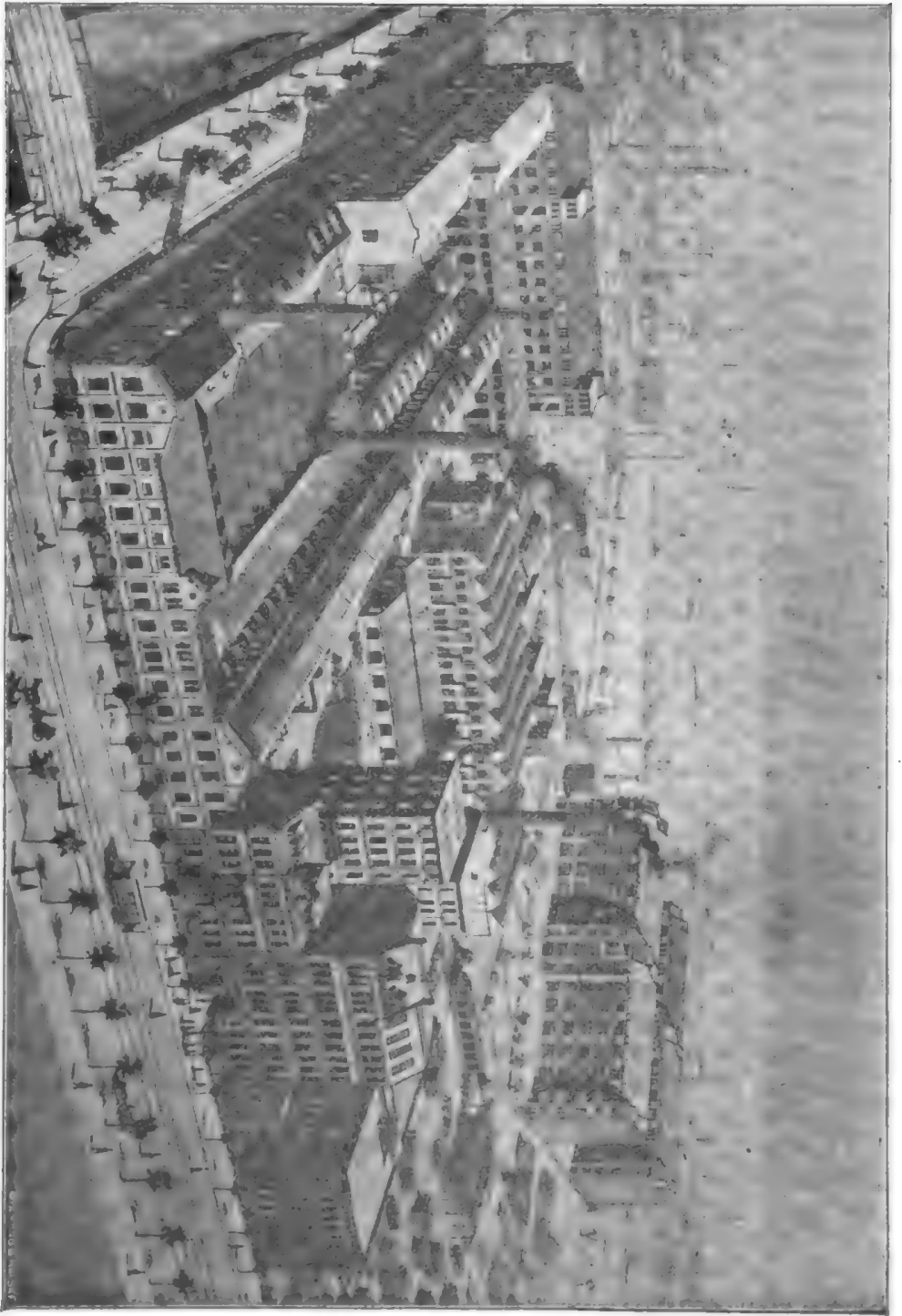
6 Dynamo-Maschinen direkt mit den Dampfmaschinen gekuppelt, maximale Leistung ca. 1700 Kilowatt für Beleuchtung und Kraftübertragung in dem Werk.

7. Vorführung der Wirkung eines künstlichen Blitzes auf einen Hörner-Blitzableiter.

8. Der Konsumverein.

Wir bemerken dazu noch, daß das Charlottenburger Werk der jetzigen Siemens-Schuckertwerke Mitte der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts aus der Markgrafenstraße, dem Stammhause, abgezweigt wurde und allmählich das Kabelwerk, Dynamo-Apparaten- und Bogenlampenbau in sich begriff, bis im Jahre 1899 das Kabelwerk nach den neuerbauten Werkstätten am Nonnendamm-Westend, und durch die Fusionierung mit der Firma Schuckert der Dynamobau nach dem Nürnberger Werk verlegt wurde.

Betreffs der Wohlfahrts-Einrichtungen erwähnen wir, daß an sämtlichen im Werke befindlichen Maschinen Schutzbleche überall da an-



Siemens-Schuckert-Werke.

gebracht sind, wo der Arbeitende eventuell in die Getriebe kommen könnte, sodaß einem Unglücksfall auf das Möglichste vorgebeugt wird. Ferner sind in allen Plätzen, wo Metallstaub entsteht, wie beim Schleifen und Polieren, sowie bei den Holzbearbeitungsmaschinen, Absangevorrichtungen vorgesehen, sodaß die Augen und Lunge geschützt werden. In den einzelnen Abteilungen befinden sich Wasch- und Ankleideräume. Für etwaige trotzdem vorkommende Unglücksfälle ist ein mit allen modernen Einrichtungen versehener Verbandsraum vorhanden, in dem mehrere sachgemäß ausgebildete Samariter ihres Amtes walten.

Während der Konsumverein den Beamten und Arbeitern des Werkes gediegene Speisen und Getränke zu billigen Preisen liefert, sorgt das Arbeiterkasino für warmes Mittagessen und Kaffee für die Arbeiter, denen das Mittagessen nicht gebracht werden kann. Geräumige und gut ventilierte Speiseräume dienen während der Mittagspause zur Aufnahme der Speisenden, die hier für den Preis von 25 Pf. nahrhaftes gutes Essen erhalten. Auch für die Beamten ist ein Kasino vorhanden, in welchem mittags ein warmes Frühstück gereicht wird. Während letzteres von der Firma direkt unterhalten wird, untersteht der Konsumverein wie auch das Arbeiterkasino einem Arbeiter-Ausschuß, der von dem gesamten Werk abteilungsweise gewählt wird.

Eine besondere Stelle in den Wohlfahrtseinrichtungen nimmt noch die Arbeiter- und Beamten-Pensions-Witwen- und Waisen-Kasse ein, die den Angestellten der Firma bei eintretender Invalidität resp. nach bestimmten Dienstjahren eine Pension und den Witwen und Waisen Unterstützung gewährt. Der pro Kopf zu zahlende Beitrag wird von der Firma ganz allein geleistet.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

**Oderberg i/M. im letzten halben Jahrhundert.** Vortrag, gehalten im Verein für Heimatkunde von Herrn Lehrer em. Heinrich Lange. (Schluß.)

Als Straßenschmuck aus früherer Zeit muß ich noch erwähnen, daß vor einigen Häusern in den beiden Hauptstraßen große Birnbäume standen, in der Berlinerstraße auch Akazien, eine Tanne und ein Kastanienbaum, der noch heute seinen Platz behauptet. Ja, einige Bürger nutzten den Vorraum ihrer Häuser dadurch aus, daß sie kleine Blumengärtchen dasselbst anlegten, die mit schön gestrichenen Staketenzäunen umgeben waren. In einem dieser Gärtchen sah ich sogar eine Tabakskutsche, ein Beet, worin die jungen Tabakspflanzen gezogen werden. Drei solcher Gärtchen sind in der Berlinerstraße noch vorhanden. An einigen Häusern sah man auch, wie noch jetzt, den Weinstock gepflegt. In den letzten drei Jahren hat es der Verschönerungsverein sich angelegen sein lassen,

an geeigneten Stellen in den Hauptstraßen, mit Genehmigung der städtischen Behörde, sowie der betreffenden Grundstücksbesitzer, Lindenblüme anzupflanzen, die später sicher ein Schmuck der Straßen sein werden, während die auf dem Brückendamm angepflanzten Rotdornblüme gleichem Zweck dienen, ja durch ihre Blütenpracht schon jetzt Vorübergehende erfreut haben.

Endlich sei auch noch des Weges — Straße kann man wohl nicht recht sagen — gedacht, der schon mehr als 30 Jahre im Dienste der Öffentlichkeit steht und von Fuhrwerk und Fußgängern benutzt wird, trotzdem aber heute noch wie damals in demselben traurigen Zustande belassen daliegt. Ich meine den Weg am Wasser entlang, von der Brücke an aufwärts. Die Erhöhung dieses Weges geschah größtenteils in den Jahren 1852 bis 1854 insofern, als die Erde von der Planierung des Kirchberges hierher geschafft wurde. Es ist und bleibt dieser Weg noch immer die Schmutzkante am Ehrenkleide der Stadt und bei nasser Witterung nur für Holzschuhgänger passierbar. Außerdem gewähren einige angrenzende Dunghaufen, ja nicht weit entfernt liegende und darum sichtbare Aborte einen ekelerregenden Anblick. Hier bald Wandel zu schaffen und bessere Zustände herbeizuführen, ist nicht nur wünschenswert, sondern notwendig. Leider sind die bisher seitens der Stadtverwaltung nach dieser Richtung hin unternommenen Versuche an dem Widerstande der Uferbesitzer gescheitert. Wie schön, wenn hier eine gepflasterte und mit Bäumen bepflanzte Straße entstehen würde. Mit der Pflasterung ist ja hinter den Grundstücken der Besitzer Bietz und Stügemann in anerkennenswerter Weise der Anfang gemacht, möge doch die Fortsetzung bald folgen.

Schließlich möchte ich noch an einige Namen und Bezeichnungen von Plätzen und Örtern erinnern, wie solche im Volksmunde gebräulich waren und teilweise wohl noch sind.

Der Totschlag. Gemeint ist wohl damit ein Teil der Gärten vor dem Krankenhause. Hier soll früher, als Wohnhäuser noch nicht vorhanden, der Platz also wüste war, die Abdeckerei gewesen sein. Der Besitzer derselben wohnte in eigener Behausung auf dem Oberkietz und übernahm, als die Abdeckerei nach Angermünde verlegt wurde, die Verpflichtung, das hier verwendete Vieh nach dorthin anzumelden, damit es dann abgeholt werden konnte. Dieselbe Örtlichkeit wird auch Paddenpuperei genannt, wahrscheinlich von dem, an milden Sommerabenden veranstalteten Konzert der Unken und Frösche (hier Padde genannt). Sodann gibt es noch einen Tumult- oder Köterberg auf dem Oberkietz in der Nähe des Hauses, wo vor mehr als fünfzig Jahren die Herberge war. Wahrscheinlich ist es unter den Eingewanderten, die auch wohl öfter Hunde (Köter) mit sich führten, nicht immer ganz still und ruhig zugegangen. Der Spritzenplatz ist der Hauptspielplatz unserer Jugend, dient aber den fahrenden Künstlern, Karussell- und Schau-budenbesitzern als Ort ihrer Tätigkeit. Da aber ein Standgeld entrichtet werden muß, so hat die Stadt hierdurch noch eine kleine Einnahme.

4. Wohnhäuser. Ich wende mich nun zu den Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden. Oderberg ist in früheren Jahrhunderten von Bränden nicht verschont geblieben. Die beiden letzten großen Brände 1670 und 1672

legten fast die ganze Stadt in Asche. Der Wiederaufbau konnte bei der großen Armut der Bürger nur langsam vor sich gehen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß einige in jener Zeit, Ende des 17. Jahrhunderts erbaute Häuser bis in die Jetztzeit sich erhalten haben. Das nach dem letzten Brande neuerbaute Rathaus wurde am 24. August 1699 durch den Bürgermeister Brünning eingeweiht. Die von ihm gehaltene Weiherede, der Gerechtigkeit gewidmet, ist im Druck erschienen, was bei damaligen Verhältnissen gewiß viel sagen will. Übrigens würde die Rede noch heute dem gewandtesten Juristen alle Ehre machen. Ob sie in den Magistratsakten vorhanden, weiß ich nicht, aber sie stand vor vielen Jahren abgedruckt in der Od. Ztg., wenn ich nicht irre, Jahrgang 1876. Das jetzige Rathaus gehört der Neuzeit an und wurde 1844 seiner Bestimmung übergeben. Es ist, wie das in seiner jetzigen Größe hergestellte Schulhaus, ohne allen äußern Schmuck. Auch die drei übrigen Gebäude, das Kranken-, Spritzen- und Armenhaus gehören der Stadt, sind noch nicht alt und daher im besten baulichen Zustande.

Was die Wohnhäuser der Bürger anbetrifft, so sind Prachtbauten nicht darunter, wenngleich einige durch äußern Schmuck sich etwas vorteilhafter hervortun. Die meisten Wohnhäuser sind Holzbauten, was wohl darin seinen Grund haben mochte, daß die Bürgerschaft außer freiem Brennholz auch freies Bau- und Reparaturholz aus der Königlichen Forst bekam. Wie viel Holz bei den Bauten verwendet wurde, ersieht man an den in jener Zeit erbauten Häusern; das für ein Haus verbrauchte Holz würde heute wohl für zwei ausreichen. Vor fünfzig Jahren waren außer Pfarr- und Rathaus ungefähr ein Dutzend massive Häuser in der Stadt. Die später um- beziehungsweise neu gebauten Häuser, sowie die Häuser in dem neuen Stadtteile sind alle massiv gebaut. Viele, aus früherer Zeit erbauten Häuser stehen mit dem Giebel nach der Straße und die an den Bergseiten erbauten Häuser haben als Eingang eine Treppe, durch welche die Benutzung des Bürgersteiges ungemein gehindert wird. Auffallend ist, daß in den alten Häusern Wohn- und Schlafräume äußerst niedrig sind, sodaß man bequem mit der Hand die Decke erreichen kann. Bei Neubauten fällt dieser Mißstand selbstverständlich fort, denn die Räume haben meist eine Höhe von 8—9 Fuß. Vor fünfzig Jahren fand ich hier noch drei Häuser, deren Dachrinnen mit Drachenköpfen als Wasserspeier geziert waren. Das Haus in der Angermünderstraße hat diesen altertümlichen Schmuck längst verloren, während die beiden Häuser in der Berlinerstraße denselben noch besitzen. Dieser Häuserschmuck soll der Sage nach aus dem Amtshause von der Festung stammen, jedenfalls sind sie noch Wahrzeichen aus der alten Zeit. Auch findet man auf einigen Häusern noch Wetterfahnen und Kugeln statt der Fahne, nicht nur von ziemlicher Größe, sondern auch mit mehreren zolllangen Stacheln über und über besetzt. Ein Wahrzeichen, daß in diese Häuser früher der Blitz eingeschlagen haben soll. Das letzte dieser Zeichen sah man auf dem Sauersehen Hause in der Angermünderstraße, das durch den Umbau entfernt ist. Im letzten halben Jahrhundert sind in der Altstadt und Umgegend ungefähr 83 Wohnhäuser erbaut worden, wozu 65 neue Bauplätze und 18 solche benutzt werden mußten, auf denen die Gebäude durch Altersschwäche entfernt oder durch Feuer zerstört worden waren. Selbstverständlich zählen hier die

Häuser in der Neustadt und an der Chaussee bis zur Grenze, sowie die Gebäude auf den Loosen im Bruche nicht mit. Diese letzteren Bauten, sowie die Fabrikanlagen sind erst nach Vollendung der Verwallung entstanden. Oderbergs Einwohnerzahl hatte nun nach Herstellung aller dieser Wohnhäuser ein leidlich gutes Unterkommen und war in der höchsten Blüte auf ungefähr 4200 angewachsen. Arbeit und Verdienst war lohnend und brave Arbeiter haben es auch zu etwas gebracht, entweder einen Notgroschen zurückgelegt oder sich ein Besitztum geschaffen.

Zum Schlusse möchte ich noch einige Erlebnisse aus dem Jahre 1848, soweit ich mich deren entsinne, mitteilen. Der Winter von 47 auf 48 war sehr streng und anhaltend. Die Gewässer waren mit mehr als fußdickem Eise belegt und Felder und Fluren lagen unter tiefem Schnee begraben. Arbeit überall knapp, desto größer aber die Not und mit dieser stieg auch die Unzufriedenheit.

Da kam in der letzten Märzwoche die Schreckensnachricht, daß in Berlin die Revolution ausgebrochen sei. Für Preußen ein unerhörtes, fast unglaubliches Ereignis. Die Kunde von den Straßenkämpfen gegen das Militär, von dem Bau der Barrikaden, von der schimpflichen Behandlung des Königs, waren für den einfachen Provinzler ganz unfaßbare Dinge. Ungeahnt, wie der Dieb in der Nacht, waren die Ereignisse hereingebrochen, und auf die Frage, warum und wozu ist das alles, konnte niemand Antwort geben. Als nun gar das Militär aus Berlin zurückgezogen war, hieß es hier, das Volk hat es aus Berlin herausgeschlagen und wird auch nach solcher Heldentat in die Provinz kommen und alles fortnehmen und vernichten. Da entfiel auch den Beherzten der Mut und die Parole lautete: Wir müssen alle zusammenstehen, uns wehren und das Gesindel vertreiben. Es wurde laut Verf. des Ober-Präsidenten v. Meding, vom 31. März, wonach die Kommunen mit der Bildung von Schutzvereinen und Bürgerbewaffnungen vorgehen möchten, um mit aller Kraft und Energie die frevelhaften Angriffe auf fremdes Eigentum zurückzuweisen — nunmehr zur Bildung der hiesigen Bürgerwehr geschritten. Die Stadt wurde in Bezirke geteilt, in jedem Bezirke die geeignetste Mannschaft ausgesucht, die sich dann wieder ihren Oberführer (auch Rottenführer genannt) wählte. Das Wachtlokal, wo auch die Parole für den Sicherheitsdienst ausgegeben wurde, war auf dem Rathause. Hier befand sich auch der gewaltige Sturmschlüssel und eine Laterne, falls in der Nacht der Turm aufgeschossen und Sturm geläutet werden müsse. Auch die Waffen, meist Säbel, wurden hier empfangen und nach dem Dienst wieder abgeliefert. Nur Selbstbewaffnete machten eine Ausnahme, indem sie ihre Waffen zu Hause aufbewahrten. Am Tage merkte man nichts von dieser militärischen Vorbereitung, aber am Abend hörte man die Säbel rasseln und sah die Wachen nach ihren Bestimmungsortern ziehen. Zwei Stunden Wache, dann Ablösung hieß es, aber die letztere kam selten oder nie. So schleppte die Bürgerwehr ihr trauriges Dasein noch fast den halben Sommer durch und starb, so stark wie sie auch sein mochte, doch endlich an Entkräftung.

Hier war und blieb alles still und ruhig, die wenigen Radaubröder waren ungefährlich, wengleich sie unter sich schon Amt Neuendorf und den nahen Wald verteilt hatten. Zur Verstärkung des Forstpersonals waren einige



Gardejäger aus Potsdam hierher kommandiert. Auch in unserer Umgegend, mit Ausnahme von Alt-Rüdnitz, sind Ruhestörungen nicht vorgekommen.

In Anbetracht der überstandenen Not und Gefahr wurde diesmal der Geburtstag des Königs großartig gefeiert. Die Schützengilde hatte dazu den Veteranenverein, den Handwerkerverein mit seinem Sängerkhor und mehrere Gäste aus der Stadt, sowie die Bürgerwehren aus Liepe, Lüdersdorf, Paarsstein und Stolzenhagen geladen. Vor dem Schützenhause hielt Prediger Alberti eine begeisterte Ansprache und schloß mit einem Hoch auf den König, worauf alle freudig einstimmten. Die Stadt hatte am Abend illuminiert. Oderberg war, ist und wird auch ferner patriotisch bleiben.

**Die Orts- und Flurnamen der Stadt Eberswalde.** Flurnamen sind Geländeurkunden — und als solche sind sie für die Erforschung und Ergründung der ältesten Geschichte eines Ortes von größter Bedeutung. Die fortschreitende Bebauung und Besiedelung trägt nicht zum wenigsten dazu bei, alte Flurstücke verschwinden zu lassen. Mit ihrem Verschwinden als „Flurstück“ gerät auch der ursprüngliche Name, da er jetzt gegenstandslos geworden ist, in Vergessenheit. Es dürfte deshalb von allgemeiner Wichtigkeit sein, zunächst Verzeichnisse aufzustellen, welche die Flurnamen in allgemeiner Aufzählung wiedergeben. Ihre Erklärung kommt erst in zweiter Linie.

Das nachstehende vom Unterzeichneten auf Grund alter Karten, hiesiger Magistratsakten, alter Chroniken und zum Teil mündlicher Überlieferung ausgearbeitete Verzeichnis (das auch eine ganze Reihe heute gänzlich unbekannter Namen enthält) soll in dieser Beziehung eine Anregung bieten, welche hoffentlich von andern Lokalforschern aufgenommen und für ihren Ort in die Tat umgesetzt wird.

#### Verzeichnis der Orts- (Straßen-) und Flurnamen.

Ackerstraße*).	Bleichberg.
Adam und Eva (zwei uralte Eichen).	Blumenwerder (u. -straße).
Ahornstraße.	Bollwerkstraße.
Alsenplatz.	Böltesteig.
Amtsschreibers Werder.	Brautstraße.
Augustastrafe.	Breitestraße.
Beerbaumsche Wiesen.	Brosenberg (auch Rosenberg).
Berckenbrücke.	Brunnenstraße (Gesundbrunnen).
Bergerstraße (Bergers Häuser).	Büchenkopf.
Bernauer Brücke, Bernauer Heerstrasse.	Bullenwiese.
Bierweg.	Bullerspring.
Birkenbruch.	Bunte Buche.
Bismarckstraße.	Bürgermeisterhügel.
	Burgwall (Borchwall).

\*) Da ein Teil der Eberswalder Straßennamen an frühere Flurbezeichnungen anknüpft, so sind auch die Straßenbenennungen der Vollständigkeit halber mit aufgenommen.

- Calmusbrücke.  
 Caprivistraße.  
 Danckelmannstraße.  
 Dietusgarten.  
 Donopstraße.  
 Drachenkopf (Drenkenkoff).  
 Drehnitz (ein Fließ), Dregnitz, Drögenitz, Drehnitzwiesen.  
 Düppelstraße.  
 Düsterwinkel.  
 Ebersberg (Ebersberger Hufen).  
 Eichelgarten.  
 Eichwerder (-berg und -straße).  
 Eisenbahnstraße.  
 Entenwinkel.  
 Erlenbruch.  
 Finow (Vinaue, Fühnow, Fine, Fühne, Vinow, Fuhre, Führe, Furth, Fohra — Hohenfinow, Niederfinow, Conrad von Vino, Finow-Kanal).  
 Fischerbrücke.  
 Flütze (Flöte, Flüße).  
 Forellenfließ.  
 Försterwiese.  
 Freienwalderstraße.  
 Freiheit.  
 Friedenshügel.  
 Friedhofstraße.  
 Fuchswiese.  
 Galgenberg, Galgengrund.  
 Gartengassenwiesen.  
 Gartenstraße.  
 Georgstraße.  
 Gerichtsstraße.  
 Gesundbrunnen (-berg).  
 Göhdenbad.  
 Grabowstraße.  
 Grenzpfuhl.  
 Grünstraße, Grüner Weg, Grüner Tisch.  
 Hausberg (auch Ebersberg, Schloßberg, Wunderberg, Schützenberg).  
 Heegermühlerstraße.  
 Heilige Hallen.  
 Herthasteig.  
 Heuweg.  
 Hinterstraße.  
 Hohespring.  
 Hoher (oder Spitzer) Stein.  
 Hölle (Helle).  
 Horstwinkel (Hortwinkel).  
 Hospitalberg.  
 Hundemark (Hundemarkt).  
 Hurensteig.  
 Husarenberg.  
 Jacobsdorfer Feld (und -See).  
 Jacobsweg.  
 Jägerstraße.  
 Judenstraße.  
 Junkerstraße.  
 Kahlenberg.  
 Kaiser-Friedrichstraße.  
 Kalte Wasser (ein Fließ).  
 Karlstraße.  
 Karpfenteich.  
 Kohle.  
 Kesselgrund.  
 Kienwerder (Kiehnwerder).  
 Kietzer Brücke.  
 Kirchstraße.  
 Klingelbeutel.  
 Klostersteig (Mönchssteig).  
 Klosterteich.  
 Kniebusch.  
 Knochenweg.  
 Knüppeldamm.  
 Kohlenweg.  
 Königsheide.  
 Königskiefer.  
 Koppel.  
 Krähenberge (Sperlingsberge).  
 Kreuzstraße.  
 Kronland.  
 Krumme Lanke.  
 Kuhbrücke, Kuhdamm (khwdam).  
 Kuliekes Weg.  
 Kunenßberg.  
 Kupferhammerteich (-weg).  
 Kurzestraße.  
 Langer Grund (Langer Werder).  
 Lauseberg.  
 Leuenberger Wiesen.  
 Lichterfelderbruch (-fließ, -straße).  
 Liesenkrütz.  
 Lietze.

- Lindenstraße.  
 Macherslust (Maschmannslust).  
 Magdalenenstraße.  
 Marienbruch (-straße).  
 Mauerstraße.  
 Melansberg (auch Molongberg).  
 Michaelisstraße.  
 Mittelbruch.  
 Mohre (Moore).  
 Moltkestraße.  
 Mönchsberg (-brücke, -fließ, -heide, -steig).  
 Moorbrücke (Morthbrugge).  
 Mühlenstraße.  
 Müllerstraße.  
 Nagelstraße.  
 Naumannsche Kolonie.  
 Nesselgrund.  
 Neuer Teich.  
 Nonnenfließ.  
 Oberheide.  
 Oberspring.  
 Ochsenweg.  
 Otterbruch.  
 Papensteig.  
 Papentisch (Popentisch).  
 Paschenberg (Pagenberg).  
 Pätschens-Kehle (-Mühle, -Belvedere).  
 Pechteich.  
 Pfeilsgarten (-straße).  
 Pflingstberg.  
 Polenzwerder.  
 Poratzsee.  
 Postluch (-straße).  
 Pulvermühlensfließ.  
 Pumpe (große und kleine).  
 Ragöse, Rogose (auch Mönchsfließ).  
 Ratsweinberg (Weinbergstraße).  
 Ratzeburgstraße.  
 Rheinspfortenweg.  
 Richterstraße.  
 Rohrpfuhl.  
 Rosenberg (auch Brosenberg, -straße).  
 Rudolfseiche (auch Hartsch-Eiche).  
 Rühlenswerder-Polenzwerder.  
 Sandgasse  
 Saugrund (Saubucht, Schweinebucht).  
 Schäferberg (-weg).  
 Schanzenberg.  
 Schellenscher Teich.  
 Scheunenstraße.  
 Schicklerstraße.  
 Schlangenfuhl.  
 Schlänke.  
 Schleifmühlenberg (-Weg).  
 Schleusengasse (Am Kanal, Kanalstraße).  
 Schloßberg (Burgberg).  
 Schneiderstraße.  
 Schöllgrund.  
 Schulzenhügel.  
 Schützenberg (-straße).  
 Schwärze (Schwertze, Mela).  
 Schweizeracker (-wiesen, -land, -straße)  
 Semmelbrücke.  
 Siebenhügelweg.  
 Sommerfelder Enden (S. - Knöpel, S. - Werder).  
 Sonnenbrücke.  
 Sörgenswerder.  
 Sperlingsberge.  
 Spitzer Stein.  
 Stadtbruch.  
 Stadtkassenheide.  
 Steinerberg.  
 Steinstraße.  
 Stettinerstraße (früher Angermünder Weg).  
 Sumpflöcher.  
 Teichwiesen.  
 Teltos Dörnitz.  
 Tempelberg (Auf dem Tempel).  
 Teufelssee.  
 Theerbrennerweg.  
 Thieles Höhe (Thieles Thräne).  
 Tiergarten.  
 Töpferkuthen (-straße).  
 Trift (Viehtrift).  
 Uffstall, Upstall.  
 Unterheide.  
 Vivatsberge.  
 Viktoriastraße.  
 Wasserfall.  
 Wasserkum.

Weidendamm.  
Weinbergstraße.  
Wendelstieß.  
Werder.  
Wilhelmstraße.  
Wolfsbäcke.

Wunderberg.  
Wurzelberg (-weg).  
Zainhammer.  
Zimmerstraße.  
Zollgarten.

Eberswalde, 5. Februar 1905.

Rudolf Schmidt.

1. **Altsachen von Wittstock.** Im Herbst 1901 erhielt ich die Nachricht, daß auf dem Scharfenberge, 4 Kilometer südlich von Wittstock, an der Chaussee nach Kyritz Urnenscherben beim Pflügen zu Tage gefördert seien. Als ich dort erschien, hatte der Dampfpflug sein Zerstörungswerk schon beendet; nur noch Scherben konnte ich auf dem Acker auflesen. Auch später im Frühjahr und Herbst bin ich an Ort und Stelle gewesen und habe von den Scherben, soweit sie Ornamente zeigten oder auf die Form der Urne schließen lassen konnten, soviel als möglich gesammelt. Der Fundort befindet sich auf der steil über der Chaussee und 40 Meter über der Dosseniederung sich erhebenden Höhe; sie ist der südöstliche Vorsprung der Höhengesamtheit, welche Scharfenberge heißt und auf der die Kaiserlichen und Sachsen sich 1636 verschanzt hatten. Das Urnenfeld erstreckt sich, von oben sanft sich neigend, etwa 50 m nach Süden, während die Breite etwa 40 m beträgt; wenigstens fanden sich auf einer solchen Fläche die Urnenscherben verstreut. Auch Knochenreste waren vom Pfluge herausgewühlt; von Bronze- oder Eisengeräten konnte ich nichts entdecken. An mehreren Stellen lies ich nachgraben in der Hoffnung auf unversehrte Urnen zu stoßen, doch ohne Erfolg. Auch lies sich nicht feststellen, ob die Urnen in einer Steinpackung sich befunden hatten; Steine durchsetzten den Boden in sehr großer Anzahl. Die gesammelten Urnenscherben sind dem Gymnasialmuseum in Wittstock einverleibt worden. Soweit die Reste erkennen lassen, sind es Schalenurnen gewesen, bis auf einige, welche auf eine topfartige Form schließen lassen. Das Material ist sehr verschiedenartig, teils grobkörnig, teils feiner Ton ohne Beimengungen. Die Farbe der Urnen war im allgemeinen grau-braun, vielfach auch innen und außen geschwärzt. Die Ornamente, mit mehr oder weniger Sorgfalt ausgeführt, bestehen aus Linien und Punkten; die Linien zeigen meist die Zickzackform. Mir scheinen die Urnen denen des Dahlhausener Fundes am nächsten zu stehen, also wie diese dem 3.—5. Jahrhundert nach Christi Geburt, wie Weigel annimmt, anzugehören.

2. Etwa 5 Kilometer von Wittstock entfernt bei dem Dorfe Jabel befindet sich inmitten der Glinzewiesen ein Burgwall, in ovaler Form angelegt. Das Material besteht aus lehmiger Erde, die an einzelnen Stellen eine rötliche Farbe angenommen hat. Die Länge beträgt 90 m und die Breite 65 m, von der Höhe des Walles aus gemessen. In der nördlichen Rundung ist noch eine nur wenig hervorragende, 20 m im Durchmesser betragende Erhöhung sichtbar. Von der Südwestseite führt in gerader Linie, von der Glinze unter-

brochen, ein Weg auf das einige hundert Meter entfernte Dorf Jabel zu. Dies ist seiner Anlage nach ein wendisches Dorf, und so liegt die Vermutung nahe, daß der Wall von den Wenden angelegt ist, um sich in ihn in Zeiten der Gefahr zu flüchten. Der Glinzefluß und Wiesen, die in früherer Zeit Sümpfe waren, boten Sicherheit gegen anrückende Feinde. Da nur zeitweilig in dem Wallring Menschen Aufenthalt nahmen, so ist es erklärlich, warum Reste von Geräten nicht haben gefunden werden können. Der Wall ist im allgemeinen noch 2 m hoch, doch an einigen Stellen schon ganz abgetragen, indem die Besitzer der Wiesen die Wallerde benutzten, um die Wiesen, namentlich an den Zufahrtsstellen, anzuhöhen. Auch sind durch Durchschneidung des Walles drei Einfahrten in das Innere des Wallringes geschaffen worden. Ein Abzugsgraben ist quer durch die ganze Anlage hindurchgeführt worden. Leider gibt es kein Gesetz, um die Erhaltung solcher in Privatbesitz befindlicher Zeugen aus alter Zeit zu ermöglichen. Gütliches Einreden auf die Besitzer oder Pächter kann nicht für die Dauer Gewähr bieten.

3. Mitte März 1903 fand Herr Thederahn, der Besitzer der Roten Mühle und einer daselbst befindlichen Gartenwirtschaft (3 Kilometer nördlich von Wittstock, an der Dosse gelegen), als er sein Feld umpflügen ließ, unter einem etwa 2 Zentner schweren Stein einen Dolch aus Feuerstein. Sobald ich davon Kenntnis erhielt, begab ich mich nach der Roten Mühle und verabredete die Zeit für eine weitere Durchforschung der Fundstelle. Ein solcher Auftrag wurde mir als dem Vertrauensmann der Denkmalspflege später auch von dem Herrn Regierungspräsidenten durch das Landratsamt übermittelt. Leider machte sich Herr Thederahn wider die Verabredung mit einigen seiner Gäste selbständig daran, nach weiteren Funden zu suchen, sodaß die Fundstelle umgewühlt und eine genaue Feststellung der Tatsachen unmöglich gemacht wurde. Als ich später Nachlese hielt, ließ sich mit einiger Gewißheit folgendes feststellen: Der Stein lag 1 Fuß unter der Oberfläche des Ackers und war selbst etwa 1 Fuß dick. Unter dem Stein lag der Dolch. Vor dem Stein, also auf dem Grunde der 2 Fuß tiefen ursprünglichen Grube befand sich eine Schicht Holzkohlenreste, die etwa 5 cm dick war. Darunter zeigte sich der sogenannte gewachsene Boden. Zwischen dem aufgewühlten Sande entdeckte ich ein kleines Stückchen torfartiges Gebilde. Die Grube mag nicht viel über einen Meter im Durchmesser betragen haben. Die Umstände lassen darauf schließen, daß der einstige Besitzer des Dolches sich eine Grube hergestellt hat, um, gegen den Wind geschützt, sich ein Feuer anfachen zu können. Der Stein mag sein Sitz gewesen sein. Als der Mann sich von der Feuerstelle entfernte, verbarg er seinen Dolch unter dem Stein; doch wurde er verhindert ihn wieder abzuholen. — Der Dolch ist sehr regelmäßig durch Schlag aus Feuerstein gearbeitet, 23 cm lang und 4 cm breit, lanzettlich geformt, mit einem für die Hand paßrechten Griff; er gehört der neolithischen Zeit an. Herr Thederahn hat ihn dem Gymnasialmuseum in Wittstock überwiesen.

C. Polthier, Wittstock, Ost-Priegnitz.

**Das Heimatfest in Crossen.** Die liebliche Oderstadt feierte in den Tagen vom 8. bis 10. Juli dieses Jahres das Fest ihres neunhundertjährigen Bestehens. Kein geringerer als der berühmte Bischof und Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg schrieb zum ersten Mal den Namen der Stadt nieder und zwar als er berichtete, wie Kaiser Heinrich II. 1005 den Herzog Boleslaw von Polen von dieser wichtigen Übergangsstelle verdrängte. Die Stadt hat diesen Erinnerungstag in würdiger Weise begangen. Der Mittelpunkt dieses Festes war die Enthüllung einer Büste Friedrichs des Großen an einem Hause des Marktplatzes. Zu diesem Zwecke hatte man einen historischen Festzug veranstaltet aus zwanzig Gruppen, die eine Übersicht boten über die geschichtliche Entwicklung unserer Heimatstadt. An diesem Zuge hatten sich auch die Vertreter der Crossener Industrie, die Butlingsche Röhrenfabrik und die Metallwarenfabrik von A. Körner, mit zwei prächtig ausgestatteten Wagen beteiligt. Außerdem war eine große Menge alter und junger Kinder der Stadt aus der Fremde nach Hause geeilt, um das schöne Fest mitzufeiern, das von Anfang bis zu Ende einen würdigen Verlauf nahm.

## Bücherschau.

**Reitweinsche Merkwürdigkeiten.** Geschichte des Dorfes Reitwein von Paul Schröder, Pfarrer in Reitwein. Mit einer Karte der Reitweiner Berge. 1904. Selbstverlag des Verfassers. In Kommission bei G. Nauck (F. Ruhe), Berlin SW. 12. III. 170.

Das Dorf Reitwein liegt am Rande des Oderbruches und zwar auf der merkwürdigen Spitze, in welche das Lebuser Plateau gegenüber von Küstrin ausläuft. Den Grundstock zu dem Buch haben die Aufzeichnungen geliefert, welche zwei Vorgänger des amtierenden Geistlichen hinterlassen haben.

In dem ersten Teil des Buches behandelt der Verf. die Geschichte des Dorfes im Anschluß an die großen Ereignisse in unserem Vaterlande und in dem zweiten die Geschichte des Ortes selbst. Die Schlacht von Kunersdorf ist das wichtigste geschichtliche Ereignis dieser Landschaft, und die Chronik weiß genug von der Not jener Zeit zu berichten. Nach der Schlacht hat der Große König eine Nacht im Schlosse zu Reitwein zugebracht. Das Gut gehörte zuerst einer Familie von Platow, darauf der Stadt Frankfurt, weiterhin der Familie von Burgsdorff und jetzt der gräflichen Familie Finck von Finckenstein.

Derartige Dorfchroniken werden jetzt vielfach von Ortsgeistlichen zusammengestellt. Sie bilden ein Band zwischen der Heimat und ihren fernen Kindern.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## **Der Vehlefanzer Feldzug am 18. Januar 1871.**

Ein plattdeutsches Volkslied aus der Neuzeit, mitgeteilt  
von Schulrat Dr. L. H. Fischer.

---

Von Herrn Geheimen Regierungsrat Friedel wurde ich vor einigen Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß in den Dörfern der Umgegend von Vehlefanze bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten von einem Musiker ein satirisches Gedicht vorgetragen werde „Der Vehlefanzer Feldzug am 18. Januar 1871“, das ein wirkliches Ereignis schildere, von dem aber eine vollständige schriftliche Aufzeichnung nicht vorhanden sei. Nachforschungen, die ich in Vehlefanze anstellte, bestätigten die Richtigkeit dieser Angaben, und es gelang mir durch freundliche Vermittlung einer Persönlichkeit, die nicht genannt sein möchte, den Rhapsoden zu einer Niederschrift des Liedes zu veranlassen und diese Niederschrift zu erwerben. Einige Zeit darauf wurde mir durch Vermittelung des Märkischen Provinzial-Museums eine zweite Niederschrift des ersten Teiles des Liedes zur Verfügung gestellt, die durch Herrn Stadtverordneten Neupert in Spandau veranlaßt war. Eine Vergleichung beider Aufzeichnungen ließ allerlei Abweichungen erkennen, die für mündlich überlieferte Dichtungen charakteristisch sind: Verschiedenheiten in der Ausdrucksweise und in der Wortstellung, Mißverständnisse, die zu Textverderbungen geführt haben, Umstellung von Strophen u. a. m. In der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 8. März 1903 habe ich in dem Aufsatz „Märkische Volkspoesie“ den Inhalt des Liedes vom Vehlefanzer Feldzug mitgeteilt, jetzt, nachdem, wie mir versichert wird, die Hauptakteure in diesem ruhmwürdigen Unternehmen das Zeitliche gesegnet haben, scheint es angemessen, auch den Wortlaut des Liedes zu veröffentlichen, weil es dem Erforscher heimatlicher Volkskunde wichtig genug erscheinen dürfte, vor der Vergessenheit bewahrt zu werden. Den Verfasser des Gedichtes habe ich trotz sorgfältiger Bemühungen nicht ermitteln können. Der folgende Abdruck schließt sich an die Niederschrift des genannten Musikers an, allerdings mit der Einschränkung,

daß bei der Bezeichnung des Dialektes die Orthographie des Schreibers unter Wahrung der mundartlichen Eigenarten an einer Anzahl Stellen berichtigt ist. Herr Oberbibliothekar Professor Dr. W. Seelmann hat sich freundlichst der Mühe unterzogen, den Herausgeber dabei zu unterstützen, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlicher Dank ausgesprochen wird.

### Der Vehlefanzer Feldzug am 18. Januar 1871.

Nach der Melodie: Ick bin een armer Buersmann.

#### Vorrede.

Dreißig Jahre sind bereits verflossen,  
 Wo damals manche Träne ist vergossen,  
 Als wir Vehlefanzer rückten in das Feld,  
 Aus purem Patriotismus, nicht für's schnöde Geld!  
 Aber ob's Winternacht, ob Sonnenschein,  
 Wir werden stets und immer auf dem Posten sein.

Seggt Lüde, hem'm dät all hört,  
 Wat bi den Krämer<sup>1)</sup> is passeert?  
 Ick wär't vertelln, doch stört mi nicht,  
 Bäden<sup>2)</sup> wunnerlich was de Geschicht.

Noah'n Krämer ging ut Vehlefanz  
 Der Chrischoan Bolt sacht sienen Gang.  
 Hä woll doahen in Holten<sup>3)</sup> goahn,  
 Als hä dät all so oft harr doahn.

Hä was all tiedig up de Been,  
 Kunn noch nich nippich<sup>4)</sup>üm sich sehn,  
 En schmucket Enn was't henn noah't Holt.<sup>5)</sup>  
 Dät hätt bedacht der Chrischoan Bolt.

He moakte sich sien Piepken an,  
 Gern rooken daht de leewe Mann,  
 Am mehrsten was noah sien Geschmack  
 En Schluck un eene Piep Toback.

Hä was nu hallweg een Enne goahn,  
 Met eenmal bleef he pickpoal stoahn<sup>6)</sup>:  
 Von'n Krämer her doa knallt't un schallt't,  
 As wier de wille Jagd in'n Wald.

<sup>1)</sup> Südlich von Vehlefanzen liegt ein großes aus einer Anzahl verschieden benannter Heiden zusammengesetztes Waldgebiet, das die Bezeichnung „Der Krämer“ trägt.  
<sup>2)</sup> Bäden = Bäten, Bißchen. <sup>3)</sup> Wohl entstellt aus: in't Holt hen. <sup>4)</sup> nippich = genau, deutlich. <sup>5)</sup> Neupertsche Aufzeichnung: So schunckert he nu hen na Holt. <sup>6)</sup> Neupert: Dit was hüt halwä ehne Boahn. Met eh'n moahl bleht siehn Piepgrah stoahn — völlig unverständlich. Pickpoal = gerade und steif wie ein Pfahl. Mein Gewährsmann hat die entstellte Form: pickproal.



„Hüt is doch keene Driefjagd nicht,  
Mi ist verdächtig de Geschicht“ —  
So grüwelt hä in sienen Sinn,  
Hä kunn den Grund doavon<sup>1)</sup> nich finn'n.

Hä noahm een dücht'gen Schluck ganz fix,  
Doa schoot't em dörch den Kopp wie'n Blitz:<sup>2)</sup>  
Nu is't mi kloar! ick Dummerjoahn!  
Nu weet ick, wat de Klock hätt schloan.

Ja, ja, ick bin nu ewerföhrt<sup>3)</sup>  
In Spando hem'm se rewolteert,  
De Bande von Franzosentüg.  
Nu rückt dät Pack uns up dät Lief.

Ja,<sup>4)</sup> unsre Wiewer harrn ganz<sup>5)</sup> recht,  
Die hem'm jo dät all immer seggt,  
Dat noch moal eens met Sack und Pack<sup>6)</sup>  
Utbreckt dät ganze Röwerpack.

De Landwehr mütt doamank all schloahn,  
Süß künn dät nich so dull hergoahn.  
Hu! wie dät dunnert, wie dät kracht!  
Ja, ja! dät is 'ne grote Schlacht.

Wenn nich dät ganze Land upsteit  
Un nich den Krämer störmen deiht  
Met Äksche Biel un Knallbüß,<sup>7)</sup>  
Denn geiht't uns schlecht, dät ist gewiß.

Doa kunn et woll nich wunder nehm'm,  
Hä kehrt nu üm, füng an to rönn'n.  
Wat kunn hä doa de Beene schmieten,  
De Schinken ut'nänner rieten!

Sien'n Kopp hett jeder Mensch jo leew,  
Sitt up den Rump he noch so scheef,  
Äm wier't, als hört he Kugeln flegen,  
Rechts, links üm äm un allerwegen.

De Hoare stün'n äm piekpoal,  
Der Schweet, der klickt<sup>8)</sup> äm 'raff hendoal,  
Hä was ball ahne Verstand un Sinn,  
So störmt hä nu noa Vehlefanzen 'rinn<sup>9)</sup>

<sup>1)</sup> N.: doch joahr. <sup>2)</sup> N.: ganz fix. <sup>3)</sup> ewerföhrt = überführt, überzeugt. N.: lie woll verführt. <sup>4)</sup> N.: jo. <sup>5)</sup> N.: Frack un Sack. <sup>6)</sup> Äkschen = Äxten. N.: Met Forken, Spies und Ballerbis. <sup>7)</sup> klickt = tröpfelt. <sup>8)</sup> N.: So störmt noa Vehlefanzen hä nu rinn.

Un bröllte los ut aller Macht:  
 „In'n Krämer is 'ne grote Schlacht,  
 Doa werd ganz heillos 'rümmer schoaten,  
 Franzosenvolk is utebroaken

Ut Spando an teindausend Mann!  
 Nu fangen an to rönnen an,<sup>1)</sup>  
 Hem'm bi sich Bomben un Granoaten  
 Un wörgen aff, wat sei man foaten.“

Dit bröllt hä ganz unbännig dull,  
 Mohm Stricksche<sup>2)</sup> att groad eene Stull:  
 Herrje! wat daht sick de verführen!  
 Vör Schreck fällt äre Stull to Erden.<sup>3)</sup>

In Ünsehn<sup>4)</sup> stün'n ook up de Stroat  
 De Vehlefanzer all poaroat,  
 Ook alle Wiewer met är Jöeren,<sup>5)</sup>  
 De woll'n de Hiobspost ook hören.<sup>6)</sup>

So stoahn se denn nu Mann an<sup>7)</sup> Mann  
 Un kieken all bedröwt sick an,  
 De Wiewer hing'n är Weentüg üm,<sup>8)</sup>  
 De Jöeren stimmten ook met in.

Doch endlich fing<sup>9)</sup> der<sup>10)</sup> Schulte an:  
 „Wei mütdden<sup>11)</sup> alle, Mann vör Mann,  
 Met Pieken nah den Krämer goahn,  
 Sall nich der Feind noch bei uns koam'n.<sup>12)</sup>

Wer keene Flint im Huse hätt,  
 Der nähme sich 'ne Heuförke<sup>13)</sup> met;  
 Wenn wir so bei den Feind<sup>14)</sup> anlangen,  
 Paßt up, denn gefft hä sick gefangen.

Doch eens beholl't in juhen Sinn,  
 Steckt jeder een half Pund sich in!  
 Ick bidde ju, dät to beachten,<sup>15)</sup>  
 Denn een Schluck ist nich to verachten.

Merkt ju, nich gar to klein de Pull,  
 Doato 'ne fette Botterstull,  
 Ook Wost un Schinken vör den Magen,  
 Dät de Strabatien wi verdragen.“

<sup>1)</sup> N.: Die fang'n nu so to roven an. <sup>2)</sup> N.: Stricksche. <sup>3)</sup> N.: Eeren. <sup>4)</sup> N.: Um-  
 sehen. <sup>5)</sup> N.: Jöhren. <sup>6)</sup> N.: anhören. <sup>7)</sup> N.: för. <sup>8)</sup> N.: Weentüg umhängen =  
 weinen, ein sonst unbekannter Ausdruck. <sup>9)</sup> N.: fung. <sup>10)</sup> N.: de. <sup>11)</sup> N.: Nu mutig.  
<sup>12)</sup> N.: Wie packen jetzt dahn Krämer an, det nich de Feind bei uns künmt an.  
<sup>13)</sup> N.: eene Heufork. <sup>14)</sup> N.: wi so bi den Feind anlangen. <sup>15)</sup> N.: Ick bidd ju Lüüd,  
 deet dit beachten: Een Schluck is niemals to verachten.

Allmühlich sammelt sich de Schoar,  
 Wat<sup>1)</sup> kem'm to Päre an sogoar,  
 De woll'n Ulanen nu vörstellen.<sup>2)</sup>  
 Als Lanze mußte<sup>3)</sup> de Heufork gellen.

De Schulte was nu General.  
 Doch bracht dät Amt äm groote Quaal;  
 So recht woll keener hier parieren,  
 Man woll up keen Kommando hören.

Denn as 'ne Klitz<sup>4)</sup> an ären Mann  
 Hing jedet arme Wief sich an,  
 Dät was goar rührend antosehn,  
 Wär dät hätt sehn, der muß ook ween'n.<sup>5)</sup>

Mohm Schultsche, ach, man wett et jo,  
 Sett't ären Mann unbännig to,  
 Doch hüte hadd et är Jochen guot,  
 Hüt was är weeklich ook to Muot.

Hüt was se tamm as wie so'n Lamm.  
 „Ach“, sprach<sup>6)</sup> se, „ach, du leewer Mann.  
 Wärs<sup>7)</sup> mi doch hüte nich verloaten,  
 In'n Krämer werst<sup>8)</sup> du tot geschoaten.

Ach Jöchken, wat fang ick denn an?  
 Wat is een Wief, hätt se keen'n Mann!  
 Drum Jöchken goah nich in den Krieg,  
 Blief liewer bei dien armet Wief.

Un süllst<sup>9)</sup> du ook torügge koam'm,  
 Dann slehst du mi an Boaren<sup>10)</sup> stoan.  
 Goah fix to<sup>11)</sup> Hus, mien liewer<sup>12)</sup> Mann  
 Un treck de lütje<sup>13)</sup> Kinner an.

Segg Jochen, wist du mi nich hör'n,  
 Denn wär ick di moal Mores lehr'n!  
 Parier! süß fang ick an to schloan,<sup>14)</sup>  
 Wat dät bedüt't, dät wettst du joa.<sup>15)</sup>

Un holtt de Fust äm vör't Gesicht,  
 Den Jochen was't ganz weenerlich,<sup>16)</sup>  
 Hä kratzte ut en<sup>17)</sup> Oogenblick  
 Un öwerdacht<sup>17)</sup> sien ehlich Glück.

<sup>1)</sup> Wat = ein Teil. <sup>2)</sup> N.: dit sollen Ulanen joar vörstellen. <sup>3)</sup> N.: mütt. <sup>4)</sup> Klitz = Klette. <sup>5)</sup> N.: mütt selbst wehn. <sup>6)</sup> N.: sproak. <sup>7)</sup> N.: werscht. <sup>8)</sup> N.: söst. <sup>9)</sup> N.: Baaren. An Boaren = auf der Totenbahre (?). <sup>10)</sup> N.: still na. <sup>11)</sup> N.: lewer. <sup>12)</sup> N.: lewen. <sup>13)</sup> N.: flochen. <sup>14)</sup> N.: Jochen. <sup>15)</sup> N.: wunderlich. <sup>16)</sup> N.: in. Ut en = uten = aus den. <sup>17)</sup> N.: dachte an.

Fru<sup>1)</sup> Strieksche was besorgt ook schr,  
 „Ach Fritz“, sä se, „ach Fritz mi hör!  
 Fang'n de Franzosen an to scheeten,  
 Denn warst du di to helpen weeten.

In'n Krämer kiek di üm geschwind,  
 Ob da ook holle Böhme sind.  
 Lött sick et moaken, krup geschwinn  
 Denn in sön hollen Bohm herin.

Sitt in den Bohm ganz müskenstill,  
 Loat scheeten, wat doa scheeten will.  
 Merkst du, det is verbi die Schlacht,  
 Denn krüpst du ut den Bohm ganz sacht.

Un rönnt<sup>2)</sup> noah Hus üm det<sup>3)</sup> Dörp herüm,  
 Fix in de Hinnerdöhr<sup>4)</sup> schliekst di 'rinn,  
 Dienen Kaffe findst du in de Röhr,  
 Ick di doato een Melkbrot schmär.“

Ook Muhme Schwartzsch seggt: „Leew Johann,<sup>5)</sup>  
 Nimm een poar Regeln von mi an;  
 Hörst du'n Schott, denn dücke di,  
 So deep du kannst, Mann, hör up mi!

Geiht ook dät iserne Krüz perdü,  
 Schoad't nich, viel liewer is et mi,  
 Wenn di nich de Franzosen foaten  
 Un du behollst diene gesunde Knoaken.

Geiht't an, krup in een Graben rinn,<sup>6)</sup>  
 Un dät di keen Franzos kann finn'n,  
 Müst du di längelang<sup>7)</sup> utstrecken,  
 Un denn met Loof di fix tudecken.“<sup>8)</sup>

So hebb'n de Wiewer instrueert  
 Un hadden ook ball de Manns bekehrt,  
 De mehrsten wirn<sup>9)</sup> noah Hus woll<sup>10)</sup> goahn,  
 Wir nich der Schult dazwischen koam'm.

---

<sup>1)</sup> N.: Muhme. <sup>2)</sup> N.: still. <sup>3)</sup> N.: umt. <sup>4)</sup> N.: Hinge Döhr schliik di rin.  
<sup>5)</sup> N.: Muhme Schwartzsche seggt: „Ach leew Johann. <sup>6)</sup> N.: Geit et, dänn krup in  
 Graben rinn. <sup>7)</sup> N.: lingelang. <sup>8)</sup> In der Neupertschen Niederschrift folgt hier die  
 vorbergehende Strophe, die aber vom Schreiber offenbar nicht verstanden ist: Geiht  
 ok det iserne Krütz bedühts. Schot nich, fill lewer is et mi, Wenn die nich de  
 Franzosen foaten Und du beholst gesunde Knoaken. <sup>9)</sup> N.: hem. <sup>10)</sup> N.: wollt.

Hä reep: „Wat sall denn dat Geflenn?  
 Wi müdden nah den Krämer henn,  
 Segg jeder fix to siene Fru:  
 Adjes, nah Hus rasch scheeret ju!<sup>1)</sup>

Kiekt nah de Wiewer ju nich ün,  
 Süß werd ju wecklich blos to Sinn,  
 Sind wi ut Dörp rut, leewe Lüd,  
 Denn gefft sick alles met de Tied.“

So sind se denn nu afgesackt,  
 De Trummel schlog doato den Tackt,  
 De Kavallerie, de reet vorrup,  
 De Infanterie binn'an, put, put.

Ne vörrel<sup>2)</sup> Miel had'n se marscheert,  
 Wo sei von't Scheeten nischt hem'm hört,  
 Doch nu ging't los, ach leiwer Gott!  
 Denn ringsüm fällt nu Schott up Schott.

Mit eenen Ruck bleew alles stoahn,  
 Dät was, as hüt de Blitz drin schloan.  
 Vör Angst tosammen beten se de Tähn,  
 De Pläre flog'n sich an to böhm'n.

Nich eener rögte Hand noch Foot,  
 Bei jeden was erstarrt dät Bloot,  
 Dät Härte hörte up to schloan;  
 De Oogen starr in'n Kopp ör stoahn.

Ach, leewe Lüdde, lacht man nich!  
 Dat Scheeten was doa fürchterlich,  
 Un noch dato ut dät Getös  
 Hört' knarren man de Mitralljös.

„Duckt ju!“ reep jetzt der Kummandör,  
 Wupps lagg ook alles up de Eer,  
 Dät hulp, von all de veel Granoaten  
 Werd ook nich eener dot gesehoaten.

Noahgrade hörte dät Scheeten up,  
 Schlieks kamm wedder Leewen in den Trupp,  
 Bekrüzten sich von unnen bet boaben,  
 Helpt't nich, so kunn't ook nich schoaden.

„Noah Hus, doa müdden wi ganz fix!“  
 So reep de Schult, un nu wie'n Blitz  
 Stund'n siene Lüdde up de Fööt,  
 „Noah Hus!“ dät klang doch goar to sööt.

<sup>1)</sup> Bis hierher reichte die Neupertsche Niederschrift. <sup>2)</sup> vörrel = viertel,

„Wenn uns dät nich sall schlimm hier goahn,  
Denn müdden wi uns döhre hier schloahn,  
Dät heww' ick alles öwerdacht,  
To grot is hier de Öwermacht.

Wenn keener ook den Feind nich sicht,  
Dät moakt, hä is woll noch to wiet,  
Doch rückt hä näher uns up't Lief,  
Denn sind wi riep to't Himmelriek.

Wär sall denn schützen Fru und Kind!  
Drum müdden wir noah Hus geschwind,  
Denn kümmt der Feind noah Vchlefanz,  
Blist doa keen knökern Knoake ganz.“

In dichten Klump gung't nu torügg,  
Der Feind schoot nich, dät was een Glück,  
Doa kunn man fixe Lüde sehn,  
Dät was ook niseht wie Been un Been.

In fünf Minuten, Mann an Mann,  
Kiemen prustend in dät Dörp sei an,  
So fix, as dieser Marsch hätt goahn,  
Führt nich de Kremmer Iserboahn.

Der Schulte erstatt'te nu Bericht  
Von de verlewte Kriegsgeschicht  
Un meinte: „Helpt nich Schwante un Zieten,<sup>1)</sup>  
Denn müdden wei all in't Gras rinnbieten.“

„Ach Schulte, dät deiht woll nich mehr not“  
Fall'n em de Wiewer in dät Wort,  
„Wi hebben dät längsten utbrobiert,  
Dät ji ju hellisch hebb'n blamiert.

Platzt in den Schnee nu ook dät Is,  
Denn rön'n'n ji furt met Äksch un Kniet,  
Fragt liewer doch bei uns irst an,  
Een Wief is klüker as een Mann.“

De Schoar, de kiekt verblüfft sich an,  
Goahn still noah Huse, Mann vör Mann,  
Un jeder dachte, jung un olt,  
De Düwel hoal den Chrisehoan Bolt.

Der hätt uns in de Wicken führt,  
Der hätt ganz Vchlefanz blamiert,  
Wenn dät Fritz Reuter werd bericht't,  
Der riemt hierut een Kriegsgedicht.

<sup>1)</sup> Dörfer in der Nahe von Vchlefanz.

Dit, Lüde, wat ick hewwe vertellt,  
 Dät flog herüm in alle Welt,  
 Selbst in de Zeitung was't to läsen,  
 Wie de Geschicht sich harr begäwen.

Un dät Schlimmste was bei dissen Trausch,  
 Dät jeder, der nach Vehlefanz  
 Moal hennkoam, frog den Wirt:  
 „Na, sind Sei ook all ut den Krieg torügg?“

So ville hew ick woll all hört:  
 De Vehlefanzer sind koreert  
 Von eene grote Kriegeswut,  
 Un doamet is dät Riemchen ut.

## 2. (2. ausserordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

**Palmsonntag, den 16. April 1905.**

Veranstaltet auf Anregung unseres Mitgliedes des Wander-Vereins ehemaliger Sophien-Gymnasiasten unter Führung des Herrn Geheimen Bergrates Professor Dr. Wahnschaffe.  
**Ausflug in das Endmoränengebiet der Gegend von Chorin.**

Unter außerordentlicher Beteiligung wurde der Ausflug um 8,40 Uhr vormittags vom Stettiner Bahnhof aus angetreten. Vor dem Bahnhofsgebäude in Chorin hielt Herr Geheimrat Wahnschaffe einen Vortrag über die Merkwürdigkeiten der Landschaft. Er führte zunächst die wichtigsten Tatsachen aus der Geologie der heimischen Landschaft an, indem er die Grundzüge der Inlandeistheorie entwickelte, um dann auf die Gegend von Chorin näher einzugehen. In den Bergzügen dieses Landstriches haben wir ein Stück jener Endmoräne vor uns, die sich von Hamburg durch die Provinzen Brandenburg, Pommern und Westpreußen bis zur Weichsel verfolgen läßt. Die Aufschüttung des Moränenmaterials fand statt, als in dem Abschmelzprozeß ein Stillstand eingetreten war, da der Nachschub dem Abtauen am Rande das Gleichgewicht hielt. Die Schmelzwässer fanden ihren Weg in dem großen Talzuge, welcher heutigen Tages die Netze, Warta, Oder, Finow-Kanal und das Rhinluch beherbergt. Es ist das das sog. Thorn-Eberswalder-Haupttal.

Nach dem Vortrage wanderte die Gesellschaft nach Chorinchen hinein und zwar auf dem Wege, in welchem die Eisenbahn die Hügelkette durchschneidet. An dem Nordabhang führte dann der Weg an dem lieblichen Mariental vorüber zum Kloster Chorin, wo in der Klosterschenke das Mittagessen eingenommen wurde.

Nach Tisch wurde die Wanderung nach Nieder-Finow fortgesetzt; wobei Herr Geheimrat Wahnschaffe an passenden Örtlichkeiten die Aufmerksamkeit auf die Formen der Landschaft richtete.

In Nieder-Finow wurde in dem Gasthofs zur schönen Aussicht der Kaffee eingenommen. Bei dieser Gelegenheit sprach der Vorsitzende des Vereins Herrn Geheimrat Wahnschaffe den Dank für die liebenswürdige Führung aus und Herr Dr. Albrecht gedachte des freundlichen Zusammenwirkens des Vereins mit der Brandenburgia, während Herr von Studnitz den Damentoast ausbrachte. Von Nieder-Finow aus wurde um 5,45 Uhr die Rückfahrt nach Berlin angetreten, wo die Teilnehmer um 6,58 Uhr eintrafen.

### 3. (1. ordentliche) und Haupt-Versammlung des XIV. Vereinsjahres

**Mittwoch, den 26. April 1905, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr im Bürgersaal des Rathauses.**

#### **I. Vortrag des Herrn Professor Dr. Tschirch aus Brandenburg a. H. Politische Stimmungen in Preußen und besonders in Berlin am Vorabend des Zusammenbruchs von Jena.**

Auf Grund umfassender Quellenforschungen gab er eine eingehende Darstellung der Strömungen, die in der öffentlichen Meinung der Hauptstadt zu jener Zeit zu unterscheiden sind. Der Vortragende schilderte zunächst die europäische Lage vor dem Ausbruche des dritten Koalitionskrieges, die Bemühungen Napoleons und der verbündeten Mächte, Preußen für sich zu gewinnen, die durch Rußlands Drohungen veranlaßte Mobilmachung der preußischen Armee und den plötzlichen Umschlag der Politik Preußens, der durch die Neutralitätsverletzung v. Ansbach erfolgte, den Besuch des Zaren Alexanders in Berlin und den zwischen Preußen und Rußland geschlossenen Vertrag. Das preußische Volk war vor dem großen Kriege in seiner Mehrheit franzosenfreundlich gesinnt mit Ausnahme einer kleinen Zahl liberaler Männer, die Bonapartes Despotismus abstieß, und einiger von Preußenstolz erfüllter Offiziere und Staatsmänner. Der neue Leviathan v. Friedrich Buchholz, der Napoleon vergötterte, war das Orakel dieser Mehrheit. Der Gewaltstreich von Ansbach setzte dann das preußische Heer in große Aufregung, die vorübergehend auch die hauptstädtische Bevölkerung ergriff. Indeß flaute diese von einzelnen feurigen Patrioten, wie Garlieb Merkel, dem Herausgeber des Freimütigen, eifrig geschürte Bewegung unter dem Eindrucke der französischen Kriegserfolge bald ab, und die vorübergehend erscheinenden Kriegszeitungen,



die obzwar sehr selten geworden, in einzelnen Exemplaren doch noch erhalten sind, geben ein treues Bild dieser bald wiederkehrenden friedensseligen Stimmung. Als der König dann mit den Verbündeten gemeinsame Sache zu machen zögerte und nach dem Vernichtungsschlage von Austerlitz mit Napoleon einen Frieden schloß, der Preußen zwar den notwendigen Besitz von Hannover brachte, aber es tief kompromittierte und demütigte, blieb die Bevölkerung noch längere Zeit in Illusionen befangen, während das kleine Häuflein mannhafter Patrioten in trostlose Verzweiflung versank. Die verhängnisvollen Folgen des preußisch-französischen Bundesvertrages, das herrisch übermütige Auftreten des Siegers in Deutschland erzeugten dann zuerst im außerpreussischen Mitteldeutschland, dann in Preußen und Berlin selbst im Frühjahr 1806 eine tiefe Empörung, die zu einem gewissen Aufschwunge nationaler Gesinnung in der Hauptstadt im Sommer 1806 führte, der an vielen Anzeichen zu spüren ist und dessen Eindruck durch die entgegengesetzten Äußerungen, wie das rasend freche Buch Dietrich Heinrichs v. Bülow über den Feldzug von 1805 nur verstärkt wird. Auch nach dem Zusammenbruche steht den Äußerungen kleinmütiger Verzweiflung, wie Archenholz Betrachtungen am Grabe der preussischen Monarchie die bescheidene, aber würdig gefaßte Haltung preussischer Patrioten wie Clausewitz ermutigend gegenüber. —

## II. Geschäftsberichte.

### a) Bericht des Bibliothekars.

Am Schlusse des Vereinsjahres 1903/04 waren in der Bibliothek 412 Büchernummern mit 1270 Bänden. Zugegangen sind außer den Fortsetzungen der Austausch-Schriften 15 Nummern, im ganzen 137 Bände, sodaß der Bestand 428 Nummern mit 1407 Bänden beträgt.

Als Geschenke gingen ein von  
Frau Alfieri:

1. Die Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins:
  - a) Die „Grünen Hefte“ 1—30 gr. 8;
  - b) Folio-Schriften: Urkundenbuch, Folio, 3 Bände;
  - c) Berliner Stadtbuch, gr. 4, 303 S. mit Abb., Berlin 1883.
2. Prüfer, Archiv für kirchliche Baukunst und Kirchenschmuck. Folio 1—3. Berlin 1876—78.
3. Die Anstalten der Stadt Berlin für die öffentliche Gesundheitspflege und für den naturwissenschaftlichen Unterricht. Gr. 4. 400 S. mit Abb., Berlin 1886.
4. Katalog für die Bibliothek der Göritz-Lübeck-Stiftung zu Berlin. 3 Teile. Gr. 8 broch.

5. Nicolai, Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, aller daselbst befindlichen Merkwürdigkeiten und der umliegenden Gegend. 8. 3 Bände. Berlin 1786.

Herrn Bibliothekar Dr. Albrecht:

Straube's Märkisches Wanderbuch. Kl. 8. 3 Teile mit Plänen. Berlin 1904.

Herrn Museums-Direktor Professor Dr. Conwentz in Danzig:  
Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. 8. 207 S. Berlin 1904.

Herrn Redakteur Dr. Hans Brendicke:

„Königin Luise“. Leben und Wirken einer Deutschen Frau. Gr. 8. 138 S. mit Abb., Berlin 1904.

Herrn Bruchmüller:

„Märkische Lieder“. 8, 15 S. Crossen 1903.

Herrn Geheimrat Friedel:

- a) Nachweisung der freiwilligen Jäger und Volontairs, sowie der freiwilligen Soldaten aus den Jahren 1813, 1814 und 1815. Gr. 4, broch. Berlin 1863.
- b) Protokolle der Generalversammlungen des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Mainz 1887, Posen 1888, Metz 1890, Schwerin 1891 und Erfurt 1903.

Herrn Grubenbesitzer Fr. Körner:

Teltower Kreis-Kalender 1905. Gr. 8 mit Abb.

Herrn A. L. Rutot, Konservator am Kgl. Museum zu Brüssel:  
9 Extracte du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. (Neolithes betreffend.) Gr. 8. Bruxelles 1903.

Magistrat von Berlin:

Böckh, Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, 5 Bände. Gr. 8. den Eigentümern der Vossischen Zeitung:

Das Prachtwerk: Arend Buchholtz, Die Vossische Zeitung. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte. Folio, 355 S. mit vielen Kunstblättern pp. Berlin 1904.

Im Schriftenaustausch stehen wir mit 88 wissenschaftlichen Vereinen bzw. Instituten und zwar:

Berlin: Verein für Geschichte der Mark Brandenburg.

„ Reichstags-Bibliothek.

„ Turistenklub für die Mark Brandenburg.

„ Redaktion der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“.

Bamberg: Historischer Verein.

Basel: Gesellschaft für Volkskunde.

Bayreuth: Historischer Verein für Oberfranken.

Bern: Bibliothek des Naturhistorischen Museums.

Brandenburg a. H.: Historischer Verein.

- Breslau: Verein für das Museum schlesischer Altertümer.  
 „ Schlesische Gesellschaft für Volkskunde.  
 Bromberg: Historische Gesellschaft für den Netzedistrikt.  
 Budapest: Ungarische Landesgesellschaft für Archäologie und Anthropologie.  
 Danzig: Westpreußisches Provinzial-Museum  
 Darmstadt: Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen.  
 Donaueschingen: Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und  
 angrenzenden Landesteile.  
 Dresden: Königlich Sächsischer Altertums-Verein.  
 „ Zentral-Kommission für die „Wissenschaftliche Landeskunde von  
 Deutschland“.  
 Düsseldorf: Düsseldorfer Geschichts-Verein.  
 Eger: Verein für Egerländer Volkskunde.  
 Eisenberg: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.  
 Eisleben: Verein für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld.  
 Erfurt: Verein für die Geschichte und Altertumskunde,  
 Frankfurt a. d. O.: Naturwissenschaftlicher Verein für den Regierungsbezirk  
 Frankfurt a. O.  
 Giessen: Oberhessischer Geschichtsverein.  
 Görlitz: Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.  
 Gotha: Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.  
 Gothenburg, Schweden: Kungl. Vetenskaps och Vitterhetssambället.  
 Greifswald: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.  
 Guben: Niederlausitzische Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte.  
 Halle a. S.: Verein für Erdkunde.  
 „ Thüringisch-Sächsischer Geschichts- und Altertums-Verein.  
 „ Provinzial-Museum der Provinz Sachsen.  
 Heidelberg: Historisch-philosophischer Verein.  
 Heilbronn: Historischer Verein.  
 Helsingfors, Finnland: Die Finnische Altertumsgesellschaft.  
 Hof: Nordoberfränkischer Verein für Naturgeschichts- und Landeskunde.  
 Jena: Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde.  
 Insterburg: Altertumsgesellschaft.  
 Kahla: Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Kahla und Rohda.  
 Kaufbeuren: „Heimat“, Verein zur Förderung der Heimatkunde, Kunst und Sitte.  
 Kempten: Allgäuer Geschichtsverein.  
 Kiel: Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein,  
 Hamburg und Lübeck.  
 „ Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte.  
 „ Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte.  
 Königsberg i. Pr.: Altertums-Gesellschaft „Prussia“.  
 „ Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.  
 Landsberg a. W.: Verein für Geschichte der Neumark.  
 Linz: Oberösterreichisches Gewerbe-Museum.  
 Marienwerder: Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.  
 Meißen: Verein für die Geschichte der Stadt Meißen.  
 Metz: Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde.

Mitau: Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst.

Mühlhausen i. Thür.: Mühlhäuser Altertums-Verein.

München: Verein für Volkskunst und Volkskunde e. V. in München.

Münster: Westfälischer Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst.

Neuchâtel: Société Neuchâteloise de Géographie.

Nürnberg: Germanisches National-Museum.

„ Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg.

Philadelphia: Museum of the University of Pennsylvania.

Plauen i. V.: Altertums-Verein.

Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.

Prag: Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen.

„ Altertums-Museum.

Prenslau: Ückermärkischer Museums- und Geschichtsverein.

Ravensburg: Verein für Geschichte, Altertumskunde pp.

Reichenberg: Verein der Naturfreunde.

Riga: Verein für livländische Geschichte.

Rostock: Verein für Rostocks Altertümer.

„ Naturwissenschaftlicher Verein.

Salzburg: Städtisches Museum Carolino-Augustinum.

Salzwedel: Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte und Industrie.

Schleiz: Geschichts- und Altertumsforschender Verein.

Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde.

Stettin: Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.

Stockholm: Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademien.

„ Nordisches Museum.

Stuttgart: Württembergische Kommission für Landesgeschichte.

Thorn: Copernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst.

Torgau: Altertums-Verein.

Troppau: Kaiser-Franz-Josef-Museum für Kunst und Gewerbe.

Ulm: Verein für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben.

Ungar. Hradisch: Centralblatt für Prähistorie und Anthropologie.

Upsala: Königliche Universität.

Washington: Smithsonian-Institution.

Worms: Wormser Altertums-Verein.

Würzburg: Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.

Zwickau: Altertums-Verein für Zwickau und Umgegend.

## b) Bericht des II. Schriftwarts.

### A. Mitglieder-Statistik.

Das Geschäftsjahr 1903—4 begannen wir mit einem Mitgliederbestand von 342. Davon starben: Frau Stadtrat Dr. Weigert, die Herren: Lehrer Heinrich Lange, Oberpostsekretär Emil Lebius, Rudolph Lepke, Stadtrat August Mieck, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Alfred Nehring, C. W. Pütz, Gutsbesitzer Hauptmann d. L. Hermann Voigt. Bei traten 41. Die Gesellschaft zählt jetzt 369 Mitglieder. Vorstand und Ausschuß blieben unverändert.

## B. Versammlungen

fanden 23 statt: 9 ordentliche und 14 außerordentliche. Von jenen wurden 5 im Bürgersaale des Rathauses, 4 im Brandenburgischen Ständehaus abgehalten. Die außerordentlichen Zusammenkünfte waren folgende:

Sonnabend den 7. Mai 1904 Besichtigung des Killisch von Hornschen Parks in Pankow.

Dienstag den 10. Mai 1904 Besichtigung der Anlagen der Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen in Berlin.

Sonnabend den 14. Mai 1904 Wanderfahrt nach Köpenick.

Dienstag den 7. Juni 1904 Wanderfahrt nach Spandau, Valentinswerder und Scharfenberg.

Sonnabend den 11. Juni 1904 Besichtigung der Heiligen Geistkirche in Berlin.

Sonntag den 19. Juni 1904 Wanderfahrt nach Kottbus und Branitz.

Mittwoch den 7. September 1904 Besichtigung der Versuchsfelder zu Dahlem bei Steglitz.

Mittwoch den 14. September 1904 Besichtigung der Kunstwerkstätten der Deutschen Glasmosaikgesellschaft Puhl und Wagner.

Dienstag den 11. Oktober 1904 Besichtigung der Ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt in Charlottenburg.

Mittwoch den 19. Oktober 1904 Besichtigung der Sauerstoff-Fabrik, Berlin, Tegelerstraße 15.

Sonntag den 4. Dezember 1904 Besuch der Städtischen Höheren Webeschule, Markusstraße 49.

Sonnabend den 11. Februar 1905 Besichtigung der Wein-Kellereien der Firma I. P. Trabach Nachf., Lehrterstraße.

Mittwoch den 1. März 1905 Besichtigung des Mineralogischen Museums der Universität.

Am 17. März wurde das dreizehnte Stiftungsfest in der üblichen Weise durch ein Festessen, dem sich Vorträge, Aufführungen und Tanz anschloßen, gefeiert.

## C. Vorträge und größere Besprechungen.

Es sprachen die Herren Geh. Rat Friedel neunmal, Kustos Buchholz sechsmal, Schriftsteller Mielke dreimal, die Herren Dr. Albrecht, Dr. Fiebelkorn, Haberkorn, Prof. Dr. Krüner, Fräulein Lemke, Dr. Netto, Prof. Dr. Pniower, Dr. Solger, Dr. Spatz je einmal. Von Nichtmitgliedern sprachen die Herren Dr. Leopold Hirschberg und Herr Schulrat Dr. Jonas je einmal.

## c) Kassenbericht des Schatzmeisters.

Bei Beginn des letzten Berichtsjahres wies die Gesellschaft für Heimatkunde „Brandenburgia“ 320 und am Schlusse 326 Mitglieder auf.

Seit dem 1. April d. J. sind mehrere Meldungen neuer Mitglieder erfolgt, sodaß dieses Jahr die Liste 336 zahlende Mitglieder aufweist.

Der Kassenabschluß, den ich Ihnen vorzulegen habe, ist weniger günstig als der vorige, der eine erhebliche Etatsüberschreitung zu Gunsten des Reservefonds aufwies. Die Einnahmen des Jahres 1904/05 zeigen zwar gegen den Etat etwas höhere Zahlen, doch sind auch die Ausgaben größer gewesen. Die Herausgabe der Archivbände No. X und XI hat die Ausgabenseite um 513,95 M. mehr belastet, ferner sind an Porti 55,85 M. mehr ausgegeben worden. An allen übrigen Ausgabtiteln sind kleine Ersparungen gemacht. Nach Tilgung des Vorschusses auf das Jahr 1903/04 von 107 M. ergibt der Abschluß einen Fehlbetrag von 220,20 M., der aus den Einnahmen des laufenden Jahres zu decken ist. Der Kapitalbesitz von 6000 M. ist unverändert geblieben.

Der Etat des Jahres 1905/06 nimmt 330 zahlende Mitglieder an es steht die Ablösung der Beiträge eines Mitgliedes durch einmalige Zahlung nach § 15 der Satzungen in bestimmter Aussicht. Da dieser Beitrag meines Erachtens zu kapitalisieren ist, ist er als Teil des Reservefonds wieder in Ausgabe gestellt worden. Die übrigen Titel sind nach den Bedürfnissen, wie sie die letzten Jahre ergeben haben, bedacht, sodaß ich annehmen kann, der Fehlbetrag des Jahres 1904/05 wird gedeckt und außerdem der Reservefonds mit ca. 200 M. dotiert werden.

Die Einzelheiten des Kassenausweises für das Vorjahr und des Voranschlags für das laufende Jahr sind aus der folgenden Aufstellung zu ersehen.

Berlin im April 1905.

E. Rönnebeck.

Einnahme		1904/05	Ausgabe	
Tit. I Barbestand . . . . .	—	—	Tit. I Local . . . . .	65 —
„ II Mitgliederbeiträge . . .	3852	—	„ II Druckkosten . . . . .	4313 95
„ III Außergewöhnliche Ein- nahmen			„ III Porti u. Depeschen . . .	215 85
Zuschuß der Provinz Branden- denburg . . . . .	500,—		„ IV Bureauaterial . . . . .	43 25
Zuschuß des Magistrats von Berlin . . . . .	500,—		„ V Remunerationen . . . . .	250 —
Verkaufte Hefte . . . . .	111,25	1141 25	„ VI Bibliothek . . . . .	112 60
Tit. IV Reservefonds u. Weyer- gangsche Stiftung. Ka- pitalzinsen . . . . .	210	—	„ VII Außergewöhnliche Aus- gaben (Wanderversamm- lungen etc.) . . . . .	250 85
Den Einnahmen d. Jahres 1905/06 zu entnehmender Vorschuß	220	25	„ VIII Sonstige Ausgaben . . .	65 —
			„ IX Reservefonds. Getilgte Mehrausgabe des Vor- jahres . . . . .	107 —
	M. 7423	50		M. 5423 50
			Vorzutragen auf das Jahr 1905/06 Mehrausgaben . . . . .	220 25

Einnahme		Etat für das Jahr 1905/06		Ausgabe	
Tit. I Barbestand . . . . .	—	—	—	Tit. I Lokal Rathaus . . .	30,—
„ II Mitgliederbeiträge				Ständehaus . . . . .	20,—
330 Lauf. Beiträge 3960,—				Belenchtung des	
Ein einmaliger				Ständehauses . . . . .	20,—
Beitrag . . . . . 300,—	4260	—	—	Verschied. Ausg. 10,—	80 —
„ III Außergewöhnliche Ein-				„ II Druckkosten . . . . .	3650 —
nahmen				„ III Porti u. Depeschen . . .	220 —
Zuschuß der Provinz Branden-				„ IV Bureaunkosten . . . . .	60 —
denburg . . . . . 500,—				„ V Remunerationen . . . . .	250 —
Zuschuß des Magistrats				„ VI Bibliothek. Beschaffung	
von Berlin . . . . . 500,—				v. Werken u. Buchbinder	100 —
Verkauf von Heften und				„ VII Außergewöhl. Ausgaben	350 —
Überschuß von Wander-				„ VIII Sonstige Ausgaben . . .	80 —
versammlungen etc. . . . . 50,—	1050	—	—	„ IX Reservefonds	
Tit. IV Reservefonds u. Weyer-				Anlage des einmaligen Bei-	
gangsche Stiftung. Ka-				trages . . . . . 300,—	
pitalzinsen 6000 M. à 3½%	210	—	—	Zu tilgender Vorschuß . . .	220,25
				Barbestand . . . . . 209,75	730 —
	M. 5520	—	—		M. 5520 —

III. Vorlagen und Mitteilungen des Vorsitzenden Geheimrat E. Friedel. Von demselben rühren die Angaben 1 bis 23 her.

**A. Allgemeines.**

1. In der Vorstands- und Ausschuß-Sitzung am 18. d. M. wurde der um die Brandenburgische, insonderheit niederlausitzische Heimatkunde hochverdiente Herr Direktor Dr. phil. Weineck in Lübben zum korrespondierenden Mitgliede gewählt. (Die Versammlung nimmt dies beifällig auf.)

2. In Eberswalde hat sich ein Verein für Heimatkunde der dortigen Gegend gebildet. Vorsitzender Herr Professor Dr. Eckstein, Schriftführer Herr Redakteur Rudolf Schmidt daselbst. Die Brandenburgia ruft dem neuen Kollegen ein freundliches Glückauf! zu.

3. Auf die Schiller-Ausstellung während des Mai d. J. im hiesigen Rathaus-Festsaal sei hierdurch schon jetzt aufmerksam gemacht. Das Märkische Museum, im Besitz von mancherlei Andenken an den unsterblichen Dichter wird eine Haarlocke und den ansehnlichen Schreibschrank ausstellen, an welchem Schiller u. a. Teile des Don Carlos gedichtet hat.

**B. Persönliches.**

4. Die Familie unseres verstorbenen Ehrenmitgliedes Staatsministers Freiherrn von Hammerstein-Loxten hat sich für unser Beileidschreiben auf das Herzlichste bedankt.

### C. Naturgeschichtliches.

5. Zur 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte, diesmal in Meran (Tirol) vom 24. bis 30. September d. J., wird eingeladen. Von der schier erdrückenden Mannigfaltigkeit der verschiedenen Sektionsprogramme, die ein einzelner Teilnehmer selbstredend nicht entfernt alle bewältigen kann, können Sie aus den hiermit vorgelegten Materialien Kenntnis nehmen.

6. Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde. 3. Jahrg. 1905. Herausg. von unserm Mitglied Herrn Hermann Berdrow. Von der großen Reichhaltigkeit dieses Werkes, das mit guten Abbildungen ausgestattet ist, wollen Sie sich selbst überzeugen. Denjenigen, welche sich in volkstümlicher Weise über die Standpunkte und Fortschritte der exakten Naturwissenschaften rasch unterrichten wollen, kommen die verschiedenen Abschnitte weitgehend entgegen.

7. Hungersteine. Als Nachtrag zu meinen Mitteilungen über den abnorm niedrigen Wasserstand der Flüsse i. J. 1904 füge ich noch hinzu (vgl. *Brandenburgia* XIII, S. 389—392), daß bei Sabor im Spreestrom einer der bekannten Hungersteine mit der Inschrift zu Tage trat: „Wenn Ihr diesen Stein wiedersehst, werdet Ihr weinen“.

8. Die vorliegenden Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke, April 1905 enthalten u. A. interessante Abbildungen und Beschreibungen neuester elektrischer Prachtbeleuchtungen in Berlin.

9. Theodor Hundhausen: Sandüberwehungen von norddeutschen Humusböden. Mit 3 Abbild. Behandelt u. A. die betr. Stellen beiderseits der Müllerstraße in Berlin, von Tegel und Heiligensee. Hundhausen schreibt die schwärzlichen Schichten nur auf Rechnung des überwehten und abgestorbenen Heidekrauts pp. Von Waldbrand, Feuerplätzen der Urbevölkerung pp. spricht er nicht. (*Prometheus*, XI. Berlin 1900. S. 828 u. 829.) Diese z. T. altalluvialen Sandstellen, vom Volk „Sandschellen“ genannt, habe ich bereits in meiner Festschrift für die XI. allgemeine Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin 1880 betitelt: „Vorhistorische Funde aus Berlin und Umgegend“ (Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins) S. 15, 22 und 100 erwähnt. Sie sind ganz neuerdings bei und in Berlin bei dem Bau der fiskalischen Versuchs- und Lehranstalten an der Seestraße, bei Anlegung der Pumpstation nahe dem Eckernförder Platz und beim Bau des Rudolf Virchow Krankenhauses zwischen Seestraße, Triftstraße, Augustenburger-Platz und Nordufer, also südlich der Müllerstraße zu Tage getreten, nicht minder aber auch nördlich der Müllerstraße in den Höhenzügen, welche auf dem dem früher Nord-, jetzt Schiller-Park einzuverleibendem Gelände vorkommen. Die geologischen und botanischen Beschreiber dieser Vegetationsschichten im



Sande (u. a. Herr Dr. Paul Graebner, Mitverfasser der Flora des Nordostdeutschen Flachlandes und Schilderer der landwirtschaftlichen Übelstände, welche durch die Zunahme der Ortsteinbildung und damit verbundenen Verheidung des Waldbodens eintreten) übersehen allemal die menschlichen Spuren hierbei, die ich daselbst und in ähnlichem Gelände an andern Orten (z. B. auf der Baaber Heide an der Grenze der Halbinsel Mönchgut auf Rügen) seit Jahrzehnten verfolge. Es zeigen sich in diesen versandeten Humusböden häufig nicht bloß ausgedehnte Feuerstellen der Urbevölkerung, sondern neben reinen Bränden von Heidekraut (*Calluna*) auch ausgedehnte Waldbrände (Vernichtung von Kiefernwaldungen mit eingesprengten Eichen, hervorgerufen sei es durch Blitzschlag, sei es durch Fahrlässigkeit oder Absicht des Menschen). In vielen dieser Kohlen- bzw. Aschen-Schichten (u. a. auch bei Baabe) finden sich zahlreich geschlagene Feuersteine, selten oder niemals bessere Sachen, vielfach Scherben von rohen vorgeschichtlichen Wirtschaftsgefäßen, Kochtöpfen u. dgl., geplatzte Herdsteine u. s. f., sehr selten Bronzesachen. Es handelt sich für unsere Gegend dabei hauptsächlich wohl um die mittlere und jüngere Epoche bis zum ersten spärlichen Vorkommen von Metall (Kupfer und Zinnbronze). Dergleichen Schichten wechseln z. B. innerhalb Berlins in den Reh- und Wurzel-Bergen, auch am Leutnantsberg an der Grenze von Plötzensee.

Bei Herstellung des Schillerparks werde ich dieser Sandüberwehung pflanzlicher Böden mit ihren vorgeschichtlichen Merkzeichen meine besondere Aufmerksamkeit widmen.

In vom Winde ausgeblasenen Dünenbildungen der Jahn-Berge bei Paulinenau finden sich dergl. Schichten mit Flintartefakten und man könnte Bogen voll ausfüllen, falls man lediglich für die Mark Brandenburg und die Niederlausitz alle dergleichen Aufwehungen über Humusböden einigermaßen vollständig erwähnen wollte. In der Provinz Brandenburg handelt es sich dabei allemal um *Calluna* d. h. das gemeine Heidekraut, wendisch *Rjos*, sehr selten um die edlere Doppheide *Erica tetralix*, wendisch *Dziwy rjos*, die von Osten her bei uns kaum über Sorau—Beeskow—Storkow nach Westen zu vorrückt, während *Erica* in der Lüneburger Heide, in Ostfriesland, Oldenburg und vielfach an der Ostseeküste häufig ist, so zwar daß an denselben Stellen *Calluna* fehlt, oder doch sehr zurücktritt. Ich bitte unsere wissenschaftlich gesinnten Touristen, der Sache ihre Aufmerksamkeit zu schenken und namentlich uns mitzuteilen, wo in dergl. vergangenen Vegetationsschichten Spuren des vorgeschichtlichen Menschen auftreten.

10. Feuerstein und Feuersteingeräte auf Bornholm. Karl A. Grönwall: Flintens naturlige Forekomst paa Bornholm og de Bornholmske Stenaldersredskaber. (Sieh. Abdr. aus den Jahrb. für Nord. Altert. u. Geschichte 1903.) In dem nämlichen Jahr 1903 habe

ich mich auf Bornholm wochenlang mit der Untersuchung der an der Nordspitze in den dortigen Diluviallagern recht häufig vorkommenden Flint-Geschieben und Flint-Geröllen beschäftigt und eine große Menge von bearbeiteten Stücken im Märk. Museum hinterlegt. Es ist auffallend, daß selbst kleine Stücke, wie die bekannten in Bornholm nicht seltenen Schwalbensteine (von Meyn überflüssiger Weise „Wallsteine“ genannt) verarbeitet und verwendet sind. Den Geologen scheint das entgangen zu sein und doch liegen auf den Äckern über Allinge nach Hammerhus zu viele bearbeitete Feuersteine herum. Große d. h. pfündige und schwerere Feuersteine sind selten. Gerade wie in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg und Posen, wo es sandige Höhen und Acker, Sandschellen u. s. f. gibt, in denen große Feuersteine fehlen, aber die kleinsten Feuersteine in mesolithischer und neolithischer Zeit verarbeitet sind. Auch dies entgeht gewöhnlich den Stratigraphen, wenigstens schweigen sie sich aus, auch mangeln wohl manchen hierbei die unbedingt in dergl. Verhältnissen nötigen archäologischen Erfahrungen. Die diluvialen Bornholmer Typen sind mitunter paläolithisch, z. T. aber auch mit eolithischen Anklängen. Ich verweise auf das in unserer Brandenburgia Festschrift 1904 (Archiv, 10. Band) S. 48 Gesagte und ich habe keine Veranlassung an meiner dort ausgesprochenen Überzeugung etwas zu ändern. Wie Herr Professor Deecke sich inzwischen in dankenswerter Weise über das verschiedenartige Flintmaterial von Bornholm ausgesprochen hat, so in obiger Schrift Herr Dr. Grönwall.

Die Ostsee und ihre nördlichen wie südlichen Küsten und die Inselwelt sind auch für unsere Provinz Brandenburg in klimatologischer, in anthropologisch-ethnologischer und kultureller Beziehung von der Diluvialzeit ab bis heut von großer Bedeutung, wir müssen daher auf ihre geologischen und archäologischen Vorkommnisse, bei Gelegenheit, wie im vorliegenden Falle, unsere Aufmerksamkeit lenken. Ich werde dies auch in Zukunft nicht verabsäumen. Beiläufig gilt das gleiche von den deutschen Nordseeküsten einschließlich der Düne von Helgoland und von den Nordseeküsten Jütlands, Niederlands und Belgiens bis etwa nach dem französischen Dünkirchen. Auch diese östlichen und südlichen Gestade des deutschen Meeres mit ihren bis zur heutigen Dogger-Bank versunkenen Vorlanden müssen in der Brandenburgia Berücksichtigung finden.

11. Fund von Eolithen, d. h. primitiven Steingerätschaften in Dänemark. (Fund af Eolither, d. e. primitive Stenredskaber i Danmark. Dansk geologisk Forening, 4. März 1905.) Herr Dr. N. Hartz, Phytopaläontolog an der dänischen geolog. Landesuntersuchung, hat 1903 beim Graben in einem interglaziären Moor bei Brörup-Station in Südjütland verschiedene sehr primitiv bearbeitete Flintgeräte gefunden. Er macht darauf aufmerksam, daß H. N. Rosenkjaer, ein

Gemeineschullehrer, schon 1892 bei den großen Ausgrabungen in Kopenhagens Freihafen bearbeitete neolithische Flinte fand und ebenso 1895 Dr. Andr. H. Hansen Palaeolithe bei Gjentofte, Funde, die in Vergessenheit geraten sind, da es ziemlich allgemein als geologisches Dogma galt und zum Teil noch gilt: in Skandinavien dürfen keine Palaeolithe oder Eolithe vorkommen. Dies paßt nicht in die Theorie der betreffenden über die Eiszeit und die aus dieser gezogenen stratigraphischen Folgerungen.

Sehr interessant werden die Funde von Dr. Hartz dadurch, daß er *Dulichium spathaceum* Pers., eine nordamerikanische Cyperacee in demselben interglaziären Moor fossil fand. Ich lege Ihnen die betr. dänische Publikation aus den geologischen Untersuchungen Dänemarks und die deutsche Bearbeitung aus Engler's Botan. Jahrbüchern 36. Bd., 1 Heft 1905 vor. Auch *Brasenia*, eine andere amerikanische Wasserpflanze kommt im dänischen interglaziären Torf vor mit den noch jetzt auch bei uns gewöhnlichen Arten von *Stratiotes*, *Hydrocharis*, *Potamogeton*, *Ceratophyllum* etc. H. hält jene Pflanzen für interglaziäre Relikte. Vergl. parallele Funde von Klinge bei Kottbus.

12. Über untermeerische Torflager unserer Seeküsten. Der submarine Torf (Tuul) auf Sylt wird in den *Meddelelser fra Dansk geolog. Forening* 9. Kopenhagen 1903, S. 21 - 32 von genanntem Herrn Dr. Hartz behandelt; ich verweise Sie auf das deutsche Resumé S. 30 flg. Die submarinen Torfmoore der Nordsee, die ich mit denen der bei uns schon öfters besprochenen der deutschen Ostseeküsten in der Hauptsache für ungefähr gleichaltrig halte und in die Litorina-Senkungsperiode versetzen möchte, erregen schon wegen der Beziehungen zur Elbe, dem Hauptstrom unserer Provinz, die Aufmerksamkeit der *Brandenburgia*. Ich habe mich mit dem untermeerischen Torf von Sylt, bei den Insulanern Tuul genannt, schon seit lange beschäftigt und darüber bereits i. J. 1869 im 1. Bd. der Zeitschrift für Ethnologie nach Studien i. J. 1867 und 1868 auf Sylt eine Mitteilung gemacht, betitelt: „Die Kjökkenmöddinger der Westsee“. H. ist der Ansicht, daß der Tuul von Sylt im allgemeinen postglazial ist, wofür meine Artefakte sprechen, gleichaltrig mit den zahlreichen anderen marinen Torfbildungen an der Nordseeküste Jütlands. Daneben werden aber gelegentlich Torffläden bei Sylt mit Resten von Fichten ausgeworfen (*Picea excelsa*), dieselben hält H. wohl mit Recht für viel älter und zwar für interglaziär.

Daneben behält die klassische Arbeit von Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon „Die Moore der Provinz Schleswig-Holstein“ (Hamburg 1891) dauernden Wert. Die marinen Moorfunde bei Sylt, speziell meine Funde, werden daselbst S. 30 und 31 beschrieben. Auch ich kann, nachdem ich in späteren Jahren nochmals auf Sylt dem „Terrig“ und „Tuul“ meine Aufmerksamkeit geschenkt, nur wiederholen, daß der massenhaft angeworfene Torf schlechter Art übelriechend und an Funden arm ist

(1888 fand ich darunter das kohlschwarz gewordene Stirnbein eines Menschen [jetzt im Märkischen Museum]), altalluvial und mesolithisch. Daneben habe ich aber auch wiederholt schwere Stücken eines viel festeren, fast braunkohleartigen holzigen Torfs gefunden, der von den Bohrmuscheln (*Pholas*) gern durchlöchert wird und u. a. gelegentlich Tannzapfen enthält. Er muß irgend wo in der Nordsee anstehen, sodaß die Bohrmuscheln ihn benutzen können. Es will mir sehr mit Hartz einleuchten, daß dieser holzreiche Torf zwischeneiszeitlich ist. Der leichtere vorgedachte Torf entspricht, wie angedeutet, anscheinend dem Ostseetorf der *Litorina*-Senkung. Dieser geht zeitlich parallel den Kjökkenmöddinger der norddänischen Küsten, nur daß diese gehoben, die deutschen Ostseeküsten dagegen gesenkt sind. Die Kjökkenmöddinger Kultur, sowie die Kultur der, wie diese ebenfalls altalluvialen südschwedischen sogenannten Küstenfunde (z. B. in Schonen) ist mesolithisch, sowie die der *Litorina*-Periode bei Greifswald, beim Saaler und Barther Bodden, bei Lübeck-Travemünde und bei Kiel. In diesem Jahre werde ich den *Litorina*-Schichten der bezeichneten Ostseeküsten, sowie den versunkenen Mooren nördlich vor der Helgoländer Düne, vor Norderney und Borkum im Sommer hoffentlich wieder einige Wochen der Untersuchung, insbesondere nach der anthropologischen und archäologischen Seite hin, zuwenden können. Für Norddeutschland, wie schon angedeutet, einschließlich Brandenburgs, sind diese vor- und urgeschichtlichen Spuren, z. B. zur Erklärung des Ganges und der Entwicklung unserer ältesten Vorzeitkultur, von allergrößter Bedeutung, sie würden es noch mehr sein, wenn unsere brandenburgischen Moore umfassender und besser nach der botanischen, zoologischen und archäologischen Seite hin erforscht wären. Immer und immer muß ich z. B. dabei bedauern, daß die über hundert Jahr dauernde Ausbeutung unsers berühmten Linumer Torflagers nahezu ohne Gewinn für die genannten Wissenschaften erfolgt ist; ein geradezu unersetzlicher Schade ist dadurch der Heimatkunde unserer Mark zugefügt worden. Denn gerade bei Linum konnte man an manchen Stellen ausgedehnte zwischeneiszeitliche Torfmoore erwarten. Was aber selbst nur ein kleines Torfmoor zu bieten in der Lage ist, haben wir an dem Niederlausitzer Moor von Klinge bei Kottbus aus den Arbeiten Alfred Nehrings u. A. ersehen. Vergl. No. 11 am Schluß.

13. Eduard Krause: Die Werkstätigkeit der Vorzeit. Mit einer Einführung: Die Anfänge der Technik von Max von Eyth. (Bd. 5 vom Weltall und Menschheit). Ein wertvolles im besten Sinne volkstümliches Werk, das ich zur Anschaffung in unseren Kreisen empfehle. Ich erwähne einige interessante Kapitelüberschriften: Bearbeitung des Holzes und des Knochens. — Jagd- und Fischereigeräte. — Hausbau. — Das Feuer. — Der Töpferton. — Glas und Emaille. — Spinnen, Flechten und Weben. — Das Salz. — Das Kochen. — Die Me-

tallzeit. — Die Entstehung der Schrift. — Der Steinnutzung ist selbstverständlich ein breiter Raum gewährt. Die Abbildungen sind mit Sorgfalt ausgewählt und ausgeführt.

#### D. Kulturgeschichtliches.

14. Roland-Rundschan. Unser verehrtes leider nicht unbedenklich erkranktes liebenswürdiges Mitglied Professor Oskar Krause in Greifswald war von mir bezüglich des plötzlich auftauchenden Rolands von Greifswald befragt worden. Herr Kr. schreibt mir unter dem 18. d. M.

Anbei über den Greifswalder Roland. Zur bequemeren Übersicht habe ich drei Schriftsätze zusammengestellt. Einer Bemerkung bedarf es weiter nicht. Wie aus No. 3 hervorgeht, hat Pyl das einstige Vorhandensein einer Rolandsäule hier vor längerer Zeit festgestellt. Haben Sie vom Korrespondenzblatte der deutschen Geschichtsvereine 1904 No. 11 gesehen? Dort wird das Rolandsbild als Spielfigur gedeutet, und der Name mit rotulare, rollen, zusammengebracht.

Kurze Angaben über den Roland zu Greifswald sind wie folgt zu vergleichen:

1. Brandenburgia, Jahrgang XIII., No. 10 S. 339:

Dasselbe gilt von dem Rolande zu Greifswald (1398), den erst ganz (kürzlich) neuerdings Dr. Werminghoff entdeckt hat, Korrespondenzblatt der deutschen Altertumsvereine, 1904, No. 2.

2. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 1904, No. 2 S. 86:

A. Werminghoff, Zur neueren Literatur über die Rolandsäulen: Endlich mag hier noch eines spurlos verschollenen Rolands gedacht sein, des nämlich in Greifswald, das im Jahre 1250 mit lübischem Rechte bewidmet worden war. (Vol. 33, fol. 312a) findet sich nämlich zum Jahre 1398 folgender Eintrag:

Item mester Johan Snytke 2 $\frac{1}{2}$  m (arcas) pro Rolant, sabbato ante dominicam Jubilate (= 1398 April 27). Sein Standort ist unbekannt, vielleicht war es der Marktplatz (vergl. Pyl, Geschichte der Greifswalder Kirchen I., S. 145).

3. Pyl, Geschichte der Gr. Kirchen, I. Teil, 1885, S. 145:

Auch in Greifswald scheint eine solche Statue als Symbol am Markte gestanden zu haben, da (1398) der Holzschnitzer Meister Johann 2 $\frac{1}{2}$  Mark für die Anfertigung eines „Rolant“ empfing.\*)

Die Brandenburgia dankt Herrn Oskar Krause für diese Mitteilungen und wünscht ihm von ganzem Herzen eine recht baldige Genesung.

\*) Lib bam. XXXIII, 312 (1398): Item mester Johan Snytke 2 $\frac{1}{2}$  mr. pro Rolant, sabbato ante dominicam Jubilate.

15. Neues über das Heilige Blut zu Wilsnack in der West-Prignitz. Das Heilige Blut zu Wilsnack und die böhmischen Bűßer. Einer Mitteilung des Herrn Franz Wilhelm zu Pilsen „Totschlagsűhnen und Kreuzsteinurkunden aus dem nordwestlichen Böhmen. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Kulturgeschichte“ (Festschrift aus Anlaß des zehnjährigen Bestandes des Vereines für österr. Volkskunde. Wien 1904, S. 223) entnehme ich folgende für die Mark Brandenburg interessante Angaben vom Jahr 1400 aus dem Duxer Stadtbuche:

Vor uns seyn kommen zu gehegte bank niklos und hans sein Bruder, des Wanke Jubancz söne, czu der zeit gesessen zu Lausch, und haben do mit guten willen rechenschaft gelobt Mathisen und Thomas sein bruder, auch zu Lausch, von des todschlages wegen ires bruders und haben gelobt zu tun cyne Romfart und eyne ochfart\*) und zu dem heylygen blute eine fart. Wo sie das nicht tun tůten in zweyhen jahren, und das űberwinden wűrden, des haben sie sich verwillkűrt bei dem Halse und wo sie keine drohe tůten in und allen ihren freunden der Stadt oder unseres herrn leute, das sie des halses sullen vervallen sein und sullen keine wonige haben uf unsers hern gűter, noch uf den der můnche bei eyner meylen.

Die Fahrt zu dem Heiligen Blut oder dem Wunderblut von Wilsnack war also damals noch im Schwange, sie geschah zu den heiligen drei Hostien, die nach dem Brande der Kirche 1383 angeblich unversehrt gefunden wurden. Die Prager Synode vom Jahre 1405 verbot diese Fahrten. Johann Huß, der 1403 vom Prager Erzbischof nach Wilsnack geschickt wurde, hatte dies Verbot in einer eigenen Schrift verteidigt. Eine Magdeburger Provinzial-Synode von 1412 erklůrte das Benehmen der Wilsnacker Geistlichkeit fűr Betrug. Dagegen verlautbarte Pabst Nikolaus V. 1453 seinen Glauben an das Wunderblut. Am 28. Mai 1552 verbrannte der erste evangelische Pfarrer der Stadt, Joachim Ellefeld, die Wunderhostien und von da ab finden wir auch keine Wallfahrten dahin mehr verordnet, wůhrend frűher fűr einen und denselben Totschlag zwei, ja selbst drei Wallfahrten vorgeschrieben worden sind. Wenn man die damalige Verhůltnissen berűcksichtigt, erscheinen drei Bußfahrten nach Rom, Aachen und Wilsnack innerhalb zweier Jahren als eine sehr harte Sűhne.

Ich benutze die Gelegenheit daran zu erinnern, daß wir innerhalb Berlins noch eine Erinnerung an die Wallfahrt zum Heiligen Blut in Wilsnack haben, welche wohl nur wenigen in der Brandenburgia bekannt sein dűrfte. Es ist das die jetzige MűllerstraÙe, welche in ihrem frűheren unregulierten und etwas unregelműÙig verlaufenden Zuge und in der Fortsetzung nach Tegel im Mittelalter und noch auf spůterem alten Urkunden „der Heilige Blutsweg“ genannt wird, die alte LandstraÙe űber Ruppın nach der Prignitz.

\*) ochfart bedeutet eine Wallfahrt nach Aachen, zu den Reliquien im dortigen Dom.

Der bekannte Berliner Stadtarchivar Ernst Fidicin, welcher mitunter gewagte archäologische Hypothesen aufstellte, hatte die betreffende Stelle in einer Urkunde unseres Stadtarchivs, die undeutlich geschrieben war, „der Heilige Bielbogs-Weg“ gelesen und auf eine Wallfahrtsstraße zu dem wendischen „Weißen Gott“, Biel-Bog, bezogen. Daraus ist eine förmliche Mythe entstanden, ich selbst habe S. 23 und 111 meiner vorher unter Nr. 9 zitierten Festschrift diesen abenteuerlichen Namen in das Verzeichnis der wendischen Erinnerungen gutgläubig aufgenommen, aber gleich meine Bedenken gehabt, weil die Wenden zwar viel Wesens mit dem Czernebog, dem Schwarzen oder Bösen Gott, gehabt haben, dagegen sein Gegenstück, einen Weißen Gott, kaum erwähnen. Es ist nun das Verdienst u. M. des Herrn Stadtarchivars Dr. Paul Clauswitz, daß er das betreffende Zitat seines Amtsvorgängers Fidicin nachgeprüft und dabei dessen Irrtum aufgeklärt hat. Möge der „H. B. W.“ der verdienten Vergessenheit anheimfallen und dafür der berlinische Heilige Blutsweg wieder mehr zu Ehren kommen.

16. Gottfried Brunner: Ketzer und Inquisition in der Mark Brandenburg im ausgehenden Mittelalter. Inaugural-Dissertation. Berlin 1904. Die sehr fleißige Arbeit zerfällt in 3 Kapitel: I. Religiöse Sekten in der Mark vor den Hussitenkriegen. Die erste Nachricht von 1336, wo zu Angermünde Anhänger der Luciferianer entdeckt und 14 verbrannt werden. Von jeher wurde die Stadt Ketzer-Angermünde genannt. Auch sonst machen sich Führer der Waldensischen Bewegung geltend. Die Bezeichnung der Waldenser für sich selbst ist die „Chunden“, d. h. die Bekannten. Die Katholiken sind ihnen die „Vremden“.

II. Die märkischen Waldenser unter dem Einfluß des Taboritentums. Die Inquisition von 1458 überlieferte den Priester Matthaeus Hagen am 27. April nach feierlicher Verkündigung des Urteils auf dem Neuen Markte zu Berlin vor der Marienkirche dem weltlichen Gericht mit der verhängnisvollen Formel: *quatinus circa ipsum citra sanguinis effusionem et mortis periculum suam sententiam moderet et mitius secum agat*. Unter Blutvergießen durfte der Ketzer nicht hingerichtet werden, dafür verfiel er dem unendlich grausameren Feuertode. Viele der märkischen Abtrünnigen unterwarfen sich löblich und fanden Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche.

III. Die Verbindung der märkischen Waldenser mit den Böhmischem Brüdern. Die letzteren wandten sich um dem Scheiterhaufen in der Heimat zu entgehen nach Brandenburg. Man war in der Folge etwas strenger bei uns, sechs Männer und vier Weiber wurden als Ketzer verbrannt. Umgekehrt wanderten märkische Waldenser nach der Gegend von Fulneck in Mähren und nach Landskron in Böhmen ein. Hier wohnten ihre Nachkommen noch zur Zeit des Krasonicky,

gest. 1530. Amos Comenius widmet der zerstreuten Herde von Fulneck seinen deutschen Katechismus (Amsterdam 1661). S. 32.

Felix Priebatsch möchte glauben, (S. 34) daß die Ketzer der Uckermark und Neumark Slaven waren, daß es sich also um eine altslavische Häresie handele. Dem widerspricht, daß deutsche Märker sich, wie angegeben, in Deutsch-Böhmen und Deutsch-Mähren ansiedelten und schon um die Mitte des 14. Jahrh. die meisten Uckermärker und Neumärker Deutsche oder doch verdeutscht waren. Weshalb gerade hier besonders die Ketzerei blühte, vermag allerdings Brunner in seiner inhaltreichen, durchaus besonnenen Schrift nicht zu erklären.

17. Frieda Erika Kraft: Elisabeth von Brandenburg. Drama in 5 Aufzügen. Schwerin i. M. 1905. Getreu unsere Gepflogenheit auch die vaterländische Dichtkunst gelegentlich zu berücksichtigen, lege ich diese wackere Dichtung der Tochter des † Pfarrer Kraft von der hiesigen Zionskirche vor.

Unser verehrtes Mitglied, die dramatische Schriftstellerin Fräulein Clara Henriette von Förster, hat mir folgende Rezension zur Verfügung gestellt.

„Das Stück ist eine lebenswürdige Dichtung, nicht von allgemein menschlichem Interesse, auch nicht allgemein vaterländisch interessant, aber wohl berechnet für Protestanten.

Die Charakteristik ist nicht ausgiebig genug, aber die beiden Hauptpersonen, der Kurfürst und Elisabeth, sind scharf zu erkennen.

Die Handlung ist durchaus knapp und geschickt aufgebaut und durchgeführt. Der Vers ist fließend, aber zu oft nur durch gewaltsame Trennung durchaus zusammengehöriger Satzteile, getrennt oft bis zur „Unmöglichkeit“.

Ihrer ganzen Art nach wäre die Dichtung für den lutherischen Volksschauspiel-Verein wohlgeeignet, wenn auch das „Volk“ irgend welche Mitwirkung dabei hätte.

Besonders hübsch und gelungen ist die Scene des Kurfürsten und der Elisabeth im Kellergewölbe, beide sind da allgemein menschlich interessant.

Die ganze Dichtung scheint auf eingehender Kenntnis der geschichtl. Wahrheit zu beruhen, aber namentlich der 5. Akt mit der Rückkehr-Sehnsucht der Kurfürstin ist auch nur als geschichtliches Faktum verwendet, ohne dichterische Entwicklung.“

### E. Bildliches.

18. Komthurei-Lietzen, Kreis Lebus. Lietzen ist eine ursprüngliche Tempelherren-, nachmals Johanniter-Ordens Kommende, seit lange im Besitz der Grafen von Hardenberg. Die Ihnen durch Güte u. M. Herrn Geheimen Medizinalrats Dr. Behla-Potsdam vorgelegte Pho-



tographie zeigt einen viereckigen Feldsteinbau unten romanisch, oben gotisch stilisiert. Er erinnert mich an ein ähnliches Bauwerk bei Kloster Himmelfort. Nach Riedel und Scheu (Berlin u. die Mark Brandenburg S. 387 flg.) ist die Ortskirche um 1244 erbaut. Ich gebe eine Reproduktion dieses denkwürdigen Gebäudes, welches als Komthureihaus gilt, und in leidlichen baulichen Würden zum Speicher benutzt wird. Hoffentlich wird es in die amtliche provinzielle Liste der zu schonenden Ge-



bäude aufgenommen. Vergl. im übrigen über den Ort Lietzen noch Berghaus Landbuch. Erwähnt wird der interessante Bau nirgends in der Literatur, nicht einmal in Bergaus Verzeichnis.

19. Aus Ferch, Kreis Zauch-Belzig, dem hügelig romantisch am Ufer des großen Schwielow Sees belegenen Dorf lege ich Ihnen von Herrn Bibliothekar Lüdicke, unserm geschätzten kunstverständigen Mitgliede aufgenommen drei Bilder vor: das anspruchslose Fachwerk-

kirchlein von außen, das charakteristisch-märkische Innere mit einem gewaltigen Taufengel und ein Gruppenbild von sechs Teilnehmern der betreffenden Pflugschaftsfahrt des Märkischen Provinzialmuseums am 4. September 1904.

20. Chorin und Umgegend. 4 Photographien der geologisch-historischen Brandenburgiafahrt vom 16. April 1905, bei welcher Herr Geheime Bergrat Professor Dr. Wahnschaffe, da ich durch Unpäßlichkeit behindert, fernbleiben mußte, die Führung übernommen hatte. Der Klosterhof von Chorin mit seinen feierlichen gotischen Arkaden, zwei Ansichtskarten vom Dorf Choriuchen und der Endmoräne und ein Teilnehmergruppenbild. Auch von u. M. Herrn Lüdicke-Charlottenburg, dem ich hierfür den besten Dank sage, aufgenommen.

21. Haus Trarbach Berlin, Behren-Straße 52. Ich lege Ihnen über den prächtigen Neubau, eine Zierde des modernen Berlins, den wir am 11. Februar d. J. besichtigen durften,\*) dank der gastlichen Güte unseres Mitgliedes Paul Kressmann, drei künstlerische Veröffentlichungen vor:

- a) ein Album Queroktav mit 20 Lichtdruckbildern, Ansichten aus dem Geschäftsbetrieb, Abteilung Berlin, umfassend auch das Hauptkontor Markgrafenstr. 52 und die von uns mitbesichtigte Hauptlagerei Lehrterstr. 42 bis 44;
- b) eine Serie Abbildungen der Ornamentierung der Außenfront des Hauses Behrenstr. 52 in Gestalt künstlerisch vortrefflich ausgeführter Ansichtspostkarten, die in der Weinhandlung käuflich zu haben sind und
- c) „Die Trarbachschen Weinstuben in Berlin.“ April-Heft 1905. Darmstadt. 16. Jahrgang der Innen-Dekoration, reich illustrierte kunstgewerbl. Zeitschrift für den gesamten inneren Ausbau unter Mitwirkung von hervorragenden Künstlern herausgegeben und redigiert vom Hofrat Alex. Koch, Darmstadt. Die außergewöhnlich schönen, intimen Abbildungen rufen uns noch einmal die wundersam ausgestatteten Räumlichkeiten des Hauses Trarbach in die angenehmste Erinnerung zurück.

Auch für diese bildlichen Spenden, die dem Märkischen Provinzial-Museum einverleibt werden, sei verbindlichst hiermit gedankt.

22. Das Bild. Monatschrift für photographische und katypische Bildkunst. 1. Jahrgang, Heft 1, April 1905. Auf Wunsch lege ich Ihnen diese erste Nummer der von der Neuen photographischen Gesellschaft Aktiengesellschaft Steglitz-Berlin, also von einer namhaften Firma, herausgegebene neue illustrierte Zeitschrift (Jahres-Abonnement 2 M., Einzelheft 20 Pf.) zur Kenntnis vor.

\*) Vergl. Monatsblatt Brandenburgia XIV. S. 1--8 u. S. 24 No. XXI.

23. Ebenso: Neue Kunst, Mitteilungen über neu erscheinende Kunstblätter, her. von der Photogr. Gesellschaft Berlin, Stechbahn 1. No. 5 April 1905 eine Menge älterer und neuer Bilder, z. B. 4 Brustbilder Schillers nach Höflinger, Kügelgen, Simanowiz und Graff und Georg Schöbel, Abschied der Armee von der in Sans-Souci aufgebahrten Leiche Friedrichs des Großen, enthaltend.

24. U. M. Herr Architekt Karl Wilke legt vor: Notizen zum Monatsheft der Brandenburgia, XIII. Jahrgang No. 11. 1905.

a) Die Marieninsel im Parsteinsee bei Oderberg i. M. S. 396. die Marieninsel im Parsteinsee betreffend (Schreibweise mit einem „a“, bei Pälitz nicht „Pehlitz“ sollte mehr beachtet werden, sie ist richtiger).

Die Verlegung der auf der Insel belegenen Abtei nach Chorin hatte eigentlich andere Gründe, als die Mönche selbst zugestehen möchten. Die „Abgelegenheit“ des Ortes, der Widerwille der bedrückten Anwohner, die sich nicht völlig ausrauben lassen wollten, dann aber die schwere Zugänglichkeit des Klosters, auf einer Insel, weil der von den Mönchengeschüttete Verbindungsdamm, der Mönchsdamm, stets fortgespült, in den See versackte. Noch heute ist dieses der Fall, weil der Wasserspiegel des Parsteinsees sehr veränderlich ist und die Ruine monatelang nur per Kahn erreicht werden kann. Die Folge des Kahlschlags der Ufer, alte Sünden der Mönche, deren Verdienste über Gebühr geschätzt werden, waren lediglich Großbetriebe. Die Annahme, daß das Kloster selbst unter Wassersnot gelitten hätte, trifft für das Trinkwasser zu, überschwemmt konnte die Abtei nicht werden, denn ihre Fundamente liegen im Mittel 15 Meter höher als der Wasserspiegel des umschließenden Sees.

Ich war letzten Sommer fast täglich von Oderberg aus auf der Insel, um den Wasserspiegel des Parsteinsees zu beobachten, zum Zwecke einer Auseinandersetzung mit dem Geh. Oberbaurat Germelmann i. S. des Berlin-Stettiner Großschiffahrtweges als Abfluter des Oderbruchs. Ich habe vom 10. Mai bis 15. Oktober 1904 an Stein- und Pfahlmarken festgestellt, daß der See, welcher nur 5 Kilometer vom Oderstrombett entfernt und 42 Meter höher als die Oder liegt, durch Verwerfungen, Abdachungen gen Lunow, den Wasserstand im Juli beeinflußt. Am 18. August war seit Mai ein Schwindmaß von 65 cm im See zu verzeichnen, welche gewaltige Wassermasse bei 18 000 Morgen Spiegelfläche durch Versickerung und Verdunstung? Der Nettelgraben hatte trocken gelegen und nicht einmal abziehen helfen. So trocken war das anliegende Gelände seit Jahrhunderten nicht gewesen und gab es mancherlei zu beobachten, davon ich noch eingehend zu berichten vorhabe.

Die jetzige Unfruchtbarkeit der Insel rührt von einer Kalkschicht her, die gleich einer Ortschaft fast die ganze Insel durchzieht, ob von dem Kalkmörtel der abgebrochenen Steine, die nach Chorin überführt und dort wieder benutzt werden, bleibt dahingestellt. Überhaupt muß

die Insel mehr im Auge behalten werden. Die gewaltigen Steinblöcke dort reizen den Erwerbssinn der Steinhauer und sind der vielen Pflasterungsarbeiten halber ein sehr begehrter Artikel geworden. Auch die alten und gesunden Bäume sollten registriert werden — aber ich bitte mich außer Spiel zu lassen, sonst kann ich nicht mehr beobachten, schützen und schließlich melden, wenn Gefahr im Verzuge. — Man paßt mir ohnehin so auf den Dienst und argwöhnt!

b) S. 397. Unsere Flußnamen. Hierauf bezüglich habe ich eine Bemerkung an Herrn Professor Lohmeyer-Marburg geschickt, daß die Oder ihren Namen nicht von der Beschaffenheit der Quellhöhe nahm, sondern von dem Unterlaufe, von dem „Durchbruch“ unterhalb Oderbergs, als dieselbe ein selbständiger Strom wurde.

c) S. 422. Zoll-Fische. Zahl- auch Zollfische, die von den Fischern in geldknappen Zeiten als Naturalabgabe geleistet wurden, sind Mittelfische, begehrte Ware jetzt! Es ist eine Fischart, die nach der Oderberger Fischerurkunde, nächst dem Besten des Fanges oder des Zolltransportes kömmt. Die allergrößten Fische hießen „Herrenfische“ im Gegensatz hierzu.

d) S. 405. Roland betreffend. Nicht der Konflikt zwischen Landesherrn und Berliner Bürgerschaft in den verschiedensten Schattierungen ist der Angelpunkt der Dröscherschen Rolandbearbeitung, sondern der zwischen Heimatliebe, Lokalpatriotismus und Vaterlandsliebe. Auf der einen Seite die Berliner in ihrer Einseitigkeit, auf der anderen der Kurfürstl. Repräsentant der anbrechenden neuen Zeit und dazwischen der Molner, das sühnende Opfer.

25. Nach dem Schluß der Sitzung geselliges Beisammensein im Rathskeller.

---

#### 4. (3. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

**Montag, den 1. Mai 1905, abends 7 Uhr.**

Besichtigung der II. Städtischen Handwerkerschule  
Andreas - Straße 12.

---

Nach Begrüßung der in der Aula der II. Handwerkerschule zahlreich erschienenen Mitglieder durch den ersten Vorsitzenden Herrn Geheimrat Friedel, nahm der Direktor des städtischen Instituts Herr Direktor Tradt vor Antritt des Rundganges durch die Unterrichtsräume zu einer kurzen Erläuterung der Aufgaben und der Bedeutung der II. Handwerkerschule für die Ausbildung des gewerbe- und kunst-

gewerbetreibenden Handwerkerstandes das Wort und führte folgendes aus: Den jungen gewerbe- und kunstgewerbetreibenden Handwerkern, Lehrlingen und Gehilfen, ist Gelegenheit gegeben, vorzugsweise in ihren Freistunden, die ihrem jedesmaligen Beruf entsprechende zeichnerische, kunstgewerbliche, wissenschaftliche und gewerblich-kaufmännische Ausbildung zu empfangen, welche zu der Praxis der Werkstatt als notwendige Ergänzung hinzutreten muß.

Die Unterrichtszeit fällt auf die Nachmittage und Abende der Wochentage und auf den Sonntag Vormittag.

Außerdem bestehen auch Tagesklassen mit vollem Tagesunterricht für Dekorationsmaler, Gärtler, Kunstschmiede, Innendekorateure und verwandte kunstgewerbliche Fächer und eine Tages-Vorklasse für Anfänger kunstgewerblicher und gewerblicher Berufsarten.

Auch für Damen ist im letzten Wintersemester ein Kursus für Keramik eingerichtet worden, welcher Unterricht im Zeichnen, im Entwerfen und im Ausführen keramischer Erzeugnisse bietet.

Für die Photographie und die photochemigraphischen Vervielfältigungsverfahren bestehen besondere Kurse, um, der Bedeutung dieser Fächer entsprechend, Hilfskräfte heranzubilden.

Die Wahl der Lehrgegenstände an denen sich der in die Schule Aufzunehmende beteiligen will, steht ihm frei, doch müssen die für den vorgeschrittenen Unterricht erforderlichen Vorkenntnisse nachgewiesen werden.

In der Regel befolgen die Schüler den ihnen von der Schulleitung erteilten Rat hinsichtlich der für das spezielle Fach derselben zu belegenden geeigneten Unterrichtsfächer, um eine lückenlose Ausbildung zu erreichen.

Vorbereitungskurse im Freihand- und geometrischen Zeichnen bahnen die Ausbildung an und je nachdem die Schüler dem Baugewerbe, der Maschinenindustrie oder auch dem Kunstgewerbe angehören, haben dieselben zur Unterstützung des aufsteigenden Unterrichts in den Fachklassen zunächst mit dem mathematischen Unterricht zu beginnen.

Hierauf spezialisiert sich die Ausbildung je nach Beruf. Diejenigen Gewerbe und Kunstgewerbe, welche mit der Architektur, der Innendekoration mit Ziergeräten und Ausstattungsgegenständen beschäftigt sind, haben neben dem Fachzeichnen pp. besonderen Wert auf das Freihandzeichnen nach Pflanzen, Ornamenten und figürlichen Gebilden, sowie auch auf das Modellieren und Aquarellieren nach vorbenannten Gegenständen und auf praktische Übungen in der Übungswerkstätte zu legen.

Bauhandwerker und solche Handwerker, welche sich in der Maschinenindustrie und in ähnlichen Betrieben betätigen oder solche, welche in elektrotechnischen Betrieben, im Apparatenbau oder als

Installateure arbeiten, oder solche, die mit Gas- Wasser- und Heizungs Installationen ihren Erwerb suchen und andere Handwerker, haben neben dem Fachzeichnenunterricht Kenntnisse in der Mathematik, Physik, Mechanik, Elektrotechnik und in der Chemie nötig.

Für die chemigraphischen Kunstgewerbe und die Photographie, sowie auch für viele andere Zweige des Kunstgewerbes ist die Chemie geradezu unentbehrlich.

Für ca. 40 verschiedene Gewerbe sind besondere, von einander getrennte Fachzeichenkurse eingerichtet, in denen die Teilnehmer für ihren speziellen Beruf theoretisch ausgebildet werden derart, daß dieselben auch mit der Bearbeitung von Erzeugnissen ihres Berufs, denen sie augenblicklich in ihrer Werkstatt fern stehen, zeichnerisch und konstruierend beschäftigt werden.

Eine Reihe von Übungswerkstätten dienen der praktischen Ausbildung in besonders schwierigen Berufszweigen kunstgewerblicher Art etc., jedoch nicht zum Ersatz der Werkstattlehre, sondern ausschließlich der Ergänzung derselben.

Hilfsmaschinen für die verschiedenen Gewerbe finden im Unterricht direkt nur untergeordnete Verwendung, da neben der theoretischen Ausbildung an erster Stelle in den praktischen Übungen der Handfertigkeit Rechnung getragen wird. Die Kenntnis der Hilfsmaschinen und deren Verwendung wird in gelegentlich vorgenommenen Exkursionen nach Spezialbetrieben erworben.

Ganz besonderer Wert wird in allen Fachzeichenkursen auf die Kalkulation gelegt, und es finden deshalb in gewissen Zeitabschnitten Klassen-Kalkulationsübungen statt, um die jungen Handwerker mit dem Wesen der Kalkulation innig vertraut zu machen.

Besondere Kurse für die gewerblich kaufmännische Ausbildung gehen diesen Übungen voraus.

Für alle Teilnehmer am Fachunterricht sind die ergänzenden wissenschaftlichen und praktischen Fächer für eine abschließende Ausbildung unentbehrlich, da sie ein notwendiges Glied in der Kette der zusammenhängenden Funktionen zur Ausbildung eines Handwerkers oder Kunsthandwerkers heutiger Zeit bilden, und deshalb wird auch diesen ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

Konstruktion und Ausstattung bzw. Fertigstellung der Erzeugnisse erfordern neben praktischen und zeichnerischen Fähigkeiten einen wissenschaftlichen Unterbau, um alle vorkommenden Arbeiten richtig verstehen und ausführen zu können. Es sind dafür nahezu für jeden vorwärtstrebenden Handwerker oder Kunsthandwerker Kenntnisse in der Mathematik (Algebra, Geometrie), Physik, Chemie, Mechanik, in der gewerblichen Buchführung und in der Kalkulation unbedingt nötig.

Die jungen Handwerker und Kunsthandwerker, welche am Tage praktisch tätig sind, nehmen Jahre hindurch abends und Sonntags am Unterricht teil, um das gesteckte Ziel zu erreichen, welches sie befähigt, zunächst als ausübender tüchtiger und bevorzugter Handwerker und in aufsteigender Staffel als Vorarbeiter, Monteur, Betriebsleiter, Werkführer oder auch als selbständiger Meister mit Erfolg tätig zu sein. Mit Vorliebe werden auch tüchtige, so ausgebildete Schüler in Konstruktionsbureaus und in kunstgewerblichen und Architekturbureaus infolge erlangter Tüchtigkeit als technische oder kunstgewerbliche Zeichner pp. mit Erfolg beschäftigt.

Allen diesen Aufgaben dient der von der Stadt Berlin in der Andreasstraße 1/2 errichtete stattliche Neubau mit seinem weithin sichtbaren monumentalen Turm und der in vornehmer Ruhe wirkenden Fassade mit reichem Mittelrisalit und Giebeln, sowie mit seiner allen Anforderungen der heutigen Technik und Hygiene entsprechenden inneren Einrichtung der Klassen, Zeichen- und Malersäle, der Auditorien, Laboratorien, Ateliers und Übungswerkstätten.

Dasselbe hat das schlichte kleine Gemeindeschulhaus am Stralauer-Platz 24, welches zuvor verschiedenen Schulen Unterkunft gewährte und in dem vor ca. 12 $\frac{1}{2}$  Jahren am 16. Oktober 1892 die II. Handwerkerschule mit nur wenigen Kursen eröffnet wurde und die vielen Filialabteilungen in benachbarten Schulen verdrängt.

Dieser Monumentalbau gewährt nunmehr der gewaltig angewachsenen lernbegierigen Schülerzahl, die im letzten Winterhalbjahre 2928 betrug und jetzt im Sommer-Semester schon auf über 2000 gestiegen ist, Unterkunft, um in demselben die dem Handwerker und Kunsthandwerker unter heutigen Verhältnissen so unentbehrlich gewordene fachlich-theoretische, kunstgewerblich-praktische, wissenschaftliche und gewerblich-kaufmännische Ausbildung zu vermitteln.

Auf dem nun folgenden Rundgange durch das Schulhaus mit seinen den mannigfachsten Bedürfnissen angepaßten Unterrichtsräumen, Ateliers, Werkstätten, Laboratorien und Auditorien, die selbst den verwöhntesten Ansprüchen gerecht zu werden suchen, konnte mit Rücksicht auf die nur geringe verfügbare Zeit, nur diesen, im Zusammenhang mit dem darin zu erteilenden Unterricht, Rechnung getragen werden.

Durch das reiche mit figuralem Schmuck ausgestattete Portal in der Andreasstraße betraten die zahlreich erschienenen Mitglieder der Brandenburgia das neue Heim der II. Handwerkerschule und begaben sich durch weite helle Korridore und auf breit angelegten Treppen nach dem I. Stockwerk zur Aula, die als Versammlungs- und Begrüßungsraum bestimmt war.

Diese liegt in der Mitte des Schulhauses und ist äußerlich durch das Mittelrisalit erkenntlich. Besondere Sorgfalt ist seitens des Bau-

künstlers auf ihre innere Ausstattung verwandt. Paneele, eine reiche Holzdecke und oberhalb der Wände reiche gemalte Kartuschen mit Sinnsprüchen, ferner ein reich gegliedertes, von Säulen getragenes Empore, welches die Verbindung des nördlichen und südlichen Flügels des Schulbaues im II. Stockwerk vermittelt, geben denselben einen wahrhaft gediegenen und von feinem künstlerischen Gefühl getragenen Charakter.

Durch die herabhängenden vielflammigen elektrischen Kronleuchter aus Bronze in vlämischen Renaissancestil erhält dieselbe einen harmonischen und sehr noblen Abschluß.

Von hieraus begaben sich die Mitglieder in 4 Gruppen geteilt nach der eingangs erwähnten Begrüßung durch den I. Vorsitzenden Herrn Geheimrat Friedel und dem vom Direktor Tradt gegebenen kurz gefaßten Überblick über die Aufgaben der II. Handwerkerschule, nach den Unterrichtsräumen und Übungswerkstätten. Da ein genaues Eingehen auf die einzelnen Unterrichtsfächer an dieser Stelle unmöglich ist, so möge wenigstens hier betont werden, daß man beim Eintritt in die Unterrichtsräume, namentlich nach Wahrnehmung der Mannigfaltigkeit der Beschäftigung der jungen Handwerker in ihrem jeweiligen Spezialfache, den Eindruck gewinnt, als habe man nicht einen Schulsaal, sondern ein Zeichen- oder Konstruktionsbureau für gewerbliche, technische und kunstgewerbliche Arbeiten oder aber ein Atelier oder eine Werkstatt für Bildhauer, Modelleure, Maler, Ciseleure, Graveure, Metalltreiber, Kunstschmiede oder dergl. vor sich. Der Eindruck, den die verschiedenen Arbeiten in den Vorbereitungskursen, Freihand-, Zirkel- und Projektionszeichnen pp., in den wissenschaftlichen Kursen und besonders in den Fachklassen und Übungswerkstätten der verschiedensten Gewerbe durch die planmäßige Beschäftigung auf den Beschauer hervorruft, drängt zu der Überzeugung, daß die Unterrichtsmethode sich genau den Bedürfnissen des technischen und praktisch gewerblichen Lebens anschließt und daß jeder Vorbereitungs-, Fach- oder wissenschaftlichen Unterrichtsabteilung und jeder Übungswerkstätte ein bestimmtes Programm zu Grunde liegt. Die Lehrer nehmen in ihren Unterrichtsabteilungen gewissermaßen die Stellung des leitenden Ingenieurs, Architekten, Künstlers oder Meisters ein und geben den Schülern gleich ihnen unterstellten Zeichnern pp. je nach dem Grad ihres vorgeschrittenen Könnens solche Arbeiten, die sich mit dem im praktischen Gewerbsleben vorkommenden genau decken.

Die in den Unterrichtsabteilungen gesehenen Arbeiten, Zeichnungen und ausgeführte Gegenstände geben den besten Beweis von der Leistungsfähigkeit der II. Handwerkerschule.

Von der Aula traten die Mitglieder unter Führung des Direktor Tradt und der Lehrer Rehlender, Zabel und Steirowicz den Rundgang durch die Schule an.



Im Kellergeschoß sind die Werkstätten für die praktischen Übungen für Kunstschmiede, Ciseleure, Graveure, für Treibarbeiten der Kupferschmiede, Klempner, Gold- und Silberschmiede pp.; für Zahntechniker, Steindrucker, für die Druckverfahren der chemigraphischen Fächer, für Keramiker, für Kunstformerei und Gipsgießerei etc. auf Grund bester Erfahrungen in der Praxis eingerichtet.

Dem wahren Charakter des Kunstgewerbes entsprechend, wo der künstlerisch auszuführenden Handarbeit besonders Rechnung getragen werden muß, ist von maschinellen Einrichtungen in größerem Umfange Abstand genommen, da ja der Maschinenbetrieb der Massenfabrikation dient und erfahrungsgemäß an den Maschinen oft Arbeitskräfte verwendet werden, die ein eigentliches Handwerk nicht erlernt haben. In der künstlerisch durchgebildeten Handarbeit, die sich nicht an Schablonen bindet, liegt die Kraft des modernen Kunsthandwerks, in der schablonenmäßigen Massenfabrikation die des Maschinenbetriebes und der Großindustrie.

Die 8 Schmiedefeuer in der Kunstschmiede werden durch einen elektrisch angetriebenen Ventilator angeblasen. Zum Schmieden dienen 8 große Ambosse, für sonstige Arbeiten Werkische mit Zubehör in hinreichender Anzahl. Die übrigen Werkstätten sind mit den dem jeweiligen Fach angepaßten Spezialeinrichtungen und Werkzeugen versehen.

Im Erdgeschoß befinden sich die Verwaltungsräume und die Bibliothek mit Lesezimmer für Schüler und Lehrer.

Zeichensäle und wissenschaftliche Klassen sind im ganzen Hause durch die vier Stockwerke verteilt, die Modelliersäle mit Nebenräumen sind im Erdgeschoß untergebracht. Dem Aktmodelliersaal im Erdgeschoß und dem Aktzeichensaal im I. Stockwerk, ist besondere Sorgfalt zugewendet. Die Arbeitsplätze sind amphitheatralisch und im Grundriß elliptisch angeordnet. Die Beleuchtung ist den schwierigen Verhältnissen eines Aktsaales angepaßt.

Den Unterrichtsräumen für Chemie im I. Stockwerk und für Physik im II. Stockwerk ist mit Rücksicht auf die ungeheuren Fortschritte auf diesen Gebieten und den einschlägigen Fächern, wie der Elektrotechnik, der Elektrochemie etc. hinsichtlich der Einrichtung ihrer Unterrichtsräume besonderes Interesse zugewendet. Amphitheatralisch aufsteigende Bankreihen in den Auditorien machen es dem Schüler bequem, dem Vortrage und den Demonstrationen des Dozenten zu folgen, ebenso die übrigen Einrichtungen für den Unterricht.

Die Vorbereitungs- und Apparatenräume schließen sich dem Auditorium an, desgl. auch die Laboratorien. Das Laboratorium für Chemie bietet einer größeren Zahl von Praktikanten Gelegenheit für Übungen in der analytischen Chemie etc., desgl. auch für Elektrotechniker, für Meßversuche.

Von diesen Einrichtungen mag nur noch erwähnt werden, daß eine elektrische Umformungsanlage und eine Akkumulatorenbatterie vorhanden ist, um für die Experimente die erforderlichen Spannungen herstellen zu können.

Jeder Arbeitstisch ist mit Gas, Wasser, Preßluft und elektrischem Strom in drei Spannungsabstufungen, 15, 65 und 220 Volt versehen. Digestorien mit allen erforderlichen Einrichtungen fehlen nicht. Im dritten Stockwerk sind die Malersäle und auch Zeichensäle mit Oberlicht vorhanden. Die Dekorations-, Holz- und Marmor-Maler, wie auch diejenigen, welche sich mit dem Malen nach der Natur und nach gestellten Stilleben beschäftigen, sind mit Einrichtungen bedacht, welche den notwendig zu stellenden Anforderungen entsprechen.

Der Photographie und dem photochemischen Vervielfältigungsverfahren dienen ein photographisches Atelier und ein darüber befindliches Freilicht-Atelier, mit Laboratorien und zugehörigen Nebenräumen, wie Dunkelkammer etc.

Eine neue Art Zeichentisch (Multiplex), welcher den alten Systemen gegenüber wesentliche Vorteile für den Schulbetrieb und für den Schüler bietet, fand Verwendung; ebenso die elektrische Bogenlicht-Beleuchtung mit Elsterschen Lamellenreflektoren, die die Möglichkeit gewähren, neben anderen besonders in's Auge fallenden Vorzügen, bei Tage angefangene farbige Malereien ohne Beeinträchtigung der Farbenwirkung bei künstlicher Beleuchtung fortzusetzen.

Gegen 100 Bogenlampen und annähernd 600 Glühlampen sind erforderlich, die gesamten 46 Unterrichtsräume und außerdem die Verwaltungsräume, Korridore, Treppen etc. zu beleuchten.

Eine Niederdruck-Wasserheizung dient zur Erheizung sämtlicher Räume und ein großer elektrisch angetriebener Blackmann'scher Ventilator zur Zuführung vorgewärmter frischer Luft in die Unterrichtsräume pp.

Das gerade heute von der Bauverwaltung dem Magistrat übergebene, von Herrn Baurat Hoffmann projektierte imposante Schulhaus der II. Handwerkerschule mit seinen in gediegener Einfachheit ausgestatteten schönen und luftigen Räumen, mit ihren mustergiltigen Einrichtungen, die den vielseitigen Berufsbedürfnissen des an Spezialfächern reichen Handwerker- und Kunstgewerbe-Standes angepaßt sind und den gewonnenen Einblick in die verschiedenen Unterrichtsabteilungen, die mit ihren Arbeiten, Fachmännern und auch Laien, sehr viel des Interessanten, Nützlichen und Lehrreichen boten, wurden im einzelnen und mit gebührender Bewunderung betrachtet. Nachdem Herr Geheimrat Friedel den Gefühlen des Dankes für das Gesehene, für die musterhaften Einrichtungen, für den ebenso umsichtigen wie liebenswürdigen Dirigenten und das Lehrerkollegium zum Schluß Ausdruck gegeben, vereinigten sich die Mitglieder zum

Meinungsaustausch über die gewonnenen Eindrücke in zwanglosem Zusammensein in der der II. Handwerkerschule nahegelegenen Alhambra, Andreasstrasse 6, einer Wirtschaft, die geschickt in mehre Bögen der Stadtbahn eingebaut ist.

---

## 5. (4. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

**Sonntag, den 14. Mai 1905.**

Wanderfahrt nach Küstrin und Tamsel.

---

Vom Schlesischen Bahnhof fahren wir um 9.<sup>31</sup> vorm. mit dem D-Zug ab; unterwegs verteilte Herr Geh. R. Friedel eine Druckschrift, welche Herr Major z. D. Noël für die Wanderfahrt zusammengestellt hatte, und welche die wichtigsten Angaben aus der Geschichte Küstrins enthält. Wir stiegen in Küstrin-Altstadt aus, wo wir um 10.<sup>50</sup> Uhr angekommen waren, und wanderten über die Oderbrücke nach der Stadt. Auf der Brücke machten wir einen Augenblick halt, und hier gab Herr Mittelschullehrer Schimming die nötige Auskunft über die Lage der wichtigsten Örtlichkeiten. Rechter Hand heben sich die Mauern der Bastionen Kronprinz und Brandenburg aus dem Wasser heraus, ihre roten Wände und die grünen Kronen spiegeln sich in dem Wasser der Oder. Zwischen ihnen steht das Schloß, dessen frisch geputzte Front in heller Farbe herüber leuchtete.

Hinter der Brücke schließen sich links und rechts die Wälle eng zusammen und bilden das Berliner Tor. Wie es immer bei den Festungswerken ist, so entstehen hier eine Anzahl Winkel und Ecken nebst hohen Wänden, zwischen denen breite Wassergräben liegen.

Kurz hinter dem Tor biegt man rechts ein zu dem Renneplatz. Auf seiner Langseite steht das Schloß und vor dessen Portal das Denkmal des Kurfürsten Johann. Durch das Portal erblickt man auf dem Schloßhof das Standbild des jugendlichen Kurprinzen Friedrich Wilhelm. Beide Denkmäler sind am 24. Oktober 1903 in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers enthüllt worden.

Der Markgraf Johann war von 1535—1571 Landesfürst der Neumark. Er war ein sehr ökonomischer Regent, der einen großen Schatz hinterlassen hat.

Bevor wir den Schloßhof betraten, wandten wir uns zur rechten Ecke des Platzes und passierten hier den Torweg des Artillerie-Depots. Hinter ihm steht ein langer Schuppen, an dessen Giebel sich der Eingang befindet. Dieser Eingang ist mit einem stattlichen Portal geschmückt,

das viel Zierrat aller Art besitzt, z. B. mehrere größere und kleinere Reliefs, von denen zwei sehr ausgeprägte Köpfe von Männern vorstellen.

Über dem Portal endlich sind zwei große Wappen angebracht mit sehr sauberer Durchführung bis in die kleinsten Details. Das eine ist ein braunschweigisches Wappen, da die Gemahlin des Markgrafen, Katharina, eine Tochter des Herzogs von Braunschweig war. Sie war ebenso wirtschaftlich und sparsam wie ihr Gemahl. Der Markgraf brauchte für seine Arbeiten an den Festungswerken eine große Menge Menschen. Diese lohnte er nun mit Münzen, die minderwertig waren und besonders für den Zweck geprägt wurden. Die Arbeiter aber mußten ihren Bedarf an Lebensmitteln aus den Vorräten der Markgräfin kaufen, die in den Häusern am Renneplatz aufgespeichert waren. Jene Häuser heißen daher heute noch die Speckhäuser. Der Kurfürst war auch ein frommer Mann und liebte als solcher die Sinnsprüche, die die Gedanken über das Irdische hinaus erheben. Am Sockel seines Denkmals ist einer seiner Sinnsprüche angebracht er lautet: *In silentio et spe fortitudo mea.*

Auf dem Schloßhof, der verhältnismäßig klein ist, stehen eine Anzahl Türme, angelehnt an die Wände des Gebäudes, in ihnen befinden sich die Treppen, die zu den Korridoren in die Höfe führen. Zwei von den Eingängen sind mit prächtigen Portalen geschmückt, und der dritte soll sein Portal wieder erhalten, das augenblicklich in Frankfurt a. O. aufgestellt ist. Das eine dieser Portale trägt über der Tür zwei Bibelsprüche und das andere ist mit Zierart in Stil der Renaissance ausgeschmückt. An der einen Wand ist ein Relief mit dem Bildnis Conrad von Burgstorffs eingefügt, der 1641 Ober-Kommandant aller Festungen in der Mark war. Die Erinnerungstafel ist von der Familie gestiftet worden.

Das Schloß dient gegenwärtig als Kaserne des 48. Regimentes. Wir kletterten die enge Stiege in einem der Türme in die Höhe und wanderten die schmalen Korridore entlang, die sich an der Hofseite befinden. An den Wänden standen die Gewehre in den Stützen und hingen Bilder und Tafeln in großer Zahl, denn die Gedenktage des Regiments sind zahlreich. Eine stattliche Tafel verkündet, daß eine Kompagnie schon zum dritten Mal die Schießauszeichnung erhalten hat.

In dem oberen Stockwerk liegen die Zimmer, die dem Kronprinzen Friedrich als Gefängnis dienten, und zwar an der Südecke des Schloßes. Die Aussicht von den Fenstern geht auf die Oder. Es waren für den Gefangenen zwei Zimmer eingerichtet worden, das Eckzimmer und das Turmzimmer, in welchem sich der Eingang befand. Das größere Eckzimmer ist zu einem hübschen Museum ausgestaltet worden. In der Mitte steht ein großer Tisch, auf welchem Photographien und Zeichnungen ausgelegt waren, die sich auf Merkwürdigkeiten der Küstriner Ver-

gangenheit beziehen, deren Originale im Privatbesitz oder im Hohenzollern-Museum aufbewahrt werden: z. B. die Photographie des Schwertes, mit dem Katte hingerichtet worden ist. An der Außenwand steht ein einfacher plumper Holztisch, der von dem Dammeister in Ötscher geschenkt worden ist. Er hat sich in der Familie erhalten, und ist derselbe Tisch, an welchem Friedrich der Große nach der Schlacht bei Kunersdorf die Nacht zugebracht hat. Auf ihm liegen Kugeln und Teile von Waffen und Ausrüstungsstücken, die von den Bauern auf dem Schlachtfelde von Zorndorf gefunden und hierher gestiftet worden sind. Auf einem Tisch unter Glas befinden sich zwei Schriftstücke mit dem F des Königs und an den Wänden hängen zahlreiche Bilder in Schwarz und in Farben, welche Szenen aus dem Leben des großen Königs darstellen, unter anderen auch das Flötenkonzert, ein Geschenk des Kultusministeriums. Die Waffen, welche die Wände schmücken, stammen aus dem Zeughaus. In dem Turmzimmer steht das Geschenk des Kaisers, eine Herme, die den jugendlichen Gefangenen vorstellt, in der Uniform, die er als Gefangener tragen mußte, und ihm gegenüber eine Viktoria, eine Überweisung des Zeughauses.

In der dicken Wand zwischen den beiden Zimmern endlich hängt eine Kopie des jüngsten Gemäldes von Röchling: Friedrich der Große mit der Fahne in der Schlacht bei Zorndorf. Das Original dieser schwarzweißen Wiedergabe befindet sich auf der diesjährigen Kunstausstellung.

In dem Eckzimmer ergriff nun Herr Major Noël das Wort und gab die wichtigsten Daten aus der Zeit der Gefangenschaft des Kronprinzen. Der strenge Arrest währte vom 4. September bis zum 19. November 1730. Vor der Tür stand ein Doppelposten und ein zweiter Posten auf der Treppe, außerdem mußten die Kapitäne Graurock und von Rothenburg Tag und Nacht Wache halten. Die Tür zu dem Turmzimmer durfte nur dreimal am Tage geöffnet werden, und für die tägliche Beköstigung waren dem Gefangenen 10 Groschen ausgesetzt. Zum Lesen waren ihm nur die Bibel, das Gesangbuch und Joh. Arndts Wahres Christentum gegeben. Am 6. November fand die Hinrichtung des Leutnants Katte statt. Der König hatte ausdrücklich befohlen, daß ein Platz gewählt werden solle, „so daß der Kronprinz aus dem Fenster selbigen gut übersehen kann.“ Katte wurde unter dem Eckfenster vorübergeführt, und der Kronprinz rief ihm zu: „Ich bitte Sie um Verzeihung, mein lieber Katte“. Vor dem Fenster stand zu jener Zeit noch ein Turm der Befestigung, der Weißkopf, der jetzt niedergerissen ist; er enthielt in seinem Kellergeschoß ein Gefängnis und stand durch einen verdeckten Gang mit dem Schloß in Verbindung.

Die beiden Zimmer haben verschiedene Schicksale gehabt; sie waren nacheinander Mannschaftsstube, Lazarett und Kasinoraum; bis zum Jahre 1897 diente nur das Turmzimmer zum Museum, seit der

Zeit ist auf Befehl Seiner Majestät das historische Eckzimmer dazugekommen.

Herr Major Noël berichtete daneben noch von einigen anderen Sehenswürdigkeiten Küstrins, unter anderen von dem Sarge des Gouverneurs Hildebrand von Kracht (1612), den man bei fortifikatorischen Arbeiten aufgefunden und dann wieder eingemauert hat.

Angesichts dieser ehrwürdigen Schätze sprach der I. Vorsitzenden Herr Geheimrat Friedel dem Herrn Major den Dank aus für die erläuternde Schrift und für die Führung im Museum und hob seine Verdienste hervor um das Zustandekommen des Museums, das jeden Vaterlandsfreund mit Befriedigung erfüllen muß.

Nach der Besichtigung des Schlosses begaben wir uns zur Marienkirche. Ihr Inneres ist dadurch ausgezeichnet, daß der Altar und die Kanzel auf einem hohen Treppensatz stehen, wodurch das Schiff ein sehr eigenartiges Aussehen erhält. Unter diesem Aufbau befindet sich nämlich die Gruft. Sie besteht aus einem schmalen Zugang und dem eigentlichen Gewölbe; letzteres ist nur gerade so groß, daß die beiden Säрге und ein halbes Dutzend Menschen darin Platz haben. In den Särgen ruhen die Gebeine des Markgrafen Johann und seiner Gemahlin. Eine Tafel an der Wand gibt Auskunft hierüber. In dem Vorraum stehen zu beiden Seiten des Ganges noch je ein Sarg.

Nach dem Besuch der Marienkirche wanderten wir durch einige Straßen zu dem östlichen Rande der Festung und bestiegen hier den höchsten Punkt der Wälle, den Hohen Kavalier. Er trägt eine ausgedehnte Plattform mit einer Orientierungstafel, so daß man die hervorragendsten Punkte der Umgebung leicht auffinden kann. Außerdem gab auch Herr Schimming hier wieder in liebenswürdigster Weise die weitgehendste Auskunft. Nach Süden blickt man in das Odertal hinein und erkennt leicht an dem schroffen Abhang die Spitze von Reitwein; das gegenüberliegende Ufer, der Westrand des Sternberger Horstes, hat eine bedeutend flachere Böschung. Nach Westen blickt man hinab auf die Straßen und Häuser der Stadt, und die Aussicht auf das dahinterliegende Oderbruch wird durch die Gebäude etwas eingeschränkt. Ähnlich beengt ist die Fernsicht nach Norden hin; hier sind die hohen Gebäude und die Fabrikschornsteine von Küstrin-Neustadt, welche die Aussicht versperren; doch tritt dahinter der südliche Zipfel der Neumärkischen Hochfläche so nahe an die Stadt heran, daß der bewaldete Rand sich über die Gebäude heraushebt. Nach Osten endlich dehnt sich das Wartebruch aus, da auch hier der begleitende Höhenrand des Sternberger Horstes weit zurücktritt, so macht seine Böschung einen sehr unscheinbaren Eindruck. Merkwürdiger aber ist noch der Blick auf die allernächste Umgebung; er läßt die Bedeutung des Platzes als Sumpf- und Wasserburg schätzen; überall in dem grünen Wiesenteppich blitzen

nämlich schmale oder breite Wasserflächen auf; sie lassen ahnen, daß bei Hochwasser die ganze Fläche eine weite Wasserwüste sein wird.

Der nächste Punkt des Programms war der Marsch zum Bahnhof Küstrin-Neustadt, der Weg führt zum Zorndorfer Tor hinaus und geht auf einem hohen Damm über die lange Wartebücke in die sogenannte Kurze Vorstadt.

Auf dem Bahnhof hatten wir noch etwas Zeit und fuhren um 2 Uhr weiter nach Tamsel. Nach einer kurzen Promenade erreichten wir den Gasthof von Urban, wo die Tafeln schon hergerichtet waren.

Während der Tafel brachte Herr Bürgermeister Securius aus Küstrin den Toast auf Seine Majestät aus, der in drei kräftigen Hochs endete. Darauf ergriff der Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel das Wort und dankte den Herrn für die freundliche Unterstützung. Seine Worte klangen aus in drei Hurras für die alte Residenzstadt Küstrin. Den Damentoast, und zwar in gebundener Rede und in besonders schön empfundener Weise, brachte Herr Schimming aus. Zum Schluß der Tafel gab Herr Rektor Thur einige Daten aus der Geschichte von Tamsel, insbesondere über die Epoche, die mit dem Aufenthalt Friedrichs des Großen in Küstrin verknüpft ist. Friedrich der Große hatte wahrscheinlich auf seinen Informationsreisen die Schloßherrin von Tamsel, Frau von Wreech, kennen gelernt und hat auch mehrere Briefe mit ihr gewechselt, die erhalten sind. Aus den Schriftstücken geht hervor, daß beide Korrespondenten die Situation richtig erfaßt hatten und nichts weiter erstrebten, als sich in heiterer und gefälliger Weise die Zeit zu verkürzen.

Nach Tisch brach nun die Gesellschaft auf, um das Schloß und die Kirche zu besichtigen. Der Schloßherr, Graf von Schwerin, hatte in entgegenkommenster Weise die nötigen Anordnungen für die Dienerschaft gegeben. Gleich hinter dem Parktor in der Nähe des Schlosses befindet sich ein stilles Plätzchen mit Tisch und Bänken, hinter welchen die Büste des Prinzen Heinrich in Bronze und die des Großen Kurfürsten in Marmor stehen. In der Nähe dieser Gruppe befindet sich dann noch die Bronzebüste der Frau von Wreech.

Das Schloß ist ein Putzbau, die Front blickt auf einen weiten Rasenplatz, der im Hintergrunde von Bäumen abgeschlossen wird, vor denen auf hohem Postament die vergoldete Statue der Siegesgöttin von Rauch steht. Die Vorderfront des Schlosses ist geziert mit einer Säulenhalle, über welcher sich in Höhe des ersten Stockes ein Balkon ausbreitet. Die Hinterfront hat zwei kurze Flügel, zwischen denen ein geschützter Platz mit Tischen und Bänken eingefügt ist. Das Gebäude hat 13 Fenster Front und besitzt über dem Erdgeschoß einen Oberstock und ein niedriges Dachgeschoß.

Von der Säulenhalle tritt man in einen geräumigen Flur, von dem links und rechts die Treppen zum Oberstock in die Höhe führen. Rechter

Hand liegt die Bibliothek und linker Hand das Empfangszimmer. Dieses ist mit sehr schönen Porzellengefäßen ausgestattet; alle mit blauer und weißer Bemalung. Im Oberstock befinden sich die Wohnzimmer. Das erste Zimmer linker Hand, der Salon, ist mit zahlreichen Bildern ausgestattet. Hier hängen z. B. ein Porträt des berühmten Generals Hans Adam von Schöning und seiner Gemahlin, sodann das Porträt des bei Prag gefallenen Grafen von Schwerin und endlich zwei Bilder der Frau Eleonore Luise von Wreech. An dieses Zimmer schließen sich dann das Speisezimmer und die übrigen Gebrauchsräume. In allen Räumen herrscht eine schlichte, gediegene Ausstattung, die von der Pietät zeugt, mit der in unseren märkischen Adelsfamilien das Hausgerät konserviert wird.

Tamsel befand sich seit 1640 im Besitz der Familie von Schöning; im Jahre 1664 trat Hans Adam von Schöning den Besitz an, er war es, der die brandenburgischen Truppen nach Ungarn führte und mit ihnen 1686 Ofen stürmte; auf ihn folgte sein Sohn und nach seinem Tode 1713 dessen Tochter Eleonore Luise, welche den Obersten von Wreech heiratete, als sie 14 Jahre alt war. Aus dieser Ehe stammten zwei Söhne und eine Tochter, nach dem Tode der Söhne erbte die Tochter die Güter; sie war in erster Ehe vermählt mit einem Grafen Dönhoff. Der männliche Zweig der Dönhoffs starb aber schon in der zweiten Generation aus, und so gingen die Güter an die einzige Tochter Rosalie Ulrike über, welche sich im Jahre 1816 mit dem Reichsgrafen Schwerin-Wolfshagen vermählte.

Hinter dem Schloß steht die Kirche; sie besitzt neben dem Schiff einen kleinen seitlichen Anbau, in welchem einige Kunstwerke und Altertümer aufgestellt sind. An der einen Wand stehen die Standbilder des Vaters und der Mutter der Frau von Wreech, an der anderen die Büsten der Großeltern und an der dritten endlich sind Fahnen und Wappen aufgehängt.

Darauf wanderte die Gesellschaft durch den Park zurück zum Gasthof. Der Weg führte vorüber an der Rauchschen Viktoria. Den hohen Stein mit dem vergoldetem Standbild hat Graf Hermann von Schwerin errichtet und zwar ist er am hundertjährigen Jahrestage der Thronbesteigung des Großen Königs, nämlich am 31. Mai 1840, eingeweiht worden. An den vier Seiten des Sockels sind Bildwerke und Inschriften angebracht, welche sich auf die Taten des Königs beziehen.

Nachdem im Gasthof der Kaffee eingenommen worden war, begab sich die Gesellschaft zum Bahnhof zurück; hier verabschiedeten wir uns von unseren liebenswürdigen Küstriner Führern und fuhren um 7,30 Uhr nach Berlin.



## Kleine Mitteilungen.

---

**Irrlichter und Aufhocker.** Es ist nicht selten, daß in derselben Gegend, wo das Volk Irrlichter, Lüchtermännchen u. dergl. sieht, auch die Aufhocker, meist (aber nicht immer) weibliche, hausen. Beliebt sind Brücken, wo die alte Frau hechzend und wimmernd mit der schweren Kiepe steht und den Wanderer bittet, ihr die schwere Last auf den Rücken zu helfen. Kaum hat er sich gutmütig gebückt, um dies zu tun, so sitzt ihm die Alte schon auf der Schulter, schnürt ihm mit den Knochenhänden die Gurgel zu bis er sich in Bewegung setzt und die immer schwerer werdende Aufhockerin mühsam fortschleppt. Schon will er der Last erliegen, da schwindet beim Anblick der Kirche oder beim Kreuzweg der nächtliche Unhold, und der fast zu Tode Geängstigte ist befreit. Ein Seitenstück zum nächtlichen Alb, der den Schlafenden nicht minder entsetzlich peinigt.

Von einem männlichen Aufhocker erfuhren bei der Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museumz am 25. September 1904 in der Gegend des ansehnlichen Ritterguts Steinhöfel im Lebusser Kreise. Bei der südöstlich des Dorfes liegenden Hohen Brücke spukt es. Überhaupt ist die östliche Nachbarschaft verrufen; auf dem Wege nach Demnitz zu liegt das unheimliche Teufelsbruch. Früher zogen sich zwischen dem waldigen Hochplateau tiefe finstere Schluchten hin, welche mit Wasser ausgefüllt waren. Über eine derselben führte die Hohe Brücke, welche eigentlich gar keine hohe mehr genannt werden kann, seit dem sie mit der neuen Chaussee in einer Ebene liegt. Der Wald hat dem Ackerbau fast überall hier Platz gemacht und das Wasser ist so gut wie verschwunden, wenigstens war diesmal, allerdings nach langer Dürre, der Wasserlauf unter der Brücke völlig versiegt. 1892 wurde die alte hölzerne durch eine eiserne Brücke ersetzt, an welcher links vom Dorf aus eine gußeiserne Platte mit folgender Inschrift angebracht ist:

„Unebner Weg ward hier zum graden,  
Nicht Irrlicht und nicht Spukgesicht  
Soll'n Wandrer Dir mehr schaden.  
Hohe Brücke. Renoviert 1892.“

Es ist interessant, daß sogar die Person des Aufhockers, der an der Hohen Brücke sein Unwesen trieb, bekannt ist. Die Sache hängt mit einer Gewalttat zusammen, welche einer der Gutsherren begangen. Es ist der Oberstleutnant Balthasar Dietloff von Wulffen, geboren 1669 und in der mittelalterlichen aus Feldsteinen erbauten Steinhöfeler Kirche 1726 beerdigt, wo ein mit Waffen reich geschmücktes Epitaphium an der linken Wand das farbige Brustbild des Kriegsmannes aufweist.

Nach Theodor Fontane: Das Oderland, S. 159, war Wulffen ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn. Er unterhielt große, eingefriedigte Waldstrecken, in denen Wild gehegt wurde. Im Dorf aber lebte ein alter Schäfer, der ein ebenso leidenschaftlicher Sackpfeifer wie sein Herr ein Nimrod war.

Er blies, wenn der Wulffen auf die Jagd ritt und machte dadurch die Hirsche aufmerksam. Schon oft war ihm das verboten worden, als er es dennoch immer wieder tat, schoß ihn Wulffen im Zorn tot. Die Gerichte, d. h. König Friedrich Wilhelm I, verurteilte Wulffen zum Verlust seiner Güter, nur Steinhöfel verblieb ihm. (Ob dies geschichtlich, vermag ich nicht zu sagen.)

Nach einer weiteren Überlieferung hatte die Seele des Dudelsackspielers keine Ruhe und spukte bei der Brücke herum. Dort hockte er den Vorübergehenden auf und ließ sich eine Strecke Weges von ihnen schleppen. Jetzt muß der Spuk nach der Inschriftstafel wohl gebannt sein.

Auch von Irrlichtern scheint nichts in der, wie gesagt, auffallend wasserarm gewordenen Gegend mehr zu verlauten. Auf die Anschauungen bezüglich dieser rätselvollen Erscheinungen beziehen sich die Mitteilungen in der Brandenburgia u. a. XII. 404 und XIII. 163.

Unser Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle macht mich anlässlich dieser Mitteilung noch darauf aufmerksam, daß auch in der Spandauer Stadforst gegenüber Heiligensee, unweit des verrufenen Teufelssees ein Aufhocker sein Wesen treibt. Angeblich ist das gleiche der Fall bei der Dicken Marie, so heißt die vereinzelt stehende, kurzstämmige Eiche unweit der Humboldt-Gräber in Tegel, nahe dem Fenn, welches steh zum Großen Malchsee hinzieht. Hier soll es ein Weibsbild sein. Ernst Friedel.

#### **Aus Basdorf, Kreis Nieder-Barnim.**

1. Der Sage nach führte ein unterirdischer Gang vom Dorf aus zum Rahmer See.

2. Die „wüsten Höfe“ werden Ländereien zwischen einigen Gehöften genannt. Dort sollen vor dem großen Brande noch mehrere Bauerngehöfte gelegen haben, die dann nicht wieder aufgebaut wurden. Das Schulhaus steht auf einem solchen wüsten Hof, und im Schulgarten, dicht an der Dorfstraße hat man vor 20 Jahren einen mit Feldsteinen ausgemauerten verschütteten Brunnen aufgedeckt.

3. Eine Viertelstunde östlich vom Dorf liegt südlich vom Bernauer Wege auf einer Anhöhe mitten im Felde ein scharf hervortretender Hügel, der von weitem wie ein Hünengrab aussieht; es ist der Rest einer 1850 eingerichteten kleinen Ziegelei, welche etwa 30 Jahre lang im Betrieb war und für den Bau verschiedener Häuser in Basdorf die Steine lieferte. Auch die Kirchhofsmauer besteht aus Steinen, die dort gebrannt worden waren. Ebenso wurden Basdorfer Steine beim Bau des jetzigen Schulhauses verwandt.

4. Der Weg von Schönow nach Basdorf heißt der Püttweg, weil an ihm früher die Teerschwelerei Pütten lag. Als sie einging, baute man dort eine Försterei auf. Diese Försterei Pütten wurde dann an das Westufer des Gorinsees verlegt. Otto Monke.

#### **Franzosengräber in und bei Zehdenick, Kreis Templin.**

1. Auf dem Friedhof des 1250 gegründeten und 1638 von den Schweden teilweise zerstörten Cistercienser-Nonnenklosters, des jetzigen Zehdenicker Stiftes, wird eine Stelle als „Franzosengrab“ bezeichnet. Ein Hügel ist nicht mehr zu erkennen; auch fehlen andere Merkzeichen. Doch geht die

Sage, daß hier mehrere, 1806 im Kampf gefallene Franzosen begraben worden seien. Die Bürger von Zehdenick „wollten sie nicht haben“, d. h. nicht auf dem städtischen Kirchhofe begraben lassen (so erzählte mir eine Stiftsdame), da gewährte ihnen die Oberin des Stiftes die Ruhestätte.

2. Im Walde zwischen Zehdenick und Vogelsang soll ein Stein stehen, welcher als einzige Inschrift die Jahreszahl 1806 trägt. Hier sollen ebenfalls im Kampfe gefallene Franzosen und Preußen begraben liegen.

3. Am Wege, der von Zehdenick nach Gransee führt, stehen westlich von Badingen drei mächtige Linden, weithin sichtbar, hart an der Chaussee. Sie sollen die Stelle bezeichnen, an welcher Franzosen, die im Kampfe gefallen waren, begraben wurden. Man sagt auch, hier liegen drei französische Offiziere begraben; auf jedes Grab habe man eine Linde gepflanzt.

Die Linden stehen zwischen den von der Granseer Grenze zählenden Kilometersteinen 1,2 und 1,3 in einer Reihe in Abständen von je 5 Schritten; die größte hat in 1 $\frac{1}{2}$  m Höhe einen derartigen Umfang, daß zwei Männer sie nicht umspannen können. Die Verästelung erfolgt in etwa 2 m Höhe.

Berlin, den 22. März 1903.

Otto Monke.

**Edles Vogelwild in der Mark** (Spielhahn, Fasan, Trappe, Wildgänse, Rebhuhn). Bei der Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums am 2. Oktober 1904 wurden wir in der Gegend zwischen Treuenbrietzen und Jüterbog auf der Fahrt von Kemnitz, Kreis Jüterbog-Luckenwalde, nach Bardenitz, als wir nach dem zwei Kilometer südlich Niebelhorst mitten in den Bardenitzer feuchten Wiesen belegenen wendischen Burgwall Nachmittags zwischen 4 und 5 entlangfahren, durch eine Menge interessanten jagdbaren Wildes erfreut. Zunächst begrüßte uns eine Schaar Trappen (*Otis tarda* L.), über deren häufiges Vorkommen bei Treuenbrietzen uns erst kürzlich unser lebenswürdiger Führer bei dieser Fahrt, Postrat Steinhardt, berichtet hat. Weiter westlich nach dem Zahrt zu, einem feuchten Buschwald, wimmelt es geradezu von Fasänen, die in dieser Zeit viel Schaden auf den Feldern anrichten, z. B. die jungen Mohrrüben ausziehen und verspeisen. Über unseren Häuptern zog hoch in den Lüften mit Geschrei ein gewaltiger Schwarm, weit über hundert, wilde Gänse, anscheinend Saatgänse (*Anser segetum* Gmel.), kleiner als die Graugans (*Anser cinereus*), in einem offenen Dreieck dessen hintere Seite offen und dessen eine Seite bedeutend länger als die andere war, geführt von einem besonders kräftigen Gänserich (plattd. Gänter). Mehre starke Völker Rebhühner (*Perdix cinerea* Briss.) liefen geschäftig über den Sturzacker, meist alte Tiere, ziemlich sorglos, wohl wissend, daß ihnen zur Zeit nicht mehr nachgestellt wird.

Unsere besondere Aufmerksamkeit und Freude erregten aber die zahlreichen Birkhühner (*Tetrao tetrix* L.) — ich persönlich habe mindestens 50 Stück gesehen — welche ebenfalls ziemlich dreist umherschweiften über dem wiesigen, mit „Warften“ (kleinen mit Weiden bestandenen Hügelchen, hier „Hüllen“ genannt) übersäten weiten flachen Gelände. Wenn man weiß, mit welcher Wichtigkeit in Ober-Bayern und Tirol dem Touristen die seltenen Spielhähne gezeigt werden, so kann man wirklich auch diese ausgezeichnet schönen Tiere unserer heimischen Avifauna stolz sein. Die Hähne, welche

sich durch die schönen geschwungenen, als Hut schmuck viel begehrten Schwanzfedern schon auf weithin kenntlich machten, heißen auch Brummhähne, die Birkhenne auch Kurre. Sonst ist mir in der Mark das Spielwild bekannt aus der Warthe- und Havelgegend. Zwischen Tegel und Oranienburg ist es nicht selten. U. M. Dr. med. Carl Bolle hat ab und zu Spielwild auf seiner Insel Scharfenberg im Tegeler See erlegt.

Ernst Friedel.

**Am Stechlin-See, Kreis Ruppin.** Am Nordwestufer liegt ein Sumpf; dort ist einst — vor 40, 50 Jahren — ein Kind aus Bärenbusch versunken. „Die Mücken haben es totgestochen und die Ameisen aufgefressen.“ Nach einigen Tagen fand man die stark benagte Leiche im Sumpf. So erzählte mir ein Fischer am Ufer in der Nähe von Neu-Globsow. Otto Monke.

**Woltersdorf bei Menz, Kreis Ruppin.** Vor der Kirche steht ein mächtiger Lindenbaumstumpf, dessen Umfang  $7\frac{1}{2}$  m beträgt. Die Bauern haben den prächtigen Baum im vorigen Jahre, als der Pastor verreist war, in  $2\frac{1}{2}$  m Höhe gekröpft, und nun ist es fraglich, ob der Baum diese Schandtats überstehen wird; jedenfalls hatte er gestern noch kein Blatt.

Trotzdem wäre es wünschenswert, wenn der Riesenstumpf als Wahrzeichen des Dorfes erhalten bliebe, und ich habe dem Pastor empfohlen, in den Stumpf hinein einen neuen Baum zu pflanzen. Er scheint Lust zu haben, auf den Vorschlag einzugehen. Der Stumpf müßte natürlich mit Erde ausgefüllt werden. Es fragt sich nur, ob nicht der neue Baum so gepflanzt werden müßte, daß er schließlich mit der Wurzel auch das natürliche Erdreich erreichte. Leider hat die Jugend des Dorfes seit Jahrzehnten den stellenweise hohlen Baum mit Steinen ausgefüllt, und es dürfte schwer halten, sie zu entfernen. Otto Monke 26. 5. 1904.

Die Steine müßten entfernt und im Innern des Stumpfes ein Loch gegraben werden, so daß die zu pflanzende neue junge Linde das natürliche Erdreich erreicht. Bei der Genügsamkeit und Schnellwüchsigkeit der Linde würde der Versuch höchstwahrscheinlich gelingen. E. Fr.

**Vom Koschenberg.** Kreis Calau N./L. Dieser Berg ist besonders interessant, weil er in der Provinz Brandenburg der einzige Punkt ist, wo sehr altes Gestein bergartig zu Tage tritt. Es besteht aus unansehnlich ausschauender graubrauner Grauwacke durch welche sich plutonisches Gestein, Diabas, hindurch gearbeitet hat. Dieser Stein sieht schön laichgrün aus und hat eine ungewöhnliche Härte und Zähigkeit. Dieser Umstand in Verbindung damit, daß er die Neigung hat, unregelmäßig im Bruch zu zersplittern, machen ihn leider, zumal auch aus den beregten Gründen seine Bearbeitung teuer ist, als Pflastermaterial und Form von Würfeln u. dgl. zu kostspielig. Auch nimmt er bei der Abnutzung im Straßenpflaster eine wenig wünschenswerte Glätte ein. Versuche hat die Stadt Berlin auf Überwegen gemacht, z. B. sieht man Koschenberger Diabas in dieser Weise an der Invalidenstraße vor dem Ausstellungsgebäude seit etwa 20 Jahren liegen.

Um so erfreulicher ist es, daß die Gemeinde Rixdorf jetzt einen neuen Versuch und zwar zur Ausnutzung beider Gesteine Grauwacke und Diabas macht. Es ist eine neue Befestigungsart unter Verwendung von Sternzement und Diabas hergestellt worden. Die Ausführung der Straßenbefestigung nach diesem neuen Verfahren erfolgt in der Weise, daß auf dem 15 cm starken Tragebeton aus zerkleinerter Grauwacke mit Zement der 5 cm starke Fahr beton aus Diabaskleinschlag feinsten Kornes und Sternzement nach einem patentierten Verfahren unter einer Schablone festgestampft wird. Die Versuchsstrecke in der Hermannstraße befindet sich zwischen der Knesebeckstraße und der Ringbahn-Unterführung. Nach Vollendung dieses Pflasters wird hier eine Gelegenheit geboten sein, die verschiedenen bisher in Rixdorf verwendeten Arten von Straßenbefestigung einem Vergleich zu unterziehen insofern, als im südlichen Teil der Hermannstraße der Damm in Granitreihensteinen auf Sandunterbettung gepflastert ist und hieran sich zunächst die Diabas-zementstrecke anschließt, darauf folgt die Stampfasphaltstrecke auf dem Unterführungsbauwerk, sodann die Strecke in Kieserlings Basaltzement und schließlich Granitreihensteinpflaster auf fester Unterbettung aus Pack- und Schüttlage. Hoffentlich bewährt sich diese neue heimische Pflasterung.

E. Friedel.

**Vom heißen Sommer 1904.** Der heiße Sommer zeitigt auch in der Nähe der Reichshauptstadt Berlin ganz interessante Erscheinungen. Geht man von der Vorortbahnstation Rahnsdorf in östlicher Richtung an der Südseite der Bahn entlang, so kommt man in ganz kurzer Zeit an ein kleines Fließchen mit hellem, klarem Wasser. Es ist das Mühlfließ, auch Schönebecker Fließ genannt, das von Klein-Schönebeck und Fichtenau kommend unter niedrigem Brückenbogen des Bahnkörpers hervortritt, um bald darauf den schattigen Wald zu durchfließen, Gegenwärtig sucht das Auge vergebens das muntere Bächlein, an dem sonst tausende Berliner Kühlung und Erfrischung fanden. Wohlgemut kann man in das Flußbett hineinsteigen und darin weiter wandern, ohne den Fuß zu netzen; es ist — trocken! Auch den letzten Tropfen Wasser hat die langanhaltende Dürre verzehrt und das Flußbett in einen Weg verwandelt, der sich in weiten Bogen durch den Wald schlängelt. Weißer reingewaschener Sand bedeckt die Sohle des Flußbettes, zu dessen Seiten üppige Kräuter wuchern. Die Kronen hochstämmiger Erlen und Eichen werfen ihr Schatten darüber. Weiterhin zeigt sich rechts am Flußbett eine Vertiefung, die in wasserreichen Sommern wohl einen kleinen See bildet, jetzt aber mit üppiger Vegetation bedeckt ist. Mächtige Erlen streben hoch empor; ihre vielteiligen, weit über den moorigen Boden hervorragenden Wurzeln vereinigen sich erst meterhoch über der Erde zu einem Stamm. Bei dem Restaurant „Paradiesgarten“ geht das Fließ in den Teich der Rahnsdorfer Mühle, jetzt ein — Teich ohne Wasser. 1811, also vor 93 Jahren, war dieser Teich, wie der alte Besitzer der Rahnsdorfer Mühle erzählte, auch ganz ausgetrocknet, seitdem nie wieder. B. L. A. 25. VIII. 1904.

**Der Plauer See,** der aus mehreren großen zusammenhängenden Seen besteht und in der Hauptsache von der Havel gespeist wird, gehört zu den

größten Seen Norddeutschlands. Infolge der großen Trockenheit hat auch sein Wasserstand unterhalb Brandenburg so bedeutend abgenommen, daß nicht nur weite Uferstrecken vollständig trocken liegen, sondern auch eine Menge Untiefen, die gänzlich unbekannt waren, zutage getreten sind. Die Inseln im See haben jetzt eine bedeutend größere Ausdehnung erlangt, und die Grenzen der zusammenhängenden Seen sind zurzeit deutlicher als sonst zu beobachten.

B. L. A. 25. 8. 1904.

---

## Bücherschau.

---

**Jahresbericht über das Königliche Pädagogium zu Putbus.** Ostern 1905. Ein altmärkisches Rittergut in zwei Jahrhunderten von Oberlehrer Dr. Wilhelm Steffen.

Es handelt sich um die wirtschaftliche Geschichte der Dörfer Falkenberg und Schöneberg aus den Seehäuser Wischen in der Altmark. Beide waren von 1667—1793 im Besitze der Familie von Bülow, und zwar waren die letzten Besitzer der Sieger von Dennewitz und sein Bruder, der Militärschriftsteller. Nach einer kurzen Einleitung über die Kolonisation der Altmark folgt eine Darstellung der gutsherrlichen Verhältnisse, die aus reichem Aktenmaterial geschöpft ist. Wir erhalten einen neuen und sehr eingehenden Einblick in die wirtschaftlichen Kämpfe jener Zeit, d. h. in die Streitigkeiten zwischen Bauern und Gutsherrschaft.

---

**Beilage zum 51. Jahresbericht 1905 des Königlichen Wilhelms-Gymnasiums in Krotoschin.** Zum dreißigjährigen Kriege. Regesten aus dem städtischen Archiv zu Strausberg, gesammelt und geordnet von B. Seiffert.

Der Herr Verf., seit Jahren als eifriger Mitarbeiter unserer Monatsblätter und des Archivs bekannt, bringt einen neuen Beitrag zur Geschichte unseres Vorortstädtchens. Er bietet die aktenmäßigen Unterlagen für den geschichtlichen Abschnitt von 1620—1649. In den ungefügten Sätzen jener Aktenstücke erscheint uns die Not der Zeit viel dringlicher als in einer fortlaufenden Darstellung, und das Bild von der Zerstörung unserer Landschaft erhält besonders lebhaftere Farben und scharfe Umrisse; werden wir doch durch jedes Schriftstück vor eine neue Kalamität gestellt: einmal handelt es sich um die Aufbringung von Geld, dann um die Herbeischaffung von Getreide oder um die Stellung von Gespann und Menschen u. ä. Aber auch für den heimischen Geschichtsforscher werden diese Dokumente von Wichtigkeit sein, denn die genauen Zeitangaben gewinnen eine immer größere Bedeutung.

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## 6. (2. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 31. Mai 1905, abende 7<sup>1/2</sup> Uhr im Bürgersaal  
des Berliner Rathauses.

---

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.  
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXVIII her.

### A. Allgemeines.

I. Deutscher Geographentag zu Danzig. XV. Tagung  
12. — 15. Juni 1905. Ich lege das reichhaltige Programm mit Bitte um  
möglichste Beteiligung vor; u. A. wird u. M. Dr. Friedrich Solger über  
fossile Dünenformen im norddeutschen Flachland, also über ein Thema  
sprechen, für welches unsere Provinz zahlreiche Vergleichs- und Anhalts-  
punkte bietet.

II. Hauptversammlung des Gesamt-Vereins der deutschen  
Geschichts- und Altertumsvereine in Verbindung mit dem fünften  
deutschen Archivtag und dem sechsten Verbandstag der west-  
und süddeutschen Vereine für römisch-germanische Alter-  
tumforschung zu Bamberg vom 25. bis 29. September 1905. Ich  
stelle die Entnahme von gedruckten Einladungen anheim und ersuche  
auch hier um fleißige Anteilnahme, da die Tagesordnungen sehr reich-  
haltige sind; selbst — beiläufig erwähnt — „die Papierfeinde aus dem  
Insektenreich“ stehen (vor den Archivaren) auf einer Tagsatzung.

III. Jahresbericht des Römisch - Germanischen Zentral-  
museums zu Mainz für 1904/05. Wie immer nehmen wir gern von den  
erfreulichen Fortschritten dieses berühmten vaterländischen Instituts  
Kenntnis.

IV. Aus Speyer. Der Verein zur Förderung des Fremdenver-  
kehrs zu Speyer in Rheinbayern teilt einen kleinen Führer durch Speyer

a. Rh. mit und ladet zu einem Besuch ein, den ich aus eigener Anschauung nur empfehlen kann. Allein der Dom mit seinen deutschen Kaisergräbern lohnt die Reise.

V. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz. Nr. 8, Mai 1905. Beherzigen Sie daraus, bitte, die Einladung zu der Bundes-Generalversammlung in Goslar vom 12. bis 14. Juni 1905. Der Bund schützt erfreulicher Weise gleichmässig Natur und Kultur, sucht auch bei den unausbleiblichen Konfliktsfällen zwischen beiden Faktoren eine Vermittelung und gerade dies macht die Bestrebungen den heimatkundlichen Vereinen so sympathisch.

VI. Oberverwaltungsgerichtliche Entscheidung in Sachen Städtebau.

Berlin. Ein Grundeigentümer am Pariser Platze beabsichtigte auf seinem Hausgrundstück am Brandenburger Tor, das keinen Hof besaß, einen Neubau aufzuführen. Es wurde dem Polizeipräsidenten ein Vorprojekt für ein Haus mit fünf Geschossen zur Genehmigung eingereicht. Die Erlaubnis wurde nicht erteilt, da ein Hof von 40 qm nicht vorhanden sei. Gleichzeitig bemerkte der Polizeipräsident, der Abbruch des alten Hauses dürfe nur mit Erlaubnis erfolgen, zur Fassade sei ferner, weil das Haus auf königliche Kosten erbaut sei, die Genehmigung des Monarchen erforderlich. In seiner Beschwerde führte der Eigentümer aus, nach einer alten Urkunde sei seinem Besitzvorgänger das Grundstück frei von jeder Baubeschränkung geschenkt worden. Nachdem der Oberpräsident die Beschwerde abgewiesen hatte, erging eine Polizeiverordnung, wonach die Fronthöhe der Gebäude an der Westseite des Pariser Platzes das Maß von 16,50 m und an der Nord- und Südseite das Maß von 20 m nicht überschreiten dürfe. Der Polizeipräsident nahm darauf seine Verfügungen zurück und erklärte dem Eigentümer, die Fronthöhe des Neubaus dürfe 16,50 m nicht übersteigen, auch sei nach der Baupolizeiordnung vom 13. August 1897 ein Hof von 40 qm erforderlich. Als der Eigentümer seine Klage aufrecht erhielt, wurde er vom Oberverwaltungsgericht abgewiesen. Es erachtete die polizeilichen Vorschriften für rechtsgültig und führte u. a. aus: Die zuletzt erwähnte Polizeiverordnung sei erlassen, um eine Verunstaltung der Plätze am Brandenburger Tor zu verhüten; hierzu sei die Polizeibehörde nach § 66 ff. I. 8 des Allgemeinen Landrechts befugt. Auf dem Gebiete des Bauwesens sei der Polizei auch die Wahrung ästhetischer Interessen in gewissem Umfange überwiesen. Unter Verunstaltung sei nur eine grobe Verunstaltung zu verstehen, die jedes offene Auge verletze. Eine Mietkaserne würde ohne Zweifel den Pariser Platz gröblich verunstalten. Der Neubau würde das Brandenburger Tor mit dem Siegeswagen teilweise überragen; es handle sich hier um ein Monumentalwerk, das



großen vaterländischen Erinnerungen geweiht sei. Der beabsichtigte Bau würde allgemein Anstoß und Ärgernis erregen.

(Deutsche Städte-Ztg. vom 3. Mai 1905.)

### B. Persönliches.

VII. Exzellenz Freiherr von Tratt zu Solz ist an Stelle unseres Ehrenmitgliedes jetzigen Ministers des Innern von Bethmann-Hollweg zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg und von Berlin ernannt worden. Wir erlauben uns, das neue Provinzial-Oberhaupt ehrerbietig zu begrüßen und erhoffen von ihm, wie von seinem Herren Amtsvorgängern, eine wohlwollende Förderung der Brandenburgia und der von ihr vertretenen vaterländischen Interessen.

VIII. Friedrich von Schiller †, 9. Mai 1905. Wir stehen alle noch unter den erhebenden Eindrücken der Schiller-Feier, welche uns, mehr wie mancher voraussetzte, bewiesen hat, wie tief der große Sänger von Marbach im Herzen des deutschen Volkes fortlebt, in weit breiteren Schichten, als sein universellerer Genosse Goethe. Mit der Provinz Brandenburg hat Schiller wenig zu tun gehabt. Über Leipzig-Wittenberg traf er am 30. April in Potsdam, in Berlin Dienstag, den 1. Mai mittags ein und stieg Unter den Linden 23 ab im Obermannschen Gasthof zur goldenen Sonne, später Jagorsche Säle, abgebrochen gelegentlich der Anlegung der Passage Kaiser-Galerie. Am 17. Mai reiste Schiller nach Potsdam ab, von dort am 18. dess. über Wittenberg, Leipzig, Naumburg zurück nach Weimar, wo er am 21. ankam, ohne jemals wieder Berlin oder die Mark zu berühren.

Von der eigentlichen Mark hat also Schiller wenig zu sehen bekommen und uns als Märkern haftet nur noch das etwas zweifelhafte Distichon aus den „Flüssen“ in der Erinnerung:

#### S p r e e.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Caesar, da nahm ich  
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Auf denselben Ramler ist das Xenion 74 „Zeichen des Krebses“ zu beziehen:

Geht mir dem Krebs in Berlin aus dem Wege,  
manch lyrisches Blümchen,  
Schwellend in üppigem Wuchs,  
kneipte die Schere zu Tod.

Karl Wilhelm Ramler, Professor beim Kadettenkorps in Berlin, geb. 1725, † 1798, versündigte sich bekanntlich an den Werken älterer und gleichzeitiger Lyriker durch sogenannte Verbesserungen, die nicht selten viel Gutes wegschnitten\*). Daniel Chodowiecki zeichnete ihn als

\*) Viehoff, Schillers Gedichte II, 395.

Barbier des im Sarge liegenden Dichters Ewald von Kleist, an dessen „Frühling“ er auch seine Feile, schon mehr Raspel, gelegt hatte und schrieb darunter: Laß die Toten ruhen.

Es sind also nur wenige und nicht besonders rühmliche Verbindungen zwischen der Mark Brandenburg und Schiller zu konstruieren.

Dies hindert die Brandenburgia selbstverständlich nicht, auch ihrerseits mit begeisterter tiefer Empfindung dem großen Genius zu huldigen.

Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Julius Rodenberg überreicht für den heutigen Abend seinen Aufsatz „Schiller und Berlin“, eine Huldigung der Deutschen Rundschau zum 9. d. M. Namentlich die Beziehungen zum Theater und zum Drama werden hier trefflich und in der angenehmen Darstellung, welche unserem Rodenberg eignet, auseinandergesetzt.

Ein anderes vortreffliches Büchlein lege ich Ihnen desgleichen vor: „Fest-Schrift zum Hundertsten Todestage Schillers. Schillers Reise nach Berlin im Jahre 1804, herausgegeben im Auftrage des Vereins für die Geschichte Berlins von Professor Dr. Albert Pick. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Georg Voß“. Die interessante, in jeder Beziehung lobenswerte Schrift, durch deren Veröffentlichung sich der uns befreundete Verein ein großes Verdienst erworben hat (Heft 40 der Schriften des Vereins), ist mit anziehenden Abbildungen geschmückt: vor dem Titel das ungemein sympathische Brustbild, welches Professor Weitsch, Direktor der Kgl. Akademie der Künste, während Schillers Aufenthalt malte, ohne daß es die schon keimende Todeskrankheit des Dichters entfernt ahnen läßt; das National-Theater auf dem Gendarmen-Markt, erbaut 1802, abgebrannt 1817; Ifflands von Schiller bewohntes Wohnhaus in der Thiergartenstrasse jetzt No. 29; der Krönungszug in Schillers „Jungfrau von Orleans“ auf der Bühne des Kgl. Schauspielhauses in Berlin, dem Direktor Aug. Wilh. Iffland gewidmet, gezeichnet von H. Dähling, gestochen von Fr. Jügel, und das Brustbild Hofchauspieler Fleck.

Ich erwähne ferner die Schiller-Ausstellung des Giordano Bruno-Bundes im Festsale des berlinischen Rathauses, auf die ich schon in der April-Sitzung hindeutete und die namentlich literarisch sehr bedeutend war. Das Märkische Museum hatte einen mit Rosenholz ausgelegten Schreibrank ausgestellt, der zu der Zeit, als Schiller in Dresden verkehrte, im Hôtel zum Goldenen Engel, Wilsdruffer Straße stand. Er benutzte das Zimmer und den Schreibrank, wenn er von Loschwitz aus nach der Sächsischen Hauptstadt kam. Teile des Don Carlos, Korrespondenzen und kleinere Gedichte sind der Überlieferung nach an diesem Schreibrank entstanden. Er bildete den 2. Hauptgewinn der Schiller-Lotterie von 1859, fiel dem Zahnarzt Dr. Morin hieselbst zu und dieser hatte vor Jahren bereits die Güte, dieses Möbel,

das man früher allgemein Schreibsekretär nannte, dem Märkischen Museum zu verehren. Mit Rührung wurde auch die Locke vom Haupthaar Schillers betrachtet, welche das Märkische Museum ebenfalls unter Glas und Rahmen, von weiblicher Hand mit Blumen reich dekoriert, ausgestellt hatte.

Lassen Sie uns unsere kurze Betrachtung mit Goethes Worten schließen\*):

Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,  
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.  
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben  
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

IX. Heinrich Eduard Kochhann. Blätter der Erinnerung herausgegeben von einem der Söhne, Herrn Kaufmann Albert Kochhann zum 11. Mai 1905; zur 100. Wiederkehr des Geburtstages des langjährigen ehemaligen Berliner Stadtverordneten-Vorstehers H. Kochhann sind die Lebenserinnerungen gewidmet, welche sich im Nachlasse dieses wackern Bürgers vorgefunden haben.

Zwei Tage nach dem Tode Schillers 1805 in verhängnisschwerer Zeit zu Berlin als Sohn eines Bäckermeisters Dresdener Straße (damals No. 34) geboren, hat mein verehrter Freund, Heinrich Kochhann Erinnerungen niedergeschrieben, von denen der Sohn nunmehr diesen Auszug unter dem Titel „Aus der Jugendzeit“ hergestellt hat (72 S. 8), lediglich zur Verteilung an Bekannte bestimmt. Vieles von allgemeinerem Interesse steht darin. So S. 17: „Die Dresdener Straße im Zuge der Neuen Roßstraße war wenig über unser Haus hinaus zusammenhängend bebaut. Es wechselten Wohnhäuser mit Mauern und Zäunen, welche die von Gärtnern und Ackerbürgern bewohnten Gegenden begrenzten. Am Knie der Straße, wo ehemals ein Försterhaus stand, befand sich eine Scheune, welche den Anfang des Köpenicker Feldes bezeichnete.“ Das Geburtshaus galt als mehrere Jahrhunderte alt, die Steine sollten von altem Klosterformat sein, die Bedachung bestand aus wellenförmigen Dachpfannen, das einzige derartige Wohnhaus Berlins.

S. 6. Die wissenschaftlichen Forschungen des Wirkl. Geh. Oberbaurats Adler, eines Neffen Kochhanns, gehen dahin, daß das Haus erst im 17. Jahrhundert erbaut worden, wie Fidicin schon 1843 annahm, vermutlich war es vom berühmten Andreas von Schlüter und seiner Familie 1712 und 1713 bewohnt. (D. Bär, Jahrg. 14 No. 28.) Im Volksmunde hieß das Gebäude das Spukhaus. Mönche sollten im Haus und Garten nachts umgehen und aus den Fenstern schauen. Noch zu

\*) Epilog zu Schillers Glocke, wiederholt und erneut bei der Vorstellung am 10. Mai 1815.

Kochhann Vaters Zeit waren ängstliche Gesellen nicht zu bewegen, zur Nachtzeit in den Garten zu gehen und vom Brunnen Wasser zu holen.

Die Familie Kochhann (Kochhan wendisch soviel wie Lieber oder Liebling, also mit dem Deutschen verglichen entsprechend dem Namen Friedel, der auch Liebling bedeutet) stammt aus der Nieder-Lausitz. Im Dorfe Streganz bei Storkow war Kochhanns Großvater Johann Georg als der Sohn des Ackermanns Martin Kochan 1724 geboren, er kam als Knabe nach Berlin in die Lehre seines Veters, um Bäcker zu werden.

Der alte Herr Kochhann hat mir mehr als einmal erzählt, daß er auch sonst noch schriftliche Lebenserinnerungen hinterlassen habe, eine Zeitlang sprach er davon, sie im Märkischen Museum verwahrlich niederzulegen bis der geeignete Zeitpunkt sie ganz oder teilweise zu veröffentlichen, gekommen sein werde. Wir müssen vorläufig das Weitere abwarten.

X. Louis Schneider. Ein Lebensbild zu seinem hundertsten Geburtstage am 29. April 1905. Verfaßt und vorgetragen in der 200. Sitzung des Potsdamer Geschichts-Vereins am 25. April 1905 von Dr. med. Friedrich Netto (Druck und Verlag von A. W. Hayns Erben Berlin und Potsdam. Kl. folio, 21 S.).

Obwohl die wissenschaftliche und literarische Tätigkeit Louis Schneiders mehr in das Gebiet des Vereins für die Geschichte Berlins und des von ihm begründeten, jetzt in erweiterter Form wiederbelebten Vereins für die Geschichte Potsdams fällt, so sei die pietätvolle fleißige Arbeit unseres Mitglieds doch gern hier erwähnt, da Louis Schneider in die intimere Hausgeschichte der Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. sowie Kaiser Wilhelms tiefe Blicke getan und uns in seinen Lebenserinnerungen mancherlei aus Gebieten hinterlassen hat, welches der Rahmen unserer Heimatsgeschichte gern mit umspannt. Wir unterschreiben aus voller Überzeugung was Verfasser am Schluß von Louis Schneider sagt: „Ein reiner Christ, ein treuer Mann, ein überzeugter Preuße, ein Arbeitsgenie mit offenen, gesunden Sinnen — so steht Schneider vor uns. Mögen Preußens Könige stets solche Diener finden, wie er war.\*)

XI. Numismatiker Julius Lange †.

Der Senior der Münzsammler Julius Lange ist zu Potsdam kürzlich im 90. Lebensjahre verstorben. Der Verstorbene aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen, aber im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, hat es im Laufe der Jahrzehnte verstanden eine Münzsammlung zusammenzubringen, welche nach manchen Richtungen hin

---

\*) Wegen des Verhältnisses zu Kaiser Wilhelm dem Großen vgl. was ich Brandenburgia VI. 511 flg. gesagt.

Die Schrift des Herrn Dr. Netto ist für 50 Pf. von demselben zu beziehen.

zu den besten in Deutschland gehört. Dies gilt besonders von mittelalterlichen brandenburgischen Prägstätten, die bei Vater Lange großartig vertreten sind. Lange hatte für Neuheiten und Seltenheiten eine bewunderungswürdige Witterung. In den weitesten Gelehrtenkreisen ist er durch den phänomenalen Münzfund von Michendorf bei Potsdam in den achtziger Jahren v. J. bekannt geworden. Die näheren Umstände bei der Adoption Albrechts des Bären durch den anfangs heidnischen Heveller-Fürsten Pribislaw, der in der Taufe den Namen Heinrich angenommen haben sollte, und durch seine Gemahlin, eine norwegische Fürstentochter Petrissa oder Petrusa, galten bis dahin als etwas dunkel und verdächtig, weil die meisten Nachrichten darüber erst aus dem 14. Jahrhundert datieren. Da sicherte sich Julius Lange in Michendorf eine große Menge von Münzen, welche in einem wendisch ornamentierten Topf zu Tage kamen, den Lange dem märkischen Museum schenkte. Unter den Münzen erschien hier mit einem Male die numismatisch bis dahin gänzlich unbekannte Petrusa — beiläufig mit langen herabhängenden Zöpfen ausgestattet, ferner ihr Gemahl Heinrich, der Adoptivsohn Albrecht u. s. f. — Lange besaß außerdem z. B. den Cöpenicker Wendenfürsten Jazko, den die Sage vor seinem Verfolger Albrecht dem Bären durch die Havel schwimmen, bei Schildhorn landen und Christ werden lässt, in verschiedenen Präggestücken. Eins davon mit der Inschrift: Jacza de Kopanik Knes, d. h. Jazko Herr von Cöpenick ist deshalb besonders interessant, weil es in unseren Landen die einzige Münze mit wendischer Inschrift ist. Der Deutschenfeind Jazko erscheint hier übrigens zwar bereits mit einem Kreuz geschmückt, jedoch im Gegensatz zu den damals kurze oder meist gar keine Bärte tragenden Deutschen, mit langem Haar und noch längerem Bart. — Lange unterstützte die Wissenschaft wo er konnte und hat von seinen numismatischen Schätzen [viele] an die öffentlichen Museen verschenkt oder doch unter billigen Bedingungen vertauscht. — Potsdam verliert in ihm eine originelle und volkstümliche Persönlichkeit.

XII. Eberhard von Rochow auf Reckahn (Kr. Zauch-Belzig), der hochverdiente Jugend- und Volksfreund, dessen Gedächtnis die Brandenburgia am 22. Februar d. J. (XIV. S. 25—35) feierte, bei welcher Gelegenheit uns einer der bewährtesten Kenner des wackern Philanthropen Herr Schulrat Dr. Jonas den Festvortrag hielt, ist inzwischen der Gegenstand mannigfaltiger Ovationen gewesen, wie Sie aus den Zeitungen ansehen haben. U. a. hat unser Mitglied Dr. Gustav Albrecht in den Monatsheften der uns befreundeten Comenius-Gesellschaft (Heft 3, 1905) einen interessanten Aufsatz (S. 162—168) veröffentlicht: „Eberhard von Rochow. Ein Gedenkblatt zu seinem 100-jährigen Todestage.“ 16. Mai 1905. Ich lasse es zirkulieren.

Außerdem stellt uns ein Pädagoge, Herr Friedrich Wienecke, den beifolgenden Aufsatz über die kurmärkischen Landgnadenschulen im Nachfolgenden zur Verfügung.

### **Die Landgnadenschulen der Kurmark.**

Von Friedrich Wienecke, Berlin.

Der hundertjährige Todestag des Pädagogen Friedrich Eberhard von Rochow (16. Mai) ruft die Erinnerung an die Landgnadenschulen wach, deren Fundierung hauptsächlich sein Werk ist.

Nach gewaltigen Opfern an Menschen und Geld war das kleine Preußen aus dem siebenjährigen Kriege siegreich hervorgegangen. Jetzt galt es dem großen König, durch Werke des Friedens dem geschwächten Staat aufzuhelfen und die schweren Wunden zu heilen. Wie alle Zweige der Kultur lag auch das Schulwesen gänzlich danieder, und sollte dem kleinen Staate eine fortschreitende Entwicklung gesichert sein, so bedurfte es einer geistigen und materiellen Verbesserung.

Es ist für den alles umfassenden Geist des Monarchen ein schöner Beweis, daß er inmitten der Kriegesstürme auch der Volksbildung gedachte und auf seinen Zügen durch Sachsen und Schlesien Erfahrungen zu seiner Hebung sammelte. Mit Vorliebe nahm der König Quartier in Pfarr- und Küsterhäusern, um mit den Geistlichen und Lehrern Fragen der Erziehung und des Unterrichts zu besprechen.\*) Sieben Tage vor dem Hubertsburger Frieden erließ der König eine Kabinettsorder an den Chef des Geistlichen Departements, „daß, nachdem das Schulwesen in Schlesien geordnet sei, die Mark Brandenburg an die Reihe kommen sollte.“ Es wurden 8 sächsische Lehrer geworben und 4 in märkischen, 4 in hinterpommerschen Amtsdörfern angestellt. Am 12. August 1763 erschien das „Allgemeine Landschulreglement“, daß dem preußischen Schulwesen eine feste Gestalt geben sollte. Aber der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen. Seiner strikten Durchführung stellten sich Schwierigkeiten mancher Art entgegen, die ihren Grund in der Interesselosigkeit der Patrone und Geistlichen, in der mangelhaften Ausbildung der Lehrer und in der drückenden Armut der Bevölkerung hatten. Alle späteren Verordnungen „Über Erhöhung des Schulgeldes“ vom 3. Dezember 1764 und 11. Januar 1771, „Über Schulvisitationen durch die Inspektoren“ vom 1. März 1764 und „Über die Führung des Schulkatalogus“ vom 27. Juni 1765 und 10. Oktober 1771 hatten die Schulzustände wenig gebessert. Sollte etwas Durchgreifendes geschehen, so mußte der Staat selber zutreten und die Mittel zur Verbesserung geben. Der König bestimmte im Jahre 1771 für die Landschulen der Kurmark die Zinsen eines Kapitals von 100 000 Tl. mit dem Bemerkten:

\*) D. Küster, Soldatenkatechismus. Vorrede. Stendal 1792.

„Die Erziehung der Jugend, besonders auf dem Lande ist bis daher noch ganz vernachlässigt worden und also höchst notwendig, daß die schlechten Schulmeister weg- und tüchtige, brauchbare Lehrer dagegen angeschafft würden“.

Auch für Pommern und Westpreußen überwies der König die Zinsen des Meliorationsbaufonds zur Verbesserung der Schulen. Diese hießen Landgnadenschulen.

Mit ihrer Fundation wollte der König seine Lieblingsidee verwirklicht sehen, sächsische Lehrer in Preußen anzustellen. Die Vorliebe für sie hegte der Monarch seit den Zeiten des siebenjährigen Krieges. Er hielt sie für gebildeter und gewandter als die märkischen, und insbesondere leuchtete ihm die zweckmäßige Verbindung des Lehr- mit dem Erwerb- oder Industrieunterricht ein, die von vielen Lehrern in den gewerbreichen Städten Sachsens mit Erfolg durchgeführt war. In Berlin entstanden sechs solcher Industrieschulen, die von den Kindern der ärmeren Bürger und der Soldaten besucht und von sächsischen Lehrern verwaltet wurden.

Es ist erklärlich, daß der 1771 ins Amt getretene Minister von Zedlitz sich bei der Verwendung der ihm vom Könige zur Verfügung gestellten Gelder an Pädagogen von Ruf wandte und von ihnen Rat und Gutachten forderte. So trat er auch mit Eberhard von Rochow in Verbindung, dessen Bestrebungen die Aufmerksamkeit erregten. Es entspann sich zwischen beiden Männern ein Briefwechsel, der bis zum Jahre 1787 fortgesetzt worden ist. Unter den 32 Zedlitz-Briefen beziehen sich 6 und unter den 16 Rochow-Briefen 5 auf die Fundierung der märkischen Landgnadenschulen.\*)

Das „Wie“ der Verbesserung war für Zedlitz keine leichte Aufgabe. Was sollte mit den 4000 Tl. Zinsen geschehen? Die Kurmark hatte 682 königliche und 1315 adliche Dörfer, insgesamt also 1997. Es waren aber nur 996 Küster und 601 Schulmeister, zusammen 1597 vorhanden. Dazu kamen noch 163 Winterlehrer, die von den Bauern für die Wintermonate angenommen wurden und im Dorfe mit ihrer Schule und mit Kost und Wohnung „Reihe um“ gingen. Ohne Schule waren 337 Ortschaften. Nach einem Verzeichnis aus dem Jahre 1774\*\*) gab es:

49	Schulstellen mit einem Einkommen über 100 Tl.
33	„ „ „ „ „ bis 100 „
47	„ „ „ „ „ „ 90 „
64	„ „ „ „ „ „ 80 „
77	„ „ „ „ „ „ 70 „

\*) Dr. F. Jonas, Literarische Korrespondenz des Pädagogen Friedrich Eberhard von Rochow mit seinen Freunden. Berlin 1885. Das Werk bietet außer dem Briefwechsel Rochows seine umfassende Biographie und ein Verzeichnis seiner Schriften. Zahlreiche Anmerkungen erhöhen den Wert des Buches.

\*\*) Preuß, Lebensgeschichte etc. Berlin 1884. II. S. 73.

132	Schulstellen mit einem Einkommen	bis	60	Tl.
164	" " " " " "	"	50	"
185	" " " " " "	"	40	"
250	" " " " " "	"	30	"
304	" " " " " "	"	20	"
184	" " " " " "	"	10	"
111	" " " " " "	"	5	"

Zedlitz hatte zunächst dem Könige vorgeschlagen, die Lehrerstellen, welche ein Einkommen bis 5 Tl. hatten, mit je 10 Tl. und die, welche 10–20 Tl. gewährten, mit je 5 Tl. zu verbessern. Ferner sollten 156 Winterschullehrer, welche nur vom Schulgelde leben, 5 Tl. erhalten, 7 Winterschulstellen sollten in ständige mit einem Gehalt von 50 Tl. umgewandelt werden. Der Realschule in Berlin sollten zur Informierung von 10 jungen Leuten je 20 Tl. überwiesen werden. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, da die Zinsen nur spärlich einliefen.\*)

Zedlitz mußte von ihm Abstand nehmen und beschloß, nun nach folgenden Grundsätzen zu verfahren:

1. Es werden einzelne Schulen verbessert und neue errichtet,
2. die Verbesserung wird distriktsweise vorgenommen,
3. das Schulgeld in den betreffenden Orten wird aufgehoben,
4. die sonstigen Küstereinnahmen werden mit zum Gehalt gerechnet und
5. die Besetzung der Schulstellen geschieht mit sächsischen Lehrern.

Diese Grundsätze teilte Zedlitz am 17. Januar 1773 dem Domherrn von Rochow mit und bat ihn, die Berufung der Lehrer zu bewirken.

Rochow war gegen die Berufung sächsischer Lehrer; er hielt sie zum Schulehalten nicht besonders geeignet. „Widriger Akzent, verwöhnte weichliche Lebensart, Orthodoxie, das ist nur Pünktlichkeit in der Form, nicht im wesentlichen etc. sind, leider! die charakteristischen Züge dieser Nation und am Ende immer noch keine patriotische Wärme für unsern Staat.“ Er glaubt, „daß, wenn Märker, Preußen und Schlesier geehrt und bezahlt würden, man aus ihnen gute Schullehrer bilden könne.“ Er machte dem Minister folgende Vorschläge:

1. Um das Gehalt der Lehrer zu verbessern, ziehe man Schulstellen zusammen,
2. das Schulgeld ist nur den ganz armen Leuten, die ihre Armut öffentlich erklären, zu erlassen; für sie tritt die Kirchenkasse ein,
3. neue Auflagen sind für den Landmann nicht zu machen; er ist durch Abgaben und durch Bettelei genug belastet,

\*) E. Clausnitzer, Zur Geschichte der preußischen Volksschule unter Friedrich dem Großen, Berlin 1901.



4. sollte seine Methode Eingänge finden, so müsste ihre Anwendung öffentlich gut geheißen werden, und
5. soll etwas „Tüchtiges“ geschehen, so muß der Staat ein Kapital von 500000 Tl. zur Verfügung stellen und die Zinsen zur Verbesserung der Schullehrerstellen und zu Schulhausbauten verwenden.

In seiner Antwort vom 23. Februar 1773 erklärte Zedlitz, daß er gar nicht für sächsische Lehrer eingenommen und froh sei, wenn jede Provinz ihre Lehrer selbst bilden würde. Die weiteren Briefe enthalten den Gedankenaustausch über Höhe der Besoldung, Wahl der Orte, Bücher, Methode usw. Zedlitz bestimmte für jede Gnadenschulstelle ein Einkommen von 100—120 Tl.; Rochow wollte es auf 200 Tl. erhöht wissen. Die Auswahl der Orte erfolgte auf Grund der Schultabellen; es wurden zunächst 8 Orte bestimmt, und unter diesen waren auch die bekannten Dörfer Reckahn, Krahe und Gettin. Der König bemerkte hierzu: „Die Oehrter Seindt ganz gut ausgesucht, die schlechten Schulmeisters seindt Schneiders die Meisten und Müste Man Sehen, ob man Sie nicht in kleinen Stetten könnte Schneidern lassen, oder wie Man Sie sonst Unterbringet, damit die Schuhlen desto eher im guhten Stande kommen können, was eine Interessante Sache ist.“\*)

Trotz dieser Bemerkung lag die Fundierung der Landgnadenschulen nicht in der Absicht des Königs; auch Rochow und Zedlitz waren nicht für eine solche Verteilung der Mittel. Die ganze Einrichtung war ein Notbehelf, der durch die Unzulänglichkeit der Mittel bedingt war. Gewichtige Stimmen erhoben sich gegen die Landgnadenschulen. Ihre Geschichte reicht nur bis zum Jahre 1807; als die Hilfsmittel versiegt, ging sie ein.

In der Kurmark bestanden 1788 mit Einschluß einer 1764 fundierten Amtsschule 44 Landgnadenschulen, im Jahre 1796 gab es 55, darunter 47 königliche und 9 Patronats-Stellen. Nach den im Geheimen Staatsarchiv vorhandenen Schulen waren folgende Landgnadenschulen vorhanden:

Zahl	Name	Inspektion	Gründung	Lehrer	Kinderzahl	Gehalt			
						Tl.	Gr.	Pf.	
1	Buchholz	Berlin	1776	Drehne	41	120	79	14	6
2	Blankenburg	„	nach 1788	Wendt	60	„	28	12	—
3	Marzahne	„	1773	Goldelius	65	„	114	6	—
4	Boxhagen	„	nach 1788	Giriczeck	15	„	24	—	—
5	Niederschönhausen	„	1775	Seidel	35	„	111	18	—

\*) Preuß, Friedrich der Große. III. S. 115.

Zahl	Name	Inspektion	Gründung	Lehrer	Kinderzahl	Darunter Zuschuß des Staates			
						Gebalt Tl.	Tl.	Gr.	Pf.
6	Schönhausen-Plantage	Berlin	1781	Ritter	60	120	120	—	—
7	Werbellin	Bernau	nach 1788	Kulicke	51	"	120	—	—
8	Gettin	Brandenburg	1774	?	26	"	114	19	—
9	Krahne	"	1774	Schliephake	54	"	92	—	—
10	Goblitz	"	1774	Baatz	40	"	109	21	—
11	Reckahn	"	1773	Liebetruth	52	"	112	4	—
12	Lehmin	"	1774	Pabst	75	"	120	—	—
13	Göblsdorf	"	1775	Buge	47	"	120	—	—
14	Damsdorf	"	1774	Batte	65	"	120	—	—
15	Berge	Dom Brandenburg	1781	Riez	35	"	54	8	—
16	Lietzow	" "	1781	Endewald	35	"	54	11	—
17	Schmerzke	" "	1775	Neumann	40	"	88	3	—
18	Rixdorf	Köllu	1772	Doppelhammer	30	"	120	—	—
19	Schöneberg	"	1775	Wuga	66	"	76	22	—
20	Charlottenburg	"	1776	Wagner	135	"	120	—	—
21	Friedrichshagen	Friedrichswerder	1775	Neumann	50	"	92	—	—
22	Lebus	Frankfurt	1780	Laumann	72	"	120	—	—
23	Neu-Langsow	"	1782	Jakob	82	"	105	—	—
24	Lebuser Kolonie	"	1778	Reichmeister	22	"	120	—	—
25	Fürstenwalder Kolonie	Fürstenwalde	1783	Stein	123	"	120	—	—
26	Zinna	Luckenwalde	1779	Hoffmann	55	"	120	—	—
27	Joachimsthal	Neustadt Eberswalde	1773	Orth	154	"	120	—	—
28	Nowawes	Potsdam	1783	Lange	136	"	120	—	—
29	Nauendorf	"	nach 1788	Schwarz	21	"	15	—	—
30	Fahrland	"	1777	Kapplitz	65	"	59	—	—
31	Löcknitz	Prenzlau	1779	Rese	63	"	120	—	—
32	Hohennauen	Rathenow	1776	Rhein	40	"	74	4	8
33	Witzke	"	1785	Bergemann	35	"	120	—	—
34	Neu-Friedrichsdorf	"	1776	Wiggert	84	"	120	—	—
35	Claden	Salzwedel	nach 1788	Horn	17	?	20	—	—
36	Thielbeer	"	nach 1788	Bemsdorf	15	?	20	—	—
37	Ganzin	"	nach 1788	Busse	16	?	20	—	—
38	Luckstadt	Seehausen	nach 1788	Rhode	19	?	20	—	—
39	Bötzow	Spandau	1780	Schulze	60	120	52	18	8
40	Zinndorf	Straußberg	nach 1788	Preuße	37	"	25	—	—
41	Kegel	"	nach 1788	Voß	36	"	25	—	—
42	Rehfelde	"	nach 1788	Hermann	38	"	25	—	—
43	Werder	"	nach 1788	Nojahn	29	"	25	—	—
44	Grünheide	"	1780	Dellschau	50	"	120	—	—
45	Kalkgrund	"	1779	Lehmann	48	"	120	—	—
46	Hartwinkel	"	1782	Nojahn	18	"	15	—	—
47	Stansdorf	Storkow	1781	Schwäder	45	"	120	—	—
48	Spreehagen	"	1782	Schulze	71	"	117	12	—
49	Prieros	"	1782	Deutsch	24	"	30	—	—

Zahl	Name	Inspektion	Gründung	Lehrer	Kindezahl	Gehalt			
						TL.	TL.	Gr.	Pf.
50	Neu-Lübbenau	Storkow	1780	Haase	18	120	24	—	—
51	Lüderitz	Tangermünde	nach 1788	Kriekau	56	„	54	16	—
52	Freienthal	Treuenbrietzen	1785	Lindemann	86	„	120	—	—
53	Leddin	Wusterhausen	1785	Streich	40	„	17	8	—
54	Wendisch Wilmersdorf	Zossen	1781	Clausius	45	„	74	4	—
55	Wietstock	„	nach 1788	?	27	„	50	—	—
	Eggersdorf*	Fürstenwalde	1764	Lenke	?	?	?	?	?
	Döberitz*	Potsdam	1784	Müller	?	?	?	?	?
	Kummerdorfs*	Storkow	1781	Schröder	?	?	?	?	?

Die drei letztgenannten finden sich im Verzeichnis von 1788, nicht aber in dem von 1796.

Namens der Brandenburgia wird Herrn Wienecke für die sorgfältige und mühsame Arbeit bestens gedankt.

XIII. Corona Schröter Denkmal in Guben. Als die Brandenburgia unter der vortrefflichen Führung unsers Ehrenmitgliedes Professor Dr. Hugo Jentsch am 11. Juni 1899 in Guben war,\*) kamen wir an der Stelle, wo der großen in Guben gebürtigen Künstlerin ein Denkmal gesetzt werden sollte, vorbei und erlaubte ich mir namens unserer Gesellschaft den Wunsch auszusprechen, daß die Herstellung und Enthüllung der Denkmalsbüste für die Freundin Goethes nicht lange möge auf sich warten lassen. In einem Aufsatz von mir Corona Schröters Grabstätte zu Ilmenau betreffend,\*\*) drückte ich mich im folgendem Jahre weiter dahin aus, daß wir das Fleischer Schmidtsche, vormals Kaufmann Neumannsche Haus, woselbst die Künstlerin i. J. 1751 geboren sei, bei unserer Wanderversammlung mit Interesse betrachtet und dabei den Wunsch ausgesprochen hätten, die Bürgerschaft Gubens möge ihrer berühmten Landsmännin den seit ungefähr einem Menschenalter verheißenen Gedenkstein endlich setzen: Der Platz vor dem Stadttheater wäre würdig und geeignet. Ich schloß mit den Worten: „Guben ist eine wohlhabende Stadt, ihre Bevölkerung kunstsinnig und historisch veranlagt. Möchten doch diese Zeilen bei den Bewohnern Gubens und allen Verehrern Coronas Veranlassung geben, die Denkmalsache wieder in Fluß zu bringen.“

Nunmehr ist der Wunsch der Brandenburgia in Erfüllung gegangen. Am Sonnabend Nachmittag, den 20. Mai 1905, wurde die Büste Coronas

\*) Brandenburgia VIII. 153.

\*\*) E. Friedel: Corona Schröters Grabstätte zu Ilmenau. Niederlausitzer Mitteilungen. Bd. VI. S. 310 flg. Guben 1900.

vor dem Theater auf der Schützeninsel enthüllt; auf dem Sockel stehen zwei Zeilen von Goethe ihr gewidmet:

Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,  
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.

Nachdem der Vorsitzende des Denkmalausschusses Justizrat Hoemann in längerer Rede die Bedeutung Coronas gefeiert und das Denkmal Herrn Oberbürgermeister Bollmann überwiesen hatte, der es dankend namens der Stadt Guben übernahm, führte der bekannte Literaturhistoriker Geh. Regierungsrat Dr. Erich Schmidt, Professor an der Berliner Universität, etwa folgendes aus:

Hochansehnliche Festversammlung! Der Tag ist mir sehr gegenwärtig, wo wir 1902 in Ilmenau in festlicher Versammlung der großen Goethe-Gesellschaft zusammen waren. Ein wohlgeschulter Chor erbaute uns durch den Sang von Coronas Weisen und wir, die wir die Ehre haben, der Goethe-Gesellschaft anzugehören, traten damals auch in persönliche Beziehungen zu Guben, und diesem Umstande verdanke ich es, daß ich als Vertreter dieser über ganz Deutschland verbreiteten Gesellschaft heut hier teilnehme. In ganz schlichter Weise lassen sie mich noch Coronas mit einigen Worten gedenken, auch ihres armen Vaters, dem seine vier Kinder im Tode vorangingen. Als Corona erst ein paar Jahre zählte, zog er mit ihr voller Ehrgeiz nach Polen, später nach Leipzig, einer Stätte regsten künstlerischen Lebens, wo sie in der Schule des bel canto eine wirkliche Künstlerin wurde und, noch ein Kind, eintrat in das von Hiller geleitete große Konzert, aus dem die späteren Gewandhaus-Konzerte entstanden sind. Mehrere Jahre war sie dort tätig und wir wissen, daß nicht bloß die Reize des Talentes, des Körpers sie schmückten, daß sie auch von unantastbarer Sittenreinheit war. Der Bürgermeister von Leipzig warb um ihre Hand, ebenso Körner, der Vater Theodor Körners, sie wies alle Bewerber ab, allein der Kunst war sie ergeben. Unter ihren enthusiastischen Bewunderern saß auch ein blutjunger Studiosus, Johannes Wolfgang Goethe. Seine eigenste Tat war später ihre Gewinnung für Weimar. Er allein vollzog im Einverständnis mit der Herzogin Amalie, dieser überaus kunstsinnigen Fürstin, ihr Engagement nach Weimar, wohin Corona Schröter im November 1776 übersiedelte, als Vokalistin der Hofkapelle, Kammersängerin würde man heute sagen. Sie behauptete sich in dieser Stellung nicht bloß durch ihre Stimme, nicht bloß durch ihre ungewöhnliche Bildung, die um so ungewöhnlicher ist, als sie damals für Frauen schwieriger zu erwerben war als heute, auch nicht bloß durch ihre Sprachkenntnisse — sie beherrschte die französische, englische, italienische und polnische Sprache — sie trat hervor mit gar mannigfaltigen Künsten und durch die Sicherheit einer ernsten und sittlichen Persönlichkeit und eroberte sich ihren Platz in dieser erlauchten Gesellschaft, und nun ist Corona Schröter

die Führerin des weimarischen Kunstlebens gewesen bis zu Goethes italienischer Reise. Die Frauengestalten, die Goethes Muse in dieser Zeit schuf, hat sie zuerst dargestellt, die eigentliche Kunstbühne hat sie aber nie betreten. Das ganze Kunstleben Weimars in jener Zeit ist nicht denkbar ohne sie, nicht so denkbar. Nur sie konnte im Aufzug der weiblichen Tugenden, die Bescheidenheit verkörpernd, vor die Herzogin treten und ihr Band und Kranz überreichen. In der dramatischen Kunst giebt es Gipfel, an die der Dilettantismus nicht heranreicht. Die „Iphigenie“ hätte keine andere, als eine große Künstlerin, so zu spielen vermocht. Wir können wohl der Meinung sein, daß es für Goethes Entwicklung nachteilig war, daß er an einem Orte lebte, an dem kein Theater war; daß dieses in seinen Werken nicht so ganz in die Erscheinung tritt, das verdanken wir vor allem dieser Künstlerin. Sie allein war damals würdig und fähig, die Iphigenie zu verkörpern. Es ist jetzt über ein Dutzend Jahre her, als in dem lieblichen Tiefurt die Fischerin aufgeführt wurde; es war alles so wie in der berühmten Aufführung von 1782 und doch nicht genau so. Corona Schröter fehlte, denn sie war nicht bloß die Darstellerin, sie war die Mitwirkende Goethes. Sie sang damals ihre eigene Komposition des „Erlkönig“, und ebenso hatte sie zu den anderen Liedern die Musik komponiert. Mit einem solchen Erfolge wuchs ihr auch der Mut, doch ist es geradezu rührend, mit welcher Schüchternheit sie ihre Kompositionen, u. a. die des „Erlkönig“, veröffentlichte. — Der Redner schilderte dann, wie nach dem Aufhören des herzoglichen Liebhabertheaters in Weimar der Verkehr Coronas mit Goethe mehr und mehr nahließ. Der Verkehr mit Frau von Stein nahm ihn ganz in Anspruch, bis mit der italienischen Reise auch dieses Band sich löste. Corona ist auch Schiller nahe getreten. Schiller wußte, daß sein Freund Körner einst um sie geworben hatte; er war begierig, sie kennen zu lernen. Er preist wie natürlich sie sei; er hat sie vortragen hören und schreibt: sie las gut, sehr gut. Kurz schilderte E. Schmidt die späteren Lebensjahre Corona Schröters. Vieles veränderte sich. Nicht bloß Goethe war nach Italien gegangen, auch die Herzogin Amalie reiste später dorthin. Corona zog sich mehr und mehr zurück. In Ilmenau, wo sie ihre letzten Lebensjahre in leidendem Zustande verbrachte, war es ja sehr schön, aber der Winter ist sehr lang und raub, und mit der treuen Gefährtin Wilhelmine Probst hat sie sicherlich manche bittere Stunde gehabt. Einsam ist sie dann gestorben. Von der damaligen Hofgesellschaft folgte nur einer ihrem Sarge, Knebel, der bei der Iphigenie-Aufführung den König Thoas gespielt hatte. Das „Lebt wohl“, das er damals seiner Rolle gemäß zu ihr sagte, rief er ihr jetzt in die Gruft nach. — Die Bitternisse, die Corona Schröter in ihren letzten Jahren auszukosten hatte, werden wenigen erspart. Es ist schwer, für die Schöne, nicht zu altern, für die Künstlerin ihre Stimme zu behalten.

Daß sie in Weimar nicht ganz vergessen war, zeigt, daß des Herzogs Tochter Karoline selbst den Grabstein für sie entworfen hat. Zum Schluß verteidigte der Redner Goethe gegen die Anklagen derer, die ihm vorwerfen, daß er nicht nochmals 1802 nach ihrem Tode sein Wort

erhoben habe. Er sei sich bewußt gewesen, daß er besseres als früher nicht mehr sagen könne, und so erinnert er nochmals an die Versreihe, in der er in dem Gedichte „Auf Miedings Tod“ Corona Schroeter feierte und schreibt: „Da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, so schien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor so vielen Jahren ein Andenken stiftete, das ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten vermocht hätte.“ Der Redner zitierte die bekannten Verse Goethes und schloß: Ich habe die Ehre, im Namen der großen Goethe-Gesellschaft, die in Weimar ihren Sitz hat, diesen Kranz am Denkmal niederzulegen.

Die Musik spielte eine Schlußweise, Gluck's Iphigenie, und die Feier war beendet. Verschiedene Kränze mit Widmungsschleifen wurden am Denkmal niedergelegt, außer dem der Goethe-Gesellschaft solche von Goethe-Freunden in Frankfurt a. O., von Herrn Theaterdirektor Hänseler, von der Prima des Gubener Gymnasiums und vom Turnerbund Gymnasium.

Anwesend waren die Prinzessin Marie Alexandrine Reuß VI, Urenkelin Karl Augusts, des Freundes Göthes und auch der Corona, ferner Professor Donndorf, Stuttgart, der Schöpfer des Denkmals unser Mitglied Prinz Carolath Schönauich nebst Gemahlin, der kunstsinnige Regierungs-Präsident von Dewitz aus Frankfurt, unser verehrtes Ehrenmitglied, u. a.



Corona Schroeter-Denkmal  
in Guben (Bronze).

Geschenk des Herrn  
Hofphotographen Rosenthal  
in Guben.\*)

Bei der Festtafel traf folgender telegraphischer Glückwunsch Ernst von Wildenbruchs ein, womit ich meine heutige Mitteilung schließe:

\*) Vergl. über das C. Schroeter-Denkmal die Mitteilungen des Herrn Professor Dr. Jentsch in den Mitteilungen der Niederlausitzer Anthrop. Gesellsch. 7, S. 61 und S. 103 ff. und S. 326.

Corona, einst im Deutschen Dichterhain,  
 Verkünderin von neuem Frühlingsweben,  
 Gegrüßt mir, Auferstand'ne, sollst Du sein,  
 Und Dank und Gruß für alle schließ' ich ein,  
 Die Deinen Tag verknüpft mit unserm Leben.

Diesem Festesgruß schließt sich unsere Brandenburgia von Herzen an.\*)

Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Jentsch in Guben, welcher ebenfalls zur Förderung des Corona-Schröter-Denkmal's eifrigst beigetragen, hat die Güte gehabt, uns eine Photographie des Denkmal's zu verschaffen, wonach das beiliegende Bild angefertigt werden konnte.

### C. Naturgeschichtliches.

XIV. Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in den höheren Lehranstalten im Jahre 1904 bis 1905. 5. Bericht, abgestattet von unserm Mitgliede Direktor Professor Dr. Otto Reinhardt (Berlin 1905).

Zur Entnahme wird eine größere Anzahl von Exemplaren auf den Tisch der Versammlung gelegt.

Die Reichhaltigkeit der Vorlesungen und Exkursionen, von denen manche für die Heimatkunde Interesse haben, springt auch aus diesem sorgfältigen Bericht wiederum in die Augen. So z. B. ein vortrefflicher Bericht meines verehrten Freundes Professor Dr. Paul Magnus: Die Pilze mit Berücksichtigung der durch sie veranlaßten Krankheiten der Kulturpflanzen. Ferner ein geologischer Ausflug nach Frankfurt a. O. unter Führung des K. Landesgeologen Professor Dr. Konrad Keilhack. Dem von Herrn Oberlehrer Dr. Wilhelm Schjernerling S. 45—49 abgestatteten sorgfältigen und lichtvollen Berichte entnehmen wir folgende, unsere Heimatkunde angehenden Einzelheiten. Die Fahrt begann bei Trettin.

Hier ist das Odertal 7 km breit, während es bis Frankfurt nur eine Breite von 5 km besitzt. In dem weiten, zum großen Teile mit Schlickboden, zum kleineren mit Sand bedeckten Tale fließt die Oder zwischen Deichen dahin. Scharf erheben sich aus der ganz ebenen Niederung die Ränder der diluvialen Hochflächen zu beiden Seiten, im Westen des Lebuser Plateaus, von dessen Rand die kleine Stadt Lebus schon auf der Fahrt sichtbar geworden war, im Osten des Sternberger Plateaus.

Die Endmoränen der Sternberger Hochfläche sind nicht als bogenförmig angeordnete Züge von Blockpackungen entwickelt, wie in der Uckermark, sondern als breitere Streifen von Sand und Kiesmoränen, die eine unregel-

\*) Zur Orientierung lagen aus: „Die Gubener Zeitung“ vom 23. Mai 1905, „Der Tag“ vom 26. Mai 1905, enthaltend eine Abbildung der Enthüllungsfest und des Denkmal's, sowie andere Zeitungsblätter. Das erstgenannte Blatt diente uns in der Hauptsache zur Wiedergabe der Rede Erich Schmidt's.

mäßig wellige Oberfläche bilden und regellos angeordnete abflußlose Becken in großer Zahl enthalten. Wegen der großen Durchlässigkeit des Sand- und Kiesbodens sind diese Becken wasserlos; sie unterscheiden sich so wesentlich von den mit Lehm ausgekleideten Seebecken der echten Grundmoränenlandschaft. Die Entstehung dieser Becken läßt sich darauf zurückführen, daß die Randzone des Inlandeises beim Stillstand durch Spalten in einzelne bewegungslose „tote“ Eisklötze aufgelöst wurde und daß nun beim weiteren Abschmelzen in den Spalten durch Sedimentbildung eine Aufhöhung des Bodens stattfand, die bis zum völligen Verschwinden der Eisreste dauerte. Dieser Entstehung entsprechend weisen auch die Sande und Kiese zwischen den einzelnen Kesseln eine deutliche Schichtung auf.

In diese „Kameslandschaft“ — der Name ist dieser Oberflächenform zuerst in Schottland gegeben worden — bekamen wir auf einer kurzen Wanderung östlich von Trettin schöne Einblicke; dann bestiegen wir wieder die Wagen, fuhren nach Trettin zurück und nun nach Südosten in der Richtung auf Bischofsee. Die Fahrt führte quer durch eine mit Talsand erfüllte Rinne und dann wieder in ähnliche, meist mit Wald bestandene Gebiete hinein wie vorher. In der Nähe des kleinen Heiligen-Sees der in einer solchen Einsenkung ausnahmsweise bei undurchlässigem Untergrunde sich gebildet hat, aber schon stark vertorft ist, verließen wir wieder unsere Fuhrwerke, um den Weiterweg nach Bischofsee zum großen Teile auf dem Rücken eines Ås, eines glacialen Grandrückens, anzutreten, der in einer Länge von mehreren Kilometern ziemlich gradlinig mit beiderseits steilen Flanken die Gegend durchzieht. Solche Åsar sind aus den alten Glacialgebieten von zahlreichen Orten bekannt geworden; sie bestehen aus mehr oder weniger geschickten Sanden und Kiesen und bilden in typischer Ausprägung ein auffallendes Landschaftselement. Ein Aufschluß in dem Rücken zeigte horizontale Schichtung, die auf Flußabsatz hinweist. Da die Sohle erhalten ist, die Ufer fehlen, so können diese nur aus Eis bestanden haben. Die Entstehung der Åsar kann auf zweierlei Weisen erklärt werden: entweder sind sie aus Ablagerungen in Längspalten des Gletschers entstanden, in denen Wasser floß, oder sie sind die Betten subglacialer Flüsse, die allmählich ihr Bett erhöht und die über ihnen lagernde Eismasse von unten her angeschmolzen haben, indem sie so zugleich durch den im Eise enthaltenen Schutt neuen Stoff zur Erhöhung des Bettes lieferten.

Am Vereinigungspunkte der Chausseen von Kunersdorf und von Ziebingen wendeten wir uns nach Süden und fuhren nun am sandigen Hange des Odertales entlang nach Schwetig. Wenige Schritte brachten uns von da aufwärts zur Schwetiger Windmühle, die auf der Höhe des Talrandes steht, einen prächtigen Überblick talaufwärts und abwärts bietet und so unserem Führer die Gelegenheit gab, die einzelnen Stadien in dem Rückzuge des Eises und die Bildung der verschiedenen, diesen Einzelstadien zuzuschreibenden Terrassen zu erläutern. Zu der Zeit, als der Eisrand noch in der Nähe von Frankfurt lag und die Schmelzwasser zum Abflusse das Berliner Haupttal benutzen mußten, dessen Abzweigung vom heutigen Odertale wir deutlich im Süden sehen konnten, war die Wassermasse vor dem Eise bis zu einer Meereshöhe von 60 m aufgestaut. In dieser Höhe liegen die Terrassen des



Berliner Haupttals, aber auch die Talsandfläche hinter der Schwetiger Mühle. Beim Rückzuge des Eises wurde der Weg durch das Eberswalder Haupttal frei: der Spiegel der angestauten Wassermasse sank auf 40–45 m. Dieser Periode gehört eine Terrasse am Kleistturm an; bei Schwetig ist diese Höhenlage nicht vertreten. Erst als ein weiteres Zurückweichen des Eises den Schmelzwässern den Weg vom Pommerschen Haff durch Vorpommern und Mecklenburg freigab, und der Wasserspiegel auf 30 m gesunken war, bildete die untere Terrasse sich aus, auf der das Dorf Schwetig steht. Seit die Oder endlich ihre jetzige Mündung besitzt, sind die Alluvialfläachen ihres Tales entstanden, die etwa 5 m unter der Schwetiger Terrasse liegen. Meist fließt die Oder inmitten des Alluviums; wo sie aber die diluvialen Hochflächen annagt, entstehen steile Abstürze des Geschiebemergels, wie an der „Steilen Wand“, die am jenseitigen Ufer etwas aufwärts von unserem Standpunkte liegt und hinter der in nur noch ganz kurzer Entfernung vom Steilrande die Eisenbahn von Frankfurt nach Breslau in tiefem Einschnitte durchzieht.

Am Rande der Terrassen treten die älteren Schichten des Diluviums hervor; so deutete schon dicht unter der Mühle die Schilfvegetation einen diluvialen Tonmergel an, der hier ausstreicht, und unter der jüngeren Terrasse des Dorfes Schwetig ist hart am Flusse der Geschiebemergel der Haupteiszeit angeschnitten.

XV. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke. I. Mai 1905. Diese Nr. 5 enthält u. a. die elektrische Beleuchtung des Trarbachhauses in der Behren-Straße, welches wir am 11. Februar d. J. besichtigten. Siehe auch Bericht der März-Sitzung d. J.

XVI. Moorbrand während der abnormen Hitze im Sommer 1904. Unser Mitglied W. v. Schulenburg teilt folgendes mit: „Im vorigen Sommer war am Teltow-Kanal, zwischen dem Elektrizitätswerk und den Brücken vor dem Klein-Machnower See ein Moorbrand, den ich im Laufe einiger Wochen mehrmals gesehen habe. Man hatte die Brandstelle kreisförmig durch einen Graben abgeschlossen. Vgl. März-Sitzung 1905 und Brandenburgia XIII. 429, 439.“

XVII. a) Eolithisch-Palaeolithisch. Hermann Klaatsch, Die tertiären Silexartefakte aus den subvulkanischen Sanden des Cantal.\*) Verfasser, der bekanntlich zu den namhaftesten Erforschern der ältesten menschlichen Spuren in Europa gehört und sich zur Zeit in Australien zu anthropologischen Studien aufhält, führt in der hochinteressanten Abhandlung die Ergebnisse seiner wiederholten Untersuchungen in Frankreich, im Cantal, speziell bei Puy-Courny und Puy-Boudieu aus:\*\*) Bereits 1877 waren von Dr. med. Rames in den

\*) Archiv für Anthropologie — Neue Folge, Band III, Heft 3, S. 153—160 mit einer Tafel.

\*\*) Vergl. Zeitschrift für Ethnologie 1903. — Verhandlungen des D. Anthrop. Kongresses zu Worms 1903. — Korrespondenzblatt und Kommissionsberichte, Zeitschrift für Ethnologie 1903 enthalten die auf den gleichen Gegenstand bezüglichen Vorarbeiten Klaatschs.

obermiocänen, von Basaltmassen zugedeckten Alluvionen Feuersteinstücke aufgefunden, die Bearbeitungsspuren tragen, in gleichem Horizont wurden dort Knochenreste vorgefunden von *Dinotherium giganteum*, *Mastodon longirostris*, *Rhinoceros Schleiermacheri*, *Hipparion gracile*, *Tragoceras amaltheus*, *Gazella deperdita*. Gemeinsam für beide Lokalitäten ist es, daß die frgl. Silex in miocänen Sanden vorkommen, diese Sande sind eingeschlossen zwischen obermiocänen vulkanischen Massen und den oligocänen, hier bei Aurillac marinen Ablagerungsprodukten, welche von den französischen Geologen als Aquitanien bezeichnet werden.

Zur Tertiärzeit hat also in Frankreich ein menschähnliches Wesen gelebt; die Mortillet'sche Vorstellung eines Zwischenwesens zwischen Mensch und Menschenaffen wird von Klaatsch mit Recht zurückgewiesen, da man jetzt erkennt, daß der Mensch nur an der Wurzel des gemeinsamen Stammes mit dem sog. anthropoiden Affen zusammenhängt. Nachdem einmal, fügt der Heidelberger Forscher S. 160 hinzu, der Bann, der über dem Problem des Tertiärmenschen lagerte, gebrochen ist, erwächst für die Zukunft der Anthropologie die Aufgabe, den Spuren der ältesten Menschheit gründlicher nachzugehen, als es bisher geschehen ist. Hierfür ist eine systematische Durchforschung der mittel- und spätertertiären Ablagerungen auf primitive Steinwerkzeuge erforderlich. In Europa selbst ist auf diesem Wege eine Vermehrung der bisherigen Fundorte tertiärer Menschenspuren, wie sie, von Frankreich abgesehen, nur in Portugal (Otta-Ribeiro) und England (Kalkplateau von Kent und Sussex) bisher bekannt wurden, zu erhoffen; noch aussichtsreicher aber ist eine Ausdehnung derartiger Untersuchungen auf außereuropäische Gebiete.

Was unter den genannten Tieren übrigens das Mastodon anlangt, so liegt mir gerade eine Arbeit des Herrn Dr. Max Blanckenhorn, Assistenten am hiesigen mineralogisch-geologischen Museum der Universität, vor: „Oberpliocän mit *Mastodon avernensis* auf Blatt Ostheim vor der Rhön“, einer mir aus der bayerischen Rhön wohlbekannten Örtlichkeit (Jahrb. der K. Preuß. Geol. Landesanstalt 1901, Bd. XXII, Heft 3), wonach der oberpliocänen Fauna des genannten *Mastodon arvernensis* und des *Elephas meridionalis* die Fauna des *Mastodon longirostris* oder dem *Dinotheriumsande* von Eppelsheim, als aus dem Unterpliocän gegenübergestellt wird. Ist hiernach die Frage erlaubt, ob das von Rames gefundene miocäne Mastodon auch wirklich das „langschnäblige Zitzentier“ d. h. *Mastodon longirostris* ist?\*)

\*) Im übrigen verweise ich auf meine wiederholten gelegentlichen Angaben über die menschlichen Spuren im französischen oberen Miocän des Cantal in den letzten Jahrgängen unserer Zeitschrift, z. B. auf die geologische und Kultur-Zeitfolge Jahrg. XIII. S. 314.

XVIII. b) Hieran schliesse ich unmittelbar eine 2. wichtige Arbeit des Herrn Dr. M. Blanckenhorn in seinem Bericht über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Aufnahmen auf Blatt Ostheim v. d. Rhön i. d. Jahren 1901 u. 1902. Sonderabdruck loco cit. Bd. XXIII, Heft 4, herausgegeben Berlin 1905. Bl. erhielt aus einer Ostheimer Sandgrube, die früher Zeichen von *Mastodon avernensis* geliefert hatte, einen Zahnrest vom *Elephas meridionalis* oder noch wahrscheinlicher *Elephas trogontherii* Pohl. Dieser *E. trogontherii* Pohl, der anscheinend auch in der Mark, z. B. in Rixdorf-Britz vorkommt, gilt als Leitfossil für das unterste Diluvium. In der groben eisenschüssigen Schotterlage mit Holzresten und *El. cf. trogontherii* hätte man, wie Bl. S. 677 ausführt, ein wichtiges Äquivalent der sog. Plateau- oder Trogontherien-Schotter Thüringens zu suchen, die der drittletzten Eiszeit oder den jüngeren Deckenschottern der Alpen entsprechen. Die Sande mit *M. avernensis* aber könnten ebenso wie die gleich alterigen Kiese, Sande, Thone, Walkerde und Schieferkohle mit *Mastodon Borsoni* und *avernensis* und *Elephas meridionalis* von Fulda, Jüchsen, Rippersroda, Dienstedt und dem Hohen Kreuz bei Stadtilm der Meridionalisstufe, der viertletzten oder ersten (alpinen) Eiszeit oder auch der zwischen den beiden ersten Eiszeiten gelegenen ersten Interglazialzeit entsprechen. Wir sähen also — schließt Blanckenhorn — in der Sandgrube von Ostheim 2 verschiedene Unterstufen der Eiszeit übereinander vertreten, eine ältere pliocäne des *El. meridionalis* und eine jüngere altdiluviale des *El. trogontherii*, die man ja auch sonst unterscheidet, aber soweit Bl. bekannt, noch niemals an einem Ort zugleich übereinander beobachtet hat.

XIX. c) Klaatsch a. a. O. (Nr. XVII) bemerkt am Ende seiner Abhandlung S. 160 noch: „Die reichen palaeolithischen Schätze, welche Schweinfurth in Ägypten gefunden hat, versprechen auch für das Tertiär eine Ausbeute auf dem Terrain alter Kulturländer.“ Ich habe Ihnen, wegen der Ähnlichkeit unserer heimischen ältesten Artefakte mit den altägyptischen wiederholt von letzteren Ausstellungen gemacht, wozu Herr Professor Dr. Georg Schweinfurth liebenswürdigst das Material geliefert, habe mich auch in unserer illustrierten Festschrift X (Archiv 10. Band, 1904) des Längeren über diese Gegenstände verbreitet. Daran anschließend muß ich noch auf weitere bedeutsame Arbeiten des Herrn Dr. Max Blanckenhorn aufmerksam machen: Die Geschichte des Nilstroms in der Tertiär- und Quartärperiode, sowie des palaeolithischen Menschen in Ägypten (Zeitschr. der Ges. f. Erdkunde, 1902, S. 694—762). Sie ersehen darin im Kapitel III die Schilderung des ersten Auftretens des Menschen in Ägypten. Es werden darin u. a. die Vereisungs-Perioden Europas mit den Pluvial-Perioden Ägyptens verglichen und wird nachgewiesen, wie es kam, daß, als in

Nord-Europa die dritte größere Gletscherausbreitung zu Ende ging und endlich ein für den Menschen erträgliches und förderliches Klima in unseren Gegenden anbrach, die Bewohner Ägyptens bereits auf einige Jahrtausende fortschreitender Kultur zurückblicken konnten. Übrigens sind die urältesten Anfänge des Menschen (für das Tertiär) noch keineswegs erschöpfend nachgewiesen, und müssen Geologen und Prähistoriker hier zusammen noch viele weitere Untersuchungen vornehmen.

XX. d) Nach Asien aber nach Teilen, welche stets zu Ägypten Fühlung gehabt greift der zweite kürzlich publizierte Vortrag Max Blanckenhorns in der Zeitschrift für Ethnologie 1905 S. 447–468: „Über die Steinzeit und die Feuersteinartefakte in Syrien-Palästina.“

Blanckenhorn unterscheidet 10 Perioden:

1. Eolithische Periode während des Oberpliocäns und Unterdiluviums (Haupt-Pluvialzeit).

2. Älteres Palaeolithicum oder Chelléen im weiteren Sinne. Erst in dieser Zeit rückte der Mensch nach Westen und zwar vielleicht schon bis zur Küste vor.

3. Mittelpalaeolithische Periode oder Moustérien und unteres Solutréen oder Eburnéen, zeitlich dem letzten großen Interglazial der deutschen Geologen, d. h. der Periode, in welcher wir auch im nordischen Deutschland die bislang ersten ganz zweifellosen Spuren des Menschen beobachten, entsprechend.

4. Spätpalaeolithische Periode oder Magdalénien während des jüngern Diluviums oder der letzten Eiszeit. Der Mensch ist Jäger und Kannibale.

5. Frühneolithische Periode, etwa 10000–5000 v. Chr., dürfte zeitlich nicht der eigentlichen Neolithischen Periode in Deutschland entsprechen, sondern einer etwas früheren Epoche — vgl. auch das unter XXIX c) Gesagte — und zwar wahrscheinlich der ganzen langen Übergangszeit vom Palaeolithicum ins Neolithicum, der Ancylus- oder ersten postglazialen Wald- und Torfstufe, außerdem der Zeit der Kjökkenmöddinger oder Litorina-Eichenstufe oder zweiten postglazialen Wald- oder Torfstufe, also der Epoche, die man jetzt als mesolithisch begreift. Auftreten von geschliffenen Werkzeugen und Töpferei.\*)

6. Spätneolithische Periode, etwa 4000 (? 5000) bis 2000 (2500) v. Chr. Erster Ackerbau (Getreide), Viehzucht, erste Ansiedlungen an festen Plätzen in den Ebenen, künstliche Höhlen u. dgl. (Vergl. bezüglich Norddeutschland meine Fußnote zu 5.).

\*) Es ist jedoch zu bemerken, daß in der nordeuropäischen, mesolithischen Zeit der Kjökkenmöddinger, Küstenfunde und Litorinaschichten keine geschliffenen, sondern nur roh zugeschlagene Steinwerkzeuge auftraten. Wohnstätten kommen hierbei auch bereits vor, z. B. in Erdgruben.

7. Bronzeperiode 2000 (2500) bis 1250 v. Chr.

8. Beginn der Eisenzeit 1250—1050 v. Chr.

9. Zeit des israelitischen Königstums.

10. Zeit der Fremdherrschaften und der Makkabäer 600—0 v. Chr.

Dieser kühne Versuch, die Kultur im fernen Asien vom Tertiär bis zur geschichtlichen Zeit geologisch und archaeologisch zu gliedern, verdient alle Achtung und spornt zu ähnlichen Versuchen in anderen Landstrichen an. Es tut bei dergleichen Synthesen durchaus nicht viel schaden, wenn kleine Unrichtigkeiten, chronologische Fehler u. dergl. mit unterlaufen, sofern nur in der Hauptsache das Gesamtbild richtig ist.

XXI. Eugen Geinitz-Rostock: *Wesen und Ursache der Eiszeit*. Güstrow 1905. (Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 59. Jahrg. 1905.)

Vor vielen Jahren habe ich einmal den Versuch gemacht, die Titel und kurz den Inhalt aller Bücher, Büchlein, Abhandlungen und Artikel — wohlgemerkt nur der wissenschaftlichen — aufzuschreiben, die mir bezüglich der Eiszeit vorgekommen sind; ich habe dies aber schließlich aufgegeben, die Zahl der bez. Arbeiten ist Legion und die Anzahl der Theorien über die Entstehung der Eiszeit so groß, daß einem bei der Lektüre elend werden kann.\*) Kein Wunder, falls man mit einem gewissen Mißtrauen an jede neue Lösung des verzweifelten Phänomens herangeht, dennoch fesselt im vorliegenden Falle die Argumentation des gelehrten Verfassers, unsers verehrten korresp. Mitgliedes, durch die Klarheit der Darstellung und die Überzeugtheit desselben der Art, daß man das Buch gern sofort bis zu Ende durchliest, und mit Dank für die anregenden Gedanken aus der Hand legt. Wer auf eine bestimmte Erklärung, z. B. auf den kosmischen Ursprung oder auf einen Rythmus, eine Periodizität u. dergl. der Eiszeit eingeschworen ist, wird seine Überzeugung schwerlich durch Geinitz beeinflussen lassen, wer aber in der überaus schweren Materie vor einem Non Liqueat bislang stand, dem werden die Gründe des Verfassers nunmehr vielleicht doch zu einer festen Stellungnahme verhelfen.

Geinitz hat die rühmenswerte Gepflogenheit, seine Ansichten als Thesen voranzustellen und dann erst, gerade wie es für die richterlichen Erkenntnisse Vorschrift ist, die Tatsachen und die Schlüsse folgen zu lassen. Dadurch hat man den Vorteil, daß man die Ausführungen in jedem Stadium vorprüfen kann, weil man genau weiß, wo der Verfasser hinaus will. Viele deutsche Gelehrte, in ihrer veraltet schwerfälligen

\*) Auch in der *Brandenburgia* ist die Eiszeit zum öfteren erwähnt, z. B. XI. 376 (Credner: Non liqueat); XI. 377 (Hildebrandt: Kosmisch); XII. 152 (Geinitz: Keine Zwischeneiszeiten); XIII. 433 (Solger).

Darstellungsweise machen es gerade umgekehrt und erschweren dadurch das Verständnis ihrer Arbeiten unnützer Weise.

Wesen und Ursache der Eiszeit sind nach Geinitz folgende:

1. Die Ursache der Eiszeit war keine kosmische, sondern eine terrestrische, meteorologische, nämlich: vermehrte Niederschläge, bedingt durch die eigenartige Konfiguration der Kontinente am Schlusse der Tertiärzeit.

2. Die Eiszeit ist nicht als allgemeine Kälteperiode aufzufassen. Im Gegenteil, zu Beginn und zum Teil auch noch während der Eiszeit hat nicht kälteres Klima geherrscht, sondern ein gegenüber dem heutigen sogar etwas wärmeres oder wenigstens das heutige Klima.

Periodische Unterbrechungen dieses einheitlichen Ganges haben nicht stattgefunden, nur Oszillationen, Vorstöße und Rückzüge, aber nicht vollständiges Aufhören des Eisphänomens. Dies hat Geinitz schon in seiner in der *Brandenburgia* am 29. April 1903 (Jahrg. XIII., S. 152) besprochenen Schrift von der Einheitlichkeit der quartären Eiszeit ausgeführt.

Infolge der meteorologischen Verhältnisse des ältern Quartärs haben sich dann wahrscheinlich die Jahresisothermen nach und nach etwas nach Süden verlegt; aber wenn in denjenigen Gebieten, die eine Vergletscherung erfuhren, eine Verschlechterung des Klimas und ein Sinken der Temperatur stattfand, so war dies doch, im Vergleich zum Gesamtcharakter des quartären Klimas überhaupt, nur eine, wenn auch ausgedehnte Lokalerscheinung; eine die gesamte Erde betreffende eiszeitliche Klimaerniedrigung hat nicht stattgefunden. Es darf hier daran erinnert werden, daß das diluviale Glazialphänomen nach Pencks Ausspruch nichts als eine gewaltige Vergrößerung der heutigen Gletscherverhältnisse war.

Aber auch am Schluß des Tertiär, im Pliocän hat nach Geinitz wahrscheinlich eine Gletscherzeit geherrscht, eine Meinung der ich mit Rutot beipflichte und der ich u. a. auf der geologisch-archaeologischen Tabelle, *Brandenburgia* XIII. S. 314 (mittleres Pliocän-Glaciär), Ausdruck gegeben.

Also vorzugsweise haben tektonische Vorgänge die Eiszeit hervorgerufen. In der Präglazialzeit lag Skandinavien mindestens 400 m höher, überhaupt waren Europa und auch Amerika größer, d. h. breiter und höher. Daß diese Verhältnisse auf die Verteilung der atmosphärischen Minima und Cyclonenwege und damit auf die Niederschläge, auf die Meeresströmungen pp. von großem Einfluß waren, ist ganz selbstverständlich; auch bei gleichen sonstigen klimatischen Verhältnissen mußten sich damals unter anderen Bedingungen andere atmosphärische Beziehungen entwickeln als heute.

Unter Heranziehung des Rostocker Wetterkundigen Professor Dr. Kümmerle gelangt Geinitz zu folgenden weiteren Ergebnissen S. 13:

Nach der Tertiärzeit, im Präglazial, war das Allgemeinklima der Erde ein dem heutigen ähnliches, ein etwas milderes und verblieb so, ohne sprungweise Änderung.

Die veränderte Landkonfiguration bedingte meteorologische Verhältnisse, welche den heutigen im großen und ganzen zwar ähnelten, von ihnen aber dadurch verschieden waren, als die Zugstraßen der barometrischen Minima gegenüber den heutigen wahrscheinlich derart verschoben waren, daß a) diejenige von Nordamerika etwas südlicher verlief, b) in Europa neben einer andern Zugstraße eine der heutigen Zugstraße analoge, nur etwas nach Süden verschobene vorherrschte.

Dadurch wurden nördlich von jenen Hauptzugstraßen reichlichere Niederschläge (Schnee) und kühleres Wetter verursacht, während südlich davon, z. B. in den Mittelmeerländern, reichliche Niederschläge die Pluvialperiode bedingten.

Erhöhte Niederschläge ergeben bei geeigneten orographischen Bedingungen, d. h. Vorhandensein von Gebirgen, die Ausbildung und Vergrößerung von Gletschern.\*)

Des weitern werden noch geprüft die präglazialen Binnenablagerungen, das Marine-Präglazial, die Glazialpflanzen und die Reliktenflora, ferner der Schluß der Eiszeit sowie das Spät- und Postglazial und die Gliederung des Quartärs.

Wir können hierauf bezüglich nur auf die geistvollen und überzeugenden Ausführungen des Herrn Verfassers selbst verweisen, dem wir dafür auch in der Brandenburgia zum aufrichtigsten Dank verbunden sind.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XXII. Professor Dr. Georg Voss: Grabdenkmäler in Berlin und Potsdam. Aus der Zeit der Neubelebung des antiken Stils Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Mit 30 Tafeln. Fol. Otto Baumgartens Verlag, Berlin 1905. Ich lasse dies hervorragende heimatkundliche Prachtwerk zu Ihrer Kenntnisnahme umlaufen. Unser verehrtes kunstverständiges Mitglied hat aus der Fülle der Grabdenkmäler spätfriedericianischer Zeit eine treffliche Auswahl getroffen und die einzelnen meist aus Pirnaer Sandstein, z. T. auch aus Marmor — beides leider der Verwitterung mehr als wünschenswert ausgesetztes

\*) Ein italienischer Forscher hatte deshalb vor Jahren ausgeführt, daß eine Erhöhung der Durchschnittstemperatur auch nur um ganz wenige Centigrade eine neue Eiszeit herbeiführen werde: nämlich stärkere atmosphärische Niederschläge, die sich auf hohen Bergen zu Schnee verdichten und ein gewaltiges Anwachsen und Vorschieben der Gletscher zur Folge haben würden.

Material — gehauenen, z. T. auch in Eisen gegossenen Denkmäler mit kunstwissenschaftlichem und historischem Text in knapper und dabei höchst ansprechender Fassung versehen. Wir wünschen dem vornehm ausgestatteten Werk eine recht weite Verbreitung. Beiläufig habe ich außerdem noch vortreffliche Grabdenkmäler gleicher Epoche bemerkt in Sakrow, Bornim und Bornstädt bei Potsdam.

XXIII. Friedrich Jaennicke: Führer für Sammler und Liebhaber von Gegenständen der Kleinkunst, von Antiquitäten, sowie von Kuriositäten, Leipzig 1905. Geb. 8 M.

Recht oft bin ich im Laufe der letzten Jahre in meiner Eigenschaft als Dirigent des Märkischen Provinzial-Museums um Auskunft über ein derartiges Buch gebeten worden, welches in gedrängter Kürze die zahlreichen Liebhaber befriedigt. Hier sind alle Zweige vertreten, je nach dem Material: Marmor, Alabaster, Holz, Elfenbein, Wachs, Speckstein, Solnhofer Schiefer, Perlmutter, Bernstein, Gold, Silber, Eisen, Niello, Email, Glas, Mosaik, Bronze, Kupfer, Zinn, Blei. Speziell geschnittene Steine, Gemmen und Kameen, Uhren, Musikinstrumente, Webereien (Gobelins), Kunsttischlerei, Waffen (Plattner, Armbrustmacher, Schwertfeger, Büchsenmacher). Die Beschau- und Werkzeichen sind überall angegeben. Sie wollen sich persönlich von dem großen Reichtum dieses Kleinkunst-Vademecum überzeugen, das gleichzeitig eine 3., gänzlich umgearbeitete Auflage des Guide de l'amateur d'objets d'art et de curiosités von Dr. J. G. Th. Graesse darstellt. Graesse, Geh. Hofrat, aus dem preußischen Thüringen stammend, einer der größten und vielseitigsten Sammler des 19. Jahrhunderts, ein Polyhistor von unglaublichem, dabei gründlichem Wissen, war viele Jahre Direktor des Grünen Gewölbes in Dresden.

XXIV. Porzellan-Führer. Einen solchen vermessen Sie bei der Durchsicht des Buchs zu XXIII. Er liegt vor in dem 1904 in 10. Auflage erschienenen Guide de l'Amateur de Porcelaines et de Faiences (y compris grès et terres cuites). Collection complète de marques de porcelaines et de faiences connues jusqu'à présent. 10<sup>me</sup> édition du Guide de l'amateur de Porcelaines et de Poteries par Dr. J. G. Th. Graesse, entièrement refondue et considérablement augmentée par F. Jaennicke. Enthält über 6000 Marken. (Preis 8 M.)

Jaennicke hat die keramischen Künste aus dem vorgedachten Kleinkunst-Führer absichtlich fortgelassen. Derselbe würde sonst zu umfangreich geworden sein, außerdem ist gerade Porzellan jetzt wieder Sammler-Modesache, daneben auch die sonstigen harten und weichen Erzeugnisse der edlen Tonbildnerie und die betreffenden Interessenten wollen, namentlich für die Bestimmung der Künstler- und Fabrikzeichen (Marken), ein Buch für sich besitzen.



Ich werde mir erlauben, fortan bei allen einschläglichen Anfragen seitens unserer Mitglieder auf die beiden Werkchen zu XXIII und XXIV zu verweisen.

XXV. Aus Küstrin. Herr Major z. D. Noël, welcher die große Güte hatte, die Brandenburgia bei dem Ausflug nach Küstrin am 14. d. M. zu führen, hatte zu Vorbereitung eine besondere Schrift (Druck von Heinicke, Berlin, 17 Seiten Text) herstellen und verteilen lassen. Dieselbe enthält folgende Überschriften: Johann von Küstrin. — Kurprinz Friedrich Wilhelm in Küstrin. — Kronprinz Friedrich als Arrestant in Küstrin. — Aufenthalt des Königs Friedrich II. in Küstrin-Neustadt. — Vor und nach der Schlacht bei Zorndorf 1758. — In Küstrin-Neustadt wird ein Absteigequartier mit Küche eingerichtet, 1764. — Friedrich Wilhelm III. in Küstrin. — Das Küstriner Schloß. — Gouverneure von Küstrin. — Literatur.

Ich lege noch einige Exemplare dieser Gelegenheitsschrift mit nochmaligem herzlichem Danke für Herrn Major Noël zur Verteilung vor. Jedenfalls wird das Wesentliche des Inhalts in den Bericht der Brandenburgia über die herrlich gelungene Wanderfahrt aufgenommen werden.

XXVI. Aus Werder a. H. lege ich Ihnen vor eine ansprechende „Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestehens der Schützengilde zu Werder (Havel) am 31. Juli 1904.“ 46 S. 8. mit 3 Abbildungen des im Jahre 1796 erbauten Schützenhauses nach dem Umbau vom Jahre 1822, dasselbe nach dem Umbau im Jahre 1855 (Rückansicht) und als Titelblatt dasselbe in seiner jetzigen Gestalt nach den Erweiterungsbauten von 1865 und 1892.

Ich habe als Student selbst am Schützenfest teilgenommen und mehr als eine Büchsenkugel durch die hölzernen Scheiben gejagt, ich kenne die Kleinodien und geschichtlichen Sammlungsstücke, insbesondere aber den guten Geist der werderschen Schützengilde auch von später her und gestatte mir derselben seitens unserer Gesellschaft ferneres Blühen und Gedeihen zu wünschen.

XXVII. „Chronik von Glindow. Festschrift zum 50jähr. Jubiläum der Kirche von Glindow verfaßt von G. Andrich, Kantor und Hauptlehrer in Glindow.“ Druck und Verlag von Wilhelm Pein, Werder (Havel) 1903. 42 S. 12.

Glindow ist eine Art Vorort von Werder, uns Berlinern dadurch bekannt, daß Berlin, genauer gesprochen Kölln, dort vom Mittelalter her Erdberge besessen hat und zum Teil noch jetzt besitzt.\*) Herr Andrich ist der beste literarische Ortskundige der Gegend, er hat stets mit Eifer und Hingebung die dorthin gerichteten Pflugschaftsfahrten des Märkischen Museums unterstützt und in dem Schriftchen eine kleine

\*) Vergl. Nr. XXXVIII dieses Protokolls.

vortreffliche und nachahmenswerte Dorfchronik niedergelegt, geschmückt mit zwei Bildern: der alten Kirche, wie sie bis 1852 aussah, nach dem 30jährigen Kriege erbaut, und der jetzigen 1853 im Rohziegelbau gotisch mit schlankem Turm, nach Entwürfen des bauberatenden Freundes Friedrich Wilhelms IV. Geh. Oberbaurat Stüler ausgeführt.

XXVIII. Das Rathaus der Stadt Eberswalde 1300 bis 1905: Eine Festschrift von Rudolf Schmidt. Verf. u. M., und Redakteur der Eberswalder Zeitung hat dies vorliegende Büchlein (51 S. gr. 8<sup>o</sup>) der Bücherei unserer Brandenburgia gewidmet, wofür selbige verbindlich hierdurch dankt.

Jetzt, wo das ungemein stattliche in dem gut altdeutschem Stil der Hochrenaissance erbaute neue Stadt- und Gemeindegebäude am 30. März d. J. eingeweiht worden ist, kommt dies fesselnd geschriebene Buch gerade zur rechten Zeit. Es berücksichtigt auch die früheren verschwundenen Rathäuser und die Ortsgeschichte. Mehrere Bilder schmücken die hübsch ausgestattete Schrift: Eberswalde i. J. 1652 nach Merian (S. 6), das Rathaus nach seiner Vollendung (S. 47) und das älteste Eberswalder Stadtwappen (Baum bekrönt mit dem Adler, gegen den Stamm zu rechts und links ein Eber anspringend) von 1257 (S. 52).

XXIX. Das Königlich Preußische Statistische Bureau hat am 28. Mai 1905 sein 100 jähriges Bestehen gefeiert.

Die Statistik, die Wissenschaft vom Stande der Dinge im Staate, die heute das Rückgrat der Volkswirtschaft ist, hat ihre Geburtsstätte in Berlin und einen geborenen Berliner zum Vater, den Doktor der Theologie Johann Peter Süßmilch, geb. am 3. September 1704. Von 1742—1767 Probst an St. Petri und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ein Mann, dem ein besonderer Vortragsabend in der Brandenburgia wohl gebühren würde. Sein dreibändiges Werk, das die Wissenschaft der Statistik begründete, führt den Titel: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen.

Friedrich Wilhelm III. erkannte gleich anderen Ländern die Notwendigkeit der Statistik für einen geordneten Haushalt und rief durch Allerhöchsten Erlaß vom 28. Mai 1805 das statistische Bureau, zunächst als ein „statistisch-topographisches Archiv“ ins Leben. Es stand unter dem Minister Freiherrn von Stein. Sein erster Direktor war der Geh. Oberfinanzrat von Beguelins. Indem ich im übrigen auf die Festschrift verweise, will ich nur des Mannes noch gedenken, welcher um die Förderung des wichtigen Instituts sich am meisten verdient gemacht hat, des am 1. April 1860 aus Dresden als Direktor hierher berufenen Dr. Ernst Engel. Sein Konflikt mit dem Eisernen Kanzler und die ungerechten Kränkungen, die dem berühmten Fachmann daraus erwachsen, sind ja noch in aller Erinnerung.

Das Gebäude in der Lindenstraße mit seinen altertümlichen aber höchst bequemen Zimmern und Sälen, worin sich das Preuß. Statistische Amt jetzt befindet, wird wohl auch nicht mehr lange vom Fiskus unverschont bleiben, zumal der für Berliner Verhältnisse ungewöhnlich große Garten unsere Finanzmänner zu praktischer Verwertung schon längst angelockt hat.

Wir wünschen dem trefflich geleiteten Institut, dessen Beziehungen zur Heimatkunde von selbst gegeben sind, auch fernerhin alles Gute.

### E. Bildliches.

XXX. Herr H. Böckler überreicht drei neue Ansichtskarten vom romantischen, Herrn Amtmann Degner gehörigen Pehlitzwerder in Parsteinsee bei Chorin und Oderberg i. M., wofür bestens gedankt sei.

XXXI. U. M. Herr Otto Hasselkamp-Potsdam übersendet zwanzig große Photographien von Potsdam und Umgegend, von Werder a. H. und Berlin nebst näherer Umgegend (Untergrundbahn, Liebesinsel im Tiergarten, Kolonie Grunewald). Unser sehr geehrtes Mitglied pflegt sich bescheidenlich Amateur-Photograph zu nennen, die Anwesenden überzeugen sich aber gewiß aus diesen neuen Proben der Kunst des Herrn Hasselkamp, daß ein Berufsphotograph nichts Vortrefflicheres leisten kann. Die Bilder werden für das Märk. Museum herzlich dankend angenommen.

XXXII. Herr Lehrer Otto Mielke, Schriftführer des Vereins für Heimatkunde von Nowawes - Neuendorf und Umgegend, überreicht verschiedene von ihm aufgenommene Photographien:

1. Marienwerder am Finow-Kanal, Kreis Nieder-Barnim. Das stattliche von Friedrich dem Großen erbaute ehemalige Lehnschulzenamt, jetzt dem Kaufmann E. Teichmann gehörig. Ausgemauertes Fachwerk mit Ziegeldach. Ostern 1905.

2. Die romantisch in Birken- und Föhrenwald belegene Knüppelbrücke zwischen Marienwerder und Biesenthal. Ostern 1905.

3. Die Schleusenanlage Leesenbrück am Finow-Kanal unweit Marienwerder. Ostern 1905.

4. Die Freiarche des Finow-Kanals bei Grafenbrück. Romantisches Stimmungsbild. Ostern 1905.

5. Pechteich und Werbellin-Kanal nahe dem romantischen Werbellin-See. Ostern 1905.

Für alle diese und die noch später zu erwähnenden photographischen Dedikationen des Herrn Otto Mielke sage ich Namens des Märkischen Museums herzlichen Dank.

XXXIII. Unser Ehrenmitglied Herr Schulrat Dr. E. Fischer, ebenfalls eifriger Amateur-Photograph überreicht folgende Aufnahmen:

1. Der Kinderchor bei der Berliner Schillerfeier am 9. Mai d. J. auf der Freitreppe des Schauspielhauses; trotz der Kleinheit des Bildes 8 × 10 cm sind die vielen Köpfe sehr deutlich.

2. Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums am 21. d. M. Kirche in Neu-Golm bei Fürstenwalde mit großer gotischer Kirche;

3. Desgl. vom 21. d. M. Gasthaus Pechhütte am Schermützelsee, Kreis Beeskow-Storkow;

4. Der kleine Markgrafenstein auf den Rauenschen Bergen mit der Windschliffseite, desgl. am 21. d. M. Vgl. auch Nr. XXXVI.

XXXIV. Herr Mittelschullehrer Johann Schimming in Küstrin, welcher sich um unsere Wanderfahrt nach Küstrin so verdient gemacht hat, stiftet 6 Stück ältere Photographien dieser Stadt, die sich auf die interessantesten jüngst von uns daselbst in natura besuchten Banlichkeiten beziehen. Besten Dank.

XXXV. U. M. Herr Kaufmann L. Reuter legt 9 Aufnahmen von Küstriner Ansichten vor, welche bei der Brandenburgia-Wanderfahrt nach Küstrin und Tamsel am 14. d. M. von ihm aufgenommen worden sind. Auch hierfür verbindlichen Dank.

XXXVI. Über die Markgrafensteine in den Rauenschen Bergen. Herr Bibliothekar F. Lüdicke, ebenfalls eins unserer photographisch tätigen Mitglieder, hat bei der Pflugschaftsfahrt am 21. d. M. eine vorzügliche Aufnahme des kleinen Markgrafensteins und zwar ebenfalls der Windschliffstelle gemacht.\*) Eins unserer Mitglieder, Teilnehmer des interessanten wissenschaftlichen Ausflugs, hat darüber in der Täglichen Rundschau vom 25. d. M. wie folgt berichtet:

Die beiden Markgrafensteine der größten märkischen Geschiebeblöcke, welche bislang bekannt sind, liegen südöstlich vom Dorfe Rauen auf einem bewaldeten Höhenzuge, 148 Meter über dem Meeresspiegel, dicht beieinander. Der große Markgrafenstein, der ehemals einen Umfang von 29,5 Metern und eine Höhe von 8,5 Meter hatte, ist im Jahre 1826 zur Herstellung der Granitschale im Lustgarten gesprengt und dadurch auf die Hälfte seiner ursprünglichen Größe verkleinert worden. Er ist aber bei seiner jetzigen Höhe von 4,7 Meter über und 1,9 Meter unter der Erde immer noch einer der größten Geschiebeblöcke der Mark, und der unweit davon auf der Höhe liegende zweite Stein giebt ihm bei einem Umfang von 21,6 Meter und einer Höhe von 3,7 Meter über und 2 Meter unter der Erde wenig nach. Beide Steine zeigen noch heute deutliche Spuren ihrer Fortbewegung durch die Gletscher und ihrer Abreibung durch die Eismassen in Form von sogenannten „Gletscherschliffen“ auf den breiteren Seiten. Der kleinere Stein trägt außerdem

\*) Vgl. hierzu meine Reprod. des Steins nach Bekmann in Brandenburgia II. S. 122, ferner ebendasselbst 142, 146, 149.

in Meterhöhe, fast ringsum laufend, eine breite Auskehlung, deren Entstehen man gleichfalls der Wanderung zur Eiszeit und der reibenden Wirkung von Schmelzwasser und Geröll zuschrieb. Nach einer neuerdings von dem geologischen Assistenten des Märkischen Museums Dr. F. Solger aufgestellten Ansicht scheint die Auskehlung aber durch die Einwirkung von Wind und Sand entstanden zu sein. Herr Dr. Solger, der an der Pflugschaftsfahrt teilnahm, legt seiner Erklärung die Theorie der Dünenbildung durch starke östliche Winde zugrunde. Die bezeichnendste Form der Wüsten und Steppendünen, die sogenannte Bogendüne, läßt durch ihre nach Westen geöffneten Bogen und die nach Osten gerichteten,



abgerundeten Ausläufer erkennen, daß sie ihre Gestalt den aus Osten wehenden Winden verdankt. Heutzutage treten Ostwinde weniger häufig auf; an ihre Stelle sind, dem Klima entsprechend, Westwinde und Südwestwinde getreten. Die Bildung der Bogendünen muß also in einer Zeit erfolgt sein, wo starke östliche Winde regelmäßig wehten, und dies war der Fall zur Zeit des großen Inlandeises, wie aus klimatologischen Gründen erklärlich und außerdem durch Beobachtungen am Rande des Südpolareises festgestellt ist. Die Entstehung der bogenförmigen, an den Kuppen abgerundeten Steppendünen ist also aller Wahrscheinlichkeit nach in die Zeit nach dem Abschmelzen des Inlandeises zu setzen, als die östlichen Winde die durch die Gletscher abgelagerten Sandmassen an besonders geeigneten Stellen auftürmten und durch beständige Reibung abrundeten. Auf diese Weise und zur erwähnten Zeit sind auch die

Bogendünen entstanden, die sich östlich von Nauen im Spreetal erheben und sich im Westen zwischen Spreenhagen und Stansdorf hinziehen. In dieser Zeit, als die Mark einen Steppencharakter annahm, hat auch die Auskehlung des kleineren Markgrafensteines stattgefunden, denn sie zeigt ihre breiteste Stelle gegen ONO und verläuft, immer schmaler werdend, zu beiden Seiten des Steins in fast westlicher Richtung. Der Angriff der Winde ist also von Osten her erfolgt, und an der östlichen Fläche des Steins erkennt man die Angriffsstelle auch daran, daß hier der Block vom Erdboden an bis zur halben Höhe durch Wind und Sand stark abgeschliffen ist, während die Auskehlung auf den angrenzenden Flächen immer schmaler wird, da die Stärke des Windes und die Reibung hier schwächer wurden.

Der kleine Markgrafenstein mit seinem hohlgeschliffenen Gürtel bildet also ein wichtiges Dokument für unsere mesolithische Wüstenperiode und es möge deshalb die wohlgelungene Lüdickesche Photographie hier reproduziert werden.

XXXVII. U. M. Herr Chemiker E. Schenk-Fürstenwalde a. Spree hat die Güte, fünf seiner neuesten photographischen Aufnahmen zu überreichen.

1. Die Spreebrücke und linkes Ufer mit Gutshof von Sabrodt-Trebatsch, Kreis Beeskow-Storkow.

2. Das rechte Spreeufer mit kleinen Inseln bei Sabrodt.

3. Freistehende Kiefer (*Pinus silvestris*) mit stelzenartigen vom Winde bloßgelegten Wurzeln von Wilmersdorf bei Pfaffendorf, Kreis Beeskow-Storkow. Malerischer Baum.

4. Altes Steinkreuz am Ende der Dorfstraße von Trebatsch, am Wege einerseits nach Skublen, andererseits nach Rocher und Cossenblatt, aufgenommen am 7. d. M. Entweder ein Wegekrenz an der Teilung mehrer Wege bzw. Gemarkungen oder ein Sühnekrenz für einen Mord oder anderweitigen mit Lebensverlust verbundenen Unglücksfall. Es wird dieserhalb auf Otto Monkes vielfache Mitteilungen in der *Brandenburgia* verwiesen.

5. In Trebatsch wurde am 23. Oktober 1813 der in Australien verschollene auf einer Forschungsreise höchstwahrscheinlich verdurstete bekannte Friedrich Ludwig Leichhardt geboren. 1841--46 unternahm er seine erste Reise nach Australien. Bald darauf ging er, durch die englische Regierung mit 21000 Mark unterstützt, zum zweiten Male in das Innere von Neuholland, kehrte aber nicht zurück. Sein letztes Schreiben datiert vom 3. April 1848; seitdem ist er verschollen.

Das ist und bleibt eine Berühmtheit für das weltentrückte Dorf Trebatsch, eine zweite ist der Umstand, den Herr Rektor Otto Monke, unser scharfspürendes Mitglied, radelnder Weise entdeckte, daß dort im

Schankverkehr die Kerbhölzer zwischen Wirt und Konsument wie in guter alter Zeit so noch jetzt in guter allerneuster Zeit gebraucht werden.

An die dritte Merkwürdigkeit will ich aber nicht recht glauben. Es ist der bei Sabrodt-Trebatsch durch Herrn Gastwirt E. Richter in Sabrodt in der Königlichen Kiefernheide ausgegrabene Block, den derselbe aufgerichtet hat und für eine große Merkwürdigkeit, als zum Gedächtnis eines in der Nähe verstorbenen Mannes gesetzt, auffaßt. Die Photographie ist von Herrn E. Schenk sehr deutlich aufgenommen. Aus dem daneben stehenden Jüngling, Primaner Gerhard Schenk, Sohn des genannten Herrn, können Sie die Größenverhältnisse des pyramidenartigen Steins deutlich ersehen.

In den Stein roh und nur seicht eingeritzt ist folgende Inschrift:

•  
 Jul. Scp.  
 † MCCCVI  
 ———  
 Memonte  
 mori.

Soll es heißen Julius sculpsit oder soll Scp. der Anfang des Vaternamens des Mannes sein? Daß man 1306 bereits ähnliche mit Jahreszahl ausgestattete Steine errichtet habe, ist mir nicht bekannt, auch sieht die Form von dergleichen in die gotische Periode fallenden lateinischen Ziffern ganz anders aus. Damals irrte die Geistlichkeit — denn die müßte man als mitwirkend hier mit heranziehen — sich nicht so gröblich, daß sie memonte! statt memento geschrieben hätte. Endlich entsprechen die Formen auch dieser lateinischen Buchstaben keineswegs den im 14. Jahrhundert üblichen. Damit ist die Inschrift für mich abgetan, ich halte sie, höflich ausgedrückt, für eine auf Unwissende berechnete Mystifikation.

Noch eine vierte Denkwürdigkeit teilt mir Herr Rektor Otto Monke bezüglich Trebatsch mit. Auf dem Marsche des General Graf Soltikows nach Lieberose, nach der Schlacht bei Kunersdorf 1759, wurde hier im August der preußische Oberst Hordt von Kosaken gefangen genommen, indem sein Pferd sich bis zum Gurt in einen Sumpf verlaufen hatte. Hordt ward nach Petersburg gebracht und über zwei Jahre in Haft behalten. (Mémoires du Comte de Hordt und Thomas Carlyle: Geschichte Friedrich des Großen V. 475.)

XXXVIII. Die Berliner Berge in Glindow. Diese ehemaligen Ziegelberge der Stadt Kölln im Mittelalter und seit der definitiven Vereinigung aller bei dem eigentlichen alten Berlin belegenen Städte 1709 die Berliner Berge zu benennen, sind von der Pflegschaft des Märkischen Museums wegen ihrer schönen Lage und Aussicht am Glindower See, auch

wegen ihrer naturgeschichtlichen\*) und kulturgeschichtlichen Beziehungen öfters auf dem Wege von Glindow nach Petzow begangen worden.

Im Grundbuch der Stadt Berlin, herausgegeben vom Stadtarchivar E. Fidicin, heißt es darüber:

„Im Zauchischen Kreise: Die Erdberge zu Glindow zwischen Potsdam und Brandenburg (Grdb. des Kreises Potsdam von Glindow. (Vol. III., Fol. 109, Nr. 138). Das Recht, auf einem 7 Mrg. 148 □ Ruth. großen Terrain auf der Feldmark Glindow Ziegelerde zu graben, deren die Städte Berlin und Cölln für ihre Ziegeleien bedurften, haben dieselben schon im 15. Jahrhundert besessen und ließen solche in Prahmen und eigenen Schiffen von dorthier anfahren. Im Jahre 1778 gab die Stadt Berlin dies Recht in Erbpacht, mit der Bestimmung, daß insofern sich keine Ziegelerde mehr vorfindet, das gedachte Grundstück an Berlin als freies Eigentum zurückfällt. Bis dahin haben die Erbpächter einen jährlichen Canon von 10 Thalern zu entrichten, wovon 2 Thlr. an den Oberprediger in Werder, 2 Thlr. an den Besitzer des Krügerschen Bauernguts in Glindow und 6 Thlr. an den Magistrat in Berlin zu zahlen sind.“

Diese Berge werden im Volksmunde in Glindow und Umgebung „Die Berliner Berge“ oder „Der Berliner Berg“ genannt, unter dieser Bezeichnung kennt sie jeder Ortskundige.

Unlängst machte der Berliner Berg davon in der Öffentlichkeit reden, daß sich Nachbarn in Glindow gefunden hatten, welche der Stadt ihren Anteil abkaufen wollten. Dies hat der Magistrat zu nicht geringer Freude der Berliner, namentlich der hiesigen Touristen, abgelehnt. Die stattlichen Berge mit köstlicher Aussicht weit bis zu den in der Obstblüte so besuchten Werderschen Aussichtspunkten (Wachtelburg, Bismarckhöhe u. s. f.) haben mit Potsdam Dampfschiffverbindung und werden namentlich Donnerstags und Sonntags viel besucht.

Unter der Führung der Herren Hauptlehrer Antrick - Glindow (vgl. dieses Protokoll unter XXVII) und Lehrer Otto Mielke - Nowawes unternahm die Pflegschaft nach dem Berliner Berg am 7. Mai d. J. eine genußreiche wissenschaftliche Pflegschaftsfahrt. In dem Bericht eines der Teilnehmer heißt es, daß der Rat von Kölln den im Berge anstehenden Ton abgraben und auf Prahmen durch den Strenggraben und die Havel nach Berlin schaffen ließ, wo er zu Ziegeln verarbeitet wurde. Jahrhunderte hindurch hat diese Ausbeutung des Berliner Berges bei Glindow stattgefunden, bis der Abbau nicht mehr lohnte, und noch heutzutage lassen tiefe Schluchten, die sich vom Glindower See auf die Höhe des

\*) In dem östlichsten sandigen Abhang im Diluvium des Berliner Berges habe ich u. a. die für das untere Diluvium als Leitfossil geltende Deckelschnecke *Paludina diluviana* Kunth gefunden. Auch kommen dort im obern Decksand Windschliffsteine vor als Zeugen der Wüstenperiode.



Hügelzuges hinaufziehen, und die Massen des zu beiden Seiten der Schluchten aufgehäuften Abraums erkennen, daß die Ausbeute an Ton ziemlich ergiebig gewesen sein muß. Jetzt haben sich Schluchten und Abhänge mit Pflanzen bedeckt, und im Laufe der Jahre ist hier ein idyllisches Fleckchen Erde entstanden, das im urwüchsigen Schmucke von knorrigen Kiefern und helleuchtenden Birken, von struppigen Dorn- und Ginstersträuchern und von dichtem Unterholz zu beschaulicher Ruhe und Träumerei einladet. Dazu kommt der anmutige Wechsel von tiefeingerissenen Schluchten und steilaufsteigenden Abhängen, und die herrliche Aussicht über den Glindower See auf die Obstpflanzungen der Insel Werder, auf Glindow, Werder, Alt-Geltow und Petzow und auf die dunklen Waldhöhen des Wildparks. Wasser und Wald vereinigen sich hier zu einem anmutigen Landschaftsbilde, und man kann es verstehen, daß der Berliner Magistrat alle an ihn bisher gestellten Anträge, das Gelände zu verkaufen, abgelehnt hat. Der Berliner Berg eignet sich durch seine Lage am See und durch sein Klima ganz vorzüglich zur Anlage einer Heimstätte oder einer Heilanstalt. Im Norden dehnt sich der weite Glindower See aus, im Westen liegen die Erdeberge mit ihren Ziegeleien, deren Betrieb keine Störung verursacht, im Süden liegt die zu Petzow gehörige Hasenheide, die Friedrich Wilhelm IV. der schönen Ausblicke wegen oft aufsuchte, und im Westen der Kurfürstenberg mit den vom Amtsrat von Kähne angelegten Akazien- und Birkenwäldern. Schöne Spaziergänge ziehen sich durch diese Anlagen nach Petzow zu und am Ufer des Sees entlang.

Dieses Urteil unterschreiben alle, welche sich dem Eindruck der dortigen schönen Gottesnatur hingeben.

Ich lege Ihnen drei von Herrn Otto Mielke aufgenommene Photographien vor. Zwei stellen das kesselförmige Innere und die Aussichten über den Glindower See und die Havel nach der Stadt Werder und den Obstbauplantagen der Vorstadt dar.

Das dritte Bild zeigt den Eingang in die Berliner Berge vom Glindower See aus dar. Zwischen den beiden Bergen zieht sich eine tiefe Schlucht hinein, welche den Weg kennzeichnet, auf welchem die Ziegelerde früher abgefahren wurde. Rechts darunter sieht man eine, nach meiner Meinung zum Schaden des Besitzstandes der Stadt Berlin ganz neuerdings angelegte Koppel, auf der ein Pferd weidet, hergestellt von dem Besitzer rechts, der den Berliner Berg gern erwerben möchte und dessen Parkeinfriedigung deutlich ersichtlich ist. Die Fläche davor ist natürlich Alluvion, entstanden teils durch Abspülung von den Bergen, teils mittels Anspülung durch bewegtes Wasser, teils durch Sinken des Seewasserstandes. Dies Vorland gehört doch wohl auch von Rechts wegen zum Berliner Berge.

Wir nahmen bei dieser Gelegenheit ferner Einsicht und Kopie einer im Besitz des Herrn Amtrats von Kähne auf Petzow gehörigen Flurkarte von etwa 1775, auf die uns Herr Andrich (s. Nr. XXVII) aufmerksam gemacht. Hieraus geht u. a. folgendes hervor.

Auf der Karte lautet die Reihenfolge der behördlichen Besitze an den Ziegelerdbergen von Westen nach Osten wie folgt: XIV: 9 Stücken zum Amte Lehnin, königl. — XIII: 8 Stücken zum Amte Lehnin, königl. — XII: 8 Stücken zum Schloßbauberge, jetzt königl. Invalidenhaus. — XI: 10 Stücken zum Schloßbauberge, königl. — X: 5 Stücken zum Kaputschen Berge. — IX: 3 Stücken zur Neustadt Brandenburg. —



Der Berliner Berg in Glindow.

VIII: 4 Stücken zum Kölnischen Berge. — VII: 12 Stücken zum Spandauischen Berge. — VI: 2 Stücken zum Kurfürstenberge. — V: 5 Stücken zum Altstadt Brandenburger Berge. — IV: 4 Stücken zum Kölnischen Berge. — III: 3 Stücken zum Neustadt Brandenburger Berge. — II: 18 Stücken zum Kurfürstenberge. — I: 4 Stücken zum Potsdamschen Berge.

Die Trennstücke I bis XI, also auch die beiden Kölnisch-Berlinischen, grenzen bis hart an den Glindower See. Am Rande hat der alte Herr von Kähne den auffälligen Vermerk gesetzt: „Kurfürstinnen Berg vid. alten Plan v. Berlin: Die Kurfürsten — Zigeltei (Moabit)“. Darnach

möchte man annehmen, daß die 18 Stücken unter II zur Kolonie Moabit gehört haben. Von der nördlichen Grenze dieser XIV Anteile bis zu dem südlichen Wege von Glindow nach Petzow liegen eine Menge schmaler Streifen, verschiedenen Besitzern gehörig, doch führt zwischen Nr. XIII (Pfarrland) und XIV (Gottfried Krüger) ein schmaler Streifen von Nr. IV (Kölnischer Berg) zu dem ebenbemeldeten Wege.

XXIX. Über Volksheilmittel (Sassafras und Sassaparille).  
U. M. Herr Sökeland macht hierzu folgende Mitteilung:

In der Dezembersitzung der Brandenburgia, deren gedruckter Bericht mir erst kürzlich zuing, sprach Herr Rektor Monke über das Volksheilmittel „Sassafrass“ und bemerkte schließlich, er höre, Holtei habe „Sass und Frass“ bearbeitet, das Gedicht stehe ihm aber nicht gleich zu Gebote. Die Bearbeitung von Holtei ist mir lange bekannt und erlaube ich mir unten dieselbe folgen zu lassen. Die ihr zu Grunde liegende Erzählung deckt sich aber nicht mit der von Herrn Lehrer Busch angegebenen, das ist nun durchaus nicht verwunderlich und gegenstandslos, denn wie bekannt, werden alle mündlichen Überlieferungen allmählich mehr oder minder geändert. Holtei behandelt aber nicht nur „Sassafrass“, sondern im Zusammenhang mit ihm auch „Sassaparille“.

Von „Sassaparille“ (Zassa oder Salsa stachlige Schlingpflanze und Parilla diminutivum von Parra Rebe) brauchte man eine Abkochung der Wurzeln zu den gleichen Zwecken wofür früher vielfach Sassafrass verordnet wurde (s. Näheres in Meyers Lexikon unter „Smilax“). Häufig wurde auch Sassafrass mit Sassaparille zusammen verordnet und diesem Rezepte, welches aber lauten muß: „sassafrasa cum sassaparille“ entsprangen wohl die Erzählungen, ebenso wie die Bearbeitung von Holtei.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß heute noch in jeder Berliner Apotheke nicht nur Sassafrass, sondern auch Sassaparille zu haben ist.

Das Gedicht Karl von Holteis lautet:

### Sassafras und Sassaparille.

De gnädje Frau ruft zum Fanster naus:  
Wu is der Brasselsche Bote?  
„Do drunden stieht a am Gärtnerhaus  
Und wurgt ahn sem Frühstücksbrote.“  
He, hier' amol Spille, mei Handel is krank.  
Gieh fix ei de Stad nei, Spille,  
Und feedre dihch uf deinem Gang;  
Hul Sassafras und Sassaparille.

Mei Spille gieht und schwadreniert,  
 Ihm giehn de dunnerschen Wohrte,  
 Se giehn i'm vum Munde als wie geschmiert:  
 Nu is a am rechten Ohrte,  
 Nu rufft a zum kleenen Fänsterle nein  
 Mit großem Praasch, der Spille:  
 „Herr Abdecker, wihl a su gutt wul sein?  
 A sass, a frass, a hatt' anne Prille!“

Der Herr Aptheker, in guder Ruh,  
 Ass just anne Putterschniete  
 Und ooch a Kammewürschtel derzu, —  
 (Seine Prille hott' a immer miete,)  
 Där hürt nich gutt, weil a juste kaut,  
 Und spricht: „Hae wahs is sei Wille?“  
 Do schreit der Spille irschte recht laut:  
 „A sass, a frass, a hatt' anne Prille!“

Do reekt der Aptheker de rechte Faust  
 Zum Fänsterle naus: „Du Uckse!“  
 Und gieht i'm eene, das's ock a su saust,  
 Und spricht: „Du Lümmel, nu muckse;  
 Was schiert disch meine Prille, du Viech?  
 Do gieh, und verschluck' nu de Pille:  
 Do gieh, do Raekel, im giehn do spriech:  
 „A sass, a fraß, a hatt' anne Prille!“

Mei Spille schüttelt wul a Kupp,  
 De Zähne tun i'm nich süsse;  
 A sat: De Medizin is gar grub.  
 Derweilen rührt a de Füsse,  
 Und wie a kümmt zur Herrschaft naus,  
 Do gieht a in aller Stille  
 Zum Hundekürbel, zerret's Möpsel raus:  
 „A sass, a frass, a hatt' anne Prille!“

Und schlaet, als waer'sch anne Mandel Kurn,  
 Und schlaet, als sölld' a se drätschen!  
 Die gnädje Frau in vullem Zurn  
 Ruft a Jäger, a sol en prätschen!  
 Der Jäger kallascht i'n wie nich geseheidt,  
 ('s war wul sei Freund nich, der sille!)  
 Der Spille mit blutiger Gusche schreit:  
 „A sass, a frass, a hatt' anne Prille!“

Und wie a nu derheeme war,  
 Do tat sich die Sache äntscheiden:

Zum Narren gehat han s' i'n manches Jahr,  
 Sei laebelang muß' a's derleiden;  
 Wenn a mid Seiner geurbert hat,  
 Do sprochen se: „Du sei mer ack stile,  
 Suste schick' ich dich glei wieder nei in de Stadt  
 Nach Sassafras und Sassaparille!“

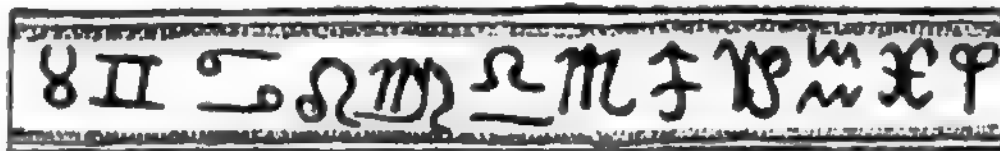
XXXX. Vortrag des Herrn Dr. Friedrich Netto: Über das Tabakskollegium in Potsdam. Der Vortrag war ein Auszug aus einem Werk des Herrn Redners, das druckfertig vorliegt, weshalb wir hier auf seine Wiedergabe verzichten müssen.

XLI. Herr Kustos Buchholz unter Vorlagen:

a) Durch Vermittelung des Herrn Rektor Monke sind vom Herrn Lehrer Kolzer in Schönerlinde Fundstücke aus einem Brandgrabe bei Milow Kreis Westprignitz in das Märkische Museum gestiftet worden. Darunter ein innen hohler, außen blutegelartig geriefter Bronzearmring, den ich hier vorzeige und eine Perle von blauem Schmelz. Beide Sachen lagen im Leichenbrand einer größeren Urne und gehören der jüngeren Bronzezeit, also dem 8. bis 5. Jahrhundert vor Christus an.

b) Ebenfalls durch Herrn Monke erhielt das Märkische Museum eine kleinere Urne mit senkrecht geripptem Bauch und abgerundetem Boden, die auf dem Voglerschen Acker in Wustrau Kreis Ruppin ausgegraben ist. Ein abgerundeter Boden ist eine Eigentümlichkeit vieler Gefäße aus der Übergangszeit von dem neolithischen zum Bronze-Zeitalter, sowie solcher aus dem 12. bis 13. Jahrhundert nach Chr.; Technik und Verzierung dieser Urne spricht aber für die Zeitperiode, der die meisten ostgermanischen Gräber angehören, nämlich für die letzten Jahrhunderte vor Christus. Das bestätigt auch Form und Verzierung einer dabei gefundenen Bronzefibula.

c) Von Herrn Oberlehrer Dr. Credner in Jüterbog ist ein auf einem Acker bei Jüterbog gefundener goldener Fingerring zur Prüfung gebracht worden; ein einfacher flacher Reifen von 2,3 cm Durchmesser und 1 cm Breite, dessen Außenfläche die 12 Zeichen des Tierkreises in den althergebrachten Formen zeigt. Die Zeichen sind durch Vertiefung der Fläche erhaben ausgearbeitet unter Belassung eines Schutzrandes zu beiden Seiten, und unter Zwischenlage von je zwei feinen geperlten Fäden (Filigran) als Ornament.



Die Bedeutung der einzelnen Zeichen ist zwar den meisten Mitgliedern bekannt, doch mögen sie hier nach der Folge der vorstehenden

Abbildung des gerade gelegten Ringes genannt werden: Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische, Widder.

Da diese Zeichen schon aus dem Altertum übernommen sind, bis in die neuere Zeit fortgeführt wurden, und der Ring sonst wenig Anhalt für die Altersbestimmung bietet, so wird die letztere wohl immer ein zweifelhaftes Ergebnis haben. Die wenig präzise Form der Zeichen in Verbindung mit der feinen Filigranarbeit könnte auf die Zeit der arabischen Hacksilberfunde, also etwa auf das 10. Jahrhundert, schließen lassen, doch ist es auch nicht ausgeschlossen, daß es sich um ein Symbol der Rosenkreuzer und Illuminaten handelt, daß also der Ring der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts angehört.

Nach der Sitzung geselliges Beisammensein im Rathauskeller.

---

## Kleine Mitteilungen.

**Einbaum-Fund.** Im Müllensee bei Alt-Buchhorst unweit Erkner wurde infolge des niedrigen Wasserstandes ein Boot freigelegt. Es ist aus einem kiefernen Stamm gearbeitet und besitzt eine Länge 5,60 m und eine Breite von 48 cm. Wie lange das Boot, dessen Seitenwände allerdings schon weggebrochen sind, hier schon versunken liegen mag, und an welche Zeit es erinnert, konnte noch nicht ermittelt werden. B. L. A. 25. 8. 1904.

**Erinnerungen aus Müncheberg.** An dem Turm am Berliner Tor befindet sich eine Tafel mit folgender Inschrift:

Zum Andenken  
an die Gründung der Stadt  
am 29. Juni 1232  
und an die Verwüstung  
derselben durch die Hussiten  
am 17. April 1432  
Gestiftet vom  
Verein für Heimatkunde  
in Müncheberg 1882.

Volkssage (gehört am 17. 4. 04 in Müncheberg): Durch die Schießscharten („Löcher“) des Turmes hindurch hat man die Hussiten mit Mehlsuppe begossen. Otto Monke.

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## **Die künstlichen Baustoffe Berlins (Tonziegel-, Kalksandsteine, Zementmauersteine), ihre Geschichte und ihre Herstellung.**

Von Dr. M. Fiebelkorn.

Meine Damen und Herren! Ein Blick auf die von mir ausgehängte Karte zeigt uns, daß Deutschland in geologischer Hinsicht in zwei Teile zerfällt. Der südlichere von beiden ist auf der Karte durch zahlreiche bunte Farben gekennzeichnet, während der nördliche fast ganz weiß geblieben ist. Nur an wenigen Stellen sehen Sie auch hier Farben auftreten. Die Grenze zwischen beiden Teilen wird von den deutschen Mittelgebirgen (Riesengebirge, Erzgebirge, Thüringen, Harz, Deister und Wesergebirge) gebildet. Ausbuchtungen stellen die schlesische und die sächsisch-thüringische Bucht dar.

Die geologische Ausbildung beider Teile ist von einander wesentlich verschieden. Während im südlichen Teile feste Gesteine aus älteren Formationen vorherrschen, besteht der nördliche in der Hauptsache aus den mehr oder weniger lockeren Massen der Quartärformation. Wir finden hier Sand, Lehm, Mergel und ähnliche Gebilde. Nur selten wird der Mantel lockerer Massen durch anstehendes Gestein älterer geologischer Zeitalter durchbrochen, so z. B. bei Segeberg, Lüneburg, Altmirstedt, Rüdersdorf, Bartschin und einigen anderen Orten.

Es ist naturgemäß, daß die Bewohner des nördlichen Teiles, den man als das norddeutsche Flachland zu bezeichnen pflegt und der westlich in Belgien und Holland und östlich im russischen Reiche seine Fortsetzung hat, in der Auswahl ihrer Baustoffe weit schlechter gestellt waren, als diejenigen des südlichen Teiles, in dem natürliche Hartgesteine in Menge auftreten. Es blieb für sie infolgedessen, zumal die Verkehrsverhältnisse in früheren Jahrhunderten viel zu wünschen übrig liessen und auch die Ströme zum Wassertransporte keineswegs überall geeignet waren, nichts anders übrig, als ihre Wohnstätten entweder aus Holz zu errichten, das in den großen Wäldern massenhaft vorhanden war,

oder aber die für längere Dauer bestimmten Gebäude aus den Steinen aufzubauen, die die Felder hergaben.

Wer die Lehm- und Mergellager des norddeutschen Flachlandes in den häufig in ihnen angelegten Gruben beobachtet, bemerkt, daß sie mit vielen kantengerundeten und mehr oder weniger glattgeschliffenen kleinen und großen Gesteinsstücken durchsetzt sind, die sich dort, wo die nach Norden zurückgehenden Eismassen die Endmoränen entstehen ließen, zu gewaltigen Blockanhäufungen ausbildeten. Da man im norddeutschen Flachlande neben dem Holz kaum über anderes Baumaterial verfügte, so waren diese Steine, die als Erratische Blöcke, Findlinge oder Geschiebe bezeichnet werden, ein willkommener Baustoff, und in der Tat sehen wir nicht nur viele noch erhaltene Bauwerke früherer Jahrhunderte aus derartigen Findlingen unter Zuhilfenahme von Kalk- oder Gipsmörtel errichtet, sondern wir finden auch heute noch in denjenigen Gegenden, in denen die Geschiebe in größeren Mengen auftreten, die Fundamente und Häusermauern aus ihnen gebaut. Ganz besonders beliebt war die Verwendung der erratischen Blöcke in den Dörfern zur Herstellung von Kirchen, und man verstand es, aus ihnen ein überaus haltbares Mauerwerk herzustellen.

Auf die Dauer konnten jedoch weder das Holz noch die Findlinge zur Herstellung von Bauwerken genügen, besonders als die Kirche anfing, ihre Gotteshäuser in größerem Maßstabe und mit größerer Pracht aufzuführen. Es kam infolgedessen ein anderer Baustoff zur Verwendung; dies war der aus gebranntem Ton hergestellte Ziegel.

Wann in Norddeutschland zum ersten Male der gebrannte Tonziegel Verwendung gefunden hat, läßt sich nicht mit absoluter Sicherheit feststellen. Jedenfalls wissen wir aber, daß Herzog Heinrich der Löwe zusammen mit dem Bischof Heinrich im Jahre 1173 den Grundstein zum Dom zu Lübeck legte und ebenfalls den Dombau zu Ratzeburg mit jährlichem Geldbeitrage unterstützte. Mit diesen Bauten begann die Übertragung des Backziegelbaues nach Norddeutschland.

Woher er gekommen ist, ist eine Frage, über die von Architekten und anderen Fachleuten ebenfalls vielfach gestritten worden ist. Im allgemeinen stehen sich hier zwei Richtungen gegenüber, von denen die eine den Ursprung des norddeutschen Backziegelbaues in den Niederlanden, die andere in Oberitalien sucht. Die Ansicht, daß ein wandernder Niederländer den Backziegelbau um die Mitte des 12. Jahrhunderts in den Ländern östlich der Elbe eingeführt habe, hat nach den Angaben von Stiehl im Jahre 1846 zuerst H. Otte ausgesprochen. 1850 wies dagegen von Quast auf die Übereinstimmung einzelner Eigentümlichkeiten des märkischen und des italienischen Backziegelbaues hin. Ihm schlossen sich Lübke und Essenwein sowie im Jahre 1868 Hase an. Adler verfocht dagegen in seinem Werke über die mittelalterlichen Baudenkmäler



des preußischen Staates wieder die Ansicht, daß die Niederlande als die Ursprungsstätte und Heimat des nordischen Backziegelbaues anzusprechen sind.

Der Streit wogte, nachdem auch andere Gelehrte sich mit der Behandlung der Frage beschäftigt hatten, lange Zeit hin und her. Neuerdings hat sich Stiehl in seinem vortrefflichen Werke über den „Backsteinbau romanischer Zeit besonders in Oberitalien und Norddeutschland“ der Frage von neuem angenommen, und er ist zu dem Ergebnis gekommen, daß der norddeutsche Backziegelbau seinen Ursprung unzweifelhaft in Oberitalien zu suchen hat. Es ist anzunehmen, daß diese Anschauungen zutreffend sind, da die von Stiehl aufgeführten Gründe die innigen Beziehungen zwischen dem norddeutschen und oberitalienischen Backziegelbau auf das Deutlichste erkennen lassen, wenschon selbstverständlich auch Stiehls Arbeit nur einen Indizien-Beweis darstellt.

Wenn man die Backziegelbauten Berlins verstehen will, so kann man dies nur, wenn man nicht nur die Reichshauptstadt, sondern das ganze norddeutsche Flachland mit in Betracht zieht. Wir finden hier Bauten der verschiedensten Zeiten vor. Diejenigen der romanischen Zeit hat, wie angegeben, Stiehl zusammengestellt und bearbeitet.

Bekanntlich zeichnet sich der romanische Stil dadurch aus, daß er vorzugsweise an Gotteshäusern zur Anwendung gekommen ist. Gerade nach Kirchen war damals ein besonderes Bedürfnis, und da die Kunst hauptsächlich in den Klöstern gepflegt wurde, zeigt uns naturgemäß der Kirchenbau den romanischen Stil in bester Entwicklung. Überall finden wir den Rundbogen vertreten, und wir sehen ferner, als dem romanischen Stil angehörig, immer wieder an den Kirchen die Türme, von denen zwei als Glockentürme an dem westlichen Ende des Langschiffes dem Ganzen eingegliedert sind, während zwei kleinere rechts und links neben der Hauptkuppel stehen. Für das Ornament ist die einheimische Pflanzenwelt beim romanischen Stil wenig vorbildlich gewesen, dagegen sind mythologische Gestalten reichlich verwendet. Beliebte Zierraten waren das Treppen- und das Zickzack-Muster, sowie das Flächen- und Schachbrettmuster. Die romanischen Bauten sind durchweg von malerischer Wirkung, machen aber doch einen etwas massigen Eindruck.

Es folgte später die Zeit der Kreuzzüge, und unter ihrem Einflusse entwickelte sich zunächst im nördlichen Frankreich der Spitzbogenstil, der sich von Frankreich aus unter dem Namen gotischer Stil weiter verbreitete, namentlich auch über Deutschland. Er herrschte hier in den Jahren 1250—1500. Seine Entwicklung aus dem romanischen Stil war bedingt durch die Aufnahme des orientalischen Spitzbogens und die dadurch hervorgerufene Fortentwicklung des Gewölbebaues. Der Spitzbogen ermöglichte die Überwölbung rechtwinkliger und ungleichgroßer

Flächen bis zur gleichen Scheitelhöhe. Die Pfeiler wurden beim gotischen Stile zusammengerückt, die Gewölbe leichter und schlanker. Kräftige aus der Mauerlinie heraustretende Strebepfeiler wurden eingeführt, um den Seitenschub aufzunehmen, und die Wände wurden damit lediglich zu Schutzmitteln gegen Wetter und Kälte geradegerückt, verloren aber ihre Bedeutung als tragende Glieder. Die Eigenart des gotischen Stiles besteht in dem Streben aller Bauglieder nach oben und in der Auflösung aller Pfeiler und Giebel in die feinsten Spitzen. In der ersten Zeit der Gotik wurden die einheimischen Pflanzenformen möglichst den Naturformen entsprechend behandelt. Später wurde die Form gestreckt und mehr wandartig gestaltet.

Wir haben im norddeutschen Flachlande eine große Reihe gotischer Bauwerke erhalten, von denen ich Ihnen in Bild 1—19 eine Anzahl vorführe. Zu einzelnen Bauwerken will ich folgendes bemerken:

Bild 1 und 2 zeigen Ihnen das Kloster Chorin, dessen architektonische

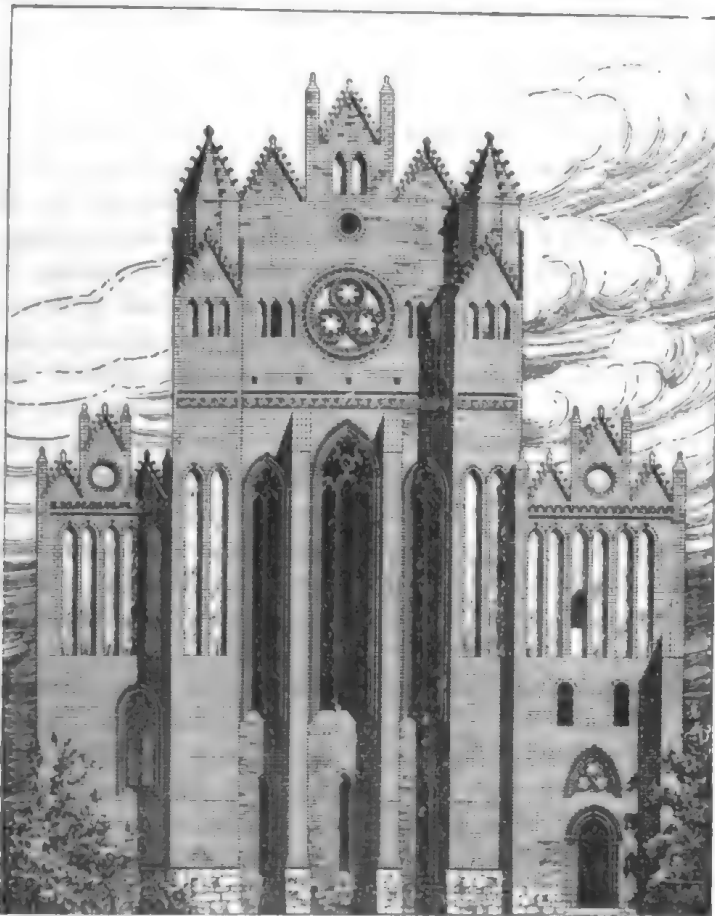


Bild 1. Kloster Chorin.

Schönheit Ihnen allen zu bekannt ist, als daß ich dazu weiter etwas zu bemerken hätte. Die Katharinenkirche in Brandenburg (Bild 3—5) zeichnet sich durch eine reiche Ausschmückung mittels verschiedenfarbig gebrannter oder gar glasierter Ziegel aus. Auch bemerken wir die Verwendung durchbrochenen Ziegelmauerwerks in den reizvollsten Formen.

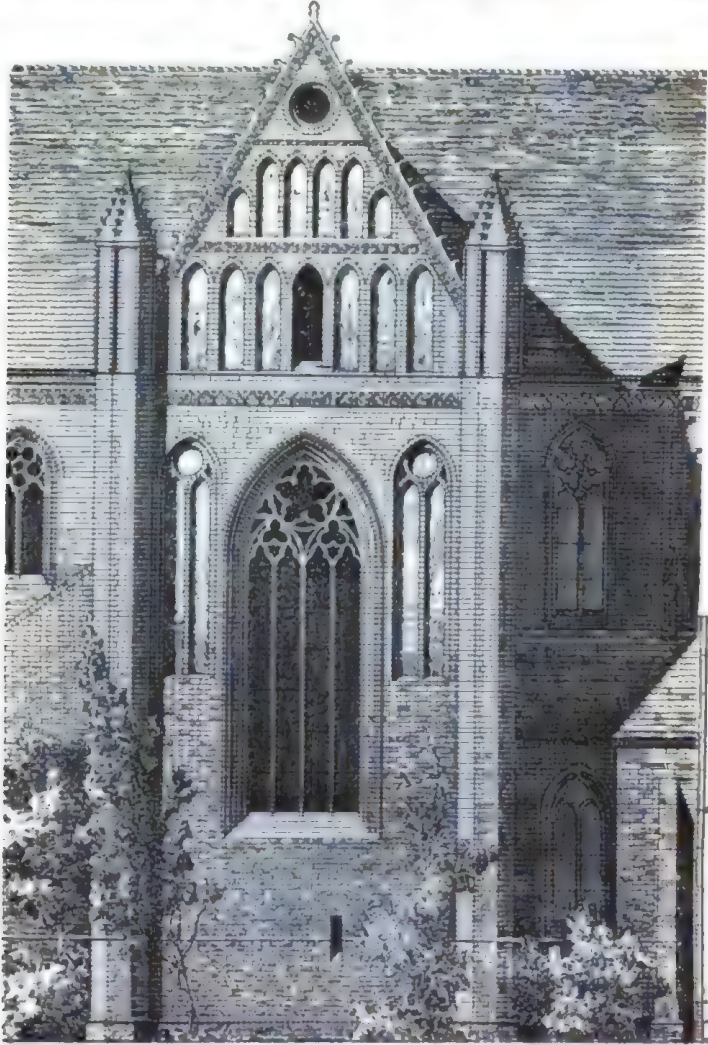


Bild 2. Kloster Chorin.

Das Ziegelmauerwerk ist manchmal von der Wandfläche etwas abgerückt, um die plastische Wirkung zu erhöhen. Bei dem Neuen Tor in Neubrandenburg (Bild 6) ist die Blendenarchitektur nischenförmig ausgebildet. Die Nischen schließen oben mit Kleeblattbogen ab. In den Blenden des Giebfeldes oben bemerken wir 8 Terrakottafiguren. Das

Friedländer Tor in Neubrandenburg (Bild 7) weist recht zierliche Verhältnisse auf. Über dem Spitzbogen der Eingangspforte ist die Wandfläche zwischen Gitterfriesen in sieben Blenden zerlegt. Das Stargarder Tor in derselben Stadt (Bild 8) zeigt zwischen fünf schlanken Pfeilern vier Giebel mit reichem Reliefmasswerk, während es auf der Stadtseite (Bild 9) neun glatte Spitzbogenblenden bringt, die durch die ganze Höhe der Front aufsteigen. Am Anfange des Giebels sind Terrakottafiguren in langen Gewändern angebracht, über deren Bedeutung nichts bekannt geworden ist. Einschaltungsweise will ich hier bemerken, daß

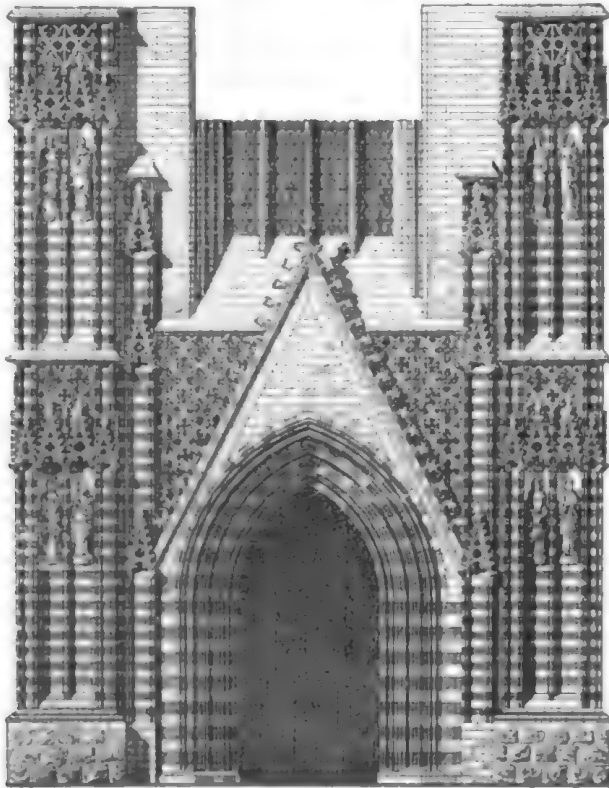


Bild 8. Katherinenkirche zu Brandenburg (Südelngang).

die Neubrandenburger Tore zwei gesondert hintereinander liegende Bauwerke darstellen. Sie waren die Hauptverteidigungswerke der Stadt und stellten jedes eine kleine Festung für sich dar. Dies läßt auch das Treptower Tor (Bild 10) erkennen, das zweifellos das schönste aller Tore der Stadt ist. Man hat es ohne Verwendung gerundeter oder profilierter Ziegel erbaut. Durch seine Höhe von 35 m übt es eine großartige Wirkung aus. Oben sehen wir einen fünfteiligen Treppengiebel mit Bogenblenden. Von sonstigen Gebäuden Neubrandenburgs erwähne ich

schließlich noch die St. Marienkirche (Bild 11), eins der eindrucksvollsten Gotteshäuser Norddeutschlands. Von der äusseren Architektur ist besonders der Ostgiebel sehenswert, der noch in seiner ganzen Ursprünglichkeit erhalten ist.

Ich wende mich jetzt anderen Städten zu und lenke Ihre Aufmerksamkeit auf den Ostgiebel am Rathause von Zerbst (Bild 12). Er ist von einem Baumeister Schmidt etwas nach 1479 erbaut, 1891 aber durch Brand vernichtet worden. Interessant an ihm ist besonders der Umstand,



Bild 4. Katharinenkirche zu Brandenburg (Südkapelle).

daß er sehr farben- und formenprächtigt gewesen sein muß. Spuren von Farbe und Gold konnte man noch kurz vor dem Brande, also 412 Jahre nach seiner Bearbeitung sehen. Die Kirche in Prenzlau ist ebenfalls ein hervorragend schöner gotischer Backziegelbau. Sie sehen sie in Bild 13, und ich will hoffen, daß uns noch in diesem Jahre Gelegenheit geboten werden wird, sie auf dem längst geplanten Ausfluge nach Prenzlau in Natur zu erblicken. Für Freunde der alten Stadt füge ich in Bild 14 den alten Mauerturm bei.

In Bild 15 haben Sie das Portal der Schloßkirche zu Wolmirstedt vor sich. Es erinnert an das der Katharinenkirche in Brandenburg (Bild 3). Das Neustädter Tor in Tangermünde zeigt Ihnen Bild 16. Es ist 1300 erbaut und 1436—1440 ergänzt. Kaiser Wilhelm II. hat es dann vor einigen Jahren neu ausbauen lassen. Teile des Domes zu Stendal sind in Bild 17 und 18 wiedergegeben. Der Giebel des nördlichen Kreuzschiffes ist ein außerordentlich geschmackvoller und unter reicher Ver-



Bild 5. Katharinenkirche zu Brandenburg (Ostansicht).

wendung von Formziegeln aufgeführter Staffelgiebel. Die Ziegel, aus denen der Dom errichtet ist, sind auffallend ungleich und schlecht. Der Ton ist bei ihrer Herstellung mit dem zum Magern benutzten Sande so schlecht gemischt, daß stellenweise aus den Ziegeln Schichten von Sand herausgewittert sind. Den Schluß der alten gotischen Bauwerke soll der nördliche Anbau der Nicolaikirche in Jüterbog (Bild 19) bilden, dessen Giebel sieben Staffeln zwischen acht Pfeilern trägt.

An den gotischen Stil schließt sich der Renaissance-Stil an, der in

Italien mit der Wiedergeburt des klassischen Altertums schon zu Ende des 14. Jahrhunderts seinen Ursprung fand. Er hatte kein bestimmt ausgesprochenes organisches Prinzip, sondern mußte sich den verschiedensten Baugedanken anpassen. Im wesentlichen ist er ein Dekorationsstil. Die Entwicklung des Renaissancestiles und seine Verbreitung von Italien aus über Europa verdanken wir den Päpsten und der Unterstützung durch die Mediceer in Florenz. In Norddeutschland sind ebenfalls eine Reihe von Backziegelbauten aus dieser Zeit erhalten.

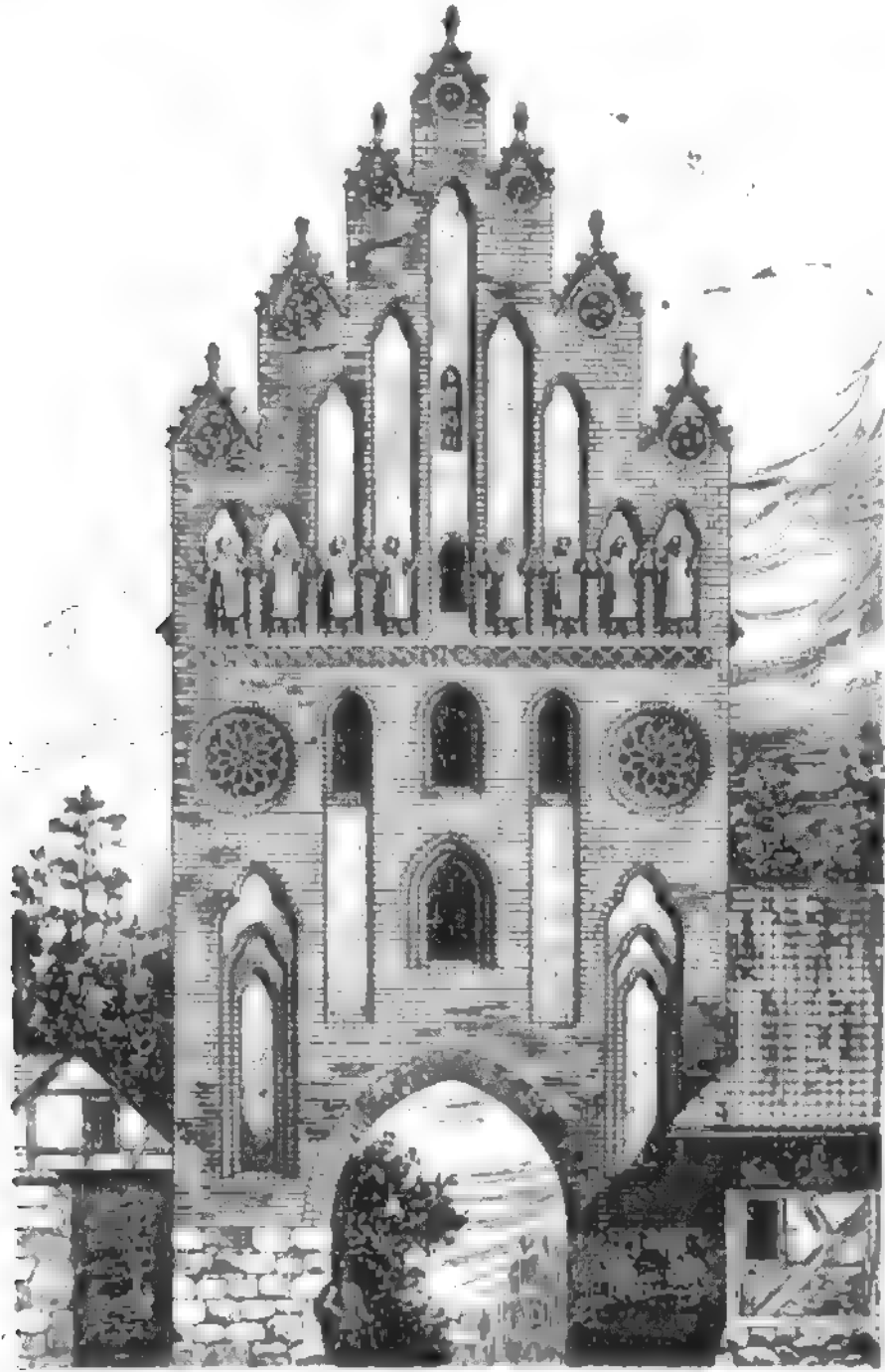


Bild 6. Neues Tor in Neubrandenburg.

Berlin weist anscheinend keine Reste hiervon auf. Wir finden sie in Lübeck, Husum, Lüneburg, Freyenstein und an anderen Orten, besonders im Norden des Flachlandes.

In den darauf folgenden Jahren kann man von einem Stil des Backziegelbaues nicht mehr reden. Er verfiel immer mehr und kam schließlich überhaupt kaum noch zur Verwendung. Die Weiterentwicklung des Backziegelbaues ist besonders durch die Einführung des Putzbaues geschädigt worden, und dies gilt auch heute noch. Man glaubte, als man den Putzbau mehr und mehr zur Anwendung brachte,

die in Marmor ausgeführten Vorbilder aus den klassischen Zeiten der Griechen und Römer auf angenehme und leichte Weise auch bei uns nachahmen zu können. In der Tat gelingt dies ja auch. Indessen vergißt man dabei, daß der Putz nur ein Surrogat ist und den echten Stein niemals ersetzen wird, sondern bei seiner Verwitterung das Gebäude in höchstem Grade verunziert. Andererseits wurde und wird

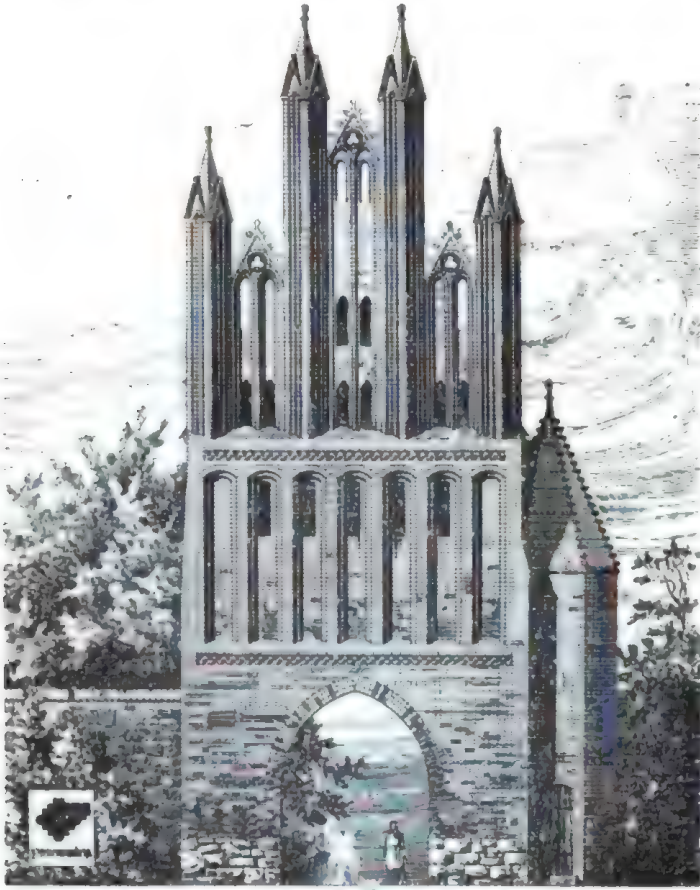


Bild 7. Friedländer Tor in Neubrandenburg.

auch jetzt noch mit dem Putz durch mißverständliche Anwendung vielfach Böses geschaffen, sodaß die auf solche Weise aufgeführten Gebäude auch in dieser Hinsicht in keiner Weise Anspruch auf Schönheit erheben konnten.

In den letzten Jahren haben sich Architekten gefunden, die eine vermittelnde Stellung einnehmen und den Putz mit dem Backziegelbau zu vereinigen suchen. Hierzu gehört u. a. Ernst Mehl, der uns in



seinem Werke „Der Ziegelputzbau“ eine Sammlung von Entwürfen für die verschiedensten Bauzwecke vorgelegt hat. Man kann nicht leugnen, daß ein Gebäude, welches aus einem Gemisch von Rohbau und Ziegelputzbau hergestellt ist, vielfach einen recht geschmackvollen Eindruck macht und sich besonders dadurch auszeichnet, daß das etwas glatte Aussehen des Backziegelbaues dadurch gemildert wird. In Berlin haben wir bereits eine ganze Anzahl derartiger Gebäude. Die Wirkung wird

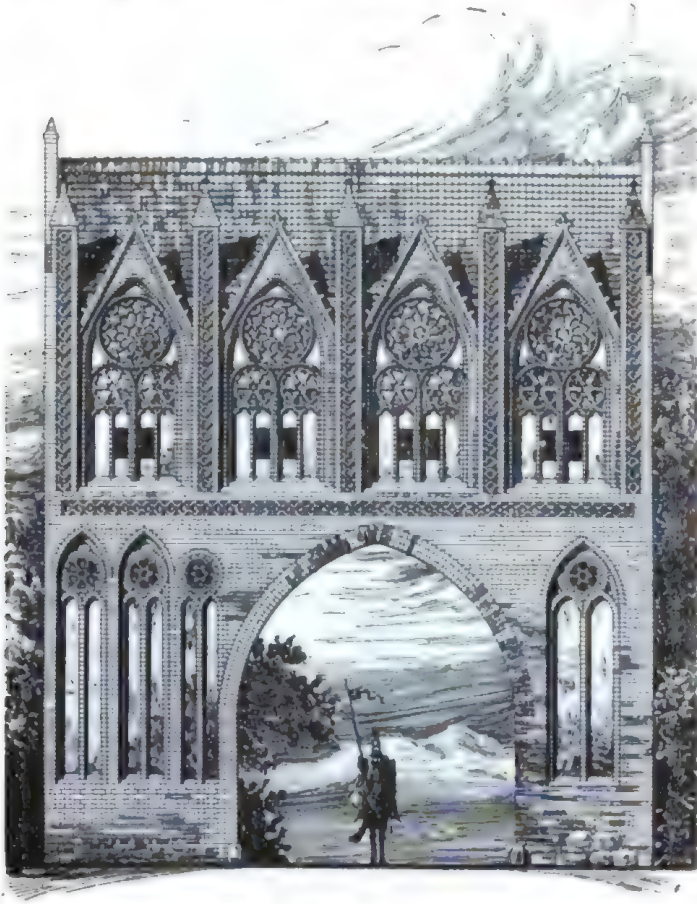


Bild 8. Stargarder Tor in Neubrandenburg.

jedoch im Laufe der Jahre wesentlich dadurch beeinträchtigt, daß der Putz schadhast wird und, wenn man ihn nicht fortgesetzt ausbessert, rissig wird und abfällt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie ich gleich hier vorweg bemerken will, die weitere Ausbildung des Backziegelbaues in Norddeutschland und auch Berlin auf einem toten Punkt angekommen ist. Dies zeigt am besten das Streben der Architekten nach Neuerungen, und in neuerer Zeit haben wir ja erst wieder die große Frage mit bearbeiten können,

welches Format sich für Ziegelbauten am besten eignet. Ich will dieser Frage eine kurze Zeit widmen, da sie für die ganze Entwicklung unseres Backziegelbaues von besonderer Bedeutung hätte werden können.

Sieht man sich die Formate der Ziegel im Mittelalter an, so findet man, daß hier die verschiedensten Größen zur Anwendung gekommen sind. Stiehl hat uns in seinem schon erwähnten Werke eine größere Anzahl solcher Formate aus den verschiedensten Ländern vorgeführt,

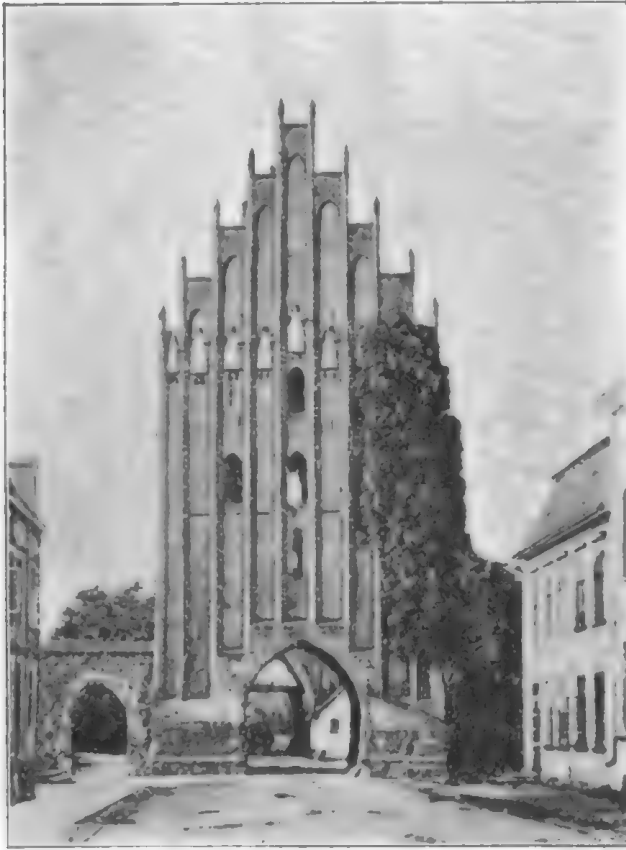


Bild 9. Stargarder Tor zu Neubrandenburg.

und wir sehen daraus, daß nicht nur die Länge und Breite, sondern was am auffälligsten ist, auch die Dicke der Backziegel in hohem Maße schwankt. Die Gründe hierfür sind außerordentlich schwierig, vielleicht gar nicht mehr zu finden. Vermutlich sind sie aber darin zu suchen, daß der Geschmack der einzelnen Baumeister und Architekten damals genau dieselbe Rolle spielte, wie heute. Der eine glaubte, eine bessere architektonische Wirkung durch ein kleineres Format zu erzielen,

während der andere das größere Format bevorzugte. Im allgemeinen sehen wir jedoch, daß im Mittelalter ein ziemlich großes Format vorherrschte, wie dies z. B. auch heute noch in Bayern stellenweise der Fall ist.

Als die Ziegelindustrie sich mehr und mehr entwickelte und besonders die Herstellung der Maschinenziegel einen immer größeren Umfang annahm, mußte die Frage eines einheitlichen Formates naturgemäß zur Erörterung und Lösung kommen, denn bei der Unzahl der



Bild 10. Treptower Tor in Neubrandenburg (Stadtseite des Innentors).

verschiedenen Formate waren die Ziegeleien gezwungen, eine große Anzahl von Mundstücken für ihre Ziegelpressen vorrätig zu halten, und sie konnten andererseits bei der verschiedenen Größe der Formate wenig auf Vorrat arbeiten, da sie immer Gefahr liefen, eine größere Menge von Ziegeln wegen ihres verschiedenen Formates nicht zum Verkauf bringen zu können. Infolgedessen nahm sich vor mehreren Jahrzehnten der jetzige Deutsche Verein für Ton-, Zement- und Kalkindustrie der Frage an, und er brachte es nach längeren Verhandlungen mit den

Behörden für Preußen dahin, daß das Normalformat  $12 \cdot 6,5 \cdot 25$  cm für Staatsbauten zur Einführung kam. Die Kommunalbehörden schlossen sich dem fast sämtlich an, und so haben wir tatsächlich lange Jahre in Preußen sowie in vielen Bundesstaaten das erwähnte Normalformat besessen. Sowohl die Ziegeleibesitzer als auch die Architekten haben sich dabei wohl gefühlt. Indessen wurde die Sachlage in den letzten Jahren anders. Den Anstoß hierzu gab in erster Linie Berlin. Wer die Literatur der Ziegelindustrie in den letzten Jahren verfolgt hat, weiß



Bild 11. St. Marienkirche in Neubrandenburg (Ostgiebel).

sich zu erinnern, daß ziemlich plötzlich die Nachfrage nach handgestrichenen Ziegeln im Klosterformate ( $28,5 \cdot 13,5 \cdot 8,5$  cm) rege wurde, und von seiten des Ministeriums (Geh. Baurat Hosfeld) wurde ziemlich deutlich klargelegt, daß man die Einführung des Klosterformates für Staatsbauten fördern würde. Selbstverständlich bemächtigte sich der deutschen Ziegelindustrie eine starke Aufregung, und man fürchtete in Fabrikantenkreisen allgemein, daß die alten Zeiten mit den verschiedenen Formaten wiederkehren würden. Es ist hier nicht der Ort, auf die

Erörterungen, die sich an die Frage anschlossen, näher einzugehen. Selbstverständlich muß es jedem Architekten überlassen bleiben, Ziegel zu verwenden, die seinem Geschmacke entsprechen. Das Ministerium und der bauleitende Architekt in Berlin hätten sich jedoch meiner Auffassung nach darüber klar sein müssen, daß irgend welche Verwendungsbestrebungen in Berlin auf die Provinz von großem Einfluß sind und daß das, was man in Berlin für gut hält, von vielen Architekten in den Provinzen kritiklos nachgeahmt wird. Einen Grund für die Anwendung von handgestrichenen Klosterformatziegeln, abgesehen bei Monumentalbauten, vermögen viele Leute beim besten Willen nicht einzusehen, und

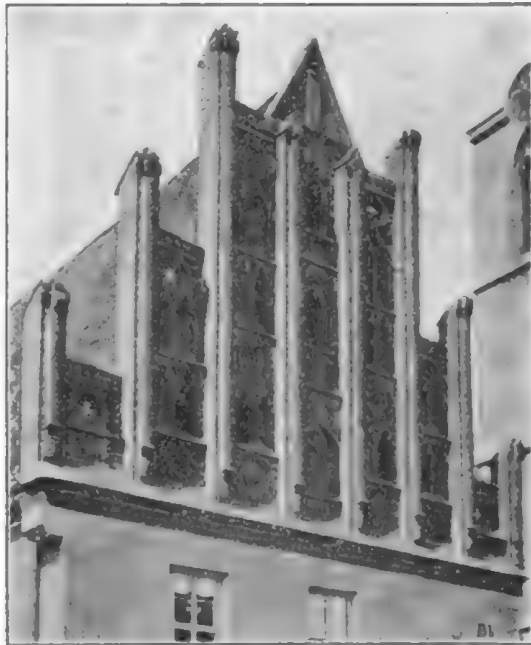


Bild 12. Ostgiebel am Rathaus zu Zerbst.

es gibt sogar solche, die behaupten, daß man in einer gewissen Entfernung überhaupt nicht mehr unterscheiden kann, ob man Klosterformat-Handstrichziegel vor sich hat oder nicht. Andere wieder meinen, daß man auch mit kleineren Formaten, so z. B. sogar mit dem unter dem Reichsformate stehenden holländischen Formate recht wirkungsvolle Bauten herstellen kann, wie uns die Ziegelrohbauten in den holländischen Städten überall erkennen lassen. Hiervon aber ganz abgesehen, mußte es befremden, daß weder das Ministerium noch der Stadtbaurat Berlins eine klare Übersicht über ihre wirkliche Absicht gaben. Hätten sie von Anfang an mitgeteilt, was wir später erfuhren, daß das Bestreben nur dahin

geht, handgestrichene Klosterformatziegel in der Hauptsache für Monumentalbauten im mittelalterlichen Stil zu verwenden, so wäre die ganze Aufregung vermieden worden. Dies haben die bauleitenden Stellen jedoch nicht für nötig gehalten, trotzdem sie aus den Fachzeitschriften ersehen mußten, welcher Sturm durch die Kreise der Ziegelfabrikanten ging. Ein Vorwurf kann ihnen hier nicht erspart werden.



Bild 13. Kirche in Prenzlau.

Ein Wiederwecken des Backziegelbaues fand, wenn ich wieder etwas zurückgreifen darf, erst durch Schinkel statt, der in künstlerischer wie in technischer Hinsicht als der Vater der modernen Backziegelarchitektur angesehen werden muß. Als erstes größeres Werk schuf er 1825 - 28 die Werdersche Kirche in Berlin. Die Verblendziegel sowie

die einfacheren Formziegel hierzu wurden aus der königl. Ziegelei bei Joachimsthal bezogen, während die reicheren Ornamente und größeren Baustücke in der Feilnerschen Ofenfabrik gefertigt wurden. Der Werderschen Kirche folgten der Packhof, einige kleinere Gotteshäuser, die Kaserne des Lehrbataillons in der Lindenstraße usw.

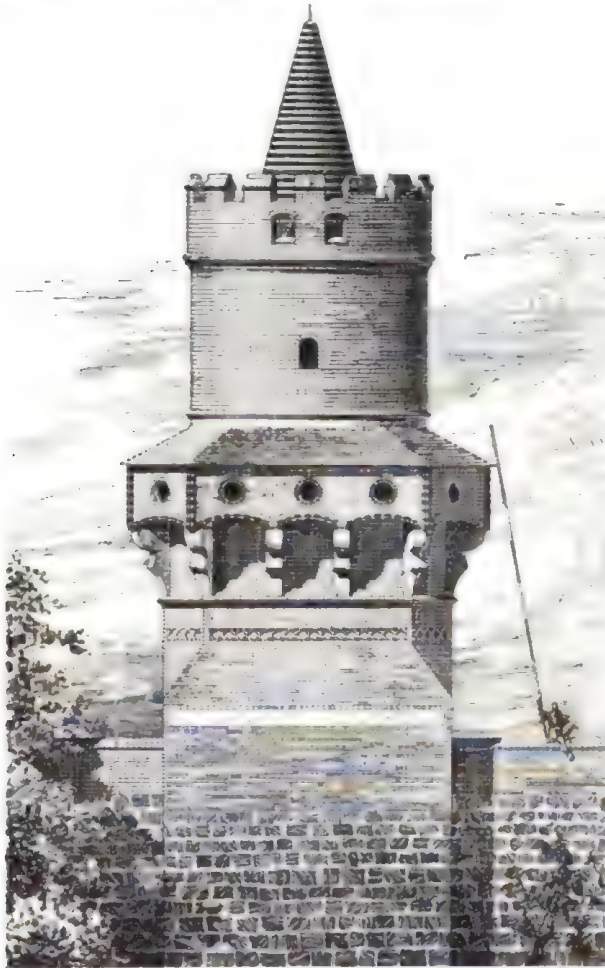


Bild 14. Turm in Prenzlau.

Leider fanden diese Bauten zunächst wenig Nachfolger und erst einige Jahrzehnte später entstanden wieder architektonisch nennenswerte Werke. Ganz besondere Verdienste hat sich hierbei durch Anfertigung guten Materials, vorzugsweise Terrakotten, die Marchsche Fabrik in Charlottenburg erworben. Daneben sollen auch die Verdienste des noch lebenden Kommissionsrats Augustin in Lauban hier ausdrücklich hervorgehoben werden. Ihre Tätigkeit fiel in die Zeit regerer Bautätigkeit



**Bild 15. Schloßkirche zu Wolmirstedt.**

in Berlin, die unter Friedrich Wilhelm IV. in den vierziger Jahren ihren Anfang nahm und dahin führte, daß zahlreiche Kirchenbauten, einige Kasernen und städtische Schulgebäude aus Ziegeln errichtet wurden. Viele Privatbauten schlossen sich an. Es folgten später das Rathaus,



**Bild 16. Neustädter Tor zu Tangermünde.**



das Chemische Laboratorium in der Georgenstraße und viele andre, die noch heute der Stadt Berlin zur Zierde gereichen.

Von Bauten aus der neuesten Zeit führe ich Ihnen eine Anzahl im Bilde vor. Zunächst sehen Sie die Haltestelle Schlesisches Tor der Hochbahn in Berlin (Bild 20), ein recht nett anmutendes Bauwerk.

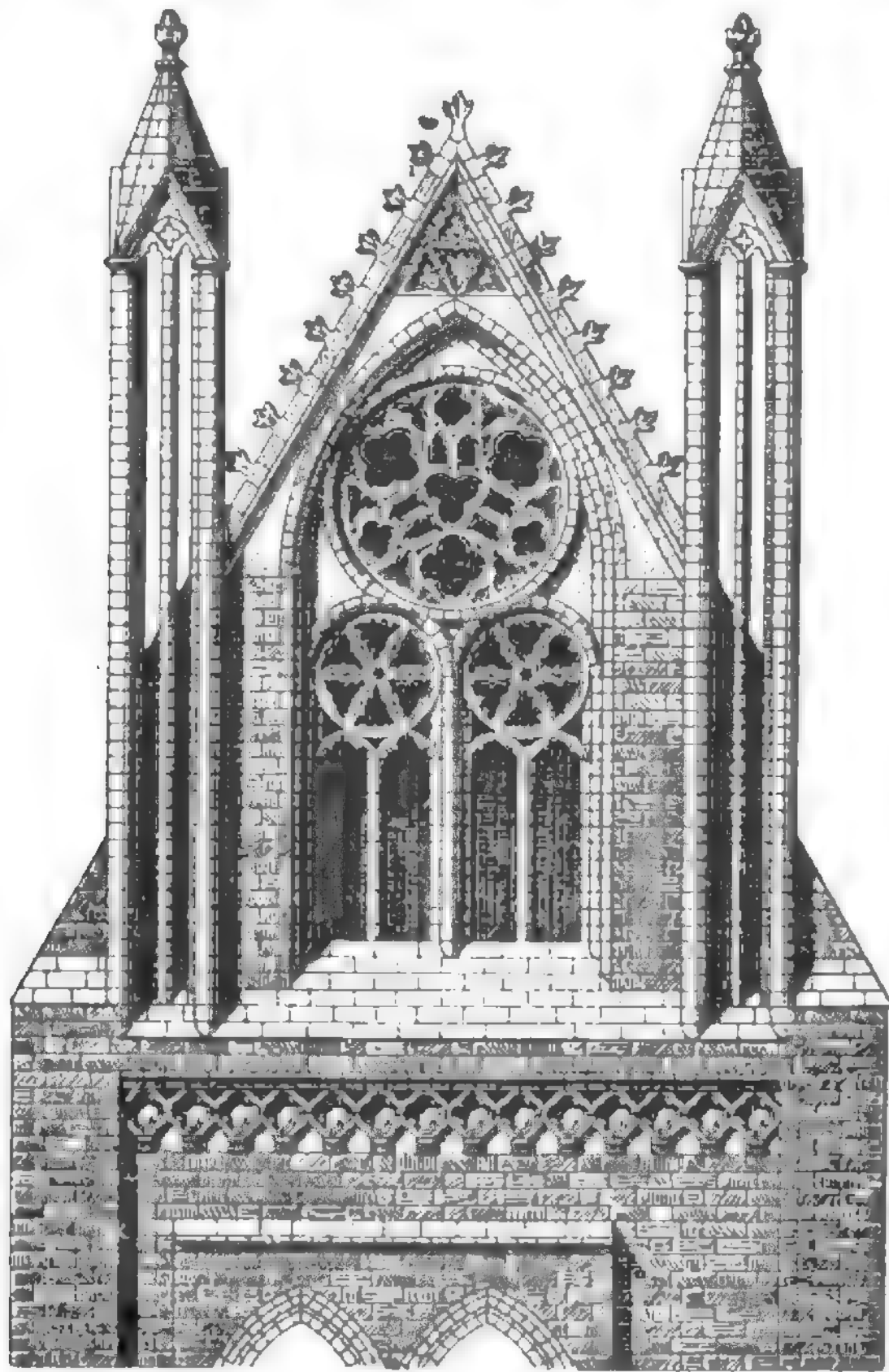
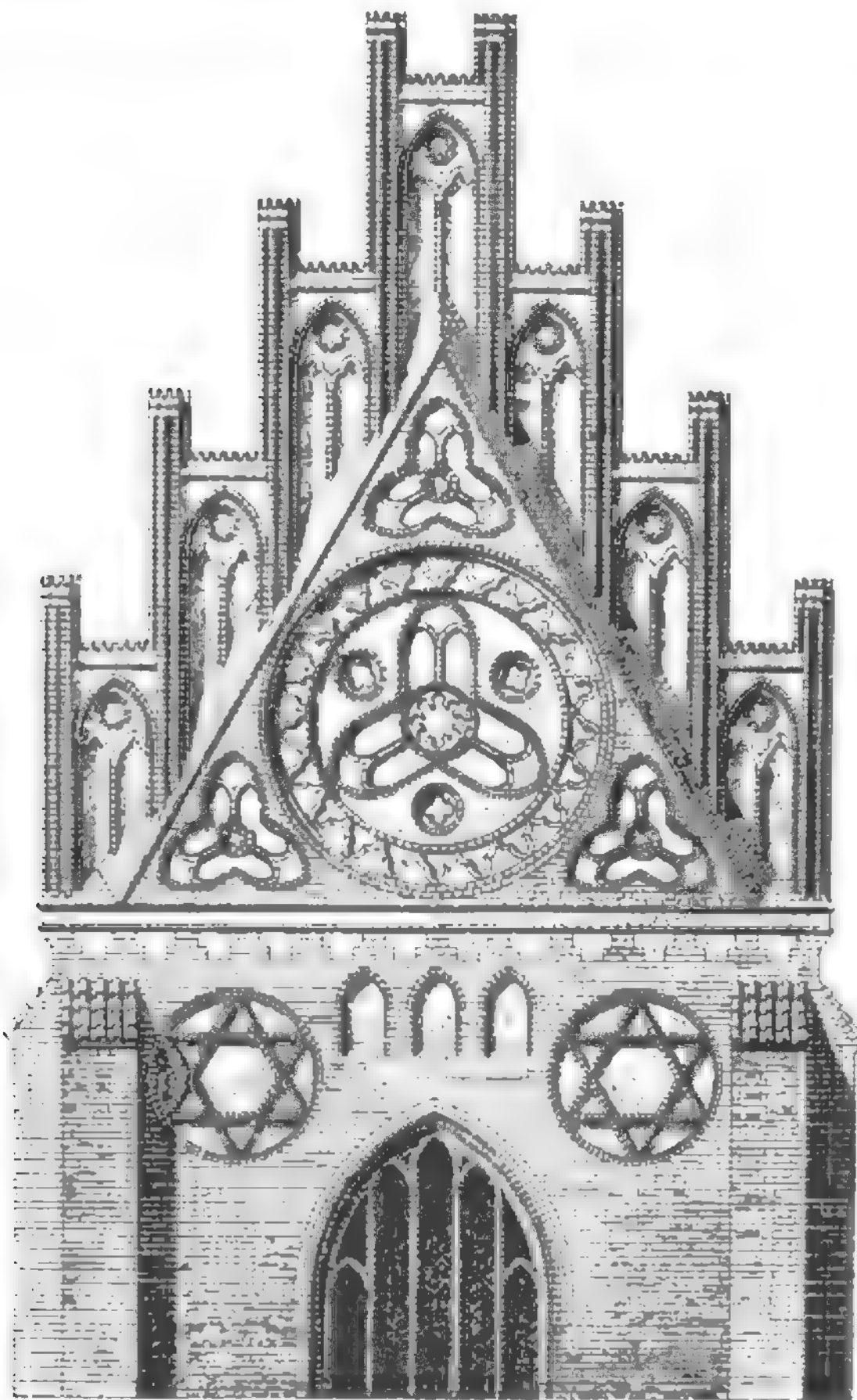


Bild 17. Dom zu Stendal (Giebel des Kreuzschiffes).

Ferner führe ich Ihnen einige Villen aus der Umgebung Berlins vor. In Bild 21 finden Sie die Villa Spalding in Südende. Gegenüber den Dutzend-Landhäusern ist dies ein Kunstwerk, das volle Beachtung verdient. Mit bescheidenen Mitteln hat der Baumeister hier eine hohe Wirkung erzielt. Sockel und Erdgeschoß sind in Rathenower Handstrichziegeln mit weißer Fugung hergestellt. Das erste Stockwerk ist nach den beiden Straßenseiten zu mit roten Ziegeln von abwechselnder

Zeichnung bekleidet. An der Garten- und Nachbarseite ist das Ziegelmauerwerk ohne Unterbrechung bis an die Hauptgesimse resp. bis an die Stirnbretter der Giebel glatt hochgeführt. Die Umrahmen von Fenstern, Türen usw. sind teils in Putz, teils in Holz dargestellt. Die Dachrinnen sind dunkelgrün, das Dach zeigt dunkelrote Falzziegel und kräftig profilierte Schornsteinköpfe.



Ab

Bild 18. Dom zu Stendal (Giebel des Kreuzschiffes).

Eine Villa in Kolonie Grunewald (Boothstr.) (Bild 22) führt uns die Wirkung des Ziegelrohbaues in Verbindung mit (Cottaer) Sandstein vor. Der Baumeister hat rote Maschinenziegel mit ausgekrazten Fugen verwendet. Die Gesimse, Eckbossen und Erker bestehen aus Sandstein.

Das Holzwerk des Daches und des Verandaanbaues bildet Kiefernholz von dunkler Färbung. Zur Deckung des Daches ist rheinischer Schiefer benutzt.

Eine andere Villa in der Wissmannstraße der Kolonie Grunewald erwähne ich nebenher. Sie ist ein völlig reiner Backziegelbau, nur im Dachgeschosse sind einige Hölzer sichtbar. Das Mauerwerk besteht aus

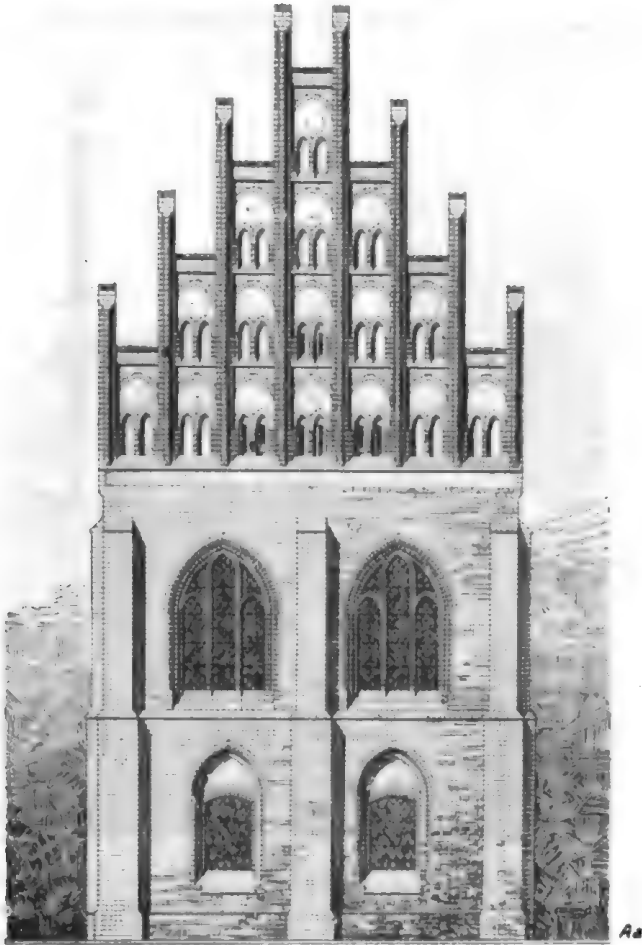


Bild 19. Nicolaikirche zu Jüterbog (Nördlicher Anbau).

einem kräftig roten Handstrichziegel im Normalformate mit weißer Fugung. An den Mauern spinnt sich Epheu bis über das Dach hin empor. Hierdurch erhält das Haus zwischen den hochragenden Kiefern einen etwas düsteren Anstrich. Der Epheu ist aber auch der einzige Schmuck an dem Gebäude. Nicht einmal Profilziegel haben Verwendung gefunden.

Bild 23 zeigt ein Landhaus, das in der Königsallee in der Kolonie

Grunewald errichtet ist. Den Namen des Architekten aufzufinden, ist nicht mehr gelungen, da das Haus, trotzdem es erst verhältnismäßig wenige Jahre alt ist, nach einander in die Hände mehrerer Besitzer übergegangen ist und niemand sich mehr um den Erbauer gekümmert hat. Das Haus zeigt eine recht glückliche Zusammenwirkung malerischer Bauformen der Renaissancezeit. Untergeschoß, Erdgeschoß und Treppenturm bestehen aus roten Handstrichziegeln im Normalformate mit weißen Fugen. Profilziegel sind auch hier nirgends verwendet. Das Ober-



Bild 20. Haltestelle Schlesisches Tor in Berlin.

geschoß ist durch Fachwerkarchitektur hervorgehoben. Das Dach des Turmes ist mit besonders geformten kleinen roten Biberschwänzchen gedeckt. Die übrigen Dachziegel sind rote Pfannen.

Ecke Mattäikirchstraße und Margarethenstraße in Berlin W. finden wir einen besonders reizvollen neueren Ziegelbau. Er macht den Eindruck eines adligen Landsitzes aus der Zeit Ludwig XVI. Wir haben hier ungemein wohlthuende Farben des Mauerwerkes. Die Formen der barocken Architektur klingen in einem zarten rosagelben Ziegel prächtig zusammen mit dem gelbbraunen Tone der Kapitelle, Fenster-

umrahmungen, Konsolen, Sockel usw. Die Gitter sind grau, die Fensterkreuze weiß gehalten. Architekt und Ziegelfabrikant haben bei diesem Hause zur praktischen wie künstlerischen Lösung der Aufgabe sehr mühsam zusammen arbeiten müssen.

Lebhaftes Interesse verdient das Straßenreinigungsdepot am Köllnischen Park (Bild 24). Es dient als Aufbewahrungsort für Kehrbesen, Gummikratzer und Handkarren. Der Bau ist malerisch und reizvoll und eigentlich für ein Straßenreinigungsdepot zu üppig, doch ist der letztere Umstand darauf zurückzuführen, daß das Gebäude dicht neben dem



Bild 21. Villa Spalding in Südende bei Berlin.

Märkischen Museum aufgeführt ist, das ich Ihnen in Bild 29 vorgeführt habe und das Ihnen zu bekannt ist, als daß ich darüber besonders viele Worte verlieren müßte. Das Museum wie das Depot mußten zu einem einheitlichen Architekturbilde zusammengefaßt werden. Der Bauherr wurde dieser Forderung dadurch gerecht, daß er die an dem Museum zur Geltung kommenden Formen der gotischen Ziegelbauweise an dem Depot nachklingen ließ. Als Ziegel wurden Handstrichziegel im Normalformate mit weißen Fugen benutzt. Das Dach ist mit Biberschwänzen gedeckt, während der Giebel reich mit braun glasierten

Terrakotten geschmückt ist. Dieselben zeigen in humoristischer Weise den Berliner Bären, wie er die Straßen kehrt.

Ich wende mich nun einem Bauwerke zu, das mich als alten Klosteraner besonders interessiert, dem neuen Lehrerwohnhaus des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster (Bild 25—28). Es handelte sich hier darum, den Neubau den alten Bauwerken anzupassen, so besonders der Klosterkirche. Wir finden daher den gotischen Stil auf das Voll-



Bild 22. Villa in Kolonie Grunewald (Boothstraße).

kommenste ausgebildet. Ein mächtiger Giebel ragt weithin sichtbar in die Klosterstraße hinein; einen kleineren auf die Straße Rücksicht nehmenden finden wir an der anderen Seite in der Waisenstraße. Die Architektur des Gebäudes ist schlicht, sachlich und ernst und von hohem malerischem Reize. Da sich, wie erwähnt, die Formensprache an die

klassischen Beispiele märkischer Dachziegelgotik anschließt, ist auch die Materialbehandlung entsprechend durchgeführt. Wir finden hier den Handstrichziegel im Klosterformat, eingefügt im gotischen Verbaude zur Verwendung gebracht, und selbst der ärgste Feind der neuen Bestrebungen für Benutzung des Klosterformat-Handstrichziegels wird hier die Waffen strecken. Für dieses Bauwerk hätte man bei dem besten Willen kein anderes Format wählen dürfen, wollte man nicht



Bild 23. Villa in Kolonie Grunewald (Königsallee).

die ganze Wirkung zerstören. Die Farbe der Ziegel ist gelbrot in verschiedenen Abstufungen. Sämtliche sogenannte Formziegel sind nicht wie üblich geformt, sondern geschnitten. Ebenso sind auch die vielen Fratzen vom Bildhauer aus Ton geschnitten. Die Wirkung davon ist die, daß tatsächlich nicht eine einzige der anderen gleicht, sondern alle unter einander verschieden sind. Dies war ein außerordentlich glück-

licher Gedanke, der die architektonische Wirkung des Gebäudes wesentlich erhöht hat. Bedauerlich ist es, daß die ursprünglich über der Eingangstür an der Straße angebrachten sieben Fratzen auf Einspruch der Hausbewohner wieder entfernt werden mußten. Sie sehen sie noch auf Bild 28 wiedergegeben. Ich muß bekennen, daß dies nicht gerade einen großen Zug der Herzen der Lehrer verrät; selbstverständlich hätten boshafte Schüler gern die willkommene Gelegenheit benutzt, Vergleiche zwischen den Gesichtszügen der Fratzen und der Lehrer anzustellen, und gewiß wären Anklänge zwischen beiden zu finden gewesen. Ich



Bild 24. Straßeneinleitungsdepot am Köllnischen Park in Berlin.

zweifle sogar nicht einmal daran, daß bald die Fratzen ganz bestimmte Namen erhalten hätten. Trotzdem hätten die Lehrer ruhig weniger kleinlich sein können. Auch zu meiner Zeit gab es auf dem Kloster manchen Lehrer, dessen Schwächen gehörig ausgebeutet wurden. Trotzdem ist ihr Name aber tief in unsere Herzen geschrieben worden. Wir erinnern uns auch heute noch mit einer gewissen Schadenfreude ihrer schwachen Seiten, aber wir denken auch daran, daß sie das Beste gewollt haben, und alle diese Lehrer, von denen schon ein Teil der grüne Rasen deckt, stehen uns als Muster treuer Pflichterfüllung vor



Augen, und jeder ihrer Schüler denkt gern an sie zurück. Auch der ihnen gegebene Spitzname hat hieran nichts ändern können. Wenn ich auf das Bauwerk wieder zurückkomme, so will ich ihre Aufmerksamkeit zum Schluß noch auf die kleine Erkergruppe lenken, die Sie in Bild 26 wiedergegeben sehen. Der Architekt hat hier dem Gebäude das ihm unweigerlich anhaftende Herbe etwas nehmen wollen und deshalb versucht, den Eindruck zu erwecken, als ob das Haus zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Jahrhunderten vollendet ist. Er hat deshalb einzelne Bauwerke, so diesen Erker, in anderem Stile als dem gotischen



Bild 25. Lehrerwohnhaus „Zum grauen Kloster“ in Berlin.

zur Ausführung gebracht, und so sehen wir ihn hier mit Kupferdach in Rokoko ausgeführt, ein eigenartiger und nicht übler Gedanke.

In Bild 30 erblicken Sie den Bahnhof Nikolassee. In dieser neuen Kolonie sind viele Landhäuser aus echtem Material errichtet. Der äußere Sockel des Bahnhofes besteht aus dunkelroten, gesinterten Hartbrandziegeln. Das Mauerwerk ist zum Teil verputzt; soweit dies nicht der Fall ist, besteht es aus sehr glatten roten Maschinenziegeln im Normalformate mit weißen Fugen. Die Dächer, sowie die Abdeckungen

der Zimmer und der Fensterbrüstungen zeigen dunkelbraune glasierte Falzziegel. Das Gebäude wirkt nicht unschön, hat aber meinem Empfinden nach etwas zu viel Putzflächen.

Zum Schluß meiner Beschreibung neuerer Ziegelbauten führe ich Ihnen noch in Bild 31 einen Wasserturm aus Deventer in Holland vor.



**Bild 26. Lehrerwohnung „Zum grauen Kloster“, Straßenfront mit Erkergruppe.**

Wir finden hier den mittelalterlichen Stil gut zum Ausdruck gekommen, trotzdem das holländische Format angewendet worden ist, das bekanntlich in seiner Größe dem deutschen Normalformate noch nachsteht, wie

oben angeführt, ein Beweis dafür, daß man auch mit kleinformatischen Ziegeln geschmackvoll bauen kann.

Um den Ziegelbau in Norddeutschland noch mehr zu heben und zu fördern, hat der Verein deutscher Verblendstein- und Terrakottenfabrikanten vor einigen Jahren ein Preisausschreiben für die Fassade

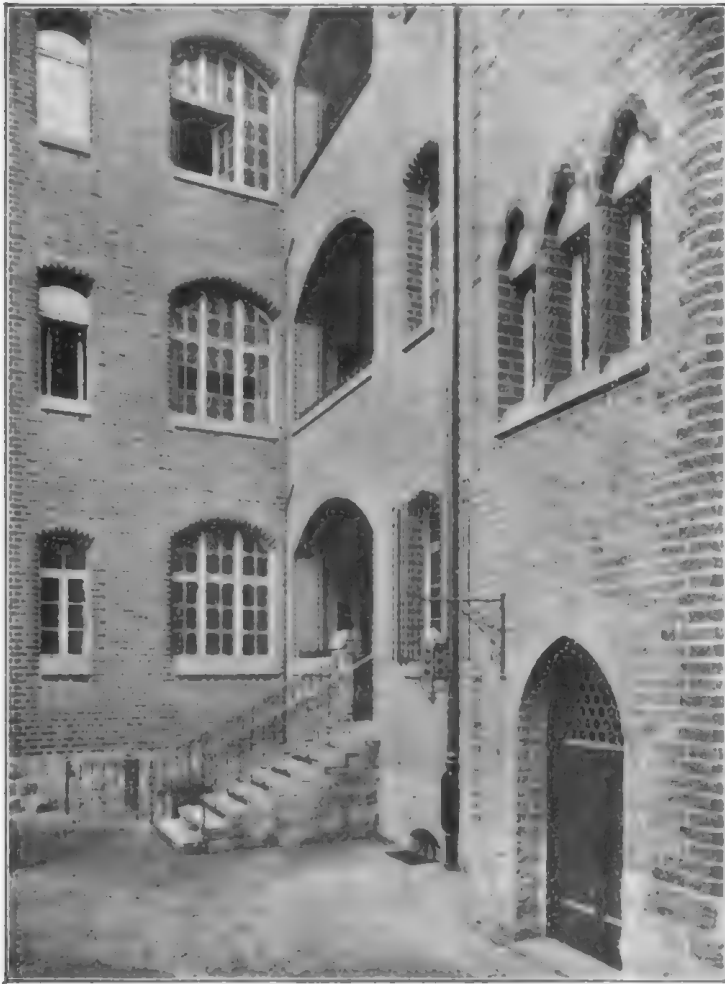


Bild 27. Lehrerwohnhaus „Zum grauen Kloster“, Hofansicht.

eines Geschäftshauses veranstaltet. Auf dasselbe sind eine größere Anzahl Entwürfe eingelaufen, von denen tatsächlich einige wenige prämiert worden sind. Eine Freude an dem Ergebnis hat aber eigentlich so recht niemand gehabt, und wenn man sich z. B. den mit dem Kennworte „Geschmack“ ausgezeichneten Entwurf ansieht, so wird

man sich nach meiner Auffassung sagen müssen, daß der Geschmack des entwerfenden Architekten und der des Publikum doch himmelweit auseinander liegen. Man hätte zweckmäßig als Kennwort setzen sollen: „Mangel an Geschmack“. Vielleicht lag das minderwertige Ergebnis an dem Umstande, daß bedeutendere Architekten sich an dem Preis Ausschreiben nicht beteiligt haben.

Ich gehe nunmehr zu der Herstellung der Ziegel über und kann Ihnen bei der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit selbstverständlich keine ausgedehnte Vorlesung hierüber halten. Man trennt die

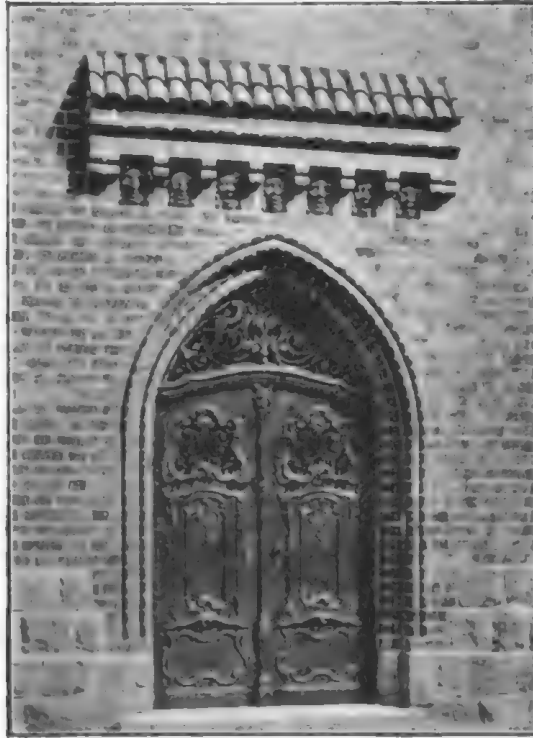


Bild 28. Lehrerwohnhaus „Zum grauen Kloster“, Portal.

Ziegel, wie bereits angedeutet, einerseits in Hintermauerungsziegel, andererseits in Verblendziegel. Erstere sind zur Aufführung von Wänden und dergl. bestimmt, und man legt keinen Wert darauf, dass sie besonders schön und gleichfarbig aussehen. Die Verblender dagegen benutzt man zur Herstellung von Fassaden und Aussenseiten und erwartet von ihnen, daß sie eine reine Farbe haben, frei von Ausschlägen sind und eine gute Form (scharfe Ecken und Kanten) besitzen. In früheren Zeiten ging das Bestreben der Architekten dahin, Fassaden aufzuführen, bei denen jeder Ziegel genau dieselbe Farbe wie der andere hatte. In neuerer

Zeit ist man von diesem Standpunkte vielfach abgegangen und wünscht jetzt eine weniger sorgfältige Durchführung der Sortierung, um der Wand das geleckte Aussehen zu nehmen und dem Auge nicht von unten bis oben genau dieselbe Farbe vorzuführen.

Beide Sorten, sowohl die Hintermauerungsziegel wie auch die Verblender, werden teils mit der Hand, teils mit der Maschine hergestellt. Wollen Sie das erste Verfahren kennen lernen, so empfehle ich Ihnen, eine märkische Hintermauerungssteinziegelei zu besuchen, wie wir sie in der näheren und weiteren Umgebung Berlins besitzen. Der Ton wird hier in der Grube gegraben und dann gewöhnlich den Einflüssen der Witterung längere oder kürzere Zeit ausgesetzt. Auf diese Weise zer-

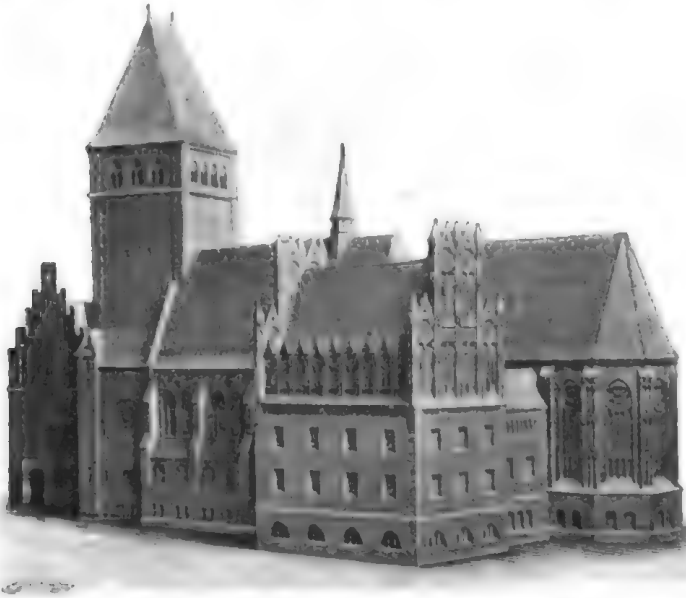


Bild 29. Das Märkische Museum in Berlin.

fallen die größeren Tonklumpen sehr bald, und gleichzeitig findet eine gewisse Auslaugung der löslichen Salze statt. Ist die Menge der letzteren sehr groß, so hilft mitunter ein Zusatz von Chlorbaryum. Von den Halden kommt der Ton mittels Kippwagen oder Karren in die Sümpfe, d. h. in gemauerte Behälter, die im Winter durch Röhren heizbar sind und in denen der Ton schichtenweise mit Wasser begossen wird, wobei man gleichzeitig zu einer etwaigen Magerung den nötigen Sand hinzufügt. In den Sümpfen liegt der Ton wiederum einige Zeit und kommt dann bei den Hintermauerungsziegeleien mit Handstrich, bei denen der Sumpfraum vielfach auch fehlt, in den Tonschneider, d. h. einen zylinderförmigen Apparat, in dem sich eine mit Messern besetzte Welle bewegt,

die den Ton weiter mischt und schließlich durch eine Öffnung in Strangform nach außen führt.

Von dem Tonschneider wird der Ton den Streichtischen zugeführt und hier in Formen zu Ziegeln verstrichen, die man, so lange sie noch nicht gebrannt sind, als Formlinge bezeichnet. Von dem Streichtische tragen die Abtragejungen die Formlinge in Formen auf die Trockenplätze, damit die Ziegel hier in einigen Tagen an der freien Luft mög-



Bild 30. Bahnhof Nicolassée.

lichst ihr Wasser verlieren. Damit alle Seiten gleichmäßig trocknen, werden die Formlinge nach einiger Zeit von Frauen und Mädchen aufgekantet, sodaß also die Luft auch an die noch nicht getrockneten Seiten herankommen kann. Ist die Trocknung vollendet, was mehrere Tage dauert, so werden die Formlinge aufgestapelt und in sogenannte

Gamben d. h. überdeckte Hürden gebracht. Von hier aus kommen sie dann je nach Bedarf in den Ofen.

Anders ist es bei der Herstellung der Ziegel auf maschinellem Wege. Hier dient eine große Menge verschiedenster Apparate zum Zerkleinern des Tones, zu denen u. a. der Kollergang, der Desintegrator usw. gehören. Ich versage mir, diese Maschinen hier alle aufzuführen, da Ihnen die Bauart derselben selbst aus der Abbildung nicht ohne weiteres klar werden würde. Nur so viel will ich bemerken, daß der Ton nach sonstiger Aufbereitung gewöhnlich zwischen mehreren Walzwerken hindurch geht, um schließlich in die Presse, das heißt eine liegende zylinderförmige Maschine mit darin befindlicher Schnecke, zu gelangen. Er verläßt die Presse in Strangform und wird mit Abschneide-



Bild 31. Wasserturm in Deventer (Holland).

drähten in Ziegelform zerschnitten. Die Trocknung findet bei dieser Art der Herstellung gewöhnlich auf künstlichem Wege statt. Die Intelligenz der Ziegeleingenieure hat eine große Anzahl künstlicher Trockenanlagen geschaffen, deren jede nach Angabe ihres Urhebers natürlich am rationellsten arbeitet.

Die fertigen trockenen Formlinge werden in Öfen verschiedenster Art gebrannt. In alten Zeiten benutzte man den deutschen Ofen oder später den Kasseler Ofen, die periodische Brennapparate darstellten. Später kam durch den vor einigen Jahren verstorbenen Baurat Friedrich Hoffmann der Ringofen auf. Er ist ein früher runder, jetzt gewöhnlich

oval gebauter Brennofen, den das Feuer in horizontaler Richtung durchstreicht. Die Formlinge werden in den Ofenkanal eingesetzt und hier von dem fortschreitenden Feuer angewärmt und vorgeschmaucht; alsdann kommen sie in das Vorfeuer und die Vollglut, und schließlich kühlen sie wieder ab, um ausgefahren zu werden. Der Hauptwert dieses Ringofens, der seinen Brennstoff durch Öffnungen in der Decke des Gewölbes enthält, besteht darin, daß das Feuer in ihm, falls nicht besondere Umstände eintreten, nicht zum Erlöschen kommt, sondern ständig seinen Weg im Ofenkanal herum fortsetzt. Die Bauart der Ringöfen, so einfach sie an und für sich zu sein scheint, ist ziemlich verwickelt, und zahlreiche Abänderungen, besonders zum Brennen von Verblend- und Dachziegeln, machen selbst dem gewiegtesten Ofenkonstrukteur häufig genug Schwierigkeiten.

Sind die Ziegel fertig gebrannt, so werden sie aus dem Ofen ausgekarrt und kommen zum Verkauf.

Seit einigen Jahren haben die Tonziegel eine lebhafte Konkurrenz durch eine Steinsorte erhalten, die man als Kalksandsteine bezeichnet. Es wird Ihnen bekannt sein, daß es Gesteine gibt, die zum größten Teile aus Sand bestehen, dem als Bindemittel Kieselsäure, Ton, Kalk und dergl. beigelegt ist. Man hat versucht, diese Steine künstlich nachzubilden, und bei den Kalksandsteinen ist dies in vorzüglicher Weise gelungen. Wie schon der Name besagt, bestehen die Kalksandsteine aus Kalk und Sand. Ihre Verwendung ist längst bekannt, denn schon die alten Römer haben solche hergestellt, indem sie 1 Teil gepulverten Kalkes mit 2 Teilen Sand und Steinabfällen vermischten und daraus Steine formten, die der freien Luft so lange ausgesetzt wurden, bis sie hart waren. In der Schweiz und in Norddeutschland verwandte man schon seit langen Jahren Kalksandsteine, die meistens in der Weise hergestellt wurden, daß man eine Mischung aus 4 Teilen Kalk, 1 Teil Zement und 15 Teilen Sand mit der Presse zu Formlingen verpresste und letztere an der freien Luft erhärten ließ.

Eine Massenerzeugung konnte aus dieser Herstellungsweise aber nie hervorgehen, weil der hohe Zusatz an Kalk zu kostspielig wird und der Tonziegel sich daher immer billiger stellt, als der Kalksandstein. Ganz anders wurde die Sache, als Dr. Michaelis im Jahre 1880 zeigte, daß man mit einem viel geringeren Kalkzusatz auskommt und dabei noch den Vorteil genießt, daß die mehrere Monate dauernde Luftherärtung ganz fortfällt, wenn man an ihre Stelle eine beschleunigte Erhärtungsweise im hochgespannten Dampfe eintreten läßt, die eine Härtung der Formlinge in 5—12 Stunden ermöglicht. Damit war der Weg zum Großbetriebe geebnet, und wir haben jetzt in Deutschland schon rund 180 Kalksandsteinfabriken, die jährlich mindestens 800 Millionen Kalksandsteine liefern.



Als Rohstoff kommt der Kalk in Betracht. Durch Brennen wird die Kohlensäure ausgetrieben, und es verbleibt der sogenannte Ätzkalk. Ist er rein und enthält er weniger als 10 v. H. fremde Beimengungen, so nennt man ihn Fettkalk. Enthält er dagegen mehr fremde Bestandteile, so nennt man ihn Magerkalk. Als Sand findet in der Hauptsache Quarzsand Verwendung, der der Sandgrube unmittelbar entnommen wird.



Bild 32. Haus aus Kalksandsteinen.

Manchmal baggert man ihn auch aus dem Wasser. Für die Dampferhärtung der Kalksandsteine soll der Sand im Korn nicht zu grob sein und durch ein Sieb mit 1—2 mm weiten Maschen fallen. Bei der Lufthärtung kann man gröberen Sand von beliebiger Beschaffenheit verwenden. Fehlt natürlicher Sand, so kann man ihn durch Zerkleinerung natürlicher Gesteine künstlich herstellen. Der so gewonnene Sand ist splitterartig und hat eine raue Oberfläche. Die Körner schieben sich

infolgedessen beim Verformen in einander und halten mit geringerem Zusatz an Bindemitteln zusammen.

Über die Art und Weise, wie Kalk und Sand bei der Dampferhärtung sich zu einander verhalten, ist man sich noch nicht ganz klar, obwohl man in den Lehrbüchern ziemlich genaue Mitteilungen darüber findet. Im allgemeinen nimmt man an, daß sich das Sandkorn bei der Dampferhärtung verändert und daß sich durch Einwirkung des Kalkes an seiner Oberfläche eine Schicht kieselsauren Kalkes bildet. Ist diese Annahme richtig, so wird natürlich derjenige Kalksandstein am besten sein, bei dem Kalk und Sand derartig gemischt sind, daß jedes Sandkorn von einer Kalkhülle umgeben ist.



Bild 33. Haus aus Kalksandsteinen.

Ihnen über die Herstellung der Kalksandsteine nähere Mitteilungen zu machen, muß ich mir versagen, da hierzu die Zeit nicht ausreicht. Ich will daher bei diesem neuen Baustoff nur bemerken, daß er sich, wenn die Kalksandsteine gut hergestellt sind, anscheinend gut bewährt. Der Verein der Kalksandsteinfabriken hat vor einigen Jahren den Beschluß gefaßt, nur diejenigen Fabriken seine Mitglieder sein oder werden zu lassen, deren Kalksandsteine eine Mindestdruckfestigkeit von 140 kg qcm haben. Dieser Beschluß hat einen außerordentlich segensreichen Erfolg gehabt und auch derartig gewirkt, daß selbst das Ausland, zum Beispiel Österreich, dazu übergegangen ist, eine derartige hohe Druckfestigkeit von den Kalksandsteinen zu verlangen. Der Kalksandstein hat sich bei uns in Deutschland überall dort, wie ein brauchbarer Sand zur Ver-

fügung steht und Kalk von nicht all zu weit her bezogen werden kann, gut eingebürgert und macht selbstverständlich den Tonziegeln eine starke Konkurrenz. In Berlin kann man vielfach beobachten, daß ganze Häuser aus ihnen errichtet werden, so z. B. im Norden der Hauptstadt in der Torfstraße und an anderen Stellen. Ebenso aber wird er auch mit den Tonziegeln zusammen vermauert, ohne daß man irgend einen Unterschied macht. Dies konnte man besonders gut an dem Neubau



**Bild 34. Haus aus Kalksandsteinen.**

des Kriminalgerichtes Ecke Turm- und Rathenowerstraße sehen, wo Kalksandsteine und Tonziegel nach Gutdünken durch einander gemauert wurden, gerade wie man sie anfuhr.

Es ist früher und auch noch in neuerer Zeit häufig darauf hingewiesen worden, daß der Kalksandstein bei einem größeren Schadenfeuer nicht stand halten wird, da der Kalk sich beim Brennen in ein lockeres

Pulver verwandelt, und zahlreiche Ziegeleibesitzer glauben, dies am besten dadurch nachweisen zu können, daß sie die Kalksandsteine zusammen mit den Tonziegeln im Ringofen brennen. Naturgemäß kam ein loses Pulver heraus. Indessen haben diese Herren dabei ganz übersehen, daß ein Schadenfeuer von einer so hohen Temperatur und so langer Dauer, wie das Feuer im Ringofen, kaum jemals ausbrechen dürfte. Die Brandproben des Kgl. Materialprüfungsamtes in Großlichterfelde haben dagegen regelmäßig erwiesen, daß der gute Kalksandstein einen vollwertigen Baustoff darstellt, der dem guten Tonziegel nicht nachsteht, vorausgesetzt natürlich, daß diese Herstellung mit aller Sorgfalt vorgenommen ist. Bild 32—34 zeigen Ihnen einige aus Kalksandstein erbaute Häuser.

In neuerer Zeit hat sich neben den Kalksandsteinen noch ein zweiter künstlicher Baustoff Eingang verschafft. Dies ist der Zement-

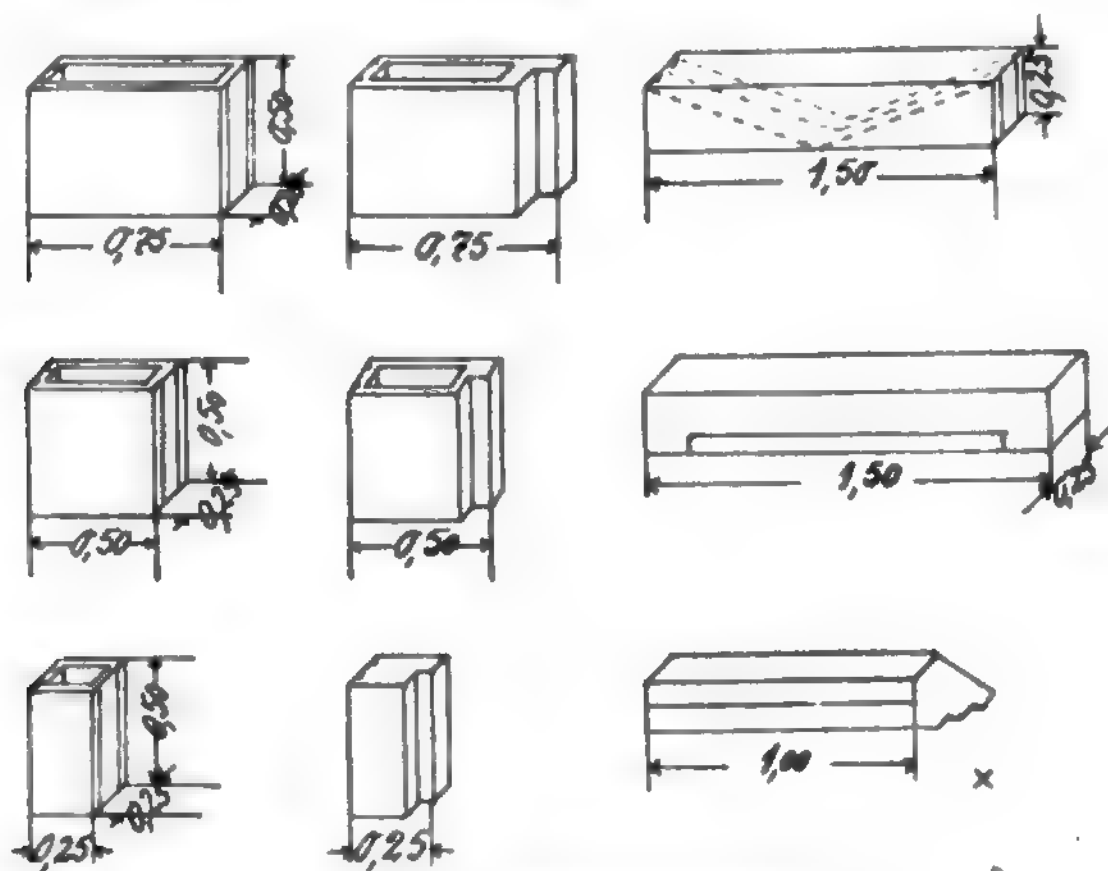


Bild 35. Zementmauersteine.

mauerstein (Bild 35), der jetzt anfängt, ebenfalls in größeren Massen zur Benutzung zu kommen.

Seine Stellung auf dem Baumarkte ist allerdings noch nicht ganz sicher, und es wird gewiß noch einer ganzen Reihe von Jahren bedürfen, um ihm dieselbe Verbreitung zu geben, wie den Kalksandsteinen, wenn dieser Fall überhaupt in der gleichen Weise wie bei den Kalksandsteinen eintritt.

Wer der erste Hersteller der Zementmauersteine gewesen ist, steht nicht fest. Herr Jörgensen aus Wedel in Holstein hat vor einigen Jahren in einer Versammlung von Zementwarenfabrikanten in Berlin einen Zementmauerstein vorgelegt, der seit einer Reihe von Jahren vermauert war und sich gut gehalten hatte. Dieser Stein erregte damals allgemeines Aufsehen, trotzdem hierfür eigentlich gar kein Grund vorlag.

Dachsteine aus Zement gibt es nämlich schon seit dem Jahre 1883, und es hätte also nichts näher gelegen, als in gleicher Weise wie Dachsteine auch Mauersteine mit Hilfe von Zement und Sand herzustellen. Warum dies nicht geschehen ist, ist nicht ganz klar. Wahrscheinlich glaubte man, daß eine ganze Reihe eingebildeter Nachteile dem Zementmauerstein anhaften würden, die sich später tatsächlich als nichtig erwiesen haben. Wir können annehmen, daß die ersten Zementmauersteine etwa vor 10 bis 15 Jahren in größeren Mengen hergestellt sind, während man die Steine vereinzelt gewiß auch schon früher angefertigt hat.

Die Einführung auf den Baumarkt fand erst in umfangreicherem Maße statt, als sich am 19. März 1901 die Schutzvereinigung der Zementdachstein-Fabrikanten Deutschlands, der heutige Zementwaren-Fabrikanten-Verein Deutschlands, gründete. Dieser Verein war ursprünglich ins Leben gerufen worden, um die Angriffe der Landfeuersozietäten gegen die Zementdachsteine abzuwehren und vor allen Dingen zu zeigen, daß dieses Dachdeckungsmaterial nicht die ihnen angedichteten Nachteile bei einem Brande besitzt. Es lag auf der Hand, daß der Verein, nachdem die Angriffe der Landfeuersozietäten glücklich abgeschlagen waren, sich nicht wieder auflöste, sondern sich nunmehr weiter mit der Frage beschäftigte, wie die Zementdachsteinindustrie zu heben und zu fördern ist. Hierbei kam man naturgemäß auch auf den Zementmauerstein, und so finden wir in den Hauptversammlungen besonders der letzten Jahre nicht selten den Zementmauerstein und seine Herstellungsart sowie die mit ihm gemachten Erfahrungen angeführt und besprochen. Auch die Fachpresse hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Aufsätzen gebracht, die sich vom praktischen wie vom theoretischen Standpunkte aus mit dem Zementmauerstein eingehend befassen.

Zur Herstellung der Zementmauersteine nimmt man einen guten Portland-Zement und einen geeigneten Sand. In der Literatur findet man gewöhnlich angegeben, daß der Sand fein, sehr scharfkantig und von gleichmäßiger Korngröße sein muß. Die Erfahrungen haben ergeben, daß dies unrichtig ist, und daß man bei der Wahl eines Sandes von gleichmäßiger Korngröße verhältnismäßig geringe Druckfestigkeiten erzielt. Der Sand darf im Gegenteil kein zu gleichmäßiges Korn haben, sondern er soll neben groben Teilen auch viele feine besitzen. Der Verfertiger der Zementmauersteine tut infolgedessen gut, wenn er seinen Sand siebt und dann die verschiedenen Sorten derartig miteinander mischt, daß ein möglichst hohes Litergewicht herauskommt. Ist dasselbe erreicht, so ist damit gekennzeichnet, daß durch das Mischen des feinen und groben Sandes die geringste Menge Hohlräume erzielt wird. Besondere Aufmerksamkeit muß der Zementmauersteinhersteller darauf verwenden, daß er immer mit demselben Gemisch arbeitet. Dies wird vielfach unberücksichtigt gelassen, und es kommt

dann sehr leicht vor, daß die Festigkeit der Steine erheblich sinkt. Der Grund hierfür liegt gewöhnlich darin, daß die Korngröße des Sandes im Lager wechselt, und, wenn der Sand unmittelbar vom Lager aus verwendet wird, dann entsprechend der wechselnden Korngröße im Lager auch die Festigkeit eine andere wird. Gleichzeitig ist darauf zu achten, daß im Sande Gips und Schwefelkies, die zur Entstehung von Auswitterungen im fertigen Zementstein Veranlassung geben, fehlen.

Was den zu benutzenden Zement betrifft, so muß er in erster Linie ausschlagfrei sein, da sich sonst die Steine leicht mit einer weißen Schicht überziehen, die nach jedem Regen von neuem wieder auftritt. Auch das zur Verwendung kommende Wasser ist daraufhin zu untersuchen, ob es keine auffallenden Mengen von Salzen in gelöstem Zustande enthält.



(Bild 35a. Werkplatz für Zementsteine mit Arbeitergruppe.

Zement und Sand werden mit einander gemischt. Das Verhältnis beider zu einander ist verschieden, entsprechend der zur Verwendung kommenden Sandmischung. Eine vortreffliche Festigkeit erreicht man naturgemäß mit einer Mischung von 1 Zement:3 Sand. Die auf diese Weise hergestellten Steine werden jedoch über Gebühr teuer und haben schließlich auch eine Festigkeit, die für viele Zwecke unnütz hoch wäre. Infolgedessen geht man mit der Sandmenge bedeutend höher und wählt im Durchschnitt das Verhältnis 1:6 bis 1:9, in den meisten Fällen 1:8.

Während der Mischung von Zement und Sand wird gleichzeitig Wasser zugegeben, und zwar soviel, daß die Mischung gut zusammenhält, wenn sie in Formen eingeschlagen wird. Die vorerst noch sandige und sich wenig feucht anfühlende Masse wird in die Form gebracht, die dem künftigen Mauerstein Gestalt gibt. Man füllt die Form mit der

Masse an und schlägt mehrmals mit einem Holzhammer oder ähnlichem Schlagwerkzeug darauf. Je dichter die Masse geschlagen wird, um so fester wird der Stein. Es sind auch Vorrichtungen im Betriebe, bei denen das Schlagen maschinell betrieben wird. Die Formtische sind so eingerichtet, daß mehrere Formlinge gleichzeitig hergestellt werden. Nach erfolgtem Einschlagen bleiben die Formlinge auf den Unterlagsblechen oder Brettchen so lange stehen, bis sie durch das Abbinden des Zementes hart geworden sind. Die fertigen Steine besitzen dem Aussehen nach eine große Ähnlichkeit mit Sandsteinen. Hinsichtlich der Festigkeit bleiben sie meist hinter Ziegeln und Kalksandsteinen zurück.

Die Herstellungskosten für Zementsteine schwanken entsprechend den örtlichen Verhältnissen und den sonstigen in Frage kommenden Umständen. In der Literatur findet sich angegeben, daß 1000 Steine in einer Fabrik kosteten:

1,5 cbm Sand . . . . .	0,90 M.
320 kg Zement . . . . .	8,32 „
Arbeitslohn einschl. Wegfahren	2,50 „
Verzinsung und Bruch . . . .	0,50 „
	<u>12,22 M.</u>

Die Herstellungskosten mit 12,20 M. für das Tausend erscheinen außerordentlich niedrig und sind auch nur dadurch zu verstehen, daß als Größe  $22 \cdot 10 \cdot 5,6$  angegeben wird. Beim deutschen Reichsmaß kann man darauf rechnen, daß sich der Preis sicher auf 16–18, selbst auf 20 M. für das Tausend stellt.

Hinsichtlich ihrer Verwendung sind die Zementmauersteine, wenn sie gut hergestellt sind, an und für sich in keiner Weise beschränkt, abgesehen vielleicht von dem Bau von Fabrikschornsteinen, zu denen man sie nicht benutzt, sondern für die man zweckmäßiger Steine aus Zementbeton anwendet. Besonders interessant ist die Verwendung von Zementmauersteinen als Verblender, vorausgesetzt, daß sie eine schöne Farbe, gefälliges Aussehen und möglichst hohe Wasserundurchlässigkeit besitzen. Man erzielt eine schöne Färbung beim Zementmauerstein durch Farbzusätze und die innige Mischung der Masse mit den Farben. Das Mischungsverhältnis zwischen Zement und Sand ist hier gewöhnlich 1:3 oder 1:4.

Die Verwendung für Tiefbauzwecke ist sehr naheliegend, da die Festigkeit durch die Einwirkung der Feuchtigkeit wächst. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Zementmauerstein gerade für Kanalisationszwecke und unterirdische Bauten sich ein umfangreiches Feld erobern wird, vorausgesetzt, daß man darauf achtet, daß das mit ihm in Berührung kommende Wasser nicht stark kohlenensäure- oder gipshaltig ist.

Die Baubehörden stellen sich dem Zementmauerstein gegenüber verschieden. Die einen verbieten seine Anwendung noch vollkommen,

so z. B. in Hamburg, Perleberg u. s. w., während die anderen weniger streng vorgehen und die Verwendung des Zementmauersteines innerhalb gewisser Grenzen zulassen. So darf man ihn z. B. in den Vororten von Hamburg benutzen.

Im Anschlusse an die Ihnen genannten Zementmauersteine will ich noch einen kurzen Blick auf die Zementhohlquadern (Bild 35 bis 37) werfen, die neuerdings nicht nur in Amerika Verwendung finden, wo sich besonders die nach ihrem Erfinder Palmer benannten Blöcke großer Beliebtheit erfreuen, sondern auch in Deutschland zu vielen Bauten bereits benutzt werden. Es handelt sich hier um größere Werkstücke aus gestampftem oder gegossenem Beton, die wie Quadern aus natürlichem Stein versetzt werden. Früher hat man solche Blöcke ohne Hohlräume hergestellt und sie besonders bei Wasser- und Hafenbauten Verwendung finden

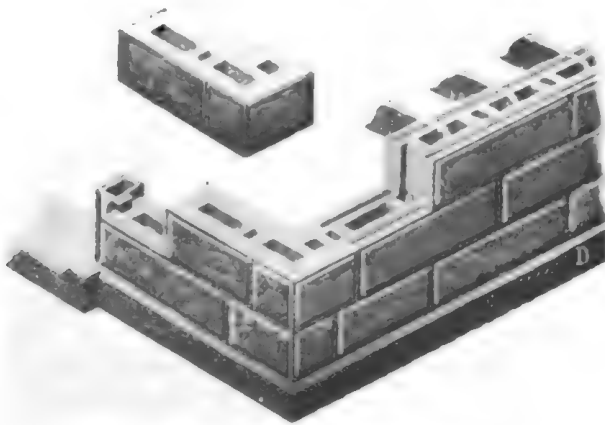


Bild 36. Hohle Betonquadern.

lassen, neuerdings stellt man sie hohl her, achtet jedoch darauf, dass ihre Festigkeit gegenüber der der massiven Blöcke in keiner Weise vermindert wird. Gewöhnlich sind die Außenmaße so, daß ein solcher Block bis zu einem halben Quadratmeter Ansichtsfläche darbietet, was bei einer Wand von 1 1 Stärke etwa 50 Ziegeln deutschen Reichsmaßes entspricht. Die Dicke des Quaders ist dabei 250 mm und sein innerer Hohlraum ungefähr 80—120 mm breit. Ein Block von solcher Abmessung hat nur verhältnismäßig geringes Gewicht und läßt sich bequem verlegen, wobei noch der Umstand günstig mitwirkt, daß er mit scharfen Kanten genau rechtwinklig hergestellt werden kann. Der Mörtelverbrauch ist bei Anwendung dieser Blöcke naturgemäß ungleich geringer als bei Ziegelmauerwerk. Ein guter Verband wird auf einfache Weise dadurch hergestellt, daß man die Fugenflächen mit ineinander greifenden Falzen versieht. Die Hohlräume dienen gleichzeitig dazu, Leitungsröhren



für Gas und Wasser sowie Drähte für den Fernsprecher und das elektrische Licht aufzunehmen. Außerdem wirken sie als vortreffliches Isolier- und Ventilationsmittel. Auch können die Außenflächen der Quadern ohne große Kosten mit Ornamenten, Blendfugen u. s. w. versehen werden. Damit der Innenputz gut haftet, wird die der Innenseite der Wände zugewandte Seitenfläche der Blöcke zweckmäßig durch flache Rillen aufgeraut. Gewöhnlich werden die Blöcke in der natürlichen grauen Farbe hergestellt, doch kann man sie auch durch Beimischung von passendem Steinmehl granitartig gestalten, wobei man sich oft darauf beschränkt, nur die Schaufflächen zu färben.



Bild 37. Haus aus hohlen Betonquadern.

Besonderes Interesse bietet die Gründung verschiedener Baugenossenschaften, deren Entstehung durch die Verwendung solcher Betonblöcke bedingt ist. Eine dieser Gesellschaften ist die Baugesellschaft „Freie Scholle“ zu Berlin, E. G. m. b. H., welche im Jahre 1896 gegründet wurde und mitten im märkischen Kiefernwald im Norden Berlins zwischen Weidmannslust und Tegel eine freundliche Landhauskolonie hervorgezaubert hat.

Hübsche Häuschen (Bild 38—40) stehen dort inmitten kleiner Gärten aufgebaut. Unmittelbar an sie schließt sich der märkische Kiefernwald an. Alle diese Häuschen, z. Z. etwa 60 an der Zahl, sind von einer oder 2 Familien bewohnt, welche die Freuden des Landlebens genießen wollen, ohne von Berlin all zu weit entfernt zu sein. Zum Bau

der Häuschen sind allein Zementhohlquadern verwendet worden. Auch für die Bedachung der Häuser sind fast überall Zementdachsteine gewählt. Die Häuser sind warm und trocken und in kurzer Zeit nach ihrer Erbauung beziehbar.

Zur Herstellung der Blöcke wurde der Sand benutzt, der sich unmittelbar an Ort und Stelle befindet. Die Betonblöcke sind 75 cm lang, 25 cm stark und 50 cm hoch. Sie werden in eisernen Formen durch Handarbeit in einer Wandstärke von 6 cm hergestellt. Zement und Sand werden mit der Schaufel gemischt, und ein nahes Fließ bietet das Wasser dazu. In kurzer Zeit stehen Tausende von Blöcken fertig da und harren der Verwendung.

Die Herstellungskosten der auf diese Weise erbauten Häuser bleiben erheblich unter den Kosten für Ziegelbauten zurück. Wenn man für



Bild 38. Landhauskolonie bei Weldmannslust.

eine  $1\frac{1}{2}$  ziegelstarke Wand 20 M. für den cbm annimmt und berücksichtigt, daß eine solche Wand durch Hohlblöcke von 25 cm Stärke ersetzt werden kann und daß der Innen- und Außenputz erspart werden, so stellt sich der Preis für den qm bei Ziegelbauten auf etwa 9 M., für den qm Hohlquaderwand einschließlich eines wasserundurchlässigen Anstriches auf 6,50 M. Die Ersparnis gegenüber dem geputzten Ziegelbau beläuft sich auf etwa 28 v. H.

Sie werden mich nun fragen, ob der Zementmauerstein, mag er im deutschen Reichsmaß oder größer hergestellt werden, gegenüber den Tonziegeln nicht irgend welche Nachteile besitzt. Ich muß hierauf erwidern, daß es ziemlich schwer ist, hierauf eine Antwort zu erteilen. Wie Sie wissen, sind auch die Tonziegel hinsichtlich ihrer Güte großen Schwankungen unterworfen. Man versteht darunter nicht selten auch

schwach gebrannte Formlinge aus sandigem Lehm, die noch so weich sind, daß sie in der Hand abfärben; andererseits wieder sind Ziegel oft so dicht wie Klinker. Es befinden sich Ziegel am Markt, deren Druckfestigkeit nicht 100 kg/cm erreicht, andererseits sind Klinker bekannt mit einer Druckfestigkeit von über 600 kg. Die Zementmauersteine lassen sich hinsichtlich der Festigkeit nur mit dem minderfesten Ziegel vergleichen, die durchschnittliche Festigkeit wird 120 kg/cm nicht übersteigen, während für Ziegel eine Durchschnittsfestigkeit von 200–300 kg/cm angenommen werden kann. Von Belang ist, daß die Zementmauersteine hinsichtlich der Größe und Ebenflächigkeit dem Ziegel vielfach überlegen sind. Die Ursache hierfür ist darin zu suchen, daß der Zementstein während der Herstellung keine große Veränderung erleidet. Der Ziegel weist aber eine Längsschwindung von 10 v. H. auf. Bei den Lieferungen sind oft alle Zwischenstufen vertreten.



Bild 39. Fertiger Rohbau aus Zementsteinen.

Ein Umstand, der vielfach ins Feld geführt wird, ist die geringere Wasseraufnahmefähigkeit und Luftdurchlässigkeit der Zementmauersteine. Alle Wandungen der Wohnräume sollen luftdurchlässig sein. Die Größe der Durchlässigkeit richtet sich nach der Wasseraufnahme des Stoffes, aus welchem dieselben hergestellt sind. Selten kommt nur ein einziger Baustoff in Frage, meist sind es mehrere. Sehen wir uns eine Hausmauer an, so finden wir: 1. Ziegel, 2. Mörtel für die Ziegel, 3. Innenputz, 4. Außenputz, 5. Innenanstrich oder Bekleidung, 6. Außenanstrich. Die Luftdurchlässigkeit jedes einzigen Stoffes ist von Belang. Es ist bekannt, daß durch Ölpapier die Luft abgeschlossen werden kann. Denken wir z. B. nur an die Einschlagpapiere für die Butter. Was nutzen also leicht luftdurchlässige Wände, wenn sie außen mit einem luftundurchlässigen Farbenanstrich versehen werden?

Daß Wände aus Ziegeln oder Zementmauersteinen allein ausgeführt werden, kommt nicht vor. Immer wird Mörtel mit verwandt. Wollen wir Wände aus beiden Stoffen miteinander vergleichen, so darf die Beschaffenheit des Mörtels nicht außer acht bleiben. Unter Umständen hat man es durch geeignete Auswahl des Mörtels in der Hand, die Luftdurchlässigkeit zu fördern oder zu hemmen.

Das Gleiche, was vom Mörtel gesagt ist, trifft auch für die übrigen Baustoffe zu. Wir haben Ziegel, welche luftundurchlässig sind (Klinker) und solche, welche leicht durchlässig sind (poröse Ziegel). Auch diese Eigenschaft trifft für Zementmauersteine zu, wenn auch nicht in so weiten Grenzen.

Fragen wir uns nun, welche Nachteile eine geringere Wasserdurchlässigkeit bringt, so kommt zunächst die mehr oder minder schnelle Lüftung in Frage. Aber selten macht sich diese unangenehm bemerkbar.



Bild 40. Landhaus aus Zementsteinen während des Baues.

Schlimmer ist das Feuchtwerden der Wände. In jedem bewohnten Raum gibt es Wasserdämpfe, die sich verdichten, wenn die Wandflächen abgekühlt werden. Sie schlagen sich dann auf den Wänden nieder. Sind die Wände leicht luftdurchlässig, so führt die austretende Luft das Wasser fort, weil die Luft ein guter Wasserträger ist, was wir ja vom Trocknen der Wäsche wissen. Die minder große Luftdurchlässigkeit der Zementmauersteine gegenüber dem Ziegel ist von wenig Belang, da sogar ganz dichte Steine, wie Kalksteine und Sandsteine, zu Hausbauten Verwendung finden.

Ein wirklicher Nachteil der Zementsteine ist ihr Gewicht, das etwas höher ist als das der Tonziegel, doch wird allgemein angegeben, daß sich die Maurer auch hieran sehr bald gewöhnen. Dem Kalksandstein hatte man anfangs genau denselben Übelstand nachgesagt, ohne

daß dies der Verbreitung und der Verwendung der Kalksandsteine jedoch nachteilig geworden wäre.

Gewiß ist es bedauerlich, daß, nachdem die Kalksandsteine den Tonziegeln schon so lebhaften Wettbewerb machen, nunmehr auch die Zementmauersteine mit in den Wettbewerb eingetreten sind. Es wird sich wenig gegen dieselben machen lassen, und sie haben unzweifelhaft, wenn man die Sachlage objektiv betrachtet, dieselbe Daseinsberechtigung wie die Tonziegel. Wir werden uns also mit ihrem Vorhandensein abfinden müssen, und ich glaube, der Tonziegelfabrikant wird am besten fahren, wenn er sich bemüht, dem Wettbewerb der neuen Steine dadurch entgegenzutreten, daß er seine Ziegel so gut und scharfkantig und ebenflächig wie möglich macht und ihnen eine möglichst saubere Form zu verleihen sucht. In diesem Falle werden die Tonziegel auch ferner von den Bauunternehmern gern gekauft werden und sich nicht so schnell aus dem Felde schlagen lassen, wie mancher es wohl annimmt. Andererseits aber werden die Tonziegelfabrikanten ihr Augenmerk darauf richten müssen, wenn irgend möglich billiger als bisher Ziegel herzustellen. Gelingt dies, so werden sie auch in dieser Richtung den Kampf mit den Konkurrenten nicht zu fürchten brauchen. Ferner sollte ihr Streben dahin gehen, daß die Festigkeiten der Ziegel besser ausgenutzt werden. Die Vorschriften der Bauordnungen, die Mauern so und so viel Ziegel stark zu machen, stehen z. T. auf veralteten Grundregeln.

## 7. (5. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

**Sonntag, den 4. Juni 1905.**

Geselliges Beisammensein in den Räumen und im Garten der „Ressource zur Erholung“, Oranienburgerstr. 18. Beginn 4 $\frac{1}{2}$  Uhr.

Von der festgesetzten Stunde ab versammelten sich die Mitglieder unserer Gesellschaft auf der Terrasse des Gartens, wo an einzelnen Tischen der Kaffee eingenommen wurde.

Danach begann der Rundgang durch das Gebäude und den Garten, wobei Herr Saxenberg die Führung übernommen hatte. Den Mittelpunkt in der Zahl der vorhandenen Räumlichkeiten bilden die beiden großen Säle, die durch ein breites Foyer mit einander verbunden sind. Dazu kommen alsdann der Damensalon und mehrere kleinere Zimmer, z. B. ein Musikzimmer und die Spielzimmer. Alle Räume sind ihrer

Bestimmung entsprechend ausgestattet, besonders hübsch macht sich der Damensalon mit seinen hellen Farben. An den Wänden hängen einige schöne Gemälde: in den Herrenzimmern sind es die Porträts von Männern, welche sich besondere Verdienste um die Gesellschaft erworben haben.

Nach dem Garten zurückgekehrt, besichtigten wir zunächst die Kegelbahn, die sich an der einen Längswand des Grundstückes entlang zieht. Auch hier sind die Wände mit hübschen Bildern geschmückt. Zwei von ihnen haben ein lokalhistorisches Interesse; sie stammen aus den Anfängen der Ressource, also aus dem Jahre 1784 ungefähr. Das eine stellt einen Blick in den Garten dar mit der Sophienkirche im Hintergrunde, und auf dem zweiten erblickt man die ehemalige Straßenfront, es ist dargestellt ein bescheidenes Häuschen und ein hölzernes Tor, das in den Garten führt. Auf der Straße sind einige Herren und Damen abgebildet, welche sich dem Gartentor nähern, sowie eine Portechaise.

Der Garten nun zerfällt in zwei Teile, der größte Teil des vorderen besteht aus einem umfangreichen Rasenplatz mit hübschen Blumenbeeten und einer großen Laube, im hinteren Teil befinden sich die Spielplätze mit den Turn- und Schaukelgeräten. An den Gängen des Gartens stehen besonders schöne und hohe Kastanien und Ahornbäume, welche reichlich Schatten spenden.

Nach dem Rundgang nahm die Gesellschaft in der großen Laube Aufstellung und Herr Photograph Bartels machte einige Aufnahmen.

Hierauf versammelte man sich in einem der beiden großen Säle und Herr Geheimrat Friedel ergriff zunächst das Wort, um dem Vorstand der Ressource, insbesondere Herrn von Holten, sowie unserem lebenswürdigen Führer, Herrn Saxenberg, den Dank der Brandenburgia abzustatten, sodann aber gedachte er mit warmen Worten des hohen Brautpaares und wünschte ihm Glück und Segen für die Zukunft. Die Gesellschaft erhob sich als Zeichen der Anteilnahme von den Plätzen.

Darauf ergriff Herr Saxenberg das Wort zu seinem Vortrage über die Geschichte der Ressource. Wir wollen im folgenden aus dem reichen Material nur die wichtigsten Punkte hervorheben. Der Ursprung der Ressource läßt sich auf einen bereits im Jahre 1783 bestehenden geselligen Verein zurückführen. Eine feste Form erhielt die Gesellschaft jedoch erst am 10. Oktober 1784, und zwar gehörten zu den tätigsten Gliedern der Kriegsrat Schönebeck und der Kaufmann Devrient. Das Ölgemälde des letzteren schmückt die eine Wand des Spielzimmers. Der Verein trat mit 114 Mitgliedern ins Leben und rekrutierte sich aus dem höheren Bürger- und Beamtenstande. Er hatte sich das Ziel gesetzt, seinen Mitgliedern im Sommer und Winter Gelegenheit zur Geselligkeit zu geben. Für die Sommerversnügungen hatte man bald

ein geeignetes Lokal gefunden und zwar in dem Garten, den wir eben durchwandert hatten, der dem Kriegsrat Therbusch gehörte. Am 29. Oktober 1792 wurde der Mietskontrakt abgeschlossen, und im Jahre 1800 ging das Grundstück in den Besitz der Ressource über. Anders war es mit den Räumlichkeiten für die Wintervergnügungen bestellt; hier war man lange Jahre hindurch auf die Wanderschaft angewiesen, bis man sich endlich im Jahre 1840 entschloß, die Vorderfront zu bebauen und in dem Erdgeschoß die für die Geselligkeit erforderlichen Säle und Zimmer sich selbst einzurichten. Die letzten Vergrößerungen datieren aus dem Jahre 1878, seit dieser Zeit bestehen die zwei schönen Säle, so daß das Ressource-Lokal mit seinem Garten entschieden das schönste aller Privatlokalitäten Berlins ist. Der Herr Redner schilderte sodann die innere Geschichte der Ressource, das Aufundab ihres Mitgliederbestandes, die verschiedenen finanziellen Operationen, u. ä. Im großen und ganzen kann man wohl sagen, spiegelt sich in dem Gedeihen der Gesellschaft die Geschichte der letzten 150 Jahre wieder. Die Kalamitäten der Napoleonischen Zeit, das Jahr 1848 und die Feldzüge von 1866 und 1870 haben ihre Schatten und ihre Lichter auch in die Räume der Ressource geworfen. Zu dem Feldzug gegen Österreich hatte der Verein neun Mitkämpfer gestellt, und im französischen Krieg haben 38 Mitglieder, bezw. die Söhne von Mitgliedern, mitgefochten; von jenen war einer den Heldentod gestorben, während die übrigen glücklich, wenn auch z. T. blessiert, heimgeliehet waren. Eine Tafel mit den Photographien der Kombattanten hält die Erinnerung an die große Zeit lebendig. Aber auch die Männer, welche sich besondere Verdienste um die Gesellschaft, z. B. als Vorsteher, erworben haben, hat man im Bilde verewigt. Wir haben schon die Namen der Stifter genannt; es mögen noch zwei weitere erwähnt werden; nämlich der des Magistratsvorstehers Wentzel, welcher 25 Jahre hindurch das Amt des Vorstehers inne gehabt hatte, und der des Stadtrates und Apothekers Baerwald, der das Amt sogar 37 Jahre lang verwaltet hat. Die Bilder in der Kegelbahn stellen ebenfalls Wentzel in mehreren Situationen dar.

Die Vergnügungen der Gesellschaft bestehen im Winter in Bällen und im Sommer in Garten-Konzerten, daneben finden Réunions mit musikalischen und deklamatorischen Vorträgen, z. T. von den Mitgliedern der Gesellschaft unter kunstverständiger Leitung, statt. Auch prachtvolle Maskenbälle hat die Gesellschaft abgehalten.

Nach dem Schluß des Vortrages sprach Herr Geheimrat Friedel Herrn Sachsenberg den Dank der Brandenburgia aus und rief der Ressource ein kräftiges Vivat, crescat, floreat zu.

Im Anschluß an die Geschichte des Grundstücks teilt Herr E. Friedel folgendes mit:

Zwei für unsere Gegend immerhin recht seltene Funde römischer

Münzen sind in der Nachbarschaft gemacht. Bereits i. J. 1857 erhielt ich eine ziemlich abgegriffene Kupfermünze von Domitian (81—96), ausgegraben auf dem den alten Berlinern noch wohl erinnerlichen Kraatzschen Gärtnergrundstück Ecke Artillerie- und Oranienburger Straße; die andere von Constantin (316—337) ist Oranienburger Straße 59 ausgegraben. Der hier in der Ressource verwahrte große fast kugelige Stein, angeblich hier gefunden, scheint mir ein großer, schwerer Reibe-stein gewesen zu sein, passend zu einem der bekannten schweren germanischen Mahltröge (Hünenhacken), die fast immer an einem Ende abgeschlagen und allmählich mit Hülfe eines dgl. Mahlsteines beim Kornquetschen und Kornmahlen ausgehöhlt worden sind. Die Münzen sind unter 1039 u. 9878 im Märkischen Museum verwahrt.

Hierauf hielt Herr Professor Dr. Pniower einen Vortrag, den wir hierunter als besonderen Aufsatz bringen.

Nach dem Vortrage begab sich die Gesellschaft zurück in den Garten, wo das Abendbrot eingenommen wurde, und wo man noch lange bei munterem Geplauder zusammenblieb.

## Aus der Chronik der Oranienburger Straße.

Von Otto Pniower.

Nachdem Sie die Geschichte der Gesellschaft, die uns heute gastlich aufgenommen hat, gehört haben, sei es mir gestattet, einiges aus der Geschichte der Straße, in der wir uns befinden, zu berichten.

Die Oranienburger Straße gehört nicht zum alten, wohl aber zum älteren Berlin. Ihr eigentlicher Geburtstag ist unbestimmt d. h. wann sie ihren heutigen Namen erhielt, ist nicht auf das Jahr anzugeben. Wie vielen von Ihnen bekannt sein wird, schloß das alte Berlin im Norden das Spandauer Tor ab, das da stand, wo die Spandauer und Neue Friedrichstraße zusammentreffen. Von dort aus führte eine Heer- und Landstraße nach Spandau und Hamburg. Bei der neuen Befestigung der Stadt, die unter dem Großen Kurfürsten von 1658—80 durchgeführt wurde, ward die nächste Umgebung in der Spandauer Straße umgestaltet und auch die frühere Spandauer Heerstraße verändert. Streckenweise fiel sie nun mit der Straße zusammen, in der wir uns eben befinden.

In die Zeit nach der Beendigung der neuen Befestigung fällt ihre Entstehung, ohne daß sie jedoch sogleich einen bestimmten Namen erhielt. Der erscheint erst im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, wo wir ihn auf den Plänen der Königlichen Residenzstadt Berlin finden. Vgl. den Plan von Dusableau v. J. 1723. Das Werden und die Entwicklung der Oranienburger Straße hängt aufs engste mit der Geschichte



des in der älteren Zeit bedeutendsten in ihr befindlichen Grundstücks, des Schlößchens und Gartenterrains Monbijou, zusammen. Schon im 16. Jahrhundert besaßen die Kurfürstinnen hier ein Vorwerk. Das Gebiet wurde zeitweise bedeutend vergrößert. 1670 gehörte der Kurfürstin Dorothea das gesamte Gelände zwischen der Spree, der Oranienburger Straße und dem Zuge der Friedrichstraße nördlich von der Weidendammer Brücke. Allein schon ihre Nachfolgerin, Sophie Charlotte, entäußerte sich eines großen Teiles dieses Besitzes, indem sie 1691 das vor dem Spandauer Tore zwischen ihrem Lustgarten und den Festungswerken belegene Gelände zu Bebauungszwecken parzellierte und bis 1698 auch das Terrain westlich von dem Garten an Private überließ.

Das war so zu sagen die Geburtsstunde der Oranienburger Straße. Damals wurden die ersten Häuser in ihr errichtet. Die weitere Bebauung ging nicht eben rasch vor sich. Nicolai, der bekannte Schriftsteller und Geschichtschreiber Berlins, berichtet in seiner Beschreibung der Residenz (3. Aufl. 1786 1,38), daß 1697 etwa vier Häuser in der Straße vorhanden waren. Das moderne Tempo Berliner Straßenanlagen war dazumal noch nicht erreicht. Erst unter Friedrich Wilhelm I. füllten sich die Lücken mehr und mehr. Auf einem Plan der „Nordlichen Seite der Residenzstadt Berlin“ vom Jahre 1717, den Anna Maria Wernerin gezeichnet, Georg Paul Busch, der Lehrer Georg Friedrich Schmidts, gestochen hat, erscheint sie dann reichlich mit Häusern besetzt. 1713 wurde hier an der Ecke der Wassergasse, der heutigen Artilleriestraße, ein Wohnhaus für Postillione errichtet, zu dessen Aufbau sämtliche Postbedienstete freiwillig beitrugen. Auch der König steuerte eine Summe bei und gab einen Vorschuß. Unter Friedrich dem Großen wurde i. J. 1766 dieses Postillionhaus in eine Posthalterei umgewandelt. Denselben oder ähnlichen Bedürfnissen dient das Grundstück heute noch, nachdem in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vollständig neue Bauten auf ihm aufgeführt worden sind.

Wie es in der Gegend hier aussah, bevor die Straße angelegt war, lehren zwei Momente. Das Terrain, auf dem heute die Häuser 24—27 stehen, hieß der Weinberg, auch Schinderberg. Vielleicht befand sich also hier einmal eine Richtstätte. Und das Gebiet zwischen der Artillerie- und Friedrichstraße, das der Magistrat im Jahre 1702 verteilte, führte den Namen Gänsepfühle.

Auch in der ersten Zeit ihres Daseins kann unserer Straße nur Vorstadtcharakter eigen gewesen sein. Viehmästereien und andere Wirtschaftsgebäude, Krüge, Ausspannungen, wemns hoch kommt, Gasthöfe werden sich in ihr befunden haben. In einem hier in der nächsten Nachbarschaft gelegenen Hause, das die Nummern 13—15 führt, befand sich noch vor dreißig Jahren ein Relief aus Sandstein, das jetzt im

Besitz des Märkischen Museums ist, (vgl. Rud. Buchholz, Verzeichnis der im Märkischen Museum befindlichen Berlinischen Privatalterthümer, Berlin 1890, S. 41) und von dem eine Nachbildung in einem Hofgebäude des Hauses eingemauert ist. Es stellt, wie die Abbildung zeigt, ein



aufgezäumtes Pferd dar, dessen Zügel an einem Baum befestigt sind. Über ihm steht ein Adler. Auf einer Platte befinden sich die Buchstaben V. D. M. J. Ae., die das Psalmenwort *Verbum Domini manet in aeternum* bedeuten. Die Form des Adlers weist die Darstellung in die Zeit Friedrich Wilhelms I., und man hat mit Recht vermutet, daß es einst ein Schild zu einem Wirtshause war, das etwa „Zum schwarzen Adler“ hieß.

Ich möchte Ihnen nun von einzelnen markanten Bauten der Straße das Wichtigste berichten, was am lebendigsten ihre Geschichte illustriert.

Zunächst kommt noch einmal Schloß Monbijou in Betracht und zwar zuerst der Gebäudekomplex. So wie wir ihn heute vor uns sehen, ist er nicht auf einmal geworden. Die Bauanlage hat verschiedene Phasen durchgemacht und ihre Physiognomie wiederholt geändert. Zuerst entstand der heute von der Straße aus nicht sichtbare Mittelbau. Er wurde von Eosander v. Goethe, Schlüters bekanntem Rivalen, für das Gräflich Wartenbergsche Paar im Anfang des 18. Jahrhunderts 1703 oder 1708 — das steht nicht genau fest, wahrscheinlich aber 1708 (s. Borrmann, Bau- und Kunstdenkmäler Berlins S. 315) — errichtet, Seine Hauptfront war, wie Sie auf den ausgelegten Bildern\*) erkennen, nach der Spree gelegen. Das Gebäude war im üppigsten Rokoko gehalten. Die heute noch vorhandene Porzellangalerie ist eins der wenigen in Berlin noch existierenden Überbleibsel dieser malerischen Stilart. Zu dem Hauptgebäude gehörten eine Reihe von Nebenbauten mit Pavillons, Grotten und Gartenanlagen, was alles in seiner Vereinigung ein für den damaligen Geschmack höchst charakteristisches Ensemble bildete. Schloß und Garten galten für ein wahres bijou, woher es seinen Namen erhielt (*Mémoires der Markgräfin von Bayreuth zum Jahr 1718*).

Der Graf von Wartenberg behielt das Schlößchen nicht lange als Eigentum. 1710 fiel er in Ungnade, und das Besitztum wurde der Kronprinzessin Sophie Dorothea überlassen. Diese behielt es bis zu

\*) Es waren zu dem Vortrag der Plan der Residenzstadt Berlin, gest. von Busch 1723, gez. von Dusableau, ferner die Ansichten des Schlosses Monbijou von C. J. Böcklin aus dem *Theatrum Europaeum* Bd. XVI und XVII 1717 und 1718, von G. P. Busch v. J. 1721 und die von Schleuen von c. 1705 ausgestellt.

ihrem Tode, der i. J. 1757 erfolgte. Sie hatte das Schloß prächtig anschnücken lassen und erweiterte es i. J. 1726 durch Anbauten. In noch höherem Maße geschah das, als Friedrich d. Gr. zur Regierung kam. Er kaufte ein benachbartes größeres Grundstück und ließ den östlichen Banteil mit zwei vortretenden Flügeln anlegen. Hiermit hatte das Gartenschloß seinen heutigen Umfang erreicht. Der ganze Komplex dagegen erhielt die Gestalt, die er jetzt bietet, erst fünfzig Jahre später. Nach dem Tode der Königin Sophie Dorothea blieb das Schloß an dreißig Jahre unbewohnt. Als Friedrich Wilhelm II. die Krone empfing, schenkte er es seiner Gemahlin, der Königin Friederike. Und wenige Jahre später 1789—90 wurden nach Ungers Plänen die beiden am Monbijouplatz liegenden Vordergebäude von Scheffler ausgeführt.

Damals hatte der zum Schloß gehörige Park einen bei weitem größern Umfang als heute. Immer mehr ward er seitdem eingeengt. Die erste Einbuße erlitt er, als er vor einem halben Jahrhundert i. J. 1854 für die Erbauung des Domkandidatenstifts den Grund und Boden hergeben mußte. Das Gebäude, von Stüler entworfen, trägt ganz den Charakter der in dieser Zeit in unserer Stadt errichteten kirchlichen Bauten z. B. der Jakobikirche in der Oranien-, der Lukaskirche in der Bernburgerstraße. Damals reichte der östlich von dem Stift gelegene Teil des Parkes noch tief in die Straße hinein. Dessen werden sich manche von Ihnen noch erinnern. Denn erst zwanzig Jahre später, im Anfang der siebziger Jahre, wurde sie an dieser Stelle auf die heutige Breite gebracht. Zu gleicher Zeit oder kurz darauf wurden die Häuser 77—78 errichtet, die die Wohnungen für die Beamten des Hofstaats enthalten.

1884—85 wurde im Park die englische Georgskirche gebaut, und vor etwa zwölf Jahren die Interimskirche für den Dom, die aber hoffentlich wieder verschwinden wird. Noch in der allerletzten Zeit erfuhr der Park eine nicht unbeträchtliche Einschränkung. Damit vom Nordwesten aus ein eigener Zugang zu dem neuen Kaiser Friedrichs-Museum geschaffen werde, wurde von der Oranienburger Straße aus eine neue, noch nicht einmal benannte zur Spree hin angelegt. Ihr Land führte über Parkgebiet, das abgetreten werden mußte. Auch den Abriß vorhandener Gewächshäuser und den Aufbau neuer hatte diese Änderung zur Folge.

Innerhalb der Mauern des Schlosses spielte sich manches Interessante ab. So nahm Peter der Große bei dem Besuch, den er i. J. 1718 dem Berliner Hof abstattete, mit seinem zahlreichen weiblichen Gefolge hier sein Absteigequartier. Die Aufnahme im Königlichen Schloß, die ihm angeboten wurde, soll er, der die Barbarei seines Gesindes nur zu gut kannte, abgelehnt haben. Seine Leute hausten denn auch in dem Palais nicht viel anders als vor etwa dreißig Jahren die Umgebung des

Schahs von Persien im Schloß Bellevue. „Nach der Abreise des Besuches sah es im Schloß aus wie in Jerusalem nach der Zerstörung. Nie sah ich Ähnliches. Alles war so zu grunde gerichtet, daß die Königin gezwungen war, fast das ganze Haus neu aufbauen zu lassen.“ So berichtet die Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs des Großen Schwester in ihren Memoiren, in denen sie von dem Aufenthalt des russischen Kaisers recht ergötzliche Einzelheiten zu erzählen weiß. Auch der Baron v. Pöllnitz spricht in seinen Erinnerungen (1791 Bd. 2 S. 65 f.) von dem von den Fremden geübten Vandalismus.

Friedlicher ging es ungefähr hundert Jahre später hier zu. Damals bewohnte den größeren Südflügel des Vordergebäudes der Bruder der Königin Luise, Herzog Karl von Mecklenburg - Strelitz. Er war 1815 eingezogen und blieb bis zu seinem Tode 1837 Bewohner. Er war ein Mann von vielen künstlerischen Interessen und besaß in ungewöhnlichem Maße die Gabe schauspielerischer Darstellung. Er und der damalige Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV, waren besondere Verehrer von Goethes damals noch allzu wenig gekanntem Faust (s. darüber Zelters Brief an Goethe vom 9. Mai 1816) und wünschten, das Drama auf der Bühne dargestellt zu sehen. Da das Unternehmen für ein ständiges berufsmäßiges Theater zu jener Zeit geradezu frevelhaft erschien, entschlossen sie sich, es mit Hilfe von Künstlern und zugleich halb dilettantisch durchzuführen. Jahrelange Versuche und Bemühungen, partielle Darstellungen gingen der Hauptaufführung voran. Sie fand endlich im Schlosse Monbijou am 24. Mai 1820 statt. Der Herzog spielte selbst den Mephisto, Pius Alexander Wolff den Faust, Madame Stich das Gretchen. Die Musik war vom Fürsten Radziwill komponiert.

Dies war die erste bühnenmäßige Verkörperung des Welt dramas. Erst neun Jahre später wagte der Intendant des Braunschweiger Theaters, Klingemann, dem Wunsch seines Herzogs nach einer Aufführung auf der Bühne nachzukommen. Am 19. Januar 1829 ging der erste Teil des „Faust“ zum ersten Mal über die Bretter, die die Welt bedeuten, mehr als zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen. Jetzt erst war das Wunderwerk für das Theater erobert.

Über die eingehenden Vorbereitungen zu der Darstellung im Schlosse Monbijou, die Proben, die Aufführung selbst berichtet Zelter eingehend und interessant in seinen Briefen an Goethe. (Die prächtige Korrespondenz der beiden Freunde ist kürzlich bei Reclam erschienen und jedem zugänglich.) Über die Hauptaufführung schreibt er an den Dichter: „Denkst Du Dir nun den Kreis dazu, in dem dies alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unsern ersten Schauspieler als Faust, unsere erste Schauspielerin als Gretchen, einen Fürsten als Komponisten, einen wirklich guten König mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Kapelle erster Art, wie man sie findet und endlich einen

Singchor von unsern besten Stimmen, der aus ehrbaren Frauen, mehrentheils schönen Mädchen und Männern von Range (worunter ein Konsistorialrat, ein Prediger, eine Konsistorialratstochter), Staats- und Justizräten besteht und dies alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele der Residenz [Graf Brühl], der den Maschinenmeister, den Dirigenten, den Souffleur macht, in der Residenz in einem königlichen Schlosse: so sollst Du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, Dich unter uns gewünscht zu haben.“ —

Herzog Karl spielte den Teufel mit größter Meisterschaft. Es war darüber damals ein Spottvers im Umlauf, als dessen Autor man einen als patriotischen und satirischen Dichter berühmten Staatsrat (Stagemann?) nannte.

Als Prinz, als General, als Präsident des Staatsrats schofel,  
Unübertrefflich aber stets als Mephistophel.

Vgl. Hermann Kletke, Kunst und Leben. Aus Friedrich Försters Nachlaß, Berlin 1873, S. 214.

Der vom Herzog von Mecklenburg nicht bewohnte Teil des Schlosses, das alte Gebäude im Park, diente seit dem Tode der Königin Friederike (1815) zur Unterbringung von Kunstsammlungen. So fanden i. J. 1816 die ersten in Paris gefertigten Gipsabgüsse nach Antiken hier Unterkunft. Hier wurden auch die aegyptischen Altertümer des Herrn v. Minutoli, aus denen unser aegyptisches Museum hervorging, aufgestellt. 1877 wurde dann in diesen Räumen das Hohenzollern-Museum eröffnet. Im Vordergebäude, das einst vom Herzog Karl von Mecklenburg bewohnt wurde, befindet sich heute die Hofapotheke.

Noch zu einem andern theatergeschichtlichen Faktum steht die Oranienburger Straße in Beziehung. Auf dem Terrain, das heute das Haus 81/82 einnimmt, das zugleich Monbijouplatz Nr. 5 bildet, auf dem sich ehemals die zum Vorwerk der Kurfürstin gehörige Schenke befand, stand am Ende des 18. Jahrhunderts ein Theater. Wann es errichtet wurde, steht nicht ganz fest. Nicolai<sup>3</sup>, S. 43, erzählt, daß es der Pantomimenspieler Bergé i. J. 1760 erbaut habe, Plümicke in seinem Entwurf einer Theatergeschichte von Berlin (Berlin 1781) bemerkt S. 148, daß es erst kurz nach dem siebenjährigen Kriege, S. 264 sagt er dagegen, daß es in seinen letzten Jahren geschehen sei. Darnach wird wohl Nicolai recht behalten. Vgl. noch Brachvogel, Geschichte des Königl. Theaters zu Berlin 1, 180. Es wurden hier zunächst kleine Pantomimen, später französische Singspiele aufgeführt. Hier spielte auch Franz Schuch der Sohn, der 1764 Possen gab. (Beitrag zu einem Theaterhandbuch für das Jahr 1799, Berlin, S. 11). 1769 erwarb es dann der bekannte Schauspieler und Theaterdirektor Döbbelin, dem schon das in der Behrenstraße Nr. 55 belegene gehörte, für 6880 Taler (Plümicke S. 264, Theaterhandbuch S. 11). Es wurde später nur wenig

benutzt, da, wie Nicolai berichtet, Döbbelin die Schauspiele fast beständig in dem Hause der Behrenstraße aufführen ließ.

Wie lange es existiert hat, gelang mir nicht genau festzustellen. Der von Nicolai selbst besorgte Auszug aus seinem großen Werk über Berlin vom Jahre 1793 kennt es nicht mehr (S. 152). Die „Anschaulichen Tabellen von der gesammten Residenz-Stadt Berlin“ von Neander v. J. 1799 verzeichnen auf dem Terrain Stallung und Baustelle des später ziemlich bekannt gewordenen Gastwirts Corsica. Theatergeschichtlich wurde das Haus nicht gerade von hoher Bedeutung. Dennoch ist seine Errichtung in einer Hinsicht bemerkenswert. Bis dahin wurde nämlich, abgesehen von dem 1742 eröffneten Opernhause, entweder im Rathaus oder in Buden auf dem Dönhofsplatz oder dem Gendarmenmarkt gespielt. Erst 1759 mietete sich Schuch einen Saal in einem Privatgebäude, dem Donnerschen Haus, das im Kastanienwäldchen dort stand, wo sich heute das Finanzministerium befindet. Das erste eigene, Theaterzwecken dienende Privatgebäude war das Bergésche in der Oranienburger Straße. Es ist doch wohl sehr wahrscheinlich, daß Lessing während seines letzten längeren Aufenthalts in Berlin, der vom Frühjahr 1765 bis zu dem von 1767 währte, öfters dieses Schauspielhaus besuchte, und man kann sich vorstellen, wie der künftige Verfasser der Hamburger Dramaturgie mit kritischem Blicke den harmlosen Darbietungen folgte.

Zum Schluß will ich Ihnen noch einige hervorragende Gebäude der Nachbarschaft nennen.

Einige Häuser östlich von hier, Nr. 6—9, befand sich in älterer Zeit ein Krankenhaus der jüdischen Gemeinde (Gädicke, Lexikon von Berlin, 1806, S. 434).

Elf Häuser weiter westlich von hier, Nr. 29, stand bis zum Jahre 1895 an Stelle des jetzigen, der Verwaltung der jüdischen Gemeinde dienenden Gebäudes ein Haus, in dem der bekannte Schulmann Diesterweg, dem die Pädagogik so viel verdankt, wohnte. Vorher diente es medizinischen Zwecken. Erst 1831 wurde das eben gegründete Seminar für Stadtschullehrer hierher verlegt, dessen Leitung zunächst Karl Bormann übertragen wurde. Aber schon im folgenden Jahre am 5. Mai 1832 zog Diesterweg als Direktor des Seminars und der Seminarschule hier ein und blieb bis zu seiner Amtsniederlegung im Jahre 1847 wohnen. Das Seminar selbst, für das die Räume von vornherein ungenügend waren, wurde i. J. 1879 nach der Friedrichstr. 226/227 verlegt.

Eine Nummer weiter steht das prächtige Gebäude der Synagoge mit seinen weithin sichtbaren Kuppeln. Sein Hauptraum im Innern ist von hervorragender architektonischer Schönheit. Der Bau wurde nach Plänen Knoblauchs, dem Berlin auch den glücklichen Umbau der Jerusalemer Kirche verdankt, von 1859—66 ausgeführt.

Wenige Nummern weiter nach Westen, Nr. 38, stand bis vor meh-

ren Jahren ein stilles Haus, dessen Bewohner, hauptsächlich Knaben und Mädchen in ihrer dunklen, gleichmäßigen Tracht zur Physiognomie der Straße für längere Zeit einen markanten Zug lieferten. Hier war nämlich von April 1853 bis April 1897 das ganz aus Privatmitteln zu einer segensreichen Wirksamkeit erwachsene Baruch Auerbachsche Waisenhaus für jüdische Knaben und Mädchen untergebracht. Die Anstalt befindet sich jetzt in stattlicheren Räumen mit schönen Höfen und Gärten in der Schönhauser Allee 162.

Auf der Südseite unserer Straße, Nr. 71/72, steht ein Gebäude, das seit einigen Jahren von der Post benutzt wird. Es fällt durch seine ruhige, vornehme Fassade mit zwei antikisierenden Köpfen als Schlußsteinen auf, eine Fassade, die den architektonischen Geschmack des Schlusses des 18. Jahrhunderts erkennen läßt. Es war bis zum Jahr 1898 der Sitz der großen Landesloge, die i. J. 1791 hier ihr Heim aufschlug, nachdem das Haus einen Umbau erfahren hatte.

Nicht weit ab davon auf derselben Seite stand bis vor wenigen Jahren das Haus — es trug die Nummer 67 — das Alexander v. Humboldt vom Juni 1842 bis zu seinem Tode am 5. Mai 1859 bewohnte. Ihm hatte es sein Freund, der Bankier Mendelssohn, eingeräumt. Als er hierher übergesiedelt war, schrieb er scherzhaft von den Greueln des Umziehens in ein abgeschmacktes Quartier des sibirischen Stadtviertels. Hier empfing der gewissermaßen offizielle Vertreter der Berliner Wissenschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts so manchen vornehmen Gast. Hier erschien Friedrich Wilhelm IV oft zum Besuche seines Freundes und wissenschaftlichen Ratgebers.

Damals waren die Tage des Glanzes der Oranienburger Straße. Sie scheinen vorüber zu sein, aber wer will sagen, für immer? Die Straße gehörte einst zu den vornehmen der Residenz. Das lehrt ihre Geschichte, das lehren noch einzelne Häuser aus dem 18. Jahrhundert, die sich erhalten haben, wie beispielsweise gleich das Nachbargebäude Nr. 19. Noch in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde sie von begüterteren und steuerkräftigeren Einwohnern bevorzugt. Der allmähliche Übergang des alten und älteren Berlin in eine Geschäftscity und der unheimliche Zug nach dem Westen, die beide in einer für den Geschichtsfreund betrübenden Weise die Physiognomie unserer Stadt so rasch und radikal veränderten, haben auch diesen Wandel bewirkt.

## 8. (6. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 6. September 1905.

Besichtigung des Schlosses und Parkes Bellevue im Tiergarten.

Pünktlich um 4 Uhr begann der Rundgang durch das Schloß. Man steigt zunächst eine halbe Treppe in die Höhe und gelangt in das Vorzimmer zu den Gemächern der Kaiserin, dessen Wände mit zahlreichen Bildern geschmückt sind: Ansichten der Stadt Berlin aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Hier steht auch die Standuhr, das Hochzeitsgeschenk des Badischen Herrscherpaares. Hinter diesem Raum folgen der Empfangssalon und der Speisesaal. Hier sind die Wände mit mehreren schönen Gemälden geschmückt. An der einen Wand hängt z. B. ein Gobelin, den König Ludwig XVIII. von Frankreich vorstellend, und an den anderen mehrere Poträts, wie das der Kurfürstin Dorothee, der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürsten, und das des Herzogs Friedrichs V. von Schleswig-Holstein, des Vaters unserer Kaiserin. Hinter diesen Räumen befindet sich das Arbeitszimmer der Prinzessin Viktoria Luise.

Die durchwanderten Zimmer sind nach Südosten auf die Bellevue-Allee gerichtet, während die folgenden auf den Park hinausgehen und wunderhübsche Blicke auf die Rasenflächen und die Baumgruppen bieten. Die ersten drei Zimmer sind für den Prinzen Joachim bestimmt und die übrigen gehören zu den Räumlichkeiten der Kaiserin; es sind dies, der Gartensaal, der Kleine Salon und das Arbeitszimmer. Im Gartensaal hängt ein Bild König Karls X. von Frankreich, wiederum ein Gobelin, und ein Gemälde, die Königin Kleopatra mit der Schlange am Busen vorstellend. Das Arbeitszimmer ist mit zahlreichen übermalten englischen Kupferstichen geschmückt.

Eine breite Treppe führt in den ersten Stock hinauf. An den Wänden hängen große Gemälde, die Szenen aus der biblischen Geschichte darstellen. Auch hier betraten wir zunächst wieder ein Vorzimmer, an dessen Wänden wiederum die bunten englischen Kupferstiche als Schmuck dienten. Hier ist ein merkwürdiges Musikwerk aufgestellt, das von dem früheren Hofuhrmacher Möllinger angefertigt worden ist. Das Werk selbst ist nicht mehr im Betrieb nur die Uhr geht noch. Das erste Zimmer ist der Graue Salon, der als Musikzimmer dient; hier ist in einem Schrank eine Sammlung von Porzellansachen aufgestellt, die aus dem Besitz der Königin Luise stammt. Im folgenden Zimmer, dem Blauen Salon, hängen vier große Poträts: Karl XII.



von Schweden, Friedrich Wilhelm III., Friedrich der Große und Fürst Blücher. Den Schluß der Vorderfront bildet der Ovale Salon. Auf der Parkseite schließen sich an: der Balkonsaal, das Bibliothekzimmer und das chinesische Zimmer mit gemalten Tapeten und einer Uhr aus der Zeit Friedrich des Großen.

Nach der Besichtigung des Schlosses, welche in zwei Abteilungen vorgenommen worden war, versammelten sich die Teilnehmer vor dem Korinthischen Teehause im Park, wo Herr Kustos Buchholz das Wort ergriff und folgendes ausführte:

### Hochgeehrte Versammlung!

Bevor wir die einzelnen Merkwürdigkeiten des Parks begehen, lassen Sie uns einen kurzen Rückblick auf seine Vergangenheit werfen.

Aus der Zeit vor 1710 besteht keine urkundliche oder sonstige ortsgeschichtliche Nachricht über dies Gelände; doch dürfte sich eine Urkunde von 1557, die eine größere Wiesenfläche zwischen Tiergarten und Spree betrifft, auf diesen Park mitbeziehen.

Bekanntlich hatte der Rat der Stadt Cölln im Jahre 1527 seine, von den Stadtmauern bis an die Lietzower Grenze sich hinziehende Heide an den Kurfürsten abgetreten, der das gewünscht hatte, weil ihm diese Heide als Jagdrevier bequemer lag, als die Jungfernheide jenseits der Spree.

Kurfürst Joachim II war dann bemüht, sein Jagdrevier, das damals schon „Tiergarten“ genannt wurde, durch Ankauf der einspringenden oder angrenzenden Grundstücke zu arrondieren.

So kaufte er u. a. nach der genannten Urkunde im Jahre 1557 „einen bei der Lützen gelegenen Wiesewachs, der alte Tiergarten genannt, zu des Kurfürsten Hofhaltung und Notdurft, von Andres v. d. Gröben, Erbsassen zu Bornstedt, gegen die Zinse von Deetz, Schmergow und Kriele“.

Zu diesem Wiesewachs wird auch das Areal von Bellevue gehört haben, das durch jenen Kauf mit dem Tiergarten vereinigt wurde.

Um 1710 erfolgte dann wieder die Abtrennung. König Friedrich I. hatte nämlich das Stück dieses Geländes, das zwischen der Spree und einem alten Wassergraben des Tiergartens lag, den französischen Einwanderern zur Anlage einer Maulbeerplantage überwiesen, um die Seidenzucht in seinen Landen zu befördern.

Der Betrieb dieser Maulbeerplantage scheint keinen Nutzen abgeworfen zu haben, denn schon in den 1730er Jahren befand sich das Grundstück im Besitz eines Gärtners Müller, der es im Jahre 1743 an den berühmten Baumeister des Königs, von Knobelsdorf, verkaufte.

Knobelsdorf legte darauf eine Meierei an, deren Grundriß aus dem hier vorgelegten Plan von 1765 ersichtlich ist. Einzelne Teile dieser

Gebäude stehen heute noch, u. a. das Wohnhaus des jetzigen Hofgärtners.

Als Knobelsdorf 1753 gestorben war, wurde das Grundstück zunächst von seinen beiden Töchtern, Frau von Putlitz und Frau von Rochow, verpachtet; dann wurde es kurz nacheinander gekauft vom Weinhändler Pompayra, vom Traiteur Dortu und vom Kommerzienrat Schneider.

Schneider verwendete es zur Anlage einer „russischen Juchten- und Maroquin-Fabrik“ und ließ zu dem Zweck an der Spreeseite ein Fabrikgebäude errichten.

Dies Unternehmen scheint infolge der Kriegsverhältnisse eingegangen zu sein, denn nach dem 7jährigen Kriege kaufte die Besetzung der Staatsminister von der Horst, der das Fabrikgebäude innen zu einer Wohnung umbauen ließ. Als Horst 1774 seinen Abschied nahm, verkaufte er die Besetzung an den Hofrat Bertram.

Von diesem erwarb sie dann im Jahre 1785, also grade vor 120 Jahren, der jüngste Bruder Friedrichs des Großen, der damals im Schloß Friedrichsfelde wohnende Prinz Ferdinand, der durch den jüngeren Boumann in der Zeit von 1786—90 das Schloß in der noch heute erhaltenen Grundgestalt unter Mitbenutzung der ehemaligen Schneiderschen Fabrik erbauen ließ.

Gleichzeitig begann auch die Anlage des Parks nach französischen Mustern, zu dessen Vergrößerung der König das Tiergartenstück bis zum großen Stern unter der Bedingung hergab, daß der neue Park der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und mit einem niedrigen Eisengitter eingefriedigt werde.

An der Einrichtung des Parks scheint die Gemahlin des Prinzen Ferdinand, Prinzessin Luise, geb. Markgräfin von Schwedt, erheblichen Anteil gehabt zu haben.

Sie ließ, da die Baulichkeiten der alten Meierei zu Stall- und Wirtschaftsgebäuden verwendet wurden, für sich eine besondere Meierei weiter im Park bauen, die noch heute den Namen „Métairie de Louise“ trägt. Ferner ließ sie unter dem Namen „Maison champêtre“ einen Pavillon aus Holz und Rinde errichten, von dessen Mittelraum nach den 4 Seiten hin 4 kleinere Kabinette ausgingen. Jedes dieser Kabinette war für eins ihrer 4 Kinder, Heinrich, Louis, August und Louise, die spätere Fürstin Radziwill, bestimmt und die Kuppelspitze mit einer blauen Fahne gekrönt, wie das auf diesem Bilde von 1795 noch ersichtlich ist. Als im Jahre 1790 der älteste Sohn, Heinrich, im Alter von 19 Jahren gestorben war, brachte sie zum Zeichen ihrer Trauer auf dessen Kabinett eine schwarze Fahne an. Von diesem Pavillon ist keine Spur mehr übrig geblieben. Seine Stelle dürfte nach einem Plan von 1792 in der Nähe der Prinz August-Büste zu suchen sein.

Auf den Ansichtsbildern des großen Plans von 1795 figurieren

zunächst eine Anzahl kleiner überdachter Brücken über den Wassergraben, die das Parkbild beleben sollten. Ebenso das „Parasol“, ein von einem Schirm geschützter erhöhter Aussichtsturm am Großen Stern; auch ein „Hangar“ ist abgebildet, wohl ein Schuppen für die Kinder und deren Wagen und Geräte.

An der äußersten westlichen Ecke des Parks war ein merkwürdiger massiver Bau unter dem Namen „Otaheiti Kabinett“ errichtet, der ebenfalls auf diesem Plan abgebildet ist. Von diesem pagodenartigen Tempel aus hatte man einen freien Ausblick bis nach Charlottenburg und nach der Jungfernheide. Berichtet wird, daß die Schöneberger Bauern, nachdem 1843 Bellevue in den Besitz des Königs übergegangen war, dem Könige diese freie Aussicht dadurch sichern wollten, daß sie ihm ihre vorliegenden Wiesen, auf denen jetzt das Hansa Viertel steht, für einen billigen Preis anboten. Friedr. Wilh. IV. soll darauf abweisend gesagt haben: „Unsinn, dort wird niemand ein Haus hinbauen“. Die Aussicht ist bald gänzlich vergangen und mit ihr auch das Otaheiti Kabinett, von dem heute nur noch der gewölbte Unterbau steht.

Auch eine Reihe von Denkmälern schmückten den Park, von denen aber die beiden ältesten ganz verschwunden sind, das eine war dem Prinzlichen Leibarzt, Wilh. Baylies gewidmet, der 1787 gestorben war, das andere galt der 1781 gestorbenen Gouvernante der Prinzessin, der verwitweten Baronin von Bielefeld, geb. v. Boden. Die noch vorhandenen Denkmäler werden wir noch sehen.

Als der ältere Bruder Ferdinands, Prinz Heinrich, im Jahre 1802 gestorben war, zog Prinz Ferdinand mit seiner Gemahlin nach Rheinsberg und überließ Schloß Bellevue seinem älteren Sohn, dem Prinzen Louis Ferdinand.

Es ist bekannt, wie dieser geniale Prinz ein Mittelpunkt des geistigen, künstlerischen und auch des Freuden-Lebens Berlins war und wie die hervorragendsten Männer und Frauen Berlins bei ihm in seinem Hause Friedrichstr. 101, wie in diesem Schloß und Park verkehrten. U. a. weilten hier häufiger Friedrich Gentz, Wilhelm v. Humboldt, Johannes v. Müller, Friedrich v. Schlegel. Auch Schiller soll am 8. Mai 1804 hier bei ihm zum Diner gewesen sein.

Andrerseits fanden auch allerlei Festlichkeiten und Orgien im Schloß statt, an denen Damen aus den vornehmeren Ständen beteiligt waren. Ein besonders auf Achtung beruhendes sehr inniges Verhältnis unterhielt der Prinz mit der geistvollen Rahel Levin.

Mitten aus diesem Treiben zog 1806 der Prinz in den Krieg gegen Napoleon und starb den Heldentod bei Saalfeld im Alter von 34 Jahren.

Leider befindet sich kein Denkmal in diesem Park, das dem Andenken an diesen allbeliebten, jedoch dem sittenstrengen Könige unsym-

pathischen Prinzen gewidmet ist, während seine beiden Brüder hier verewigt sind.

Stille Ruhe herrschte von 1806 an in diesem bis 1820 unbewohnten Schloß. Nachdem Prinz Ferdinand 1813 und seine Gemahlin, Prinzessin Louise, 1820 gestorben waren, ging Schloß Bellevue auf den letzten noch lebenden Sohn, den Chef der Preußischen Artillerie, Prinzen August über, der das „Korinthische Theehaus“, vor dem wir stehen, erbauen und eine in den Befreiungskriegen eroberte Kanone vor dem Schloß aufstellen ließ.

Nach dem 1843 erfolgten Tode dieses Prinzen kaufte König Friedrich Wilhelm IV das Schloß für 450 000 Mark von den Erben, den Kindern der Fürstin Louise Radziwill, zu denen auch die vom späteren Kaiser Wilhelm I in seiner Jugend gefeierte, schon 1834 gestorbene Prinzessin Elise gehört hatte.

Seitdem ist das Schloß teils als Quartier für Gäste des Hofes (Schah von Persien), teils als Aufenthalt für die Kaiserin Augusta, an den der „Augustaweg“ mit einem Inschrift-Stein erinnert, teils auch als Ausgangsstelle für feierliche Einzüge nach Berlin benutzt worden.

Eine Promenade durch den Park wird uns jetzt an den verschiedenen Erinnerungsstellen zur näheren Betrachtung derselben vorbeiführen.

Vom Korinthischen Pavillon aus, der Stelle des Vortrags, besichtigen wir der Reihe nach:

1. Büste des Prinzen Heinrich jun.

Auf einem Marmorsäulenstumpf die nicht ganz lebensgroße Büste eines Jünglings mit vorn toupiertem Haupthaar, das im Zopf hinten herabfällt. Auf der Brust der Stern des schwarzen Adlerordens.

An der Säule sind noch die 4 Zapfen zu erkennen, die die Inschrifttafel getragen haben. Diese ist schon seit langer Zeit fehlend und jedenfalls ihres Bronzewerts wegen gestohlen.

2. Büste des Prinzen August.

Auf viereckigem hohen Postament von rotem Sandstein die von Gladenbeck 1864 gegossene Bronzestatuette des Prinzen. Unter einem lorbeerumkränzten eisernen Kreuz die Inschrift: „Dem Andenken S. K. H. des Prinzen August von Preußen gewidmet 1834.“

3. Ein vierseitiger Denkstein aus Marmor.

An der Frontseite oben auf einer kleinen Bronzetafel: „Ansouvenir“. Darunter, in den Marmor eingemeißelt:

Friederika, Prinzes. v. Preußen  
geboren d. 1. November 1761  
gestorben d. 27. August 1773.

Friedrich, Prinz v. Preußen  
 geboren d. 21. October 1769  
 gestorben d. 3. Dezember 1773.

Paul, Prinz v. Preußen  
 geboren d. 29. Novbr. 1776  
 gestorben d. 2. Dezbr. 1776.

Auf der Seite rechts:

Friederika Dorothea Sophia, Prinzes. v. Preußen,  
 Herzogin von Württemberg  
 geboren d. 18. Dezbr. 1736  
 gestorben d. 10. August 1798.

Philippine Auguste Amalie, Prinzes. v. Preußen,  
 Landgräfin von Hessen Cassel  
 geboren d. 10. October 1744.  
 gestorben d. 1. Mai 1800.

Auf der Seite links:

Helena Radziwill  
 geboren d. 5. Febr. 1803  
 gestorben d. 24. October 1803.

Es ist dies eine Art Kenotaph für verstorbene liebe Angehörige und Verwandte, offenbar von der Gemahlin Ferdinands, Prinzessin Luise, errichtet. Auffällig erscheint, daß nicht auch noch der 1806 gefallene Sohn der Prinzessin, Prinz Louis Ferdinand, darauf vermerkt ist, da die Prinzessin doch bis 1820 lebte. Es scheint danach, als wenn sie sich seit der Zeit, daß Prinz Louis Ferdinand dort residierte, um Bellevue nicht mehr sehr gekümmert hat.

4. Auf dem freien Boskett vor der Mitte des Schlosses steht ein dreiseitiges Marmordenkmal, unten auf drei Adlerklauen ruhend, oben mit Adlerköpfen geschmückt. Die Hauptseite zeigt eine Inschrift:

„Elevé en memoire du Jubilé de Cinquante ans de Mariage  
 de Ferdinand de Prusse et de Louise de Prusse par leurs enfants.  
 Louise. Louis. Auguste.“

5. Denkmal für den Prinzen Heinrich, Bruder Friedrichs des Großen und des Prinzen Ferdinand. Innerhalb eines Eisengitters ein anderthalb Meter hoher kannelierter Säulenstumpf aus Marmor, mit Lorbeer-Festons geschmückt, daran eine Inschrifttafel:

„Frédéric Henri Louis, Prince de Prusse, né le 18. Janvier 1726,  
 mort le 3. Août 1802.

Il a tout fait pour l'état.“

Darauf die Bronzestatuette des Prinzen.

6. Eine nackte weibliche Kolossalfigur aus Sandstein, im Gebüsch am Ende der Lindenallee, am Sockel eingemeißelt:

„Galate“

7. Der Unterbau des einstigen Otabeiti-Kabinetts.  
 8. Das Denkmal für Prinz August mit einer Bronze-Relieftafel, die die Heldentat des Prinzen in der Schlacht bei Culm, 30. August 1813, darstellt. Von der Gräfin Waldenburg im Jahre 1869 ihrem Vater durch den Bildhauer Zumbusch errichtet.  
 9. Kaiserin Augusta Promenade.

Die Kaiserin hielt sich in ihren letzten Lebensjahren häufig in Bellevue auf und machte Sommer und Winter im Park Spaziergänge. Damit sie in ihrem Schwächezustande den nötigen Halt finden konnte, waren ihr an einem der Gänge Handleisten in Abständen von je 50 Schritt angebracht und der Weg wurde mit Koniferen bepflanzt, damit sie sich auch im Winter im Grünen ergehen konnte.

Hofmarschall Graf Perponcher ließ an diesem Wege einen Findlingsstein mit der vergoldeten Inschrift „Kaiserin Augusta Weg“ setzen.

10. Die Meierei der Prinzessin Louise, ein schlichtes Häuschen, in der Mitte der Front zum Aufenthalt im Freien ausgespart, darüber die Inschrift: „Métairie de Louise“. Nach der Inschrift an der nördlichen Giebelseite von Gilly jun. erbaut.  
 11. In den Anlagen vor der Meierei steht ein vierseitiger Stein, an dem 3 Seiten zu einer Sonnenuhr eingerichtet sind.  
 12. Beim Rückwege von diesem, auf der anderen Seite der Linden Allee, sieht man das Denkmal für den Hofmarschall von Bredow, das der Prinz Ferdinand um 1786 für seinen 1774 gestorbenen Hofmarschall durch den Bildhauer Tassaert errichten ließ. Die Inschrift lautet:

„L'Estime et l'Amitié ont erigé ce Monument aux Vertus et aux Mérites de C. F. E. de Bredow, Maréchal de la cour de S. A. R. Monseigneur le Prince Ferdinand de Prusse.

Il mourut le 13. Mars 1774“.

13. Nahe dabei ist eine Festungswall-Anlage, die von den Söhnen des jetzigen Kaisers unter Anleitung ihres Onkels, des Prinzen Heinrich, um 1893 zu ihrem Vergnügen aufgegraben wurde.

Nach der Besichtigung des Parkes fanden sich die Teilnehmer im Restaurant Charlottenhof wieder zusammen zum Kaffee und Abendbrot.

---

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## 9. (7. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

**Sonntag, den 10. September 1905.**

**Wanderfahrt nach Brandenburg a. H.**

Die Abfahrt war auf 8 Uhr 35 Min. vom Potsdamer Bahnhof festgesetzt, und es hatten sich ungefähr 50 Teilnehmer eingefunden. Der Zug traf um 9 Uhr 40 Min. in Brandenburg ein, wo uns die Herren vom brandenburgischen historischen Verein in Empfang nahmen, darunter Herr Geheimer Regierungsrat und Oberbürgermeister a. D. Hammer, Herr Professor Dr. Tschirch, Herr Oberlehrer Dr. Gebauer, Herr Fabrikbesitzer Kehr, Herr Redakteur Jork u. a.

Wir wanderten zunächst durch die Schützenstraße zur Annenbrücke, dahinter bogen wir links ab und folgten der Grabenpromenade, welche neben dem Schleusengraben um den südlichen Rand der Neustadt herumführt. Es sind hier noch lange Strecken der alten Stadtmauer vorhanden, in welche die Hinterhäuser der betreffenden Grundstücke eingebaut sind. In der Mitte des Abschnittes ungefähr steht die katholische Kirche, kenntlich an dem hohen Kruzifix, das über die Mauer hinwegragt. Von derselben Stelle aus hat man auch einen Blick auf den alten Klosterhof, der früher zur Paulikirche gehörte, und auf den Giebel nebst dem Dach der Kirche.

Die Promenade erreicht ihr Ende am Steintor, wo ein hoher Backsteinturm als letztes Wahrzeichen alter Wehrhaftigkeit in die Höhe ragt.

Wir bogen hier in die Stadt ein und versammelten uns im Hotel zum Bären, um das Frühstück einzunehmen.

Nach dieser kurzen Pause suchten wir die Paulikirche auf. Vor ihrem Altarraume gab Herr Redakteur Jork eine Darstellung der Geschichte des Gotteshauses. Zu den Mönchsorden, welche in der Mark ihre kulturgeschichtliche und seelensorgerische Tätigkeit entfalteten, gehörte auch der der Dominikaner. Die ersten askanischen Markgrafen

unterstützten diesen Orden nach allen Richtungen. Unter der Fürsorge Ottos III. und Ottos des Langen entstand hier ein Kloster mit Kirche und umfangreichen Gebäuden. Die Mönche begannen im Jahre 1286 mit dem Bau der Kirche und vollendeten sie im Jahre 1392. Am 11. Oktober 1560 wurde hier zum ersten Male evangelischer Gottesdienst abgehalten. Der schönste Schmuck der Kirche sind die hohen Fenster mit Glasmalerei im Chorraum. An der rechten Längswand befinden sich einige Tafeln mit Inschriften über die Gründung der Kirche. Unter der einen von ihnen ist ein Brustbild des Kurfürsten Joachim II. aus Holz angebracht, das älteste Denkmal eines brandenburgischen Fürsten. Die Kirche ist im gotischen Stil erbaut und zeichnet sich durch ihre schlanken Formen aus. Neben ihr befindet sich ein schöner Kreuzgang, der einen kleinen Hof mit hohen Bäumen einschließt. An den Wänden des Kreuzganges sind zahlreiche Altertümer aufgestellt, darunter Grabsteine und Holzschnitzereien. In der Sankristei werden fünf Abendmahlskelche aufbewahrt, von denen der älteste aus dem 14. Jahrhundert stammt; er ist aus vergoldetem Silber gefertigt und beherbergt in seinem Fuß einen Knochensplitter des Apostel Paulus.

Im Mittelpunkte der Neustadt steht das schönste Bauwerk der Stadt, die Katharinenkirche. Vor dem Altar hielt Herr Pfarrer Bölke den erläuternden Vortrag über die Geschichte und die Denkwürdigkeiten des ehrwürdigen Gotteshauses. Das gegenwärtige Gebäude ist im Jahre 1401 vollendet worden. Es steht an derselben Stelle, an welcher schon vor ihm eine Kirche gestanden hatte. Von dieser älteren sind aber nur wenige Bausteine bei der neuen verwertet worden. Sie hat mehrere Bauperioden aufzuweisen und außerdem sind mehrere Kapellen später angegliedert worden. Das Gebäude ist fünfschiffig. Das Hauptschiff wird von hohen Säulen begrenzt, daneben liegen unter den Emporen zwei schmale Nebenschiffe, und endlich sind noch in der Wand kleine Nischen eingefügt, welche die beiden äußersten Seitenschiffe darstellen. Der Altarraum ist mit den Figuren der zwölf Apostel geschmückt. Es sind das weit über lebensgroße Statuen, Kopien der Thorwalsenschen Schöpfungen, die von einem Künstler, namens Bredow, angefertigt worden sind. Die Ausführungen waren aus getriebenem Kupfer hergestellt und waren bestimmt für die Frauenkirche in Helsingfors, wo sie auf dem Rande des Daches aufgestellt werden sollten; als sie sich hierfür aber als zu schwer erwiesen, wurden sie in einem Schuppen untergebracht, aus welchem sie im Laufe der Zeit spurlos verschwunden sind. Die Modelle waren in Berlin angefertigt worden; als man nun keine Verwendung für sie finden konnte, wurden sie für diese Stelle bestimmt, und zwar hat König Friedrich Wilhelm IV. selbst ihre Aufstellung bezeichnet. Aus diesem Grunde hat man sie auch auf ihren Plätzen belassen, obgleich schon andere Vorschläge für ihre Unter-



bringung aufgetaucht sind. Der Altarraum ist noch mit mehreren Grabsteinen geschmückt, von denen einer besonders merkwürdig ist, denn er stellt einen Herrn von Schulenburg dar mit seinen zwei Frauen nebst vier Söhnen und sieben Töchtern. Das Denkmal stammt aus dem Jahre 1570. Die Kirche beherbergt außerdem aber auch eine große Menge kirchlicher Kunstwerke aus dem Mittelalter. Das bedeutendste ist der sog. Wagersche Altar. Er behandelt die Lebensgeschichte der heiligen Katharina und ist außerordentlich reich mit vergoldeter Holzschnitzerei in den zierlichsten Mustern geschmückt. In dem nördlichen Anbau, der Fronleichnamskapelle, steht ein hohes Taufbecken aus getriebenem Kupfer. An dem Rande des Beckens sind die zwölf Apostel dargestellt, nebst der heiligen Katharina und der heiligen Amalberga sowie Johannes dem Täufer, der den Heiland tauft; über dem Becken ruht auf zwei hohen Stützen eine Art von Krone, welche ihren Abschluß findet in einem Pelikan, der sich die Brust öffnet. Am Fuße endlich winden sich mehrere Ungeheuer, Lindwürmer, Löwen mit aufgesperstem Rachen. Die Wände der Kapelle waren ehemals mit Reliefs und Gemälden geschmückt, von denen nur noch Reste erhalten sind. Auf der anderen Seite des Langschiffes befindet sich eine zweite Kapelle, in welcher der sog. Hedwigsaltar aufgestellt ist. In seiner Mitte steht die heilige Hedwig und rechts von ihr ein Ritter in goldener Rüstung und links neben ihr der heilige Rochus. Die Figuren besitzen sehr gute Verhältnisse, die auf einen tüchtigen Künstler schliessen lassen. Hier wird auch ein Abendmahlskelch und eine Taufschüssel aufbewahrt, welche nach den im königlichen Hause gebrauchten angefertigt sind. Nachdem wir das Innere eingehend besichtigt hatten, wanderten wir aussen um die Kirche herum. Der reiche gotische Schmuck macht diese Kirche zu dem schönsten Bauwerk der Provinz. Sie erhielt ihre gegenwärtige Gestalt im Jahre 1401 durch den Baumeister Brunsbergh aus Stettin. Am reichsten ausgestattet ist der Giebel über der südlichen Kapelle. Die gotischen Ornamente gleichen in ihrer Zierlichkeit und Fülle einem Spitzenschleier. In Nischen der 148 Strebepfeiler sind Statuetten aufgestellt, von denen allerdings nur noch zwei aus der Zeit der Erbauung sich erhalten haben, während die übrigen ergänzt worden sind. Jene beiden stellen die heilige Katharina und die heilige Amalberga dar.

Hierauf wanderten wir die Steinstraße nach Norden hin zum Dom. Dabei kamen wir am Rathause vorüber und warfen einen Blick auf den mächtigen grauen Roland aus Stein mit seinen langen dünnen Beinen und der flachen Brust; er trägt auf seinem Kopfe eine Kappe aus Hauslaub, die sein gelangweiltes Gesicht merklich verschönt. Am nördlichen Eingang zur Neustadt steht ebenfalls ein hoher Backsteinturm, der Mühlentorturm, und eine Inschrift besagt, daß er im Jahre 1411 von

dem Stettiner Baumeister Martin Nicolaus Craft erbaut worden ist. Eine breite Brücke, der Mühlendamm, führt über die Havel; unterhalb der Brücke sind Mühlen und Wehrgänge angelegt und oberhalb derselben verbreitert sich der Strom zu einem breiten Seespiegel, über den hinweg man einen hübschen Blick auf die grünen Wiesen und die blauen Berge im Hintergrunde hat. Hinter der Brücke beginnt der neue Stadtteil, der Dom.

Hier hatte Herr Oberlehrer Dr. Gebauer die Erläuterung übernommen. Auf einem geräumigen Hof, den man durch ein Portal betritt, steht das Gotteshaus. Wir traten durch das westliche Portal ein, das in seiner Wölbung einige figurliche Darstellungen in Sandstein besitzt. Linker Hand erkennt man den Fuchs, der den Gänsen predigt, während man die Figuren rechter Hand nicht deuten kann. Vor dem Altarraum gab unser Führer wieder die nötigen Daten über die Geschichte des Gebäudes. Auch der Dom hat mehrere Bauperioden aufzuweisen; der älteste Teil, das nördliche Langschiff, ist in der Zeit von 1165—1187 vom Bischof Wilmar erbaut worden und zwar als Sandsteinbasilika ohne Strebepfeiler. Im Jahre 1250 wurde sie zu einer dreischiffigen Kirche erweitert und im 13. Jahrhundert gotisch umgebaut, bei welcher Gelegenheit die hohen Pfeiler des Langschiffes nach außen hin verstärkt wurden, was so roh ausgeführt wurde, daß man an den Rissen im Putz die Grenzen zwischen den alten und den neuen Stücken erkennen kann. Es waren ursprünglich zwei Türme geplant, doch ist von ihnen nur der nördliche und zwar erst im 16. Jahrhundert aufgeführt worden. Auch im 19. Jahrhundert sind mehrfach große Erneuerungsarbeiten ausgeführt worden, so zwischen 1833 und 1836 von Schinkel, wobei besonders der südliche Querflügel umgebaut worden ist. Im Jahre 1848 tagte hier für ein paar Tage die preußische Nationalversammlung.

Von dem Hauptschiff führen 22 Stufen hinauf zum Chor, in dessen Mitte ein Taufstein aus Sandstein steht, der am Rande mit Reliefs aus der biblischen Geschichte geschmückt ist, während an seinem Fuße Tiergestalten, Hirsche, Hunde usw. angebracht sind. Zu beiden Längsseiten sind je zwei Reihen von Chorstühlen aufgestellt mit Wappen aus alter und neuer Zeit und dahinter noch ein besonders großer Stuhl mit Schnitzereien aus romanischem Blattwerk. Die größte Sehenswürdigkeit indes ist der große Altarschrein, der im Jahre 1518 von dem Abt Valentin für das Kloster Lehnin besorgt worden war. In seiner Mitte stehen Maria mit Paulus und Petrus zu beiden Seiten und über ihnen befindet sich ein schönes vergoldetes Schnitzwerk. Auf den beiden Innenseiten der Flügel sind treffliche Gemälde angebracht, deren künstlerische Ausführung auf bedeutende Meisterschaft schließen läßt. Auch die Außenseiten der Flügel sind noch mit Heiligen bemalt. Neben diesem großen Altarschrein sind noch die Reste eines kleineren aufgestellt aus

dem Jahre 1375 mit 52 kleinen Figuren von Heiligen. Im südlichen Querschiff ist ein kleines Museum eingerichtet worden; hier befindet sich ein hölzernes Sakramentshäuschen mit reicher Schnitzerei, das 4,5 m hoch ist und die Gestalt einer Pyramide besitzt, alsdann mehrere Schränke, angefüllt mit Meßgewändern, ferner das Modell der Marienkirche und zahlreiche Altertümer sonstiger Art. In einem Flügel des Erdgeschosses liegt die sog. bunte Kapelle, die mit ihrer ursprünglichen Malerei wieder hergestellt worden ist; in ihr sind eine Anzahl hoher Holzstühle aufgestellt, denn hier findet die Vereidigung der neuen Domherrn statt. In der Mitte des Erdgeschosses, also unter dem Chor, ist die Krypta eingerichtet worden, sie enthält mehrere Säulen mit romanischen Kapitellen neben jüngeren, und ihre Außenwand springt achteckig heraus. Auch im nördlichen Querschiff sind einige Altertümer aufgestellt worden, wie z. B. Grabdenkmäler. Ebenso sind in der Wand des Mittelschiffes zahlreiche Schmuckstücke eingelassen, so hängt unter der Orgel ein Grabstein mit der Marmorbüste der Gemahlin des Feldmarschalls von Barfus, geb. von Schlabrendorf.

An den Dom schließt sich ein Kreuzgang an und dahinter liegen die Gebäude der Ritterakademie.

Vor dem Eingange zum Domhof steht die Petri-Kapelle, die nicht im Gebrauch ist; sie besitzt ein sehr schönes Gewölbe mit zahlreichen kleinen bienenwabenähnlichen Kappen.

Nachdem wir diese historisch so merkwürdige Stelle eingehend besichtigt hatten, wanderten wir über die nördliche Brücke von der Dominsel herunter und bogen links in den Grillendamm ein; diese Promenade, welche zur Altstadt führt, wird von sehr merkwürdigen Bäumen eingefast, nämlich von der amerikanischen Sumpfcypresse, *Taxodium distichum*, die in den letzten Jahren eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, weil man gefunden hat, daß ihre Vorfahren das Hauptmaterial für die heimischen Braunkohlenflöze geliefert haben. Es sind offenbar schon recht alte Bäume, doch ist es nicht bekannt, wie sie hierher gekommen sind; sie gedeihen aber vorzüglich, ein Zeichen, daß der Sumpfboden ihnen zusagt.

In der Altstadt kamen wir an der Gotthard-Kirche vorüber, das älteste der brandenburgischen Gotteshäuser, da ein Teil ihrer Mauern schon von Pribislaw erbaut worden ist. Wir konnten sie leider nicht besichtigen, da sie ausgebessert wurde und daher mit Gerüsten angefüllt war.

Hinter der Kirche bogen wir rechts ab und folgten der schönen Wallpromenade noch ein kurzes Stück bis zu dem Restaurant Ahlerts Berg, wo das Mittagessen eingenommen werden sollte. Am Tisch brachte Herr Geheimer Regierungsrat, Oberbürgermeister a. D. Hammer den Toast auf Seine Majestät aus. Der I. Vorsitzende der Branden-

burgia Herr Geheimer Regierungsrat und Stadtrat Friedel erinnerte in seiner Rede an den ersten Besuch der Gesellschaft vor 13 Jahren\*) und sprach den Mitgliedern des historischen Vereins der Stadt Brandenburg den Dank aus für die Bemühungen für den heutigen Tag; sein Hurrah galt der ehrwürdigen Residenz Brandenburg.

Darauf wurde gemeinschaftlich das Tafellied gesungen, das unser liebenswürdiger Führer Herr Professor Dr. Tschirch für diese Stunde gedichtet hatte und das wir hier zum Abdruck bringen.

### Tafel-Lied

gewidmet der Brandenburgia vom Historischen Verein zu Brandenburg a. H.  
am 10. September 1905.

Nach der Weise: Strömt herbei, ihr Völkerscharen.

Seid willkommen, werte Söhne  
Der Millionenresidenz!  
Brandenburg in Herbstesschöne  
Macht Euch ihre Reverenz.  
Euch entgegen tüt sie wallen,  
Grüßte Euch mit Freundlichkeit.  
:: Ihre Türme, ihre Hallen  
Öffnen ihre Arme weit. ::

Zwar das erste Jugendprangen  
Schmückt nicht mehr ihr gut Gesicht.  
Tausend Jahr sind bald vergangen,  
Daß sie einst erwacht' zum Licht.  
Lang vorbei die schönen Stunden,  
Da sie jugendlich gekost.  
:: Ihre Züge zeigen Wunden,  
Sind verwittert und bemost. ::

Ihres Herzens erste Triebe  
Galten einst Albrecht dem Bär,  
Und des mächt'gen Helden Liebe  
Hob sie über alle her.  
Als des Fürsten Auserkor'ne  
Schaut' herab mit stolzem Sinn  
:: Sie auf das nach ihr gebor'ne  
Kleine Schwesterchen Berlin. ::

Bald rächt' sich der Hochmutskoller.  
Schwesterchen ward groß und schön.  
Als sie schaut' der Hohenzoller,  
Ging er flugs sie nah' zu sehn.

Mocht' sich ungebärdig wehren,  
Wilder Knabe sie errang,  
:: Und zu kaiserlichen Ehren  
Sich die Holde nun erschwang. ::

Brandenburgia indessen  
Mußte nun vor Neid vergeh'n.  
Denn, von aller Welt vergessen,  
Altert' sie, die einst so schön.  
Mancher wilde Kriegsgeselle  
Höhnt sie noch in ihrer Not,  
:: Doch ihr Aug' blieb allzeit helle,  
Hofft' auf neues Morgenrot. ::

Endlich ist ihr's nun gelungen,  
Und man nennt sie weit und breit,  
Seit aufs Stahlroß sie geschwungen  
Sich als fesehe Radelmaid.  
In der Rennbahn wildem Tanze  
Tut sie rühmlich sich hervor,  
:: Und sie bringt zu neuem Glanze  
Nun den Namen Brennabor. ::

Ja, nun schau nur, stolze Schwester!  
Sieh, wie Brandenburgia  
Im zweitausendsten Semester  
Schmuck sitzt auf dem Rade da.  
Euch, die heut' hierher gekommen,  
Von der Spree zu uns gesandt,  
:: Heißt von Herzen sie willkommen  
Fühlt sich treu Euch zugewandt. ::

\*) Jahrg. I. S. 69.

Und so soll'n im Zukunftslichte  
Beide Namen strahlen hell.  
In der märkischen Geschichte  
Ihr die Mündung, wir der Quell.

Mag auch unseren Vereinen  
Gleiches frohes Glück erblühn,  
:: Und der Ruf uns heute einen:  
Brandenburg hoch! Hoch Berlin! ::

Den Schluß der Reden bildete ein humoristischer Damentoast des Herrn Prof. Dr. Tschirch.

Nach Tisch pilgerte die Gesellschaft zum Kriegerdenkmal auf dem Marienberg in die Höhe. Am Fuße des Denkmals gab Herr Prof. Dr. Tschirch eine Übersicht über die Baulichkeiten, welche diese Landmarke einst geschmückt hatten. Der 62 m hohe Berg hieß früher Harlunger Berg und trug in heidnischer Zeit einen Tempel des Triglaf; aber schon der Wendenfürst Pribislaw erbaute hier eine Kapelle, an deren Stelle zwischen 1220 und 1250 die Marienkirche entstand, die bald zu einer berühmten Wallfahrtskirche wurde und in welcher unter Friedrich I. der adlige Schwanenorden seine Residenz hatte. Doch verfiel das Gotteshaus immer mehr, so daß König Friedrich Wilhelm I. es abtragen und seine Steine beim Bau des Potsdamer Waisenhauses verwerten ließ. Darauf befand sich hier eine Zeit hindurch eine Station des optischen Telegraphen, und endlich wurde nach dem Kriege 1870/71 hier ein Kriegerdenkmal für die Kurmark errichtet. Es ist ein 30 m hoher vier-eckiger Turm, in dessen Sockel auf vier großen Tafeln 3450 Namen in Goldschrift verzeichnet stehen. Über jeder Tafel ist ein Relief aus Sandstein angebracht. Das erste stellt den Einzug der Prämonstratenser in St. Gotthard im Jahre 1140 vor. Die Hauptpersonen sind der Bischof Wippert und Pribislaw mit der Wendenmütze sowie seine Gemahlin Petrusa, die sich demütig und sehnsüchtig dem Allerheiligsten zuneigt. Das zweite schildert die Huldigung der Brandenburger vor Kurfürst Friedrich I. Die Köpfe der Figuren tragen die Züge der Personen, welche zur Zeit der Denkmalserrichtung in der Stadt in angesehener Stellung waren, so ist z. B. in dem Ratsherrn leicht Herr Oberbürgermeister Hammer zu erkennen. Auf dem dritten Relief ist der Empfang der Salzburger durch König Friedrich Wilhelm I. dargestellt. Diese Gruppe ist die schönste, wenn sie auch nicht historisch treu ist, da die Kinder in Wirklichkeit zurückbehalten wurden, während hier ein zwölf-jähriger Knabe sein kleines Brüderchen in einer Karre schiebt und ein kleiner nackter Bube mit gierigen Zügen aus einer Schale trinkt, welche ihm eine Prinzessin mundrecht hält. Das letzte Relief zeigt die Kaiserkrönung in Versailles nach dem Gemälde Anton von Werners. An den vier Ecken des Denkmals endlich stehen vier Statuen aus Bronze, und zwar Albrecht der Bär im Kettenpanzer und Eisenhaube, Kurfürst Friedrich I. in Ritterrüstung, der Große Kurfürst im Hermelinmantel und Kaiser Wilhelm der Große in Generalsuniform. Auf der breiten Plattform sind noch drei französische Geschütze aufgestellt. Von der Spitze

des Denkmals blickt man hinab auf die Häuser und Kirchen der Stadt und auf die flache Landschaft ringsherum.

In dem kleinen Garten am Fuße des Denkmals wurde der Kaffee getrunken, worauf wir zu der letzten Sehenswürdigkeit unseres Programms, der Nikolaikirche, wanderten. Diese Kirche befindet sich vor dem Plauenschen Tor auf einem Kirchhofe und diente bis vor kurzem als Leichenhalle, während sie jetzt wieder als Gotteshaus hergerichtet ist. Ursprünglich war es eine Dorfkirche, denn bis zum 13. Jahrhundert bestand hier das Dorf Luckenberg, das zu dieser Zeit mit der Altstadt vereinigt wurde. Die Kirche ist deshalb wichtig, weil sie die einzige Basilika der Provinz ist; sie stammt in ihren Anfängen aus dem Jahre 1173 und ist im 15. Jahrhundert durch den Baumeister Stephan Buxtehude erneuert worden, er hat den abgetreppten Westgiebel mit den zwei kleinen Türmen und die Apsis aufgeführt. Der Eingang liegt auf der Nordseite und seine Fassung ist auffällig, weil die Schlußsteine der Wölbung nach der Spitze hin immer größer werden, eine Ausführung, die man auf italienische Einflüsse zurückführt. In der Längswand des Hauptschiffes finden sich über dem Dache des Seitenschiffes merkwürdige Fenster, nämlich schiefgestellte viereckige und ovale, die mit einander abwechseln. Auch diese Einrichtung deutet auf italienische Vorbilder. Die Kirche ist dreischiffig, das Mittelschiff besitzt eine Balkendecke und ruht auf Pfeilern, die durch Bogen miteinander verbunden sind und zwar besitzen diese Bogen jedesmal eine andere Form und Verzierung. Jedes Schiff endet an der Ostseite mit einer runden Apsis, während die Westseite glatt abschneidet. Die Wände weisen noch Spuren von Ornament-Malerei auf, die man nicht vervollständigt hat, so daß nur ab und zu die Muster hervorleuchten. Auch Überreste von Bildern sind zu erkennen.

In der Kirche wird gegenwärtig das berühmte Antependium, das die Jagd des Einhorns vorstellt, aufbewahrt. Es ist renoviert, und man erkennt in der Mitte die Jungfrau, welche das Einhorn in ihrem Schoß hält, während rechts und links eine Jagdgesellschaft sich aufbaut. Die Jungfrau trägt eine burgundische Haube, wodurch wohl der flandrische Ursprung des Gobelins bewiesen ist. An ihren Außenwänden besitzt die Kirche keinen Schmuck, und nur an der Südseite zieht sich unter den beiden Dächern ein bescheidener Zierrat aus Winkeln und Bogen hin.

Nach der Besichtigung dieser Kirche war das Programm erschöpft und wir wanderten bei einbrechender Dämmerung nach dem Bahnhof zurück, von wo wir mit dem Zuge 7 Uhr 57 Minuten nach Berlin zurückkehrten.

## 10. (8. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

**Dienstag, den 19. September 1905.**

Besichtigung des Städtischen Plänterwaldes und des Treptower Parkes unter Führung des Herrn Garten-Direktors Mächtig.

Eine stattliche Anzahl von Mitgliedern und Gästen entstieg auf der Station Baumschulenweg um 3 Uhr 45 Min. nachmittags dem Vorortszuge. Hinter dem Bahnhofe wanderten wir die Anrampung für die Brücke über den Stichkanal in die Höhe. Die Anrampung vereinigt auf der Brücke die Alte Cöpenicker Landstraße und die Treptower Chaussee. Von dieser hohen Sandaufschüttung hat man einen sehr schönen Blick auf die Arbeiten im Kanal. Die Pfeiler für die Brücke waren schon fertig, so daß mit dem Aufbau der Eisenkonstruktion wird begonnen werden. Im Niveau des Geländes liegt noch die Chaussee, wodurch hier der Stichkanal noch unterbrochen wird.

Von dieser Stelle wanderten wir neben dem Plänterwalde hin und bogen nach einer kurzen Strecke rechts in ihn ein. Der Plänterwald wurde Ende der siebziger Jahre baumschulenartig angelegt. Er bildet jetzt ein dichtes Gehölz aus jungem Holz von 3 m Höhe. In ihm sind in den letzten Jahren befestigte Steige angelegt worden, so daß dicht vor den Toren der Stadt ein schöner Park entstanden ist. Zu beiden Seiten der Wege befinden sich dichte Schonungen aus Eichen, Buchen und Birken, so daß man nicht hindurchsehen kann. Man wandert in tiefster Waldeinsamkeit. Ab und zu trifft man auf einen stillen freien Platz mit grünen Rasen. Der schönste Weg aber führt an der Spree entlang. Er ist noch nicht befestigt, doch wird das wohl in allernächster Zeit geschehen, denn mit der Befestigung der Uferböschung ist schon der Anfang gemacht worden. Man hat von ihm aus flußauf und -ab die schönsten Blicke. Das Wasser ist belebt mit großen Vergnügungsdampfern, deren Kapellen ihre Weisen spielen, und mit Schleppdampfern, die lange Reihen von Kähnen hinter sich herziehen. An den Abenden und Sonntags gehört das Wasser den Ruderklubs, deren Mitglieder hier ihre Kräfte stählen. Am jenseitigen Ufer ragen aus dichtem Gebüsch einige zierliche Bootshäuschen heraus und dahinter liegen breite Wiesen, die von dem hohen Kiefernwald begrenzt werden. Aber auch die Industrie hat schon Besitz von dem Ufer ergriffen; das idyllische Forsthaus Neue Scheune ist verschwunden und an seiner Stelle steht eine große Dampfschneidemühle mit allem Zubehör an Gebäuden und Holzstapeln. Dahinter stehen zwei große Petroleumbehälter, und große Stapel von Petroleumfässern sind aufgebaut.

Nachdem uns Herr Garten-Direktor Mächtig durch die schönsten Partien geführt hatte, kehrten wir im Alten Eierhäuschen ein, um Kaffee zu trinken. Leider war es zu kühl, um draußen sitzen zu können.

Nach der Kaffeepause besuchten wir den neu eingerichteten Teil des Treptower Parkes, der auf einer ehemaligen Schuttanfschüttung zwischen Treptow und dem Eierhäuschen angelegt worden ist. Der Hauptweg führt neben der Spree entlang und erlaubt einen schönen Blick auf die Inseln der Spree und die Einmündung des Rummelsburger Sees. An einer Stelle neben dem Wege steht die Kochhann-Eiche, die zu Ehren und zum Gedächtnis für den langjährigen Stadtverordneten dieses Namens errichtet worden ist. Darauf führte uns Herr Garten-Direktor Mächtig zu den Verkehrtlinden. Im Anschluß an die Sage von den Verkehrtlinden auf dem Heiligen Geist-Kirchhofe ist hier auf Anregung des Herrn Geheimen Regierungsrates Friedel folgender Versuch gemacht worden: man hat drei hochstämmige Linden mit ihren Kronen zur Erde gebogen und sie dort im Boden eingeschlagen. Nachdem sie an den Kronen Wurzeln getrieben hatten, wurden sie über den alten Wurzelenden abgehauen, so daß nun das Unterste zu oberst gekehrt war. Sie trieben nun an den alten Wurzeln Zweige und Blätter und wachsen also „verkehrt“ weiter. Es hat sich am alten Wurzelende schon eine stattliche Krone gebildet, man erkennt zwischen den jungen Zweigen noch deutlich die Überreste der alten Wurzeln und sieht, wie der Stamm nach oben hin dicker wird.

Der Plänterwald liefert aus seinem Vorrat die nötigen Hochstämme für die Straßen und Anlagen der Stadt, und auf diesem neuen Stück sind große Beete mit den nötigen Sträuchern vorhanden.

Durch Treptow kehrten wir nach Berlin zurück, nachdem noch ein Rest der Gesellschaft bei Zenner zum Abendbrot Halt gemacht hatte.

## II. (3. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

**Mittwoch, den 27. September 1905, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr im grossen Sitzungssaal  
des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstr. 20/21.**

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.  
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXVII her.

### A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt die Mitglieder und Freunde der Brandenburgia zum Winterhalbjahr, teilt über die Vorträge während des-



selben, gleichzeitig über die Wanderversammlungen das Notwendige mit, bittet auch um rege Beteiligung und Förderung der Vereinsinteressen.

II. Wanderbuch für die Mark Brandenburg und angrenzende Gebiete. Mit 53 Karten. I. Teil. Nähere Umgegend Berlins. 1905. Von diesem bewährten Führer aus dem Verlag von Alexius Kießling ist soeben, bearbeitet von unserem verehrten Mitgliede Professor Dr. E. Albrecht, die 7. Auflage erschienen. Es ist kaum noch nötig zur Empfehlung dieses vortrefflichen Reisebuchs etwas hinzuzufügen. Manche von den früheren Mängeln sind beseitigt, ergänzend ist vieles Neue hinzugefügt. Die äußere Ausstattung entspricht den mit Recht in den weitesten Kreisen so beliebten Baedeker-Führern.

Das Buch ist nicht mit dem Straubeschen ähnlichen Unternehmen zu verwechseln, d. h. mit dem Märkischen Wanderbuch, welches unter der Redaktion unseres nicht minder geschätzten Mitgliedes Herrn Dr. Gustav Albrecht unlängst erschienen ist.

Die Brandenburgia will ganz selbstverständlich beiden Unternehmungen gleich wohl und meint, daß wie auf jedem gemeinnütigen literarischen Gebiet, so auch auf dem der Reisehandbücher eine gewisse Konkurrenz im Interesse des Publikums nur erwünscht sein kann. Beiden Unternehmungen gönnen wir von Herzen Anerkennung und lohnenden Erfolg.

III. Auf dem Gebiet des Heimatschutzes liegen wiederum mehrerlei erfreuliche Erscheinungen vor.

a) Nr. 9 der Mitteilungen des Bundes Heimatschutz (die leidige Laufener Rheinstromschnellen-Affäre); Hans Wenzel „Ein Wort zum Schutze der alten Grabsteine“ will diese event. ganz zweckmäßig in die neuerdings sogen. Dorfmuseen aufgenommen wissen.

b) In No. 10—12 S. 165 schreibt F. v. F. manches Beherzigenswerte über Dorfmuseen, leidet aber m. E. an Überschwang. S. 167: „Wie soll aber ein Dorfmuseum beschaffen sein? Vor allen Dingen darf es nicht viel kosten und es muß „schön“ sein, d. h. in die Augen fallen. Ein Bauplatz für ein kleines, den Ansprüchen genügendes Gebäude findet sich gewiß im Dorfe. Aufgabe geschickter Architekten würde es sein, auf dem Platze einen Holz- oder Fachwerkbau zu errichten, der, äußerlich als Bauernhaus gehalten, in die Umgebung paßt und damit den Bauern zeigt, wie er billig und dem Auge wohlgefällig, aber auch praktisch bauen kann.“

Mit diesen zwei Sätzen glaubt F. v. F. die Frage des Grunderwerbs und der Baukosten abtun zu können. Wundersame Schwärmerei! Verf. kennt offenbar die deutschen Bauern nicht sehr genau.

Dagegen kann man folgende Leitsätze unterschreiben: „Bei der Gründung eines Dorfmuseums geht man eben auch nicht von dem Ge-

danken aus, ein wissenschaftlich-wertvolles, systematisch geordnetes Institut zu schaffen. Erinnerungen aus alter Zeit, die Geschichte des Dorfes und seine Bewohner sollen dort zur Anschauung gebracht werden, damit soll eben die Anhänglichkeit an die Geburtsstätte, die Liebe zur Heimat gepflegt werden.“

Ich möchte die Sache so definieren: Die Dorfmuseen sollen möglichst, wenn auch nicht ausschließlich, eine Ergänzung zu der regelmäßig zu führenden handschriftlichen Chronik des Dorfes sein. Das Gutshaus, das Amtshaus, die Kirche können in vielen Fällen den Zwecken eines Dorfmuseums mindestens vor der Hand und in Ermangelung eines eigenen Gebäudes dienen.

c) Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Von diesem Neubegründeten Korrespondenzblatt, dessen Schriftleitung dem Prof. Dr. K. Helm in Gießen obliegt, lege ich die 2 ersten Nummern Januar und Juli 1905 vor. Aus der No. 1 ersehen Sie den Zweck und die Notwendigkeit dieses neuen heimatkundlichen Organs.

d) Heimatkunde. Zwei Festreden gehalten in der Großh. Realschule von Maximilian Haberland, Professor. Neustrelitz 1905. Von Begeisterung für die Sache erfüllte Ansprachen:

„Von den Quellen der Liebe zur Heimat“ und  
„Vom Segen der Heimatkunde.“

e) Leipziger Bauzeitung. Wochenschrift für Bauwesen, 1905. No. 33 vom 12. Aug. 1905. Darin sehr beherzigenswert: Oberbaurat F. L. K. Schmidt-Dresden, „Sommerfrische und Heimatschutz“ und Hermann Muthesius: „Über häusliche Baukunst.“

f) Eine „Liga zur Erhaltung der malerischen Schönheit der Schweiz“ wurde neuerdings in La Tour de Peilz (Kanton Waad) gegründet und hat den Zweck, der Verunstaltung der dortigen Naturschönheiten durch Bauten von Hotels, Eisenbahnen und ähnliche Unternehmungen Einhalt zu tun. Zuerst hatte man der Verunstaltung der Schweiz keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn auch ein herrlicher Aussichtspunkt dadurch an Schönheit verlor, daß auf einem Berg oder in einem Tal ein Riesenbau aufgeführt wurde, so blieben noch zahlreiche andere Punkte unberührt, an denen sich das Auge erfreuen konnte. Aber das moderne Bedürfnis nach schneller Beförderung hat zur Verbreitung von Lokalbahnen geführt, und zwar nicht nur den gewöhnlichen, sondern auch der hydraulischen und elektrischen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Riesenhotels auf Bergspitzen und an steilen Abhängen, Eisenbahnen an den Bergwänden nicht in Uebereinstimmung mit der Umgebung zu bringen sind und das Auge beleidigen, das gewohnt ist, sich an der feierlichen Schönheit der Höhen zu erfreuen.

Seit beispielsweise die Eisenbahn von Zermatt auf den Gorner Grat geführt wurde und eine aufdringliche Karawanserei inmitten der Gletscher erbaut wurde, hat nach der Meinung der obigen Liga diese imposante Rundschan, welche den Ausblick auf eine einzig dastehende Kette von schneeigen Gipfeln bietet, ihren ganzen Reiz verloren. Glücklicherweise sehen die Schweizer jetzt selbst ein, daß die Schweiz nach und nach zerstört wird, und erst vor einigen Wochen hat die „Ligue pour la Conservation de la Suisse pittoresque“ gegen die Erteilung einer Konzession für eine Eisenbahnlinie über Groß-Scheideck nach Meiringen energisch protestiert. Da die Gründer dieser Liga auch andere Länder zur Mitwirkung heranziehen wollen, so fordert die Times die Engländer auf, ihre Ansichten über diesen Gegenstand deutlich zu erkennen zu geben, damit die Schweizer Hoteliers noch besser verstehen lernen, wo ihr wahres Interesse liegt. Vielleicht ließe sich die Vermehrung solcher Bahnen, wie es die Jungfraubahn sei, in Zukunft verhindern. „Der abscheuliche Anblick des Riesenauges mit der elektrisch beleuchteten Eigerwandstation und die Eismeerstation wären uns“ — sagt das englische Blatt — vielleicht erspart geblieben, wenn dieser Protest früher erhoben worden wäre, ebenso wie die abgenagten Schinkenknochen, leeren Flaschen und fettigen Papiere, mit denen in der heutigen Schweiz Bergabhänge, Gletscher und Moränen dekoriert sind.

g) Heimatschutz in Ägypten. Wie mir Professor Dr. Schweinfurth mitteilt, wird unter der englischen Verwaltung energisch gegen die Verschandelung der Natur und alt überkommenen Kultur Front gemacht. So ist z. B. ein Antrag auf dauernde elektrische Beleuchtung der großen (Cheops-) Pyramide rundweg abgelehnt worden.

h) Schutz der anmutigen Blumenwelt. Nicht bloß in den Alpen tritt man der unvernünftigen Pflanzenausrottung aus Gewinnsucht seitens der Händler und aus Gedankenlosigkeit seitens der Touristen entgegen, sondern auch in unserer nordischen Heimat. So hat man auf der westlichsten der deutschen Nordseeinseln, auf Borkum, das liebliche Blümchen Wintergrün, *Pirola rotundifolia*, das übrigens auch in der Provinz Brandenburg vorkommt, in amtlichen Schutz genommen. Dagegen ist der Verkauf von gezüchteten Pflänzchen — dieselben werden ebenso wie der rundblättrige, in den Grunewald-Mooren vorkommende randblättrige Sonnentau, *Drosera rotundifolia*, in Töpfchen feil gehalten — auf Borkum gestattet.

An der Ostsee wird die hellgrüngeblätterte, bläulich-grau blühende, stachelblättrige Meerstranddistel, *Eryngium maritimum*, eine Charakterpflanze ersten Ranges der Dünen ernstlich bedroht. In der Nähe der größeren Bäder ist sie, wie ich glaube bemerkt zu haben, so gut wie ausgestorben. Es ist hohe Zeit, daß die Landratsämter hier

einschreiten, auch die botanischen Dozenten der vier Küstenuniversitäten Königsberg, Greifswald, Rostock, Kiel sollten für den Schutz dieser und anderer seltener Strandpflanzen eintreten.

### B. Persönliches.

IV. Auf Wunsch teile ich folgendes mit über die Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte.

Der am 16. Februar 1904 in Leipzig gegründete „Verein zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte“ hat am 21. November 1904 seine erste Jahresversammlung abgehalten und im April 1905 das erste Heft der „Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1905) in vornehmer Ausstattung erscheinen lassen. Für die Idee, die dem jungen Unternehmen zugrunde liegt, ist schon mehrfach in der Tagespresse und in wissenschaftlichen Organen Propaganda gemacht worden, aber alles, was sich darüber sagen läßt: was bei der Gründung beabsichtigt wurde, was bis jetzt geleistet worden ist und was zunächst getan werden muß, ist in diesem ersten Hefte der „Mitteilungen“ enthalten, welches allen im Jahre 1905 noch beitretenden Mitgliedern (Jahresbeitrag mindestens 5 Mk.) geliefert wird.

Die Absicht der Zentralstelle geht dahin, die Genealogie, die Familien- und Personengeschichte zu fördern und zu diesem Behufe eine systematische Sammlung genealogischer Tatsachen in die Wege zu leiten. Der zugrunde liegende, ganz einfache Gedanke ist folgender: Erfreulicherweise finden sich jetzt in allen Kreisen des deutschen Volkes Personen, die sich mit ihren Vorfahren beschäftigen und große Mühe und Kosten aufwenden, um die für einen Stammbaum oder für eine Ahnentafel notwendigen Daten zusammenzubringen. Leider ist der Erfolg oft recht gering und zu einem großen Teile vom Zufall, von einem günstigen Griff abhängig, denn eine unendliche Fülle genealogischer Tatsachen ist bereits einwandfrei festgestellt, selbst in gedruckten Schriften niedergelegt, aber der einzelne Forscher ist nicht in der Lage, diese wenigen oder vielleicht die einzige für ihn in Betracht kommende Angabe zu finden. Um dem einzelnen Nachforschenden dies zu ermöglichen, und zugleich, um für alle möglichen Untersuchungen, auch solche rein wissenschaftlicher Art, genealogische Tatsachen zu beschaffen, will die Zentralstelle umgekehrt verfahren, alle nur irgend denkbaren Nachrichten so, wie sie überliefert sind, mit genauer Quellenangabe auf Zettel übertragen, diese zu einem alphabetischen Zettelkatalog vereinigen und so allmählich eine große Sammelstelle aller erforschten genealogischen Tatsachen schaffen. Abgesehen von mehreren Nebenregistern, wie z. B. Zettelkatalog der im Druck vorliegenden Familiengeschichten, gibt es zwei Hauptregister: a) Große Zettel für genealogische Zusammenhänge;

b) kleine Zettel für einzelne, nur eine Person betreffende Tatsachen: Diese Formulare sind vorgedruckt und werden von Vereinsmitgliedern oder den Beamten der Zentralstelle ausgefüllt. Die großen Zettel nennen am Kopf eine Person und unter dem Strich 1) deren Eltern, 2) deren Kinder; jede als Vater oder Mutter oder als Kind genannte Person und ebenso der andere Ehegatte der am Kopf bezeichneten Person erhält einen besonderen Zettel. Einige Tausend derartige Formulare sind schon ausgefüllt, aber das Material, welches noch bearbeitet werden muß, ist außerordentlich groß. Da bekanntermaßen schon drei bis vier Generationen zurück die Verzweigung der Familien außerordentlich ausgedehnt ist, so muß schon nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit die einzelne am Ende des 18. Jahrhunderts genannte Person, soweit sie überhaupt Nachkommen gehabt hat, für zahlreiche jetzt lebende Personen als Ahne in Betracht kommen.

Die Zentralstelle will, so klein sie jetzt ist, eine öffentliche Anstalt sein, und der Verein ist lediglich das Mittel, um diese zu begründen und zu erhalten, weil nun einmal in Deutschland auf anderem Wege Geld für solche Zwecke nicht zu beschaffen ist und reiche Stifter (bisher wenigstens) ihre milde Hand noch nicht aufgetan haben. Die Vereinsmitglieder genießen, wenn sie um Auskunft ersuchen, nur Vorzüge vor anderen Personen und unterstützen die Sammelarbeit andererseits in jeder Weise. Mitglied kann jede Einzelperson und jede Behörde, Körperschaft oder Anstalt werden. Im ganzen sind 1904 an Mitgliedsbeiträgen M. 1392 eingezahlt worden, aber für 1905 ist ein wesentlich höherer Betrag zu erwarten. Je mehr Mittel zur Verfügung stehen, in desto höherem Maße wird die Ausfüllung von Zetteln betrieben werden können. Gegenwärtig gestattet die Finanzlage die Anstellung eines geschulten Beamten noch nicht; es ist vielmehr nur im Nebenamt ein Student der Geschichte beschäftigt, aber das nächste Ziel ist die Einrichtung einer vollständigen Geschäftsstelle.

Über den Stand den Arbeiten im November 1904 unterrichten die in dem genannten ersten Hefte mitgeteilten Darlegungen des Vorsitzenden und Schriftführers. Ergänzt werden diese Nachrichten durch die Berichte über die Gründungsversammlung am 16. Februar 1904 und die erste Hauptversammlung sowie den Abdruck der Satzungen und des Mitgliederverzeichnisses, welches durch die genaue Wohnungsangabe jedes einzelnen wertvoll wird. Außerdem sind aber zwei Vorträge abgedruckt, die auf der Hauptversammlung gehalten worden sind: Dr. Adolf von den Velden, Weimar, über „Wert und Pflege der Ahnentafel“ und Dr. Kekule v. Stradonitz über „Wissenschaftliche Genealogie als Lehrfach“. Sind die letzteren eindringlichen Ausführungen eine Mahnung für die Zukunft, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald Erfolg haben wird, denn neue akademische Lehrstühle zu errichten hat mau

nicht allzugroße Eile, so greift von den Velden mitten in das Problem der genealogischen Arbeit überhaupt hinein und fordert allgemein neben dem Stammbaum die Ahnentafel, d. h. allgemeine Berücksichtigung der weiblichen Glieder bzw. deren Ahnen, gleichgültig welche Namen sie tragen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Zentralstelle an ihre Mitglieder Fragebogen ausgegeben hat, deren Inhalt veröffentlicht werden soll. Der Fragende teilt mit: „Für folgende einzelne Familien sammle ich Nachrichten jeder Art.“ Die Zentralstelle wird diese Fragen zusammenstellen und in Druck verbreiten, um etwaiges zur Beantwortung geeignetes Material von den Mitgliedern zu erhalten. Ebenso wird über einzelne Personen oder Familien dasjenige kurz zusammengestellt, was bekannt ist und daran die Frage nach bestimmten Einzelheiten angeknüpft. Auch diese Fragen werden der Öffentlichkeit (ohne Nennung desjenigen, welcher fragt), mitgeteilt. Die Adresse der Zentralstelle ist Leipzig, Neumarkt 29.

V. Herr Direktor Dr. F. Weineck-Lübben bedankt sich in liebenswürdiger, nur zu bescheidener Weise für seine Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede.

VI. Mitglied P. Offermann grüßt mittels zierlich verschönerter Ansichtspostkarte aus Tientsin in Nord-China vom 8. Juli d. J. den Vorsitzenden und die Brandenburgia-Mitglieder. Wir bitten die beiden Fräulein Schwestern, welche wir als gern gesehene Gäste begrüßen, unsererseits zu danken.

VII. Professor Oskar Krause †. Herr Oberrealschuldirektor Krause-Oldenburg teilt uns den am 7. August 1905 erfolgten Tod seines lieben Bruders, Professor Oskar Krause, in dem ich einen hochgeschätzten langjährigen Freund verliere, mit. Unser Mitglied Oskar Krause nahm, wenn er konnte, stets an unseren Sitzungen teil, interessierte sich überhaupt sehr für die Brandenburgia, deren Mai-Protokoll noch eine Mitteilung von ihm über den neuentdeckten Greifswalder Roland enthält.

Schwer erkrankt mußte O. Kr. mit dem 31. März d. J. aus dem Gymnasiallehrer-Verein ausscheiden. Durch Allerhöchste Huld wurde ihm noch auf dem Schmerzenslager der Rote Adler-Orden IV. Klasse verliehen. In der Greifswalder Zeitung vom 12. April d. J., welche uns deren Besitzer freundlichst zur Verfügung stellt, heißt es:

Nur widrige Krankheit konnte ihn dazu bringen, aus seinem Amte zu scheiden, mit dem er verwachsen war in Liebe und Treue zu den vielen Generationen von Schülern, die durch seine milde Hand gegangen sind und die reiche Fülle seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse genossen haben. Ein Mann, immer offenen Blickes für die Schönheit der Natur und voll sinnigen Empfindens für das Leben der Menschen hat er auch die Erfahrungen seiner Reisen in den Dienst des Unterrichts

gestellt, und mancher Schüler wird sich dankbar der Stunden erinnern, wo er sich so ganz hingab, um ihn noch einmal die Reise mitmachen und leuchtenden Auges hören zu lassen von den Wundern der Natur und der Eigenart des Menschenlebens. So hat er manchen Schüler tiefer schauen gelehrt und ihm für immer den Blick geschärft für alles Schöne und Edle, gerade in dem dafür empfänglichen Alter. — Oskar Krause ist geboren in Sorau 1839 und trat, nachdem er in Halle und Berlin studiert hatte, Ostern 1864 zu Dortmund in das höhere Schulfach ein und war dort als Probandus und wissenschaftlicher Hilfslehrer bis Michaelis 1865. Nach Greifswald kam er Michaelis 1865 unter Gymnasialdirektor Nitzsch und erteilte zuerst vorwiegend mathematischen, zuletzt fast nur naturwissenschaftlichen Unterricht, in dem er seit 1896 auch die Leitung der naturwissenschaftlichen Sammlung geführt hat. Vielfache öffentliche Tätigkeit zeichnete ihn aus. Voll Begeisterung für das neue Deutsche Reich führte er mit gesinnungsverwandten Männern die ersten Sedanfeiern in Greifswald ein und hielt selbst die erste Sedanrede im Gymnasium 1872. Zur Stiftung von Gedenktafeln, auch der vom Fürsten Bismarck, gab er wesentliche Anregung, und später konnten wir bei der Pflanzung der Bismarckeiche auf dem Wilhelmsplatze seine begeisterten Worte hören. Von seiner reichen Vereinstätigkeit muß besonders hervorgehoben werden sein liebevolles und erfolgreiches Wirken für den hiesigen Handwerkerverein, an dessen Spitze er im ganzen 22 Jahre, gerade in der Blütezeit des Vereins, stand und unablässig bemüht war, seinen Mitgliedern durch Vorträge aus allen Gebieten des Wissens, für die er Vertreter zu gewinnen wußte, durch Theateraufführungen und sonstige lehrreiche Darbietungen Nutzen und Erholung edler Art zu schaffen. Ja, manches Mitglied hatte durch die langen Jahre hindurch in ihm einen Freund gewonnen und hörte gern seinen Rat in Sachen der Familie. Ungern sah man ihn schließlich von der Leitung scheiden und ernannte ihn zum Ehrenmitglied des Vereins. Auch im Vorschußverein war er seit Ostern 1897 bis jetzt Mitglied des Aufsichtsrats. Vielfach war Professor Krause auch literarisch auf dem Gebiete der Ortsgeschichte tätig, und mancher Aufsatz zeigt uns, wie er verwachsen war mit dem Leben der alten Greifswalder Bürger, deren Sitten bis ins Einzelne nachzugehen ihm eine Lust war. Wir erwähnen: „Eine Greifswalder Hochzeitordnung vom Jahre 1569“ in den Baltischen Studien, Bd. 28; „Greifswald und der große Kurfürst im Jahre 1678“ in der Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde, Berlin 1883; „Die ältesten Zunftrollen der Stadt Greifswald 1397—1541“ im Jahresbericht des Gymnasiums 1898, die später noch eine Fortsetzung erfuhren. So hat sich Professor Oskar Krause auch durch seine öffentliche und literarische Tätigkeit um unsere gute, alte Stadt wohlverdient gemacht, und wenn ihm jetzt nach 40jähriger Dienstzeit als Anerkennung

der Rote Adlerorden 4. Klasse verliehen wurde, kann er doch mit noch größerer Befriedigung auf die Liebe blicken, die ihm jetzt in seinen Ruhestand folgt, auf die herzliche Teilnahme, die allerseits den sehnlichen Wunsch hegt, daß er bald gesunden möge, um sich wiederum, wenn nicht öffentlicher Tätigkeit, so doch seinen Lieblingsstudien aus der heimatlichen Geschichte zu widmen.

Nur wenige Monate waren dem unermüdlich Schaffenden noch vergönnt. Im Juni nahm ich, wie von einem Sterbenden, von ihm in Greifswald persönlich Abschied.

Fräulein Agathe Krause, eine Schwester des Verewigten, die ich, als sie noch in Sorau wohnte, als eine Freundin und Förderin der brandenburgischen Heimatkunde und des Märkischen Museums kennen lernte, führte unserem ledigen Oskar Krause viele Jahre die Wirtschaft. Er hatte noch den großen Schmerz, sie einige Wochen vor sich ins Grab steigen zu sehen.

Ehre dem Gedächtnis dieses würdigen Geschwisterpaares!

VIII. Hermann Dannenberg †. Am 14. Juni d. J. starb zu Bad Salzbrunn der hiesige Landgerichtsrat a. D. Hermann Dannenberg im fast vollendeten 80. Lebensjahre. Die Brandenburgia betrauert in dem vortrefflichen, gefälligen Manne einen unserer bewährtesten Numismatiker, der namentlich durch seine Brandenburgische Münzkunde sich Verdienste um uns erworben hat und sich, ohne der Brandenburgia anzugehören, stets für deren kulturwissenschaftliche Tätigkeit interessiert hat.

IX. Auch Julius Stinde, verstorben zu Olsberg in Hessen am 8. August d. J., sei hier ebenfalls erwähnt, da er in seinem Wilhelmine Buchholz-Cyclus in vorzüglicher Weise den Typus der Berlinerinnen und Märkerinnen im Lichte eines wohltuenden Humors, wie niemand vor ihm, zu schildern verstanden hat. Um so erstaunlicher als er zu Kirch-Nüchel bei Eutin (28. August 1841) in Holstein geboren und erst seit 1875 in Berlin ansässig geworden ist. Aber Wilhelmine Buchholz ist ja selbst keine eingeborene Spreethenerin, vielmehr eine aus Holstein stammende Hamburgerin. Unser Heinrich Seidel hat in trefflicher Weise seinen Freund Julius Stinde im „Tag“ vom 13. v. M. geschildert. Am 11. ward Julius Stinde unter großer Beteiligung in Lensahn bestattet. Von den Angehörigen waren beide Schwestern anwesend. Es herrschte eine weihvolle Stimmung. Mit Glockengeläute und dem Klang der Orgel, die Julius Stinde einst oft gespielt, wurde die Trauerfeier eingeleitet. Dann hielt Pastor Meyer eine ergreifende Ansprache. Er betonte das warme Herz Stindes, seine Treue und Liebe zu Eltern und Geschwistern. Von der Kirche ging es in strömendem Regen nach dem Friedhof, wo Stinde unter einer großen Blumenfülle gebettet ward. Von literarischen Freunden Stindes waren nur der Schriftsteller Marx Möller und des Verstorbenen



Verleger Carl Freund aus Berlin anwesend. Aus Harzburg war Stindes intimer Freund Baron Asche, und als Vertreter des Großherzogs von Oldenburg Baron Blome erschienen. Stinde ist unvermählt gestorben.

### C. Naturgeschichtliches.

X. Aus der Naturw. Zeitschrift für alle Naturfreunde. I. Jahrg. 1905, Heft 1. Auf Ansuchen des Verlags von Erwin Nägele in Stuttgart lege ich diese neue Zeitschrift für volkstümliche Naturkunde vor. Ob ein Bedürfnis schon wieder für eine dergl. Zeitschrift vorhanden sei, wage ich nicht zu entscheiden. Für den Rahmen der Brandenburgia enthält die Nummer nichts besonderes.

XI. Die Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke mit ihren trefflichen Abbildungen sehen wir allemal gern, diesmal No. 6—9, Juni bis September d. J.

XII. Kgl. Preußische Geologische Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin. Tätigkeitsbericht für das Jahr 1904 und Arbeitsplan für 1905. Im Vergleich mit anderen Landesteilen ist unsere Provinz diesmalig etwas mager ausgestattet.

XIII. Dr. M. Fiebelkorn: Der Ziegeleibesitzer-Verein zu Berlin und sein Einfluß auf die märkische Ziegelindustrie in wirtschaftlicher Beziehung. Mit einem Anhang: Verzeichnis der für den Berliner Markt in Betracht kommenden Ziegeleien mit ihrer derzeitigen Produktionsfähigkeit. Berlin 1905.

Unser verehrtes Mitglied bietet für die Heimatkunde noch mehr als der Titel verrät: eine Geschichte der ältesten Bauweise in und bei Berlin. Zur Orientierung über das für Berlin so überaus wichtige Ziegeleigewerbe ist das Schriftchen vortrefflich geeignet.

XIV. Tonindustrie-Zeitung. Von diesem durch Prof. Dr. H. Seger und E. Cramer herausgegebenen Organ lege ich zuvörderst die Nummer vom 9. August 1904 vor, da dieselbe unter dem Titel „Die Arbeit dreier Geschlechter“ eine treffliche Biographie der bekannten Tonindustriellen-Familie March (Berlin-Charlottenburg) liefert. Wir freuen uns, daß ein Mitglied Herr Albert March unserer Brandenburgia beigetreten ist.

Die Nummern 103 bis 106 vom 2. bis 9. September v. J. schildern unter anderem die großartige Ton-, Zement- und Kalk-Industrie-Ausstellung, welche im August v. J. hierselbst in den Räumen des Königlichen Instituts für Gährungsgewerbe (Seestraße) stattfand sowie die lehrreichen Ausflüge nach Grube Ilse in der Niederlausitz, nach Wildau (Schwarzkopff'sche Fabrik), nach der Meierei Bolle, nach Potsdam und Umgegend, Touren, an denen auch verschiedene Brandenburgia-Mitglieder teilnahmen.

XV. Rudolf Credner: Zur Sturmflut vom 30. — 31. Dezember 1904. Sonderabdruck aus dem IX. Jahresbericht der Geogr. Ges. zu Greifswald. Unser Ehrenmitglied gibt hier kurze Erläuterung zu einer graphischen Darstellung der meteorologischen Verhältnisse, die sich bekanntlich auch bei uns durch einen orkanartigen Sturm markierten. Von der Verheerung der Sturmflut habe ich mich in diesem Sommer bei Greifswald und auf Rügen sowie an der lübeckischen Küste überzeugen können.

XVI. W. Deecke: Ein Versuch, die Bänke der Ostsee vor der pommerschen Küste geologisch zu erklären. (Separat-Abdruck aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie u. Paläontologie Stuttg. 1905.)

Wie bis vor kurzem die Relief-Verhältnisse des Untergrundes unserer Landseen in Bezug auf ihre geologische Würdigung fast gänzlich vernachlässigt worden sind, so gilt das leider auch bezüglich unserer deutschen Meere. Es kann deshalb diese und die Arbeit zu Nr. XVII nur freudig begrüßt werden.

Es handelt sich hauptsächlich um den Plantagenet-Grund w. von Rügen, den Adler-Grund zwischen Rügen und Bornholm, die Oderbank bei Usedom-Wollin und die Stolpe-Bank vor dem hinterpommerschen Ufer zwischen Jershöft und Leba. In der Hauptinterglazialzeit vor der letzten Vereisung reichte das Meer bis Rügen. Beweis die *Cyprina islandica*-Thone unter dem letzten Geschiebemergel auf Hiddensöe. Von der postglazialen Yoldia-See ist dagegen hier keine Spur, desgl. nicht von Ablagerungen des ausgesüßten Ancyclus-Sees. Das ganze pommersche und angrenzende Ostsee-Areal lag 45—50 m höher in der Ancyclus-Zeit. Bei einer letzten Senkung drang das Nordseewasser ein und schuf die in der Brandenburgia wiederholt erörterte Litorina-See, deren Spuren von Greifswald bis Kiel reichen. Die Höhen des Plantagenetgrundes, einer Staumoräne, sind abrasiert. Der wegen seiner Steinblöcke berühmte Adlergrund ist in der Hauptsache diluvial, nach Deecke eine Endmoräne oder Kames-Gruppe.

Schwieriger ist die Erklärung der komplizierten Stolpe-Bank. Über die Oderbank nördlich Swinemünde vgl. Nr. XVII. D. bemerkt noch, daß durch die Litorina-Senkung mit Verschwinden großer Landstriche die ungeheuren Seesandanhäufungen an den Stränden der deutschen Ostsee in den betreffenden Teilen derselben begreiflich werden.

XVII. (Vgl. XVI) W. Deecke: Die Oderbank, N von Swinemünde. Mit 1 Tafel. Im IX. Jahresber. der Geogr. Ges. in Greifswald 1905. S. 201—213. Auf der gefährlichen Bank wird wahrscheinlich ein Leuchtturm errichtet werden, es sind deshalb Terrainbohrungen vorgenommen, die merkwürdige Einblicke in den Untergrund gewähren.

D. hält die Oderbank für eine in der postglazialen Senkung abradierte Insel oder Inselgruppe mit südlich ansitzender gleichfalls versunkener Düne. Mit Rücksicht auf die sonst an den südwestbaltischen Küsten beobachteten Verhältnisse hat er dies Untertauchen in die Litorinazeit verlegt. Es bleibt freilich, sagt D.S.210, auffällig, daß weder diese Bohrungen auf der Oderbank, noch die bei Swinemünde aus den tieferen Sanden irgend welche Spuren einer Litorinafauna zu Tage gefördert haben. Es fehlen die größeren dickschaligen Varietäten von *Cardium edule* und die *Scrobicularia piperata*, die bei Greifswalde zu Tausenden vorkommen. Was sich hat nachweisen lassen, sind immer das kleine Bronkwasser-*Cardium*, *Tellino baltica* und einzelne Hydrobien.

Ich meine, hierzu ließe sich eine biologische Erklärung finden. *Scrobicularia* lebt keinesweges in reinem Sand, sondern vielmehr überall mehr in Mud- oder Klai-Schichten wie sie ruhige Aestuaren bieten. Daran mag es auf den betreffenden Stellen der Oderbank, falls sie mit der Litorinazeit gleichalterig sind, gefehlt haben. Aus einem analogen Grunde erkläre ich das gänzliche Fehlen oder doch nur seltene Vorkommen der Litorina-Arten in den neuvorpommerschen und lübeckischen Litorina-Schichten. Litorina lebt am liebsten auf Felsboden, mindestens will sie größere Steine haben, deshalb ist sie in den Schwedischen Litorina-Schichten so häufig, daß sie für dieselben mit Recht als Leitfossil gilt, während sie in den meisten südbaltischen sogen. Litorina-Schichten so selten ist, daß sie hier den Namen eines Leitfossils wahrlich nicht verdient. Die schwedische Küste ist aber von jeher felsig (litorinen-hold) gewesen. Die eigentliche Litorinenschicht erstreckt sich von der Ryck-Mündung über Zingst (Aestuarium des ehemaligen Prerowstromes) mit Unterbrechungen, je nachdem reiner Sand- oder Mudgrund vorliegt bis zum Priwall bei Warnemünde. Nach Untersuchung von H. Klose (vgl. *Brandenburgia*, Sitzung vom 23. Sept. 1904) liegt die eigentliche Schicht mit viel *Scrobicularia* und *Cardium* und einzelnen von mir im Laufe der Jahre darin gefundenen Litorinen bei Greifswald zwischen 4 und 5 m unter N. N.

D. gelangt S. 213 zu dem Endergebnis: Die Oderbank ist in der Postglazialzeit ein für die Ostseeküste sehr wichtiges Element gewesen. Sie begrenzte mit ihren Dünen ein durch ihren Südzipfel zweiteiliges Haff, an dessen Westrande der Ausfluß des Oderwassers in die tiefere See erfolgte. Sie sank allmählich unter den Spiegel der Ostsee, wurde eingeebnet und lieferte dabei einen großen Teil der heute an den Küsten Usedom und Wollins liegenden Dünensande.

Ich füge noch für die archäologische Seite hinzu, daß unter den in den zerstörten diluvialen Bestandteilen (Mergeln, Sanden, Granden und Kiesen) enthaltenen Geschieben und Geröllen, vereinzelt hier und da Feuersteine an den Strand geworfen werden, die trotz nachträglicher

Deformierung durch Abschleifung oder Abrollung die Hand des Menschen aus paläolithischer Zeit erkennen lassen.

XVIII. Dr. Max Blanckenhorn: Das relative Alter der norddeutschen Eolithenlager. (Separatabdruck aus der Zeitschr. f. Ethnol. 1905.)

Herr Blanckenhorn den wir aus früherer Publikation — vgl. Mai-Sitzung — bereits als sorgfältigen und hervorragenden Erforscher der mit dem Urmenschen konkurrierenden Erdschichten des Diluviums und Tertiärs kennen, warf in der Sitzung vorgenannter Gesellschaft vom 22. Januar d. J. die Frage auf, ob vom geologisch-stratigraphischen Standpunkt die norddeutschen sogen. Eolithen von verschiedenen glazialen Fundorten in Vergleich mit den bekannten Stufen des Paläolithikums und Eolithikums in den klassischen Ländern der steinzeitlichen Forschung Frankreich und Belgien, wirklich, wie vielfach auch von unserm berühmten Eolithenforscher, korrespond. Mitglied Rutot in Brüssel, behauptet wird, zeitlich dem eigentlichen Eolithikum entsprechen. Diese Frage ist, wie auf der Hand liegt, auch für die Erforschung der Urzeit unserer Provinz Brandenburg von größter Bedeutung. Herr Blanckenhorn macht es in hohem Maße wahrscheinlich, daß die eolithischen und paläolithischen Funde Norddeutschlands jünger als beispielsweise die belgischen sind, weil in Belgien ein wärmeres Klima herrschte und die Vergletscherung dort nicht eintrat. Herr Blanckenhorn bekämpft nicht die in unserer Brandenburgia wiederholt besprochenen Darlegungen Rutots, soweit sie sich auf Belgien beziehen, er hält dessen System sogar für stratigraphisch vortrefflich aufgebaut, bezweifelt aber, daß es auf Deutschland ohne weiteres angewendet werden könne. Die meisten neueren Eolithenfunde der Provinz Brandenburg und Posen gehören einem Interglazial an und zwar wohl alle (mit Ausnahme vielleicht von Freinstein\*) und einigen anderen geologisch noch zweifelhaften Vorkommnissen von besonders altertümlichen Habitus, dem gleichen Interglaziale wie die Lager von Taubach und Krems, entweder der ersten warmen, feuchten oder der zweiten kühlen trocknen Hälfte dieses Interglaziales, *Elephas antiquus* spricht mehr für die erste warme, *E. primigenius* mehr für die zweite kühle Epoche. Blanckenhorn schließt:

„Wir könnten aus alledem vielleicht den — vorläufig allerdings noch verfrühten — Schluß ziehen, daß der Mensch in Deutschland und Österreich während des Beginnes der Chelléo-Moustérienepoche oder des . älteren Paläolithikums überhaupt noch nicht gelebt hat. Es wäre das gerade von dem Gesichtspunkte aus verständlich, daß da-

\*) Blanckenhorn meint die Arbeit des Prof. Dr. Otto Jaekel, Brandenburgia XIII. 24 u. 34 sowie XII. 333 fig. Den Jaekelschen Eolithen von Freinstein, Kreis West-Prignitz zum Verwechseln ähnliche Eolithe habe ich aus der näheren und weiteren Umgebung Berlins, von mir gefunden, in der Brandenburgia wiederholt vorgelegt.

mals während der Haupteiszeit das Inlandeis in den Alpen, in Süddeutschland und im Norden gerade am allerweitesten sich ausdehnte und dem Menschen kaum eine Existenzmöglichkeit ließ. In dieser Zeit waren nur die klimatisch begünstigten Teile der Erde, Südengland, Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, Afrika usw. von Menschen bevölkert. Das Gleiche gilt wohl auch für die zwei noch älteren Eiszeiten, die altdiluviale und die oberpliocäne, welche schon der sogenannten eolithischen Periode angehören. Ob der Mensch während einer älteren Interglazialzeit in Deutschland vorübergehend einwandert, d. h. ob ein Teil der Eolithe der Mark, z. B. die von Freienstein wirklich der ersten quartären Interglazialzeit der norddeutschen Geologen angehören, bleibt freilich immer noch eine offene Frage. Im allgemeinen aber kann man wohl sagen, die meisten der sogenannten Eolithe Deutschlands, so besonders die der Magdeburger Gegend, fallen einer jüngeren Periode zu als der eolithischen Periode Frankreichs und Belgiens, nämlich dem älteren und mittleren Paläolithikum, speziell dem Moustérien und dem Moustéro-Solutréen Hornes oder Montaignien Rutot's.

Die letzteren Angaben beziehen sich auf einen hochinteressanten Vortrag, den Herr Paul Favreau am 21. Januar d. J. in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft gehalten: Neue Funde aus dem Diluvium in der Umgegend von Neuwaldensleben, insbesondere der Kiesgrube am Schloßpark von Hundisburg.

Mit demselben Gegenstand beschäftigt sich Herr Blanckenhorn in dem Ihnen vorliegenden Sonderabdruck aus dem Januar-Protokoll der deutschen geologischen Gesellschaft Bd. 57, Jahrg. 1905 „Zur Frage der Manufakte im Diluvium der Magdeburger und Neuwaldenslebener Gegend. (Sonderabdruck aus den Briefen der Monatsberichte Nr. 5, Jahrg. 1905 der deutschen Geol. Gesellschaft.)

XIX. Prof. Dr. Gorjanovic Kramberger: Der Diluvialmensch von Krapina und dessen Industrie. (Die Umschau herausg. von Dr. J. H. Bechhold, Frankfurt a. M., vom 2. d. M. S. 703.) Nirgends sind so viele Skelettreste des Diluvial-Menschen gefunden, als bei Krapina, in einer mir wohlbekanntem Gegend nordwestlich von Agram in Kroatien\*), die interessante Ausgrabungsstelle ist deshalb wiederholt in der Brandenburgia erwähnt worden; ich verweise auf diese Vorgänge hiermit ausdrücklich.

Im Juli d. J. hat der unermüdliche Entdecker Prof. Kramberger über 200 menschliche Gerippeteile neu aufgefunden, in großer Unordnung vermengt mit Steinwerkzeugen zumeist gerade über Feuerlagerstätten, von Tierresten, das auf etwas wärmeres Klima (vgl. No. XVIII) deutende

\*) Vergl. Hofrat Dr. Hagen-Frankfurt a. M.: Der prähistorische Mensch von Krapina (Umschau 1902 Nr. 50).

Rhinoceros Merckii, das auch bei Berlin gefunden ist, bei Krapina, der stete Begleiter des Menschen, Bos primigenius, das Rind des Urmenschen, Reh, Edelhirsch und Pferd. Die Ober- und Unterkiefer des Krapina-Menschen stehen stark vor, geben also dem Gesicht etwas Affenartiges. Eine Anzahl menschlicher Röhrenknochen, die der Länge nach gespalten wurden, liefern an dieser Stelle von neuem den Beweis, daß diese Paläolithiker Kannibalen waren.

Herr G. Kramberger schließt: „Noch hätte ich einige Worte bezüglich der „Industrie“ des Menschen von Kr. auszusprechen, sie deckt sich nämlich sehr gut mit der des prähistorischen Menschen von Taubach bei Weimar, was besonders aus einigen Funden des letzten Juli sich ergibt. Taubach und Krapina gehören einem und demselben interglazialen Abschnitt des Diluviums an; dies geht nicht nur daraus hervor, daß die gleichen Tiere an beiden Plätzen lebten (nur der Elefant fehlt in Krapina), sondern daß die Bewohner auch die gleichen höchstprimitiven Steinwerkzeuge herstellten und benutzten.

Unser korresp. Mitglied Rutot hat sich mit Krapina, wie Sie sich entsinnen (nach meinen Auszügen in deutscher Sprache), ebenfalls beschäftigt. Er ist der Meinung und hat diese wiederholt\*) ausgedrückt, zuletzt in den Auszügen aus dem Bulletin der Anthrop. Ges. zu Brüssel (XXIII, 1904, Brüssel 1905, S. 21), daß er trotz der Anwesenheit von Rhinoceros Merckii bei Krapina nur das Eburnéen, facies von Montaigle, erblicken könne, daß er also den dortigen Menschen für jünger als Herr G. Kramberger halten müsse. Rutot rät übrigens selbst: vorläufig weiter beobachten und das Endurteil vorbehalten!

XX. Eugen Geinitz: „Der Landverlust der Mecklenburgischen Küste“ und „Die Einwirkung der Sylvestersturmflut 1904 auf die Mecklenburgische Küste.“ Mitteilungen aus der Großh. Mecklenb. Geolog. Landesanstalt XV und XVI. Rostock 1905.

Über die Einwirkung der Verheerungen des Meeres in der Nacht vom 30. zum 31. Dezember v. J. an der Vorpommerschen Küste, deren Spuren ich in diesem Frühling auf Rügen und zwischen Wolgast und Greifswald beobachtete, habe ich unter No. XV bereits berichtet. Die Steilküste hat besonders unterm Wogenprall zu leiden, so teilt Prof. Friedrich-Lübeck mit, daß am Brothener Ufer bei Travemünde\*\*) ein großer Stein, der 1880 an der Unterkante des Steilufers sichtbar wurde, 1901 von ihm 27 m entfernt und 15 m weiter im Meer lag; vor 50 Jahren

\*) Vgl. meine Angabe in unserer Festschrift II. 23 und Rutos in Brandenburgia XIII. 307 fig. Die Taubach-Stufe mit Elephas antiquus und Rhin. Merckii hält Kramberger für gleichalterig mit Krapina, Rutot dagegen hält Taubach für geologisch älter (Brdb. XIII. 290 u. 291) und vermißt an den Artefakten Krapinas die für die El. antiquus-Stufe bei Taubach charakteristischen Arbeitsspuren.

\*\*) Von mir oftmals, zuletzt von Niendorf aus im Jahre 1904 eingehend besichtigt.

lag hart am Steilufer ein großer Stein, den die Kinder zum Ablegen ihrer Kleider beim Baden benutzten, 1917 lag er 40 m von der Wasserkante im Meer, das Ufer ist also in 50 Jahren 60 m zurückgegangen. Die mecklenburgische Küste verliert jährlich über 300 000 cbm Masse, von welcher beim Ausschlämmen erhalten werden 200 000 cbm Sand und 100 000 cbm Ton und feinste Teile. Dabei ist zu erinnern, was Geinitz früher ausgeführt,\*) daß die südliche Ostsee in der jüngsten geologischen Vergangenheit große Wandlungen erfahren hat. Nach der Vereisung der Diluvialzeit war unser Ostseegebiet ein mit Dänemark und Schonen verbundenes Festland, von Menschen der jüngeren Steinzeit bewohnt; alsdann senkte es sich, wodurch die Gewässer der Nordsee Zutritt erhielten (sogen. Litorina-Periode,\*\*) bis eine erneute Hebung in den nördlichen Gebieten das Balticum auf seine gegenwärtigen Umrisse beschränkte, an denen die Brandung fortgesetzt herummodellt. So spiegelt sich im heutigen Relief des Meeresbodens in rohen Zügen die frühere Landoberfläche wieder: die rinnenartigen Vertiefungen entsprechen den Flußtälern, die Untiefen und Riffe den höheren Teilen des ehemaligen Landes, wie dies nach W. Deecke unter No. XVI und No. XVII vorher ausgeführt worden ist. Aristoteles erzählt von den Kelten, daß sie mit den Waffen in der Hand den Wogen entgegentraten und lieber als Krieger und Helden im besten Waffenschmuck in der Flut den Untergang finden als vor ihr zurückweichen wollten. Heut tritt der Wasserbaukünstler dem Meer mit Flechtzäunen, Buhnen, Steinpackungen entgegen, oft mit recht geringem Erfolge. Derselbe wird noch minder werden, falls die deutsche Ostseeküste noch weiter sinken sollte. Zur Zeit scheint glücklicher Weise ein Stillstand eingetreten zu sein.

XXI. Dr. Erwin Schulze: *Fauna Hercynica Batrachia*. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Naturwissenschaften Bd. 77, 1905 S. 199—230. Der durch zahlreiche faunistische Arbeiten bekannte, in Ballenstedt lebende Verfasser stellt die Batrachien des Harzes und seiner Vorlande zusammen. Als alter Batrachien-Sammler gebe ich hierzu auf unsere Provinz bezügliche Vergleiche.

A. Salamandridae: I. Triton: 1. *palmatus* (fehlt bei uns), 2. *lobatus* (= *taeniatus*) bei uns selbst innerhalb Berlins (Wedding), 3. *alpestris* (viel verbreiteter, als man früher annahm), in der Provinz Brandenburg noch nicht gefunden. 4. *cristatus* (seltener als Nr. 2, aber doch nahe Berlin in der Jungfernhaide). II. Salamandra: 1. *maculosa*, in Berlin schlechtweg Harzmolch genannt, kommt aber schon in der Altmark (von u. M. Dir. Dr. O. Reinhardt bei Klötze ge-

\*) Vgl. die Arbeit über die sogen. cimbrische Flut.

\*\*) Vgl. die vielfachen Angaben meinerseits in der *Brandenburgia* über die Litorina-Periode u. a. die heutigen Nummern XVI u. XVII.

funden) vor, 1 Exemplar von den ehemaligen Pulverwiesen, Gegend der Wilsnacker und Birkenstraße in den sechziger Jahren v. Jahrh. gefunden, ist wohl importiert gewesen.

B. Phrynididae: Bufonidae. I. Bombinator: 1. brevipes; 2. igneus (Feuerunke, bei uns nahe der Rousseau-Insel im Tiergarten gefunden, häufig in den Rüdersdorfer Kalkbergen. Bei Oderberg i. M. in ehemaligen Ziegelschlammereien habe ich eine auffallend helle, oben gleichmäßig hellgrau gefärbte Spielart wiederholt gefunden. Die typische Form ist oben „griseo-fuscus, atro-viridi maculatus“.

II. Alytes: 1. obstetricans. Die Geburtshelferkröte ist in der Provinz Brandenburg nicht gefunden.

III. Pelobates: 1. fuscus. (Die Knoblauchkröte ist bei Berlin häufiger als bei ihrer versteckten Lebensart bekannt.) Die Kaulquappen von P. sind verhältnismässig groß.

IV. Hyla: 1. viridis. Der Laubfrosch bei Berlin nicht selten.

V. Bufo: 1. vulgaris. 2. viridis. (Auch bei uns). 3. calamita (desgl.)

b. Ranina: 1. fusca. 2. arvalis. 3. ridibunda (= fortis Boul.). 4. viridis. (Alle in der Provinz Brandenburg.) Der Riesenfrosch R. ridibunda z. B. in der Oberspree bei Eierhäuschen, im Müggel- und Tegeler See.

XXII. Zugstraßen der Wandervögel. Gezeichnete Vögel. Auf der Vogelwarte in Rossitten auf der Kurischen Nehrung werden seit Jahren Vögel aller Arten gefangen und, mit metallinem Fußring versehen, worauf Ort und Datum eingraviert ist, wieder in Freiheit gesetzt. Auf diese Weise hat man bereits sehr interessante Aufschlüsse über die Wanderungen der Vögel erhalten. In diesem Frühjahr fand ein ausgedehnter Zug von Rotkehlchen (*Erithacus rubecula*) statt, von denen etwa 100 gefangen und mit dem Fußring gekennzeichnet wurden. Da nun die Zeit des Dohnenstrichs herannaht, bei dem sich außer den Drosseln auch — leider — recht häufig Rotkehlchen fangen, ergeht an die Jägerwelt die Aufforderung, im wissenschaftlichen Interesse der Vogelwarte den Fang eines gezeichneten Vogels mit genauer Angabe von Ort und Datum zu melden. Die Einsendung des ganzen Vogels ist erwünscht, aber nicht durchaus erforderlich.

In normalen Herbstern beginnen die Krammetsvögel und ihre Gesippen Ende September ihre Züge nach Deutschland, um dann in Schlesien, im Harze oder Sachsen zu überwintern. In diesem Winter haben, wie die Danz. Ztg. schreibt, die Krammetsvögel ihre Züge schon Mitte September begonnen; aber auch alle anderen Drosselarten haben sich dort früher als sonst eingestellt, so daß Naturfreunde und -kenner auf den Eintritt eines frühen Winters schließen, was in der Tat zuzutreffen scheint. In den Dohnenstiegen auf der Kurischen Nehrung fanden sich alljährlich



auch viele Rotkehlchen. Sobald sich aber die Schlinge fester um den Hals des Vögleins zu legen beginnt, setzt es sich auf den Dohnenbügel und wartet alles weitere ab. Die Vogelwarte zu Rossitten hat nun in diesem Jahre etwa 250 gefangene Rotkehlchen mit Aluminiumfußring versehen lassen und in Freiheit gesetzt. Wer ein solches gekennzeichnetes Vögelchen wieder einfängt, soll die Vogelwarte davon benachrichtigen. Mit Aluminiumfußringen sind aber auch andere Vögel versehen, so Möwen. Die Vögel bewegen sich stets an der Küste entlang, die ihnen offenbar als Wegweiser dient, wie dies im weiteren Verlaufe der Wanderung die großen Flußläufe tun, z. B. Rhein, Donau, Rhone. Auch Krähen aus Finnland oder Rußland ziehen längs der Ostseeküste und schlagen bereits in Pommern ihr Winterquartier auf.

Ich habe auf die Wichtigkeit der Beobachtung des Vogelzuges auch für unsere Provinz Brandenburg wiederholentlich aufmerksam gemacht und verweise auf Monatsblatt XIII. 261 u. 303. — Es wird dringend gebeten, von gezeichneten toten Vögeln die Füße mit den Ringen an das Märk. Museum abzuliefern und von dergleichen lebend erbeuteten Vögeln die Art zu bestimmen und dann wenigstens den Ring einzusenden.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XXIII. Hermann Busse: Das Brandgräberfeld bei Wilhelmsau, Kreis Niederbarnim (Zeitschrift für Ethnologie 1905 S. 569–590). Im Jahre 1887 legte u. M. Kustos Buchholz einige Fundstücke von einem nahe der Spree entdeckten nachchristlichen Brandgräberfelde vor, und im Jahre 1888 veröffentlichte ich eine Abhandlung über die „Brandpletter von Wilhelmsau“ als Festgabe des Märkischen Provinzial-Museums an die General-Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Mainz. Dies reich ausgestattete Totenfeld war eine in sich abgeschlossene kleine Abteilung, die ich in die spätere Völkerwanderungszeit setzte, unter Zulassung der Möglichkeit, daß die Heruler hier ihre Hand im Spiel gehabt. Herr Busse, unter unseren praehistorischen Forschern einer der eifrigsten, hat das Glück gehabt, neue Abteilungen dieses Gräberfeldes aufzufinden; auch der als eifriger Sammler bekannte Städtische Ingenieur Herr Herrmann hat hier gute Funde gemacht. Beide Herren haben die Fundstücke ihren Privatsammlungen in Woltersdorfer Schleuse (Villa Busse) bzw. in Pankow bei Berlin einverleibt. Aus dem Sonderabdruck mit seinen vielen schönen Abbildungen ersehen Sie die neueren reichen Funde von Wilhelmsau, das zu Rüdersdorf gehört, als Eigentum des Rittergutsbesitzers Oppenheim. Eine silberne Zweirollenfibel und eine Schale aus terra nigra mit Tierdarstellungen sind für unsere Gegend große Seltenheiten. Nach der Uebereinstimmung der Praehistoriker

gehören auch diese Friedhofsabteilungen in die spätere Völkerwanderung 4. bis 5. Jahrhundert.

XXIV. Zur Rolandsrundschau seien wieder einige Spenden mitgeteilt. Die älteren Exzerpte a, b und c hat unser Ehrenmitglied Willibald von Schulenburg freundlichst mitgeteilt. Unter d geben wir auf Wunsch eine gedrängte Übersicht der Roland-Legende nach Onno Klopp: Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Volksstämme etc., Teil I.

a) Preußker (Blicke in die vaterländische Vorzeit, Leipzig, 1844, 3, 114) erwähnt eingehend den „Großen Roland“ zu Belgern. Nachdem er bemerkt, daß gewissen Städten im früheren Mittelalter „die peinliche Gerichtsbarkeit, die Rüge für ihr Land“ verliehen sei und als Wahrzeichen eine „Rügeland-Säule“ errichtet wurde, deren Schwert das Recht über Leben und Tod ankündigte u. s. w., beschreibt er den Belgernschen Roland. Auf dem Platz vor der Bildsäule sei noch in den letzten Jahrhunderten „peinliches Gericht gehegt“ worden, z. B. noch 1580, 1613, 1709. Auch Oschatz besaß eine solche Rolands-Säule, wie man wegen des dortigen Rolandsgartens vermutet, und ebenso soll sich eine gleiche Säule zu Seerhausen (vielleicht wegen der hier durchführenden uralten Land- und Heerstraße von Schlesien aus nach Leipzig) befunden haben (Lexikon von Sachsen II S. 54). Der Belgernsche Roland war früher von Holz. Torgauer Bürger versuchten ihn zu entwenden. Deswegen wurde er 1610 von Stein hergestellt, in gleicher Gestalt, und seitdem von Zeit zu Zeit durch Anstrich erneuert. Ihm wurde 1686 ein „Flammberger“, ein geflammtes oder, wenn man will, geschlängelttes Schwert von Eisen, beigegeben. Dieser Roland ist abgebildet bei Preußker auf Tafel VII, Fig. F. 1.

b) Großern (Lausitzische Merkwürdigkeiten, Leipzig und Budißin, 1714, 3, 89) bemerkt bei Beschreibung des „Städtlein“, „Roland oder Ruhland“: „soll nebst dem Städtlein Wittechindau einer von den ältesten Oertern dieser gantzen Gegend, und von Rolando... erbaut worden seyn... Diesem Vorgeben scheint auch das Zeugniß der Vorfahren beyzuflüchten, welche glaubwürdig versichern, daß ohnweit von dem Städtlein eine solche Rolands-Statua gefunden, und damit die Vermuthung geben haben, daß das ietzt gar enge Städtlein ehemals von einer weit grössern Etendue gewesen sein müsse.“

c) Haupt (Sagenbuch der Lausitz, Leipzig, 1862, II. Ruland 11, 143; Roland 10, 52, 143) vermerkt (S. 10 von Rolandsbildern) nach Albinus und anderen, daß Rolandsbilder standen vor Zeiten auch in der Lausitz, namentlich in Reichwalde bei Luckau, in Finsterwalde und Ruland. In Budissin (d. h. Bautzen), dem Rathause gegenüber, sieht man auf einem Wassertroge eine steinerne Figur in Ritterrüstung mit

einer Fahne von Blech in der Rechten, worauf die Lausitzer Farben gemalt sind. Die Wenden nennen ihn den Dutschmann. Das soll noch so ein altes Rolandsbild sein. Auch in Görlitz war ein ähnliches Standbild auf dem Umtormarkt vor dem Rathause zu schauen. S. 52 (von Bautzen). Alte Chroniken erzählen, es sei Held Roland. Haupt erwähnt S. 143 „Dr. Zöpfl in Karlsruhe widmet diesem Gegenstand (R. und R.-Bilder) den ganzen dritten Band seiner ‚Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts‘“. Haupt: „Daß die Bilder Götterbilder seien, ist mir allerdings auch wahrscheinlich“.

d) Die Roland-Legende. Als der König Karl im Jahre 777 zu Paderbrunn einen Reichstag hielt, kamen Boten zu ihm von einigen Mauren in Spanien und stellten ihm vor, daß Zwietracht das Reich der Araber zerwühle und daß es ihm deshalb wohl gelingen würde, jetzt ihr Reich zu unterwerfen. So zog Karl mit der Heeresfolge seiner Franken nach Spanien, darunter Roland, einer der wackersten Helden. Bald unterwarfen die Franken sich das spanische Land bis an den Ebro und nahmen Saragossa ein. Dies Land wurde die spanische Mark genannt. Auf dem Rückwege des Heeres führte Roland den Nachtrab; aber die Bergvölker der Pyrenäen, Basken genannt, umzingelten den Nachtrab und erschlugen alle Franken, mit ihnen auch Roland, im Tale Ronceval.

So erzählt uns die Geschichte; aber die Sage hat sich damit nicht begnügt, sondern zwei Jahrhunderte nachher erzählten die Mönche in dem Kloster St. Denis in Frankreich also:

Nachdem der herrliche Kaiser Karl in jenen Tagen ganz Spanien sich unterworfen und zum Glauben an Gott und seine heiligen Apostel bekehrt hatte, zog er zurück und kam nach Pampelona und ruhte dort einige Tage aus mit seinem ganzen Heere. In Saragossa aber waren damals zwei satacenische Könige, die Brüder Marsilies und Beligand, die der Sultan von Babylon dahin geschickt hatte. Sie waren dem Kaiser Karl untertänig geworden und dienten ihm scheinbar gern in allen Stücken; aber sie meinten es nicht ehrlich mit ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihn. Da schickte der Kaiser ihnen Galenon zu, der zu den zwölf besten Mannen Karls gehörte, aber Untreue im Herzen trug, und ließ ihnen sagen, daß sie sich taufen lassen oder ihm Tribut geben sollten. Sie schickten ihm dreissig Rosse, mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, vierzig Rosse mit dem süssesten und reinsten Weine und ebensoviel auch für die anderen Kämpfer und tausend schöne Maurinnen. Dem Ganelon aber boten sie zwanzig Rosse, mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, wenn er die Krieger Karls in ihre Hand überliefern wollte. Darein willigte Ganelon und empfing den Lohn.

Nachdem sie dann alles wohl miteinander verabredet hatten, kehrte Ganelon zu König Karl zurück und gab ihm die Schätze, welche die

maurischen Könige ihrem Oberherrn darbrachten, und sagte dem Könige, daß Marsilies Christ werden wolle und sich schon vorbereite, ins Frankenreich zu Karl zu kommen, um dort bei diesem die Taufe zu empfangen, und daß er dann Spanien vom Könige Karl zu Lehen empfangen wolle. Karl schenkte den Worten Ganelons Glauben und schickte sich an, die Pässe der Pyrenäen zu übersteigen. Ganelon aber gab ihm ferner den Rat, er solle seinem Neffen Roland und dem Grafen Oliver den Nachtrab übergeben, daß diese mit zwanzigtausend Streitern im Tale Ronceval die Wache hielten, bis Karl und das ganze Frankenheer wohlbenalten hinübergekommen seien. So geschah es. Aber einige aus dem Heere der Christen überliessen sich zügellosem Leben und allerlei Ausschweifungen, und dafür mußten sie bald den Tod erleiden.

Während Karl mit Ganelon und dem Erzbischof Turpin und vielen Tausenden der christlichen Streiter die Pässe überstieg, hielten Roland und Oliver mit ihren zwanzigtausend Kriegern treue Wacht. Aber in der Frühe eines Morgens stiegen Marsilies und Beligand mit fünfzigtausend Kriegern von den Hügeln und aus den Schluchten, wo sie sich auf Ganelons Rat zwei Tage und zwei Nächte lang verborgen gehalten hatten. Sie machten zwei Haufen, den einen von zwanzigtausend und den anderen von dreißigtausend Kriegern, und als der größere Haufe noch zurück war, griff der kleinere Haufe die Franken sofort im Rücken an. Diese aber wandten sich und kämpften so wacker, daß nach der dritten Stunde auch nicht ein einziger von den zwanzigtausend Mauren noch am Leben war. Aber unterdessen waren auch die andern herangekommen, und die ermatteten Franken mußten wieder aufs neue gegen sie kämpfen. Da fielen sie vom Größten bis zum Geringsten, einige durch den Speer, andere durch das Schwert, andere durch die Streitaxt und wiederum andere durch Pfeile und Wurfspieße; einige auch wurden lebendig geschunden, andere verbrannt und andere an Bäumen aufgehängt. Darauf zogen sich die Mauren eine Strecke zurück.

Roland aber war noch nicht gefallen; als die Heiden sich zurückgezogen hatten, forschte er nach, wie es mit den Seinen stünde. Da erblickte er einen Mauren, der kampfmüde sich in den Wald zurückgezogen hatte und dort ausruhte. Sogleich ergriff ihn Roland lebendig und band ihn mit vier starken Stricken an einen Baum. Dann stieg er auf eine Anhöhe, um sich nach den Feinden umzusehen, und als er erkannt hatte, daß ihrer viele in der Nähe waren, stieß er in sein gewaltiges Horn, um die Franken zu rufen, welche etwa noch leben und sich verloren haben möchten. Da versammelten sich ungefähr hundert um ihn, und mit diesen stieg er wieder hinab ins Tal Ronceval. Als er zu dem Mauren kam, den er vorher gefesselt hatte, band er ihn los und erhob die entblöbte Klinge seines Schwertes über das Haupt des Mauren und sprach zu ihm: „Wenn du jetzt mit mir kommst und mir den Mar-

silies zeigt, so sollst du das Leben behalten; wenn aber nicht, so mußt du sterben.“ Damals aber kannte Roland den Marsilies noch nicht. So ging denn der Maure voran, und Roland folgte ihm, und der Maure zeigte ihm bald in der Ferne in den Reihen der Mauren den Marsilies, der auf einen Rotfuchs saß und seinen runden Schild schwang. Da ließ Roland seinen Gefangenen entweichen; er betete zu Gott und stürzte sich dann mit seiner kleinen Schar auf die Mauren. Einer von diesen kam zu ihm heran, der war größer und stärker als die anderen; aber Roland faßte sein Schwert und spaltete ihn mit einem Hiebe vom Scheitel an, also daß rechts und links vom Pferde ein halber Maure niedersank. Da erfaßte Schrecken die andern, sie eilten davon und ließen Marsilies mit wenigen Begleitern dort allein im Felde. Roland aber vertraute auf Gott und die Kraft seines Armes und drang in die Reihen der Mauren, gerade auf den Marsilies zu. Der begann zu fliehen; aber Roland erreichte ihn und schlug ihn mit starker Hand, also daß auch Marsilies hinfiel und starb wie die andern Mauren.

Aber unterdessen waren die hundert Begleiter Rolands, die vom Frankenheere noch übrig waren, alle gefallen, und Roland selbst war von vier Speeren und außerdem von Steinwürfen hart verletzt, und nur mit Mühe gelang es ihm zu entkommen. König Karl aber war mit seinem Heere schon über die Spitze der Berge hinüber und wußte nichts von dem, was in seinem Rücken geschah. Da irrte der gewaltige Held Roland, kampfmüde und tiefbekümmert um den Untergang eines so herrlichen Heeres und so vieler Christen, einsam umher und kam bis an den Fuß des Berges, welchen er nicht mehr zu übersteigen vermochte. Dort stand ein Baum neben einem Marmorstein, der da im Thale Ronceval errichtet war, und neben dem sprang Roland vom Pferde und überdachte sein Geschick. Noch hatte er sein Schwert Durenda, das herrliche und leuchtende, von kostbarer Arbeit, scharf zugleich und stark, das nur Rolands Arm mit rechter Kraft schwingen konnte. Den Namen Durenda aber hatte es von seinen harten Schlägen. Dies Schwert zog Roland aus der Scheide, betrachtete es eine Weile, und mit weinenden Augen sprach er alsdann: „O du herrliches, immerdar leuchtendes Schwert, du bist geziert mit einer elfenbeinernen Koppel und mit einem goldenen Kreuze, du trägst den Namen Gottes eingegraben auf deiner Klinge, du bist mit aller Tugend eines Schwertes begabt. Wer aber soll von nun an dich führen im Streite? Die Mauren sind durch dich von meinem Arme gefällt, und so oft ich einen der Ungläubigen niederschlug, gedachte ich dabei an Gott und Christum und an seinen Willen. Nun aber werden die Ungläubigen selbst dich hinwegnehmen, und du wirst ihnen dienen müssen.“ Als Roland diese Worte sprach, schmerzte es ihn so tief, daß er das Schwert auf dem Marmorstein zerschlagen wollte. Aber das Schwert spaltete den Felsen und zerbrach doch nicht. Drei-

mal wiederholte Roland den Versuch, aber vergeblich; Durenda blieb unversehrt.

Alsdann nahm Roland sein Horn und stieß mit Macht hinein, damit die Christen, welche etwa noch aus Furcht vor den Mauren im Walde versteckt wären, sich um ihn sammelten, oder wenn etwa einige von denen, die das Gebirge bereits überschritten hätten, den Ton vernähmen, daß diese zu ihm kommen, bei seinem nahenden Ende gegenwärtig sein und dann sein Roß und sein Schwert Durenda empfangen möchten. Er stieß aber mit solcher Kraft in das Horn, daß es zersprang und die Sehnen an seinem Halse zerrissen. König Karl, der schon im Karlsthale acht Meilen von dort entfernt war, vernahm den gewaltigen Schall; denn die Engel des Himmels trugen ihn dahin. Da wollte Karl sogleich zurückkehren und ihm Hilfe bringen; aber der schlimme Ganelon, der wohl dachte, was dort geschah, hinderte ihn daran und sprach: „Wolle doch nicht gleich dahin eilen; denn vielleicht ist Roland auf der Jagd und ruft seine Gefährten zusammen; denn oft stößt er auf diese Weise in das Horn.“

Roland aber lag nun auf dem Grase ausgestreckt in heißer Fieberglut und sehnte sich nach einem Trunke Wassers. Da kam ein Franke daher, Namens Balduin, und ihn bat Roland um einen Trunk. Balduin suchte lange, aber er fand keine Quelle, und da er zurückkehrte und Roland schon sterbend fand, betete er mit ihm und segnete ihn. Dann aber bestieg er eilends sein Roß und jagte dem fränkischen Heere nach, damit einige wiederkehrten und Rolands Leiche nicht in die Hände der Mauren kommen ließen. Als Karl die Nachricht vernahm, ward er tief erschüttert und kehrte wieder mit um. Da fand er selbst als der erste seinen Neffen Roland, der unterdessen, die Arme in Kreuzesgestalt gelegt, allda verschieden war. Der Kaiser und alle Franken jammerten und beklagten bitterlich den Tod des wackern Helden und aller seiner Mannen. Ganelon aber ward des Verrats überwiesen und an die vier wildesten Pferde des fränkischen Heeres gebunden, welche ihn elendiglich zerrissen.

So erzählt uns der Mönch Turpin die Sage von Roland und dem Ende des Verräters Ganelon; aber die beglaubigte Geschichte erzählt uns nichts von Ganelon, und wir wissen nicht, ob er gelebt hat oder nicht.

Das Andenken an Roland, ob an diesen oder einen andern, lebt außer diesen Sagen auch noch in anderen fort. Wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, welches in grauer Vorzeit seine Gewässer von Bingen bis an das Siebengebirge durchbrochen haben sollen, unfern von Bonn, liegt ein Ort, Rolandseck genannt. Auf einem steilen Berge steht da noch ein alter Fensterbogen, der einst zu Rolands Burg gehört haben soll, welche auf diesem Felsen stand. Von da schaut man hernieder

auf die schöne Insel Nonnenwerth im breiten Spiegel des Rheines, und gegenüber liegt die jähe Wand des Drachenfelsen, wo einst der Drache die Jungfrau bewachte und dafür von dem leuchtenden Helden Siegfried den Tod erleiden mußte. Hinter dem Drachenfelsen aber ragen die sechs andern Kuppen des Siebengebirges hervor.

e) Taillefer und der legendäre Roland. Taillefer (in der Schlacht bei Hastings) ermunterte seine Landsleute mit lauter Stimme durch Gesänge auf Karl den Großen, auf Roland und andere französische Helden. Darauf stürzte er sich in die dichtesten Scharen der Engländer und verlor im tapfern Gefechte sein Leben. Dieser Gesang des Rolands wurde einige Jahrhunderte hintereinander von den Franzosen auf ihren Märschen gesungen; es ist aber nicht das geringste Fragment davon übrig. Flögel, *Gesch. der Hofnarren*. 1789. S. 337.

f) Roland zu Zerbst im Herzogtum Anhalt. Zu Zerbst befinden sich auch an dem Bilde des Rolands Schellen und zu Halle an dem Bilde des heiligen Mauritius, der deswegen ist Schellen-Moritz genannt worden. Flögel, *Gesch. der Hofnarren*. 1789. S. 65.

g) Rolande zu Potzlow und Prenzlau. Was die Volksüberlieferung von dem Roland zu Potzlow weiß, erzählte mir der achtzigjährige Vater Siewert daselbst, der die Gräber auf dem Kirchhofe pflegt.

Der Kopf des alten (also wohl des steinernen) Roland soll nach Aussage alter Leute in der Kirchhofsmauer vermauert sein. Den ganz alten steinernen haben seinerzeit die Prenzlower weggeholt, zur Winterzeit, und auf dem Marktplatz begraben, wo jetzt das Kriegerdenkmal steht. 1826 oder 25 ist ein neuer hölzerner errichtet, die Arme an ihm gehören dem vorhergehenden hölzernen an, der lange Zeit in der Kirche lagerte. Der Lehrer (oder Küster) wollte das alte Holz in der Kirchenvorhalle weghaben, und so hat der Glöckner es vor 30 Jahren verbrannt.

Vater Siewert führte den Roland recht gelehrt auf die alten Fehm- und Rügengerichte zurück. Zum Schluß unserer leider durch strömenden Regen abgebrochenen, plattdeutsch geführten Unterhaltung sagte er: „Beholl'n Se mi in goden Andenken, noch so 'n twintig, dörtig Johr; solang wern Se jo woll noch lewen.“

Mitgeteilt von u. M. Hermann Berdrow.

Die geschichtlichen Angaben über den Potzlower Roland habe ich *Brandenburgia* XIII, 398 flg. mitgeteilt. Vadding Siefert vermengelt offenbar den Kopf des steinernen Rolands von Prenzlau, welcher jahrelang als Leihgabe im Märkischen Museum war und jetzt im Uckermärkischen Museum zu Prenzlau aufbewahrt wird, mit zweierlei: erstlich mit dem Potzlower Roland, der stets ein hölzerner Quintäne-Roland war und zweitens mit den unteren Teilen des Prenzlauer steinernen Rolands, welche, nachdem derselbe vom Unwetter gestürzt war, an Ort und Stelle

auf dem Markt vergraben wurden. Dies in unbestimmter Form überlieferte Vergraben wurde je länger je geheimnisvoller, und daraus ist die Siewert'sche Mythe schließlich hervorgegangen. E. Friedel.

XXV. Herr Willibald von Schulenburg, unser gelehrtes Ehrenmitglied teilt uns nachfolgende interessanten Beiträge zum deutschen Volksglauben mit.

### **Kloster Lehnin und die kirchliche Baumverehrung.**

Nach der Mitteilung des Böhmen Pulcava, die er einer brandenburgischen Chronik entnahm (Fontane), wurde Kloster Lehnin von Markgraf Otto I. an der Stelle gegründet, wo ihn unter einer Eiche im Traume ein Alttier bedrängt hatte. Diesem Kloster gab er den Namen Lehnin, denn Lehnije heißt Hirschkuh im Slavischen.

Die ganze Erzählung von der Gründung an der Stelle der Eiche, weil der Markgraf dort den Traum hatte, erscheint als Sage, als Tatsache indes, daß an jener Stelle eine Eiche wuchs, dieselbe, deren Stumpf man noch jetzt in der Kirche sieht vor den Steinfliesen vorm Hauptaltar.

Bei den Germanen war Gottesdienst an heiligen Bäumen, besonders der Eiche üblich; auch bei Slaven. Diese Verehrung klingt noch in Sagen christlicher Zeit. Die Kirche knüpfte an das Vorhandene an, um die Geister leichter in den neuen Glauben hinüberzuleiten. So weiß Bader (Badische Landesgeschichte, 1846, 36) zu berichten, daß in den Tagen des heiligen Pirmin (starb 753) es „viele Kirchen gab, wo das Bild des Gekreuzigten neben dem Götzenbilde des Wodan hing.“ Bayerische Sagen berichten öfter, daß man ehedem Bilder der Mutter Gottes von einem Baume wegnahm und in einer Kirche aufhing, das Bild aber wieder verschwand und an der alten Stelle sich vorfand. So, um ein Beispiel anzuführen, ist die Kapelle Schwarzlack bei Brannenburg in Oberbayern berühmt durch ein älteres Marienbild. Wo sie steht, war früher Sumpf. Dort fand man vordem jenes Bild auf einem Baumstamm. In die Kirche nach Brannenburg gebracht, kehrte es immer wieder an die alte Stelle zurück. Dann baute man ebenda die wundertätige Kapelle. Auch das Holz herum im Walde, sagt man, ist gesegnet, die Bäume wachsen schneller als sonstwo. Man ersieht daraus, wie die Kirche der alten Verehrung nachgeben mußte. Noch heute gibt es Kapellen, in deren Innern von der Gründung her ein Baumstamm oder das Teilstück eines solchen aufbewahrt wird. Ich selbst habe zwei derartige Kapellen kennen gelernt; die eine in Badenscheuern bei Baden-Baden. In dem jetzigen Neubau sieht man ein grösseres Stück von einem mächtigen Eichstamm seitwärts an der Wand aufgestellt. In der alten Kapelle aber kam dieser Eichstamm hinter dem Hochaltar. Nach der Sage drang



ehedem die Pest bis Badenscheuern vor, wo ihr das in der Eiche bereits verwachsene Marienbild Halt gebot. Als im Jahre 1650, wird berichtet, die alte Eiche abzusterben begann, ließ die Markgräfin Maria Magdalena über dem Stamm eine Kapelle bauen. Damals Mariatrost genannt, heißt sie jetzt allgemein „Drei Eichen-Kapelle“, von drei Eichen, die daneben gepflanzt wurden (Schnetzler). Eine zweite solche, als wundertätig sehr verehrte Kapelle steht in der Umgegend von Triberg (in Schonach?). Der Baumstamm, eine Tanne, steht hinter oder im Hochaltar und ist durch den Altar fast ganz verdeckt. Ein Marienbild am Baum gab ebenfalls die Veranlassung zur Gründung, u. d. m. So wird jedenfalls auch die Klosterkirche Lehnin an der Stelle erbaut sein, wo eine Eiche hervorragende gottesdienstliche Bedeutung hatte, und zum unwandelbaren Zeugnis dessen sieht man noch jetzt den Stumpf dieser Eiche vor dem Hochaltar. Man bewahrt außerdem in einem Nebenraum der Kirche ein Wurzelstück auf, das ebenfalls von der Eiche sein soll. — Das Kloster zu Lehnin hieß „das Marienkloster“ (Klöden, Marienverehrung in der Mark).

Ebenso erscheint als Sage, daß Lehnin seinen Namen habe von jener „Hirschkuh“ im Traum des Markgrafen. Man wollte damals wenig vom wendisch-slavischem Heidentum wissen, das so schwere Kämpfe verursachte, und hätte gewiß nicht bei der Neugründung eines christlichen Klosters diesem einen slavischen Namen gegeben, wenn man den Namen neu zu wählen hatte. Und weshalb auch? Der deutsche Markgraf sprach doch deutsch, wie sollte er auf einmal dazu kommen, ein slavisches Wort als Namen zu wählen. Sonst tut man sich doch viel zu gute mit den „Nimzi“, wie die Slaven die Deutschen nannten, Leuten, die „stumm“ seien, weil sie nicht slavisch sprechen konnten. Wäre der Vorgang wahr, so hätte der Markgraf das Kloster doch Hirschkuh oder Alttier genannt oder wie man in damaliger Waidmannssprache sich auszudrücken beliebt hätte. Wir haben ja solche Ansiedlungen, wie Hirschberg, Hirschfelde, Rehdorf, Rehfelde, Rehlug u. a. in der Mark. Für Nichtkundige ist außerdem hervorzuheben, daß Lehnin, wie unzählige märkische Ortschaften, vor der slavischen Herrschaft des Mittelalters, schon im Jahrtausend vor Christus ein deutscher Ort war, von Germanen bewohnt. Tongeschirr aus ihrer Hauswirtschaft hat sich bis jetzt erhalten und ist im Märkischen Museum zu sehen. Beiläufig bemerkt, aber das ist ganz nebensächlich, heißt im heutigen Serbisch der Ober- und Niederlausitz der Hirsch jelen, helen, das Alttier jelenica, helenica. Wäre der Ort nach „Hirschkuh“ geuannt, müßte er, nämlich im Sinne der Überlieferung, Jeleniza slavisch heißen haben, denn die Form jelenica wird wohl auch damals gewesen sein, sollte man meinen. Dann wäre Lenitz daraus geworden, bei Wegfall oder Nichtvorhandensein des je im Anlaut. Wie der Ort deutsch bei den Germanen hieß, ehe er von

den Slaven genommen wurde, ist leider nicht bekannt. Martin May\*) hat gewiß Recht, daß eine ganze Anzahl jetzt slavisch erscheinender Ortsnamen germanische Worte sind, die nun insgesamt slavisch gedeutet werden. Eine notwendige Beschränkung in dieser Hinsicht scheint allerdings geboten. Doch ist das Sache der Sprachgelehrten und vergleichender Forschung. Jedenfalls hatte bei Gründung des Klosters im Jahre 1180 das vormals deutsche Dorf, nunmehr von Slaven bewohnt, in die vielleicht auch hier alte germanische Bewohner aufgegangen waren, wie das geschichtlich von einem Teil der Luitizen feststeht, den Namen Lehnin, und das Marienkloster wurde das Kloster zu Lehnin, wie wir das Kloster Chorin haben u. a. Unzählige Sagen sind nachträglich entstanden, um Orts- und Eigennamen zu erklären, ja entstehen noch heute, wo Bücher und Zeitungen die Geister unberührt lassen. Erst in diesem Sommer hörte ich bei Klein-Machnow eine solche Sage über den Namen derer von Hake. Darnach hauste ein Raubritter in Klein-Machnow. Der Kurfürst kam und wollte ihn aufheben. Der Ritter war im Turm, doch niemand wagte sich dort in die Enge, die man jetzt noch sieht. Da erbot sich einer, er wolle den Ritter festnehmen. Er griff mit einem Haken an einer Stange in den Turm und hakte den Ritter fest beim Kragen und übergab ihn dem Kurfürsten. Dafür verlieh ihm dieser Klein-Machnow und nannte ihn Hake.

Leider werden die in dem erwähnten Nebenraum der Klosterkirche Lehnins aufbewahrten zwei alten Ölbilder bei der dort herrschenden Feuchtigkeit schnell ihrer Auflösung entgegengehen. Man sollte sie an einem trockneren Orte aufbewahren.

XXVI. Zur Glockenkunde. Unser verehrtes Mitglied, Herr Architekt Max Kühnlein, wird demnächst eine illustrierte Arbeit veröffentlichen unter dem Titel „Die Kirchenglocken von Groß-Berlin und seinen Vororten.“ (Verlag von Ernst Reiter, Neue Wilhelmstr. 2, Preis 1 Mk. 60 Pf.) Aus dem Aushängebogen ersehen Sie die Sorgfalt, welche auf die Arbeit verwendet wird.

Herr Kühnlein hat die Güte gehabt, von einigen mittelalterlichen Glocken (Britz bei Berlin, Tempelhof u. s. w.) heut teils Abdrücke der an den Glocken außen angebrachten Legenden und Signete teils Zeichnungen merkwürdiger Glocken mitzubringen.

(Auf Bitten des Vorsitzenden erläutert Herr Kühnlein seine Zeichnungen.)

In der Oktobersitzung hoffe ich das vollständige Werk vorlegen zu können, worüber Herr Archivrat Dr. Georg Schuster uns einen Bericht abstaten wird.

---

\*) Sind die Ortsnamen in der Provinz Brandenburg slavisch oder germanisch?  
 Druck von Gebrüder Fey, Frankfurt a. M.

Herr Kühnlein teilte hierzu noch folgendes mit:

Er habe in dem oben bezeichneten Rahmen 189 Geläute mit 529 Glocken erkundet und von diesen selbst etwa ein Drittel an Ort und Stelle untersucht. Hierauf gab u. M. Kühnlein folgenden Überblick: Das benachbarte Britz habe drei Glocken, von denen die größte undatiert ist. Sie ist geschmückt mit zwei 38<sup>1</sup>/<sub>2</sub> cm hohen und breiten Heiligenbildnissen. In den Spruchbändern derselben stehen die Worte *AVE MARIA* und in Spiegelschrift *PAX VOBIS BENE NOBIS*, und eine über dem Schlagringe rings um die Glocke laufende 1,90 m lange, 0,085 m hohe romanische Majuskelschrift lautet unter Anführung eines Johanniterkreuzes *✠ O REX O GLORIE O CRISTE O VENI O NBU* (nobiscum) *PACE* (das e in pace fehlt). Ferner ist die Glocke geschmückt mit den beiden, je 28 cm hohen, 31 cm breiten Initialen *A* und *M* (ave maria). Bildnisse und Inschriften sind in byzantinischer Weise zur Darstellung gebracht, und somit lasse sich die Glocke, auch in Anbetracht ihrer eigentümlichen Form auf ein hohes Alter, etwa auf das 13. Jahrhundert ansprechen. — Die Reinickendorfer Hauptglocke, 1491 datiert, hat die bekannte Inschrift: *O rex o glorie o xpc o veni cum pace anno dm mccccxxxxi*. Auffallend ist die Schönheit des herrlichen überaus sorgfältig gearbeiteten Bogenornamentfrieses. Schrift und mitlaufender Fries haben die Höhe von 12 cm. — Zur Tempelhofer Glockeninschrift gibt u. M. folgende Erklärung: Text und Schriftform seien wohl einzig in ihrer Art, einige Buchstaben treten gleichsam aus dem Gefüge des Ganzen. Die Schrift beginnt mit Voranstellung eines schön gearbeiteten Johanniterkreuzes, zwischen einigen Worten befinden sich runde Reliefs. Die Inschrift lautet: *✠ O Maria o hilf mich o dat ich (ick?) mute dinen o dich o* Das Schlußzeichen stellt einen fünfarmigen Stern innerhalb einer Kreislinie dar, letztere ist von einem kammradartigen Kranz umgeben. U. M. Kühnlein berichtete ferner, daß er bei seinen Forschungen nicht weniger als 45 undatierte Glocken vorgefunden und auch recht alt datierte Glocken erkundet habe. Das älteste Datum 1322 trägt die Dorf Buckower Glocke. Es folgen Boetzow mit 1415, Berlin Nikolaikirche mit 1426, Dorf Blumberg Regbz. Potsdam mit 1467, Pankow mit 1470, Berlin Dom mit 1471, Weißensee mit 1474, Mariendorf mit 1480, Dalldorf mit 1484, Mahlsdorf mit 1488 und Reinickendorf mit 1491.

Zum Schlusse seiner Ausführungen gab Vortragender noch bekannt, daß der neue Berliner Dom durchaus keine neuen, sondern recht alte Glocken habe, wie das aus obiger Reihenfolge schon hervorgehe. Diese Glocken mit den Jahreszahlen 1471, 1534, 1685 hingen dereinst im Turm des Dominikanerdoms auf dem Schloßplatze zu Berlin. 1747 wurden dieselben in den neu erbauten Dom am Lustgarten überführt, und 1905 erhielten sie nach erfolgter neuer, vom Bochumer Verein vorgenom-

mener Anhängervorrichtung ihren Platz im eisernen, von demselben Verein gebauten Glockenstuhl des Raschdorffschen Doms, dessen Einweihung diese alt ehrwürdigen Glocken am 27. Februar 1905 feierlichst unter Wirkung des elektrischen Stroms und einer Bochumer Läutemaschine einläteten.

Hierauf betonte Herr Geheimrat Friedel die Schwierigkeiten, mit denen der Glockenforscher in engen und hohen Türmen zu kämpfen habe und schloß daraus, wie mühselig und gefahrvoll die Arbeit der Glockenkunde ist.

XXVII. Über das Heimatsfest der Stadt Crossen a. O., betreffend ihr 1000 jähriges Bestehen, welches vom 8. bis 10. Juli d. J. gefeiert wurde, ist zwar schon S. 256 dieses Jahrgangs des Monatsblattes eine kurze Nachricht erschienen, ich glaube aber, es wird Sie alle erfreuen von der Heimatsfest-Zeitung und verschiedenen, zum Teil illustrierten anderweitigen Drucksachen Kenntnis zu nehmen, welche sich auf das Jubiläum beziehen und die ich zur allgemeinen Kenntnisnahme heut in der Brandenburgia ausgebreitet habe.

Der alten guten Stadt rufen wir zu: sie lebe, sie wachse, sie gedeihe als märkisches Gemeinwesen immerdar!

XXVIII. Burggraf Friedrichs Einzug in die Mark beschäftigt in der Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg vom 7. Juni d. J. Dr. v. Caemmerer wies darauf hin, daß die von R. Mielke (Roland 2. Jahrg. Nr. 12) vertretene Meinung, Friedrich sei im Juni 1412 auf dem Wege Magdeburg-Ziesar-Brandenburg eingezogen, irrig sei. Nach den im VII. Bd. der Monumenta Zollerana abgedruckten Urkunden erhelle vielmehr, ebenso durch das Zeugnis des Zerbster Chronisten Becker, daß der Burggraf über Leipzig-Wittenberg gekommen sei.

XXIX. Kobisch und Richter: Führer von Strausberg und Umgegend. Ich mache Sie auf diesen soeben erschienenen trefflichen Führer, von dessen Reichhaltigkeit Sie sich überzeugen wollen, um so lieber aufmerksam, als wir im nächsten Frühling Strausberg und Umgegend, so Gott will, mit der Brandenburgia unter Führung der genannten Herren und unseres lebenswürdigen, allzeit dienstbereiten Mitgliedes Pfarrers Alexander Giertz-Petershagen besuchen werden. (Verlag von A. Kobisch-Strausberg, Preis 30 Pfg.)

XXX. August Foerster: Geschichtliches von den Dörfern des Grünberger Kreises. Grünberg i. Schlesien 1905. Unser hochgeschätztes Mitglied gibt genaue Dorf-Chroniken, die aber immer den allgemeinen geschichtlichen Hintergrund berücksichtigen, was um so angenehmer ist, als der an die Provinz Brandenburg angrenzende Kreis mancherlei geschichtliche Beziehungen zu uns gehabt hat. Ich mache Sie namentlich auf die Zeit der verhängnisvollen österreichischen Gegen-

reformation in den Zeiten von 1654 bis 1740 d. h. bis zum Einmarsch der Preußen unter dem jugendlichen Friedrich II. aufmerksam.

XXXI. Gallands Kunsthalle ist wie wir mit Bedauern sagen, zum 15. d. M. eingegangen. Zehn Jahre Berliner Kunstleben spiegelt sich darin ab. Trotz aller Bemühungen unsers kunstgelehrten Vorsitzenden des Ausschusses Professor Dr. Georg Galland ist es nicht gelungen, das durch viele gediegene Artikel ausgezeichnete Blatt über Wasser zu halten.

XXXII. Berliner Kalender 1906. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Dies vortrefflich geleitete Unternehmen führt sich mit vollem Recht immer mehr bei uns ein. Der ansprechend illustrierte Kalender enthält u. a. einen Aufsatz über das alte Akademie-Gebäude von Wolfgang von Oettingen, dann einen solchen von Prof. Dr. Paul Seidel, Direktor des Hohenzollern-Museums über den kürzlich vom Kaiser erworbenen silbernen, durch Andreas v. Schlüter modellierten Jagdhumpen.

Am 18. September 1696 erlegte Kurfürst Friedrich III in der Jakobsdorfer Heide im Amte Biegen den berühmten Sechsendsechziger Hirsch mit der Büchse. Diese seltene Jagdbeute gab das Vorbild zu künstlerischen Darstellungen der verschiedensten Art. An der Stelle des glücklichen Schusses ließ der königliche Jäger ein noch heute erhaltenes Denkmal errichten; an der Büchse selbst wurde das in Silber gravierte Bild des Hirsches angebracht (jetzt im Hohenzollern-Museum), und das Geweih war das höchste Ehrengeschenk, das König Friedrich Wilhelm I. 1728 König August dem Starken bei seinem Besuch in Berlin darbringen konnte. Die einzigartige Jagdtrophäe befindet sich im Jagdschlosse Moritzburg (Abgüsse in Königswusterhausen und im Hohenzollern-Museum). Das kostbarste Denkmal jenes Jagdglückes aber ist erst vor einigen Jahren wieder aufgetaucht und in den Besitz des Kaisers gelangt. Es ist eine in Silber gegossene und vergoldete Darstellung des Hirsches, die in feinster Detaillierung seine Erscheinung mit den Einzelheiten des Geweihs künstlerisch wiedergibt. Der Umstand, daß der Kopf sich abnehmen läßt, charakterisiert die Darstellung als Trinkgefäß, und zwar war es der von Friedrich I gestiftete „Willkommen“ der Jägerei, wie er bei festlichen Gelegenheiten zur Verwendung kam. Das Halsband zeigt in eigenartig geschliffenen Diamanten den Namen des Schützen und Stifters. Auf der Deckplatte des Bodens aber ist in geschwungener Schrift die Erlegungsgeschichte des Hirsches angegeben. Er hatte danach ein Gewicht von 535 Pfund. Als Verfertiger wird der Hofgoldschmied und Oberälteste des Berliner Goldschmiedeamtes Daniel Männlich der Aeltere bezeichnet. Prof. Seidel hat nun den interessanten Nachweis geführt, daß kein Geringerer als Andreas Schlüter das kost-

bare Werk modelliert hat. Das gibt ihm natürlich noch einen ganz besonderen Wert.

Ferner: Béringuier, Hugenottische Ahnen der deutschen Kaiser — Julius Lessing: Ein silberner Kaminschirm von Berliner Arbeit, Lieberkühn ca. 1735. — Ernst Friedel, Frühmittelalterliches Berlin (Ergebnisse letztjähriger Ausgrabungen: Nikolai-Kirchhügel; der Ruland; Stralauer Straße und Nachbarschaft. — Wendisches Gerippe. — Pfahlbauten. — Steinzeitliches. — Heilige Geistkirche). — Ernst Frensdorff, Berliner Berlockenkalender aus dem Jahre 1763. — Georg Voss, das Palais des Prinzen Albrecht.

Auf der folgenden Seite befindet sich ein Bild „Der Roland von Berlin“ gez. v. Georg Barlösius. Ich bin gefragt worden, wie ich zu dieser seltsamen Rolandfigur komme, der Helm sei ungeheuerlich u. dgl. mehr: ich erwidere darauf, daß ich mit dem Bilde nicht das Geringste zu tun gehabt habe und daß es mit seinen Unmöglichkeiten lediglich der Phantasie des Zeichners entsprungen ist.

XXXIII. Herr Lehrer Wilhelm Kotzde, der zu unsern gelegentlichen volkskundlichen Mitarbeitern gehört, legt eine Erzählung aus der Zeit des großen Religionskrieges (um 1633) vor „Der Schwedenleutnant“ (Verlag von Schall und Reutel in Berlin, geb. 1,05 Mk.), die in der Heimat des Verfassers, im Havelland spielt und die Liebe eines jungen Offiziers zu einer Pfarrerstochter schildert. Das ganze Elend der Zeit ist ergreifend geschildert, die düstere Szenerie packend naturgetreu gezeichnet und der tragische Tod des Helden dadurch in das richtige Milieu versetzt. Ich bitte von dem Schriftchen Kenntnis zu nehmen.

#### E. Bildliches.

XXXIV. 7 Photographien bezüglich auf unserm Ausflug nach Brandenburg a. H. am 10. d. M., aufgenommen von Herrn Kammergerichtsreferendar Reinhold Stricker werden herumgereicht.

XXXV. Desgl. 5 Photographien aufgenommen von u. M. Herrn Hermann Maurer bezüglich zwei Pflugschaftsfahrten des Märkischen Museums vom 20. v. M. (Aussichtsturm gegenüber dem Flensburger Löwendenkmal in Wannsee und Partie am Schloßpark von Klein-Glienicke bei Potsdam bzw. am 27. v. M. — Villa und Museum Hermann Busse in Woltersdorfer-Schleuse, vgl. Nr. XXIII und am Fuße des Kriegerdenkmals in Kalkberge).

XXXVI. Die neue Kunst (Mitt. über neu erschienene Kunstblätter der phot. Gesellschaft) enthält in dem zirkulierenden Heft 6, wie Sie ansehen wollen, u. A., treffliche Abbildungen von Gemälden der Kgl. Bildergalerie.

XXXVII. Endlich mache ich auf zwei bestens illustrierte Aufsätze u. M. Robert Mielke aufmerksam, die ich ebenfalls herumreiche:

in der „Weiten Welt“ vom 28. Juli 1905 eine entsprechende Beschreibung der herrlichen Michaeliskirche zu Hildesheim und in No. 23 von 1905 der „Gartenlaube“ S. 407 flg. über kunstvolle Taschenuhren.

XXXVIII. Vortrag des Fräulein Dr. Hedwig Michaelson, Dozentin an der Humboldt-Akademie: Neueste Architektur in Berlin und Umgegend.

Unsere moderne Architektur zeigt zwei Richtungen: eine eklektische, die die historischen Formen neuzubeleben sucht und daneben die Züge einer eigengearteten, neuen Kunst.

Es ist bezeichnend, daß die überlieferten Stilarten besonders in unseren öffentlichen Bauten Anwendung finden. Für den Marstall, Dom, das Kaiser Friedrich-Museum war die Spätrenaissance in Anlehnung an das Schlütersche Königliche Schloß maßgebend; aber auch sonst könnte man diese fast als „Regierungsstil“ bezeichnen, da sie auch für Reichstag, Abgeordneten- und Herrenhaus vorbildlich war.

Einen ungeahnten Aufschwung zeigen vor allem die städtischen Neubauten, seit der verstorbene Oberbürgermeister Zelle bei der Amtseinführung des jetzigen Stadtbaurats Hoffmann den „Seitensprung ins Künstlerische“ befürwortete. Hier war der rechte Mann an den rechten Platz gestellt. In den schier zahllosen städtischen Schulen, Krankenhäusern, Badeanstalten, Brücken usw. beherrscht Hoffmann alle Stile mit Souveränität, sei es, daß er die märkische Backsteingotik oder das italienische oder niederländische Barock neubelebt. Besonders reizvoll ist die Fülle beziehungsreicher, oft humorvoller Ornamentik, die an die launige Art alter, deutscher Werkmeister gemahnt.

Als Meister von fast überschwänglichem Reichtum der Erfindung zeigt sich Otto Schmalz im Land- und Amtsgericht I, Ecke Gruner- und Neue Friedrichstraße. Schade, daß dieser wahrhaft geniale Monumentalbau an dieser unwürdigen Stelle verborgen liegt! — übrigens ein typischer Fall, wie wenig solche Prachtbauten für die Schönheit unserer Stadt als Gesamtbild ausgenutzt werden. Im ganzen kann man sagen, daß die historischen Baustile in einem Teile unserer jüngsten Gebäude eine besonders glückliche Neubelebung erfahren haben.

Während die öffentlichen Bauten an überlieferte Stile anknüpfen, muß betont werden, daß die neuen Aufgaben, wie sie das mächtig aufblühende Handels- und Verkehrsleben der Millionenstadt bietet, auch neue Lösungen gefunden haben.

Die Ausbildung der Warenhäuser, die die abschließende Wandfläche in Pfeilerstellungen auflöst, und diese für den gotischen Kirchenbau charakteristische Innenkonstruktion nach außen überträgt, ist in dieser Art nicht nur neu, sondern auch glücklich und unendlich variabel, sowohl in Ausgestaltung der Pfeiler selbst, als ihrer Verbindungen, des Daches etc. Klassische Lösungen von höchster Originalität bietet der

Wertheimbau, Leipzigerstraße von Prof. Messel, Bauten von Otto Rieth, W. Walter u. a. m.

Eine neue Gestaltung des Pfeilerbaues zeigen auch unsere Hochbahnen und ihre Bahnhöfe. Hier bringt z. B. der Bahnhof Bülowstraße von Bruno Möhring ganz neue, dekorativ geradezu ideale Lösungen für die logischen Funktionen der Pfeiler und der gestützten Lasten.

Während hier der neue Stil restlose Anerkennung verdient, schwankt das Urteil in betreff des neuen Berliner Wohnhausbaues.

Seine Geschichte in neuerer Zeit ist in kurzem folgende: Bis in die 70er Jahre herrschte hier eine ruhige Hochrenaissance vor. Die Schinkelschule, <sup>1</sup>/<sub>2</sub>Lucae, Persius u. a. haben vorher geradezu klassisch schöne Straßenschilder von großer Einheitlichkeit geschaffen, es sei an die Bellevue- und Tiergartenstraße in ihrem früheren Zustande erinnert. — Mit der rapiden Entwicklung zur Weltstadt reißt dann, vielleicht in der irrigen Voraussetzung, daß die neuemporwachsenden, mächtigen Straßenzüge stärkere Akzente des Einzelbaues verlangen, ein geradezu entsetzlicher, öder Prunkstil ein. Die Fassaden werden mit angeklebten, fabrikmäßigen Gipsornamenten, Säulen und Karyatiden geradezu überlastet, wie viele Bauten am Kurfürstendamm und seiner Umgegend dem ästhetisch empfindenden Beschauer in schauderhafter Weise zeigen. Die Rücksicht auf die Nachbarhäuser erscheint in diesen Architekturen völlig beiseite geschoben.

Die Opposition gegen diesen trostlosen Protzenstil, die in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts einsetzt, ist eine durchaus gesunde. Es ist hier nicht der Platz, der Bewegung Schritt für Schritt zu folgen, auch nicht die Absicht, zu verschleiern, daß sie da und dort über die Stränge gehauen, sich durch lächerliche Überschreitungen des architektonisch Erlaubten kompromittiert hat. Es sei vielmehr mit Nachdruck auf die gerechten Forderungen, auf die wahrhaft künstlerischen Neugestaltungen hingewiesen, die der neue Stil, auch im Wohnhausbau, uns gebracht hat, aus denen, wie ich hoffen möchte, ein einheitlicher und außerordentlich entwicklungsreicher neuer Berliner Hausbau hervorblühen kann und wird.

Die neuen Forderungen unserer modernen Baumeister sind m. E. in der Hauptsache folgende: Fort mit der Nachahmung der italienischen Palastfassaden mit ihren starr symmetrischen Fensterreihen, die weder auf Anlage, noch Größe der Zimmer Rücksicht nehmen; fort mit den geraden Dächern, die wohl für den Süden berechtigt sind, fort mit den horizontalen Gliederungen der Renaissancegesimse und den Ornamenten, die auf Steinmaterial basieren und uns in unserem an gutem Sandstein armen Gegenden nur zu jenen elenden „Fabrikgipsen“ verführen. Dagegen: Ausdruck des behaglichen, hygienisch erbauten Bürgerheims schon durch die Fassade; Gruppenfenster, wo Größe des Zimmers mehr



Licht verlangt. Lage der Erker und Balkons nach Bedürfnis der Bequemlichkeit, Ausgestaltung des Daches als praktisch verwertbarer Endigung des Hausganzen, endlich künstlerische Verwertung des heimatischen Baumaterials, der Ziegel, des Putzes, die durch Zusammenstellung beider, durch verschiedene Bearbeitung des letzteren — glatt oder als Kiesputz —, durch flache oder freihändig gearbeitete Ornamente immer neue Wirkungen ergeben.

Wer aufmerksam unsere neuesten Straßen durchwandert, wird einzelne Bauten finden, deren einfach glatte Wände nur durch Anordnung der Banteile, durch gutes Abwägen, der Flächen wirken. Auch im Wohnhausbau scheint mir eine neue Stilentwicklung von der Verwendung der Pfeiler auszugehen, wie einzelne glückliche Neubauten in verschiedenen Teilen Großberlins zeigen. Eine Erhebung dieser einzelnen Momente zu einem Stilprinzip, das bei größter Wandlungsfähigkeit des einzelnen endlich wieder die so schmerzlich vermißte Einheitlichkeit des Straßenbildes bringen kann, wäre ein Ziel „aufs innigste zu wünschen.“

Für das Einzelhaus und die Villen, wie sie in breitem Kranze die waldige Umgebung Berlins zieren, ist die Anlehnung an das deutsche Bauernhaus und die früheren vaterländischen Bauarten als besonders günstig zu bezeichnen. Hier hat das Vorbild der englischen Cottage, die auch minder Begüterten ein Eigenheim fern vom Getöse der Weltstadt ermöglicht, segensreich gewirkt. —

Nach dem Vorhergesagten erscheint mir das Wachsen und Werden des neuen Stils für die künftige Entwicklung unserer Vaterstadt voll schönster Versprechungen zu sein. —

Der Vortrag, der von zahlreichen Lichtbildern begleitet wurde, erntete den lebhaftesten Beifall der Versammlung.

Nach dem Schluß der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant Alt-Bayern.

---

## 12. (9. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

**Sonntag, den 8. Oktober 1905.**

Wanderfahrt nach Potsdam.

---

Die zahlreichen Teilnehmer wurden von unseren Potsdamer Freunden auf dem Bahnhof 1 Uhr 48 Min. unter Führung u. M. Dr. Friedrich Netto empfangen und an dem Herterschen Denkmal Kaiser Wilhelms des Großen vorbei nach dem Bronzestandbild Friedrich Wilhelms I. (von

Hilgers) geleitet, woselbst Dr. Netto die nötigen Erläuterungen hierüber sowie über den Lustgarten und den Exerzierplatz gab. Am Regierungsgebäude und den Kasernen des I. Garde-Regiments zu Fuß vorbei ging es zu der neurenovierten Garnisonkirche. Nachdem die prachtvolle Orgel mit ihrem ergreifenden Hall die Gemüter in feierliche Stimmung versetzt, fand ein eingehender Vortrag über die 1731 und 32 nach Plänen Gerlachs erbaute Garnisonkirche und ein Besuch der Königsgruft mit den Särgen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen statt. Am 4. November wird der Freundschaftsbund hundertjährig, den hier Friedrich Wilhelm III., die Königin Luise und Kaiser Alexander I. von Rußland 1805 schlossen, ein Ereignis, welches nicht verhinderte, daß der Czar kaum ein Jahr später der Zertrümmerung Preußens mit verschränkten Armen zusah. Durch besondere Pracht hebt sich über der schlichten Gruft der reiche Barockbau der Kanzel aus karrarischem Marmor ab, auch die zahlreichen Trophäen aus den siegreichen Kriegen erhöhen den weihevollen Eindruck.

Von der Lehrerschaft des Großen Militär-Waisenhauses wurde uns demnächst das Innere desselben, der große Speisesaal und die Kirche gezeigt, überall unter den nötigen Erläuterungen.

Am Kietz vorbei ging es nach dem in Form einer Moschee gebauten Fontänenwerk, woselbst Herr Oberingenieur Artelt einen fesselnden und lichtvollen Vortrag über die alte fridericianische und die jetzige Wasserkunst hielt.

In Sans-Souci besichtigten wir die neurestaurierte Muschelgrotte, die wenig bekannten Kunstschatze der Bildergalerie und die Umgebung des Schlosses mit den Hundegräbern.

Inzwischen war das Wetter so bedrohlich geworden und der Weg zum Ruinenberg so aufgeweicht — es scheint der schlechteste Oktober werden zu wollen, dessen sich „die ältesten Leute“ erinnern — daß diese Partie und die Besichtigung Bornstedts fortfiel. Dafür nahmen wir die neuen Anlagen westlich der nördlich vom Orangeriehaus nach Norden führenden Viktoria-Straße auf dem Clausberg bis zum Drachenhäus und dem Belvedere in Augenschein. Zuvor war die Terrasse vor dem Orangeriehaus mit den astronomischen Beutestücken von Peking aus dem chinesischen Feldzug besichtigt worden.

Die Clausberg-Anlagen sind sehr geschickt hergestellt unter Anlehnung an das wellige Gelände. Eine Unzahl von großen Findlingsblöcken (nordischen Eiszeitgeschieben) ist hier malerisch verteilt worden.

Am Paradies- und Nordischen Garten vorbei führte der Weg zurück zum Luisenplatz; im Café Sans-Souci ergriff Herr Dr. Netto nochmals das Wort zu einem Vortrag. Nach dem Abendessen, auf welches für die jüngeren Teilnehmer noch ein Tänzchen folgte, wurde,

nachdem der Vorsitzende Geheimrat Friedel und vom Ausschuß Dr. Gustav Albrecht den Potsdamer Herren, welche sich um die Führung und Erklärung verdient gemacht, in verbindlichster Weise gedankt hatte, der Heimweg angetreten.

Der heutigen Wanderfahrt durch Potsdam und seine herrliche, uns seit Kindheit wohl bekannte und doch immer wie etwas Neues gern gesehene Umgebung hatte ein Potsdamer Mitglied der Brandenburgia, Frau Dr. Hanna Schneider, die nachfolgenden Verse gewidmet.

### Potsdam.

1.

Komm ich vom Meeresstrande,  
Kehr' ich von Bergeshöh' —  
Mir dehnt das Herz sich weiter,  
Wenn ich dich, Heimat, seh'.

2.

Seh ich die grünenden Hügel,  
Den glitzernden Havelstrom;  
Seh ich drei Kirchen steigen  
Zum blauen Himmelsdom.

3.

Es ragen die alten Türme  
Wie mahnend zu stillem Gebet,  
Und schirmend ruht eine Kuppel  
In göttlicher Majestät.

4.

Paläste ihr zu Füßen,  
Reichlinig, formenschön;  
Man ließ Italiens Bauten  
Unter nordischem Himmel erstehn.

5.

Und schau ich von den Brücken,  
Da breitet lichterfüllt  
Zu wonnigem Entzücken  
Sich duftig ein Landschaftsbild.

6.

Kunstsinnig haben Fürsten  
Soweit das Auge blickt,  
Mit Schlössern und mit Kirchlein  
Die Hügel alle geschmückt.

7.

Die malen sich in dem Glanze  
Der Seen spiegelglatt;  
Die schließen dich ein im Kranze  
Du leuchtende Inselstadt.

8.

Doch ist's des Singens und Sagens  
Gewiß noch nicht genug;  
In Potsdam schrieb Geschichte  
Schon manchen Federzug.

9.

Im Saal des alten Schlosses  
Der große Kurfürst stand:  
„Kommt her zu mir, Ihr Flüchtgen  
In's Brandenburger Land.“

10.

Vor'm Fenster unter der Linde  
Da drängt sich Weib und Mann;  
Selbst hört der große Friedrich  
Des Volkes Bitten an.

11.

Zum Babelsberg hinüber  
Trägt uns der Blicke Flug,  
Dort weilt der erste Zoller,  
Der Deutschland's Krone trug;

12.

Der Enkel im Schlosse drüben;  
Machtvoll, ein Friedenshort —  
Es gilt weit auf dem Weltall  
Sein deutsches Kaiserwort.

13.

Gern rasten hier deine Herrscher  
 Dir Potsdam huldgesinnt;  
 Es lieben dich deine Bürger  
 Du schönes Fürstenkind,

14.

O, mögst du blühen und erstarken!  
 Sei nimmer Rühmens satt —  
 Du Perle in den Marken;  
 Du teure Havelstadt.

## Kleine Mitteilungen.

**Sitten und Gebräuche der Brandenburgischen Wenden.** Zu Ehren des in Cottbus versammelten Brandenburgischen Städtetages wurde am Abend des ersten Verhandlungstages eine Vorführung wendischer Volksgebräuche veranstaltet. An dem Umzuge beteiligten sich über 250 Paare aus 24 Spreewalddörfern. Wer je in einem Wendendorfe eine Hochzeit gesehen hat, dem werden die Hochzeitsreiter mit ihren großen, bunten Tüchern im Knopfloch gewiß in Erinnerung sein. Die alte Sitte ist schon im Absterben begriffen, es war daher ein glücklicher Gedanke, den Teilnehmern am Städtetage einen wendischen Hochzeitstag vorzuführen. Die Wendinnen im Zuge hatten natürlich ihren besten Staat angelegt und boten durch ihre farbenprächtigen Kostüme eine wahre Augenweide. Unter den Klängen der Musik bewegte sich der Zug durch die dichte Menschenmenge nach dem Festlokale. Hier wurden Bilder aus dem Volksleben der Wenden vorgeführt. Daß diese bei aller Anhänglichkeit an ihre alten Volksgebräuche doch treu zu ihrem Herrscherhause stehen, bezeugte eine Wendin in dem deutsch gesprochenen Prolog, der in ein Kaiserhoch ausklang, worauf sämtliche Anwesende „Heil dir im Siegerkranz“ sangen. Alsdann wurde in verschiedenen Bildern das Leben der Wenden in alter und neuer Zeit vorgeführt: „Die alten Wenden im Kampf“, „Bauernarbeiten mit wendischen Gesängen“, „Wendische Spinnstube“ und „Wendische Hochzeit“. Wir sahen den Gefangenen irgend eines wendischen Stammes, der dem Feuertode auf dem Scheiterhaufen geweiht ist. Um ihn herum sprangen die Sieger, wendische Kampflieder singend, deren Text natürlich unverständlich blieb. Mit besonderer Begeisterung wurde das „Hui! hui! am Schlusse der Lieder von den Wenden gesungen. Nach dem kriegerischen Bild zeigten sich die friedlichen Bauern bei der Arbeit. Unter fröhlichen, wendischen Gesängen sah man die Bewohner des Dorfes Sielow beim Gras- und Kornmähen, Senseklopfen, Flachsbrechen, Bleichen und Fischen. Am besten gefiel den Zuschauern unzweifelhaft die wendische Spinnstube. Aus Neuendorf, einem Dorfe zwischen Cottbus und Peitz waren die schönsten Dorfmadchen für die Vorführung ausgewählt. Bald erschienen die jungen Burschen in der Spinnstube, Musikanten tauchten auf, und nun ging der Tanz los. Auf die Tanzfreuden folgte die wendische Hochzeit. Der Hochzeitsbitter handelt mit den Brautjungfern um das Lösegeld für die Braut. Schließlich erhält jede zwei blanke Goldstücke und der Bräutigam seine Frau. Eine Rede wird dem jungen Paare gehalten, dann folgt die Hochzeitsfeier. Nach einer kurzen Pause, während die Zuschauer und Darsteller sich stärkten,

wurde die Hochzeitsfeier fortgesetzt, d. h. es wurde getanzt mit einer Ausdauer, wie sie nur den Wenden eigen ist, denn Tanzen ist ihre höchste Lust. So haben die Besucher des Städtetages durch das Wendenfest nicht nur Cottbus, sondern auch die wendische Bevölkerung der Umgegend kennen gelernt und werden die eigenartige Feier in schöner Erinnerung behalten.

B. Lok. A. 21. 9. 1904.

**Vom Scharmützelsee.** Die ganze Gegend um diesen großen See erscheint verhext und verzaubert zu sein. „Einmal sahen zwei Bauern, die am Ufer Gras mähten, aus den Wassern Rauch aufsteigen, und einer sagte zum andern: „Da backt der Nix Kuchen! Wenn er uns doch auch welchen brächte!“ Nicht lange dauerte es, so erschien der Nix mit einem bildschönen Napfkuchen. Und die Bäuerlein wuschen sich die Mäuler, denn Napfkuchen ist hier zu Lande ein großer Leckerbissen. „Esset ihn ganz auf, aber lasset ihn ganz, sonst kostet's euch den Hals!“ rief der Nix und machte sich wieder davon. Die Grasmäher, klug und bedacht wie alle Märker schnitten den Kuchen in der Mitte völlig aus und ließen nur den Rand übrig. „Das hat euch der Teufel gelehrt!“ rief der Nix als er, zurückkommend, sich betrogen sah.“ — Die Nixe ähneln kleinen Kindern; sie kleiden sich in funkelndes Rot und tragen grüne Mützen. Um den Scharmützelsee herum klingt es von ihren Schelmenstreichern, und die Nähe des Wassers macht sie bei allen Müttern gefürchtet. Der Nix liebt es nämlich, in Gestalt eines fremden Jungen mit den Dorfkindern zu spielen und sie immer näher an den See zu locken, bis ihm eins zum Opfer fällt. „Einmal um die Mitternachtsstunde gingen Bauern auf verbotenen Fischfang und fingen einen Nix im Netz. Sie wollten ihn ans Land ziehen und brachten ihn auch bis zum Ufer, aber da sträubte er sich und schrie so entsetzlich, daß sie erschreckt davonrannten und Netz und Fang in Stich ließen.“ Die Nixe sind übrigens sehr frech. Sogar in die Häuser wagen sie sich, und so legt deshalb jede Mutter, wenn sie zur Arbeit muß, dem Kinde in der Wiege ein Gesangbuch unter das Kopfkissen oder hält einen Vogel im Zimmer. Dann haben die Unholde keine Gewalt über das Nesthäkchen. — Am Scharmützelsee ist auch die schöne Mär von dem Schwanenmädchen lebendig. „Ein Knabe sah einst, südwärts von Pieskow rudern, drei Schwäne auf dem Wasser. Er fuhr ihnen nach, und weil es Mittag war und die Sonne sommerlich schien, senkte er schließlich müde die Arme und schlief ein. Bei seinem Erwachen fand er sich in einem gläsernen Feenpalast auf dem Grunde des Sees und neben seinem goldenen Bett standen 3 wunderschöne Schwestern. Es gefiel ihm wohl bei den holden Jungfräulein. Unter Sang und Klang, bei beladenem Tische flohen die Tage. Als aber die Damen einmal fern waren und der Pieskower sich allein im Palaste sah, da packte ihn das Heimweh, daß er zu weinen begann und nach seiner Mutter rief. Sofort stand ein altes Weib vor ihm, das ihn nach dem Dorfe zurückbrachte. Doch wer einmal die Herrlichkeiten des Feenreichs gekostet hat, dem gefällt es nimmer auf der Erde. Der Bursche schlich von nun an in jeder freien Minute an den Scharmützel und schaute sehnsüchtig nach den drei Schwänen aus. Sie kehrten indes niemals wieder.“

Fürstenwalder-Zeitung 4. Jan. 1905.

**Hans Pigulla**, ein märkischer Landschaftler. Von Hans Pigulla, dem allzufrüh verstorbenen, talentvollen Landschaftler aus dem Kreise der Brechtschüler, ist jetzt im Künstlerhause eine Nachlaß-Ausstellung zu sehen, die etwa 30 Werke des Verstorbenen umfaßt. Daß Pigulla alle Anwartschaft besaß, ein berufener Schilderer der Mark und ihrer eigenen landschaftlichen Reize zu werden, das zeigt sich in diesen Bildern deutlich genug. Die romantische Note, die alles Schaffen der Brechtschule sonst vornehmlich durchklingt, fehlt bei ihm so gut wie gänzlich. Er arrangiert nicht, macht keine Steigerungen, hängt keine mit Schulpoesie geflickten Schönheitsmäntelchen um. Ganz unbefangen nimmt er schlichteste Motive auf und giebt sie wieder, so ehrlich, ungeschminkt und undrapiert, wie er sie sah. Das kommt denn der Eigenart märkischer Landschaftsstimmung trefflich zu statten und wirkt in bescheidenerer Form ebenso eindringlich und stimmungsvoll wie die wuchtigere, dabei bewußtere Weise Leistikowscher Schilderung. Ein feiner Farbensinn, dem alles Grelle, Bunte zuwider war, unterstützte Pigullas gesundes Naturempfinden und befähigte ihn gerade zur Wiedergabe jener aparten und intimen Reize, die den eigenartigen, melancholisch-herben Zauber der Mark ausmachen. Die Birken am See und die bei Abendstimmung sind treffliche Proben solch intimer, treuer Schilderung. Es hängen außer diesen landschaftlichen Studien, in denen die Mark mit ihren Wäldern und Seen, ihren Landstädtchen und denen zwischen Laub und Wasser versteckten Dörfern anheimelnd vorüberzieht, noch einige Bilder in der Ausstellung, die den Künstler als Großstadtschilderer zeigen. Das Gewühl an der Potsdamerbrücke und ein Chaos von Rauch und Dampf an der Kolonnenbrücke sind zwei malerisch aparte Stücke von kräftigem, rücksichtslosem Schlag, die gleichfalls voll guter Versprechungen stecken. Schade, wirklich schade, daß der Künstler so viel Verheißendes nicht hat einlösen können!

Berl. Lok. Anz 7. Juni 1904.

**Köpernitz (Cöpernitz) bei Rheinsberg.** An der Rheinsberg-Lindower Chaussee liegt der Gasthof „Zum schwarzen Husaren“. Draußen ist ein Wirtshauschild angebracht, auf dem ein reitender Husar abgebildet ist. Das Bild soll von dem früheren Besitzer des Schlosses, dem Grafen Rougemont eigenhändig gemalt worden sein.

Volkssage. Als die Franzosen 1813 geschlagen waren, wurden alle Franzosen ausgewiesen, auch Graf Rougemont und seine Frau. Doch kehrten die beiden dann und wann nachts in ihr Schloß zurück; bei Tage durften sie sich nicht sehen lassen.

Otto Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## 13. (4. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

**Mittwoch, den 25. Oktober 1905, im grossen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstr. 20/21, abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr.**

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.  
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XVIII her.

### A. Allgemeines.

I. Die Einweihung des neuen Dienstgebäudes der II. Handwerkerschule, welches nach den Plänen u. M. Baurats Ludwig Hoffmann, Andreasstr. 1/2, prächtig erbaut ist, fand am 8. d. M. statt. Wir erinnern uns noch mit vielem Vergnügen der Vorbesichtigung, deren sich die Brandenburgia unter freundlicher Führung des Direktors Tradt am 1. Mai d. J. erfreute. Die schön ausgestattete Festschrift desselben zum Einweihungstage, welche ich vorlege, wird Sie alle interessieren. Wir wünschen dem vielversprechend erblühten gemeinnützigen städtischen Unternehmen auch ferner Gedeihen. Dasselbe zählt bereits über 3000 Schüler.

II. Die Verhandlungen des 15. Bundestags der deutschen Bodenreformer in Berlin am 3. u. 4. d. M., welche im Künstlerhause, Bellevuestr. 3, stattfanden, liegen vor. Ich mache Sie auf den ansprechenden Vortrag des Professor Dr. Weber-Jena über „Heimatschutz, Denkmalpflege und Bodenreform“ besonders aufmerksam.

III. Ferner sei Ihre Aufmerksamkeit auf die ebenfalls ausliegenden Nummern der Leipziger Bauzeitung gelenkt. Nr. 39 vom 23. v. M. enthält einen „Wegweiser für die Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorfe“, Nr. 40 vom 30. v. M. „Eine Wanderausstellung zur Hebung der Friedhofs- und Grabmal-kunst“ ausgehend von der Gesellschaft für bildende Kunst in Wiesbaden. Es ist sehr löblich, dass man sich der in heimatkundlicher Beziehung arg vernachlässigten Gottesäcker von sachverständiger Stelle aus annimmt.

#### IV. Naturschutz und Denkmalsschutz.

a) Den Bestrebungen des Internationalen Frauenbundes für Vogelschutz, der sich neben dem Schutze der heimischen Vogelwelt vor allem auch die Bekämpfung der Modetorheit, Vogelbälge für Schmucksachen zu verwenden, angelegen sein läßt, hat sich nunmehr auch der Tierschutzverein des Herzogtums Gotha tatkräftig angeschlossen. Es haben sich nun in dem Herzogtum auf einen Aufruf des Tierschutzvereins hin ca. 11 000 Damen durch Namensunterschrift verpflichtet, die zu Schmucksachen dienende Verwendung von Vogelbälgen im ganzen und in Teilen sowie von Federn — mit Ausnahme der Federn des Straußes und des Haus- und Jagdgeflügels — nicht nur selbst zu vermeiden, sondern auch in gleicher Richtung auf Angehörige und Untergebene einzuwirken. Die Liste der Damen wurde alsdann sämtlichen in Frage kommenden Geschäftsinhabern zugeschickt mit dem freudig zu begrüßenden Ergebnis, daß man in den Putzgeschäften des ganzen Herzogtums nur noch selten einen mit einer Vogelleiche garnierten Damenhut zu sehen bekommen soll. — Im Anschluß an obige Mitteilung teilt uns der Internationale Frauenbund für Vogelschutz mit, daß sich die Geschäftsstelle des Bundes nunmehr Berlin O. 27, Holzmarktstraße 53 befindet, und daß dorthin alle Anfragen, sowie auch die noch nicht bezahlten Jahresbeiträge einzusenden sind.

b) In Argentinien ist ein Ausfuhrverbot betreffend naturgeschichtliche und ethnographische Sammlungsgegenstände erlassen. Dies Verbot übertrifft noch bei Weitem das von uns früher getadelte auch schon recht kleinliche Verbot des Ausführens von Altertümern aus Norwegen und ist nach diesseitiger Auffassung so recht geeignet, die unwissenschaftlichen Zustände soweit es sich um Naturkunde und Naturentwicklung handelt, zu kennzeichnen. Teils sind die Mittel nicht da, um die großartigen palaeontologischen Vorkommnisse, namentlich Skelettreste von Wirbeltieren, gehörig auszubeuten, zu präparieren und aufzustellen, teils scheint Unwissenheit, Gleichgültigkeit und nationale Trägheit Schuld zu sein. Nur ja nicht Fremde heranlassen, da werden die heimatlichen Verhältnisse bloßgestellt. Lieber mag alles beim Alten bleiben.

#### B. Persönliches.

V. Adolf Bastian. Bei der Beisetzung des auch von der Brandenburgia nach Verdienst gefeierten, am 3. Februar 1905 in Port of Spain auf Trinidad gestorbenen großen Völkerkundigen am 17. d. M. auf dem Friedhofe der St. Matthaekirche, hierselbst Groß-Görschenstraße 12/14, war auch unsere Gesellschaft durch mehrere Mitglieder vertreten.

VI. Ferdinand Freiherr von Richthofen †. Einer unserer größten Geographen, Geh. Regierungsrat Professor Dr. phil. et med. Ferdinand



Freiherr von Richthofen ist am 7. d. M. nachts im 73. Lebensjahre verstorben. Mit seinem Hinscheiden betrauert die Akademie der Wissenschaften ein stets förderndes Mitglied, das Institut für Meereskunde seinen langjährigen Direktor und die Berliner Universität einen der beliebtesten Lehrer.

Geboren am 5. Mai 1833 zu Karlsruhe in Schlesien, wandte er sich zunächst der Geologie zu. An die geologische Aufnahme des südöstlichen Tirol schlossen sich seine Weltreisen nach China, Japan, Siam, Manila, Java, nach den Philippinen, Hinterindien sowie nach Kalifornien. In China fand Richthofen vor allem die Steinkohle. Unter seinen literarischen Leistungen steht das große Werk über China obenan. Daran reihten sich wichtige geologische Untersuchungen insbesondere über die Lößablagerungen äolischen Ursprungs, auf dem der große Getreide-Reichtum der betreffenden Landschaften Chinas beruht. 1872 kehrte der Forscher von seinen großen Reisen zurück. Drei Jahre später erhielt er in Bonn eine geologische Professur, die er 1879 antrat. Dann folgte er 1883 einem Ruf als Ordinarius der Geographie nach Leipzig, und seit 17 Jahren war er an der Berliner Universität als Vertreter der physischen Geographie auf das verdienstvollste tätig. Als erfolgreicher Lehrer, aus dessen Schule fast alle jüngeren Forscher, so auch Prof. von Drygalski, der Leiter der deutschen Südpolar-Expedition, hervorgegangen sind, als Organisator wissenschaftlicher Unternehmungen und Anstalten hat Freiherr von Richthofen Großes geleistet; auch als Präsident der Gesellschaft für Erdkunde erwarb er sich allgemeine Anerkennung. Die jüngste Geschichte der Erdkunde wird mit dem Namen des Dahingeschiedenen auf das innigste verknüpft bleiben. Das, was er in der Erforschung des ungeheuren Reiches der Mitte geleistet, hat ihm einen Ehrenplatz unter den Forschern und Reisenden aller Nationen gesichert. Seine zahlreichen literarischen Arbeiten und Untersuchungen auf geographischem und geologischem Gebiet waren von reformatorischer Bedeutung. Es gibt wenige unter den jüngeren Geographen in Deutschland, die sich nicht mit Stolz als Schüler Richthofens bezeichnen können. Viele jüngere Gelehrte kamen nach Berlin, um wenigstens einige Zeit die wissenschaftliche Erziehung des Altmeisters der Geographie auf sich wirken zu lassen. Der Name Ferdinand von Richthofen wird in der Welt unvergessen fortleben, auch in unserer Brandenburgia, deren Tätigkeit als heimat- und landeskundliche Gesellschaft ja recht eigentlich in das Gebiet der Erdkunde fällt.

Seit Jahren mit dem Verewigten befreundet, habe ich mehrfach mit ihm über unsere Ziele gesprochen und stets rückhaltlose Anerkennung derselben gefunden, obschon sie sich nur auf einen winzigen Teil des Erdballs erstrecken. Namentlich freundlich waren Richthofen's Äußerungen

und Glückwünsche gelegentlich des zehnjährigen Jubilaeums unserer vaterländischen Vereinigung im Jahre 1902.

### C. Naturkundliches.

VII. Die großartige Ausnutzung der elementaren Elektrizitätskraft für die verschiedensten technischen Fortschritte der Gegenwart hat uns schon wiederholt gefesselt und wird dies noch voraussichtlich recht oft tun. Heut lege in dieser Beziehung ich Ihnen die künstlerisch ausgestattete Denkschrift der Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in Nürnberg: „Zum Entwurf einer Schwebebahn in Berlin“ vor. Eine Verschönerung dürfte dem Stadtbild durch die vorerst im metaphorischen Sinne noch recht eigentlich in der Schwebelage befindliche Schwebebahn nicht werden. Die ebenfalls ausliegende kritische Besprechung von Wilhelm Badrow: „Ein neuer Schwebebahntwurf für Berlin“ (Sonderabdruck aus der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen Berlin, Oktober 1905 Nr. 83) schließt mit einer dringenden Empfehlung eines Versuchs, für den ich meinstenfalls einen Vorort z. B. Rixdorf—Britz geeignet finden möchte, bevor man in dem eigentlichen inneren Berlin mit einer Schwebebahn vorgeht.

VIII. Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke. Oktober 1905. Sie enthalten, wie Sie ersehen wollen, eine Beschreibung der beiden Krafthäuser Schiffbauerdamm und Linienstraße, desgl. Mitt. über die Verwendung elektrischer Kraft für häusliche Verrichtungen (Kochen, Platten, Wärmen, Heizen pp.).

IX. Vom Irrlicht. Eine merkwürdige Naturerscheinung, die unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Irrlicht zeigt, wurde jüngst von Professor Miethe, gegenwärtig Rektor der Technischen Hochschule, in der Sommerfrische beobachtet. Professor Miethe betrat — so berichtet er selbst im Prometheus — am 4. d. M. um 9<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr abends eine auf sandiger Nehrung gelegene Wiese an der mecklenburgischen Küste und bemerkte in einiger Entfernung am Boden ein auffallend weißes und helles Licht. Die Dämmerung gestattete eine deutliche Orientierung. Beim Nähertreten sah er, daß die Lichterscheinung sich mitten in einem etwa drei Meter breiten, mit Wasserpest verkrauteten Wassergraben an der Spitze eines in das Wasser eingerammten Holzpflockes befand. Die leuchtende Stelle war ungefähr sechs Zentimeter hoch und hatte die Figur eines gleichseitigen Dreiecks, das auf seiner Spitze steht. Der leuchtende Körper erschien schlecht begrenzt, weißlich mit gelbem Anflug und graugelbem Rand, etwa wie eine Weingeistflamme auf kochsalzgetränktem Docht, aber so hell, daß man die Ufer des Grabens genau sehen und in fast zwei Meter Entfernung das Zifferblatt der Uhr erkennen konnte. Die Flamme stand vollkommen still, auch bei leichtem

Windzunge. Dabei ging ein kaum wahrnehmbares Rauschen von der Lichterscheinung aus, ein tiefer Ton, der wie ein leise gehauchtes hoooo — — — o klang. Professor Miethe hielt die Eisenblechzwinge seines Spazierstockes in die Flamme, ohne daß die Spitze merklich warm wurde oder etwa einen Geruch zeigte. Die Form der Flamme änderte sich nicht, als er mit dem Stock in ihre Mitte oder in die Nähe ihrer Basis fuhr; zog er ihn schnell direkt hindurch, so zeigte die Flamme ein steifes Flackern, etwa wie eine Azetylenflamme unter gleichen Umständen. Trockene Grashalme, die an der Stockzwinge befestigt waren, blieben in der Flamme unversengt und nahmen keinen besonderen Geruch an. Ringsherum zeigte sich keine Spur von Leuchten. Nach acht Minuten nahm die Leuchtkraft der Flamme ab, das Hauchen verstummte, sie schien kleiner und flacher zu werden, verschwand einige Sekunden ganz und tauchte zwei- bis dreimal wieder schwach auf, um dann mit einem Rucke endgültig zu verschwinden. An den nächsten Abenden kehrte die Erscheinung nicht wieder. Professor Miethe vermag eine Erklärung für das seltsame Phänomen nicht zu geben; eine elektrische Entladung nach Art des sogenannten Elmsfeuers ist es, wie er meint, ebensowenig gewesen wie eine Flamme entzündeten Sumpfgases. Dagegen sprach das Fehlen jeder merklichen Wärmeentwicklung. Daß dergleichen Vorgänge auch spiritistisch zu suggerieren und den mit dem Irrlicht verbundenen vielfachen Aberglauben zu stärken geeignet sind, liegt auf der Hand. Im Übrigen vergleiche die früheren Mitteilungen u. M.'s Steinhardt und von mir Brand. XII. 404 — 408.

X. Neues von der Wünschelrute.\*) — Audiatur et altera pars. Auf S. 228 flg. berichtete ich über den Streit, der sich bezüglich der Versuche mit der Wünschelrute seitens des Herrn Landrat a. D. von Bülow in Greifswald entsponnen und später verwies ich auf neue Versuche, welche auf Veranlassung des Geheimen Admiraltätsrats und Marinehafen-Baudirektors G. Franzius auf dem Gelände der Kais. Werft in Kiel im Gange seien. Herr Ingenieur Hans Dominik berichtet unter dem Titel „Altes und Neues von der Wünschelrute“ hierüber viel Interessantes im Berliner Lokal Anzeiger vom 26. d. M. Im Interesse der Unparteilichkeit glauben wir der Brandenburgia die markantesten Stellen nicht vor-enthalten zu sollen, die sich wiederum auf einen halbamtlichen Bericht im Zentralblatt der Bauzeitung stützen.

Auf der kaiserlichen Werft mußten in diesem Sommer neue Brunnen gebohrt werden, da die vorhandenen nicht mehr ausreichten. Nun besteht der Boden dort aus einer wasserhaltigen Kiesschicht, die auf einer undurchlässigen Tonschicht lagert und selbst wieder mit nicht wasserhaltigem Alluvialboden bedeckt ist. Die Praxis hat ferner gezeigt, daß diese wasserstörende

\*) Vgl. Brandenburgia XII., 18—24, 154—156, XIV. 228—230.

Schicht auf dem Gebiete der Werft in sehr verschiedener Tiefe liegt. Sie kommt stellenweise sehr dicht an die Oberfläche, um in nächster Nähe wieder sehr tief hinunter zu gehen. Ein geschickter Quellenfinder muß daher in der Lage sein, Stellen für die neuen Bohrlöcher anzugeben, aus denen man bei möglichst geringer Bohrtiefe möglichst große Wassermengen bekommen mußte.

Nun machte zwar Herr von Bülow-Bothkamp bereits seit Jahren in Kiel und Umgebung als Quellensucher mit der Wünschelrute viel von sich reden. Begreiflicherweise aber hegte Herr Franzius als erfahrener Wasserbau-Ingenieur Bedenken, die Hilfe des genannten Herrn in Anspruch zu nehmen, da er mit Recht befürchtete, sich durch die Unterstützung eines solchen unwissenschaftlichen Verfahrens, das von vielen Leuten als Aberglaube behandelt wird, lächerlich zu machen. Erst nach langem Zögern entschloß er sich, im Juni d. J. dazu, und der Bericht, den er nun selbst über seine Erfahrungen gibt, grenzt geradezu an das Märchenhafte und sollte jedenfalls Veranlassung zum gründlichen Studium dieser Angelegenheit geben. Im weiteren wollen wir nun der Schilderung des Herrn Geheimrat Franzius folgen. Herr von Bülow brachte als Instrument einen etwa 3 mm starken Eisendraht mit. Die Versuche wurden zunächst einige Zeit aufgeschoben, bis ein Gewitter, das am Himmel stand und nach den Aussagen des Herrn v. Bülow störend wirkte, sich verzogen hatte. Darauf ging der Quellensucher mit der Rute durch den Garten des Geheimrats, und hier schlug diese an einer Stelle, wo bereits die dritte Kletterrose vergeblich angepflanzt und wieder im Absterben begriffen war, energisch nach oben, ein Zeichen, daß hier offenbar unterirdisches fließendes Wasser vorhanden war. Die Bewegung der wagrecht getragenen Rute war dabei so stark, daß ihr freies Ende klatschend gegen die Brust des Herrn von Bülow schlug. Beim weiteren Wege nach der Werft entdeckte Herr von Bülow einen Wasserlauf, dessen Lage dem Geheimen Rat Franzius bereits bekannt war, und gab seine Richtung genau an. Auf der Werft führte der die Bohrung leitende Baumeister Herrn von Bülow an ein Brunnenrohr, das bis vor wenigen Tagen springendes Wasser geliefert hatte, dann aber mit einem Holzpfropfen verschlossen worden war. Herr von Bülow umschritt das Brunnenrohr mehrere Male mit der Rute und erklärte dann, daß an dieser Stelle kein fließendes Wasser sei. Als man nun den Holzpfropfen aus dem Rohr zog, zeigte sich in der Tat, daß der Brunnen wohl infolge benachbarter Bohrungen versiegt war.

Nachdem Herr von Bülow durch diese Proben recht beachtenswerte Zeugnisse seiner Kunst gegeben hatte und weiterhin noch die Lage eines anderen Wasserlaufes festgestellt hatte, wurde er gebeten, für einen neuen Brunnen eine geeignete Stelle anzugeben. Er sah sich zunächst nach äußeren Merkmalen für unterirdisches fließendes Wasser um und glaubte ein solches in einem kränkenden Baum zu finden. Als er diesen umschritt, schlug die Rute wiederum sehr stark aus, ein Zeichen, daß dort eine mächtige Quelle entlang ging. Da nun der Platz an diesem Baume für einen neuen Brunnen wenig günstig war, wurde er gebeten, den unterirdischen Wasserlauf doch zu einer bequemerer Stelle zu verfolgen. Er tat dies über eine Strecke

von hundert Metern und blieb dabei mit Sicherheit auf einem nur wenige Meter breiten Streifen stehen. Sobald er von diesem herunterkam, begann die erhobene Rute sofort zu fallen, so daß der unterirdische Lauf mit Sicherheit zu verfolgen war. Etwa hundert Meter von dem Baum entfernt stieß man auf einen kleinen, etwa zwei Meter tiefen Brunnen, der das nahe der Oberfläche befindliche Grundwasser zu Feuerlöschzwecken sammelt. Herr von Bülow erklärte nun, man solle an dieser Stelle ein Rohr bis zu 15 Meter Tiefe treiben und würde dann auf eine mächtige Wasserader stoßen. Herr Geheimrat Franzius erfuhr dann in den nächsten Tagen, daß dieser alte, zwei Meter tiefe Brunnen bereits nach Angaben eines früheren Vorarbeiters gebohrt worden sei, der ebenfalls die Wünschelrute benutzte, aber dabei nicht in der Lage war, die Tiefe des unterirdischen Wassers genau anzugeben. Im Juli ging man dann an die Bohrung selbst und fand von 13 bis 24 Meter Tiefe scharfen wasserhaltigen Sand. Das Wasser strömte aus dieser Schicht her durch das Rohr in 1 m Höhe aus dem Boden aus und lieferte beim Abpumpen in der Stunde 14 kbm Wasser. Später hat man dann an dieser Stelle einen Schacht von einem Meter Weite getrieben, welcher in der Stunde 50 kbm liefert.

Herr Geheimrat Franzius berichtet dann weiter über die recht interessanten Erfahrungen, die er selbst und Verwandte von ihm mit der Rute machten. Herr von Bülow ließ, während er über eine Quelle dahinschritt, Herrn Geheimrat Franzius und einen seiner Söhne je eine Hand auf die beiden Zweige der Rute legen. Beide hatten dabei die Empfindung, als ob sie den Kollektor einer Elektriziermaschine berührten, dagegen blieb ein Baumeister der Werft der Rute gegenüber völlig unempfindlich. Weitere Versuche zeigten dann, daß der Geheimrat und der eine seiner Söhne mäßig begabte Quellensucher sind, die selbständig nur mit einer Holzrute arbeiten können, während der andere Sohn ein besserer Finder ist und auch den Eisendraht nehmen kann. Weiter haben die meisten Bekannten, die sich an den Versuchen beteiligten, Unempfindlichkeit gezeigt und keinen Erfolg gehabt. Ferner zeigte sich auch die bedenkliche Seite der Sache. Ein sehr feinnerviger Verwandter des Geheimrats, der mit der Rute nach verborgenem Golde suchte, geriet dabei in einen starrkrampfähnlichen Zustand, so daß nervenschwache oder kränkliche Personen vor Versuchen mit der Rute zu warnen sind.

Sie ersehen, verehrte Anwesende deutlich, daß vom Standpunkt der wissenschaftlichen Heimatkunde bei dem Streit über das Quellensuchen mit der Wünschelrute und Verwandten, drei springende Gesichtspunkte wohl zu unterscheiden sind:

1. Der geologische Gesichtspunkt. Daß auch Laien mitunter geschickt sind, Quellen u. dgl. aufzufinden, bestreitet heut wohl kaum noch ein Geologe. Die Geologie wendet sich nur gegen das Mystische, in welcher diese „Schäfer“-Fertigkeit eingekleidet wird, die bekanntlich von den Kaffern, Hottentotten und Buschmännern Südwestafrikas mit einem überraschenden Instinkt ausgeübt wird, übrigens auch von heftig durstenden Tieren, insbesondere Rinder, welche durch Durst gepeinigt

und durch Erfahrung gewitzigt, mitunter unterirdische Rinnsale in bedeutender Tiefe mit Erfolg wittern.

2. Der psychologische Gesichtspunkt, auf den jetzt die Verteidiger der Wünschelrute ein Hauptgewicht legen, um sich gegen die Vorwürfe der Geologen als unzureichende und einseitige zu wehren. Herr Dominik äußert sich in dieser Beziehung wörtlich.

Geheimrat Franzius besitzt einen angesehenen Namen als Ingenieur, so daß sein Bericht als völlig glaubwürdig gelten muß. Seine Erfahrungen bestätigen zunächst, daß eine persönliche Disposition für das Finden von Quellen, ebenso wie von verborgenem Golde, auf das hin die Rute gleichfalls ausschlägt, vorhanden sein muß. Sie zeigen aber weiter, daß zum Finden das einfache Instrument der Rute notwendig ist. Eine Erklärung für diese Tatsachen, die zunächst als beglaubigt gelten müssen, ist zurzeit nicht möglich. Es steht aber zu hoffen, daß durch den Bericht von Franzius das uralte Thema von der Wünschelrute der wissenschaftlichen Forschung erschlossen wird.

Als Parallelerscheinung braucht man ja nur den Hypnotismus heranzuziehen, dessen wunderbare Phänomene auch lange Jahre hindurch als Aberglaube und Schwindel verschrien wurden, während wir heute bereits erfreuliche Anfänge zu einer Wissenschaft und Theorie der Hypnose besitzen.

3. Der volkscundliche Gesichtspunkt. Dieser interessiert uns, da wir die Volkskunde als einen der wichtigsten Bestandteile der Landes- und Heimatkunde betrachten müssen, augenblicklich mehr, als der Kampf zwischen den Geologen und den Psychologen (Punkt 1 und 2). Der Kampf um die Wünschelrute, deren geheimnisvolle Kraft nun nicht mehr lediglich bezüglich des Wassers sondern bereits nunmehr sogar auch des Goldes von Neuem hervorgesucht wird, beweist erstlich, wie gewisse primäre Vorstellungen in der Völkerseele über die ganze Erde verbreitet sind und sodann, wie sie, seit der grauesten Vorzeit bestehend, unausrottbar sind, selbst in unserer Zeit, die sich mit ihrer Aufklärung, vermittelt durch die naturgeschichtlichen und technischen Wissenschaften, so gewaltig brüstet. H. Dominik erinnert beiläufig auch daran, daß das Nibelungenlied die Wünschelrute kennt und kurzweg den „Wunsch“ nennt, wie in dem Verse: „Es lag der Wunsch darunter, von Gold ein Rütelein“ hervorgeht und wie Moses mit dem Stab Wasser aus dem Felsen lokte bei Massa und Meriba nahe dem Berg Horeb (Exodus-Kap. 17) und wie bereits in Ninive eine Göttin als Herrin des magischen Stabes d. i. der Wünschelrute verehrt wurde.

So hat der neuangefachte Streit vom volkscundlichen Standpunkt aus hohes Interesse: je schärfer die Geister dabei aneinander platzen, je besser im Interesse der Wissenschaft. Als Nachlese verweise ich noch bezüglich der Vergangenheit u. a. auf folgende Veröffentlichungen.

Carus Sterne: Die Wahrsagungen aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einfluß der menschlichen Hand. Weimar 1862.

Zwei französische Gelehrte galten als anerkannte Quellensucher: der Abbé Richard um 1865 und später der Geolog Abbé Parmelle.

Zur Vergleichung der Anschauungen ist brauchbar der „Nutzen“ der Wünschelrute. Von Dr. C. Gagel, Kgl. Landesgeologe, in der Naturwiss. Wochenschrift vom 8. 2. 1903, S. 229/275. Gagel glaubt zwar, daß das Veranlassen der ganzen gegenwärtigen Diskussion, Landrat Kai von Bülow-Bothkamp, ein guter Glaube, daß er aber in Selbsttäuschung befangen und daß aber manche von den Wünschelrutengängern Charlatane seien.

„In den Talniederungen der großen Flüsse und in dem ganzen nordd. Flachland dürfte es wohl nicht allzu viele Stellen geben, wo man, wenn nur tief genug gebohrt wird, überhaupt kein Wasser findet. — Es sind allerdings auch im Flachland Stellen bekannt, wo man bis zu 180 m gebohrt hat, ohne irgendwie erhebliche Wassermengen zu finden, aber sie sind relativ selten.“

Anders natürlich liegt die Sache im Gebirgslande.

Gagel wendet sich gegen den Herausgeber des Prometheus, Dr. Witt tadelnd wegen zweier Artikel im Prometheus Nr. 687 S. 173 und Nr. 691 S. 236. Außerdem ist nachzulesen auch Prom. XII. 1901 Nr. 591 S. 303. Obwohl Dr. Witt sich sehr zurückhaltend geäußert hatte, wurde er in wissenschaftlichen Zeitschriften (vgl. meine früheren Angaben in der Brandenburgia zu Anfang dieser Nr. X.) auf das Heftigste wegen Unwissenschaftlichkeit angegriffen.

XI. Mammut oder Nichtmammut das ist jetzt die Frage, die man sich in den Interessentenkreisen, nachdem die Abbildungen des neusten in Petersburg mit Haut und Haar aufgestellten wirklichen sibirischen Mammut bekannt geworden sind, hinsichtlich unserer brandenburgischen Elefanten aus dem Diluvium wird wohl oder übel ernsthaft vorlegen müssen.

Wegen des Beresowka-Mammut, das ich augenblicklich im Sinne habe, beziehe ich mich auf das von mir in der Brandenburgia XIV. 331 gesagte. Ich verweise heut ferner auf zwei mir zugrunde vorliegende Notizen aus dem Prometheus.

E. K. Nachrichten von der letzten Mammut-Expedition. Prometheus XIII, 1902 S. 692. Const. Otto Herz u. Praep. Pfitzenmaier fanden Ende 1900 an den Ufern der Beresowna den von einem Kosaken entdeckten Kadaver. Herz meint, daß die Mammut häufig durch Sturz in Gletscherspalten umgekommen sind. Im Magen lagen keine Nadelholz- oder sonstige Baumfütter-Reste, sondern lediglich Gras und mancherlei Kraut.

Der Schwanz ist halb so lang wie beim Elefanten und führt eine ca. 50—60 cm lange Quaste von dunkelbraunen Haaren. Hierbei könnte man etwa auf die Mammut-Zeichnung bei Lubbock, die Vorgesch. Zeit II S. 44

Bezug nehmen, insofern dies Tier wirklich als Mammut angesprochen werden kann.

Dr. Brandes auf dem Anthrop. Kongr. zu Halle 1901 (Prometheus XII. Nr. 594 S. 333) meinte, die Mammuts (ursprünglich Urwaldtiere) seien durch das Schwinden der Wälder verhindert worden, ihre Stoßzähne abzunutzen, diese seien ins Ungeheuerliche gewachsen und hätten die Nahrungszunahme verhindert. — Ähnlich wie bei den Macherodonten Südamerikas, die ungeheure Reißzähne zum Erlegen der großen Edentaten brauchten. Als diese ausstarben wurden die Reißzähne überflüssig und die Ernährung immer schwieriger, bis ein Aussterben erfolgte.

Also auf die Ungeheuerlichkeit der Stoßzähne d. h. die merkwürdige seitliche nach außen gerichtete, fast möchte man sagen rüsselartige geschwungene Krümmung bei Mammuten wird die größte Bedeutung gelegt.

Sind Ihnen nun Zähne dieser besondern Stoßzahn-Ausgestaltung vom fossilen Elefanten unserer Provinz bekannt? Es sind bekanntlich ungezählte Mengen von Stoßzähnen dieses Dickhäuters in Berlin und in näherer oder weiterer Umgebung Berlins gefunden. Die Krümmung eines Stoßzahns von Elephas finde ich in der Literatur unserer Gegend nur einmal hervorgehoben und zwar bei Klöden. Die Versteinerungen der Mark Brandenburg 1834. Dort heißt es S. 67: „3. Ein großer Stoßzahn, aber mit abgebrochenem Ende, dennoch 2 Fuß lang und 4 Zoll dick, gekrümmt, aus festem Elfenbein bestehend, wurde vor 16 Jahren in der Lehmgrube bei Mittenwalde gefunden und befindet sich jetzt in der Sammlung des Herrn Regierungsrats v. Türk zu Klein Glienicke bei Potsdam.“

War diese Krümmung so auffallend wie beim Mammut? Etwas gekrümmt sind alle hiesigen Stoßzähne von Elephas, die ich kenne, aber keineswegs sehr auffallend, ich meine sogar nicht gerade sehr viel mehr als beim afrikanischen und asiatischen Elefanten. Ich muß dabei allerdings zugeben, daß wir es zumeist lediglich mit kleineren oder größeren Bruchstücken von Stoßzähnen zu tun haben, da selbst die vollständig in der Erde liegenden hiesigen Stoßzähne, weil sehr mürbe, leider und selbstverständlich nur zufällig von unkundigen Arbeitern gefunden, und fast allemal abscheulich zugerichtet werden. Man erhält oft nur ganz kleine Bruchstücke von großen Stoßzähnen.

Beiläufig schalte ich hier ein, daß doch ein Beispiel von einer phänomenalen Dauerhaftigkeit eines diluvialen Elefantenzahns, allerdings nur eines Molars, bekannt geworden ist, worüber Altmeister Klöden a. a. O. S. 70 folgendes berichtet: „12. Einen vollständigen großen Backzahn fand der verstorbene Ober-Baurat Krüger zu Potsdam in der Priesterstraße als Pflasterstein eingesetzt, mit der Kaufläche nach unten gekehrt, wo er wahrscheinlich über 30 Jahre ruhig seine Dienste gethan, und in der wenig befahrenen Straße wenig abgenutzt wurde,



bis ihn mein verstorbener Freund entdeckte und herausnehmen ließ. Er befindet sich jetzt im Königlichen Museum.“

Große Elefanten-Mahlzähne ohne Wurzeln sind häufig, dagegen Mahlzähne mit dem vollständigen kolossalen Wurzeln daran, die man, um zu glauben, sehen muß, recht selten. Chemische Agentien, welche bei den sibirischen Mammuten fehlen, haben auf unsere norddeutschen Elefantenreste zersetzend eingewirkt, wenigstens ist mir kein Stoßzahn oder Fragment davon bekannt, das man — wie es doch sibirisches Mammut regelmäßig zuläßt — wie Elfenbein rezenter Elefanten zu Schnitzereien, Knöpfen u. dgl. verarbeiten könnte. Sind etwa die sibirischen Mammute überhaupt erheblich geologisch jünger als unsere zwischeneiszeitlichen Elefanten oder haben diese Mammute seit ihrem Tode bis heut fortgesetzt in gefrorenen Zustande gelegen und deshalb chemischer Zersetzung besser, als ihre märkischen Vettern widerstanden? Oder liegen bei den sibirischen Mammuten beide günstigen Erhaltungsmomente vor? Sind es Brüder oder nur Vettern? Mammut oder Nichtmammut das ist jetzt die Losung; ich bitte zur Lösung der Frage, sei es durch Angabe von Fundmaterial sei es durch zoologisch-palaeontologische Begutachtung von recht vielen Seiten mitwirken zu wollen.

Zum Schluß möchte ich noch auf eine der Diluvialzeit angehörige „Tierbilder-Galerie“ nach einem Referat der Täglichen Rundschau vom 19. Februar 1902 aufmerksam machen. Es heißt da wie folgte. Eine für die Kenntnis des vorgeschichtlichen Menschen höchst wichtige Entdeckung, eine ganze Sammlung von Tierbildern von dessen Hand, haben zwei französische Forscher, Dr. Capitan, Professor an der Schule für Anthropologie, und Abbé Breuil in der Dordogne gemacht. Die Ergebnisse ihrer mühevollen Forschungen teilte Dr. Capitan in der Januar-Sitzung der Pariser Akademie mit. In der Dordogne in der Gegend von Eyzies befinden sich die „Grottes des Combarelles“, die einen 225 Meter langen, schmalen und dunklen Gang bilden; in einer Tiefe von 110 Metern zeigen sie eine sehr sorgfältige und mannigfaltige Ausmalung. 109 sehr klare Zeichnungen stellen folgende Tiere dar: ganze, nicht bestimmbare Tiere 19, pferdeähnliche 23, rinderähnliche 3, Bisons 2, Rentiere 3, Mammuts 14, Köpfe von Steinböcken 3, Köpfe von Saiga-Antilopen 4, verschiedene Köpfe, besonders von Pferden, 36. Man hat ferner auch ein menschliches Gesicht zu erkennen geglaubt. Es sind mit schwarzen Strichen umrissene Zeichnungen, wie in der griechischen Vasenmalerei, aber meistens ist die Oberfläche vollständig mit rotem Ocker überzogen. Manchmal scheinen bestimmte Teile, wie der Kopf der Auerochsen mit schwarz und rot überzogen gewesen zu sein, was eine bräunliche Färbung ergibt. Bei einzelnen Tieren ist dagegen der Kopf schwarz und der hintere Teil bräunlich. Diese Kolorierung, eine wirkliche Freskomalerei, ist oft über die gezeichneten Striche hinaus angebracht; dann wieder

sind die Striche auf der schon aufgetragenen Farbe gezeichnet oder durch Abschaben gewonnen. Manchmal hat der Künstler sich die Vorsprünge des Steins zu nutze gemacht, um bestimmte Teile des Tieres schärfer hervorzuheben. Diese Einzelheiten lassen sich besonders gut in der benachbarten „Font-de-Gaume-Grotte“, die nicht weniger reich an solchen Bildern ist, feststellen. Von den in dieser gefundenen 77 Tierdarstellungen sind: Auerochsen 49, unbestimmte Tiere 11, Rentiere 4, Hirsche 1, pferdeähnliche 2, Antilopen 3, Mammuts 2; dazu kommen noch einige geometrische und andere Ornamente. Daß diese Zeichnungen nicht etwa von Menschen unseres Zeitalters gemacht sind, ergibt sich daraus, daß sie sich unter einer Stalagmiten-Schicht befinden, die das Werk von Jahrhunderten ist. Die dargestellten Tiere sind ferner deshalb aus früheren Jahrhunderten, weil Mammut und Rentier in Gallien nur im vorgeschichtlichen Zeitalter vorkamen. Zum erstenmal findet man auf Felsen Zeichnungen, die unbestreitbar Mammute darstellen; sie sind charakterisiert durch die sehr hohe Stirn mit Vertiefung in der Mitte und sehr gekrümmte Stoßzähne, weiter sind sie gänzlich mit Haaren bedeckt, und auch die Füße sind bezeichnend. Der Rüssel ist bald gerade, bald nach rückwärts gekrümmt. Die Menschen, die diese Tiere gezeichnet haben (einige sind bis 2,50 Meter lang), waren Künstler von bewundernswerter Sicherheit. Die Ausführung ist so genau, daß man über die Bestimmung meist nicht zweifelhaft sein kann. Das merkwürdigste der auf diesem ungeheuren Freskobild dargestellten Tiere ist ein Pferd, das bereits das demütige und ergebene Aussehen des dem Menschen unterjochten Tieres hat. Es ist das einzige Tier, dessen Körper mit Linien, Zeichen und rätselhaften Arabesken bedeckt ist. Ob sie eine Decke oder Sattelzeug bedeuten? — Handelt es sich hier um das wirkliche Mammut? Wenn ja! ist noch immer nicht gesagt daß der in Frage stehende norddeutsche Elefant mit dem südfranzösischen identisch sei.

#### D. Kulturgeschichtliches.

XII. Roland-Rundschau. a) Es wird Ihnen aus den Zeitungen bekannt geworden sein, daß die Nachbildung des Rolands von Brandenburg a. H., welche vor dem Neubau des Märkischen Provinzialmuseums unlängst aufgestellt wurde, Gegenstand so zu sagen einer besondern Huldigung am 12. d. M. geworden ist.

In Bezug auf diese Nachbildung teile ich zuvörderst Folgendes mit. Die Figur ist hergestellt aus Kirchheiner Muschel-Kalkstein durch den Bildhauer Karl Schwarz hier Fruchtstraße 5, welcher für die Bildhauerarbeit 4000 Mark Honorar erhalten hat. Die Abformung in Brandenburg hat der Bildhauer Steiner hierselbst Molkenmarkt besorgt. Der Schädel zeigte sich am Original flachmuldenartig ausgehöhlt, so zwar daß die Schädelöffnung  $26 \times 28$  cm, die größte Tiefe 10 cm beträgt. Die Rüstung

für die Abformung des Rolands in Brandenburg hat laut Rechnung des Formers Romann 700 M 2 Pfg. gekostet, die Herstellung der Abformung und eines Abgusses einschließlich aller Reise- und Transportkosten laut Rechnung des Herrn Steiner 1675 M. Die Steinmetzarbeiten haben 2017 M gekostet, das Bronzeschwert 130 M; im Ganzen mit allen Nebenkosten erforderte diese Rolandsfigur 9930 Mark Kostenaufwand.

Die Höhlung des Brandenburger Rolands ist seit unvordenklicher Zeit mit Donnerbart, bei uns gewöhnlich Hauslaub oder Hauslauch genannt, bepflanzt. Herr Stadt-Garteninspektor Hessler in Brandenburg hatte die Güte mir drei Exemplare vom Kopf des dortigen Rolands in lebendem Zustande zu schicken, dieselben sind *Sempervivum tectorum* L. und nicht etwa von dem heimischen wilden Hauslauch (*Sempervivum soboliferum* Sims.), der wie ich in der Sitzung vom 31. Oktober 1900 (*Brandenburgia* IX. 328—330) mitteilte u. a. auf dem Hauslaubberg bei Buchsmühle nweit Oderberg i. M. ganze Polster auf dem Rasen bildet. Die *Sempervivum*-Kappe des brandenburger Rolands ist leider sehr zurückgegangen. Ich entsinne mich, daß als ich im Jahre 1869 beim Landgericht Brandenburg als Gerichts-Assessor beschäftigt war, ich oft genug den Hauslaubschmuck und die hohen Stengel desselben mit rötlicher Blüten betrachtete. Jetzt scheinen die Pflanzen des Rolandshauptes schon lange nicht mehr zu blühen und die einzelnen Pflanzen immer kleiner zu werden, wahrscheinlich weil die Muttererde verzehrt ist und die Pfahlwurzeln der einzelnen Hauslauchpflanzen lediglich auf das bische Humus angewiesen sind, welches sich aus den unabsehbaren Generationen verrotteter Hauslauchpflanzen entwickelt hat. Im Frühjahr 1906 soll eine Ersatzpflanzung stattfinden, wozu u. M. Herr Franz Körner und ich 50 Stück Exemplare aus unseren Felsengärtchen liefern werden. Die auf dem Roland-Abbild am 12. d. M. von mir unter Zuziehung des Gärtners des Herrn Körner, Herrn Brandenburg gepflanzten Exemplare habe ich teils in der Villa Fritz Reuters in Eisenach teils von Mauern in Dörfern der Umgebung Bad Kissingen's gesammelt.

Die nachfolgende Darstellung betitelt „Der Brandenburger Roland als Donnergott“ habe ich im Berliner Lokal-Anzeiger vom 8. d. M. veröffentlicht.

„Die Riesenfigur des steinernen Brandenburger Rolands von 1474, welche auf dem Markte der Neustadt stand und im Jahre 1716 da fortgenommen und am Eingange des dortigen Rathauses aufgestellt wurde, ist weithin als Typus der spätmittelalterlichen Rolande bekannt. Ebenso hat man sich seit alters an den seltsamen kappenartigen Pflanzenschmuck gewöhnt, den das Haupt trägt. Gewöhnlich meint man, daß es sich dabei um eine der sogenannten „Aufpflanzungen“ (Epiphyten) handele, die auf Vögel oder die vorherrschenden Winde zurückzuführen sind, welche dorthin Samenkörner oder dergleichen verschleppt und angesiedelt

hätten. Zur größten Überraschung in wissenschaftlichen Kreisen hat es sich aber bei der Abformung des Rolands für das Märkische Museum herausgestellt, daß die Sache eine ganz andere Bewandnis hat.

Der Kopf des Brandenburger Rolands ist nämlich, was von den jetzt Lebenden bislang niemand gewußt hat, bis 10 cm tief ausgehöhlt in einem lichten Umfang von 84 cm. Die Höhlung ist glatt und sorgfältig hergestellt und mit Gartenerde ausgefüllt worden. In dieser wurzelt eine große Anzahl von *Sempervivum tectorum*, einer Fettpflanze, die bei uns gewöhnlich Hauslauch (mit fehlerhafter Aussprache Hauslaub), an anderen Orten wegen ihres krausen Wuchses und ihrer leuchtenden, auf hohen Stengeln stehenden Blüten „Donnerbart“ oder „Donnerkraut“ genannt wird.

Die Bedeutung dieses Krautes ist, gegen Wetterschäden, als Überschwemmung, Hagelschlag, namentlich gegen Blitzschlag und Feuersbrunst zu schützen. Insbesondere sind bei den Germanen Hauslauch und Stechpalme dem Donar oder Thor geweiht, weil sie — auch die so fleischigen Blätter des Hauslauchs — wegen des eigentümlichen Baues ihrer Blätter selbst dem heftigsten Hagelschlag trotzen. Alle diese dem Wettergott geweihten immergrünen Blätter, als Buchsbaum, Wacholder, Sadebaum, Efeu u. a. führen oder führten den Namen *Sagmina*; man bindet Büschel daraus und läßt sie in katholischen Ländern um Ostern mit Weihwasser in der Kirche heiligen.

Das Donnerkraut *Sempervivum* wird in Berlin, in der ganzen Mark und vielen anderen Landesteilen noch jetzt auf Mauern und Dächern gegen Blitzschlag und Feuersbrunst gepflanzt, was um so merkwürdiger ist, als die Pflanze bei uns nicht wild vorkommt. Sie ist auch kaum in den Handelsgärtnereien zu haben, vielmehr wird sie durch freiwillige Abgabe oder von Abergläubischen noch lieber durch heimliches Entwenden verbreitet.

Woher kommt diese Sitte? Offenbar schreibt sie sich von Kaiser Karl dem Großen und dem ungemessenen Einfluß, den dieser gewaltige reichsväterliche Monarch zu allen Zeiten behauptet hat, her. Wenigstens ist die alte germanische auch bei den romanisierten West-Franken seit der Urzeit her übliche Gepflogenheit durch Karl den Großen sanktioniert und in gewissem Sinne und Umfang gesetzlich geworden.

Der große Karl erließ nämlich an die Verwalter der Meierhöfe eine Reichsverordnung, die in der Rechts- und Landeskulturgegeschichte unter dem Namen des *Capitulare de villis* vom Jahre 812 bekannt ist. Darin wird im 52. Absatz gesagt, was der Meier im Garten hegen soll: Lilien, Rosen, Fenchel usw., und weiter heißt es: *Et hortulanus habeat super domum suam Jovis Barbam*, d. h. der Meier soll oben auf seinem Dach Donnerbart gepflanzt haben.

So hat der christliche Kaiser den alten heidnischen Pflanzenkultus mit den Schutzbefohlenen und Lieblingen der donnernden Götter unmittelbar in seine wirtschaftliche Gesetzgebung mit einbezogen, und so unterliegt es hiernach keinem Zweifel, daß die Väter der alten Havel-feste, der Hauptstadt und des Vororts der Kurmark Brandenburg, ihren Roland außer mit dem Schwert und anderen Attributen, auch mit dem Donnerbart, der heiligen Pflanze des Donnergottes wohl überlegt ausgestattet haben, um ihre Stadt vor Unwetter, Hagel und Überschwemmung, insbesondere aber vor Blitzschlag und Feuersbrunst zu schützen.

Ein Anklang an diese Sitte — die einzige, die ich bei der Roland-Umschau zu ermitteln imstande war — läßt sich noch nachweisen: das ist die Sitte, das steinerne Haupt des Rolands zu Buch an der Elbe, unweit Tangermünde, zu Pfingsten feierlich mit Efeu, gelegentlich auch mit anderen, ebenfalls dem Donar heiligen immergrünen Zweigen zu schmücken. Wenn irgend noch ein Zweifel über die Symbolik dieses Aktes sein könnte, so wird er durch folgende Verse des Bucher Roland-Liedes beseitigt. Es heißt darin:

Ich grauer Held, ich großer König,  
Ich bin von lauter Stein gemacht,  
Mit meinem Säbel schlag ich  
Die Feuerflam' und Wasserkraft.

Also auch hier soll das immergrüne Laubdach schützen gegen die schwersten Elementarschäden, welche bei uns die Menschheit betreffen können.

Im übrigen gibt es keinen einzigen unter den sämtlichen deutschen und außerdeutschen Rolanden, der die geschilderte merkwürdige Eigentümlichkeit des Brandenburger Roland besäße. Selbstverständlich hat die Direktion des preußischen Provinzial-Museums sie nachgeahmt. In der künftigen Woche wird die Bepflanzung dieses „echten“ märkischen Rolands mit Donnerbart vor sich gehen. Mögen ihm diese Zeilen als freundliche Geleitworte dienen, und möge er dafür das unter seinem Schutz stehende vaterländische Institut vor Feuers- und Wassernot allzeit schützen und beschirmen.“

Dem Akte der Einpflanzung wohnte außer den Beamten des Märkischen Museums eine größere Anzahl von Herren und Damen, meist Pflegern und Gönnern des Märkischen Museums, sowie viele Bericht-erstatte angesehener Zeitungen und Zeitschriften, sowie von Photographen bei, welchen bei dem ungewöhnlich düstern Tageslicht ihre Tätigkeit allerdings sehr erschwert wurde.

Im Einverständnis mit der Redaktion geben wir von diesen mit Genehmigung des Märkischen Museums und unter Vorbehalt der Verwertung der Photographien für wissenschaftliche Zwecke hergestellten Aufnahmen in verkleinertem Maßstabe diejenige wieder, welche steht in

der beliebten Zeitschrift „Die Woche“, Nummer 42 vom 20. d. M. S. 1827.  
Auf dem Bilde sehen Sie oben über dem Rolandkopf von links nach



rechts gerechnet die Museumspfleger und Brandenburgia-Mitglieder  
Dr. Gustav Albrecht, Hermann Maurer und Franz Körner; es folgen

dann der sachverständige Gärtner Brandenburg und meine Wenigkeit. Unten links ist der genannte Gärtner mit der Fertigstellung der Pflanzung beschäftigt.

Nach der Pflanzung am 12. d. M. gestattete ich mir das folgende von mir verfaßte Rolandlied zu verlesen.

### Zur Schmückung des Brandenburger Rolands am 12. Okt. 1905.

1.

Roland der Ries'  
Am Märkischen Bau,  
Denkmal der Väter,  
Rage zur Schau.

2.

Roland der Ries'  
Am Museum der Mark  
Stehe stets wachsam  
Standhaft und stark.

3.

Roland der Ries'  
Vor dem Märkischen Platz,  
Wahr' unsrer Väter  
Köstlichen Schatz.

7.

Roland der Ries'  
Vorüber laß ziehn  
Was uns bedroht!  
Wach über Berlin!

4.

Roland der Ries'  
Vor des Feuers Glut  
Schütze das Haus  
Und vor Wassers Flut.

5.

Roland der Ries'  
Aus wuchtigem Stein,  
Wehr ab das Böse,  
Nur Gutes laß ein.

6.

Roland der Ries'  
Bürgern zum Schutz,  
Walt deines Amtes  
Feinden zum Trutz.

Ich habe bei Betrachtung des Brandenburger Rolands immer die Empfindung gehabt, daß in den weit geöffneten glotzenden Augen die Bedeutung des Drohens und Abwehrens d. h. der Ausdruck, den die allbekannten Neid- und Trutzköpfe haben sollen, zu suchen sei. Dies habe ich in meinem Rolandlied, wie mir's der Augenblick grade eingab, zum Ausdruck zu bringen versucht.

Im Unterhaltungsblatt des Berliner Lokal-Anzeiger vom 10. d. M. las ich Nachstehendes:

Donnerkraut auf dem Haupte des Roland. Ein Leser schreibt uns zu dem interessanten Artikel von E. Friedel in unserer Sonntagsnummer: Da die Pflanzung des Donnerkrautes nur auf dem Haupte des Brandenburger Rolands von 1474 nachweisbar ist, so wäre noch etwa eine andere Möglichkeit ins Auge zu fassen, warum man Donnerkraut auf das Haupt des Recken pflanzte. Zunächst könnte Karl der Große bei der Anordnung, barbam Jovis

auf die Dächer zu pflanzen, ja auch irgend einen anderen Zweck im Auge gehabt haben wie den, den heidnischen Pflanzenkult des Donnergottes zu fördern. Er zeigte sich jedem heidnischen Wetterbrauch gegenüber doch arg feindlich, und verbot ja auch, Stangen gegen Hagel und Unwetter aufzurichten. Als man den Brandenburger Roland aufrichtete (1474), war das Schießpulver in deutschen Heeren schon lange eingeführt. Dem Genter Stadtbuche zufolge machte ein deutscher Mönch 1313 den Gebrauch der Büchsen bekannt; es scheint derselbe zu sein, den man 1354 Berthold Schwarz nannte. Schon 1331 schießen deutsche Ritter vor Cividale del Friuli in Italien aus einem Geschütz. Von 1340 an sind hierfür die Namen „Donnerbüchsen“, für Pulver von 1372 an „Büchsenkraut“ gebräuchlich. Um diese Zeit wettet der große Dichter Petrarca gegen diese höllischen Instrumente, aus denen das kleine Menschlein donnere. Den Mechelner Stadtrechnungen von 1356 zufolge heißt der Artillerist „meester van den Dond'bussen (Donnerbüchsen)“. Die Lübecker verwünschten 1360 die ganze Pulvermacherei, weil ihr Rathaus dabei in Brand geraten war. Das sind nur einige Belegstellen aus der sehr unklaren Geschichte der Kinderzeit des Artilleriewesens. Wäre da nicht bei dem Roland an irgend eine Beziehung zwischen Rechtswesen, Ritterwesen, Donnerbüchsen, Büchsenkraut und Donnerkraut zu denken? Die artilleristische Literatur wimmelt doch noch bis gegen 1500 von mythologischen, astrologischen und kabbalistischen Dingen. Auffallend bleibt doch, daß sich bei älteren Rolanden, die der Zeit Karls des Großen näher standen, nichts von einem Schutzkraut gegen Donner findet, sondern erst bei dem Brandenburger zu der Zeit, da Donnerbüchsen allgemeiner waren.

Dieser Auffassung, welche mir recht gekünstelt erscheint, vermag ich mich nicht anzuschließen, sie scheint mir die meinige in keiner Weise zu widerlegen.

Nun noch über die hiesigen Benennungen der Pflanze *Sempervivum* einige Bemerkungen.

In Grimm's D. Wörterbuch findet sich Folgendes (der betr. Teil rührt von Moriz Heine her):

„Hauslaub, n. *sempervivum*, hauswurz, Nemnich 4, 1277\*). Hauslauch, m. 1. *Sempervivum tectorum*, Nemnich 4, 1278. m h d. hūsloh, wb. 1, 1044b; *semperviva* huslauch, husloch, hulauch Dief. 526a\*\*); *barba Jovis* hauslauch, huszlauch off de huse 68a (die Pflanze führt auch den namen donnerbart); *sperrima* huslauch 546a. 2. auch *sedum telephium*, sonst fette henne. Nemnich 4, 1273\*\*\*). Hauslauchvogel, m. *papilio Apollo*. Nemnich.“

\*) Nemnich, Phil. Andr., allgemeines Polyglottenlexikon der Naturgeschichte. Hamburg 1793—95—4.

\*\*\*) Diefenbach, Lorenz. Glossarium latino-germanicum. Frkf. a. M. 1857—4.

\*\*\*) *Sedum telephium* L. (= *maximum* Suter), in und bei Berlin fette Henne genannt, hie und da als Salat gegessen, wird bei uns als Hausschutz gleich dem eigentlichen *Sempervivum tectorum* mitunter angepflanzt, so traf ich es auf dem Dache eines niedrigen Hauses des Dorfes Mahlsdorf, Kreis Niederbarnim, bei einer Pflegschaftsfahrt



Durch Herrn Dr. Carl Bolle wird aber noch eine dritte Namensform Hauslauf für Berlin bezeugt, die mir bisher überhaupt fremd war. Herr Bolle meint, sie hänge mit der wuchernden, nach allen Seiten auslaufenden Ausbreitung dieser Pflanze zusammen, und weist darauf hin, wie er z. B. in Heiligensee bei Tegel ein Dach derartig mit Hauslauf überzogen gefunden habe.

(Auf Befragen melden sich zwei der Anwesenden Herr R. Mielke, der den Ausdruck Hauslauf aus der Priegnitz und Frau Tiedemann, die ihn von Berlin, speziell aus Moabit und mit Bezug auf das alte Stallgebäude der Beußelschen Erben Ecke Gotzkowski-Strasse und Alt-Moabit kennt. An diesem früher mit rechtwinkeligen Giebelzeichen versehenen Haus, das noch immer vorhanden ist, sei „Hauslauf“ auf dem Dach gepflanzt gewesen. Gegenwärtig ist dasselbe, wie der I. Vorsitzende hinzufügt, so wenig mehr wie die Giebelzeichen zu bemerken.)

Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Paul Ascherson äußert sich schriftlich.

„Bei Pritzel und Jessen 372 findet sich die hochdeutsche Form Hauslauf nicht, wohl aber der „missingsche“ Ausdruck Hauslof für Westfalen, Mecklenburg, Altmark und Unterweser angegeben.

Hauslauch, was ich für die häufigste, wenn auch mißverständliche Form halte, ist merkwürdiger Weise nur für Apotheken bezeugt, dagegen das echte Hauslaub für Schlesien, Lausitz. Die mittel- und neuniederdeutschen Formen Huslook und Husloof entsprechen den beiden hochdeutschen, in Husloch kommt eine weitere Verdrehung hinzu. An „laufen“ ist keinesfalls zu denken. Pritzel läßt „Lauch“ wegen der fleischigen Blätter gelten.“

Außerdem meldet Herr P. Ascherson, daß auch sein botanischer Kollege Professor Dr. Paul Magnus nur die Form „Hauslauf“ kenne die er (Ascherson) niemals gedruckt gesehen. „Auch Herrn Professor Carl Müller von der Gärtner-Lehranstalt fährt Prof. Ascherson fort ist diese Form bekannt; er hatte aber, wenn er sie hörte, das Bewußtsein, daß sie falsch sei (Verdrehung von Hauslauch). Ich habe dann noch ein für derartige Fragen sehr kompetentes Buch nachgesehen, nämlich von Fischer-Benzon Altdutsche Gartenflora Kiel und Leipzig 1894. Derselbe bespricht auf Seite 79 den Hauslauch, welchen neu hochdeutschen Namen er allein anwendet. Aus dem Mittelalter führt er nur den deutschen Namen Hußwurtz an, welchen Namen er auch

---

offenbar künstlich mit einer gewissen Sorgfalt angepflanzt. Botaniker mögen sich vielleicht hierüber wundern, weil die fette Henne gern tief wurzelt und ansehnliche fleischige knollenartige Wurzeln treibt. Die Pflanze ist aber auch sehr genügsam und kommt zwischen Mauer- oder Balkenfugen fast ohne Erde auch ganz gut fort. Freilich entwickeln sich alsdann dort nur Miniaturpflanzen ohne fleischige Wurzeln, die sich durch große Zierlichkeit auszeichnen.

Seite 204 aus der *Physica* der heiligen Hildegard anführt. Er gibt die Nachrichten der Alten über *Barba Jovis* wieder, unter denen sich übrigens der Glaube an die Schutzkraft gegen den Blitz nicht befindet. Hiernach ist also meine Meinung, daß diese Angabe schon bei Plinius vorkomme zu berichtigen. Dagegen bestand dieser Glaube wohl schon im frühen Mittelalter; denn Albertus Magnus sagt: „*Qui autem incantationi student, dicunt ipsam (sc. barbam Jovis) fugare fulmen tonitru: et ideo in tectis plantatur.*“

Wenn übrigens dieser Glaube auch nicht ausdrücklich aus dem Altertum bezeugt ist, so deutet doch der Umstand, daß die Alten die Pflanze auf ihre Dächer pflanzten oder in Töpfen gepflanzte Exemplare auf ihre bekanntlich flachen Dächer gestellt haben, darauf hin, daß sie ihnen gewisse Schutzkraft zuschrieben. Auch Ernst Meyer (*Preußens Pflanzengattungen*), ein Autor der mit deutschen Pflanzennamen sehr gut Bescheid wußte, hat nur *Hauslauch*.“

„Garcke (*Flora von Halle, Flora von Nord- und Mitteldeutschland und Flora von Deutschland*) behauptet, daß *Hauslauch* fälschlich *Hauslaub* genannt wurde. Auf wessen Autorität weiß ich nicht. Jedenfalls erschüttert diese Autorität meine Ansicht nicht, daß das Gegenteil das Richtige ist. Ich habe diese Ansicht schon in meiner *Flora von Brandenburg* angedeutet.“

Der I. Vorsitzende fährt fort:

Hiernach steht eine ganze Anzahl gut bezeugter Volksnamen für *Sempervivum tectorum* zur Verfügung: *Hauslauch*, *Hauslaub*, *Hauslauch*, möge sich Jeder daraus die Bezeichnung, die ihm am meisten zusagt, auswählen. Ich kann aber auch mit einer vierten Benennung, die mehr im westlichen Mitteldeutschland üblich ist, dienen: „*Hauswurz*“.

Dr. Michael Bernhard Valentini, weiland Hochfürstlich Hessen-Darmstädtischer Leib-Medikus und Professor zu Gießen betitelt in seinem „*Viridarium Reformatum sen. Regnum Vegetabile* das ist: Neu eingerichtetes und vollständiges Kräuter-Buch“ Frankfurt a. M. 1719 das XIV. Kapitel S. 241. „*Von der Großen Hauß-Wurtz. Sedum majus.*“ Auf einem ländlichen Tor, einer Mauer und einem Strohdach sieht man stattliche Exemplare von *Sempervivum tectorum* abgebildet (desgl. in dem zugehörigen Bilderatlas Tab. LXXXV deutlich in Figur 5 ein stattliches *Sedum majus vulgare* benanntes Exemplar). S. 242 schreibt er: „Die große Hauß-Wurtz heißet im Lateinischen *Sedum Majus*, welchen Nahmen einige a serendo und sedendo, weil sie sich auff denen Tächern besaamet und setzet, andere aber a sedando, weil sie alle große Hitze und Entzündung stillet, herzuleiten suchen; und weil sie immer grün bleibet, wird sie sonsten auch *Sempervivum Majus* genannt. Die Franzosen heißen sie „*Joubarbe*“) und die Italiener *Sempervivo maggiore*“.

\*) *Jovis barba*, Donnersbart. F. Fr.

Herr Dr. Bolle (84 Jahr alt) erzählte mir, daß er in seiner Jugend gesehen, wie sein Vater auf dem Dache eines zu dessen Weißbierbrauerei, Berlin, Französische Straße, gehörigen Hausdachs „Hauslauf“ angepflanzt habe.

Sollten Beispiele, daß dergleichen Pflanzungen von *Sempervivum* noch jetzt in Berlin auf Dächern pp. vorhanden sind, bekannt sein, so bitte ich recht dringend, um eine kurze Nachricht hierüber.



Noch lege ich Ihnen die Berliner Illustrierte Zeitung Nr. 43, 1905, S. 714 vor, wo Sie unten links ersehen, wie ich das Haupt des Rolands weihe und rechts, wie ich in Gesellschaft der vorbenannten Herren bei der Pflanzung beschäftigt bin. Ebenso zeugt ein großes Bild im Berliner Lokal-Anzeiger vom 15. d. M., wie der genannte Herr Brandenburg die Donnerkraut-Pflanzung vollendet.

Wir alle wünschen dem neuen Roland des märkischen Museums, welcher — nomen sit omen — an einem Donnerstag mit Donnerkraut

von der Hand eines Mannes Namens Brandenburg bepflanzt wurde, gewiß alle ein langes Leben und treues Wächteramt.

b) Zum Abschluß unserer heutabendlichen Roland - Rundschau lege ich Ihnen noch eine Photographie des in der Stadt Meldorf beim Quintäne-Spiel früher benutzten grotesken hölzernen Rolands vor, welche ich der Güte des Direktors des Meldorfer Museums des Herrn Goos verdanke.

Eine Reproduktion siehe vorstehende Seite.

Der Typ erinnert sehr an die Abbildungen des Rolands von Garding, von Eesch und von Windbergen, die ich in der Sitzung vom 29. März 1905 vorlegte und S. 232 bis 234 abbildete. Der mit einer Art von Pelzkappe und Kokarde aufgeputzte, mit einem zottelichen Bart versehene Roland hält in der wagerecht ausgestreckten Rechten eine kleine quadratische Tartsche, in der Linken den Stab mit dem Aschenbeutel. Er dreht sich genau in der Taille. Dieser Roland wird in dem höchstschenswerten Meldorfer Museum verwahrt.

XIII. Max Kühnlein: Die Kirchenglocken von Groß-Berlin und seine Umgebung. Verlag von Ernst Rister in Berlin 1905.

Dies interessante und wichtige illustrierte Werk unseres verehrten Mitgliedes, welches ich in der Sitzung vom 27. v. M. ankündigte, ist nunmehr in hübscher Ausstattung erschienen, ich reiche es herum und überlasse den Bericht darüber u. M. Herrn Geheimen Archivrat Dr. Georg Schuster. Folgt später.

XIV. Der Bericht der hiesigen Städtischen Kunstdeputation für das Etatsjahr 1904, den ich vorlege, enthält folgende aktuelle, uns angehende Angaben.

Die Tätigkeit der Deputation umfaßte im Etatsjahre die in folgendem aufgeführten Arbeiten.

1. Der Herkulesbrunnen auf dem Lützowplatz. Die Stadtverordnetenversammlung hat in der Sitzung am 23. März 1904 beschlossen, den Magistrat zu ersuchen, für den dauernden Betrieb des im Jahre 1903 vollendeten Brunnens aus Mitteln der Kunstdeputation ein Pumpwerk aufstellen zu lassen. Auf Grund dieses Beschlusses fertigte die Deputation der städtischen Wasserwerke ein Projekt für diese Anlage und berechnete deren Kosten auf 25 000 M. Die Kunstdeputation genehmigte dieses Projekt in ihrer Sitzung vom 25. Juni 1904 und bewilligte hierbei den genannten Betrag aus dem Kunstfonds. Das Pumpwerk wurde sofort in Arbeit genommen und kurz nach Ende des Berichtsjahres in Betrieb gesetzt. Es steht an der Nordwestecke des Lützowplatzes und ist durch Einsenkung ins Gelände sowie durch Umpflanzung dem Auge der Passanten entzogen worden.

2. Die Ausschmückung des Einganges zum Friedrichshain. Die zeichnerische Bearbeitung des Entwurfes wurde fortgeführt. Zur Zeit ist ein Modell der Anlage im Maßstab 1 : 25 in Ausführung begriffen.

3. Die Ausschmückung der Standesamtsräume im neuen Standesamt an der Fischerbrücke. Mit Rücksicht auf die Fundierungs- und Rammarbeiten am benachbarten Neubau des städtischen Untersuchungsamtes für Nahrungs- und Genußmittel waren die Ausbauarbeiten an Ort und Stelle mit vollen Kräften erst im Anfang des Jahres 1904 in Angriff genommen worden. Diese Arbeiten wurden das ganze Etatsjahr hindurch betrieben und bei dessen Beendigung nahezu fertiggestellt. Das Gleiche gilt von den Arbeiten im Eingangsflur, für dessen einfache Ausstattung die Deputation in ihrer Sitzung am 25. Juni 1904 besondere Mittel bewilligt hatte. Mittlerweile — im Juli 1905 — sind die Standesamtsräume in Benutzung genommen worden.

4. Die Aufstellung der Bogenlichtkandelaber auf dem Platze vor dem Brandenburger Tor. Zu Anfang des Berichtsjahres waren die Modelle und die sonstigen Vorbereitungen soweit gediehen, daß mit der Ausführung der Bronze- und der Treibarbeiten begonnen werden konnte. Die Ausführung der oberen Teile, namentlich der Ausleger für die Bogenlampen begegnete noch mannigfachen, zumeist konstruktiven Schwierigkeiten. Doch konnten die Arbeiten so gefördert werden, daß die Kandelaber kurz nach Beendigung des Berichtsjahres in allen Teilen vollendet und in Benutzung genommen wurden.

5. Plakette für Stadtälteste an Stelle der bisher üblichen Diplome. Nachdem die städtischen Behörden im Vorjahre der von der Kunstdeputation in Anregung gebrachten neuen Form der Ehrung der Stadtältesten zugestimmt hatten, nahm der Preisträger aus dem engeren Wettbewerb, Bildhauer Lederer, die Arbeiten am endgültigen Modell in Angriff und legte dieses der Kunstdeputation in der Sitzung vom 18. Februar 1905 vor. Die Deputation genehmigte es mit geringfügigen Abänderungen. Die Vollendung des Modells ist in nächster Zeit zu erwarten.

6. Abzeichen für städtische Schwestern. Auf Antrag der Deputation für die städtischen Krankenanstalten etc. ist in der Sitzung vom 25. Juni 1904 die Beschaffung eines Modells für das Schwesternabzeichen beschlossen und eine Subkommission mit der Auswahl eines geeigneten Künstlers für dessen Herstellung beauftragt worden. Die Subkommission brachte den Bildhauer Starck in Vorschlag und veranlaßte ihn, der Deputation zunächst Skizzen vorzulegen. In der Sitzung vom 18. Februar 1905 erfolgte sodann die Vorlage mehrerer Skizzen und die Auswahl einer derselben für die weitere Bearbeitung. Inzwischen hat der Künstler das Modell vollendet und der Kunstdeputation zur weiteren Beschlußfassung abgeliefert.

XV. Ein abenteuernder Brandenburger um 1000. U. M. Herr Oberlehrer a. D. Rudolf Grupp drückte im Verein für Geschichte der Mark Brandenburg am 11. d. M. seine Verwunderung darüber aus, daß eine von L. Giesebrecht in seinen „Wendischen Geschichten“ vorgenommene Namensänderung noch keine Berichtigung erfahren hat, vielmehr auch noch in neuere Geschichtswerke übernommen ist. Die Vita Viperti nämlich erzählt in den Pegauer Annalen (M. G. S. XVI, 232) ausführlich, wie ein junger Brandenburger um das Jahr 1000 etwa von seiner Vaterstadt auf Abenteuer auszieht, Schwiegersohn des Dänenkönigs, Herr vieler Länder und Stammvater der späteren Herren von Groitzsch wird. Sein Name Wolf und seine Abkunft von den Harlungen kennzeichnen ihn als Germanen, obwohl er Slavus nobilis genannt wird. L. Giesebrecht (Wend. Gesch. II, 7) hat nun den deutschen Namen Wolf zu Wilk slavisiert, da wlk slavisch Wolf heißt. Das ist aber selbst durch die unzutreffende Deutung ungerechtfertigt, da die Pegauer Annalen den Namen Posduwluk oder Pasewalk mit urbs Wolfi geben, und doch tritt dieser deutsche Edelmann Wolf auch neuerdings noch in Geschichtswerken als der Slave Wilk auf. Slavus steht vielfach für paganus und wird oft auf Slaven und Germanen gemeinsam bezogen.

#### E. Bildliches.

XVI. Aus Potsdam. Trotz der Ungunst des Wetters bei unserer Brandenburgia-Fahrt nach Potsdam am 8. ist es unserm kunstfertigen Mitgliede Herrn Louis Reuter gelungen, drei recht gute Abbildungen, wie Sie ersehen wollen, zu liefern. a) Versammlung am Denkmal Friedrich Wilhelms I. im Lustgarten; b) das schöne mit Stierköpfen verzierte Palais aus friederizianischer Zeit am Kanal und c) das Innere des mit Ölgemälden unserer Herrscher und Waffentrophäen meist aus der Zeit der Freiheitskriege geschmückten gewaltigen Speisesaals im Militär-Waisenhaus.

XVII. Septarien-Ton-Gruben von Lubars-Hermsdorf Kreis Nieder-Barnim. Unser fleißiges Mitglied Herr Chemiker Schenk-Fürstenwalde hat von der für unsere Ton- und Zement-Industrie wichtigen tertiären Tongrube die vorliegenden fünf anschaulichen Aufnahmen photographiert im Sommer d. J. Nr. a, b und c zeigen die Diluvial-Ablagerungen über dem oligozänen Septarienton bis zur obersten Schicht desselben, Nr. d und e den in amphitheatralischer Form, Stufe für Stufe vor sich gehenden Abbau des Tons, in welchem sich Meeres-Muscheln und -Schnecken, sowie Meeres-Fischreste zeigen, etwa auf ein Meer wie das mittelländische deutend, aber mit durchweg ausgestorbenen Arten. In dem Ton finden sich große, oft mehrere Pfund schwere lichtgelbgrünlichen Kalkkonkretionen, die Septarien, nach denen der Ton heißt, im Innern oftmals schöne, gelbbraunliche Kalkspatdrusen zeigend.

XVIII. Unser neues Mitglied Herr Kunstmaler K. F. Wilhelm Thiele-Potsdam hat auf meine Bitte die Güte gehabt, eine größere Anzahl von ihm gefertigter Zeichnungen und Kunstblätter, die sich auf die Architektur und die Landschaft von Potsdam und Umgegend beziehen, auszustellen. Ich lade zur Besichtigung dieser künstlerisch vollendeten Bilder, die ebenfalls angenehme Erinnerungen an unsere Wanderfahrt vom 8. v. M. erwecken, hierdurch ein. (Die Ausstellung dieser Kunstwerke fand allseitigen Beifall.)

XIX. Herr Dr. Max Fiebelkorn: Der Gips in der Mark Brandenburg mit besonderer Berücksichtigung seiner Bedeutung für den Berliner Baumarkt. Der Vortrag, von zahlreichen Lichtbildern auf das Wirkungsvollste unterstützt, wird in einem der nächsten Hefte als besonderer Aufsatz erscheinen.

XX. Nach der Sitzung zwanglose Zusammenkunft im Restaurant Alt-Bayern, Potsdamerstr. 10/11.

---

## 14. (10. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

**Montag, den 27. November 1905, nachmittags 4 Uhr.**

Besichtigung der Seifenfabrik in Firma Rud. Herrmann,  
Zossenerstr. 60.

Die Teilnehmer versammelten sich zur festgesetzten Stunde in dem Kontor der Firma und traten von ihm aus unter der Führung des Inhabers Herrn Stobwasser den Rundgang durch die Fabrik an. Er begann mit der Besichtigung des Siederaumes, wo Herr Siedemeister Fiedler die nötigen Erklärungen gab. Es stehen um einen gemeinsamen Schornstein sieben große Kessel, die zur Hälfte in den Keller hinabreichen; in ihnen werden die verschiedenen Arten von harten Haushaltungsseifen bereitet. In dem einen wurde z. B. die im Haushalt wichtigste Seife, die garantiert reine Palmöl-Seife, hergestellt; in dem zweiten eine sogenannte Talgsoda-Seife aus Cocosöl und Talg; in dem dritten kochte die Ia Oranienburger Seife, in dem vierten befand sich eine Transparentseife und in dem fünften eine fertige Grundseife, welche für die beste Toilettenseife Verwendung findet; in den beiden letzten Kesseln befanden sich wieder Wachskern- und Transparent-Seifen, und war hier Gelegenheit geboten, das Entstehen dieser Fabrikate im Anfangsstadium zu beobachten.

An diesen Raum schließt sich der Formenraum an; er wird bis auf einen schmalen Gang angefüllt mit den großen Seifenblöcken und

den Formen, in welchen die Seife erkaltet. Diese Formen bestehen aus eisernen Platten, die zusammengesetzt und auseinandergenommen werden können. In einer solchen eisernen oder hölzernen Form (Kasten) finden 80—90 Ctr. Seife Platz, die Wände werden außen mit Matratzen umgeben, damit die Seife langsam abkühlt. Der Raum beherbergte ungefähr 4—5000 Ctr. Seife.

Daneben liegen die Räumlichkeiten für den Versand der Ware, hier standen die Kisten fertiggemacht, um in alle Welt hinauszugehen.

Wir stiegen aus dem Erdgeschoß in die sich weit ausdehnenden Kellerräume hinab. Es sind nicht nur sämtliche auf dem Fabrikgrundstück vorhandene Gebäude, sondern auch noch der größte Teil des umfangreichen Hofraums unterkellert, wo sich Rohmaterialien, die Böttcherei und hauptsächlich das aus ca. 5—6000 Ctr. bestehende Faßseifen-Lager befindet. Die leeren Faßtagen werden fertig angekauft, aber für die Faßseifen müssen Böttcher zum Schießen vorhanden sein, und werden außerdem beschädigte Fässer ausgebessert. Im Keller ist auch ein Raum abgezweigt, in dem die Akkumulatoren aufgestellt sind; außerdem sind hier die Feuerungsanlagen für die Siedekessel eingerichtet.

Aus dem Keller stiegen wir wieder in das Erdgeschoß hinauf und gelangten nun in den Siederaum für die Faßseifen. Es sind hier 8 Siede-Kessel vorhanden, von denen einige Fassungsraum bis 300 Ctr. fertige Seife besitzen. Die Firma hatte auf einem Tisch zahlreiche Proben von Faßseifen nebst den Rohmaterialien aufgestellt; wir nennen u. a. die gekörnte Terpentin-Salmiakseife, die weiße Alabasterseife, Naturkorn-Seifen verschiedener Qualitäten, Hanföl- und Leinölseifen.

Von hier traten wir auf den Hof hinaus, wo in langen Reihen die Fässer aufgestapelt lagen, welche die Rohmaterialien aus den verschiedensten Strichen der Erde enthalten, wie z. B. das Palmöl aus unseren und englischen Kolonien und den australischen Talg. Wir besuchten die Pferdeställe, die Remisen und das geräumige Maschinenhaus, in welchem sich auch die Dynamomaschinen zur Selbsterzeugung der elektrischen Energie, die Centralstelle zur Verteilung der Kraft für die Elektromotoren und die Hauptschalter für die umfangreiche elektrische Beleuchtung befinden.

Wir begaben uns wieder treppauf in den ersten Stock, der im wesentlichen als Schneiderraum dient und wo die Seifenblöcke in Stücke zerschnitten werden. Das Zerschneiden geschieht in der Weise, daß man den Seifenblock gegen senkrecht aufgespannte Drähte drückt, die den Block durchteilen, so daß Platten entstehen; diese Platten werden abermals gegen eine Reihe von horizontal gespannten Drähten gepreßt, die sie in Riegel schneiden. Die Riegel werden durch eine Maschine in Stücke zerschnitten, wobei ihnen gleichzeitig der Stempel der Firma aufgedrückt wird. Eine Maschine zerschneidet allerdings den Riegel nicht, sondern



drückt ihm nur fünfmal nebeneinander den Stempel auf. Wir lernten hier auch die Herstellung der Oberschalseife kennen. Flache Kästen von der Höhe eines Seifenstückes werden mit flüssiger Seife gefüllt; darauf wird die Oberfläche künstlich rauh gemacht (geblümt), so daß jedes Stück das Aussehen der bekannten Oberschalseife erhält. An einem Tisch endlich wurden eine Anzahl Tüten mechanisch mit Waschpulver gefüllt. Es ist das gemahlene Seife, der 60 pCt. Ammoniaksoda zugesetzt sind. Dieses Waschpulver muß man wohl unterscheiden von dem Seifenpulver, welches nur aus bester, vollständig ausgetrockneter Oberschalseife in gemahlenem Zustande besteht. In diesem Raum hatte die Firma nun auch eine Sammlung ihrer harten oder Haushaltungsseifen aufgestellt mit den zugehörigen Rohmaterialien; da stand die weit bekannte Herrmann'sche garantiert reine Palmölseife mit dem rohen und gebleichten Palmöl, auch wurde uns caustische Soda, sogenannter Seifenstein gezeigt, sodann die Eschweger Seife mit der blauen und roten Marmorierung, ferner eine weiße Seife aus Kokosöl und Talg, die sehr leicht schäumt, und endlich die Seife „Gut Deutsch“, welche bestimmt ist, der Sunlight-Seife Konkurrenz zu machen, da sie ca. 20 pCt. billiger ist.

Im zweiten Stock befindet sich hauptsächlich das ausgedehnte Lager, der Stolz der Firma; auf langen und hohen Gestellen sind die Seifenstücke wie Mauersteine aufgestapelt, doch ist es so eingerichtet, daß zwischen den Stücken die Luft durchziehen kann. Neben dem Lager für die Haushaltungsseifen befindet sich das für die Toilettenseifen, hier nehmen die Repositorien mit den Enveloppen einen großen Platz ein, denn die Firma muß hier in bezug auf Ausstattung der Kundschaft sehr entgegenkommen. Ein großer Teil des Lagers ist verkauft und wird nach und nach von der Kundschaft abgefordert. Die Toilettenseifen werden natürlich besonders sorgfältig behandelt; nachdem die Ecken und Kanten abgestumpft sind, wird das Stück poliert und in buntes Papier gehüllt und mit einer Schleife versehen.

Im dritten Stock befindet sich der Feinseifenverpackungsraum, in dem circa 50 Mädchen mit dem Einwickeln und Kartonnieren beschäftigt sind. An dieser Stelle erhielt jeder Besucher einen Karton Toiletteseife mit der Aufschrift „Brandenburgia“, eine der geschützten Marken der Firma, zur Erinnerung geschenkt.

Im vierten Stock sind die Maschinen aufgestellt, für die Herstellung der Toilettenseifen. In einer Mischmaschine wird das Parfüm und die Farbe mit der Seife innig vermengt. Aus dieser Maschine kommt die Seife in Gestalt von Schnitzeln heraus und gelangt dann in die sog. Piliemaschine, welche sie in Gestalt von langen dünnen Streifen verläßt um nunmehr in einer neuen Maschine, der Peloteuse, wieder zusammengepreßt zu werden bis sie diese durch ein Mundstück in der Form eines Ringels wieder verläßt. An dem einen Flügel dieses Raumes

befindet sich das Laboratorium mit seinen Apparaten und den Flaschen mit den kostbarsten Parfüms.

Auf dem Boden ist auf Gestellen und Gerüsten aller Art das Lager für die Kartons eingerichtet.

Beim Durchwandern der Räume fällt überall die Sauberkeit, die Helligkeit und die gute Luft auf. In jedem Stockwerk befindet sich ein abgeschlossener Raum mit Stühlen und Tischen nebst Waschgelegenheit, in dem die Arbeiter ihre Mahlzeiten einnehmen können. Die Fabrik besitzt einen Stamm von Arbeitern, die z. T. schon Jahrzehnte hindurch beschäftigt sind.

Dieselben sind von dem jetzigen Inhaber Herrn Hermann Stobwasser, einem Enkel des Gründers Herrn Rudolf Herrmann, mit besonderer Genugtuung übernommen worden.

Der genannte Begründer der Firma ist seit circa 13 Jahren verstorben und übernahm danach der schon damalige Teilhaber Herr Hermann Stobwasser in Gemeinschaft mit der verwitw. Frau Hildebrandt geb. Herrmann die Firma.

Während in früheren Jahren nur Haus- und Textil-Seifen fabriziert wurden, hat die Firma im Jahre ihres 50 jährigen Bestehens 1901 begonnen, sich auch auf Parfümerien und Feinseifen auszudehnen, worauf wiederum eine Fabrikvergrößerung nach der andern erfolgte. Seit circa 6 Jahren unterhält die Firma eine zweite Fabrik in Wriezen a. O., und war es auch dort möglich durch Hinzunahme und Fabrikation neuer chemischer Präparate das dortige Werk ebenfalls wesentlich zu vergrößern. Das heutige Geschäft der Branche erfordert es, unsere deutschen Fabrikate auch nach dem Ausland, besonders nach unseren Kolonien, zu versenden.

Nachdem wir die Fabrik besichtigt hatten, führte uns Herr Stobwasser in den Garten und entließ uns durch eine Pforte nach der Zossener Straße. Hier hatten wir noch Gelegenheit einen Blick auf die Fassade des neuen Fabrikgebäudes zu werfen, geziert mit herrlichen, geschmiedeten Kunstankern und geschmückt mit Sinnsprüchen und Bildern, die von der Glasmosaikgesellschaft Puhl und Wagner angefertigt worden sind.

Herr Geheimrat Friedel sprach hier Herrn Stobwasser und Herrn Obermeister Fiedler der auch schon über 13 Jahre der Firma angehört den Dank der Gesellschaft aus für die lebenswürdige Führung.

Nach Schluß der Besichtigung zwangloses Beisammensein im Restaurant Kniese Belle-Alliance-Platz 8.

## 15. (5. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 29. November 1905 im grossen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr.**

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.  
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXI her.

### A. Allgemeines.

I. Das Statistische Jahrbuch der Stadt Berlin, 29. Jahrgang 1904, aber teilweise noch in 1905 hinausreichend, liegt aus. Sie werden von der großen Reichhaltigkeit, in der ein gut Teil aktueller Heimatkunde enthalten ist, sich leicht überzeugen. Sehr dankenswert ist es, daß der Direktor des Städt. Instituts Herr Prof. Dr. Hirschfeld daneben in Taschenformat „Übersichten aus der Berliner Statistik für das Jahr 1904“, einen Auszug aus dem größeren Werk herausgegeben hat, enthaltend die wichtigsten Zahlengruppen und genügend für den Handgebrauch des größeren Publikums.

II. Mitteilungen des Bundes Heimatschutz 2. Jahrgang Dez. 1905 Nr. 1 — 2. An Märkischem darin der von mir erwähnte Ribbecksche Birnbaum und eine Verunglimpfung der Umgebung Kloster Chorins mit allerhand Reklameverschönerungen.

III. Städtische Untergrundbahn Süd-Nord-Kreuzberg-Müller-Straße. Erläuterungsbericht, Kostennachweis, Ertragsberechnung. Diese vom Stadtbaurat Krause im Auftrag des Magistrats zu Berlin herausgegebene soeben erschienene technische Schrift lasse ich, in der Annahme, daß sie Jedermann interessieren werde, zirkulieren, unter Verweis auf den beigefügten die Trace enthaltenden Plan. Die Summen um die es sich handelt sind sehr ansehnlich: Höhe der Anleihe 57 000 000 M., des Baukapitals rund 51 000 000 M. Trotzdem ist mit Sicherheit zu vermuten, daß das ganze Unternehmen, welches für Berlin eine neue Verkehrsarteria bedeutet, schon in einer der nächsten Sitzungen der Stadtverordneten-Versammlung genehmigt werden wird.

(Späterer Zusatz: Die Genehmigung ist Anfang Dezember d. J. erteilt worden.)

### B. Persönliches.

IV. Unser verehrtes Ehrenmitglied Exzellenz Freiherr von Manteuffel feiert heut und zwar hier im Ständehause seinen 61. Geburtstag. Die Brandenburgia spricht dem um unsere Provinz so hochverdienten Herrn den herzlichsten Glückwunsch aus. Insbesondere freuen

wir uns Alle, daß der Herr Landesdirektor von dem schweren Unfall, der ihn vor einiger Zeit leider betroffen, fast völlig wiederhergestellt ist.

### C. Naturkundliches.

V. Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke. Jahrg I. Nov. 1905. Nr. 11. Enthält u. a. eine Darstellung der elektrischen Beleuchtung unserer Friedrichstraße wie sie war und wie sie ist, sowie Abbildungen der elektrischen Beleuchtung des Göthesteigs bei der Königgrätzer Straße.

VI. Herr Direktor Dr. Zacharias, Direktor der Biologischen Station zu Plön hat zwei Aufsätze eingesendet: „Über die wissenschaftliche Bedeutung biologischer Süßwasser-Stationen und „Über systematische Durchforschung der Binnengewässer“, welche wissenschaftlichen Arbeiten ich Ihrem Studium angelegentlich empfehle.

Wie sehr bei uns die Biologie der Binnenwässer vernachlässigt ist, empfinde ich immer, wenn ich bei den geologischen Landesaufnahmen die weißen leeren Flecken der Meßtischblätter ansehe, welche die Stellen wo Wasser ist, andeuten. Das Bodenrelief unserer Flüsse und Seen ist doch ebenso wichtig wie das Relief des Landes und keine biologische Untersuchung des Wassers ist möglich, wenn man nicht den Untergrund kennt. Ich muß dabei an unser leider zufrüh verstorbenes Mitglied Oberlehrer Dr. Hartwig denken, der bei seinen Wasseruntersuchungen erst auf das Mühseligste sowie mit vielem Zeit- und Geldaufwand die Tiefen- und Bodenverhältnisse der Gewässer auszuloten genötigt war, wobei er sich seine tödliche Krankheit zuzog.

VII. Unser Herbstwetter ist uns diesmal bei unséren Wanderfahrten sowie bei den Pflugschaftsfahrten des Märkischen Museums so ungünstig, wie, ich darf kühnlich behaupten, noch niemals gewesen. Ich habe wiederholentlich geäußert, daß ich so schlechtes Wetter vom September ab in meinem ganzen Leben nicht durchgemacht. Daß dies keine Überhebung gewesen, beweist ein sorgfältig abgewogener meteorologischer Bericht des Herrn Dr. R. Hennig im B. L.-A. vom 24 d. M., woraus ich mir nicht versagen kann, Ihnen wenigstens Einiges mitzuteilen. Daß hierbei der eigentliche Winter mit berücksichtigt wird, versteht sich wohl von selbst. Sehr harte Winter kennt die jüngere Generation seit 1870/71 kaum.

Die härtesten Winter Deutschlands, von denen die Chroniken berichten, pflegten im allgemeinen nicht länger als sechs, höchstens acht Wochen anzuhalten, während dieselben Winter in der Restzeit vielleicht ganz normal, wennmöglich gar zu warm waren. Nur alle paar Jahrhunderte wird einmal von einem Winter berichtet, der wirklich viele Monate lang hintereinander in gleicher Strenge anhielt, wobei wahrscheinlich noch manche Übertreibungen der alten, mittelalterlichen

Chroniken in Abzug zu bringen sind. Der letzte derartige Winter war der des Jahres 1739/40, der am 24. Oktober begann und bis in den Mai hinein dauerte, was übrigens nicht hinderte, daß auch damals zeitweise wärmere Witterung herrschte, indem der Monat Dezember wärmer als normal war, während alle anderen Monate des Winters ganz abnorm kalt waren.

In den wegen ihrer Strenge berüchtigten Wintern der Jahre 1788/89, 1812/13 und neuerdings 1879/80 beschränkte sich die große Kälte nahezu ausschließlich auf den Monat Dezember, im Winter 1854/55 auf den Februar, sowie 1847/48 auf den Januar und in den berühmten Wintern 1607/08, 1708/09 und 1783/84 auf den Januar und Februar, 1829/30 auf den Dezember und Januar, 1766/67 und 1822/23, 1784/85 und 1844/45 auf den Februar und März, und in neuerer Zeit erstreckten sich die kältesten dagewesenen Winter auch meist nur über wenige Wochen: 1890/91 auf die verhältnismäßig schon sehr lange Zeit vom 25. November bis 23. Januar, 1892/93 vom 1. bis 24. Januar, 1902/03 vom 16. November bis 15. Dezember, während dieselben Winter in ihrem sonstigen Verlauf meist durchaus normales und selbst mildes Wetter brachten. Der vielgenannte Winter 1888, der gern oft unter den besonders strengen genannt wird, weil sich dabei jeder ältere Berliner sogleich an den sehr kalten Tag der Beisetzung Kaiser Wilhelms I. erinnert, wies zwar eine ungewöhnliche Schneehäufigkeit auf, brachte aber auffallend kalte Witterung nur an etwa je zehn Tagen des Februars und des März, während er im übrigen vorwiegend milde war. Hinzufügen möchte ich noch einen ungeheuerlich kalten Tag in der ersten Hälfte des Januar 1861, als Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam beigesetzt wurde. Die Strenge der Witterung kostete verschiedenen der hohen Teilnehmer das Leben.

In den sogenannten milden Wintern kann die Neigung zum anhaltenden Tauwetter weit beständiger sein. Winter, in deren ganzen Verlauf es nicht einmal zu wirklich strengem Frost oder zu stärkeren Schneefällen kommt, treten nicht gerade selten bei uns auf. So brachte in Berlin der Winter 1865/66 nur zweimal leichten Schneefall, und in den beiden aufeinanderfolgenden Wintern 1897/98 und 1898/99 ging die Temperatur nie unter 8 Grad Kälte (Celsius) herab und erreichte auch diesen Stand nur ganz vereinzelt. Aus älteren Zeiten sind sogar Fälle überliefert, in denen es während eines ganzen Winters nicht gefroren haben soll. In der Regel pflegen aber auch unsere milden Winter ein paar Tage mit recht strenger Kälte aufzuweisen: so brachte z. B. noch der letztvergangene Winter 1904/05, den man als milde bezeichnen darf, in den Tagen vom 31. Dezember bis 3. Januar recht kräftigen Frost.

Unsere weitaus meisten Winter tragen eben Mischcharakter, und wie weit dies gehen kann, dafür ist der Winter 1876/77 ein eklatantes Beispiel, der in Berlin am 24. Dezember den kältesten je beobachteten

Dezembertag bescherte, um uns schon 16 Tage später, am 9. Januar, mit dem wärmsten, je vorgekommenen Januartag zu überraschen. Einen milden Winter wird man als solchen leicht erkennen können, aber die Definition des strengen Winters muß auf alle Fälle viel Schwierigkeiten machen. Ist z. B. ein Winter, der drei oder vier Wochen lang tüchtigen Frost und im übrigen sehr behagliches, angenehm-mildes Wetter bringt, zu den strengen zu zählen oder nicht? — — —

In den Fällen, wo der Herbst oder der Beginn des Winters gewisse Abnormitäten der Witterung zeigt, kann man durch einen Vergleich mit früheren analogen Fällen und ihren Folgeerscheinungen unter Umständen zu einem mehr oder weniger hohen Wahrscheinlichkeits-Schluß auf den Charakter des bevorstehenden Winters kommen. Auch diese historisch-statistische Methode der Winterprognose wird oft genug im Stich lassen, aber sie ist die einzige, die wissenschaftlich begründet und bis zu einem gewissen Grade haltbar ist. — Wendet man nun diese Prinzipien auf den bevorstehenden Winter an, so hat man insofern einen statistischen Anhaltspunkt, als der diesjährige Oktober ein ganz abnorm kalter Monat war, wie er seit vollen 88 Jahren im mittleren Norddeutschland nicht vorgekommen ist! In Berlin war er mit einer Mitteltemperatur von  $5,8^{\circ}$  C. um volle  $3,7^{\circ}$  zu kalt und wies die für diese Jahreszeit beispiellose Eigentümlichkeit auf, daß 30 Tage lang (30. September bis 29. Oktober) hintereinander an allen Beobachtungsterminen eine unternormale Temperatur abgelesen wurde. Seit Beginn regelmäßiger Wetterbeobachtungen in Berlin, 1719, also seit 186 Jahren, sind nur fünfmal kältere Oktobermonate dagewesen, nämlich 1730, 1739, 1740, 1805 und zuletzt 1817. Wie waren nun die fünf Winter, die auf diese kalten Oktober folgten? 1730 folgte ein anfangs milder, später mäßig kalter Winter, 1740, 1805 und 1817 wenig bemerkenswerte, ziemlich normale Winter, 1739 dagegen der oben erwähnte härteste Winter, der Europa seit vielen Jahrhunderten heimgesucht hat.

Mancher möchte sagen, haben wir einen so abnorm kalten Herbst gehabt, so wird uns dafür hoffentlich ein milder Winter beschieden. Ich vermag dies „hoffentlich“ nicht zu unterschreiben; für unser Klima gehört sich eigentlich ein Winter mit Frost und vielem Schnee. Das wäre das richtige Weihnachtswetter, so sehen wir das weihnachtliche Land und die weihnachtliche Stadt allemal tiefverschneit abgebildet. Das heimelt so recht an. Aber wer vermag bei uns zu sagen, er habe so ein recht eingeschneites Weihnachtsfest erlebt? Man muß sich lange darauf besinnen, bevor man einen solchen Fall mit Jahreszahl belegen kann. Jedenfalls ist ein weißes Weihnachtsfest in Berlin uns eine abnorme Seltenheit.

VIII. Beiträge zur Landeskunde Westpreußens. Festschrift dem XV. Deutschen Geographentag zu Danzig überreicht vom Orts-

ausschuß. Danzig 1905. Unser Ehrenmitglied Herr Professor Dr. Conwentz hat als Vorsitzender des Ortsausschusses die Redaktion des Inhalts besorgt, der auch zu gegebener Zeit, mutatis mutandis, vorbildlich für unsere Brandenburgia sein könnte: Die Weichsel. — Die Danziger Bucht. — Die Seen Westpreußens. — Der Boden Westpreußens. — Westpreußische Münzfunde. — Westpreußische Geographen. Das sind die Untertitel des hochbedeutenden Sammelwerkes.

IX. Eine italienische Drogensammlung d. h. eine Zusammenstellung derjenigen in das Gebiet der Drogen im weitesten Sinne gehörigen, bei uns beehrten und verbrauchten, aus dem Königreich Italien stammenden Artikel sehen Sie auf einem Tische ausgebreitet. Sie rührt von Herrn J. D. Riedel, Chef der Aktiengesellschaft, Chemische Fabriken, Drogen-Großhandlung Berlin N. 39 Gerichtstraße Nr. 12/13, her, welche die große Güte gehabt hat, nicht allein diese Gegenstände wohl assortiert und etikettiert hierher zu schaffen, sondern auch der Direktion des Märkischen Museums zur beliebigen Verfügung, insbesondere wenigstens teilweisen Aufnahme in dessen Sammlungen für angewandte Naturwissenschaften unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Ich spreche hierfür sowohl seitens der Brandenburgia wie seitens des städtischen Instituts unsern allerwärmsten Dank aus.

Diese Ausstellung leitet uns so recht eigentlich über in das Thema, welchem der Hauptvortrag des Abends seitens u. M. Frl. Elisabeth Lemke gewidmet sein wird.

Aus dem Mineralreich sind hauptsächlich die vulkanischen Produkte Schwefel, Lava und Bimsstein ausgestellt, aus dem Pflanzenreich über 100 Proben teils im Robzustande (Holz, Stengel, Blätter, Blüten) teils im Veredelungszustande (Lakritzen u. dgl.), Früchte der verschiedensten Arten ebenfalls teils getrocknet, teils präpariert. Es erscheint erstaunlich, was ein so gesegnetes Land wie Hesperien, das sich von den Alpen bis zu der Afrika gegenüberliegenden Trinacria und in der Höhenausdehnung von den Sümpfen der Lombardei bis zu den ewigen Schneefeldern der Alpen und des Apennin an Mannigfaltigkeit der Ausfuhrprodukte zu liefern imstande ist. Dabei fehlen noch die frischen Blumen und frischen Früchte, weil diese in den eigentlichen Drogen-Verkehr nicht gehören. Desto mehr wird Frl. Lemke auf diese ihr aus wiederholtem längerem Aufenthalt in Italien wohlbekanntem Exporte einzugehen Veranlassung nehmen.

#### D. Naturkundliches.

X. Niederlausitzer Mitteilungen IX. Bd. 1 — 4, Guben 1905 enthalten hauptsächlich kameralistische Aufsätze über patrimoniale und ständische Verfassung in der Lausitz von Dr. Jocksch-Poppe.

XI. Von den Schriften des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg sind zwei Sonderbände ausgelegt, a) Prof. Dr. Ferd. Hirsch: Das Tagebuch Dietrich Sigismund von Buchs — Forts. der französischen Relationen für die Zeit von 1677 — 1683. Es werden darin u. a. die brandenburgischen Kriegsmarine- und Kolonisations-Versuche, sowie manches über den Marine-Direktor Benjamin Raule besprochen. — b) Georg Vorberg: Die Kirchenbücher im Bezirke der General-Superintendentur Berlin, und in dem der Neumark (Kreise Lebus und Frankfurt a. O). In dem außergewöhnlich inhaltreichen Nachschlagewerk werden auch die nichtprotestantischen christlichen Bekenntnisse berücksichtigt.

XII. Berlin und Kopenhagen. Von Dr. jur. Friedrich Holtze. Die Verhältnisse beider Hauptstädte zu einander, man kann wohl sagen: beider Länder werden durch Herrn Kammergerichtsrat Holtze von 1430 bis zu den Kriegswirren unter Friedrich Wilhelm IV. bzw. Christian VIII. in ansprechender und gründlicher Weise, wie wir es von dem gelehrten Verfasser gewöhnt sind, geschildert.

XIII. Zur Geschichte der Maschinenfabrik und Eisengießerei von C. Hummel in Berlin. Ansprache des Chefs Kommerzienrat Richard Bialon an das Personal. Abgedruckt in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbflusses. Die jetzt am Südufer in Moabit belegene Fabrik wird durch die Anlage der zweiten sogen. Millionbrücke Berlins, welche über die Gleise der Hamburger und Lehrter-Eisenbahn fort im Zuge der Puttlitzstraße das Südufer mit dem Nordufer verbinden und den jetzt bestehenden wunderbar im Zickzack verlaufenden Fußgängersteg ersetzen soll, durchschnitten und ihr Fortbestand in Frage gestellt. Johann Caspar Hummel, 1776 zu Cassel geboren, geriet im Koalitionskrieg 1793 in französische Kriegsgefangenschaft und lernte dort Maschinen und Fabriken kennen. Er baute für Friedrich Wilhelm III., nachdem ihn dieser zur Niederlassung in Berlin angeregt, eine Kanonenbohrmaschine. Nach der Schlacht bei Jena 1806 entführten die Franzosen die Maschine als Beutestück nach Frankreich. Von 1812—1817 legte Hummel sich auf die Verfertigung von Metallknöpfen für Herrengarderobe. Die 1814 von Paris in beschädigtem Zustande zurückgebrachte Viktoria des Brandenburger Tors wurde von Hummel durch Einbau eines Eisengerippes gekräftigt, auch fertigte er damals für die Siegesfeier die eisernen Feuerbecken und Schmuckstücke, auf denen er selbst die Siegesfeier mit seinen Arbeitern anzündete und unterhielt. Bedeutende Schlosser- und Schmiedearbeiten lieferte er bis 1824 für das Schauspiel- und Opernhaus; für das Potsdamer Tor, die Schloßbrücke, Jungfernbrücke, Gertraudtenbrücke, Langebrücke, stellte er die Gitter und Aufzugmaschinen. Auch große Fabrikanlagen installierte er für die Kgl. Porzellanmanufaktur, die Kgl. Gesundheits-



geschirrfabrik, die Ofenfabrik von Feilner u. dgl. m. Auch für Artillerie fertigte H. Drehbänke, Bohrmaschinen, Kugelformmaschinen, für das Raketenlaboratorium Pressen u. ä.

Ebenso war H. auf gewerblichem Gebiet tätig als Verfertiger von Tuchschermaschinen, Walzendruckmaschinen, Ölpresen, wofür er auf der Berliner Gewerbeausstellung im Zeughausei. J. 1844 ausgezeichnet ward. 1836 lieferte er die ersten Kupferdruckpressen für die Hauptverwaltung der Staatsschulden.

Am 7. Oktober 1850 starb Hummel. I. J. 1825 war Joseph Constantin Bialon ein geborener Schlesier, nachdem er das von Benth begründete K. Gewerbeinstitut besucht, als Lehrling bei Hummel eingetreten, er bewährte sich dort vollkommen, wurde Hummels Schwiegersohn und im Geburtsjahr des jetzigen Geschäftsinhabers Richard Bialon 1838 Teilnehmer der Firma, die er von 1850 ab weiterführte. 1866 wurde der jetzige Chef Mitinhaber und seit dem Tode des Vaters 1872 alleiniger Inhaber der Firma C. Hummel.

Als es bekannt ward, daß die K. Eisengießerei eingehen werde, legte Herr B. auf den Spießbergen, woselbst die Infanterie Felddienst übte, nach Abtragung der Sandhügel eine 1868 eröffnete Eisengießerei an. 1873 wurde die Maschinenfabrik, bislang Johannisstr. 2 und Kalkscheunenstr. 4, nach dort verlegt und 1877 die Vereinigung beider Betriebe hergestellt.

Sie ersehen, wie dies echt vaterländische Fabrikunternehmen eine Art Vorläufer der Borsigschen Fabrik, aus unscheinbaren Anfängen immer weiter entwickelt worden und so zu sagen bei der Entwicklung des öffentlichen Lebens in Berlin, was die Bedürfnisse des Staats und der Industrie anlangt, allzeit mitbeteiligt gewesen ist. Insofern hat die Geschichte der Fabrik ein heimatkundliches Interesse, das wir mit einem Wunsche für das fernere Gedeihen der Firma hiermit gern zum Ausdruck bringen.

XIV. „Der kleine Fontane“. U. M. Herr Rektor Monke schreibt: In Cottas Handbibliothek ist soeben als No. 121 „Theodor Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg Auswahl herausgegeben von Hermann Berdrow“, Preis 1,— M, elegant gebunden 1,50 M, erschienen. Dieser erste Band enthält: Wustrau, N.-Ruppin, Rheinsberg, Ruppiner Schweiz, am Malchow- und Zermützelsee, Lindow, Freienwalde, Buckow, Blumenthal, Werbellin, Lehnin, das havelländische Luch, die Havelchwäne, die Pfaueninsel, Paretz, Spreewald, Müggelberge, Müggelsee, Teltow, Königswusterhausen, Grossbeeren, Saarmund und die Nutheburgen, Blankensee, 228 Seiten.

U. M. Herr Hermann Berdrow hat uns für heut abend ein Exemplar dieses „Kleinen Fontane“, wie ich ihn fortan nennen möchte, übergeben. Sie wollen sich von der sauberen Ausstattung des Büchleins über-

zeugen, das vielen, welche den noch immer für deutsche Verhältnisse hohen Preis der grossen Ausgabe der Wanderungen (15 Mk.) scheuen, recht angenehm sein dürfte. Vorzüglich zu Geschenken, Prämien pp. passend.

XV. U. vorgenanntes M. Herr Schriftsteller und Lehrer Hermann Berdrow teilt folgende modernste Sage mit:

### **Amtmann Nobbe und die Klosterkirche zu Chorin.**

„Der 76jährige Aufseher Fürst erzählte am 28. Juli 1905 mir folgende Sage, auf meine Bemerkung, dass ich mir nicht recht erklären könne, wie das Kirchengewölbe so vollständig heruntergestürzt sei.

Das Gewölbe ist nicht eingestürzt, es ist runtergeschlagen. — Na, wieso? — Ja, da war ein Amtmann Nobbe, der is es gewesen. Das Gewölbe war mit eiserne Anker verankert, und dazumal war Eisen sehr teuer. Er hat auch sonst die Kirche verrungeniert. Hier hat er Löcher in die Pfeiler hauen lassen und Balken durchgezogen, und so hat er aus dem Stück hier einen Kuhstall gemacht und daneben einen Pferdestall, und dahinter den Raum hat er zu Schweineställen genommen und das ganze andre Schiff als Schafstall. Und denn is er mit seine Leute beigegangen und haben das ganze Gewölbe runtergeschlagen, und das Eisen hat er verkloppt.

Das aber hat ein honetter Mann zur Anzeige gebracht, und das hat nicht lang gedauert, da is'n Brief von Berlin gekommen: An den Amtmann Nobbe. Wie der den gelesen hat, hat er zu sein' Kutscher gesagt: „Friedrich, mach' dir zurecht, wir müssen gleich nach Berlin fahren! und dabei hat er so'n sonderbares Gesicht gemacht. Da ging Friedrich in die Küche, und da sah er, wie sie alle da sassen und weinten, da fragte er sie: „Dirn's, wat sitt't ihr da un plärrt?“ Aber keiner gab ihm 'ne Antwort. Dann is er mit dem Amtmann die acht Meilen bis Berlin in eine Tour gejagt und sein Herr, der sonst immer so freundlich zu ihm war, hat unterwegs kein Wort gesagt. Und wie sie in die Königstrasse kommen, sagt ihm der Amtmann eine Nummer, da soll er halten. Da is der Amtmann abgestiegen und ins Haus gegangen. Und nach einer Zeit sind zwei Herren herausgekommen, die haben zu ihm gesagt: „Friedrich, fabr' er man wieder nach Haus; wenn der Herr zurückkommen soll, schreiben wir“. Da is der Kutscher wieder nach Haus gefahren.

Nach drei Tagen is ein Brief gekommen, Friedrich soll den Herrn holen. Da is er wieder in der Königstrasse vorgefahren, und nach einer Zeit is einer von die Herren rausgekommen und hat zu ihm gesagt: „Friedrich, so könn'n wir den Wagen nich gebrauchen; er muss ihn umstellen, da soll 'n Sarg rauf“. Da hat der Kutscher einen grossen Schreck gekriegt. Und dann is ein mächtig grosser Mensch rausge-

kommen, wie so'n Löwe, und hat so 'ne Stimme gehabt (des Erzählers Stimme nimmt hier einen tiefen und starken Ton an), der hat gesagt: „Dass er das Gotteshaus zum Schafstall und zum Schweinstall gemacht hat, das hat ihm 's Genick nich gebrochen. Aber dass er das Gewölbe heruntergeschlagen hat, dafür is er 'n Kopf kürzer gemacht, und das hat er hundertmal verdient, denn er is schlimmer als 'n Mörder gewesen. Und dann haben sie den Sarg aufgeladen, und Friedrich hat ihn hergefabren. Hinter der Kirche haben sie ihm beigesetzt; 'nen Leichenstein hat er nicht gekriegt, aber eine grosse Kugel liegt auf seinem Grab. —

Letztere Bemerkung scheint einiges Licht auf die Entstehung der Sage zu werfen. Auf dem Grabe des älteren Josua Aug. Nobbe steht eine ungefähr zwei Meter hohe unkannelierte Säule, die oben flach ausgehöhlt ist und eine Granitkugel trägt, die sich hin und her rollen lässt und unschwer herunterzustossen wäre. In einer umlaufenden Vertiefung trägt diese Säule die Inschrift: Josua Aug. Nobbe; G.: den 12. Oktober 1743; Gest.: 27. Mai 1806. — Ob die Erzählung ausserdem einen irgendwie gearteten historischen Hintergrund hat, war nicht zu ermitteln. Die „Voss. Zeitung“ von 1806 berichtet nichts dahingehendes. Merkwürdig ist die Verlegung der Gerichtsstätte nach der Königstrasse, wo nach Fidicin S. 55 das Königliche Stadtgericht, das früher sogenannte Gouvernementshaus (No. 19) lag“.

Der I. Vorsitzende bemerkte hierzu:

Diese modernste „Sage“ ist ein schätzenswerter Beitrag zur mythenbildenden Kraft des Volks. Vielleicht ist der Amtmann N. ein gestrenger und deshalb hie und da unbeliebter Herr gewesen, und es mag der Verfall der Choriner Ruine in seine Pachtzeit teilweise gefallen sein. Dies wird die grundlegende Überlieferung gewesen sein. Dazu kommt der auffallende Zustand des Grabdenkmals: eine bewegliche Kugel auf einem rumpfartigen Sockel, daraus wird phantastisch gefolgert, daß dem Betreffenden der Kopf abgeschlagen ward und daß dies durch den Wackelstein habe symbolisch angedeutet werden sollen. Solche Kleinigkeiten genügen, um ein vollständiges Phantasiegebilde aufzubauen. Ich erinnere an ähnliche schauerliche Mythen, z. B. die von dem Amtmann Grützmacher, der angeblich wegen Totschlags einen eisernen Ring um den Hals tragen mußte, von dem verstorbenen Prinzen Karl von Preußen, Bruders Kaiser Wilhelms des Großen, und von andern mehr oder minder bekannten Personen umlaufen. In den modernen Hohenzollern-Mythen, die uns vor einigen Jahren Fräulein E. Lemke vortrug, erfahren Sie dieselbe Bekundung ausgearteter Volksphantasie, nur mehr auf dem Gebiete des Grotesk-Komischen, z. B. den Prinzen Friedrich Karl, wie er mit wallendem Lockenhaar in Frankreich als Schäfer herumzieht, um Land und Leute für den Kriegsfall auszuspionieren (Brandenburgia XI 25 - 37).

Nachträglich wird mir mitgeteilt, daß eine Tochter des Herrn N., eine Frau von M., in Rostock lebt.

XIII. Herr Rektor Otto Monke, einer unserer unermüdlichsten und glücklichsten Forscher im Gebiet der Heimat- und Volkskunde hat das Ihnen herungereichte interessante Stickmustertuch dem Märkischen Museum freundlichst verehrt. Es stammt aus Potsdam und ist bezeichnet: IBN. MLN — 18 ADN 02.

XVII. Neue Erinnerungstücher. Streift das Potsdamer Stickmustertuch von 1802 in gewissem Sinne schon an die echten Erinnerungstücher, von denen in der *Brandenburgia* häufiger die Rede war (Jahrg. XII. 39; IX. 502; V. 445; IV. 11, 257, 332 u. III. 305), so fallen unmittelbar hier hinein drei italienische Erinnerungstücher aus bedrucktem Kattun: a) mit den Standquartieren der italienischen Truppen und den Wappen der italienischen Großstädte, wohl zum Austausch unter „militärischen“ Liebespaaren benutzt; b) ein Tuch mit dem Kalender von 1902 und hübschen Randleisten; c) ein dgl. mit den Portraits des italienischen Königspaares in Kniestück. Dem Fräulein El. Lemke, welche diese Erinnerungstücher von der Reise mitgebracht, sei verbindlichst dafür gedankt.

XVIII. Die Denkmäler Berlins in Wort und Bild nebst den Gedenktafeln und Wohnstätten berühmter Männer. Ein kunstgeschichtlicher Führer von Herm. Müller-Bohn. 142 Illustrationen und 5 Wappen. Verlag von J. M. Spaeth-Berlin. Preis 6 M.

Am 2. Sept. 1897 schrieb ich das Geleitwort für die 1. Ausgabe, die in viel bescheidenerem Gewande auftrat, 100 Illustrationen weniger und an Text nur ein Drittel des Gegenwärtigen besaß. Die Denkmäler Berlins, wobei auch Charlottenburg und einige der nächsten anderen Vororte berücksichtigt werden, sind uns allen ans Herz gewachsen, ihre Zahl ist so groß, daß man ihre Einzelheiten, ihre Entstehung, ihre Künstler nicht alle im Gedächtnis behalten kann. Hier springt nun der Verf. in knapper und doch beredter Weise ein. Fehler irgend namhafterer Natur sind mir auf verschiedene Stichproben, die ich gemacht, nicht aufgefallen. Ich halte die Angaben dieses Denkmalführers für das Beste und Vollständigste, was auf diesem engsten Heimatsgebiet existiert. Die Ausstattung ist durchweg gediegen, zum Teil prächtig zu nennen. Der Preis erscheint dem allen gegenüber als ein mäßiger. Möge dem Verfasser und dem Verleger ein lohnender Erfolg nicht versagt bleiben.

Ganz vorzüglich eignet das Buch sich zu Geschenken. Zum Vergleich lege ich Ihnen auch die ältere und erste Ausgabe vor.

XIX. Der Roland, Halbmonatsschrift für Heimatkunde folgt trotz der großen, nicht genug anzuerkennenden Mühen und Opfer, welche u. M. Herr Curt Kühns auf die Herausgabe verwendet hat, dem Schicksal des „Bär“ und ist mit dem v. M. eingegangen. Es ist

ein trauriges Zeichen für das mangelnde Interesse an der Heimatkunde und an der Bestätigung für Pflege derselben, daß dergleichen gemeinnützige vaterländische Unternehmungen sich nicht aus sich selbst zu erhalten vermögen. Andererseits darf freilich nicht übersehen werden, daß landes- und heimatkundlicher Stoff in fast allen Tageblättern und in zahlreichen Unterhaltungszeitschriften, wenn auch nur nebenher, so doch reichlich geboten wird. Dazu kommen die vielen einschläglichen Organe und der erfahrungsmäßige Umstand, daß gerade in Berlin mit seinen über 2 Millionen und in Groß-Berlin mit seinen fast 3 Millionen so zahllose allgemeinere mit dem Weltstadtleben verbundene Bestrebungen und Unternehmungen sich bereit machen, daß für das bescheidene Veilchen der Landes- und Heimatkunde, zumal sie „nicht weit her ist“ kein noch so kleines, sicheres, wohlgepflegtes Plätzchen übrig bleibt. Es ist mir persönlich unangenehm, den Unkenruf allen begeisterten Unternehmern der einschläglichen Literatur gegenüber erschallen lassen zu sollen und sie warnen zu müssen, aber leider, leider habe ich mit meiner pessimistischen diesbezüglichen Auffassung seit länger als einem Menschenalter allemal recht behalten.

Vom Jahr 1906 ab will der Herausgeber eine Bibliothek für Heimatkunde ins Leben rufen, in der über die einzelnen Landesteile reich illustrierte Hefte geliefert werden. Die Abonnenten dieser Schriften-sammlung mit dem Titel „Durchs deutsche Land“ werden im Laufe der Jahre eine vollständige Bibliothek deutscher Heimatkunst erwerben. Zunächst werden Schlesien, Thüringen, die Ostseeküsten pp. erscheinen. Jeder, mehre Hefte umfassende Band kostet 2 bis 3 Mark. Unsere Brandenburgia-Mitglieder, -Gönner und -Freunde werden dringend gebeten, das Vorhaben u. M. Herrn Curt Kühns, Friedenau, Goßlerstr. 40, zu unterstützen.

#### E. Bildliches.

XX. Über kaufmännische Warenzeichen. Diesen Signaturen der kaufmännischen, gewerklichen und industriellen Betriebe wird in der neuesten Zeit mit Recht größere Aufmerksamkeit zugewendet. Ich habe dergleichen Marken und Warenzeichen seit Jahren gesammelt, bin aber durch das Übermaß der Zahl und das Überhandnehmen des Ungeschmacks darin einigermaßen erlahmt. Auch habe ich mich damit getröstet, daß die wichtigsten dergleichen „Industrie-Wappen“ pp. in den Verzeichnissen des Kaiserlichen Patentamts noch mehr, viele in denen des deutschen Musterschutzes heimat- und kulturgeschichtlich niedergelegt sind.

Im neusten Heft des „Deutschen Herold“ hat sich Graf zu Leiningen-Westerburg in dankenswerter Weise zur Sache geäußert. Einem Referat im B. L.-A. vom 2. d. M. entnehmen wir folgendes:

Von autoritativer Seite wurden dem Sachverständigen mehrere Jahrgänge des Warenzeichenblatts, das das Kaiserliche Patentamt herausgibt,

vorgelegt, damit er sich über die Mängel der auf Warenzeichen vorkommenden Wappenzeichnungen äußere. Indem er diesem Wunsche nachkommt, „um den Augiasstall jetztzeitlicher verfehlter Wappenkomposition zu reinigen,“ machte er zunächst darauf aufmerksam, daß es bereits im Mittelalter eine Menge Familienwappen von Bürgern und Gewerkschaften gegeben hat, und das habe sich vielfach bis heute erhalten; die weitverbreitete Meinung, daß die eigenmächtige Annahme eines Wappens heute nicht gestattet wäre, sei ganz falsch. Es darf sich jederman ein neues, von niemand anderem geführtes Wappen komponieren. Hier handelt es sich insbesondere um wappenmäßige Warenzeichen, die in der Geschäftswelt jetzt immer mehr aufkommen. Graf Leiningen empfiehlt aber dringend, mehr Geschmack bei der Auswahl der Warenzeichen und Fabrikmarken walten zu lassen. Es ist niemand gezwungen, diese heraldisch auszugestalten; es gibt im Gegenteil unter den vielen Tausenden von Warenzeichen eine enorme Anzahl solcher, die nicht heraldisch sind. Will aber jemand, was Graf Leiningen keineswegs verwirft, sein Zeichen wappenmäßig halten, so wende er sich an einen der zahlreichen Heraldiker unter den Zeichnern und Graveuren, und er wird dann kein Machwerk erhalten, das erheiternd wirkt, sondern das in würdiger Verbindung mit seinem Hause und seinen Waren steht. Daß dies geht, beweisen so manche schöne heraldische Warenzeichen, wie beispielsweise das einer Münchener Wachsfirma, bestehend aus einem Münchener Kindl auf einem Bienenstock zwischen den Münchener Frauentürmen und zwei bayerischen Löwen, oder die allgemein bekannten Schilde des Spaten- und Hackerbräus mit dem Spaten, beziehungsweise zwei gekreuzte Hacken oder das Wappen einer Magenbitter-Firma mit Knz von Kauffungen und zwei Rittern in Turnierschild; alle diese Warenzeichen sind heraldisch ausgestattet, bekunden feines heraldisches Gefühl und treten daher auch sofort gefällig vor's Auge. Dagegen gibt es eine ganze Menge völlig verfehlter Wappen, die oft geradezu komisch wirken. Da man am meisten dann lernen kann, wenn einem gezeigt wird, wie man es nicht machen soll, so hat Graf Leiningen den richtigen Weg eingeschlagen, eine große Anzahl Beispiele aus dem Warenzeichenblatt anzuführen, bei denen die Komposition des Wappens vollkommen verfehlt ist. So kommt sehr oft in den wappenmäßigen Warenzeichen die Wacht am Rhein vor, hält aber meist einen ganz falschen Adler. Ebenso findet sich die sonderbare Zusammenstellung eines Fahrrades als Zimier (Zier) auf einem Helm, was um so komischer wirkt, als Fahrrad und Helm zeitlich sehr weit auseinander liegen. In einem Warenzeichen wird ein Korsett als Schild behandelt unter einer Mauerkrone, in einem anderen Schnupftabak in einem alten Schilde. Der Verfasser der Abhandlung hat wohl nicht unrecht, wenn er diese Zusammenstellungen etwas gewagt findet. Daß sich, wie es in einem der Warenzeichen der

Fall ist, zwei Schildhalter über einen Schild hinweg durch Hutabnehmen höflich „Guten Tag“ sagen, ist mindestens ungewöhnlich. In einem Wappenschild sieht man sogar den pfeilspitzenden Amor mit einem Schleifstein, und in einem anderen hält der kleine Ausbund gar eine Margarine-Dose. Der Trompeter von Säkkingen ist sehr beliebt; was aber der vor ein paar Jahrhunderten blasende Herr mit dem jetzigen Reichsadler auf seinem Trompetentuch zu tun hat, ist unverständlich. Ein Wappenschild ziert eine Punschessenz, und ein alter Doppelreichsadler hält Stiefeletten im Schnabel und in den Fängen. Diesen Ungereimtheiten gegenüber bemerkt Graf Leiningen mit Recht: „Man kann nur warnen; lieber kein heraldischer Schmuck als ein verfehlter, der auf Gedankenlosigkeit und Ungeschmack beruht.“

Die Brandenburgia wird nicht umhin können, sich mit den Gewerks-, Fabrik-, Waren- und Handelsmarken bzw. Wappen gelegentlich zu befassen, da sie ein in vieler Beziehung interessantes und nützliches Kapitel der Heimatsgeschichte und Kulturkunde ausmachen.

Ich rege hierdurch dazu an und wende mich in erster Linie an diejenigen unter uns, die heraldische Studien treiben, insbesondere an die Herren, welche sich mit bürgerlichen Wappen, Stempeln, Siegeln und Verwandtem beschäftigen. Herr Regierungs-Assessor Dr. Bernhard Körner, bewährt im Felde bürgerlicher Wappenkunde und Herr Verlagsbuchhändler Heinrich Bruer, unsere geschätzten Mitglieder, haben vielleicht die Güte, die Sache in die Hand zu nehmen.

Einer Vorlage interessanter Muster und einem begleitenden Vortrage würden unsere Mitglieder sicherlich gern volle Aufmerksamkeit schenken.

XXI. Herr J. Spiro, unermüdlich als Herausgeber historischer, auf die Heimat bezüglicher Ansichtspostkarten, hat uns eine neue Serie, die im Saale ausgebreitet ist, für heute Abend vorgelegt. Es handelt sich um 50 wohlgelungene Ansichten aus dem alten Berlin von etwa 1670 bis 1830, hergestellt von Handzeichnungen des Architekturmalers Leopold Ludwig Müller aus dem Jahre 1835, welche dem Vater des verstorbenen bekannten Geheimen Archivrats Dr. Ernst Friedländer gewidmet waren und deren Wiedergabe die Erben gestattet haben.\*) Es liegen mir zwei Facsimilia vor, eins vom 15. Januar v. J., worin sich Adolf von Menzel freundlich für eine Serie bedankt, und eins, datiert München, den 31. Mai 1905, enthaltend ein sehr anerkennendes Schreiben Paul Heyses, der ja Berliner Kind ist. Ich habe diesem Schreiben nur Weniges, nur Gutes, nur Empfehlendes hinzuzufügen. Ich empfehle die Ansichtskarten zum persönlichen Gebrauch, aber auch zu Geschenken,

\*) Vergl. meine Mitteilungen über Ernst Friedländer, Brandenburgia X. 401 und 402 und meinen Nachruf. (Friedländer starb am 28. Januar 1903) a. a. O. XII 3.

wozu sie sich vorzüglich eignen. Der Preis (3 M) ist durchaus mäßig und angemessen.

XXII. Vom Burgwall in Treuenbrietzen, der, wie Ihnen von unserm Besuch am 31. August 1902 erinnerlich, durch Herrn Postrat Steinhardt in einen anmutigen Zier- und Nutzgarten mit botanischem und gärtnerischem Verständnis verwandelt worden ist, stammt die beifolgende Photographie unsers hochverehrten Mitgliedes, welche eine erfreuliche Üppigkeit der Vegetation darstellt z. B. Ricinus, 3 m hoch, 2 m breit, das größte Blatt 75 cm lang, 82 cm breit, der Fruchtstand 87 cm hoch, mit Stiel 105 cm lang, Artischocke 1,35 m hoch, 2,40 m breit, Länge des größten Blattes 187 cm, Breite 115 cm, riesige *Nicotiana affinis*, *Gladiolus*, *Martynia* u. s. f. Besten Dank und Wunsch für ferneres Gedeihen der auf dem schwarzen Fruchtboden des ehemaligen Wendenringes trefflichst wachsenden Zier- und Nutzpflanzen.

XXIII. U. M. Lehrer Otto Mielke in Nowawes legt von seinem heimatkundlichen Verlag eine wohlgelungene Ansichtspostkarte des Innern der von Friedrich II. 1752 erbauten Kirche von Nowawes vor.

XXIV. U. M. Gustav Lackowitz legt 5 Ansichtskarten vom neuen K. Botanischen Garten zu Dahlem vor. Aufgang zwischen den Gruppen der Süd- und Central-Alpen. — Schmuckanlage am Eingang mit dem Gärtnerwohnhaus. — Wasserfall in der Alpenanlage. — Riesenstauden des Kaukasus (*Heracleum Mantegazzianum* und *Cephalaria tatarica*). — Südlicher Teil des Teiches.

XXV. Die Schwester u. M. Gustav Lackowitz Fräulein Ida Lackowitz hat mir 7 von ihr photographisch aufgenommene Stimmungsbilder in Ansichtspostkarten-Form vom Tegeler See und seinen romantischen Umgebungen verehrt, die sich durch eine anmutende Romantik auszeichnen. Den gütigen Spendern zu XXIII, XXIV und XXV danke ich herzlichst, indem ich ihre Bilder dem reichen Sammelschatz von Ansichtspostkarten des Märkischen Museums überweise.

XXVI. Deutschlands Kriegsflotte von Victor Laverrenz. Verlag von Friedrich Kirchner in Erfurt 1906, Preis 12 M. Ich lege die illustrierten Prospekte dieses neuen, ansprechenden Werks unseres Marine-Schriftstellers, Verfassers von „Deutschland zur See“, „Unter deutscher Kriegsflagge“, „Unter deutscher Handelsflagge“, „Prinz Heinrichs Amerika-fahrt“ usw. vor und begrüße den heut als Gast anwesenden Herrn Verfasser. Die Brandenburgia gedenkt bei dieser Gelegenheit, daß die deutsche Kriegsflotte als brandenburgisch-preußische Flotte von unserer Heimat aus wenigstens intellektuell und administrativ ihren Ursprung herleitet und daß wir diese geschichtlichen Verhältnisse in unserer Mitte zum öftern berührt haben. Angesichts der unendlichen Bedeutung, welche unsere maritimen Bestrebungen für das deutsche Volk haben, und angesichts der sehnlichsten von allen Vaterlandsfreunden erwarteten



Flottenvorlage im Reichstag hat das patriotische literarische Unternehmen des Herrn Laverrenz eine große Bedeutung. Wir empfehlen das Buch allen, insbesondere eignet es sich in jeder Beziehung als willkommenes Geschenk, namentlich für den Weihnachtstisch.

XXVII. Herr Kustos R. Buchholz legt einen von Herrn Lehrer Plog übermittelten goldenen Fingerring vor, der bei Wittenberg gefunden ist. Es ist eine künstlerische Goldschmiedearbeit der Renaissance-Zeit, wohl 2. Hälfte 16. Jahrhunderts, was auch unser Mitglied, Herr Hofgoldschmied Telge bestätigt. In hochheraustretender 4 eckiger Goldfassung ruht ein flacher rosafarbener Stein; die Fassung wird nach den 4 Seiten hin von halbkreisförmigen, mit bunten Email-Arabesken verzierten Blättchen flankiert. Auch der Übergang der Schaublume in den schmalen Reifen ist blau und rot emailliert und mit ornamentalen Querstäbchen versehen.

Das Märkische Museum hat den Ring erworben. (VI. 15517).

XXVIII. Herr Kustos Buchholz: Weiter lege ich eine kleine Auswahl der vorgeschichtlichen Fundstücke aus dem Kreise Luckau vor, die das Märkische Museum einem neuen Mitglied der Brandenburgia, Herrn Rektor Thur in Cüstrin, verdankt. Von den 12 Grabgefäßen, die den gewöhnlichen Formen des Lausitzer Typus entsprechen — namentlich ist auch ein Gefäß mit plastischem Buckelornament und eins mit nur durch Linien angedeuteten Buckeln darunter — verdient eine Urne besondere Beachtung (II. 23914). Die schlanke Form (Höhe  $\frac{1}{3}$  größer als der Durchm.) kommt öfter vor, wenn auch bei der großen Mehrzahl der Urnen Höhe und Durchmesser ungefähr gleich sind. Auch die absichtlich ungeglättete äußere Wandung ist keine große Seltenheit. Dagegen habe ich bisher noch nicht wahrgenommen, daß solche rauhen Gefäße ornamentiert sind durch dicht nebeneinander liegende senkrechte Fingerzüge, wie sie dies Gefäß zeigt. Es scheint als wenn die 3 Mittelfinger einer kleinen, also wohl weiblichen Hand vom Rande an senkrecht herunter gezogen worden sind und dieser Zug sich dann dicht daneben immer wiederholt hat.

Von den Beigefäßen erscheint besonders niedlich eine kleine Urne mit nahezu kugelförmigem, strichverziertem, weitem Bauch, engem, zylindrischem Hals und 2 Henkelöhren (II. 23912).

Sehr eigentümlich ist auch eine Kinderklapper in Form einer einhenkligen Urne, die sich von einem Thränenkrüglein nur dadurch unterscheidet, daß die Mündung verschlossen ist und einige eingeschlossene Steinchen beim Schütteln klappern (II. 23820).

Unter den Beilagen, die in den Urnen gefunden wurden, sind bemerkenswert:

a) Ein Amulett aus einem flach abgerollten, länglich eiförmigen Sandstein, am schmaleren Ende mit einem Bohrloch zum Durchziehen eines Fadens.

b) Mehrere kleine Bronze- und Schmelz-Perlen.

c) Ein Fingerring aus schwach gebranntem Ton, auf einen Kinderfinger passend.

d) Ein aus einem einfachen Stabe zusammengebogener Bronzefingerring mit schräger Strichverzierung.

An Einzelfunden sind aus der Thur'schen Zuwendung noch zu erwähnen:

Eingeschlagenes Feuersteinbeil, bei Lucka gefunden. (II. 23818.)

Ein 9,5 cm langes Feuersteinmesser, bei Weißagk Kr. Lucka gefunden. (II. 23834.)

Feuersteingeräte kommen in der Lausitz verhältnismäßig ebenso selten vor, wie der Feuerstein selbst. Deshalb verdienen diese Funde hervorgehoben zu werden

Herr Thur überwies dem Museum ferner eine der römischen Zeit angehörige eiserne Speerspitze, die in der Altstadt Cüstrin ausgegraben wurde. (II. 23835.)

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine schon seit Jahr und Tag schwebende Frage über die Echtheit einer bei Treuenbrietzen gefundenen Graburne zum Abschluß bringen.

Es handelt sich um dieses Gefäß, das nach Angabe des Herrn Rektor Thürmann in der Sandgrube am Galgenberge bei Treuenbrietzen zum Vorschein gekommen ist. Die Museumspflegschaft hat dann am 2. Oktober 1904 an Ort und Stelle weitere Ermittlungen angestellt, wobei noch festgestellt wurde, daß die Urne am Sandabstich mit nachfallender Erde von oben herabgefallen war, in Scherben zerfiel und daß Leichenbrandteile mit Bronzepartikelchen mit herabgefallen waren. Da in dieser Weise sehr häufig an Sandgruben altgermanische Urnengräber zum Vorschein gekommen sind, hätte die Sache nichts Auffallendes. Aber bei genauer Betrachtung des Gefäßes stiegen Zweifel auf, ob es wirklich eine altgermanische Graburne sei, ob nicht irgend eine Unterschlebung, sei es in neuester Zeit, sei es auch nur vor etwa 50 oder 100 Jahren, stattgefunden habe. Das Gefäß ist nämlich aus wohlgeschlemmtem Ton mittels einer vollkommenen Scheibe innen und außen mit hoher technischer Fertigkeit geformt und in einem ordentlichen Ofen, wie ihn in jener Zeit nur die Kulturvölker haben konnten, kräftig gebrannt. In den vorgeschichtlichen Gräbern der Provinz Brandenburg ist eine Urne von solcher töpferischen Vollkommenheit noch nicht gefunden worden. Auch hat das Gefäß mit unserer mittelalterlichen Töpferware nichts gemein. Die Urne ist dann von verschiedenen erfahrenen Forschern beurteilt worden. Besonders eingehend hat sich Herr Postrat a. D. Steinhardt in

Treuenbrietzen, unser sehr tätiges Mitglied, mit der Zusammenstellung aller in Betracht kommenden Umstände, wie auch unter Heranziehung von Töpfern mit den töpferetechnischen Fragen beschäftigt, und seine Feststellungen, wie seine Beurteilung in einem sehr sorgfältigen Bericht niedergelegt. Diesen Bericht, der auch sonst von Interesse ist, lasse ich unten folgen. Das Gefäß ist hier von 3 Seiten abgebildet.



Wenn Herr Steinhardt am Schluß dieses Berichts die Frage aufwirft: „Sollte das Gefäß vielleicht importiert sein?“, so meine ich, daß er damit auf der richtigen Fährte ist. Das Gefäß kann nur importiert sein, weil man zu der in Betracht kommenden Zeit hier nicht im Stande war, eine solche Töpferware herzustellen; es kann auch keine neuere Fälschung sein, weil dazu lange Versuche, Mühen und Kosten gehört hätten, ohne Aussicht auf Entschädigung. Wie schwierig eine solche Imitation ist und wie leicht sie erkennbar wäre, sehen Sie aus einem Gefäß, das ein Töpfermeister in Jüterbog nach vielen Versuchen als

Nachahmung eines schwarzen Beigefäßes hergestellt hat. (Wird vorgelegt.) Da auch die Fundumstände glaubwürdig festgestellt sind, so bleibt weiter nichts übrig, als die Erklärung, daß ein aus den Kulturländern zufällig in die Gegend von Treuenbrietzen gelangtes Gefäß dort als Graburne verwendet worden ist. Da der Import eines solchen Gefäßes auch schon entwickeltere Handels- und Verkehrsbeziehungen voraussetzen läßt, so dürfte für die Zeitbestimmung die römische Periode in Betracht kommen — etwa das 1te oder 2te Jahrhundert nach Christus.

### **Zweifel an der Echtheit einer bei Treuenbrietzen gefundenen Urne.**

Von Postrat a. D. Steinhardt.

Im Frühjahr 1903 fand u. M. Herr Rektor Thürmann im losen Sande der Sandgrube am Galgenberge bei Treuenbrietzen einige Urnenscherben von ungewöhnlich heller Farbe, und durch den Fund aufmerksam gemacht, senkrecht über der Fundstelle, an dem 8 m hohen Steilhang der Sandgrube den größten Teil der Urne, zu der die Scherben gehörten. Die Urne stand aufrecht im Sande etwa 50 cm unter der obersten, dunkler gefärbten Kulturschicht des Erdbodens an ersichtlich ungestörter Lagerstätte, was an der Schichtung des Sandes erkennbar war. Durch das Abrutschen eines Teils der Steilböschung der Sandgrube war die Urne freigelegt und gleichzeitig ein Stück abgetrennt und mit dem abstürzenden Sand in die Tiefe gerissen worden, so daß die erwähnten Scherben sich an der Sandoberfläche auf dem Boden der Grube fanden. Was von der Urne im Boden noch eingebettet war, war von Rissen und Sprüngen durchzogen; das Innere war mit Leichenbrandresten angefüllt und zwar mit weiß gebrannten Knochenstückchen, unter denen sich kleine Stücke menschlicher Schädel, nach der Dicke zu schließen, von Erwachsenen vorfanden. Dazwischen lagen einige geschmolzene Bronzereste; (Spange?) Kohlenstücke fehlten. Die Bronzereste, fast formlose Bröckel, sind stark dunkelgrün patiniert.

Die sorgfältig aus dem Sande gelösten Teile der Urne ließen sich mit den lose im abgerutschten Sande gefundenen Scherben mit großer Mühe zusammenpassen und verkitten, so daß die Urne bis auf einige trotz allen Suchens nicht auffindbare Stückchen recht gut rekonstruiert werden konnte.

Die Urne ist sehr sauber auf der Töpferscheibe abgedreht, glatt, ohne Verzierungen und ohne Henkel. Nur die Zone des größten Umfanges ist mit einem 8 mm breiten, etwas dickeren Streifen bandartig umspannt. Der Scherben ist größtenteils scharf durchgebrannt und zwar auffallend gleichmäßig bis nahe an die beginnende Sinterung, so daß die Oberfläche eine Glätte zeigt, die einer ganz leichten Glasur ähnlich erscheint. Ein dem unteren Teil der Urne zugehörendes Bruchstück zeigt etwas unvollkommenen Brand, insofern es in der Mitte einen dunkeln Streifen erkennen läßt. Die Wände des Gefäßes sind 3 bis 3,5 mm, der Boden ist 6 bis 7 mm dick. Die Farbe ist äußerlich ein helles Graugelb mit einem leichten Stich ins Rötliche. Die Bruchflächen erscheinen durchweg rötlich bis auf den erwähnten, stellenweise vorhandenen dunkeln blaugrauen Streifen.

Die Sandgrube am Galgenberge, insbesondere der obere Rand, ist eine altbekannte Fundstätte reichlich vorhandener Scherben von zertrümmerten Urnen verschiedenartigster Form und Beschaffenheit.

Im Sinne des Obigen hatte ich als Pfleger an die Direktion des Märkischen Provinzial Museums berichtet, und später hatte Herr Thürmann die Urne dem Museum übersandt.

Die in dem Bericht schon hervorgehobenen Eigentümlichkeiten, dazu die von der Gestalt der sonst in hiesiger Gegend gefundenen Urnen wesentlich abweichende Form, die auffallend sorgfältige Arbeit, der gute Brand, kurz die hohe Vollendung des Gefäßes sowohl was die edle Form wie die vollkommene technische Herstellung betrifft, haben dann bei einzelnen Beurteilern den Verdacht aufsteigen lassen, daß die Urne ein Falsifikat sei, ohne daß allerdings absichtliche Fälschung zum Zwecke bewußter Täuschung damit zum Ausdruck gebracht werden sollte; es wurde auch gelegentlich erwähnt, daß möglicherweise einer der hin und wieder beliebten, freilich ziemlich verbrauchten Ausgrabungsscherze vorliegen könnte. Weniger zur Widerlegung dieses Verdachts als zur rein sachlichen Klarlegung der Frage, ob angesichts der tatsächlich vorhandenen Abweichungen von der Beschaffenheit der sonstigen Funde aus hiesiger Gegend die Urne echt oder unecht, d. h. ob sie im Altertum hergestellt oder modernes Fabrikat ist, dürfte es sich wohl lohnen in eine gründlichere Untersuchung des immerhin recht eigenartigen Fundes einzutreten, wobei vorweg zu bemerken wäre, daß unter modernem Fabrikat selbstredend ein in neuerer oder neuester Zeit hergestelltes Produkt, dagegen kein solches gemeint ist, bei dessen Herstellung lediglich dieselben Arbeitsmethoden zur Anwendung kommen, nach denen auch der heutige Töpfer arbeitet.

Um nun diese Untersuchung zu ermöglichen, hat mir die Direktion des Märk. Prov. Museums die Urne in sehr dankenswerter Weise zu eingehender Untersuchung durch einen Sachverständigen, den Besitzer und langjährigen Betriebsleiter der Nicheler Ziegelei bei Treuenbrietzen, u. M. Herrn O. Fischer, leihweise überlassen. Herr Fischer stellt folgenden Befund fest:

„Die Urne ist in sauberster Weise auf der Töpferscheibe hergestellt und von auffallend regelmäßiger Form. Die Untersuchung eines Scherbens ergab folgendes: Das zur Herstellung der Urne verwendete Rohmaterial ist ein eisen- und kalkhaltiger Ton, der vor der Verarbeitung geschlämmt und sehr sorgfältig durchgearbeitet (geknetet) worden ist, was die Ausarbeitung zu dem auffallend dünnwandigen Scherben von besonderer Porenfeinheit ermöglichte. Die frische Bruchfläche des Scherbens zeigt eine hellrötliche Farbe, die nach den Rändern zu in eine schiefergraue Färbung übergeht. Hieraus ist zu schließen, daß die Urne in einem geschlossenen Ofen mit reduzierender Flamme gebrannt wurde. Das beim Brennen eisenhaltigen Tons sich bildende Eisenoxyd ist unter der Einwirkung der reduzierenden Flamme auf der Oberfläche der inneren und äußeren Gefäßwand zu Eisenoxydul geworden und hat die schiefergraue Färbung herbeigeführt, während der innere Kern durch Eisenoxyd die rote Färbung erhalten hat. Eine auf der Außenseite der Urne befindliche, etwa handgroße Fläche von blaß-

rötlicher Färbung deutet darauf hin, daß diese Stelle einer oxydierenden Flamme ausgesetzt war. Der Hitzegrad, bei dem die Urne gebrannt wurde, ist auf ca. 950° C. zu schätzen. Die beinahe glänzende Oberfläche, die fast den Eindruck einer Glasur vortäuscht, ist auf die sorgsame Vorbereitung des Rohmaterials und den verhältnismäßig scharfen Brand zurückzuführen. Irgendwelche Spuren der Verwitterung sind an der Urne nicht zu bemerken.“

Ich legte die Urne auch einem hiesigen Töpfermeister vor, der die Tone der Umgegend von Treuenbrietzen und aus den Lagerstätten des Fläming, ihr Verhalten bei der Bearbeitung und beim Brand und die daraus gewonnenen keramischen Produkte aus jahrzehntelanger eigener Erfahrung und aus der Überlieferung in der Familie kennt. Meister Schulze stellt folgendes fest:

1. Das Gefäß ist, was Material, Arbeit und Brand anlangt, so vorzüglich hergestellt, wie nur ein geschickter moderner Töpfer es herrichten könnte. Der Ton ist sorgfältig vorbereitet durch Schlämmen und Kneten, so daß die Masse völlig gleichartig ist. Das Gefäß ist auf der Scheibe gedreht und außen mit der Schiene geglättet, so wie das auch heutzutage gemacht wird. Aber ein modernes Gefäß scheint es nicht zu sein, denn im Inneren sieht man die Spuren der Finger, während heutzutage die Gefäße auch im Inneren, und zwar mit dem Löffel (ohne Stiel) geglättet werden.

2. Das Gefäß ist, heutiger Herstellungsart entsprechend, nach dem Drehen mit der genähten Hand nachgearbeitet, geschwämmt.

3. Es ist, wie die auf der Bruchfläche sichtbaren Schichten zeigen, begossen oder engobiert. — Die Engobe soll der Oberfläche eine andere Farbe geben. Man kann denselben Ton, aus dem das Gefäß geformt ist, auch zur Engobe gebrauchen, wenn man ihn sehr fein schlämmt und durch ein Tuch oder einen Sieb seigt; doch genügt auch eine feine Schlammung allein, wenn man die dünnflüssige Masse vom Bodensatz vorsichtig abschöpft. Solche Engobe färbt sich beim Brennen anders als der übrige Scherben, trotzdem sie aus der gleichen Grundmasse gewonnen ist.

4. Das Gefäß ist jedenfalls, wie die Härte erweist, in einem geschlossenen Ofen gebrannt. Wie der Ofen eingerichtet war, ob er aus Steinen, Backsteinen, Lehmputzen aufgemauert war, ob es nur eine mit Lehm verstrichene Erdgrube war, wie die Züge und der Schornstein angeordnet waren, das läßt sich nicht sagen. Aber die Einrichtung für ganz allmähliches Anwärmen, Steigerung der Hitze bis zur Weißglut und nachheriges allmähliches Abkühlen muß sehr gut getroffen gewesen sein, denn Gefäße mit so dünner Wandung müßten im offenen Feuer zerspringen.

5. Der Ton, aus dem das Gefäß geformt ist, könnte aus hiesiger Gegend stammen. Die Obererde hiesiger Lehmager ergibt, wenn sie gut geschlümmt wird, einen ähnlichen Scherben. Ungeschlümmt ist diese Obererde zu sandig, zu mager, wie der Töpfer sagt: „kurz“. Durch das Schlämmen wird sie plastisch. Solcher Ton kommt auch in den Gruben von Köpnick und den anderen Ortschaften in der Nähe von Kropstädt auf dem Fläming und weiterhin bei Straach vor.

6. Die mittlere dunkle Schicht ist durch nicht ganz richtige Behandlung der Flamme beim Brennen während der Weißglut entstanden. Die äußeren

ganz dünnen Schichten von anderer als der Scherbenfarbe sind Engoben, die sich, wie schon erwähnt, im Brand anders färben.

7. Das Gefäß hat im Ofen aufrecht gestanden, also nicht, wie man die Töpfe jetzt einsetzt, mit dem Boden nach oben.

8. Bemerkenswert ist die sorgfältige Bearbeitung des Bodens, der sehr sauber von der Scheibe abgetrennt, geglättet, begossen und nachgearbeitet ist, wozu das Gefäß mit dem Boden nach oben nochmals auf die Scheibe genommen und von neuem zentriert werden mußte, was ebenfalls einen tüchtigen Arbeiter voraussetzt. Der Boden ist etwas eingedrückt, damit das Gefäß fest steht und nicht kippt.

9. Der hellere Fleck an der Außenseite ist durch eine Stichflamme entstanden.

10. Der ganze Befund spricht zwar nicht dafür, daß ein modernes Gefäß vorliegt, doch ist die Möglichkeit nicht zu bestreiten, daß es ein solches sein könnte, insofern ein geschickter Töpfer nach vorhandenem Modell ein derartiges Gefäß wohl nachmachen könnte.

Im Jahre 1896 hat die Tonindustrie-Zeitung einen Artikel über „die Verarbeitung des Tones in der Urnenzeit“ und im Jahre 1900 über „vorgeschichtliche Keramik“ gebracht. Soweit darin Äußerungen enthalten sind, die auf den vorliegenden Fall passen, mögen sie hier folgen.

#### I. Aus „Verarbeitung des Tones pp.“

1. Arten des Tones. Sowohl rot wie weiß brennender Ton ist zur Verwendung gekommen . . . . . im Jüritzer Walde fand sich eine Trinkschale von so schöner Masse, daß man sie der guten griechischen Terracotta fast an die Seite stellen könnte, während andere Ausgrabungen eine häßliche schwarze Färbung des Tones zeigen. Die Hauptfarben sind grau, gelblich, orange und schwarz; die an griechische und römische Ware erinnernde rote Farbe\*) ist selten erkennbar.

2. Technische Verarbeitung . . . . . Die Epoche der Drehscheibe liefert uns oft so dezente und anmutige Formen, daß sie den Vergleich mit archaischen Vasen des alten Hellas gar wohl aushalten können . . . . . Ein Teil der Funde läßt erkennen, daß man auch verstanden hat, Gefäße mit dünnen Scherben herzustellen. Man wählte hierzu einen helleren Ton, oder was wahrscheinlicher ist, eine Mischung von weiß und rot brennendem Ton. Der Bruch zeigt deutlich hellfarbige Schichten bez. Streifen. Die Oberfläche ist wohl mit einem hellen Ton engobiert worden, der bei einzelnen Stücken poliert wurde. Bei dem niedrigen Brand erscheinen diese Stücke glasiert.

3. Ornamentale Bearbeitung . . . . . Ein Gefäß ist mit plastischen Ringen belegt, zweifellos Bronzetechnik nachahmend.

#### II. Aus „vorgeschichtliche Keramik“.

In den Steinkistengräbern finden sich Gefäße sehr mannigfachen Aussehens, mehr oder weniger plumpe, andererseits aber auch höchst wohlgebildete Formen, auf deren Herstellung viel Fleiß verwendet ist . . . . .

Nach Obigem spricht m. E. für die Echtheit der Urne folgendes:

\*) Anmerkung. Ist die der Terra sigillata gemeint?

1. In technischer Hinsicht: Die Unterlassung des Glättens der Innenwand; ein moderner Töpfer würde, auch in der Absicht, eine Urne nachzumachen, den gewohnten Handgriff nicht unterlassen haben. Er würde auch die Urne nicht, dem Gebrauch zuwider, aufrecht in den Ofen eingesetzt haben; endlich hätte er, nachdem er in anderer Hinsicht große Sorgfalt angewendet hatte, diese Sorgfalt beim Brennen nicht außer acht gelassen, was in modernen Töpferöfen leicht ausführbar ist. — Deshalb — wegen der bequemen Überwachung des Feuers — schließe ich von dem Fleck an der Außenwand, der durch falsche Behandlung des Feuers entstanden ist, nicht auf eine Unaufmerksamkeit beim Brennen, sondern auf eine Unvollkommenheit des Ofens und nehme an, daß die Urne, auch wenn sie in einem geschlossenen Ofen gebrannt wurde, doch nicht im modernen Töpferofen gebrannt worden ist. — Dies zwingt dazu, die Frage der Einrichtung des Brennofens zu streifen. —

Mehrfach sind in hiesiger Gegend, z. B. am Lindberg bei Niebel, Scherben gefunden, die, aus ähnlichem Befund, wie dem an der vorliegenden Urne zu schließen, ebenfalls im geschlossenen Ofen gebrannt sein müssen. Solche Öfen oder ihre Überreste sind hier zwar noch nicht aufgefunden, aber ihr Vorhandensein würde dem Kulturstand der Urnenzeit ebenso zwanglos einzufügen sein, wie die Schmelzöfen mit Gebläse, in denen die Rasenerze mit im Meiler gebrannten Holzkohlen oder Gold und Bronze (im Tiegel) niedergeschmolzen wurden. Schlacken mit dem Zeichen sehr unvollkommener Verhüttung (die Schlacke ist sehr metallreich und schwer) finden sich hier vor, sind auch s. Zt. dem Märkischen Museum eingesandt worden. — Betrachtet man unseren heutigen Töpferofen ganz unbefangen, so erscheint er als eine höchst erwüchsige Einrichtung, die etwa der der Feldbrandöfen für Ziegelherstellung an die Seite zu stellen ist.

Beiläufig bemerkt scheint es, als ob die Urnen sogar in zwei oder mehr Schichten übereinander gestellt im Ofen gebrannt wurden, wobei die Schichten durch zwischengelegte Tonplatten von einander getrennt wurden, denn es finden sich unter den Scherbenstücken aus hiesigen Fundstellen auch Stücke von Platten, die wohl diesem Zweck gedient haben könnten. — Die Notwendigkeit der Voraussetzung, daß die fragliche Urne in einem Ofen gebrannt sein muß, der eine gewisse Regulierung des Feuers beim Brennen erlaubte, steht deshalb mit der Voraussetzung der Herstellung der Urne in alter Zeit nicht in Widerspruch. Wenigstens zwingt die Voraussetzung des geschlossenen Ofens nicht zu der Annahme, daß dieser ein moderner Töpferofen gewesen sein müßte.

Immerhin besteht aber die Möglichkeit, daß ein modernes Fabrikat vorliegen könnte, so lange man nur den technischen Befund erwägt.

2. Der etwaige Zweifel an der Echtheit der Urne wird m. E. jedoch durch die Umstände beseitigt, unter denen das Gefäß gefunden wurde, vor allem durch die ungestörte Lage der Schichten, in denen es eingebettet war, und den Inhalt: Leichenbrandreste mit menschlichen Schädelstückchen und geschmolzene Bronzereste.

Eine nachgemachte Urne könnte nur nach 1860, als dem Zeitpunkt, da überhaupt das Interesse für prähistorische Dinge erwachte, hergestellt und



eingegraben worden sein. Solchenfalls hätten aber die Schichten die Spuren der Durchwühlung zeigen müssen. Oder sollte jemand in eine nachgemachte Urne gebrannte Menschenschädelstückchen und geschmolzene Bronzereste eingelegt und nachher das Loch um die Urne mit verschiedenen Sandschichten so aufgefüllt haben, daß sie an die übrigen Schichten Anschluß fanden? — Aber wenn man auch annimmt, daß dies wirklich geschehen wäre, daß jemand diese echten Dinge in das nachgemachte Gefäß hineingelegt hätte (die Echtheit der Bronze ließe sich durch chemische Analyse und danach auch ihr Alter feststellen), so wirft sich sofort die Frage auf: „Wozu, in welcher Absicht, zu welchem Zweck all diese Umständlichkeit?“

Um und in Treuenbrietzen sind seit 1860 hunderte von Urnen ausgegraben und als unbrauchbare Töpfe zerschlagen, die Scherben verstreut worden. Echte Urnen wären also billiger als ein Falsifikat zu beschaffen gewesen. Sie kosteten nichts, waren völlig wertlos. Selbst heute noch würde die Nachbildung von Urnen ein unrentables Geschäft sein. Als ich den vorerwähnten Töpfermeister fragte, ob er solche Urnen nicht zum Verkauf nachmachen möchte, meinte er, damit sei kein Geschäft zu machen, einige wenige könnte man vielleicht loswerden, aber das brächte nichts ein! —

Nun hat allerdings in Jüterbog ein Töpfer Gefäße in den Formen des Niederlausitzer Typus angefertigt. — Die Ware ähnelt äußerlich den Vorbildern, hält einen ernsten Vergleich damit aber nicht aus. Die Töpfe sind mangelhaft gebrannt, sind innen glasiert und außen grün gestrichen, als Imitation einer Bronzepatina: echt modernes Machwerk! — Auch hat der Verfertiger das Geschäft längst aufgegeben, weil es sich nicht lohnt. Eine Probe des Fabrikats ist dem Märk. Prov.-Museum als Vergleichsstück eingesandt.

3. Auch die Gestalt der Urne scheint mir für ihre Echtheit zu sprechen, denn sie ist in ihren Umrissen einfacher, ruhiger und schöner als die modernen Fabrikate, die aus der Töpferei zum Vergleich gestellt werden könnten. Unter allen mir zugänglichen Darstellungen prähistorischer Gefäße einschließlich der metallenen finde ich kein dem beregten gleiches oder sehr ähnliches. Die Umrißlinie scheint fast dem etruskischen oder römischen Formenkreis anzugehören; sollte das Gefäß vielleicht importiert sein? Die Möglichkeiten derartigen Imports sollen hier nicht erörtert werden. Aber möge das Gefäß einheimischen Ursprungs oder ein fremdländisches sein, echt ist es m. E. unzweifelhaft.

XXIX. Herr Prof. Dr. Pniower berichtet über eine vor kurzem erschienene dramatische Bearbeitung des Kohlhaas-Stoffes wie folgt: In der neuen und besten Ausgabe der Werke Heinrich v. Kleists, die uns die Schöpfungen des Dichters endlich in einem authentischen, nicht „verzierlichten und verlinderten“ Text bietet, sagt Erich Schmidt am Schlusse seiner Einleitung zum „Michael Kohlhaas“: „Dilettantische Dramatiker aber sollen die Hand von einem Stoffe lassen, der ein für allemal der großen Erzählungskunst gehört, zumal da, des Rappenpaars zu geschweigen, Begebenheiten wie die Stürmung der Tronkenburg nur zu ohnmächtigem Ringen mit der epischen Gewalt und ihrem Herrscher

herausfordern, eine völlige Neubildung aber umsonst gegen Kleists populärste Novelle ankämpfen wird.“

Diese warnenden Worte sind einem jungen Wiener Schriftsteller, namens Rudolf Holzer, entweder nicht bekannt geworden oder er hat sie in den Wind geschlagen. Denn er hat es gewagt, gegen den großen Vorgänger in die Schranken zu treten und ein deutsches Trauerspiel „Hans Kohlhase“ (Wiener Verlag 1905) verfaßt, über das ich Ihnen auf Wunsch unseres verehrten Herrn Vorsitzenden einiges mitteilen will.

Die Gefahr, die darin bestand, dem Kleistischen Werke eine völlige Neubildung gegenüber zu stellen, war der Verfasser nach Kräften zu vermeiden bemüht. Vielmehr schließt er sich, besonders in den ersten vier Aufzügen seines Dramas, dem epischen Vorbild recht ängstlich an. Allerdings weicht er in Einzelheiten von ihm ab. Er nennt seinen Helden getreu der historischen Überlieferung Hans, nicht Michael, seine Gattin Margarete, nicht Lisbeth (Elisabeth). Er verlegt seine Wohnung, wiederum der Geschichte folgend, nach Berlin, während Kleist seinen Michael bekanntlich in Kohlhaasenbrück hausen läßt. Ebenso nennt er den Junker, der Kohlhase das Unrecht zufügt, nicht mit Kleist „von Tronka“, sondern gibt ihm den historischen Namen „Zaschwitz“. Auch in andern nebensächlichen Punkten gibt er dem Berichterstatter Peter Hafftiz vor dem Dichter Kleist den Vorzug. Ferner fügt er einige Personen: Kohlhasens Vater, einen Vetter u. a. hinzu. Endlich bietet er im zweiten Aufzug eine eigen erfundene, nicht übel geratene Gerichtsverhandlung, die in Jüterbog zwischen dem Helden und dem Junker Zaschwitz stattfindet, zu der eine Notiz von Hafftiz die Anregung gab, die aber Kleist unberücksichtigt ließ. Also Holzer weicht auch in den ersten vier Aufzügen, in denen er sich, wie ich sagte, eng an Kleist hält, doch wieder, freilich in Kleinigkeiten, von ihm ab, im großen und ganzen aber kann man ihm das Lob nicht versagen, daß er die Novelle sehr gründlich gelesen und in sich aufgenommen hat, allzugründlich. Wohl dadurch ist es ihm begegnet, daß er ihren Wortlaut in einem Maße kopiert, daß man zu dem doppelten Schluß gedrängt wird: einmal besitzt der Verfasser ein phänomenales Gedächtnis, das unsere höchste Bewunderung erregt, dann aber hat er auch von der literarischen Selbstständigkeit eine Auffassung, die nicht für allgemein üblich gelten kann. Ganze Sätze schreibt er immer wieder aus der Erzählung ab, wobei es ihm zweimal begegnet, daß ihr Sinn entstellt wird (S. 138,1 ff und 155,7). Die herrliche Unterredung Kohlhaases mit Luther, den Gipfel der Kleistischen Novelle, übernimmt er in der Weise, daß er ebenfalls die beiden Männer gegenüberstellt, ihren Dialog aber fast allein aus Brocken von der Tafel des märkischen Dichters bildet. Darnach könnte man das Stück im wesentlichen eine Dramatisierung der Erzählung in dem übel berüchtigten Birch-Pfeifferschen Sinne nennen. Allein vom fünften Auf-

zug ab wandelt Holzer nicht mehr auf den Spuren Kleists, sondern folgt nun wieder der durch den biedern Peter Hafftiz vertretenen Überlieferung. Nur kleine Züge, wie die Anwesenheit des Kurfürsten von Sachsen in Berlin bei der Hinrichtung, die Erhebung der Kinder Kohlhases in den Ritterstand, entlehnt er vom Dichter. Offenbar schreckte ihn Kleists gegen Ende der Novelle so stark hervortretender Mystizismus ab. Auch die alte, immer wieder geltend gemachte Auffassung, die ich in meinem vor einigen Jahren in dieser Gesellschaft gehaltenen Vortrag (Brandenburgia Monatshefte 10, 323 ff) mit dem Hinweis auf die vom Dichter benutzte Quelle in Leutingers Bericht bekämpfte und die jetzt auch Erich Schmidt verwirft, die Auffassung, daß Kleists Darstellungskunst am Schlusse sinkt, wirkt dabei nach. Aber indem Holzer hier Kleist verläßt, sieht man, wie wenig er aus Eigenem zu geben fähig ist. Man erfährt nun gar nicht, auf welche Weise Kohlhase in die Gewalt Joachims II. geraten ist. Plötzlich und unvermittelt wohnen wir seiner Hinrichtung bei. —

In der Sprache zeigt sich der Verfasser stark von Hauptmanns „Florian Geyer“ beeinflußt, welche Dichtung übrigens auch über die Diktion hinaus auf das Drama eingewirkt hat. Aber er besitzt nicht die gediegene Kenntnis der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts, die dem Schöpfer seines Vorbildes eigen ist und ihn in den Stand gesetzt hat, nicht allein die Leute, sondern auch den Geist jener großen Epoche wiederzugeben, wodurch es ihm in so hohem Maße gelingt, uns zu ergreifen. „Gläuben“ für „glauben“, „sehrer“ für „sehr“, „indesso“, „jetzo“ u. ä., dazu eine größere Anzahl falscher Kasusformen bewirken noch nicht das, was wir Zeitkolorit nennen. Sonst ist der Sprache Kürze und Prägnanz nachzurühmen. Auch einen gewissen Bühneninstinkt will ich dem Verfasser nicht absprechen. Aber mit einem Heinrich von Kleist um die Palme zu ringen, dazu langt es nicht. Ich glaube nicht, daß der Dichtung eine größere Wirkung, die sie auch nicht verdient, beschieden sein wird. Sie wird nicht mehr Spuren hinterlassen als Maltitz' im Jahre 1828 erschienenenes epigonenhaftes Trauerspiel. Eine Vergleichung beider würde übrigens ein helles Licht auf den Unterschied des literarischen Geistes der Zeit um 1830 von dem heutigen werfen.

XXX. Fräulein Elisabeth Lemke: Italiens Pflanzenwelt in Berlin. Der Vortrag wurde unterstützt von einer schönen Sammlung von Produkten Italiens, welche die Firma J. D. Riedel zusammengestellt hatte (vgl. oben S. 489). Der Vortrag wird in einem der nächsten Hefte als besonderer Aufsatz erscheinen.

XXXI. Nach der Sitzung zwanglose Zusammenkunft im Restaurant Alt-Bayern, Potsdamer Str. 10 11.

## Kleine Mitteilungen.

**Brauereiwesen zu Müncheberg.** Bis zum 30 jährigen Kriege hatten die dortigen Braueigner das Recht, 18 Krüge d. h. Gasthöfe mit Bier zu versehen, aber durch furchtbaren Brand im Jahre 1641 waren sie außer Stand gesetzt, die Krüge zu befriedigen. So wandten sich viele Krüge von hier weg, und die Stadt behielt nur den Krugverlag für die Dörfer Tempelberg, Görlsdorf, Rosenthal, Trebnitz, Wulekow, Hermersdorf, Jahnsfelde und Diedersdorf. — Früher besaß die Stadt 39 Braustellen und 13 Branntweinblasen, welche 79 Wispel 8 Scheffel Malz im Jahre 1800 (1719 aber 172 Wispel) verbrauchten und 348 Tonnen Bier und 5059 Quart Branntwein an die Schankkrüge absetzten. E. Sch.

**Fürstenwaldes Brandjahre in älterer Zeit.** Früheste Nachricht vom Jahre 1340. Daß die dadurch hervorgebrachte Not eine große war, geht daraus hervor, daß der Markgraf Ludwig, der sich vermutlich durch den eigenen Augenschein von dem ganzen Umfang dieses Unglücks überzeugt hatte, auf 6 Jahre die Stadt von allen öffentlichen Abgaben befreite, wie eine am 29. Januar zu Beeskow ausgefertigte Urkunde beweist. — Großen Brandschaden erlitt unsere Stadt im April 1576. Ein Blitzstrahl zündete die Kirche an. Das Feuer legte Türme, Glocken, Kirchendach und Sparrenwerk bis aufs Gewölbe und 2 Orgeln in Asche und ergriff auch das bischöfliche Schloß, das bis auf die Mauern ausbrannte. Auch über 90 Häuser der Stadt wurden eingeäschert. — Während des dreißigjährigen Krieges wurde Fürstenwalde im Oktober 1633 von den Truppen des Wallenstein in Brand gesteckt und fast ganz eingeäschert. — Eine Reihe von Bränden kamen vor zu Anfang des 18. Jahrhunderts, und zwar in den Jahren 1715, 1718, 1724, 1725, 1732 und 1740. — Im Jahre 1766 wurde die erneuerte Kirche wieder durch Brand zerstört. Es war am 2. Juli, abends 8,30 Uhr, als der Blitz in das obere Schalloch des Kirchturms einschlug. Der Turm brannte gänzlich aus. Es befanden sich damals in demselben 3 schöne große und 2 kleine Glocken: die große Glocke, die Mittelglocke, die Apostelglocke, die Klingelglocke und die Uhrglocke. Auch das ganze Kirchendach wurde zerstört und das schöne massive Kirchengewölbe arg beschädigt. — Auf ein weiteres Brandjahr wies früher eine Inschrift auf dem Flur des Hauses Nr. 40 hin, welche also lautete: „Im Jahre 1775, den 10. Januar früh um 1 Uhr strafte der liebe Gott mit Feuer und brenten Sechß Häuser ab, sodaß noch die dabey anstehenden Häuser schaden gelitten haben, aber der liebe Gott gab seinen Segen und regierte unsere weise Obrigkeit und des allergnädigsten Königs Herz und beschenkte die abgebrannten Bürger, Gott zu Ehren und der Stadt zum Ruhm.“ — Auch zu Anfang des 19. Jahrhunderts fanden viel Feuerschäden statt, z. B. 1818, wobei der Mietsmann Schmidt mit seiner Frau und 3 Kindern verbrannten, 1819 mehrere Scheunen, 1824, 1826, 1829, 1830 usw. Fürstenw. Z. 14. 5. 1905.

**Erinnerungsbänder.** Vgl. über dieselben und über die Erinnerungstücher unsere vielfachen Mitteilungen in den Monatsblättern. Speziell unter die sog. Vivatbänder aus Fridericianischer Zeit fällt im Polnischen Museum zu Posen ein auf weißer Seide gedrucktes Stück betreffend den Separatfrieden zwischen Friedrich dem Großen und Schweden vom Jahre 1762. Dasselbe zeigt die Wappen von Preußen und Schweden und folgenden Ausdruck:

Vivatband

Auf dem zwischen Sr. Kön. Maj. in Preußen etc. und der Crone Schweden publicierten  
Frieden

d 3 Junii 1762

Durch Friede vereint

(Die Wappen der beiden Länder.)

Nun ist der Zweyte Friede da!  
Bald wird die Ruh vollkommen prangen.  
Gott spricht zu unsrer Hoffnung Ja,  
Und stillt das sehnliche Verlangen.  
Auch Schweden tritt die sichere Bahn  
Die Rußland wählte rühmlich an.  
Laß Östreich! Deine Feindschaft schwinden,  
Und die Versöhnungstriebe finden.

Die Lilien sind freilich schön:  
Wird ihre Freundschaft fest bestehn?  
Es müsse Rußlands Peter grünen  
Und Schwedens Adolph Friedrich  
blühn!  
Das Heil soll Preußens Friedrich  
dienen!  
Sein Ruhm soll alle Welt durchziehn!

**Vom toten Mann.** (Vgl. unsere zahlreichen früheren Mitteilungen über diesen uralten Brauch.) Der Tote Mann zwischen W. Buchholz und Neuendorf ist ein Reisighaufen, welcher von den Leuten an der Stelle aufgehäuft wurde, wo um 1850 ein Arbeiter aus Neuendorf vor Entkräftung tot zusammenbrach, als er für seine Frau aus W. Buchholz eine Hebeamme holen wollte.

Otto Monke.

**Ehemalige Meilensteine.** Zwei alte Wahrzeichen der Potsdamer Provinzial-Chaussee, die letzten beiden noch vorhandenen Meilensteine, die Friedrich Wilhelm III. hat errichten lassen, sind in der letzten Zeit von Wind und Wetter arg mitgenommen worden. Der eine dieser Meilensteine, die aus einer etwa 6 Meter hohen Steinsäule bestehen und von einer Kugel mit Spitze gekrönt werden, befindet sich in Zehlendorf, der andere im Wannsee vor dem neuen an der Chaussee gebauten Rathause. Dieser letztere Stein ist von der Gemeinde ausgebessert worden, zeigt aber schon wieder Spuren starken Verfalls. Der erste Meilenstein von Berlin aus stand im Friedenauer Ortsteil von Schöneberg und mußte bei der Neuregulierung der Straßen beseitigt werden. In den ehemals kursächsischen Landesteilen der Provinz haben sich künstlerisch verzierte Meilensteine ebenfalls erhalten z. B. in Brück und in Belzig. Bekannt ist der alte Meilenstein am Eingang zum Schloßpark in Tegel. Der Meilenstein vor dem Charlottenburger Schloß, welcher schon einmal seine Stelle gewechselt, ist jetzt gegenüber zwischen die Marstallgebäude versetzt. Zwischen ihm und dem Meilenstein auf dem Dönhofsplatz, der an der Stelle des jetzigen Stein-Denkmal stand, war genau eine preußische Postmeile Entfernung. Von dem letztgenannten Meilenstein ab wurden die Entfernungen seitens der Königlich preußischen Post berechnet.

Berlin 25. September 1904.

E. Friedel.

**Alt-Berliner Wiegenlied.**

(Gleichzeitig als Mundart-Probe.)

Mach' in juter Ruh',  
 Kikerlicksken zu;  
 Höre, wie der Rejen pladdert,  
 Wie der Dropfen niederquaddert,  
 Wie es plitschert in die Renne,  
 Kückel bibbert bei de Henne,  
 Und ihr Flügel deckt et zu.  
 Kindchen, schlaf in Ruh'.

Kückel ist jesund,  
 Quibbelquabbel rund,  
 Kleener Piepmatz kann schon quieken,  
 Wasser nippen, Krümel piken,  
 Immer will's und kann nich fliejen  
 Aber 's wird schon Flügel kriejen  
 Darum, Kind, nanu,  
 Schlaf in juter Ruh'.

Kückel wachsen 'ran,  
 Hähniken wird Hahn,  
 Henniken wird Henne werden,  
 Wunderschön mit Kron' und Bärten,  
 Federn joldig — jrünen, jrauen  
 Jelben, braunen, roten, blauen.  
 Darum, Kind, nanu,  
 Schlaf in juter Ruh'.

**Teltow-Kanal-Museum.** Ein Teltow-Kanal-Museum wird in dem an der Machnower Schleuse zu erbauenden Repräsentations-Gebäude der Verwaltung des Teltower Kanals eingerichtet werden. Bei den Ausschachtungsarbeiten für den Kanal sind interessante historische und naturgeschichtliche Funde gemacht worden, darunter mehrere zum Teil vorzüglich erhaltene Geweihe von Riesenhirschen, mehrere Zähne sowie auch ein Schulterblatt vom Mammut, Pfeilspitzen, ein Schwert und verschiedene andere aus dem Mittelalter stammende Waffen und Gegenstände. Diese Fundstücke werden geordnet in einem Raume des Repräsentationsgebäudes untergebracht, der den Anfang des Museums darstellen wird.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## 16. (6. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 13. Dezember 1905 Im grossen Sitzungssaal des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstrasse 20/21, abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr.**

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel.  
Von demselben rühren die Mitteilungen I bis XI sowie XIII und XIV her.

### A. Allgemeines.

I. Die Mitteilungen des Stockholmer Nordischen Museums (Meddelanden från Nordiska Museet) 1903, erschienen erst kürzlich. Sie ersehen wiederum, welche außerordentlichen Fortschritte dieses von nationaler Begeisterung getragene volks- und landeskundliche Institut Schwedens gemacht hat. Namentlich sind Frauen und Jungfrauen für dasselbe erfolgreichst tätig. Die Ausstattung ist auch diesmal vorzüglich, die Abbildungen geben volkstümliche Gegenstände älterer Zeit und bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Möchte doch unsere Damenwelt in ähnlicher Weise bei uns tätig sein.

### B. Persönliches.

II. Professor Dr. Georg Knaack †. Der Ostsee- und Neuen Stettiner-Zeitung vom 30. v. M. wird folgendes entnommen.

„Professor Dr. Georg Knaack, seit ungefähr einem Vierteljahrhundert am hiesigen Marienstifts-Gymnasium als Lehrer tätig, ist hier gestern nachmittag nach längerem Leiden eines frühen Todes verblichen.

Geboren zu Angermünde 1857, war er bis Ostern 1876 Schüler derselben Anstalt, an der er später als Lehrer wirkte. Dann studierte er zu Greifswald alte Sprachen, besonders unter Professor Kießling, Prof. v. Willamowitz-Möllendorf und Professor Susemihl und wurde 1880 zum Dr. phil. promoviert. Im gleichen Jahre bestand er seine Staatsprüfung daselbst. Michaelis 1880 trat er als Probandus in das Marienstifts-Gymnasium ein und wurde, als Prof. Dr. Lemcke als Direktor

zum Stadtgymnasium übergetreten war, Michaelis 1881 in die letzte ordentliche Lehrerstellung (wie es damals hieß) berufen. Zum Oberlehrer befördert, wirkte er an der Anstalt, bis er von Ostern 1891 an auf zwei Jahre zu Studienzwecken beurlaubt wurde. Eine spätere Studienreise im Winter 1898/99 führte ihn durch einen großen Teil Italiens bis nach Sizilien.

Wissenschaftlich ist Professor Knaack auf seinem Spezialgebiete unablässig tätig gewesen. Eine große Anzahl von Aufsätzen sprachlichen und archäologischen Inhalts in gelehrten Zeitschriften waren die Frucht seines Fleißes und seiner umfassenden Kenntnisse auf altsprachlichem Gebiete. Aber von großer Vielseitigkeit und mit einem warmen Natursinn begabt, hat er auch viele schätzenswerte Beiträge aus seinen Reisebeobachtungen und seiner Beschäftigung mit der neueren Kunst und Literatur für angesehene Blätter der Tagespresse geliefert. Auch unsere Leser hatten ihm noch im letzten Jahre einige anschauliche und interessante feuilletonistische Schilderungen zu danken.

Trotz schweren Leidens, welches im Jahre 1901 zuerst als eine einseitige Stimmbandlähmung hervortrat, ist er bis fast zum letzten Augenblicke seinem Amt und seinen Studien treu geblieben.“

Professor Knaack, ein Sohn einer Schwester meiner Mutter, ist bereits im 49. Lebensjahr verschieden, für die Brandenburgia, deren Studienfeld ihm am Herzen lag, hat er verschiedene Beiträge geliefert. Der Beerdigung, welche vom Trauerhause Bellevuestr. 62 aus auf dem neuen prächtig belegenen Centralfriedhof bei Stettin stattfand, habe ich Sonntag den 3. d. M. beigewohnt.

### C. Naturkundliches.

III. Merkwürdiger Mammutfund. Durch die Güte der Direktion der Gesellschaft der Berliner Mörtelwerke ist dem Märkischen Museum ein ganz kürzlich gemachter Fund eines zusammengehörigen Paares von Stoßzähnen des *Elephas primigenius* Blumenbach zugegangen, welches fast tadellos erhalten war und glücklicherweise bei der Ausgrabung nur unbedeutende Verletzungen erlitten hat. Von dem zugehörigen Schädel ist nichts gefunden worden. Bei einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums Sonntag den 3. d. M. sind die geologischen Verhältnisse des Fundes durch u. M. Herrn Dr. Friedrich Solger untersucht worden, es handelt sich um Lagerung in einem Sande, welchen die geologische Karte als untern Diluvialsand bezeichnet. Nicht allein die Wohlerhaltenheit der Stoßzähne, sondern auch ihre Lagerung, welche es wahrscheinlich macht, daß sie in archaolithischer Zeit dort in einer Cachette verpackt und so vor Zerstörung und Verschleppung bewahrt worden sind, macht diesen Fund zu einem höchst auffälligen und beachtenswerten.



Diese Stoßzähne scheinen denen des typischen Mammuts zu ähneln, ich habe aber eine ganze Anzahl von diluvialen Elefanzähnen aus Deutschland und den Nachbarländern gesehen, welche in den öffentlichen Sammlungen zwar als *El. primigenius* bezeichnet sind, sich aber keineswegs in den typischen Formenkreis des Mammuts einfügen; dies geht auch aus den Photographien und sonstigen Abbildungen von Mammuts aus Belgien, Frankreich, Süddeutschland, der Schweiz u. s. w. hervor. Es drängt sich daher mir immermehr die Vorstellung auf, daß in dem, was man unter dem Namen Mammut begreift, wenn man nach der Gestaltung der Stoßzähne urteilt, mehrere sehr von einander abweichende Formen vereinigt sind, die vielleicht im Sinne von Professor Matschie geographisch verschiedene Ausbildungen sind, besondere Species oder wenigstens Subspecies.

Sobald es möglich ist, die Stoßzähne, deren Erhaltung eine umständliche, kostspielige und zeitraubende chemische Behandlung erheischt, zu transportieren, beziehentlich von ihnen genaue photographische Aufnahmen zu machen, werde ich nicht verfehlen, eine neue eingehendere Mitteilung unter Vorlegung der Stoßzähne zu machen.

Besonders interessant ist, wie angedeutet, die besprochene Beziehung dieses Cachte-Fundes zum Menschen. Ich deutete früher an, daß bei den zahlreichen sibirischen Mammutfunden auf Spuren des Menschen wenig geachtet sei. Glücklicher Weise ist es doch geschehen bei einem im Mai 1896 in der Nähe der Stadt Tomsk in Sibirien gemachten Funde, von dem ich nach den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft vom Januar 1897 folgendes erzähle. Der Bibliothekar an der Kais. Universität Tomsk, S. K. Kusnezow berichtet in den gedachten „Mitteilungen“ wie folgt. Die Entdeckung geschah durch einen Mann, der von deren Wichtigkeit keine Ahnung hatte. Ein bei dem Bau der Kathedrale beschäftigter Maurer entnahm Sand zur Arbeit und stieß dabei auf Knochen, die in der gefrorenen Uferschlucht zu Tage traten. Es gelang ihm, einen Teil des unteren Mammut-Kinnbackens herauszuziehen. Als die Nachricht von diesem Funde sich verbreitete, erschien ein Beamter der Gouvernementsregierung mit den Professoren der Zoologie Kaszczenko und Lehmann, und diese ließen nun die weiteren Ausgrabungen selbst bewerkstelligen, die fünf Tage lang schichtweise bis zu einer Tiefe von 9 Fuß ausgeführt wurden. Am zweiten Tage kamen die Knochen des Mammuts zum Vorschein, die auf einer Fläche von 8 Meter Länge und  $3\frac{1}{2}$  Meter Breite in Unordnung umherlagen. Auf dem Platze fand man die Spuren eines sehr großen Feuerherdes von 2 Meter Durchmesser, auch Kohlen lagen zerstreut umher. Sobald die Knochen zu Tage traten, zeigten sich nicht weit davon Feuersteinsplinter, Schabsteine und zwei Holzstücke. Unter den Mammutknochen lagen drei andere, von denen zwei vielleicht einem Menschen angehören. Der geschilderte Fund ist für Sibirien von um so höherer Bedeutung, als er,

obwohl das Land reich an Überbleibseln des Mammuts ist, doch, wie bereits erwähnt, der erste ist, bei welchem ein fast vollständiges Skelett des ausgestorbenen Riesentieres und dazu Steinwerkzeuge des vorhistorischen Menschen gefunden wurden, die als Beweis für die gleichzeitige Existenz des Menschen mit den verschwundenen Repräsentanten der sibirischen Fauna dienen können. Solche Funde von Feuersteinwerkzeugen sind selbst im westlichen Europa selten. Die Entdeckung jenes Mammuts zusammen mit den Menschenspuren kann daher als Beweis dafür angesehen werden, daß auch Sibirien in der archaeolithischen Steinzeit vom Menschen bewohnt war.

IV. Der Kampf um die Eolithen.\*) Unter Eolithen versteht man, wie unseren Mitgliedern sattem bekannt, die ältesten Zeugen des Menschen in Gestalt von Steinen, die durch ihn benutzt wurden. Sie treten im Tertiär auf und sollen, wenn der Abbé Bourgeois (1867) Recht hat, schon im Ober-Oligocän von Thenay bei Pontlevoy (Loir-et-Cher) auftreten. Carlos Ribeiro, Direktor des Geologischen Dienstes von Portugal, macht eine analoge Entdeckung zu Otta in einer für Ober-Miocän gehaltenen Schicht. Rames, ein Geologe aus dem französischen Cantal, schickte 1878 zur Weltausstellung nach Paris einen Karton mit Silex, die ich wie die des Abbé Bourgeois selbst in Paris gesehen, von Puy Courny bei Aurillac mit Knochenresten von Säugetieren der tertiären Fauna von Pikermi in Griechenland. Die Existenz der Tertiär-Menschen wurde demnächst Jahre hindurch von de Quatrefages und Gabriel de Mortilles verfochten. In Deutschland verhielt man sich diesem Tertiär-Menschen gegenüber sehr ablehnend, insbesondere der Altmeister Rudolf Virchow hüllte sich gewöhnlich ihm gegenüber in ein eisiges, ironisches Schweigen.

In den letzten Jahren ist der Tertiärmensch aber mit Erfolg wieder aufgelebt. Zunächst in England an der Hand neuer Funde, welche auf den Plateaux von Ightham durch Prestwich und im Pliocän von Indien durch den deutschen Geologen Noetling, dann in Frankreich und Belgien gemacht worden sind.

Die Sache ist auch für unser Forschungsgebiet aktuell geworden, indem man — wie Sie unter andern aus den von mir Ihnen wiederholt vorgelegten teils durch Professor Otto Jaekel teils durch mich gemachten Funden ersehen haben — von Eolithen auch in unserer Provinz Brandenburg spricht.

Das sind, wie ich immer wieder betone, keine dem Tertiär, sondern lediglich dem darauf folgenden Quartär oder Diluvium oder der palaeolithischen Zeit angehörige Fundstücke, welche den ureigentlichen tertiären (miocänen und pliocänen) Eolithen zum Verwechseln ähneln,

\*) Vergleiche Brandenburgia XIII. 354 — 361 und XIV 277 und 323.

sodaß man sich zu der Annahme gezwungen sieht, daß die Steinkultur (französisch „Industrie“) des Tertiärmenschen sich bis in die ältesten Zeiten des Quartärs d. h. des ältern palaeolithischen Menschen vererbt hat, bis sie bei dem jüngeren palaeolithischen Menschen verschwindet, weil dieser es bereits zu weit verfeinerten eigentlichen Werkzeugen gebracht hat.

Als der angesehenste Verfechter dieser eolithischen Kultur gilt unser verehrtes korrespondierendes Mitglied Herr A. Rutot in Brüssel und gegen diesen richtet sich in erster Linie die Ihnen hiermit vorgelegte, mir vom Verfasser in freundlicher Weise zugesendete Schrift über den Ursprung der Eolithe: Marcellin Boule, Professeur de Paléontologie au Muséum, L'Origine des Eolithes, Paris 1905 (Auszug aus der Zeitschrift „L'Anthropologie“ Bd. XVI, März und April 1905) 11 S. Text mit 15 Figuren.

Herr Boule, längst, wie er sagt, durch die enorme Menge sogenannter Eolithe in den quarternären Kieslagern stutzig gemacht, bekämpft die Theorien vom Tertiärmenschen und vom Quartärmenschen, soweit sie sich auf die Eolithe stützen, seit 20 Jahren, hauptsächlich weil er die körperlichen Reste des Tertiärmenschen vermißt und weil er glaubt, daß die Eolithe durch natürliche Ursachen erzeugt werden können.

Die Sachverständigen Laville, Präparator an der Bergschule, E. Cartailiac, Obermaier und Boule haben in einem Kreidebruch der Gemeinde Guerville, südöstlich von Mantes, linkes Seine-Ufer, das Verfahren, welches bei Herstellung von Zement zur Herstellung der Schlammkreide stattfindet, genau beobachtet. Zunächst werden die groben Feuersteinknollen abgesondert, das übrige Kreidematerial, in dem sich aber noch kleinere und größere Feuersteine bis zu handlichen Fauststücken in Menge befinden, wird unter Benutzung strömenden Wassers von einem 5 m Durchmesser haltenden Rade umgerührt, dessen Umdrehungsgeschwindigkeit etwa 4 m in der Sekunde d. h. ungefähr die Schnelligkeit des Rhone-Flusses bei Hochwasser beträgt. Der Kreidebrei läuft ab und die Steine fallen in dem Becken, worin der Schlammprozeß sich abspielt, auf den Boden. An dem wagrechtgedrehten Rade, welches diese durch *Micraster cor-testudinarium* als Leitfossil gekennzeichnete Kreide zerarbeitet, hängen gußeiserne Zacken herunter, durch die die Feuersteine ausgesondert und auch selbstverständlich dabei verletzt werden. Die Flinte verletzen sich bei dem Umrollen auch untereinander und rollen sich gleichzeitig ab. So entstehen viele Steine, welche mit den Silex aus oligocänen, miocänen, pliocänen und pleistocänen Alluvionen zum Teil große Ähnlichkeit haben. Wenn das Wasser abgelassen wird, so haben diese Steine, welche, wie Herr Boule meint, den Rutotschen *percuteurs*, *rabots*, *grattoirs*, *retouchoirs*, *silex à enconche* zum Verwechseln ähneln, einen schlammigkreidigen Über-

zug. Sie werden in Haufen geschichtet und zur Betonfabrikation verwendet. Herr Boule gibt, wie Sie ersehen, verschiedene Abbildungen von dergleichen Stücken, welche eine überraschende Ähnlichkeit mit manchen für Werkzeuge geltenden Feuersteinen des Urmenschen zweifelsohne besitzen. Boule wirft sich gewissenhafter Weise selbst Einwendungen gegen seine Theorie auf, z. B. daß diese durch eiserne Eggen hervorgebrachten Verletzungen doch nicht mit der Arbeitsweise des Urmenschen zu vergleichen seien, er fügt aber hinzu: *Je crois qu'il ne sera pas difficile de répondre d'une façon satisfaisante à ces critiques si cela devient nécessaire. Peu importe d'ailleurs: il est impossible de nier que les éolithes de Mantes aient été produits et se produisent continuellement en dehors de toute intention humaine; or ce sont les traces d'un travail intentionnel qui caractérisent les éolithes, d'après leurs inventeurs eux-mêmes.*"

Boule macht noch besonders darauf aufmerksam, daß die Retouches seiner Silex (Flinte, Feuersteine) von Guerville-Mantes nicht etwa erst bei dem Abwascheverfahren entstanden seien. Er gibt ferner zu, daß sich bei den einwandfreien palaeolithischen Stücken nicht selten unvollkommene oder abgenutzte befinden, die durch Menschenhand gegangen sein können, aber gerade hier sei der Übergang zwischen natürlicher und menschlicher Tätigkeit oftmals kaum zu unterscheiden. Gerade deshalb könnten diese Stücke, wenn sie sich allein (ohne Palaeolithe) in tertiären Schichten befinden, nicht als Eolithe angesprochen werden.

Natürlich muß es Vorläufer, schließt Boule, vor der palaeolithischen Technik gegeben haben, vielleicht schon im Tertiär, aber damit sei noch nicht gesagt, daß sie in unseren Landen vorkommen.

Boule legt auf das Phänomen der Migration diesbezüglich den größten Wert und schließt mit dem Satze: *„Il est très possible que l'Homme ait apparu brusquement dans nos pays, au debut des temps quaternaires, en même temps que la faune des Mammifères dont il fait partie et qui est fort différente de la dernière faune pliocène. Comme paléontologiste, je crois fermement à l'existence de l'Homme tertiaire; je ne doute pas qu'on trouvera un jour ses traces sur quelque point du globe; mais pour être irrécusables, ces traces devront avoir une valeur tout autre que celle des éolithes.*"

Wir können Herrn Boule nur dankbar für seine Experimente sein, wenn wir auch seinen Folgerungen nicht überall beipflichten. Es ist doch unbestreitbar, daß auch die Bouleschen sogen. -Eolithe von Menschen, also nicht von der Natur herrühren. Und wenn er sagt, trotzdem, daß diese Maschinenbearbeitungen (retouches) gar nicht beabsichtigt seien, wären sie doch den angeblich natürlichen identisch, so will das auch nicht viel besagen, denn wir müssen doch alle annehmen, daß die

rohesten Werkzeuge dem Menschen fertig in Gestalt von Steinen geboten wurden.

Endlich aber haben sich unter den allerneuesten Funden aus dem Tertiär (Miocän) Steine gefunden, die nicht bloß zerarbeitet, sondern zu gewissen regelmässigen bereits typischen Formen, werkzeugartig bearbeitet sind. In dieser Beziehung sind wir bereits über den früheren Standpunkt Rutots fort, der vor wenig Jahren noch für das Tertiär nur vom Urmenschen zerarbeitete, nicht aber bereits bearbeitete Silex kannte. Von diesen primitiven aber immerhin schon wirklichen Werkzeugtypen findet sich aber keine Spur, sei es unter den rohen Kreidefeuersteinen, sei es unter den bearbeiteten Feuersteinen, die aus den Schlämmaschinen in den Kreidebrüchen von Guerville-Mantes, von Brighton, von der Insel Rügen usw. hervorgehen.

Es gibt also auch in Europa im Tertiär bereits Werkzeugtypen und damit fällt der Haupteinwand des Herrn Boule zusammen. Trotzdem sind wir, ich wiederhole es ausdrücklich, Herrn Boule für seine Streitschrift recht dankbar. Die meisten von ihm abgedruckten sogen. Eolithen von Guerville ähneln in der Tat solchen Stücken, die man vielfach bei uns findet und leicht als mit solchen, die menschliche Zer- und Bearbeitung erfahren haben, verwechseln kann. Für mich persönlich sind diese Wirkungen der Kreideschlämmereien und Zementfabriken, allerdings nicht neu; seit meiner Kindheit habe ich mich bis heut fast alljährlich in den großen Kreidebetrieben der Insel Rügen bei Nipmerow, Quoltitz, Sagard, Crampas und Sassnitz bewegt und die dort zufällig durch den Maschinenbetrieb und die Wasserströmung denaturierten Silex ungezählte Male in der Hand gehabt, ebenso auch die Silex aus dem Hangenden, dem Diluvium in Geschiebe- und Geröllgestalt. Dergleichen Kenntnisse lassen sich bestens auch für unsere Provinz Brandenburg verwenden in der Eolithenfrage. Nachträglich geht mir die Oktobernummer d. J. des Correspondenz-Blattes der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. zu, wonach sich Dr. Hans Hahne, ein hervorragender Sachkenner, in einem auf der deutschen Anthropologen-Vers. zu Salzburg gehaltenen Vortrag „Über den Stand der sog. Eolithenfrage“ in gleichem Sinne geäußert hat, desgl. Dr. Birkner-München, Prof. E. Fraas-Stuttgart und Konservator Eduard Krause-Berlin. Eine im Archiv für Anthropologie erschienene Arbeit von Obermaier-Paris, welche Herrn Boule sekundiert, wurde nicht minder abfällig als dessen Abhandlung kritisiert.

V. Die bearbeiteten Kiesel aus dem Tertiär von Cantal in Frankreich, welche ich unter IV gestreift, habe ich bereits ausführlicher am 31. Mai d. h. in der Brandenburgia (XIV. 323) besprochen und zwar auf Grund der Beobachtungen von Prof. Klaatsch. Zu dieser treten nunmehr noch die vollauf bestätigenden Untersuchungen von

Professor Dr. Verworn in Göttingen. Gegen diese Beobachtungen wendet sich Edward Hennig in der Naturwiss. Wochenschrift vom 15. Oktober 1905 S. 667, er eignet sich dabei den Bouleschen Standpunkt an und versichert: „Jedenfalls haben wir bisher, auch nach den Funden von Professor Verworn keinen Anhalt dafür, daß eine Verwendung der „Eolithe“ in Europa schon im Tertiär stattgefunden hat.“

Unser Standpunkt ist der abwartende. Klaatsch, Rutot, Capitan u. A. werden die Antworten nicht schuldig bleiben.

VI. Johannes Elbers: A. Die Landverluste an den Küsten Rügens und Hiddensees, ihre Ursachen und ihre Verhinderung. B. Über die Standfestigkeit des Leuchtturms auf Hiddensee. (Aus dem X. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald 1906).

Die schrecklichen Landverluste, welche unsere Ostseeküste fort-dauernd durch Abbröckeln in Folge von Frost und Regen und durch beständiges, nicht selten bis zu Sturmfluten gesteigertes Abspülen erleiden, sind uns allen bekannt und nötigen die Behörden ernstlich, weiteren Landverlusten vorzubeugen. Nur mit Bestürzung habe ich in diesem Sommer die Abspülungen am Rügenschon Strand zwischen Crampas und Lohme sowie an der neuvorpommerschen Küste bei dem Seebad Lubmin beobachten können. Die nötigen Schutzmaßregeln zu treffen, ist hier, wie an unseren nicht minder bedrohten Nordseeküsten von Röm bis Borkum, sehr schwer, mitunter hat man Mittel benutzt, die weit mehr geschadet als genutzt haben. Herr Dr. Elbert, z. Z. als Geologe zu Münster i. W. hat im Auftrage der K. Regierung zu Stralsund sich mit der Verlust- und Verhinderungsfrage sorgfältigst beschäftigt und seine Ergebnisse in dem Vortrag zu A bzw. Gutachten zu B zusammengefaßt.

Seit der postglazialen Litorinasenkung scheinen unsere Küsten zwar im großen und ganzen dem langsamen Versinken nicht ausgesetzt zu sein, dafür sorgt aber das Meer unablässig weiter, die weicheren Bestandteile werden fortgeführt, die großen Blöcke bleiben liegen. Doch finden auch Anspülungen statt. Es ist nun die Aufgabe des Ingenieurs, so zu vermitteln, daß er den Sandflug, die Richtung der herrschenden Winde, die unterseeische Wanderung des Sandes u. dgl. mehr beobachtet und wenn möglich zum Uferschutz mitheranzieht.

Was Hiddensee anlangt, so habe ich die Selbstzerstörung des hohen Steilufers dieser interessanten lebhaft an Sylt erinnernden langgestreckten Insel zum öftern, ich möchte beinahe sagen mit Grausen, beobachtet. Ich habe tiefe Spalten in dem Lehmufer gefunden, aus denen sich, gerade wie aus Eisspalten in den Gletschern, kein Mensch ohne Hülfe wieder herausarbeiten kann. Sonderbarer Weise habe ich diese gefahrvollen Uferpartien, in denen man leicht im Dunkeln verunglücken kann, nie-

mals abgesperrt gefunden, wie es doch beispielsweise mit großer Vorsicht auf Helgoland und bei Stubbenkammer geschieht.

VII. Vineta. Von W. Deecke. (Aus dem X. Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald 1906).

Der Name Vineta — ein Beweis für die deutsche Unbefangenheit den Slaven gegenüber — ist bei uns so bekannt und so gefeiert, daß die Abhandlung des gelehrten Herrn Verfassers Professor Dr. Wilhelm Deecke in Greifswald von vornherein großes Interesse erregt. Wir Berliner haben ja neben einem Arkona-Platz auch einen Vineta-Platz getauft und in der Nähe die Wolliner Straße plaziert, letztere benannt zur Ehre der Stadt Wollin an der Dievenow, die den historischen Kern zur Vineta-Sage darbietet.

Zunächst erörtere ich die archaeologische Frage.

Bereits i. J. 1871 machte Rudolf Virchow (Ausgrabungen auf Wollin, Verb. der Berl. Ges. f. Anthrop. IV. S. 58 flg.) auf die geschichtliche Namenfolge: Jomsburg, dann Julin, (Land Jome oder Junne) später Wollin sowie darauf aufmerksam, daß der Jahrhunderte später erscheinende Name Vineta auf dem Schreibfehler eines alten Manuskripts beruhe und daß die Namen Vineta und Jummeta identisch sind. Es ist daher, sagt Virchow mit Recht, in den neueren Untersuchungen Vineta allmählich aus der Reihe der der Forschung würdigen Punkte ausgeschieden. Vgl. auch Giesebrecht, Wendische Geschichten, Berlin 1843 S. 23, 206. A. a. O. XIX S. 100 sagt der Slavist Müschner, Jummeta sei eine Nebenform von Junne d. i. ein gartenähnliches Land. R. Virchow (S. 105) betont dabei nochmals, Vineta sei durch falsche Lesung aus Jummeta entstanden. Jummeta sei die skandinavische, aber nicht die wendische Namensform.\*)

A. a. O. XV. S. 111 flg. habe ich auf Grund eigener Untersuchungen und Ausgrabungen festgestellt, daß zwischen dem alten Julin als der Slavenstadt und der skandinavischen Ansiedlung daneben auf dem sogenannten Silberberg bei der Stadt, der Stätte der Jomswikingerburg zu unterscheiden

---

\*) Bereits Zöllner (Reise durch Pommern, Berlin 1797, S. 505) schreibt: „Zum Unglück las Kranz (der 1517 starb) in seiner Handschrift vom Helmold Wineta“ und S. 507 „Ich sagte vorhin, es sei ein Unglück gewesen, daß Kranz beim Helmold den Namen Wineta gelesen habe; denn hätte er nicht den Abschreiber sondern den Adam selbst in die Hand bekommen, als er diese Stelle niederschrieb, so hätte er wahrscheinlich Julin gesetzt und das Gespenst Wineta wäre vielleicht nie in die Geschichte gekommen.“ — Und füge ich hinzu, er hätte sich von der Diewenow und der Inseln Wollin niemals nach der Insel Usedom und dem Vorstrand des Streckelberges verirrt. Anführen möchte ich noch, daß ich den Herren Gebrüdern Stricker, von denen einer, Herr Ehrich Stricker, Mitglied der Brandenburgia und Mitinhaber unserer Nikolaischen Verlagsbuchhandlung ist, die Vorlegung sehr schöner Photographien vom Streckelberg, vom Vorstrand und vom Riff verdanke. Die Herren halten sich seit Jahren zur Sommerfrische in Cölpin beim Streckelberg auf und haben mir als ausgezeichnete Touristen, Schwimmer und Taucher interessante Auskünfte erteilt.

sei. Meine Mitteilung betitelt sich: „Der Silberberg bei Wollin als Stätte der Jomsburg“ und enthält die Daten über die skandinavische Jomsburg (erbaut 970 — 980, zerstört 1042 oder 1043) und über das wendische Wollin, wohin 983 König Harald von Dänemark flieht; 1175 oder 1177 wird Wollin von König Waldemar so gründlich zerstört, daß Helmold, der Slavenchronist, Ende des 12. Jahrhunderts die Wendenstadt nur als untergegangen kennt.

Das sogenannte Vineta-Riff und der Streckelberg mit seinem Vorstrand sind mir persönlich sehr wohl bekannt. Überhaupt habe ich in verschiedenen Jahren vielfältig die Insel Usedom bereist und untersucht. Meine Nachforschungen erstrecken sich längs dem Strande bei Swinemünde an der ganzen Usedomer Küste bis weit über Zinnowitz hinaus, außerdem auf Gothen, Sellin, Pudegla, Mellenthin, Morgenitz und den Lieper Winkel, auf die Stadt Usedom und Umgegend sowie das benachbarte linke Peeneufer bei Lassan, Wolgast und Kröslin, sowie weiterhin auf die Boddenküste von Freesendorf über Lubmin bis Ludwigsburg.

Herr Professor Deecke glaubt nun, daß die großen Steinmengen, welche das Vineta-Riff bilden, von versunkenen und zerstörten großen Steingräbern herrühren. Es handelt sich dabei um ungeheure Blöcke, wie sie den deshalb sogenannten megalithischen Gräbern angehören.

Ich glaube nun auf Grund meiner vieljährigen Kenntnis von Neu-Vorpommern und Rügen, daß dies nicht möglich ist. Die Peene — wie sie, beiläufig erwähnt, noch heut eine dialektische Grenze zwischen dem eigentlichen niederdeutschen Platt und dem hinterpommerschen Volksdialekt darstellt — hat die uralte neolithische Grenze der megalithischen Gräber gebildet. Auf Wollin fehlen sie gänzlich, auf Usedom sind sie kaum mehr vertreten. Von einer solchen Anhäufung von megalithischen Gräbern, wie sie die Bildung eines gewaltigen Riffs bedingen würde, kann meines Erachtens keine Rede sein. Man bedenke dazu, daß hier seit Jahrhunderten Steine gezangt und nach den verschiedensten Küstenpunkten sowie binnenlands verschleppt worden sind. Welch ungeheures Material haben allein die vom Vineta-Riff zum Bau der Swinemünder Molen und Hafenbauten verwendeten Blöcke geliefert, trotzdem liegen noch immer gewaltige Massen im Riff, welches dadurch bei flachem Wasserstande verbunden mit unruhiger See noch heut der Schiffahrt gefährlich wird. Im vorigen Jahrhundert wurden die sogen. Vineta-Ruinen d. h. die Steinriffe noch so groß wie die ganze Stadt Stralsund oder Rostock geschätzt.\*) Auf der ganzen Erde dürften keine megalithischen

\*) Zöllner a. a. O. S. 518, woselbst er auch die merkwürdigen geometrischen Zeichnungen, der Anordnung der Steine, welche Deecke reproduziert, nach Chytraeus gibt: In Prooemio Metropoleos de Episcop. Camminensi, A. Joh. Lubbechii de Julino



Gräbergruppen zu finden sein, auch wenn man die ausgedehntesten derselben in der Bretagne, in Marokko, Algerien, Tunesien und Vorderindien in Betracht zieht, welche ein kubisches Steinmaterial liefern könnten von dem Umfang, wie es das Vineta-Riff enthalten hat und noch enthält.

Die großen Steingräber, welche man in der Nachbarschaft der Insel Usedom zum Vergleich heranziehen kann, befinden sich in den neuvorpommerschen Kreisen Grimmen und Greifswald; ich kenne sie fast ausnahmslos vom Augenschein her. Im Jahre 1903 habe ich mit unserm leider zu früh verstorbenen Mitgliede Professor Oskar Krause namentlich diejenigen Grabhügel untersucht, welche sich auf der Generalstabs-Karte Meßtischblatt 592, Sektion Griebenow, besonders zwischen Groß-Zarnewitz, Treuen und Sassen westlich, und Zestelin und Neu-Negentin östlich befinden. Herr Krause wollte diese sowie die mir genau bekannten, auf Blatt 593 (Greifswald) befindlichen Hünengräber bei Dargelin und Behrenhof mit mir zusammen beschreiben und der deutschen Anthropologen-Versammlung in Greifswald August 1904 den Text mit Bildern und Plänen widmen. Die schwere, schließlich tödliche Erkrankung unsers verehrten Mitgliedes hat diesen Vorsatz vereitelt.

Diese Hünengräber, die sich alle — ein Umstand, welcher bei der Würdigung der vermeintlichen Vineta-Hünengräber wohl zu beachten — vorsichtig etwa 5 bis 10 und mehr Kilometer vom jetzigen Strande entfernt halten — würden zusammengerechnet lange nicht den kubischen Inhalt des Vineta-Riffs liefern. Und selbst wo sie nahe bei einander liegen, sind sie nicht entfernt so „heerdenartig“ dicht zusammengedrängt wie die Blöcke des Vineta-Riffs.

Aber, sagt man, die beim Streckelberg lokalisierte Vinetasage muß doch eine geschichtliche oder vorgeschichtliche Unterlage haben. Ich bestreite das ganz entschieden und verweise auf den groben Unfug, der mit der vermeintlichen Göttin Hertha, dem Herthasee und der Herthaburg auf Rügen bei Stubbenkammer seit vielen Jahrzehnten getrieben wird. Jedes Kind kennt die sogenannte Sage von der Göttin Hertha und die Touristen oder Badegäste können sie sich dort, je nachdem die Konjunktur ist, für 5 oder 10 Pfennig vorleiern lassen. Jeder Rügianer glaubt daran und nicht minder ein großer Teil der Fremden\*). Vor dem Anfange des 17. Jahrhunderts hat aber niemand auf Rügen etwas von dem Herthadienst gewußt, der überhaupt auch unter diesem Namen nirgends auf der Erde existiert hat, da er nur auf einer falschen Lesart

---

et Arcona, narrata. Woraus sie sowohl Rango in den Noten zu den Origin. Pomeran. (Colberg 1684) p. 292 f. als Dähnert in der Pommerschen Bibliothek, Bd. 3 S. 123 u. f. haben abdrucken lassen.

\*) Hat man doch in den sechziger Jahren v. J. eine preußische Korvette Hertha getauft und erst vor wenigen Jahren seitens der Gründer der Kolonie Grunewald leider einem der künstlich ausgegrabenen kleinen Seen den Namen Hertha-See beigelegt.

beruht, indem an der betreffenden Stelle der Germania des Tacitus Kap. 40 alle Handschriften „Nerthum“ oder „Nerthun“ statt „Hertham“ lesen. Barthold hat in seiner Geschichte von Pommern und Rügen (I. 114 ff.) gezeigt, wie zuerst im Jahre 1616 ein auswärtiger grübelnder Forscher (Klüver) gemutmaßt habe, daß Rügen die vom Tacitus so unbestimmt bezeichnete Insel im Ozean sei, auf welcher die als falsche Göttin in die Germania hineingekommene Hertha verehrt worden wäre; wie diesem der erste pommersche Geschichtsschreiber im 17. Jahrhundert, Micraelius, darin blind gefolgt sei, und die Mutmaßung allmählich, durch immer dreistere Behauptung, den Schein einer geschichtlichen Tatsache angenommen habe\*).

Wie trotzdem und alledem der Fabelname Hertha niemals ausgerottet werden wird, so geschieht es und wird geschehen mit dem vermeintlichen Vineta-Riff und der von Schulmeistern, Journalisten und sentimentalen Badegästen erfundenen, beziehentlich nachgebeteten Vineta-Sage. Beide Fabeleien werden fortbestehen: *mundus vult decipi!*

Wenn man schliesslich als Grundlage und Lokalisierung dieser Fabeln einen prähistorischen Grund sucht, so will ich hinzufügen, daß Professor Dr. Theodor Liebe von hier und ich sehr häufig wendische Reste, namentlich von Töpferware am und beim Streckelberg, besonders landeinwärts gefunden haben. Es sind unzweifelhaft hier wendische Ansiedelungen gewesen und gänzlich verschwunden. Aber die Wenden haben niemals Steingräber, am wenigsten megalithische errichtet, die vorpommerschen megalithischen Grabhügel sind zum Teil tausende von Jahren älter als die Wendenzeit.

Bleibt noch die geologische Frage. Diese ist, wie ich überzeugt bin, die einzige, die beim Vineta-Riff in Frage kommt. Ich maße mir selbstverständlich, namentlich dem kundigen Herrn Verfasser gegenüber, keine geologische Lösung an. Daß der Herr Verfasser eine prähistorische Lösung vorschlägt, beweist, daß er eine befriedigende geologisch-stratigraphische wenigstens bisher nicht gefunden hat. Hoffentlich geschieht dies später einmal. Bei der kettenartigen Anordnung der Blöcke hier und auf den beiden Nachbarriffen möchte man zunächst an einen Moränenschuttwall denken. Auffallend ist die tiefe Senkung dieses versunkenen Vorlandes im Verhältnis zu der Nähe und der bedeutenden Höhe des Streckelberges.

Zöllner, der am a. O. S. 464–526 die Vineta-Frage mit großer Gründlichkeit und unparteiisch untersucht hatte, setzte im Jahre 1797 einen Preis für die Untersuchung der vermeintlichen Ruinen von Vineta in Höhe von vier Friedrichsdor aus, der bis 200 Thaler vermehrt und

\*) Vgl. Boll, die Insel Rügen, Schwerin 1858 S. 56. — Der einheimische Name für den See und Wall ist „der Borgwallsee“, „der Borgwall“.


bei einem Handlungshause in Stettin verwahrt werden sollte. M.W. hat niemand diesen Preis gewonnen.

Es würde sich wohl lohnen, wenn die gelehrten Gesellschaften Pommerns mit Unterstützung der königlichen Regierung ebenfalls eine Geldsumme zur Feststellung der genauen Lage der Steinreste des sogenannten Vinetariffs bewilligten. Die Untersuchung ist technisch sehr schwierig, sehr zeitraubend (weil nur bei stiller See möglich) und recht kostspielig; sie interessiert aber, man kann wohl sagen, die ganze Welt.

VIII. Das wandelnde Blatt, *Phyllium siccifolium*. Ein Exemplar dieser Kaukerfs oder Geradflüglers (verwandt mit den Heuschrecken) legt unser Ausschußmitglied Herr Franz Körner aus seiner Naturaliensammlung vor. Das seltsame aus der Familie der Gespenstschrecken (*Phasmodea*) stammende Insekt stammt aus Ceilon. Das Tier sieht ungefähr aus wie zwei beieinanderliegende abgestorbene Baumblätter. Diese Tiere sind recht lehrreiche Beispiele für die Nachahmungsverstellung (*Mimicry*), sie schützen sich durch ihre Gestalt und Farbe einerseits vor Feinden, andererseits könnten sie auch gerade deshalb ihre Beute leichter beschleichen, das haben sie aber kaum nötig, da sie, so viel mir bekannt, von Pflanzenkost leben.

#### D. Kulturgeschichtliches.

IX. Über Einbäume hat Herr Kreisarzt Dr. Hubert Lohmer, den wir häufig als Gast bei uns gesehen, mir auf meine Bitte Mitteilungen gemacht. Er war während der Choleraepidemie an der Netze zu Netzdamm bei Bromberg stationiert, verkehrte fortwährend mit Schiffern und erschien mir deshalb geeignet, nachzuforschen, ob sich der Gebrauch der aus einem Stammstück gefertigten Kähne in jenen östlichen an Brandenburg angrenzenden Teilen erhalten hat. Herr Lohmer schreibt mir von Netzdamm am 13. v. M. wie folgt:

„Flößer und Fischer benutzen hier zu kleineren Fahrten (z. B. vom Floße auf das Land) kleine aus drei Brettern verfertigte Fahrzeuge dieses Querschnittes , vorne und hinten spitz zulaufend. Das Bodenbrett ist in der Mitte des etwa 3–4 m langen „Schollnik“ (ob von „Scholle“ herrührend?) etwa 30–40 cm breit, sodaß gerade ein Mann darin stehen kann. Diese Boote kippen sehr leicht um; man benennt sie hier so wie am Rhein auch die leichten langen schmalen Wettruderboote genannt werden, als „Seelenverkäufer“.

Dieser Name „Schollnik“ wurde ursprünglich für ausgehöhlte und als Fahrzeuge dienende, oft noch durch einen oder zwei Eisenreifen zusammengehaltene Baumstämme, also Einbäume benutzt, während man die obengenannten, aus Brettern hergestellten Fahrzeuge in der Schiffer- (oder Polen-?) Sprache eigentlich „Krakuwke“ nannte. Diese Einbäume sollen bis vor 5–10 Jahren auch hier noch benutzt worden

sein. Der Gastwirt hier hat jetzt einige seiner Krippen im Kubstalle aus Einbäumen, die früher als Fahrzeug dienten, hergestellt. Ich selbst sah hier auf dem Wasser keine Einbäume mehr; dagegen versichern mir die Schiffer, daß auf der Weichsel die sog. „Kottleute (auch Kittleute), welche gleichsam als Lotsen für Schiff und Floß fungieren, sich neben den Bretter-Schollniks auch wohl noch der Schollniks in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, also ausgehöhlter Baumstämme, bedienen. Sitzend rudern, fahren sie in diesem dem Schiff oder Floß als Führer voran. Das sähe man sowohl in Galizien als auch in Russisch-Polen und auf der unteren Weichsel“.

Ich danke Herrn Lohmer für seine Mitteilung und füge hinzu, daß mir der Gebrauch der Einbäume zum Sondieren der Wassertiefe für Flösse und Kähne auf der deutschen Weichsel wohl bekannt ist. Dergleichen Einbäume gerieten früher nicht ganz selten nach Berlin von der Weichsel und Warthe her. So sah ich beim Bau der hiesigen hölzernen Gotzkowsky-Brücke einen Einbaum in Gebrauch. Ebenso ging dem Märkischen Museum ein anderer dergleichen Einbaum vom Rummelsburger See zu. Diese zwei Einbäume waren aus Pappelholz. Auf der ungarischen National-Ausstellung zu Budapest i. J. 1885 sah ich noch nicht gebrauchte, neue schöne Einbäume aus Lindenholz zum Verkauf ausgestellt.

Unsere Slavisten werden um Erklärung der Wörter Schollnick und Krakowke ersucht. Vergl. im übrigen über Einbäume Brandenburgia X 88, VIII. 46 und besonders IV. 414.

X. Komturei Lietzen. Zur Erläuterung der Abbildung dieses interessanten mittelalterlichen Feldsteinbaues schreibt unser Ausschlußmitglied Herr Dr. Gustav Albrecht folgendes.

Im Septemberheft der Brandenburgia steht S. 283 über ein in Komturei Lietzen von der Kirche getrennt stehendes Gebäude: „Erwähnt wird der interessante Bau nirgends in der Literatur, nicht einmal in Bergau's Verzeichnis.“ Dem gegenüber gestatte ich mir den Hinweis auf das Wanderbuch für die Mark Brandenburg 1904, Teil III. S. 47: „Südl. (nahe dem Eingang) ein großes Gebäude aus Feldsteinen, jetzt Lagerraum mit großen Kellereien, einst vermutlich gleichfalls ein Gotteshaus.“ Die Notiz stand im wesentlichen ebenso bereits in der 1. Auflage des Buches (1892). Die Vermutung, daß das Gebäude ein Gotteshaus war, rührt von Schottmüller her.

XI. Otto Tschirch: Zar Alexander und das preußische Königspaar am Sarge Friedrichs des Großen (4. November 1805). Eine Jahrhundert Erinnerung. Herr Professor Dr. Tschirch, Archivar der Stadt Brandenburg und uns allen als liebenswürdiger Führer in der alten Havelstadt wohlbekannt, überreicht diesen Aufsatz im Sonderabdruck aus der Konservativen Monatsschrift vom November 1905

als eine uns besonders willkommene Gabe, da wir erst kürzlich — am 8. Oktober — in andächtiger Stimmung an der für alle Zeit geweihten, allen Deutschen teuren Gruftstätte verweilt haben. An der Hand der bekannten Vorgänge wird die Zusammenkunft in Verbindung mit den politischen zeitgenössischen Vorgängen von Tschirch auf das Anschaulichste geschildert. Bekanntlich hat die enthusiastische Huldigung Kaiser Alexanders gegenüber der Königin Luise nicht verhindert, daß er der Zertrümmerung Preußens durch den korsischen Caesaren „Gewehr bei Fuß“ noch vor Jahresfrist nach dem 4. November 1805 ruhig zusah.

XII. Wröhe und Wröhmänner in alter Zeit. Mitgeteilt von Herrn Oberpfarrer Recke in Spandau. (Nach einem Vortrag, gehalten am 14. November 1905 im Gemeindesaal der Nikolai-Kirche zu Spandau.) Nach einer Mitt. im Anzeiger für das Havelland, Spandauer Anzeiger 28. XI. 1905).

In Werneuchen grünt noch heute die Wröhlinde, unter deren Schatten einst die Wröhe ihr Fem- und Freigericht hielt; von Bernau, seiner Wröh- und Ackerordnung aus dem Jahre 1654, sowie seiner bis in unsere Tage fortbestehenden Wröhkasse berichtet die vortreffliche Bernauer Stadtchronik viele und interessante Einzelheiten; nicht zuletzt ist Eberswalde zu nennen. Nach den dem Vortragenden freundlichst zugestellten Mitteilungen des Herrn Redakteurs Rudolf Schmidt, Mitgliedes des Eberswalder Vereins für Heimatkunde, erfreut sich die Stadt noch heute eines wirklich fungierenden Wröhamtes. Aufgebaut auf die älteste Wröhorndung von 1619 und auf das Wröhreglement von 1723 ordnet der Rezeß von 1882 die Tätigkeit des bestehenden Wröhamts auf das eingehendste. Von Eberswalde ging es nach der alten „Ackerbürgerstadt Spandow“ mit ihren Gärten, Äckern und Beiländern, Wiesen- und Hauskaveln, Hütung und Hölzung. Alte, zum Teil längst verklungene Namen tauchten wieder auf. Wer kennt sie noch, die „Freiheiten und Gemeinheiten“ (gemeinsame Hütungen), den „Santrödel“, die „Sammelländer vor der Blackenheide“, das „Walpurgisland“ im Spektefelde, die „Elendsgärten“ vor dem „Heidetor“? Die Wanderung endete bei dem „Wröhmännerplatz“, einst die „Wröhmännerwiesen“ genannt und den „Wröhmännern“ zur Nutzung überwiesen, dann in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Sande der Schülerberge aufgehöhht und befestigt. Die Abgrenzung des Wröhmännerplatzes nach der Neustadt zu bildet, wie hinlänglich bekannt, unsere Wröhmännerstr. Ihr Name, vor noch nicht 20 Jahren glücklich und zutreffend gewählt, bewahrt die Erinnerung an Spandaus Wröhe und Wröhmänner in alter Zeit.

Was ist die „Wröhe?“ Wröhen, Wrogen, Wrögen heist — niederdeutsch — anklagen, tadeln, rügen. Die Wröhe ist das Freigericht der Ackerbürgergilde. Die Wröhmänner oder Wröhherren, erstere die „Besitzer“, letztere die „Richter“, sind Freischöffen der Wröhe. Der „Frei-

stuhl“ der „Freigrafen“ ist die Wröhlinde, der baumbewachsene Kirchplatz. Man tagt — ohne Papier und Protokoll — nur im Sommer, zumeist an den Sonntagen „nach der Predigt“. Gegen den Spruch der Wröhe gab es keine Berufung. Die Funktionen der Wröherren, die — ihrer 5 bis 8 — für ihr Amt auf ein oder mehrere Jahre frei gewählt wurden, waren ursprünglich sehr weitgehende. Es handelte sich nicht bloß um landwirtschaftliche Gutachten und Taxationen, auch nicht bloß um Beaufsichtigung der Hirten und Feldhüter, auch nicht bloß um Regulierung in Ansehung des gemeinsamen Brachfeldes (die Wröhherren bestimmten, mit eigener Hand die „Erbsfurche“ ziehend, welche Teilfläche der Brache mit Erbsen, Wicken etc. bestellt werden sollte; der übrige Teil — zumeist  $\frac{1}{8}$  — verblieb als Gemeinhütung), — nein, es handelte sich um wirklichen Rechtspruch in Acker- und Flurstreitigkeiten, bei Grenzregulierungen, bei Schadenersatzklagen, bei Aufteilungen und Separationen. —

Die mittelalterliche Institution der Wröhe zerfiel naturgemäß mit den Elementen, auf denen sie beruhte: der Ackerbürgergilde und den „Gemeinheiten und Freiheiten“, die den Ackerbürgern und Banern vorzeiten zustanden. Die neue allgemeine Separation des Ackers, die Reallastenablösung, die Konstituierung des bürgerlichen Rechts, die Städteordnung, die zunehmende Bebauung, der Rückgang des landwirtschaftlichen Betriebes, besonders in den Großstädten, kamen hinzu, um die Wröhe ihrem fast gänzlichen Untergang entgegen zu führen. Als letzter Rest erscheinen jene „Wröherren“ Berlins, von denen unlängst Geheimrat Friedel in der „Brandenburgia“ erzählte, er selbst habe als Gerichtskommissar in Berlin oft genug „Wröhherren“ über landwirtschaftliche Gutachten zu Protokoll vernommen. Der letzte „Wröhherr“ Berlins starb erst vor wenigen Jahren. Für Spandau — und anderweitig — lebt das Institut der Wröhe, wenngleich in sehr veränderten Formen, in der „Öconomie-Deputation“ des Magistrats und der Stadtverordneten fort. Die Vorväter zumal jener 5 freigewählten Bürgerdeputierten Ökonomie-Deputation mögen vorzeiten des öftern als rechte und echte Wröhmänner den Freistuhl der Wröhe zu Spandow geziert haben.

Zum Schluß teilte der Vortragende noch eine charakteristische Notiz aus der Stadt und Kirchenchronik von Daniel Friedrich Schulze mit, die die Wröhe in Spandau — wie ganz allgemein in den Städten und Dörfern der Mark, ja des niedersächsischen Volkstammes überhaupt — als etwas Selbstverständliches, längst Bestehendes voraussetzt; sie möge hier wörtlich folgen: „Am 26. November 1715 befahl der Geh. Staats-Rath auf Anhalten des Insp. Lamprecht (gemeint ist der Pfarrer und Inspektor an St. Nikolai Joachim Lamprecht) dem Landrath des Havelländischen Kreises Matthias Christoph von Bredow auf Friesack, wie

auch dem Magistrat zu Spandau, daß die Wröhe nicht mehr des Sonntags früh, wegen mancher dabei und nächher gewöhnlichen Unordnungen, sondern künftig erst Sonntags Nachmittags nach der Predigt in der Stadt und auf dem Lande gehalten werden sollte.“ Also „Unordnungen bei und nach der Wröhe“! Stritt man zu heftig oder — wurde der Wröhspruch mit allzuviel Trank und Trunk befestigt, und dann: wurde es „Nachmittags nach der Predigt“ besser? Die Chronik schweigt, und — „Schweigen ist Gold“! —

### E. Bildliches.

XIII. Aus den Sammlungen des Gewerbe-Museum zu Bremen. 50 Tafeln ausgewählt von der Direktion des Museums, Preis 1,50 M, Druck und Verlag von H. M. Hauschild in Bremen (Oktober 1905). Im Juli d. J. hatte ich günstige Gelegenheit unter der sachkundigen Leitung des Herrn Direktors Dr. Schaefer die reichen Sammlungen des Bremer Gewerbe-Museums zu besichtigen und kann Ihnen heut die schönsten Gegenstände desselben in vortrefflicher Illustration mit kurzem Text seitens des genannten Herrn vorlegen. Es wird Ihnen „bei aller Eigenart die große norddeutsche“ Übereinstimmung mit unserm heimischen Kunstgewerbe, namentlich den Holzschnitzereien auffallen.

XIV. Neue Kunst. Mitteilungen über neu erscheinende Kunstblätter. Herausgegeben von der Photogr. Gesellschaft in Berlin. Das Heft 7 vom Nov. 1905 enthält, wie Sie sehen, u. a. Walter Leistikow: Grunewaldsee, Ludwig Knaus: Kindertanz und M. v. Schwind's wundervolle Märchen von den Sieben Raben und der treuen Schwester (Großh. Museum in Weimar).

XV. Dann erhielt Herr Prof. Dr. Pniower zu einem Vortrag das Wort. Er war in die Bresche gesprungen für einen Herrn, der zwar versprochen hatte, die Entwicklung der Technik in Berlin im 18. und 19. Jahrhundert darzustellen, aber ohne jede Entschuldigung ausgeblieben war. In dieser Not mußte Prof. Pniower zu einem Thema greifen, das er schon einmal behandelt hatte. Er sprach über Gottfried Keller in Berlin im Anschluß an einen von ihm verfaßten, in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 12. Juni 1895 erschienenen Aufsatz, der den gleichen Titel führt.

Der Verfasser des „Grünen Heinrich“ verlebte die Zeit von April 1850 bis Oktober 1855 in der Hauptstadt Preußens. Es waren die schwersten, aber auch gehaltvollsten Jahre seines Lebens. In den dürftigsten Verhältnissen existierend, von Nahrungssorgen bedrückt schuf er doch hier den allergrößten Teil seines Hauptwerkes, des „Grünen Heinrich“, ferner den ersten Band der „Seldwyler Novellen“ und die „Sieben Legenden“. Andres wurde begonnen, wie der zweite Band der „Seldwyler Novellen“, die „Züricher Novellen“, das „Singgedicht“. Aber diese

Jahre waren nicht bloß die produktivsten seiner Dichterlaufbahn, sondern sie machten auch in seinem Leben Epoche. Denn in dieser Zeit wurde der Epiker Keller geboren, und zugleich vollzog sich in ihm eine entscheidende seelische Wandlung, indem der Pessimismus, der die Wirksamkeit des modernen Poeten einzuleiten pflegt, endgültig beseitigt wurde, um dem Optimismus Platz zu machen. Auch seine künstlerische Reife erhielt Keller in Berlin.

Das suchte der Vortragende klar zu machen. Daneben schilderte er die Lebensweise des Schweizers in Berlin, seinen Freundeskreis und wies auf den Einfluß, den der Aufenthalt auf die Produktion des Dichters nahm. Denn einige direkte Spuren davon sind in seinen Werken wahrzunehmen. Auch von Liebeswirren, in die Keller verstrickt wurde und die ihn schließlich von Berlin vertrieben, war die Rede. Wie das, was er in ihrem Verlauf erlebte, Motive für den Schluß des „Grünen Heinrich“ hergab, ward vom Vortragenden aufgezeigt. Endlich erörterte er die herben Urteile, die Keller über das Berliner Leben, das Theater, die Bewohner, die Landschaft usw. fällte. Sie erklären sich hauptsächlich aus der melancholischen, trübseligen Stimmung, in der sich der bedrängte Poet befand, der, abgesehen von seiner Armut mit einem Stoffe, eben dem des „Grünen Heinrich“ zu kämpfen hatte, dem er innerlich entwachsen war und der sich dazu noch künstlerisch in einer schweren Krisis befand. Man darf darum mit Recht ihre objektive Wahrheit bezweifeln.

Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant Alt-Bayern, Potsdamerstraße.

### **Noch einige Nachträge zur Chronik von Niedergörsdorf.**

Vergleiche Monatsheft der Brandenburgia vom Jahrgang IX, S. 161, 297, vom Jahrgang X, S. 56, von Pfarrer Zimmermann.

Das Filialdorf Wölmsdorf, eine altpreußische Enclave, liegt 2 km westlich von Niedergörsdorf in der Richtung von Nord nach Süd. Die Dorfstraße, welche nun auch eine Pflasterung erfahren wird, ist sehr breit und mit Bäumen bepflanzt, von denen eine gute Anzahl gefällt werden müssen. Auf der Dorfstraße befanden sich zwei recht tiefe, in Feldstein gefaßte Ziehbrunnen, welche im Jahre 1897 verschüttet worden sind, da jedes Gehöft einen eigenen Brunnen erhalten hat. Am Nord- und Südeinde des Dorfes befinden sich je ein Wasserbehälter, wie sich solche in fast allen hiesigen Dörfern vorfinden und wie dieselben von den alten Flämingern künstlich hergestellt worden sind. Die Dorfstraße ist durch die kleine Kirche mit umgebendem Friedhof etwas eingeeengt. Die Kirche trägt einen Dachreiter in Fachwerk, welcher mit Schiefer bekleidet worden ist. Auf diesem Turme hängen zwei Glocken, von denen die große, aus dem Jahre 1532, zersprungen ist. Die Kirche ist ein altes Gebäude aus unbekannter Zeit im Feldsteinbau. Sie ist nur klein,



aber sie reicht aus für die Gemeinde, welche nur 130 Einwohner zählt. Sonst ist sie freundlich, sauber, mit neuem Gestuhl versehen und mit Steinfliesen gepflastert. Der ungewöhnlich große Altar ist verkleinert worden, um mehr Raum zu gewinnen. Frau Hüfner Fr. Höhne hat für denselben zwei versilberte Leuchter gestiftet. Auch hier wie in Niedergörsdorf steht die Kanzel frei an der südlichen Wand. Dieselbe hat schön geschnitzten Schalldeckel und ist ringsum mit den Bildern Christi und den vier Evangelisten, welche die Zeichen der Cherubim führen, geschmückt. Drei alte Holzschnitte zieren die Wände der Kirche. Der Altar trägt einen Aufsatz mit den Figuren Moses und Christus und mit einem Altargemälde, welches Christus am Schandpfahl im Richthause darstellt. Mitten auf der Dorfstraße lag bis jetzt zur großen Unzierde die verfallene Dorfschmiede, welche nun beseitigt werden wird. Sie ist eine sogenannte Lauschmiede und wird an einem Tage in der Woche von dem Schmied aus Dennewitz versorgt. Wölmsdorf hat nach den Bränden im Jahre 1845 u. 1868 schöne Wohnhäuser und geräumige Gehöfte erlangt und macht den Eindruck der Wohlhabenheit. Früher waren die dortigen Hüfner recht arm, weil sie den guten aber kalten Boden nicht richtig zu behandeln verstanden. Jetzt sind dieselben recht wohlhabend und auch mildtätig, was sich in reichlichen Beiträgen zu Kirchenkollekten ausspricht. Zu erwähnen ist noch, daß das Temperament der Wölmsdorfer von dem der Niedergörsdorfer sich etwas unterscheidet. Sind die letzteren mehr ernst und verschlossen, so wird besonders bei den Festen der letzteren recht fröhliches Wesen beobachtet.

Die Turmuhr in Niedergörsdorf scheint ums Jahr 1738 eingerichtet worden zu sein, denn seit jener Zeit erscheint in den Kirchenrechnungen eine Remuneration custodi mit 12 Groschen pr. an. Dieselbe ging 1854, als der Blitz den alten Turm getroffen und ziemlich beschädigt hatte, auf den neuen Turm über und stand auf dem obersten 4. Boden über den Glocken. Sie hat der Gemeinde viel Reparaturkosten verursacht und dem alten Küster Schulz, welcher sie mit großer Treue versorgt hat, viel saure Mühe; denn der Aufstieg zu derselben war nicht nur beschwerlich, sondern auch gefährlich. 1800 ist sie vom Sturm arg beschädigt worden. Sie bestand aus einem massiv eisernen Werk und das Aufziehen war nicht so leicht. Später wurde sie auf den zweiten Boden gestellt, aber ihre Zeit war gekommen und sie blieb längere Zeit stehen.

Im Jahre 1902 wurde die Gemeinde willig, eine neue Uhr zu beschaffen und sie nicht auf den Kirchturm, wo man das Zifferblatt wenig sehen kann, sondern auf das Schulhaus zu setzen, welches zur Dorfstraße eine schöne Lage hat. Nach längerer Verhandlung mit den zustehenden Behörden ist es erlaubt worden, die Uhr mit den Rechten einer Turmuhr auf dem Schulhause anzubringen, d. i. die Behörden

haben anerkannt, daß die Uhr ein Pertinenzstück des Turmes resp. der Kirche ist. Die Kosten derselben belaufen sich auf 454 Mk., von denen die Kirchenkasse 300 Mk., der Königl. Fiskus 110 Mk., die Gemeinde 54 Mk. entrichtet hat. Den Turmaufsatz hat der Pfarrer mit 15 Mk. bezahlt. Aufgestellt ist dieselbe vom Uhrmacher Weeck, sie läuft 8 Tage und schlägt auch die halben Stunden. Für die leichte Vorsorgung erhält der Küster 12 M aus der Kirchenkasse.

Die Orgel stammt aus dem Jahre 1762; anno 1763 erscheint in der Kirchenrechnung die Ausgabe von 1 *Alth.* 18 Gr. custodi für das Orgelspielen. Sie hat in der Zeit mehrere große Reparaturen erlitten und war nach damaliger Zeit mit schreienden Stimmen in halben Registern begabt. Besonders durchdringend war Mixtur. 1902 ist vom Orgelbauer Schuke aus Potsdam eine umfassende Reparatur ausgeführt worden. Die schreienden Stimmen sind beseitigt, ein Salicional und Bordun neu eingesetzt worden. Der Bau ist schön und ganz modern. Am Erntefest 1902 konnte die Orgel vom Pfarrer geweiht und in Gebrauch genommen werden. Auch sie ist endlich als Pertinenzstück der Kirche anerkannt worden. Kosten sind entstanden:

dem Orgelbauer	1649,— M.	
dem Musikdirekt.	53,— „	für Abnahmef.
dem Photograph	7,50 „	für Aufnahme.

Der Fiskus zahlte  $\frac{2}{3}$  Anteil.

Die Gemeinde  $\frac{1}{3}$  mit 550 M.

Die Anteile der Gemeinde hat der Pfarrer aufbringen können und zwar durch günstigen Verkauf der Dorfchronik, welche von der Brandenburgia gedruckt worden ist.

Ihre K. K. Majestät hat ein Exemplar anzunehmen geruht und 300 M gespendet, Frau Fürstin v. Dohna Slobitten und Frau Feldmarschall Waldersee schickten je 20 M, Oberpfarrer Brüsing 10 M, Fürst Solms 5 M, Dr. med. Tuch 20 M, Kaufmann Kaul 10 M usw., Fräulein Zander hat im ganzen 37 M in der Brandenburgia und sonst gesammelt, die Gemeinde hat nur die Anfuhrkosten mit 15 M bezahlt.

Die neue Orgel müßte nur auch ausgenutzt werden, und darum wurde zum 20. September 1903 ein Orgelkonzert veranstaltet. Das war nun eine ganz neue Idee, ein Orgelkonzert in einer Landkirche. Da war viel Unverstand und auch viel Neid und böser Wille zu überwinden. Der hiesige Lehrer Hilgendorf blieb unerschüttert und übte mit dem von ihm gegründeten Gesangverein im Männerchor und gemischten Chor die Chorgesänge ein, welche bei den immerhin ungeübten Stimmen großen Beifall fanden. Der Lehrer Felber aus Jüterbog war so freundlich, eine Bach-Fuge zu spielen, Herr Uhrmacher Weeck mit seinen Freunden trug im Streichquartett eine Haydn-Sonate vor. Leider war unsere Solosängerin Frl. Hannemann erkrankt. Der Besuch war ein guter,

denn bei dem schönen Herbstwetter waren viele Gäste aus Jüterbog erschienen. Der Ertrag des Eintrittsgeldes war nur mäßig und stellte sich auf 30 M.

Die 30 M bildeten nun den Stock für ein neues Altargemälde; denn unser altes Altarbild war recht schlecht. Es war eine Kopie von demjenigen, welches sich in der Johanneskirche in Luckenwalde befand und nun wohl auch entfernt ist.

Es wurde uns geraten, in einem Immediatgesuch bei dem Herrn Kultusminister um Beistand zu bitten. Bei diesem würden öfter Bilder von angehenden Künstlern angeboten und auch gekauft, wenn Verwendung dafür vorhanden sei.

Wir handelten nach diesem Rat; aber die Angelegenheit ging, was wir vermeiden wollten, rückwärts durch den Instanzenweg und wir erhielten eine gehörige Nase. Diese haben wir beiseite gelegt. Was nun? Es wurde ein Vorschlag dahin gemacht, daß sämtliche kirchliche Kollekten auf ein Jahr aufgehoben resp. für unsere Zwecke gesammelt werden sollten. Weil dies für die Opferwilligkeit immerhin gefährlich werden konnte, so entschloß sich der Lehrer Hilgendorf, ein neues Konzert in Form eines Familienabends zu veranstalten; auch wurden gute Freunde wie Herr Fabrikbesitzer P. Weslau, Platt, Amtsgerichtsrat Ilberg u. a. willig, uns zu unterstützen. Aus der Gemeinde erfolgten noch freiwillige Gaben vom alten Schmiedemeister Brachwitz und von der Altsitzerin Hecht (Jochen) den, Fehlbetrag bis 100 M, wofür das gütige Fräulein Gertrud Sommerfeld uns ein Bild hergestellt hat, welches von dem Kunsthändler Herrn Wartmann umsonst lackiert und aufgezogen worden ist, hat der Pfarrer hergegeben. Das Bild stellt den auffahrenden und segnenden Christus dar. Wenn dasselbe auch kein Original ist, so reicht es doch für unsere Verhältnisse aus und ist zugleich eine Erinnerung an die segensreiche Wirksamkeit des Lehrers Hilgendorf, welcher leider zu früh von uns geschieden ist. Die Gemeinde hat ihn gern gehabt und hätte ihm den Kantortitel gegönnt. Ein von derselben dahin gehender Antrag ist ohne Antwort und Erfolg geblieben.

Wie schon früher unter Titel Schule erwähnt worden ist, hat hier nach der langen Amtszeit des alten Kantor Schulz, ein häufiger Wechsel der Lehrer stattgefunden. Von 1884—87 amtierte der Lehrer Koschack. In der Schule waren seine Leistungen recht sichtbar, aber seine Familienverhältnisse ließen seine Versetzung erwünscht erscheinen. Während des Pfarrbaues hat er in freundlicher Weise dem Pfarrer von seiner Wohnung abgetreten und es konnte auch in dem Schulhause ein Mahl für die Herren von der Generalkirchenvisitation gegeben werden. Nach seinem Fortgang kam der Lehrer Schurecke von Niemeck hierher, welcher bis 1890 geblieben ist. Er hat neben erfreulichen Erfolgen in der Schule

durch sein gesetztes Wesen und durch die Führung eines ehrbaren Hausstandes die Stellung des Lehrers zu Ehren gebracht; der niedere Küsterdienst wurde ihm lästig, er hat ihn aber geleistet. Von 1890—1895 hat dann der Lehrer Mariaschk das Schulamt verwaltet. Seine Arbeit ist, wie schon früher erwähnt wurde, nicht ohne reichen Segen gewesen. Es ist nur noch nachzutragen, daß seit seiner Amtszeit die Kinder zu Spielen und Reigengängen angehalten worden sind. Vor künstlichen Paradenstücken haben wir uns gehütet, denn bei diesen kommen Lehrer und Kinder zu kurz. Es war so ganz aus der Wahrheit, als ein Lehrer nach Vollendung so eines künstlichen Kinderfestes die Kinder mit der Schlußansprache entließ: Nun Kinder gehet heim und ruhet aus, denn ihr habt einen schweren Tag gehabt. Beim Schlag und Wurfspiel werden die Kinder nie verdrossen oder müde und die Mädchen singen immer so gern wieder: Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer ausdrischt; Fuchs, du hast die Gans gestohlen; Häslein in der Grube saß u. s. w. Die Kinder haben zu ihren Spielen, welche sie am besten freihändig unternehmen, ihre Abschlagsverschen:

Peter Paulus hat geschrieben einen Brief nach Paris, er soll holen drei Pistolen, eine für mich; eine für dich, eine für unsern Henndrich (Heinrich).

1—7 auf der Straße No. 7 wackelt das Haus, piept die Maus, Zuckerpüppchen du mußt raus.

1—7 gehe mir nicht in die Rüben, such dir nicht die besten aus, Zuckerpüppchen du mußt raus.

Entel Tentel Tintefaß, geh in die Schul und lerne was. Lerne was dein Vater kann. Vater ist ein Pfeifer, pfeift alle Morgen, klingt wie eine Orgel. Vater zieht die Stiefeln an reist damit nach Amsterdam, Amsterdam ist kurz, wer nicht will der muß.

1—5 strick mir ein Paar Strümpf, nicht zu groß und nicht zu klein, sonst mußt du der Haschmann sein.

Böttcher, Böttcher bumm, bumm, bumm, deine faule Grethe saß auf einem Baum und krächte, fiel herab, fiel herab und das rechte Bein war ab, da kam der Doktor Eisenbart und heilt das Bein mit Spucke zu, aus bist du.

Wenn die Jungen sich im Frühjahr Flöten und Schalmeien bereiten, dann singen sie beim Abklopfen:

Ru, ru, riepe, jäh! (gelb) iß de Piepe, schwärt iß de Sack, drinn de jähle Piepe stack.

Noch ein ausländisch Abschlagsverschen:

Onj, donj, dree, kotte lemme see, lemmesie lemmeso, die capelle sanfte mo, sanftemo die tepperie, tepperie die colibri, onj donj dree.

Es geht auch ein Dorflied um, worin die Namen der früheren Hufner zum Vorschein kommen.

Kriersch (Krüger) schlachten een Kalw, Linken krähnt (kriegen) halw, Dümkens dett Jekrese, Henricks sinn drunn bese; vähr. Anger-ähns (Andreas) hängt een Kranz, Aussen — Voater denkt et iß eene Jans (Gans). Voer Schniedersch (Schneider) stoht eene Stoake, Meyersch Voader denkt et iß een Droake. Voer Magistersch liet een groater Steen un ·Bossdorps Voader bräkt sich Hals und Been, Friedams Jelatkoppe (Kahlkopf) Kossäten Siroptopp. Noacks (Hirte) beschlüeten dat Enge (Ende) und bejüeten inne Harenpuel (Hirtenpfuhl) de Benge (Stroh-bänder) Schmedts häen riepe Baeren und Schmedts Mudder kann Möllersch Kinjere nich afwähren. Schumestersch oalbern Tier (die Schulmeisterin war zänkisch). Petersch Voader schenk noch een Känneken Bier (Petersch zapfte das Gemeindebier ab) Harmanns woe hnin Winkel, Jochens schloan Finken (?). Voer Schulten liet een Schoah, Bonnats Mutter flickt alle Löckern toa; Jespers backen Kiviksbrod, Lenzen schloan alle Kivicke dot, Möllersch hän eene Mühle . . .

#### Mundart der hiesigen Einwohner.

Der Aufsatz der Schulkinder: „Unse Joarmagd.“ Jüterbog iß dee Stadt, wuh vahr dee umlehende Dörper Joarmagd gehollen wart. Doa kahmen dee Landliede un brängen Jetreide, Knullen, Jemiese, Owest (Obst), Botter un Aier. Dee Buhrn awer koepen vuhr sich Ähl, Seepe, Sold, Kaffi, Zucka, Band un Tiech alle Oart. Doa sinn oek Bun mett Schutiech, Blechgescherre, Iserwoaren. Doa sieht man Recke, Hoasen, Mitzen, Hanschkin, Schettl, Teppe, Kriege, Kann un Kaffischoal. In Jüterbog iß och Veihmagd. Doa köft man Päre, Küe, Ossen, Schoepe, Schwiene un Ferkil. Den Johannismagd iß vahr dee Liede een grōdet Fest. Doa reest alles in dee Stadt öder dee Buhre fahrt met den Ploahnawaen henn. Doa wehrt düchtich jejuvelt und gedantz un doa vermöhden (vermieten) sich oek dee Knechte.

In der Beurteilung der hiesigen Mundart, welche hier nur in großen Zügen geschehen kann, ist der Generalsatz zu beachten: Es wird alles vermieden, was die Sprachwerkzeuge anstrengt.

#### A. Selbstlaute.

das volle, laute a wird selten rein gehört wie in Kalw (Kalb) halw (halb) und vor r in darm, warm, scharp = scharf, auch nach r in Grab, Gras. Es lautet in oa um z. B. Voader = Vater, Poade = Pate, Woater = Wasser, es lautet in e in das = dett, in lang ä z. B. Nase = Nāse. e wandelt sich in ei weh = weih — Weichdage, Klee = Klei, See = Sei, Schnee = Schnei. —

- n geht vor dem lästigen r in a über, indem r auch verschluckt wird, Berlin = Balin, Wittenberg = Wittenbag, Herr = Häre, Hermann = Hamann.
- i Vieh = Veih, er liegt = leht, viel = vehl, widersprechen = wedderspräken.
- o ist beliebt u meist rein, ö wird oft spitz wie e gesprochen, König = Kenig.
- u wandelt sich in o, Wurst = Worscht, Durst = Dorscht, Brust = Brost, Turm = Torm, Sturm = Storm, in au, Stube = Staue.
- ü in oe nach ö hin Tür = Doere, Stüle = Stoele.
- ei oft = ee, Fleisch = Fleesch, Seife = Seepe, oft = ie, Zeit = Tiet, Eis = Jis, Pfeife = Piepe.
- au in u, Zaun = tun, Pflaume = Plume, in ö Baum = Böm; Zaun = Töm.

#### B. Mitlaute.

- b = w, im Auslaut, — halb = halw, lieb = löw, Dieb = Döw, Korb = Korw, Grab = Graff.
- f in p; er säuft = supt, Affe = Oape, Schafe = Schoape.
- pf in p, Pferd = Pärd; Pfeife = Piepe, Pfanne in Panje.
- g im Anlaut = j; Gott = Jott; Gabe = Jabe . . .
- g wird verschluckt, morgens = morrens, abends = öens.
- k wandelt sich in ch; kriegt = kriecht, übrig = übrich.
- d in g; ändern = ängern, einander = eenänger, Kinder = Kinjer.
- in b; draußen = buten.
- t in d, Taler = Daler, Tuch = Doek.
- z u. tz sind nicht beliebt; Zeit = tiet, Zähne = Tábne.
- zu = toa, toa huse = zu Hause. —
- st klingt richtig im Anlaut, aber als scht im Auslaut; Worscht, Dorscht.
- quälen = kriestieren, sich schämen = chikanieren; das Mädchen hat kein Chanie.
- vielreden = fechten.

Das Geschlechtswort wird wechselnd gebraucht; das Öl u. der Öl, der Balg und das Balg, der Strohband und das Strohband, der und das Petroleum.

Durch die Schule und durch den Umgang mit Leuten, welche hochdeutsch sprechen, ist manche Härte der Sprache abgeschliffen worden.

Nach dem Fortgang des p. Mariaschk, welcher auch einen Gesangverein gegründet hat, rückt in seine Stelle der junge Lehrer Oberschmied, welcher kaum ein Jahr das Amt geführt hat. Er litt an der Lunge, mußte Urlaub nehmen, um nach Andreasberg zu gehen, wo er verstorben ist.

Nach ihm kam der Schulamtskandidat Rademacher. Er hat zu Anfang seiner hiesigen Tätigkeit die Schule mit Fleiß verwaltet, die Leitung des Gesangvereins wollte nicht gelingen. Später zeigte er sich der hiesigen Stelle nicht gewachsen und ist dann im Interesse des Dienstes versetzt worden. Darauf folgte 1900 der Lehrer Fr. Hilgendorf, welcher der Schule mit Eifer und Verständnis vorgestanden hat, so daß er wiederholt vom Kgl. Kreisschulinspektor belobt worden ist, welcher ihm auch die Leitung einer Fortbildungsschule anvertrauen wollte. Er erweiterte sofort den Kreis der Jugendspiele und besonders war es ihm eine Freude, die Jungen militärisch auszubilden. Kleine Turnermärsche wurden von ihm unternommen und Felddienstübungen gemacht, wobei er dem freien Erfinden der Kinder im Angriff und Verteidigung den Lauf gönnte. Auch die kleinsten Knirpse übten in den Zwischenstunden mit vielem Eifer. Aber auch über den engen Rahmen der Schule hinaus erstreckte sich sein guter Einfluß auf die reifere Jugend des Dorfes. Diese sammelte er im Gesangverein um sich. Neben dem Männerchor entstand auch ein gemischter Chor, welcher bei den Gottesdiensten mitwirkte und in welchem auf Anstand und gute Sitte streng gehalten wurde.

Auch bei den weltlichen Vergnügungen des Gesangvereins ist ein Wohlverhalten geachtet worden. Das Rauchen ist während des Gesanges unterlassen worden, die Kopfbedeckung im Gasthause ist verschwunden, ein Juchzer wird kaum noch gehört. Die jungen Burschen tragen beim Tanze weiße Handschuhe. Hilgendorf verstand mit großer Liebenswürdigkeit einen festen Ernst zu verbinden und erwarb sich Achtung und Liebe. Zwischen ihm und seinem Pfarrer ist nie eine Disharmonie gewesen, sie haben stets in Eintracht gehandelt. Der Gesangverein hat sich ein kostbares Banner angeschafft, wodurch er sich viel Neid zugezogen hat. Nach dem Scheiden des p. Hilgendorf trauert der Verein, er hofft aber nach Ostern im Lehrer Altreck, welcher zum 1. Mai hier anziehen wird, auf Ersatz.

#### Lebensart.

Das ziemlich schwarze, recht wohlschmeckende Brot wird in den runden Öfen, welche früher mit Lehm bedeckt waren, bereitet. Früher standen zwei derselben auf der Dorfstraße, andere in den Hausgärten. Jetzt haben die Backöfen vielfach ein schirmendes Dach oder sind auch in die neuen Häuser verlegt. Sie sind so groß, daß darin bei einem Backen 16—18 Brote von 4 Scheffel Mehl und mehrere Kuchen abgebacken werden können. Bei jedem Backen werden Kuchen bereitet und zwar meist Brotkuchen mit Speckstückchen bestreut. Auch aus zerquetschten Kartoffeln werden dünne Kuchen gebacken, welche frisch garnicht so übel schmecken. Die Frauen haben eine große Übung in der Bereitung auch besserer Kuchenarten. Die Brote werden in runden

Körben aufgemacht, so daß sie einen Durchmesser von etwa  $2\frac{1}{2}$  Handspanne bei einem Gewicht von 10 *fl.* haben. Diese Art der Zubereitung hat ihren Vorteil, denn die Brote haben viel Krume bei wenig Kurste und trocknen nicht so leicht aus. Das Heizen der Öfen geschieht mit dürren Fichtenzweigen, welche in der Nähe derselben aufgestapelt liegen, und wird in der Regel von den Männern besorgt. —

Wenn die Bauernfrau eine Gluckhenne zum Brüten setzt, nimmt sie die Eier in eine Mütze oder Hut und schüttet sie in das Brutnest mit dem Verschen:

Alle gelike (gleich) rut;  
Ut jedet Ei een Kuk (Küchlein).

Geschlachtet werden in einer Hüfnerei 3—5 Schweine außer dem Ernteschwein, welches in der Ernte als Wurst und Braten verbraucht wird. Die Schlächterei mit Wurstbereitung besorgt der Hausschlächter, die Hausfrau tut nur Handlangerdienste. Die ganze Schlächterei geht sehr schnell vor sich; am Morgen schreit das Schwein und am Abend duftet schon die Wurstsuppe auf dem Tische. Semmel wird sehr reichlich zur Wurst verwendet, und wenn die Därme nicht ausreichen, wird Topfwurst gemacht. Eine bessere Dauerwurst ohne Blut wird Schwartenwurst genannt, die Bratwurst wird bei mangelnden Därmen in einen leinenen Lappen geschlagen und zumeist in die Luft gehängt, seltener in den Rauch.

Die ausgeschnittenen Braten werden in großen Pfannen gut angebraten, dann in große Töpfe getan und mit Brühe und Fett übergossen. Ebenso geschieht es mit dem Gänsebraten. Die Hausfrau kommt beim Besuch dann nicht leicht in Verlegenheit. Gänse werden von den Bauern nicht gezogen, sondern jede Hüfnerei erwirbt 12—15 Stück vom Händler, dieselben machen auf einige Zeit die Straße unsicher, dann werden sie aufgesperrt und meist genudelt.

Die Leute werden nicht übel ernährt, aber wenn so ein unnützer Knecht seinen Herrn ärgern will, so singt er wohl oder schreibt an die Wand: Am Sonntag gibt es Knochenfleisch und sonst die ganze Woche keins.

#### Kirchliche Handlungen.

Bei der Erstlingstaufe besonders eines männlichen Stammhalters wird eine größere Festlichkeit veranstaltet und die Zahl der Paten geht bis auf 8—10. Später verringert sich die Zahl auf die drei gesetzlichen Paten und es wird ein sogenanntes Semmelkindtaufen gefeiert. Bei unehelichen Kindern wird keine Danksagung getan; auch darf unter den 3 Paten weder ein Junggesell noch eine Jungfrau erscheinen — die Mütter sind zumeist bei der Taufe des Kindes in der Kirche zugegen, um Danksagung zu verrichten und den Segen zu empfangen. Vorher lassen sie sich nach der Geburt nicht auf der Straße sehen. Die Kinder



werden in schnellem Tempo zur Kirche getragen, weil man glaubt, daß sie dann das Gehen leichter erlernen. Die Paten müssen beim Taufmahl von jedem Gericht essen, damit das Kind alles essen lerne. Die Konfirmation mit dem ersten Genuß des hlg. Abendmahls wird, nachdem eine Prüfung (Vorstellung) am Sonntag Indica stattgefunden hat, am Palmsonntag vollzogen. Um die sonst schon lange Handlung zu kürzen, wird statt einer Predigt eine Ansprache vom Altar gehalten, in welcher die Konfirmanden der Sorge der Gemeinde und besonders der Treue der Jugend empfohlen werden. Die Konfirmanden sprechen gemeinsam das Glaubensbekenntnis und die Gemeinde bekennt sich zu demselben Glauben durch Absingen des Liedes, „Wir glauben all an einen Gott.“ Der Altar ist an diesem Tage mit blühenden Topfgewächsen geschmückt, welche von den Kindern aus den Häusern zusammen getragen werden. Die Mädchen erscheinen zumeist in schwarzen Kleidern und im einfachen Haarschmuck, Bekränzung ist nicht im Gebrauch.

Beim Eintreffen des Bräutigams im Dorfe zur Hochzeit werden seinem Wagen von der Schuljugend und auch anderen Leuten Stangen vorgehalten, und er ist gezwungen, sich durch eine Geldgabe in kleinen Münzen, welche er unter die Menge wirft, loszukaufen.

Ist eine Person verstorben, so wird sie recht bald aus dem Federbett genommen und auf ein Strohlager gelegt, welches mit einem Laken überbreitet ist. Ein besonderes Sterbehemd erhalten die Toten nicht, sondern sie werden darauf in ihren besten Sonntagskleidern in den Sarg gelegt. Früher wurden die Särge mit dem schwarzen Leichentuch überhängt, jetzt werden sie auf das Leichentuch gestellt und tragen einen reichen Schmuck von gemachten und lebenden Blumen. Solche Kränze und Kronen wurden früher zur Erinnerung in der Kirche angebracht. Das Grab wird von den Trägern aufgeworfen, weil noch kein besonderer Totengräber angestellt worden ist. Die Träger erhalten bei diesem Geschäft aus dem Leichenhause ein reichliches Frühstück, welches sie auf dem Friedhofe, meist auf den Gräbern sitzend, verzehren. Diese häßliche Sitte will sich nicht abstellen lassen. Als Gefolge erscheint außer den Verwandten bei Hufnerleichen die ganze Hufnergemeinde, von den Kleinleuten kommen hauptsächlich die Frauen; bei den Leichen der Kleinleute fehlen, wenn nicht nähere Beziehungen da sind, die Hufner; aber die Frauen sind da. So auch bei Kinderleichen. NB. Der Unterschied von Hufner und Kleinleuten wird immer aufrecht erhalten, auch im Gasthaus sitzen sie an gesonderten Tischen und bei Tanzbelustigungen halten sich die Töchter der Hufner scheu von den Dienstmägden zurück.

In älteren, nicht zu fernen Zeiten wurden die Toten nicht auf Stroh gelegt sondern auf dem Totenbrette befestigt. Dieses Brett wurde schräg gegen die Wand gestellt, um dadurch den Leichen eine bessere

Haltung zu geben. Der Krüger, Hüfner Kühnast, kann sich noch erinnern, daß auf dem Hausboden seiner Eltern sich solch ein Brett befand, an dem er öfter mit heiliger Scheu vorübergegangen sei. Zwei alte Frauen des Dorfes, Witwe Müller und Schütze erinnern sich folgenden Vorganges: In Wölmsdorf brachte es eine Frau über sich, noch vor dem nahen Begräbnis ihrer Mutter zu einer Hochzeitsfeier zu gehen. Da sagten denn die Leute: die kann auch nicht warten, bis ihre Mutter vom Brett genommen ist —

### Vergnügungen.

Beliebt war das sogenannte Auskarren (das Spinnrad wurde auch Spinnkarre genannt). Auskarren hieß soviel, als dem Spinnen in diesem Jahre Lebewohl zu sagen, und das konnte ohne ein Vergnügen nicht geschehen. Wie nun jetzt pffiffige Gastwirte ihren neuen Tanzsaal wohl dreimal weihen, im Rohrbau, nach der Dekorierung und bei Aufrichtung einer Schaubühne, so wurde auch das Auskarren, bei welchem anfangs Gesang die Musik vertrat, jährlich mehrere Male wiederholt und rechnete endlich zu den verbotenen Lustbarkeiten. Es ging, weil es mehr einen improvisierten Tanz gab, sehr einfach zu. Die Knechte tanzten in ihren weißen, unbezogenen Pelzen, hatten die Mützen auf, die kurzen Pfeifen im Munde und waren in Strümpfen oder wohl gar in bloßen Füßen. Aus der Tasche des Pelzes mußte ein Pfeifenräumer von blankem Messing hervorleuchten. Auch bei jedem Tanzvergnügen wurde der erste Tanz im Pelz vollzogen, welcher dann ausgezogen wurde.

Auch der Tag der Gestellung zum Militärdienst ist für die jungen Burschen wichtig. Sie tun sich in der Stadt oft übers Maß gütlich, schmücken sich mit Bändern und Sträußen, und kommen wohl auch mit einer Musikbande an der Spitze mit Freudentauschen ins Dorf zurück. Jetzt fahren sie auf der Eisenbahn und auf derselben geschieht eine Ernüchterung, so daß das Auftreten viel ruhiger geworden ist.

Bei der Einladung zum Fastnachten ging es also her: Die jungen Burschen und Mädchen versammelten sich an einem Sonntage, und die Mädchen trugen ihre langen, bedruckten Leinwandschürzen; darauf gingen die Burschen, etwa 12 an der Zahl, in eine besondere Kammer, um ihren Spruch zu tun, d. h. aus der Zahl der Mädchen eine würdige Auswahl zu treffen. Die Beratung nahm öfter eine Stunde in Anspruch. Darauf traten sie aus der Kammer hervor, um ihren Spruch zu verkündigen. Das geschah sehr einfach. Sie sprachen zu dieser oder jener Schönen: „Nu, kannst moal to hus goan!“ Das war das Zeichen, daß sie Gnade gefunden hatte. Sie ging nun nach Hause, legte die leinene Schürze ab und erschien als Erkorene in der bunten Seidenschürze. Auch die Burschen erschienen nun in ihrem besten langen Sonntagsrock. Es gehörte zum guten Ton, daß das Halstuch (schwarz

seiden) ganz glatt und fest gebunden war, so daß wohl die Luft vergehen wollte. Die Mädchen standen zuerst auf dem Hausflur und wurden dann von den Burschen in die Stube getanzt.

Die Sache hatte somit eine große Förmlichkeit, von welcher zu wünschen wäre, daß sie noch da wäre.

Jeder Bursche war an sein Mädchen bis zum Johannismarkt gebunden und mußte mit ihr stets den ersten Tanz verrichten. Die jungen Leute fuhren auch gemeinsam zur Stadt, denn die Mädchen mußten doch Truschen (Sträube) einkaufen, welche sie den Burschen zu schenken hatten. Diese gaben den Mädchen in der Stadt ein reichliches Mahl.

Merkwürdig ist, daß beim Stollenreiten neben dem ersten auch der letzte Reiter Auszeichnung erfuhr. Außer der Stolle erhielt der erste Reiter noch ein seidenes Halstuch, der letzte ein Taschentuch. Dem ersten Reiter gebührte der erste Tanz, der zweite Tanz dem letzten Reiter, der dritte Tanz dem ersten und letzten Reiter, der letzte Reiter erhielt auch eine Tabakspfeife — vom Bäcker gebacken. Ich habe nicht erfahren können, nach welchem Gesetz die gütigen Mädchen gehandelt haben. Ja, die lieben Frauen handeln oft wunderlich, sonst kämen die kleinen und mißgestalteten Männer nie zu einer hübschen und ansehnlichen Frau.

An Zuwendungen hat die Kirche erhalten:

1. Eine große Hängelampe von Frau Hüfner Meske.
2. Einen Kronleuchter mit 8 Lampen von der Frau des Lehn-  
hofsbesitzers Hecht in Gemeinschaft mit dem Pfarrer. Beide  
Stücke sind nicht ganz kirchlich, aber sie genügen.
3. Einen neuen kostbaren Altarteppich von Herrn Dr. med.  
Tuch-Hannover.

Ein neuer schöner Kirchensitz für die Bewohner des Bahnhofs ist hergerichtet.

Der Altarraum ist mit Cocus-Läufern belegt, circa 30 □ m.

Wir dachten auch daran, eine Heizvorrichtung zu beschaffen. Zu diesem Zweck wollten wir ein neues Konzert geben, wozu uns schon auswärtige Sängerinnen, ein Geigen- und Orgelspieler zugesagt hatten. Leider müssen wir die Sache bei dem Abgang unseres Lehrers ruhen lassen. Ich hoffe, daß sich noch ein oder einige mitleidige Herzen finden, welche dem ergrauten Pastor eine angewärmte Kirche gönnen und die 300 M aufbringen, welche genügen werden.

#### Geschichtliches.

Das Jahr 1901 brachte zur Erntezeit große Dürre, so daß Futtermangel entstand. Obst gab es wenig; die Pflaumen vertrockneten an den Bäumen, Kirschen gab es reichlich. Es kostete der Zentner 1,50 M,

und niemand wollte sie dafür pflücken. Die Ernte war immerhin gut, nur der Hafer hatte gelitten.

Am 7. August 1902 schlug der zündende Blitz in das Gehöft der Witwe Freidank. Von diesem Gehöft wurde das massive Wohnhaus und der Kuhstall erhalten, aber das benachbarte Gehöft der Witwe Müller (Borsdorf) brannte ganz nieder. Die benachbarte Pfarrscheune wurde nur erhalten, weil ein kräftiger Gewitterregen eintrat. Die Witwe Müller suchte die Pfarrscheune, welche seit 30 Jahren zum Bauärger der Gemeinde und ohne großen Nutzen für den Pfarrer dastand, zu erwerben. Die Gemeinde wurde willig, ihr die Scheune zum Geschenk zu geben. Als das Königl. Konsistorium von unserer Gutherzigkeit Kenntnis erhielt, wurden wir hart angelassen, weil wir kein Recht zum Schenken hätten. Die Gemeinde hatte so gerechnet: Unsere Väter haben in früheren altsächsischen Zeiten die Scheune nach altsächsischem Recht aus eigenen Mitteln gebaut und unterhalten. Sie gehört ihr, der Fiskus hat zu ihr kein Recht.

Das Königl. Konsistorium wollte nun die Gemeinde dahin in Anspruch nehmen, daß sie den abgeschätzten Wert von 400 M sofort aufzubringen hätte und dann noch im Bedarfsfalle eine neue Scheune auführe. Das war nun offenbar ein Anfang von den sieben Züchten. Die Sache ist endlich dahin geordnet, daß die Gemeinde bei einem etwaigen Neubau 400 M vornweg auf den Tisch legt und dann mit dem Fiskus weiter baut. In den benachbarten Dörfern hat man die Scheunen schon früher entfernt, ohne daß ein Hahn krächte.

Die Witwe Müller hat die Scheune durch Rollen auf ihr Gehöft schieben lassen. In Gemeinschaft mit dem Pfarrer, der doch auch wohlthätig sein mußte, hat sie den Kutschschuppen im Stallgebäude der Pfarre errichten helfen. Während des Baues hat die Witwe Müller die Ställe der Pfarre und den Kellerraum des Pfarrhauses in Benutzung gehabt.

Durch den Neubau des Hauses der Witwe Müller hat die Dorfstraße sehr gewonnen; der Pfarrgarten aber hat durch die Aufführung eines übermäßig hohen Stallgebäudes gelitten. Derselbe hat dafür durch Urbarmachung des Scheunenplatzes einen Zuwachs erfahren. Das Jahr 1903 war bei ziemlicher Dürre, in welcher das Sommergetreide litt, ein gesegnetes.

Im Jahre 1904 zog am 21. Juni von Westen her gegen Abend ein Gewitter herauf, welches Hagel mit sich führte. Derselbe hat auf den südwestl. Feldern einigen Schaden verursacht, aber die Witwe Hermann und Hüfner Meske, deren Äcker hauptsächlich betroffen waren, waren versichert. Der Witwe Hermann wurde ihre Entschädigung durch das Schmerzenskind Eichelbaum gestohlen. Dieser unglückliche Mensch war aus dem Zuchthaus entlassen und der Pfarrer hatte versucht, ihn irgendwo

unterzubringen, freilich vergebens. Nun trieb er sich in den hiesigen Waldungen herum und ließ dem Pfarrer und einigen anderen ihm unlieb-samen Einwohnern die Warnung zukommen, sie müßten sich hüten. Das schöne Geld, was er der Witwe Hermann gestohlen, hat er in Wittenberg auf schändliche Weise verbracht. Nun ist er wieder auf einige Jahre unschädlich gemacht.

1902 hat der Hufner G. Hecht fast sein ganzes Gehöft umgebaut. Er folgte dem Rat des Pfarrers, das Wohnhaus mit einem Giebelaufsatz zu versehen, wodurch das Haus eine feine Form gewonnen hat und zur Zierde des Dorfes gereicht.

Auch der Hufner Zwanziger hat ein massives Torhaus aufgebaut.

Nun fehlte nur noch für die breite, aber meist sehr schmutzige Dorfstraße ein Pflaster. Der sehr rührige Ortsvorsteher Richter nahm die Sache mit Entschlossenheit in die Hand, und so ist in einem 2 jährigen Bau die Pflasterung vollzogen 1903/4. Der Segen dieser Einrichtung muß auch von denen anerkannt werden, welche anfangs allerlei Bedenken dagegen vorzubringen hatten.

Bei der Pflasterung wurde auch der häßliche Abbau für Holz und Streuling beseitigt, welchen der Häusler Schmager eingezäunt hatte. Hierum wird sich ein Prozeß entspinnen, über dessen Ausgang man gespannt sein kann.

Die Jagdpächter hiesiger Gemeindejagd, welche 1051 M zahlen, haben 120 M gegeben um die Dorfstraße mit Linden zu bepflanzen. Niedergörsdorf ist ein schönes Dorf geworden und hat alle Erfordernisse des modernen Lebens:

Bahnhof, auf welchem auch eine heizbare Wartehalle auf Antrag des Orts Pfarrers gebaut ist, Poststation mit Schalter usw., Straßenbeleuchtung, richtig gehende Uhr und Wettersäule, schöne öffentliche Gebäude und Kriegerdenkmal an seiner Kirchhofmauer.

Der Segen des Dorfpflasters hat sich im Jahre 1905 herausgestellt. Schon in der Nacht zum 28. Juli fiel ein so starker Regen, daß einige niedrig liegende Gehöfte in Wassersnot gerieten, und dann folgte Regen auf Regen, aber die Dorfstraße blieb wohl passierbar. Das Jahr 1905 ist außerordentlich fruchtbar gewesen. Neben einer reichen Kornernte, welche freilich mit großer Mühe eingebracht worden ist, haben die Futterkräuter und Hackfrüchte vortreffliche Ernten ergeben. Kürbisse erreichten 134  $\mu$ , Gurken kosteten 1 M pro Schock, das ist auch nötig, denn wo sollten die Hufner die großen Löhne für ihre Dienstboten hernehmen, der Knecht fordert 400 M, die Magd an 300 M. Rechnet man dazu die freie Station, dann kommen die Knechte höher als ein Schulmeister in seinem Gehalt. Darum können sich die Knechte auch feinste Kleidung und zumeist ein Fahrrad gönnen.

Der Bahnhof hat sich dahin erweitert, daß ein Dienstgebäude für die beiden Vorsteher errichtet worden ist. Für die Notgeleise ist ein Weichenturm errichtet, auch eine Fahrrampe ist angelegt. Nachdem sich ein Tischler angesiedelt hat, steht für das nächste Jahr die Erbauung einer Dampfmühle und einer Molkerei in gewisser Aussicht, denn der Grund und Boden ist schon angekauft. Ein Schlächter und ein Brotbäcker würden dort auch ihr Brot finden.

Warum, so fragt man sich, kam die Erkenntnis nicht schon vor 30 Jahren, daß die Anlage des hiesigen Bahnhofs ersprießlich sei. Wir haben es immer so gesagt und werden auch noch darin recht haben, daß die Anlage der Wüstenbahn (Treuenbrietzen) verfehlt ist.

Am 15. Aug. 1904 hatte unser Dorf die hohe Auszeichnung, den Besuch seiner Kgl. Hoheit des Prinzen von Preußen Friedrich Heinrich zu empfangen. Höchst derselbe erschien in der Frühe genannten Tages mit seinem gesamten Rgt. Brandb. Dragoner, um einen Gedenkstein an die Schlacht von Dennewitz weihen zu helfen. Diesen Stein hat der Kriegsveteran Hüfner Fr. Müller (Dümchen) hergegeben, und er trägt die Inschrift: „Schutz bot einst unser Kirchlein den Vätern in drohender Kriegsnot, drum zum Gedächtnis dies Mal stiftet die freundliche Hand. Die Feier war sehr erhebend. Nach einer kurzen Ansprache des Pfarrers zur Begrüßung, hielt Sr. Königl. Hoheit eine längere Weihrede vom Pferde herab, welche wahrhaft erquickte. Er nahm eine Chronik unsers Dorfes aus der Hand des Ortsvorstehers Richter entgegen und begrüßte huldvoll die alten Krieger des Orts: Friedr. Müller, Lehmann, Hoffmann, den Invaliden Frenzel und den Polizeisergeanten Lehmann aus Jüterbog. Leider war der Kriegerverein Graf v. Bülow Dennewitz nicht erschienen, nach dem sich S. Kgl. Hoheit erkundigte. Auch der Gesangverein war nicht so vollzählig, daß er dem Wunsch Sr. Kgl. Hoheit ein Lied zu hören, nachkommen konnte. An den Schuljungen, welche stramm standen und präsentierten, hatte der Prinz ein hohes Gefallen; Jungens, wenn ihr einmal Soldat werden wollt, dann kommt nur zu mir. Sonst war der Besuch der Dorfbewohner ein guter, Wölmsdorf war reichlich vertreten, die Häuser trugen Flaggenschmuck.

Diejenigen, welche gegenwärtig gewesen sind, sagten wie aus einem Munde: Solchen Prinzen lassen wir uns gefallen. —

1905 haben am 2 Sept. die Knaben von Gölsdorf und Kaltenborn in einem regelrechten Angriff den Denkmalsberg erstürmt, welcher von den Niedergörsdorfern verteidigt wurde. Am 6. September haben darauf die Kinder von Niedergörsdorf am Nachmittag ein Kinderfest gefeiert, welches auch ohne Musik ganz wohl gelungen ist. Am Abend hatte Herr Lehrer Hilgendorf einen patriotischen Familienabend zugerüstet. Patriotische Gesänge, Declamationen, lebende Bilder wechselten ab, und auch ein kleines Theaterstück kam zur Aufführung. Der Besuch der

Gemeinde war überaus reichlich. Eine Sammlung brachte leicht die Unkosten auf, und es blieben noch 6 Mk. für milde Gaben zur Mission übrig. Über die Wichtigkeit des Sieges von Dennewitz braucht nichts gesagt zu werden, aber über den Verlauf der Schlacht soll eine ganz kurze Übersicht gegeben werden.

### Schlacht von Dennewitz.

Das hiesige Gelände ist für die Entwicklung einer Schlacht durchaus günstig, denn es fehlen Gewässer und Gräben, und die Erhöhungen sind nicht so groß, daß sie die freie Bewegung ernstlich hindern könnten. Durchschnitten wird das Schlachtfeld von der kleinen Nute (Aa), welche südlich von Nieder-Görsdorf auf dem halben Wege nach Dennewitz in den Wiesen, welche damals noch weich waren, entspringt und nach Rohrbeck hin abfließt. Durch sie ist die Schlacht in einen östlichen und westlichen Teil zerlegt worden. Der General Ney hatte den Auftrag bekommen, von Wittenberg aus vorzubrechen und mit seinen ca. 70 000 Mann die preußische Nordarmee beiseite d. i. nach Norden zu schieben, um an ihr vorüber auf Baruth zu marschieren. Hier wollte sich der Kaiser mit ihm verbinden, um gemeinschaftlich Berlin zu nehmen. Am Sonntag, den 5. September brach Ney auf und stieß auf Tautentzien, welcher auf dem linken Flügel der preußischen Aufstellung stand. Es wurde ihm nicht zu schwer, dieses nur schwache Korps, bei dem sich zumal viel ungeübte Landwehr befand, zu werfen und bis Zahna-Zalmsdorf vorzudringen. Das Korps Tautentzien wich bis auf Jüterbog zurück. Am nächsten Morgen suchte Tautentzien mit Bülow, welcher in der Nacht auf der Höhe Eckmannsdorf-Dalichas gestanden hatte, Fühlung zu finden und strebte nach Niedergörsdorf; einige Bataillone ließ er bei Damm-Jüterbog unter v. Kleist zurück. Als der Vortrab Tautentziens nördlich in gleiche Höhe mit dem Denkmalsberge gekommen war, traten die Franzosen aus Dennewitz um 10 Uhr hervor und nötigten Front zur Schlacht zu machen. Tautentzien nahm, obwohl er in allen Truppengattungen weit überragt wurde, die Schlacht an. Die Franzosen waren ebenfalls in der Frühe des 6. September aufgebrochen und marschierten quer über Feld in 3 Korps unter Bertrand, Reynier, Oudenôt. Wenn sie ihrem Vorsatze treu geblieben wären, auf Dahme resp. Baruth zu ziehen, so hätten sie sich südlich nach Bocho hin zu halten gehabt, das Korps Bertrand, bei welchem auch Ney war, überschritt aber wohl aus Unkenntnis das Gelände der Nute auf der Brücke bei Dennewitz. Der Kampf wurde von dem Korps Tautentzien gegen die Italiener mit großer Zähigkeit geführt, aber endlich wurde es zurückgeschlagen. In der größten Not griff Tautentzien zu seiner Kavallerie (Brandb. Dragoner usw.) und in einer glänzenden Attacke brachte er die feindliche Aufstellung in Unordnung, wodurch er Zeit zur Sammlung gewann. Unter der Zeit

war das Korps Bülow näher gekommen und hatte Fühlung mit Taentzien gewonnen. Von den 3 Divisionen zu je 10 Bataillonen etc. zog Division Thümen links auf Niedergörsdorf; Division Krafft traf zwischen Niedergörsdorf und Wölmsdorf ein; Division Hessen-Homburg blieb in Reserve. Von Thümen wurde zuerst bei seinem Vordringen auf den Denkmalsberg zurückgeschlagen und die Franzosen gingen bis an die Mühle von Niedergörsdorf vor, wurden aber von der russischen Batterie Dietrich von Niedergörsdorf aus flankiert und zurückgewiesen. — Im erneuten Angriff und mit Beistand aus der Reserve wurde darauf die Denkmalshöhe genommen und mit 34 Stück Geschütz befahren. Der Feind wich nun auf Dennewitz zurück, von wo er mit 40 Kanonen antwortete. Die Preußen vernichteten darauf zuerst den rechten Flügel (Württemberg) und erstürmten dann auf dem linken Flügel die Mühle bei Dennewitz. (Regt. König Friedrich I.) Die Franzosen zogen auf Rohrbeck, wurden in ein Kesseltreiben genommen und um 5 Uhr über die Nute geworfen. Auf dem linken Flügel der Preußen war der Sieg errungen, Division Krafft hatte bisher nur mit seiner Artillerie (Spraut) den Angriff Thümens unterstützt. Gegen 3 Uhr langte das Korps Reynier in Gölsdorf an; dasselbe, bestehend aus Sachsen, war schon über Gölsdorf auf dem Wege nach Rohrbeck gewesen und mußte nun nicht ohne Mühe umkehren. Gölsdorf war von den Preußen schon besetzt aber nur mit schwachen Kräften, welche von der Übermacht aus dem Dorf geworfen wurden. Der Feind befuhr die nördlich vor dem Dorf gelegene Höhe bei der Mühle mit einem starken Wall von Geschützen und stellte auch südlich vom Dorf seine Batterien auf. Die Preußen vermochten gegen die Batterien bei der Mühle nicht aufzukommen, mußten die Feuerlinie im Laufschrift überwinden, um das Dorf von Westen her anzugreifen. Der Kampf tobte im Dorfe hin und her, besonders um den Friedhof (Denkstein). Die Sachsen wurden geworfen, ermanneten sich aber, da das Korps Oudenôt nahe war und warfen die Preußen. Da geschah es, daß Ney den Oudenôt, welcher bei Gölsdorf den Sieg der Feinde leicht entschieden hätte, nach Rohrbeck abrief; zu den Preußen aber stieß Borstell auf den rechten Flügel, wo erst nach schwerem Kampf der Sieg errungen wurde. Der Kampf um die Kanonen auf dem Windmühlenberge fiel den Colbergern zu und wurde unterstützt durch das 9. Reserve-Regiment (Rgt. von Borke) Die Sachsen brachen die Schlacht ab und zogen sich in ziemlicher Ordnung auf Öhna, wo sie dann in den Strudel der Flucht des rechten französischen Flügels so hineingezogen wurden, wie es dem Korps Oudenôt ergangen war.

41 000 Preußen mit 124 Kanonen hatten über 60 000 bis 70 000 Feinde mit 186 Geschützen einen glänzenden Sieg errungen. Die Verluste waren nicht gering. Auf die Preußen werden 10 500 Mann und 960 Pferde gerechnet, die Armee Ney's verlor 23 247 Mann, 53 Geschütze



4 Fahnen, 400—500 Pulverwagen, 13 500 Mann wurden gefangen genommen.

Der Kronprinz Bernadotte hatte von den Höhen bei Eckmannsdorf die Schlacht mit seiner vorgesandten Streitmacht beobachtet.

### Schlußwort.

Wir wollen nicht verfehlen, der verehrten Brandenburgia wiederholt unsern Dank dafür auszusprechen, daß sie uns in ihrem Monatsblatt unsere Dorfchronik abgedruckt hat, uns auch sovieler Exemplare freigestellt hat, daß jedes Gehöft in den Besitz einer Chronik gekommen ist. Das Stücklein vaterländischer Geschichte, welches uns die Brandenburgia in 1000 Exemplaren geschenkt hat, ist bis in die höchsten Kreise vertrieben worden und überall mit Dank aufgenommen worden.

Dem Verfasser sei es erlaubt von sich zu sagen: *Miles saepe proeliatus multas cicatrices fert* = Narben trägt viele der Mann, der oft im Streite gestanden. Wer es weiß, wie ungerne der Bauer baut, der wird es wohl ermessen, durch welche Schwierigkeit es gegangen ist, um alle die Neuerungen durchzusetzen, von denen die Chronik berichtet. Dazu sind die Verhandlungen mit den zustehenden Behörden gekommen, welche oft langwierig und schwierig gewesen sind. Ja es ist ein Prozeß nötig gewesen, um die Rechte der Gemeinde dem Fiskus gegenüber festzustellen.

Diese Feststellung ist nach allen Seiten hin geschehen zum Vorteil der Gemeinde. —

Zweimal 1897 und 1904 habe ich infolge von Überreizung eine Heilanstalt aufsuchen müssen. Die Gemeinde hat mich mit viel Geduld und Liebe getragen und über Ungezogenheiten kann ich nur in vereinzelt Fällen klagen.

Eine gute Hüfnerfrau hat das Richtige getroffen, als sie sich zu mir so aussprach: Ja Herr Pastor, wenn Sie immer etwas Neues vorhaben, dann wollen wir nicht gleich heran und zanken, aber nachher lassen wir uns das wohl gefallen und sagen im Stillen, es ist doch gut, was Sie getan haben. Man muß ja wohl erst sterben, um rechte Anerkennung zu finden.

## Kleine Mitteilungen.

**Ueber die Rüstkammer zu Fürstenwalde a. d. Spree, welche im dortigen Rathaus eingerichtet ist und von der Brandenburgia am 3. September 1893 \*) besichtigt wurde, berichtet, soweit es sich, neben weniger beachtenswerten Stücken, um zwei Rüstungen von etwa 1500 handelt, ein gewiegter Kenner, Landgerichtsrat Engel in Thorn in der „Zeitschrift für historische Waffenkunde“ folgendes:**

Die eine Rüstung hat eine strahlenförmig gerippte Kugelbrust, auf welcher zwei Rosettchen angebracht sind. Die Armausschnitte haben bewegliche Einsätze. Der Rücken ist gleichfalls gerippt und hat zwei angenietete Seitenteile. Brust und Rücken reichen nicht bis zu den Weichen hinab; diese werden vielmehr durch besondere untergesetzte Stücke geschützt. An dem vorderen Weichenstück sitzen vier aufwärts geschobene, in der Mitte gerippte Bauchreifen mit festen, fünfmal geschobenen Beintaschen. Die Brust ist oben quer abgeschnitten, der Rand ist wulstförmig aufgetrieben. Diese Auftreibung ergibt, daß der Kragen unter den Harnisch gehört. Der Kragen besteht aus einem zugespitzten Vorder- und einem rechteckigen Hinterteil, beide oben mit zwei Halsfolgen versehen. Seitwärts sitzen die sechsmal geschobenen Spangeröls für den Oberarm. Auf der linken Seite des Vorderblechs sehen wir ein Tüförmiges Loch, wohl zur Befestigung des Kragens unter der Harnischbrust. Der Helm ist ein Eisenhut mit scharf abgesetzter, stark abfallender Krempe, in welcher sich der Augenschlitz befindet. Krempe und Glocke haben vorn einen Grat, der sich nach oben hin zu einem über den Scheitel laufenden niedrigen Kamm erhebt. Rings um den oberen Teil der Krempe laufen gleiche Rosettchen. Der Helm ist am unteren Rande der Krempe 39,5 Zentimeter lang, 33 Zentimeter breit und insgesamt 25 cm hoch. Das Gewicht beträgt 3,21 kg. Unterhalb des Augenschlitzes ist eine Marke eingehauen: eine heraldische Lilie in einem über Eck gestellten Quadrate. Ein gleicher Helm mit derselben Marke befindet sich im königl. Zeughaus zu Berlin, jedoch ohne zugehörige Rüstung. Der zweite Harnisch ist ebenfalls gerifelt. Er besitzt vollständiges Armzeug sowie Oberbeinzeug. Das Unterbeinzeug fehlt und ist durch moderne Stiefeln mit Sporen ersetzt. Die Brust hat einen zum Umklappen eingerichteten Rüsthaken. In den Handschuhen hat sich das Lederfutter erhalten. Das Weichenstück ist auf die Brust genietet. Der Kragen liegt auch bei dieser Rüstung fälschlich über der Brust. Bemerkenswert sind die auf den Kragen genieteten Seitenlappen aus Ringgeflecht, welche die Achselhöhlen schützen. — Der zweite Helm gehört offenbar nicht zu der Rüstung, welche einen Maximilianshelm erfordert. Der Helm ist dickwandig und wiegt bei 35 cm Höhe 4,85 kg. Die Glocke mit der zurückliegenden abgerundeten Spitze lehnt sich noch an die spätere Beckenhaube an. Hinten hat die Glocke ein eingezogenes überaus schmales Nackenstück. Seitlich hängen an der Glocke in Scharnieren die Backenstücke

\*) Vgl. Monatsblatt II. 120.

mit Kinnreiff und Hals. Das aufschlächtige, auch zum Abstecken eingerichtete Visier ist kugelig und siebartig durchlöchert. Als Marke trägt der Helm ein Schildchen mit 3 Kreuzern. E. Sch.

**Das Legder Quitzow-Denkmal.** Von Herrn Lehrer W. Thoms in Legde. Über das im Dorfe Legde stehende Quitzow-Denkmal geht hier unter den Bewohnern noch eine zweite Erzählung, die bedeutend abweicht von der, die Fontane in seinem Buche gibt.\*) Schreiber dieses hat von einer Familie, deren Vorfahren seit über 200 Jahren in Legde ansässig sind, über die Veranlassung zur Errichtung dieses Denkmals folgendes erfahren:

Zur Zeit des Kurfürsten Joachims I. waren Quitzöbel und Rühstädt Besitztum eines Herrn von Quitzow, eines Nachkommen des geschichtlich bekannten Dietrich von Quitzow. Dieser lauerte mit seinen Söldnern den Warenzügen auf der Elbe und Havel, sowie auch denen auf den Landstraßen auf und beraubte sie. Das energische Eingreifen Joachims dem Räuberwesen gegenüber, veranlaßte ihn, diesem unedlen Gewerbe zu entsagen. Seine Söldner waren nun plötzlich brotlos geworden und verlangten von ihm, daß er sie fortan auch ernähre. Er unterzeichnete ein Schriftstück des Inhalts, daß er und seine Nachkommen gebunden sein sollten, solange noch ein „Sproß“ von diesen Söldnern lebe, denselben jedes Jahr zu Michaelis eine Entschädigung an Naturalien zu zahlen. Der Sohn des oben erwähnten Herrn v. Quitzow fügte sich den Abmachungen des Vaters. Der Enkel aber, der später ermordete Dietrich von Quitzow, verweigerte die Zahlung. Im Herbste des Jahres 1595 erschienen die Nachkommen der Söldner wiederholt in Rühstädt, um die, wie sie meinten, ihnen mit Recht zustehenden Naturalien in Empfang zu nehmen; aber immer ließ sich Dietrich v. Quitzow als nicht anwesend verleugnen. Bei einem nochmaligen Besuche in Rühstädt am 25. Okt. 1595 erfuhr die Schar, daß Herr v. Quitzow zur Jagd nach Glöwen geritten sei. Sie beschloß nun nach Legde zu gehen, um ihn dort zu stellen, da er durch diesen Ort reiten mußte, wenn er nach Rühstädt zurück wollte. In dem Gasthofs des Dorfes erwartete sie ihn. Als nun Dietrich v. Quitzow an diesem Wirtshause vorbei reiten wollte, stellte sich ihm der Führer der Schar entgegen, reichte ihm das Schriftstück hin und forderte die Zahlung der Naturalien. Dietrich von Quitzow nahm das Schriftstück, zerriß es, warf es dem Führer vor die Füße und sagte: „Ich bin ein treuer Untertan meines Kurfürsten, habe selbst unter ihm gedient und ernähre die Leute nicht, deren Vorfahren Feinde des Kurfürsten waren.“ In dem heftigen Wortwechsel, der nun entstand, griff der Führer dem Pferde des Herrn v. Quitzow in die Zügel, um das Weiterreiten desselben zu verhindern. Der Aufforderung, das Pferd los zu lassen, kam der Führer nicht nach. Dietrich v. Quitzow zog seine Pistole und schoß ihn in die Brust; zu Tode getroffen hielt der Führer immer die Zügel des Pferdes fest, das ihn etwa 100 Schritte rückwärtsgehend mitschleppte.

Im Augenblick hatte die ganze Schar Dietrich v. Quitzow und seinen Begleiter umringt. Bei dem nun entstehenden Handgemenge wurde Dietrich v. Quitzow von dem Weibe des Führers vom Pferde gerissen und so zu-

\*) Brandenburgia XIII. 1905 S. 467, besonders aber XIV. S. 19—22.

gerichtet, daß er aus 30 Wunden blutend, seinen Geist aufgab. Der Begleiter verteidigte seinen Herrn tapfer; jedoch auch er wurde schwer verwundet. Es gelang ihm aber, nach Rühstädt zu entkommen, wo er nach einigen Tagen seinen Wunden erlegen ist. Die wütende Schar tötete selbst das Pferd Dietrichs v. Quitzow. Dasselbe ist auf der Mordstelle seines Herrn auch begraben. Die Leiche Dietrichs v. Quitzow wurde nach Rühstädt gebracht und dort in dem Erbbegräbnis der Familie beigesetzt. Ihm selbst errichteten seine Angehörigen auf der Stelle, wo er ermordet wurde, das Denkmal.

Die Mörder entgingen ihrer gerechten Strafe nicht. Viele wurden hingerichtet und ihre Köpfe an der Straße von Legde nach Wilsnack zum abschreckenden Beispiel auf Pfähle gesteckt, alle andern des Landes verwiesen.

**Aus Basdorf** (Kreis Niederbarnim). An der Nordseite der Kirche wurde im November 1904 beim Ausheben einer Gruft Feldsteingemäuer entdeckt, und da im Dorfe die Sage bestand, es führe von der Kirche aus ein unterirdischer Gang nach den Burgwällen, ließ der Lehrer Herr Wiegand weiter nachgraben. Nach  $3\frac{1}{2}$  m aber bog die Mauer im rechten Winkel um, und die Untersuchung ergab, daß die Mauerreste vielleicht die Fundamente einer alten Sakristei seien, welche eine nahezu quadratische Bodenfläche von 3,5 m Seitenlänge gehabt hat. Vereinzelt kamen auch Backsteine von mittelalterlichem Format (9 : 28 cm) vor. Die Steine waren durch Mörtel verbunden. Im ganzen hat man etwa 6 cbm Steine ausgehoben, die man nun zum Preise von 5—6 Mk. pro cbm verkaufen will. Demnächst wird die Kirche einer völligen Erneuerung im Innern durch unser Mitglied Baurat und Kreisbauinspektor Jaffé unterzogen werden. Otto Monke.

**Torsperre zu Berlin im 18. Jahrhundert.** „Das Neue, und Leipziger-Thor stehen Tag und Nacht offen, und kann man sowohl zu Fuß, als mit Wagen und Pferden ohnentgeltlich hereinkommen, in den andern Thoren aber muß man in die Armen-Büchse Geld geben. Doch wird hierdurch der Unterschied beobachtet, daß ein Fuß-Gänger nach Läutung der Thor-Glocken drey Pfennige in die Büchse zu legen, vor jedes Pferd aber ein Groschen entrichtet werden muß.“

(Altes und Neues Berlin von Müller und Küster, Berlin 1737.)

Mitgeteilt durch Otto Monke.

**Alte Nachrichten aus Schönwalde, Kreis Nieder-Barnim.** Herr Gutsbesitzer Wollank auf Dammsmühle teilte mir s. Z. mit, daß die Gemeinden von Mühlenbeck und Schönerlinde je einen Kronleuchter aus Dammsmühle besäßen, den sie für ihre tatkräftige Hilfe beim Löschen eines Brandes in Dammsmühle erhalten hätten. Der Kronleuchter in Schönerlinde ist aber offenbar ein alter Kirchenkronleuchter; dagegen weichen die Kronleuchter in den Kirchen zu Mühlenbeck und Schönwalde erheblich von der Form der sonst üblichen Kronleuchter ab. Sie sind einander sehr ähnlich; der Körper beider Leuchter besteht aus Holz und zeigt eine hervorragend schöne Schnitzarbeit (Blumen, Früchte etc.). Kronleuchter dieser Art habe ich in Kirchen bisher noch nicht gesehen, und es ist wohl möglich, daß diese Kronleuchter ursprünglich anderen Zwecken dienten.

In Schönwalde geht die Sage, daß auf dem „alten Hofe“ zwischen Schönwalde und der Bahnstation gleichen Namens ein alter Wendenkönig begraben liege. Der „alte Hof“ ist indessen ein Wirtschaftshof der Cisterzienser-Mönche gewesen.

Otto Monke.

**Der „Heller“ bei Prenden, Kreis Nieder-Barnim.** Für die Ableitung des Namens „Heller“ von „Hälter“ oder Behälter spricht die Anwendung des Wortes Hälter in der Bedeutung von Fischbehälter im siebzigsten Geburtstage von H. Voß. Es heißt dort: „Ihr Lieblingsessen von alters her hol er vor dunkeler Nacht, sonst geht ihm der kitzlige Fischer schwerlich zum Hälter hinab.“ An einer anderen Stelle wird gesagt: „Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet.“ Wir haben also wohl an einen Fischkasten zu denken.

Der Überlieferung nach befanden sich in der 1/4 km nordwestlich von Prenden (Nieder-Barnim) gelegenen, von einem kleinen Rinnsal durchflossenen Talmulde ehemals mehrere Fischteiche mit einem Fischbehälter, nach welchem die dort noch heute bestehende Ansiedlung den Namen Hälter erhielt. In dieser Form kommt der Name für die Ansiedlung im alten Prendener Kirchenbuch vor, und ein Wegweiser, der vor etwa 50 Jahren in der Nähe des ehemaligen „Trockenen Kruges“ stand, soll die Aufschrift „Nach dem Hälter“ getragen haben. Aus Hälter ist dann der Name Heller entstanden.

O. Monke. 5. 9. 1903.

Bei einer Pflegschaftsfahrt des Märkischen Provinzial-Museums am 1. November 1903 sind die vorstehenden Annahmen des Herrn Berichterstatters durchaus bestätigt worden. Die Umrisse des alten Fischweihers, wahrscheinlich eines abzulassenden Karpfenteichs, sind noch deutlich im Boden erkennbar. Es ließe sich dieser Fisch-Hälter ohne besondere Schwierigkeiten von neuem einrichten.

E. Fr.

Einen Krug mit Wasser setzt man in Zerpenschleuse neben die Gräber, damit die Toten etwas zu trinken haben.

Otto Monke.

**Der Jäckedanz bei Arensdorf unweit Fürstenwalde a. Spree.** Zwischen Arensdorf und Hasenfelde liegt der Jäckedanz, eine alte heidnische Begräbnisstätte mit ehemals 3 oder 5 Steinkreisen. Die Arensdorfer Mädchen und Burschen kamen früher hier oft abends oder an Sonntagen zusammen und tanzten zwischen den Steinen. War man müde, so setzte man sich auf die Steine. Den Alten jedoch erschien das lustige Treiben auf dem Heidenfriedhof unpassend, und sie verboten daher den Jungen das Tanzen. Die aber ließen sich in ihrem Vergnügen nicht stören, und tanzten nun erst recht, den Alten zum „Jäck“, wie sie sagten. Daher nannte man die Stätte den Jäckedanz. Endlich ließ der Dorfschulze Lindemann, der Großvater des jetzigen Gemeindevorstehers, die Steine sprengen und zerkleinern und pflasterte damit die Dorfstraße von Arensdorf. So kam die Dorfstraße zu ihrem Pflaster und die Jugend um ihr Vergnügen; denn der Jäckedanz hatte nun den größten Teil seiner Anziehungskraft eingebüßt\*).

Otto Monke.

\*) An dieser Stelle wurden viele Urnen gefunden, welche teilweise Bronzesachen enthielten. Verschiedene Fundstücke soll Kuchenbuk nach Müncheberg gebracht haben.

**Schifferbrauch zu Oderberg I. M.** Während es sonst allgemein üblich ist, einen Kahn beim Landen so zu steuern, daß er mit dem Vorderteil auf den Strand läuft, wendet man in und bei Oderberg das Fahrzeug in der Nähe des Ufers um und landet mit dem Hinterteil. Das soll folgenden Grund haben. Einst fuhr ein Mann von Liepe her über den Oderberger See nach Oderberg. Bevor er aber den Kahn vom Ufer abstieß, sprang ein schwarzes Ungeheuer, das einem großen Hunde ähnlich sah, in den Kahn. Der Mann hatte unterwegs große Furcht und dachte bei sich: „Wenn Du nur erst wieder aus dem Kahn wärst!“ Als er nun in Oderberg das Ufer erreichte, lenkte er den Kahn so, daß dessen Hinterteil, in dem er stand, zuerst ans Land kam, und sprang alsbald mit einem mächtigen Satze hinaus. Da verschwand das Untier plötzlich und der Schiffer hörte nur noch die Worte: „Das ist Dein Glück, sonst hätte ich Dich gepackt!“ Seitdem landen die Leute in Oderberg und Liepe so, daß sie sofort aus dem Kahn springen können. —

(Mündlich aus Oderberg.) Otto Monke.

**Kurkeln.** Kurkel lautet die Bezeichnung für Holzschuhe in Zerpen-  
schleuse und Umgegend. Otto Monke.

**Volksglaube von der Roggensaat.** In Wachow hörte ich, am 1. Mai müsse der Roggen so hoch stehen, daß eine Krähe sich drin verstecken kann.

Wilhelm Kotzde.

**Kosaken - Denkmal bei Gölsdorf, Kreis Lebus.** Beim Vorwerk Gölsdorf nördlich von Fürstenwalde stand nach Mitteilung des Herrn Arndt, Vorsitzenden des Vereins für Heimatkunde in Müncheberg, ein Stein mit eingelassenem schmiedeeisernem Kreuz. An dieser Stelle fiel 1813 ein Kosakenoffizier in einem Gefecht, in welchem eine Schar Kosaken einen durchziehenden Trupp Franzosen aufrieben. Um 1884 ließen Fürstenwalder Offiziere den Stein entfernen und dafür ein Denkmal setzen, welches die Inschrift trägt:

„Dem unbekanntem Kameraden.“

O. Monke.

**Der „Schwedenstein“ bei Luckau** liegt nördlich von Bornsdorf an der Ostseite der von Sonnenwalde über Luckau nach Lübben führenden Chaussee in einer Kiefern-schonung zwischen den Kilometersteinen 89,0 u. 90,0

Er trägt in weißer Schrift die Inschrift:

Hier lagerte

Gustav Adolf v. Schweden

September 1631.

Die Volkssage berichtet, daß G. Adolf auf diesem Steine gefrühstückt habe.

O. Monke 15. 4. 1905.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cöstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

## 17. (7. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

**Mittwoch, den 31. Januar 1906, abends 7½ Uhr im Bürgersaal  
des Rathauses.**

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.  
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXX, sowie XXXII  
bis XXXIV und XXXVI nebst XXXVII her.

### A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt Namens des Vorstandes die Mitglieder und bittet um rege Beteiligung bei den Sitzungen und Arbeiten der Brandenburgia.

II. Die Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde No. 3, Jan. 1906 enthalten, wie Sie ersehen, den Bericht über die erste Tagung des Verbandes in Hamburg am 2. Oktober v. J. und darin einen Vortrag des Oberlehrers Dr. Wossidlo in Waren über die Technik des Sammelns. Die sehr ansprechende Mitteilung ist in etwas veränderter Form in der Zeitschrift für Volkskunde 1906 S. 1—24 wiedergegeben.

III. Für die Erhaltung des Lessinghauses, Berlin, Königsgraben 10 hat sich die deutsche Bühnen-Genossenschaft und eine große Anzahl Berliner Notabilitäten und Vereine bei den städtischen Behörden verwendet. Auch die Brandenburgia hat sich selbstredend nicht anschließen können. Das Grundstück ist mit dem Haus Alexanderstr. 61 einer von der Stadtgemeinde Berlin verwalteten, unter dem Namen „Silber'scher Fonds“ bekannten, wohltätigen Zwecken dienenden Stiftungsmasse zugefallen und soll an die offene Handelsgesellschaft Fritz Flatow für 421 000 M verkauft werden. Verschwiegen darf nicht werden, daß das Haus Am Königsgraben Nr. 10 vielfach umgebaut und recht unscheinbar ist, der Hof macht gerade keinen freundlichen Eindruck. Ich vermute, daß die Stadtverordneten-Versammlung nach Prüfung der Sach-

lage nur auf Wiederanbringung der Lessing-Büste, welche der uns befreundete Verein für die Geschichte Berlins gestiftet, bestehen, im übrigen aber in einen noch vorteilhafteren Verkauf des Grundstücks willigen wird. Zwei anschauliche Photographien der Fassade Am Königsgraben Nr. 10 aus den achtziger Jahren und vor einigen Wochen durch unser Mitglied Herr Bartels aufgenommen, lege ich zu Ihrer Orientierung vor.

IV. Aufruf Deutschlands Landeskunde betreffend. Auch Sie werden mit Freude das wachsende Interesse beobachtet haben, das sich heute der Pflege deutscher Landes- und Volkskunde zuwendet. Die landeskundliche Zentralkommission widmete schon seit Jahrzehnten in den zahlreichen Heften ihrer „Forschungen“ nicht bloß dem deutschen Lande, auch dem deutschen Volke ihre unablässige Forschungsarbeit.

Aber lange besaß doch die „Deutschkunde“ im weitesten Sinne des Wortes noch keine eigentliche Zeitschrift, welche, obwohl auf streng wissenschaftlichem Boden stehend, doch geeignet sein mußte, auf weitere Kreise aller deutschen Gauen zu wirken. Die Geographische Anstalt von Justus Perthes in Gotha, welche schon auf so manchem Gebiet führend vorangegangen war, wagte es, eine solche Zeitschrift ins Leben zu rufen. Nicht leicht war die Aufgabe, welche sich der Herausgeber, Professor Paul Langhans, stellen mußte. Die Zeitschrift sollte von den Wegen reiner Plauderei weit entfernt bleiben, ernst und gediegen, wenn auch immer volkstümlich, auftreten; ebenso mußte sie aber auch vermeiden, in die wechselnden politischen und nationalen Parteikämpfe der Gegenwart hineingezogen zu werden. Der schöne Erfolg der Zeitschrift und die von den verschiedensten Seiten kommende freundliche Zustimmung zu ihrer Haltung haben uns die Überzeugung verschafft, daß sie sich auf der richtigen Bahn befindet. Seit dem 1. Januar 1906 erscheint die

#### „DEUTSCHE ERDE“

unter Mitwirkung der schon mehr als zwanzig Jahre bestehenden  
Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde  
von Deutschland.

Die Männer aus Nord und Süd, welche dieser Zentralkommission angehören, wollten der Zeitschrift damit ein deutliches Zeichen ihres Vertrauens und der Hoffnung, die sie auf dieselbe setzen, zuteil werden lassen.

Aber noch immer gibt es weite Kreise, die unsere Zeitschrift noch nicht kennen, gibt es selbst größere Bibliotheken, die sie noch nicht besitzen. An alle Freunde deutscher Landes- und Volksforschung ergeht deshalb der Ruf, mitzuwirken, daß die Zeitschrift, deren Einfluß und Bedeutung von Jahr zu Jahr gewachsen ist, ihre Aufgabe immer umfassender erfüllen kann!

So erlauben wir uns, auch an Sie als Freund deutscher Landes- und Volkskunde die herzliche Bitte zu richten, in die Leserschar der



„Deutschen Erde“ einzutreten und des zum Zeichen die beiliegende Karte unserem Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. Hahn, einzusenden.

#### Die Zentralkommission

für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland

Prof. Dr. Friedrich Hahn, Vors., Königsberg; Hofrat Prof. Dr. Albrecht Penck, stellv. Vors., Wien; Bankier Otto Keil, Kassierer, Leipzig; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rudolf Credner, Greifswald; Geh. Reg.-Rat E. Friedel, Berlin; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Alfr. Kirchhoff, Mockau bei Leipzig; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Joseph Partsch, Leipzig; Prof. Dr. Franz Jostes, Münster; Prof. Dr. Adolf Pahde, Krefeld; Prof. Dr. Bruno Weigand, Straßburg; Prof. Dr. Ludwig Neumann, Freiburg; Prof. Dr. Karl Sapper, Tübingen; Prof. Dr. Fritz Regel, Würzburg; Prof. Dr. Wilhelm Götz, München; Prof. Dr. J. Früh, Zürich; Prof. Dr. C. M. Kan, Amsterdam.

Die Brandenburgia erblickt in der Zentralkommission ihre wohlmeinende und stets gefällige Mutter, sie bittet deshalb unsere Mitglieder auch ihrerseits, dem neuen wissenschaftlichen und gemeinnützigen Unternehmen ihre volle Teilnahme zuwenden zu wollen.

V. Für die Herausgabe einer Brandenburgischen Landeskunde haben uns die Stände unserer Provinz in großmütiger Weise vorläufig 15 000 Mark bewilligt.

Herr Robert Mielke wird die Güte haben, unter Nr. XXXIV über den weiteren Plan zu berichten.

Es ist erfreulich, daß die wichtige Angelegenheit allmählich in Fluß kommt. Wenn man im Brennpunkt der Gegenwart steht, vergißt man oft die ersten Anfänge eines Unternehmens und deshalb möchte ich aus den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 1884 Nr. 4 nachfolgende Mitteilung der Vergessenheit entreißen. Es heißt daselbst wörtlich wie folgt.

#### Landeskundliche Literatur der Provinz Brandenburg.

Unser in Übereinstimmung mit einem Vorstandsbeschluß des Vereins für die Geschichte Berlins veröffentlichter Aufruf in der Nr. 3 dieser Zeitschrift, betreffend die Förderung einer allgemeinen wissenschaftlichen Landeskunde der Provinz Brandenburg hat bereits erfreuliche Früchte getragen, wie nachfolgend zu ersehen.

Das Gebiet zerfällt hinsichtlich der Sammlung in drei Hauptgruppen:

- a) Berlin.
- b) Die Provinz mit Ausnahme der Niederlausitz.
- c) Die zur Provinz gehörige Niederlausitz.

Zu a wird die Literatursammlung durch den Verein für die Geschichte Berlins naturgemäß in die Hand genommen.

Erschienen ist bereits:

Ernst Friedel: Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend. Festschrift für die XI. allgemeine Versammlung der Deutschen Gesellschaft

für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin 1880. Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Heft XVII. Mit einer Karte in Farbendruck. Berlin 1880. Kommissionsverlag von Ernst Siegfried Mittler & Sohn. V + 113 S. gr. 8. M 2,50. — Enthält die nahezu vollständige Sammlung aller über die vorgeschichtlichen Verhältnisse Berlins bis zum Jahre 1880 erschienenen Bücher und sonstigen Schriften.

Ferner enthalten die Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins von Nr. I des Jahrgangs I (1884) ab die Titel aller auf Berlin bezüglichen neuerscheinenden Bücher und Druckschriften einschließlich der wichtigen Artikel in Zeitschriften und Zeitungen. Der Vereinsbibliothek mitgeteilte Schriften werden ausführlicher besprochen.

ad b und c empfiehlt sich in der Literatursammlung eine Trennung in die beiden sich von selbst ergebenden Stoffgruppen **Naturgeschichte** und **Kulturgeschichte**.

#### Naturgeschichte (einschließlich des Berliner Weichbildes).

- I. Säugetiere. Die Literatur werden Dr. Carl Bolle und Stadtrat Friedel sammeln.
- II. Vögel. Die Literatur sammelt Hermann Schalow, auf dessen vortreffliche bezügliche Vorarbeiten verwiesen wird.
- III. Amphibien. Die Literatur werden Hermann Schalow und Stadtrat Friedel sammeln.
- IV. Fische. Ernst Friedel: Führer durch die Fischerei-Abteilung des Märkischen Provinzial-Museums der Stadtgemeinde Berlin mit einem Anhang: I. Schriften über das Fischwesen in der Mark. II. Fischereiausdrücke in der Mark. III. Verzeichnis der Fischarten in der Mark. IV. Geschichtliches über das Fischwesen in der Mark. Berlin 1880. Verlag von Rudolf Mosse. II + 36 S. gr. 8. Preis 30 Pf., enthält ein ziemlich vollständiges Literatur-Verzeichnis bis 1880.
- V. Wirbellose Tiere. Weichtiere: E. Friedel. Für die übrigen Wirbellosen ist zur Zeit noch kein Sammler gewonnen.
- VI. Botanik: Dr. Carl Bolle.
- VII. Geologie: Stadtrat Friedel mit Unterstützung mehrerer Fachgelehrten.

#### Kulturgeschichte.

ad b. Herr Dr. Kuntzemüller in Spandau hat die Literatur-Sammlung hinsichtlich der eigentlichen geschichtlichen Arbeiten seit der Reformation übernommen, Herr Stadtarchivar Dr. Clauswitz dieselbe Arbeit hinsichtlich des Mittelalters.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Wilhelm Schwartz sammelt die Literatur der Mythologie, des Volksglaubens, der Volkssagen, Volkssitten etc.

Herr Dr. Béringuier sammelt die juristische und Verwaltungs-Literatur, Herr Professor Dr. Marthe die geographische Literatur.

Herr Sekretär Ferdinand Meyer hat die Sammlung bezüglich der Presse und polizeilichen Angelegenheiten übernommen.

ad c. Herr Oberlehrer Dr. Jentsch in Guben organisiert die Literatur Sammlung für die Niederlausitz, als einer der bewährtesten Kenner derselben.

Nach dem Geschilderten ist noch die Literatur-Sammlung mancher Wissenszweige in unserer Provinz notwendig und wird freiwillige Hülfe hierzu freundlichst erbeten.

Berlin, im März 1884.

Direktion des Märkischen Provinzial-Museums.

E. Friedel.

Man kann hieraus ersehen, daß reichliche Ansätze zu dem jetzigen Unternehmen schon vor 25 Jahren vorhanden gewesen sind.

VI. Die Abholzungen um Berlin schreiten weiter vorwärts. Die öffentlichen Widersprüche dagegen haben wenigstens den Erfolg gezeitigt, daß fortan der Forstfiskus, bevor er zur Aufteilung von Waldgeländen schreitet, zuvor die anliegenden Gemeinden befragt, ob sie bereit sind, den Waldbestand oder Teile davon durch Ankauf zu erhalten. Der Fiskus ist dann bereit, den Gemeinden leichtere Zahlungsbedingungen zu machen. — Ein Teil des Waldgeländes an der Oberspree ist zum Gemeindebezirk Ober-Schöneweide einverleibt worden. Der letzten Sitzung der Gemeindevertretung des Ortes lag nun ein Antrag des Fiskus vor, die Gemeinde möge sich von dem eingemeindeten Gelände Streifen sichern. Der Antrag wurde aber abgelehnt. Um als Volkspark größere Waldgelände liegen zu lassen, ist die Gemeinde finanziell nicht stark genug, und zur Veräußerung große Grundflächen zu erwerben, steht nach Ansicht der Gemeindevertretung der Gemeinde nicht zu. Dagegen beschloß sie, sich vom Fiskus Grundstücke für Schulhausbauten und andere öffentliche Anstalten zu sichern.

Den hier geschilderten Standpunkt der Gemeindepolitik müssen wir als einen vollkommen ungeeigneten bezeichnen. Die weitblickenden Gemeindeverwaltungen von Groß-Berlin urteilen ganz anders und suchen, auch für eine spätere Zukunft sorgend, sich soviel Gelände vom Forstfiskus schon jetzt zu sichern, als sie können. Eine Anleihe ist für solche Zwecke, die recht eigentlich späteren Geschlechtern zu Gute kommen, voll berechtigt und wird von der Aufsichtsbehörde gern genehmigt werden. Vom Standpunkt des Schutzes der Heimat raten wir auch den wirtschaftlich schwächeren Gemeinden durchaus an, sich soviel Land und sobald als möglich vom Forstfiskus zu sichern.

VII. Zur Erzielung schön wirkender Fassaden in Charlottenburg sollen den Besitzern von Baustellen auf dem ausgedehnten Wartenburgschen Gelände unmittelbar gegenüber dem Schloßgebäude Beihilfen aus städtischen Mitteln gewährt werden. Diese Unterstützung Privater auf Gemeindegeldern ist mehrfach Gegenstand von Angriffen gegen den Magistrat gewesen. Es dürfte darum interessieren, wie der Magistrat seinen Standpunkt rechtfertigt: Die Fassadenentwürfe für jene

Häuser sollten anfänglich einer Sachverständigen-Kommission zur Begutachtung vorgelegt werden, um dafür zu sorgen, daß architektonisch schön wirkende Bauten auf diesem in bevorzugter Gegend in der Nähe des Königlichen Schlosses liegenden Gelände entstehen konnten. Da jedoch durch die Parzellierung des Gesamtgrundstücks die Bauausführung der einzelnen Gebäude in die Hand verschiedener Bauherren und Bauleitenden übergegangen war, so kam es, daß die Entwürfe für die einzelnen Gebäude voneinander nicht nur grundverschieden wurden, sondern teilweise so kontrastierten, daß hierdurch die Absicht einer schuldigen Rücksichtnahme auf das bauliche Meisterwerk des Schlosses völlig vereitelt wurde. Die beabsichtigte ästhetisch ansprechende, auf architektonischen Grundsätzen beruhende Gruppierung der Bauten in den auf dem Wartenbergschen Gelände entstehenden Straßenzügen wurde nicht erreicht. Hierzu kam, daß zum großen Teil die eingereichten Fassaden im einzelnen sich lediglich an die hier herkömmliche, besonders infolge überreicher Dekoration auf architektonische Schönheit nur in beschränktem Maße Rücksicht nehmende Bauweise anlehnten. Dieser Bauweise kann im einzelnen ebensowenig durch die vorgesehene Begutachtung wirksam begegnet werden, wie dies gegenüber der Gesamtbebauung möglich ist. Um nun den von den Gemeindebehörden erstrebten Zweck, gleichmäßige schön wirkende Fassaden herzustellen, schon jetzt zu erreichen, sollen den Besitzern Beihilfen aus öffentlichen Mitteln gewährt werden.

Dieser löbliche Beschluß der städtischen Behörden unserer Nachbarresidenz ist wenigstens ein — wenn auch schwacher — Trost für den unwiederbringlichen Verlust des herrlichen zu Baustellen ausgeschlachteten ehemals Wartenbergschen Gartens.

VIII. Die Freilegung des Brandenburger Tores in Berlin, welche von Zeit zu Zeit auftaucht, wurde in dem nachfolgenden Artikel des B. L. A. vor kurzem behandelt.

Diese Frage ist nicht erst in der neueren Zeit aufgetaucht, sie ist vielmehr recht alt, beinahe so alt wie die rechts und links an das Brandenburger Tor grenzenden Häuser, deren Niederlegung jetzt Gegenstand der Erörterung ist. Die Aufführung des Brandenburger Tores war seinerzeit eine ganz unerhörte künstlerische Neuerung, die von der bisherigen Bauweise in Berlin vollständig abwich und deshalb das größte Aufsehen erregte. Der berühmte Baumeister Karl Gotthard Langhans aus Landeshut in Schlesien hatte im Jahre 1788 den Entwurf als eine Nachbildung der Propyläen der Akropolis von Athen ausgearbeitet, und nach diesem Entwurf wurde das grandiose Werk ausgeführt. Erst nach der Eröffnung des Tores wurden die Reliefs nach Schadows Entwurf hinzugefügt. Damals kam es zu langen Unterhandlungen wegen der Gestaltung der Reliefs. Shadow hatte eine Figurenreihe vorgeschlagen, die die Folgen der Tapferkeit darstellte, und falls diese Darstellungen nicht genehmigt werden sollten, schlug er die Personifizierung der Stadt Berlin auf der einen und Preußens Schutzgeist auf der andern Seite

des Tores vor. Die Akademie der Künste sprach sich nun dahin aus, daß man die Stadt Berlin mit dem sie charakterisierenden Bär und die Spree mit dem Schwan wählen könnte. Es erging aber darauf ein Reskript, daß man in die Nische zur rechten die Minerva, in die zur Linken den Mars stellen solle. Viel Kopfzerbrechen machte auch die Frage, ob an dem Tor eine Inschrift angebracht werden solle. Die von Gelehrten abgefaßten „Inskriptionen“ waren dem damaligen Zeitgeschmack entsprechend überaus schwulstig. Eine dieser Inschriften lautete: „Hier ist Athen.“ Die Siegesgöttin mit dem Viergespann wurde erst später angebracht. Die beiden Häuser, die jetzt an das große Monumentalwerk grenzen, stammen gleichfalls aus späterer Zeit. Für die Freilegung des Tores hat sich bereits Schinkel lebhaft interessiert. Er vertrat den Standpunkt, daß das Tor von jedem Beiwerk befreit werden müsse.

Daß die Epigonen das Werk, welches die Meister geschaffen, immer besser als diese selbst beurteilen wollen, erscheint verwerflich. Der Pariser Platz ist von den Baukünstlern des 18. Jahrhunderts als ein durch das Tor architektonisch abgeschlossenes Ganze erdacht worden. Er würde diese harmonische einheitliche Wirkung durch Freilegung des Tores vollkommen einbüßen. Das Brandenburger Tor ist eben kein Pariser Arc de Triomphe, der von vornherein als isolierter Bau geplant wurde, es müßte, um allein stehen zu können, auf beiden Seiten, da wo es jetzt die Anbauten decken, umgebaut worden und auch dies bedeutet einen Willkürakt gegen den Genius des Erbauers. Möchten doch die kleinen Geister unserer Zeit die Finger von Dingen, die sie weder zu empfinden noch zu verstehen vermögen, ein für allemal fortlassen.

IX. Congrès International d'Anthropologie et d'Archéologie Préhistoriques, XIII. Sitzung in Monaco vom 16. bis 21. April 1906. Zu diesem Kongreß, dessen überreiches Programm ich vorlege, lade ich „im Auftrage“ die Brandenburgia-Mitglieder bestens ein. Prinz Albert I von Monaco, als Protektor, wird sich alle Mühe geben, für die freundlichste Aufnahme der Teilnehmer zu sorgen. Bedauerlich ist nur, daß die Verhandlungssprache auch jetzt noch ausschließlich die französische sein soll. Die Nichtfranzosen sollten sich endlich gegen den unberechtigten Zwang auflehnen.

X. Seitens der Frankfurter Lebensversicherungsgesellschaft liegen verschiedene der Brandenburgia zugesandte Prospekte und Berichte aus. Diejenigen Angehörigen unserer Gesellschaft, welche von den Anerbietungen Gebrauch machen wollen, können sich dieserhalb mit u. M. Herrn Direktor Kracht in Verbindung setzen.

XI. Die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege vertreten durch u. M. Herrn Lehrer Hermann Berdrow ladet zu der Ausstellung graphischer Werke ihres Ehrenmitgliedes Professor Hans Thoma ein. Die aus etwa 800 Blättern, Radierungen, Algraphien, Holzschnitten, Buntdrucken bestehende Sammlung ist im Albrecht Dürer-Haus, Kronen-

straße 18 zu besichtigen. Sie bietet eine treffliche Ergänzung zu den Werken des Meisters auf der großen Jahrtausstellung in der Nationalgalerie. Wir danken Herrn Berdrow für seine Anregung verbindlichst.

### B. Persönliches.

XII. Des 49. Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 27. d. M. gedenkt auch die *Brandenburgia* in Ehrfurcht und Treue mit Heil- und Segenswünschen.

XIII. Unser 2. Vorsitzender Herr Geheime Justiz- und Kammergerichtsrat Uhles hat einen längeren Erholungsurlaub nach Meran (Villa Mon Repos) antreten müssen und dürfte erst gegen Ostern heimkehren, hoffentlich neugestärkt in voller Schaffenskraft.

XIV. Unser Ausschußmitglied Bibliothekar Dr. Gustav Albrecht ist zum korrespondierenden Mitglied des naturwissenschaftlichen Vereins zu Frankfurt a. O. ernannt. Vergl. *Brandenburgia* XI, 129; 134 und 136.

XV. Fräulein Elisabeth Lemke, unser gelehrtes Damenmitglied, veranstaltet Mittwoch, den 14. Februar 1906, in den Bismarck-Sälen, Neue Grünstr. 28, einen Vortragsabend betitelt „Wanderfahrt am Frischen Haff, Westpreussen. Landschaftliches und Volkstümliches mit Lichtbildern und Dialektproben.“ Die zwei früheren Lemkeschen Vorträge daselbst haben vielen Beifall gefunden. Es wird freundlichst zu reger Beteiligung eingeladen; Programme für den Vortragsabend sind heut in Umlauf gesetzt.

XVI. Des 150 jährigen Geburtstages von Wolfgang Amadeus Mozart am 27. d. M. gedenkt die *Brandenburgia* in Verehrung vor dem Genius des unsterblichen Salzburger Tonmeisters. Im April und Mai des verhängnisvollen Jahres 1789 verweilte M. in Berlin. Es erging ihm, wie nachmals Schiller, er wäre „beinahe“ in den preussischen Staats- und Hofdienst übernommen worden. Bald nachher im Dezember 1791 starb Mozart zu Wien.

XVII. Unser Mitglied Frau Dr. phil. Elise Löwenheim geb. Röhn, lässt ihr soeben vollendetes Schauspiel in 3 Akten „Irrlicht“ im grossen Saale des Berliner Handwerker-Vereins, Sophienstrasse 18, zum ersten Male darstellen. Die Uraufführung dieses Trauerspiels, das ein modernes Malerleben in Berlin und dessen Umgebung als Vorwurf nimmt, findet zum Besten der ersten öffentlichen Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur am Sonntag den 4 Februar d. J. statt. Auch hierzu wird bestens eingeladen und der Theaterzettel in vielen Exemplaren heut ausgeteilt.

XVIII. Die Familien-Stammbücher, die seit dem Jahre 1897 in Berlin eingeführt sind, haben von Anfang an bei den zur Ehe schreitenden Paaren eine gute Aufnahme gefunden. Im Jahre 1905 wurden von den hiesigen Standesämtern bei 22,305 Eheschliessungen

14,466 Familien-Stammbücher verausgabt. Es haben sich also von je 100 neuvermählten Paaren 65 ein solches Buch ausfertigen lassen. In Berlin wird jedem neuvermählten Paare auf Wunsch ein Familien-Stammbuch von dem Standesbeamten gegen Entrichtung des Selbstkostenpreises von 50 Pf. verabfolgt, versehen mit der Eintragung und Beglaubigung der Eheschliessung. Sofern die Familien-Stammbücher bei der Anmeldung von Geburten und Sterbefällen dem Standesbeamten vorgelegt werden, wobei sie zugleich als Legitimation dienen können, erfolgen die Eintragungen sofort gebührenfrei. Für später verlangte Eintragungen, die natürlich zulässig sind, kann jedoch Gebührenfreiheit nicht zugestanden werden. Im Hinblick auf den grossen Nutzen der Familien-Stammbücher, z. B. in Erbschaftsangelegenheiten, bei der Ausfüllung von Fragebogen, beim Abschluss von Versicherungen, Volkszählungen, bei Familienangelegenheiten muss die Anschaffung eines solchen Stammbuches, das geeignet erscheint, die Zusammengehörigkeit der Familien zu festigen, auch unsererseits angelegentlichst empfohlen werden.

XIX. Die Einwohnerschaft Gross-Berlins nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1905.

1. Berlin . . . . .	2,035,815
2. Charlottenburg . . . . .	237,231
3. Rixdorf . . . . .	152,858
4. Schöneberg . . . . .	140,932
5. Deutsch-Wilmersdorf . . . . .	63,568
6. Lichtenberg-Friedrichsberg . . . . .	55,365
7. Weissensee (Alt- u. Neu-) . . . . .	37,598
8. Gross-Lichterfelde . . . . .	34,239
9. Boxhagen-Rummelsburg . . . . .	34,088
10. Steglitz . . . . .	32,831
11. Pankow . . . . .	29,061
12. Reinickendorf . . . . .	22,392
13. Friedenau . . . . .	18,010
14. Friedrichsfelde mit Karlshorst . . . . .	14,072
15. Zehlendorf . . . . .	12,648
16. Treptow . . . . .	11,316
17. Tempelhof . . . . .	10,574
18. Britz . . . . .	9,450
19. Niederschönhausen (Landgem.) . . . . .	9,169
20. Mariendorf . . . . .	9,011
21. Lankwitz . . . . .	7,172
22. Schmargendorf . . . . .	5,039
23. Grunewald . . . . .	4,574
24. Stralau . . . . .	3,546
25. Plötzensee . . . . .	3,080

26. Hohenschönhausen (Landgem.) . . . . .	1,895
27. „ „ (Gutsbez.) . . . . .	1,740
28. Dablem . . . . .	1,055
29. Heinersdorf . . . . .	829
30. Niederschönhausen bezw. Schönholz (Gutsbez.) . . .	393

### C. Naturkundliches.

XX. Die Mitteilungen der Berliner Elektrizitäts-Werke vom 1. v. M. enthalten vieles Beachtenswerte; ich mache besonders auf die sogen. Millionenbrücke (Swinemünder Brücke hierselbst), das elektrische Nähen, die elektrischen Zimmerspringbrunnen aufmerksam.

XXI. Birkhühner (Spielwild) in der Mark. U. Ehrenmitglied Herr Willibald von Schulenburg schreibt:

In der Brandenburgia 1905, S. 302 wird des Vorkommens von Birkhühnern in der Gegend von Treuenbrietzen gedacht. Birkhühner kommen noch vor in der Kummersdorfer Forst und in der Gegend von Wendisch-Wilmersdorf (beide Kreis Teltow). Herr Geheimrat Friedel erwähnt gleichzeitig für die Birkhenne den volkstümlichen Namen Kurre. Kura heisst im Slavisch der Lausitz die Henne (Haushuhn), demnach ist Kurre vielleicht ein wendischer Sprachrückstand aus der Zeit des slavischen Völkereinbruchs in Norddeutschland.

Der Ausdruck Kurre für das weibliche Birkhuhn wurde mir durch u. M. Herrn Postrat a. D. Steinhardt hinsichtlich der Gegend zwischen Jüterbog, Treuenbrietzen und Niemegek mitgeteilt. Die Deutung des Herrn von Schulenburg dürfte die richtige sein. Im Zweifelsfalle bitte ich um anderweitige Erklärung.

XXII. Mitteilungen des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg, Januar 1906. Heft 1. Nach mehrjähriger Pause beginnen dieselben von neuem zu erscheinen. Wir begrüßen dies bestens; die brandenburgische Heimatkunde würde das Eingehen dieser Zeitschrift schmerzlich vermissen. Die Schriftleitung untersteht dem als Sachkundigen weit bekannten Herrn Dr. L. Brühl, Lutherstr. 47. Das Ihnen vorliegende Heft enthält u. A. wertvolle Beiträge vom Fischermeister Joseph Kraatz-Angermünde: „Wie wirtschaftet der Berufsfischer höhere Erträge aus seinen Gewässern?“ und Prof. Dr. Karl Eckstein-Eberswalde: „Die naturgeschichtlichen und fischereilichen Verhältnisse des Kreises Templin.“ — Wir rufen dem erneuerten gemeinnützigen Unternehmen ein kräftiges „Petri Heil!“ zu.

XXIII. Wiederum die Wünschelrute. Das Zünglein an der Gerechtigkeitswage der Wünschelrute die uns schon so oft beschäftigt hat (Brandenburgia XII. 335) kann noch immer nicht zur Ruhe kommen, wie Sie aus dem ausführlichen kritischen Bericht von Professor Dr. J. H. Vogel (Berlin) „Die Wünschelrute als Wasserfinder“ in der Unterhaltungs-



beilage zur Täglichen Rundschau vom 9. d. M. entnehmen. V. schliesst sich dem Urteil des Prof. Dr. Albert Heim, Direktors des geologischen Museums in Zürich an, welcher sich wie folgt äussert:

„Ich bin bei meiner Prüfung zu dem Ergebnis gekommen, dass es Personen gibt, welche Wasseradern mit der Wünschelrute auffinden, dass dabei eine unwillkürliche Bewegung der Hand den Ausschlag der Rute erzeugt und dass diese Bewegung vom Menschen abhängt, von der betreffenden Persönlichkeit, und zwar teils von bewusst oder unbewusst vorgefasster Idee, seltener von einer nervösen zitternden Erregung. Die Frage, ob die Idee die nervöse Erregung erzeuge oder die nervöse Erregung die Idee hervorbringe, habe ich an Hand der Beobachtungen dahin beantworten müssen, dass in manchen Fällen die nervöse Erregung eintritt, wo keine sie leitende Idee vorher möglich war. Ich bin also zu dem Ergebnis gelangt, dass es einzelne Personen gibt, welche durch unter ihnen im Boden befindliches Wasser in einen Zustand gelangen, den sie direkt empfinden oder mittels der Wünschelrute als Fühlhebel sich selbst sichtbar machen. Eine zielbewusste physiologische Durchprüfung der Sache fehlt noch. Ich glaube aber, durch meine nur gelegentlichen und meist zufälligen Beobachtungen noch einiges zum Verständnis der Sache beigetragen und den Nachweis geliefert zu haben, dass es sich nicht nur um eine Erscheinung vom Range des Gedankenlesens handelt.

Wir Menschen haben leider nur fünf Sinnesorgane. Hätten wir deren doppelt soviel oder hätten unsere Sinnesorgane grössere Spannweiten, so würde uns noch eine ganze Menge natürlicher Vorgänge klar sein, die wir jetzt nicht ahnen. Es fehlt uns ein Sinnesorgan für Magnetismus, es fehlt eines für Elektrizität, wir haben keines für longitudinale Ätherschwingungen, und von den transversalen empfindet unser Auge nur etwa eine Oktave: wir haben kein Sinnesorgan für die Röntgenschen X-Strahlen usw. Es ist nun wohl möglich, dass Vorgänge in der Natur, welche uns unbekannt sind, hier und da die Grenzsphäre eines unserer Sinne treffen und dadurch etwas zur Wahrnehmung kommt, oder dass solche Vorgänge Begleiterscheinungen erzeugen, die für unser Empfinden teilweise wahrnehmbar sind. Unser Erkennen ist noch sehr gering, und an unserem beschränkten Verständnis können wir nicht die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Dinges bemessen, wo es sich, wie hier, um sehr schwer zusammenzufassende, aber auch schwer zerlegbare Vorgänge handelt. Ich nehme das sicher Beobachtete als Tatsache bescheiden an, auch wenn es mir noch ganz unbegreiflich ist.“

Heim, obwohl einer der bedeutendsten Geologen der Gegenwart, schaltet, trotzdem er das bekannte negative Gutachten der vier Berliner Geologen vom Jahre 1903 in seiner Art als durchaus berechtigt anerkennt, die Geologie im vorliegenden Fall aus und bringt dies Problem mehr auf das psychologisch-physiologische Gebiet. Damit wäre allerdings ein ganz neuer oder doch bisher wenig gewürdigter Weg, mindestens in einzelnen Fällen, zur Erklärung des Quellenfindens seitens der Ruten-gänger gewiesen. Man darf wohl prophezeien, dass der Streit über die

Wünschelrute nun erst recht entbrennen wird, zumal Vogel sich dem Heimschen Gedankengange rückhaltlos anschließt.

#### D. Kulturkundliches.

XXIV. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Herausg. von dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. S. 4. Bd. 1905. Aus diesen Nachbarlanden enthält der stattliche Band eine Menge interessanter Artikel. Ich mache nur auf den Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle aufmerksam, den der am 22. Oktober v. J. viel zu früh für die Wissenschaft verstorbene, liebenswürdige Major a. D. Oscar Förtsch beschrieben hat. Von den sogen. Prozessionsäxten oder Kommandostäben, jenen sonderbaren breiten Bronze-Dolchklängen, die an einem Schaft aus Bronze mit Holzverlängerung oder auch ohne letztere saßen, sind 4 gefunden, dazu noch 9 ähnliche Dolchblätter. Auch Förtsch erkennt an, wie die Befestigung so schwach war, daß die „Schwertstäbe“, wie sie auch heißen (Förtsch sagt „Dolchstäbe“) für Kampzzwecke ungeeignet waren.

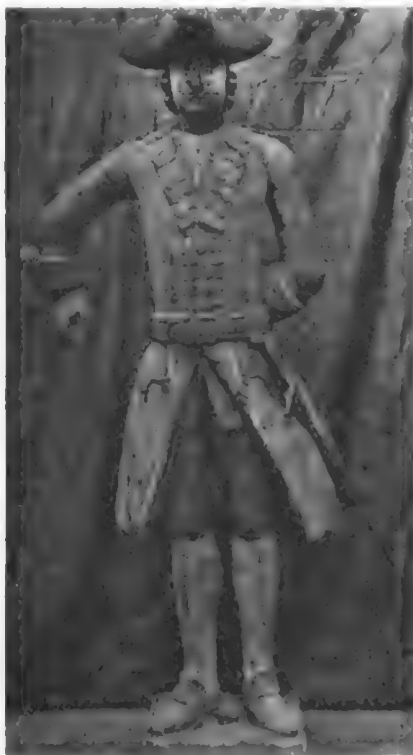
XXV. Über das Kriegswesen in der Mark Brandenburg zur Zeit von Kurfürst Joachim I. Von Herrn Generalleutnant z. D. von Bardeleben. Ich lege Ihnen diesen für die Entwicklung unsers heimatlichen Kriegswesens hochinteressanten Aufsatz mit Bd. XVIII, 2. Hälfte, der Forschungen zur Brandenburgischen- und Preußischen Geschichte vor. Lohndienst und Söldnertum, die Kriegsbereitschaft, die Bewaffnung und Kriegsführung werden ausführlich beleuchtet.

XXVI. Die Mitteilungen des Gewerbe-Museums zu Bremen 1904 herausgegeben von Herrn Direktor Dr. Schaefer lassen die Wirksamkeit und das Aufblühen dieses von mir schon früher erwähnten gemeinnützigen Instituts erkennen.

XXVII. Verzierte eiserne Öfen in Norwegen. Norsk Folkemuseums Saerudstilling Nr. 3. Gamle Norske Ovne. Katalog af Harry Fett. Kristiania 1905. Eiserne verzierte Kamin- oder Ofenplatten, die ich in der Brandenburgia öfters erwähnt (z. B. XII. 419) sind auch in Norwegen und zwar als heimische Industrieerzeugnisse wahrscheinlich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts üblich. Der schön illustrierte Katalog bringt solche bis zum Ende der Regierung Christians VII 1808.

XXVIII. Roland-Schau. a) Im Thaulow-Museum zu Kiel wird ein hölzerner Quintäne-Roland verwahrt, von dem mir der Direktor Herr Dr. G. Brandt die vorliegende photographische Abbildung gütigst verehrt hat. Zweck und Auffassung sind genau so wie bei den Rolanden von Windbergen, Garding und Meldorf, von denen Sie kürzlich Kenntnis genommen (Abbildungen Brandenburgia XIV 232 bis 234). Es ist hier die wohlgelungene Figur eines dänischen Offiziers etwa aus der Zeit Friedrichs des Großen gewählt. Die Holzschnitzerei und Bemalung

läßt diesen in dem schleswigschen Städtchen Tondern benutzten Roland als den künstlerisch am meisten gelungenen erscheinen. Der rechte Arm, welcher von einem Schmied in Tondern mittels Eisenbandes an den Rumpf wieder angefügt wurde, ist, wie Dr. Brandt zutreffend schreibt, offenbar falsch angesetzt. Der Roland steht auf drehbarer Plinte. Er mißt von der Fußsohle bis zur obern Hutkante 1,96 m. Er ist in der ursprünglichen Bemalung erhalten: der Rock hellrot mit goldenen Knöpfen und Knopflochsäumen, die Weste grün, die Beinkleider anscheinend dunkelblau, die Strümpfe weiß, Hut und Schuhe schwarz mit Vergoldung an den Schnallen und Kanten. Die Nase ist später ergänzt und nicht gestrichen, an der Seite trägt der Roland ein geschmiedetes Schwert.



Roland von Tondern.

b) Der von mir wiederholt erwähnte gewaltige Roland von Wedel bei Altona, steinernes Standbild Karls des Großen, ist auf einem der Teller dargestellt, der unserm Kronprinzlichen Ehepaare kürzlich als Hochzeitsgabe verehrt wurde.

c) Der Roland von Bremen steht auf der Spitze eines silbernen Tafelaufsatzes, den die freie Stadt Bremen aus gleichem Anlaß stiftete.

d) Zu dem Kammergerichtsurteil über die Anfertigung von Statuetten nach Denkmälern wird uns mitgeteilt, dass die Figuren des Rolandbrunnens auf dem Kemperplatz zu Berlin alleiniges Werk des Professors Otto Lessing sind. Dieser hatte dem Bildhauer Röhlich die Erlaubnis erteilt, eine kleine Kopie zu industriellen Zwecken zu machen. Die Nachahmung dieser Kopie gerichtlich zu verfolgen, hat Professor Lessing abgelehnt und dem Bildhauer R. überlassen. Das Kammergericht hat nun, wie gemeldet, die Nachahmung der Figuren untersagt.

e) „Roland von Berlin“ betitelt Dr. L. Leipziger seine im Harmonia-Verlag erschienene Gedichtsammlung. Mit pointiertem Humor schildert der Autor Typen und Zustände aus dem Berliner Gesellschaftsleben, das er in all seinen Höhen und Niederungen kennt; ein trefflicher Beobachter, der amüsant zu schildern versteht, offenbart sich in diesen kecken „Berliner Liedern“.

Auch hieraus ersieht man wieder, wie beliebt „die Firma Roland“ seit Fertigstellung des unter d gedachten Rolandsbildes in Berlin geworden ist.

XXIX. Das beifolgende buntbedruckte Erinnerungstuch von 1892 „am 21. Jahrestage des Frankfurter Friedens“ stellt das Doppeldenkmal für Kaiser Rotbart und Kaiser Wilhelm den Grossen am Kyffhäuser dar. Dies hübsche Tuch sowie das dazu gehörige, die Grundsteinlegung des Denkmals betreffende große Erinnerungsblatt hat u. M. Herr Gustav Lackowitz dem Märk. Museum zu verehren, die große Güte.

Wegen der bei uns oft besprochenen Erinnerungstücher sei auf Brandenburgia XII. 39 verwiesen.

XXX. Vom Thaulow-Museum zu Kiel überreicht der genannte Herr Direktor Dr. G. Brandt den Bericht des Museums 1902/03 zum 25 jährigen Bestehen und den Katalog für die Ausstellung kirchlicher Geräte im Thaulow-Museum 1902.

Anch für diese schönen Gaben herzlichen Dank. Ich kann einen Besuch dieses schönen kunstgewerblichen und vaterländischen Museums nicht warm genug empfehlen.

XXXI. Unser neuestes Mitglied Herr Oberpfarrer Recke in Spandau teilt uns in Anlehnung an seinen am 28. Nov. 1905 in Spandau gehaltenen Vortrag folgendes mit:

„Vom Kaland und den Kalandsbrüdern im alten Spandau. Von früher Zeit an feierte die Kirche des Mittelalters, dem lateinischen „Kalender“ folgend, die Monatsanfänge oder „Kalenden“, besonders durch Gedächtnisfeiern der Verstorbenen; eine besondere religiös-kirchliche Fraternität oder freie Bruderschaft (Gilde) zunächst der Weltgeistlichen eines zusammenhängenden Distrikts, die sich die Feier der Kalenden eigens zur Aufgabe machte, eben der „Kaland“, ist spätern Datums, sie reicht nicht über das 13. Jahrhundert zurück; und merkwürdig, der „Kaland“ hat seine ganz bestimmte geographische Begrenzung; er findet sich wesentlich nur in den Ländern des sächsischen Volksstammes. In Westfalen, zwischen Weser und Ems, ist seine Heimat, von hier wandert er mit den Niedersachsen nach Osten bis Halberstadt und Naumburg und nach Norden bis Ober-Schleswig, ganz besonders aber besetzt er auf diesem Wege die Mark Brandenburg, die über 45 einzelne „Kalände“ urkundlich nachweist. So hatte Berlin seinen „Kalandshof“ in der Klosterstrasse und seine — noch heute vorhandene — „Kalandsgasse“, während der Spandauer Kaland (ursprünglich waren es ihrer zwei, der Barnim'sche und der Spadow'sche, die 1358 vereinigt wurden) sein Haus und Heim in der Breiten Strasse (Nr. 32 ?) innehielt. Die Zahl der Mitglieder dieses Spandauer „Pfarrervereins“ ging nach einer Urkunde von 1313 bereits über das normale Maß (12 + 1, der Zahl der um

Christus gescharten Apostel entsprechend) hinaus, sie umfasste ihrer 19, und zwar 16 Priester („Kalandsherren“) und 3 Laien, weltliche Ritter („Kalandsbrüder“). An der Spitze stand ein „Dechant“, ihm zur Seite ein „Kämmerer“ und 3 „Schöffen“ oder „Provisoren“, welche letztere für die Zurüstung der „Kalands-Mahlzeit“ Sorge zu tragen hatten. Die gottesdienstlichen, seelsorgerlichen und sonstigen Vorrichtungen und Aufgaben des Kalands (Seelenmessen, Vigilien, Memorien, gegenseitige Unterstützungen, Armenspenden) wurden von dem Vortragenden auf Grund des uns aufbewahrten „Muster-Statuts“ des Kalands von Celle aus dem Jahre 1400 eingehend geschildert, nicht minder die Aufnahme- und Strafbestimmungen, sowie die dem Kaland je und je gewährten Ablässe, Benefizien und Indulgenzen. Der Spandauer Kaland war nächst dem mit weltlichen Hebungen ganz besonders reich dotiert: Ihm gehörten 3 Altäre in St. Nikolai, der St. Georgen-Altar vor Spandau und der St. Michaelis-Altar in der Petri-Kirche zu Kölln a. d. Spree. Viele Insassen der umliegenden Dorfschaften waren ihm außerdem tributpflichtig, nicht zuletzt der „Fährmann von Heiligensee“, der dem Kaland zu Spandow „30 Schillinge Pfennige“ schuldete, eine Last die — später auf die St. Nikolaikirche übertragen — unter dem Titel „Grundzins“ noch heute besteht.

Im weiteren Verlauf der Entwicklung verweltlichte der Kaland, namentlich durch die Aufnahme weiblicher Elemente („Kalandsschwestern“), mehr und mehr. Das Volk sprach vom „großen Kaland“, vom „Käländern“ als von „üppiger Mahlzeit“, von „Schwelgen und Prassen“. Ausserordentlich scharf greift Luther in seinem Traktat aus dem Jahre 1519 „von den Bruderschaften“ den „losen“ Kaland zu Wittenberg an, fast noch schärfer urteilt der Bürgermeister von Stralsund, Franz Wessel, über die „Kalandspaffen“ seiner Stadt. Mit der Reformation schwand der Kaland dahin, seine Güter wurden eingezogen zum Besten von evangelischen Kirchen und Schulen, das meiste freilich, wenigstens in der Mark Brandenburg, beanspruchte der Kurfürst Joachim II. für sein neues Domstift zu Kölln a. d. Spree. Auch in der katholischen Kirche verlor der „Kaland“ bald alle Bedeutung, selbst seinen Namen, während sich in vielen Teilen der evangelischen Kirche (speziell im Braunschweigischen) wenigstens der Name „Kaland“-Konvent, feierliche Versammlung, Synode bis in unsre Tage erhalten hat.“

#### E. Bildliches.

XXXII. U. M. Herr Maler K. F. Wilhelm Thiele hat von der Gewehr-„Fabrique“ am Kanal zu Potsdam, deren stattliche mit Stierschädeln geschmückte Fassade die Brandenburgia-Mitglieder am 8. Oktober v. J. in Augenschein nahmen, das heut abend ausgestellte schöne Bild, eine künstlerisch vollendete, warm empfundene große Feder-

zeichnung ausgestellt und nebst der ansprechenden Umrahmung dem Märk. Museum verehrt. Frdr. Nicolai in seiner Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam schreibt von diesem Gebäude im 3. Band (1786) S. 1169 nach einer Schilderung der Gewehrstraße und Gewehrfabrik (jetzt die Stelle, wo die Kasernen des I. Garde-Regiments zu Fuß sind):

„Das Direktionshaus der Fabrik, worin die Wohnungen des Königl. Kommissarius und des Direktors der Gewehrfabrik sind, steht oberhalb an der Ecke dieser Straße, zwischen der Breiten- und Priesterstraße. Es ist in dorischer Ordnung nach Bürings Angabe gebaut, hat drey Geschosse, und in der Mitte ein Risalit mit halben Säulen. Über dem Eingang ist mit vergoldeten Buchstaben zu lesen: Königl. Gewehrfabrik. Oben auf der Attika sind Armaturen mit Figuren und Vasen.“



Scheibe der Schützengilde in Spandau (No. 1).

XXXIII. Über die (Trinker-) Heilstätte Waldfrieden bei Fürstenwalde a. Spree liegt die beifolgende Beschreibung vor, welche mit vielen ansprechenden Abbildungen ausgestattet ist.

XXXIV. Drei stattliche Bürgerhäuser aus Luckau sehen Sie auf eben so vielen Photographien dargestellt, stattliche Fassaden aus dem 17. und 18. Jahrhundert, diese Bilder sind freundliche Geschenke von u. M. Herrn Geheimen Medizinalrat Dr. Robert Behla, welcher kürzlich von Luckau zur Regierung in Potsdam und inzwischen nach Stralsund versetzt worden ist.

XXXV. U. M. Herr Kaufmann Alexis Schwers in Spandau hat die Güte gehabt, die Ihnen vorliegenden fünf Photographien alter Schießscheiben der Spandauer Schützengilde dem Märk. Museum zu verehren.

Dergleichen alte Schießscheiben finden sich glücklicher Weise in vielen brandenburgischen Städten erhalten. Sind diese Bilder an sich schon bemerkenswert als Zeugnisse der Geschichte unsers bürgerlichen Schützenwesens, so enthalten sie außerdem oft die Darstellung von Gebäuden und Prospekten, die längst verschwunden sind, so wie von ortsgeschichtlichen Vorgängen, welche durch die Bilder erläutert werden.

Dies gilt auch für die Spandauer Schützenscheiben, so daß wir Herrn Schwers nur recht dankbar sein können.

Eine der Scheiben (vom 3. August 1816, siehe Abbildung vorstehende Seite) geben wir in verkleinerter Abbildung wieder. Im übrigen sei auf die nachfolgenden Erläuterungen unsers geehrten Mitgliedes verwiesen.

### **Erläuterungen zu den 5 Scheibenbildern von der Schützen-Gilde zu Spandau.**

Von A. Schwers.

#### Vorbemerkung.

Die Spandauer Schützengilde ist eine der ältesten der Mark Brandenburg, man nimmt an, daß sie schon Mitte des 14. Jahrhunderts existiert hat, eine alte im hiesigen Stadtarchiv sich befindende Kämmerei-Rechnung von 1437 erwähnt, daß in diesem Jahre die Schützengilde wieder aufgerichtet worden sei.

Die späteren ältesten Urkunden sind von 1557 ab.

Seit langer Zeit ist es Brauch in der Gilde, daß der jeweilige Schützenkönig, einige Wochen nach dem stattgefundenen Königsschießen, der Gilde ein sogenanntes „Königs Freischießen“ geben muß, wozu er eine bunte Scheibe nebst Rahmen und eine Anzahl Silbergewinne stiften muß. Die Scheiben werden nach beendetem Schießen, nachdem auf der Scheibe die Namen der Schützen an den betreffenden Schußstellen angebracht sind, im Schützensaal aufbewahrt. Die Auswahl der auf den Scheiben befindlichen Bilder ist dem Stifter, dem zeitigen Schützenkönig, überlassen, und da sind nun die mannigfaltigsten Abbildungen vorhanden, teils Genrebilder, Landschaften, Stilleben, teils Abbildungen von Gebäuden, Straßen u. a. m. Es sind nun auch eine Anzahl von historisch merkwürdigen Gebäuden oder dergleichen vorhanden, und dürften die folgenden 5 Abbildungen wohl als solche betrachtet werden können.

#### Scheibenbild No. I.

Ansicht des alten Schützenhauses, welches sich in der Neuendorferstraße Ecke der Triftstraße, an der Havel gelegen, befand und wahrscheinlich Anfang des 17. Jahrhunderts errichtet worden ist. Dasselbe

ist, wie die Inschrift auf dem Scheibenbild besagt, während der Belagerung der Festung Spandau 1813 von den damals in derselben liegenden Franzosen am 14. März gänzlich abgebrannt worden, bevor sie die Festung an die verbündeten Preußen und Russen übergeben mußten.

Im Jahre 1819 verkaufte die Gilde, nachdem die Gebäude wohl nicht wieder aufgebaut waren, das damalige Gelände, und kaufte dafür das jetzige Terrain, wofür sie damals 5000 Taler bezahlte. Was sie für das alte Gelände erzielt hatte, ist nicht bekannt, es dürfte aber besonders hier erwähnt werden, daß sich die Gilde damals bei Rückkauf des alten Terrains die Beschränkung für den Käufer grundbuchlich eintragen ließ, daß derselbe auf dem gekauften Grundstück keinerlei Tabagie errichten dürfte, um damit der Schützengilde, deren neu erworbenes Gelände vielleicht 5 Minuten entfernt lag, keine Konkurrenz zu bieten.

Von dieser grundbuchlichen Eintragung wußte indes von den heutigen Mitgliedern der Gilde niemand etwas, in den Akten war nichts enthalten. Vor zwei Jahren, als der letzte Besitzer, der es wohl von seinem Großvater in direkter Erbfolge übernommen hatte, starb und keine direkten Deszendenten hinterließ, kam die oben erwähnte Eintragung zugunsten der Gilde zu deren Kenntnis. Auf die Aufforderung der jetzigen Besitzer, dieselbe doch im Grundbuch löschen zu lassen, beschloß die Gilde, dies nur gegen eine entsprechende Geldentschädigung zu bewirken. Da die Erben hierzu vorläufig noch keine Lust zu verspüren scheinen, so ruht die Sache bis auf weiters. Das Original-Scheibenbild ist bereits sehr verblichen und schwer erkennbar, nur die Umschrift sowie die Inschrift sind noch deutlich lesbar, es ist deshalb eine neue Scheibe nach dem Original so getreu, wie es eben möglich war, nachgezeichnet worden. Von dieser Zeichnung ist die vorliegende photographische Abbildung genommen.

Die Nachkommen des ehemaligen Stifters der Scheibe, des Tischlermeisters und Schützenpächters August Bernhardt sind noch heut in hiesiger Stadt als wohlgeachtete Bürger selbsthaft.

#### Scheibenbild No. II.

Gestiftet im Jahre 1834 von dem zeitigen Schützenkönig Glasermeister G. F. Knackfuß, welcher die Königswürde für den damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen, Kgl. Hoheit, nachmaligen hochseligen Kaiser Wilhelm I. erworben hatte. Das Bild stellt das damalige Palais des Prinzen Wilhelm dar, welches wohl an derselben Stelle gestanden haben dürfte, wo sich heut das Kaiser Wilhelm Palais befindet.

#### Scheibenbild No. III.

Gestiftet im Jahre 1850 von dem zeitigen Schützenkönig Schiffbaumeister Germanus Schultze. Das Bild stellt dar den Marktplatz



von Spandau zu damaliger Zeit, das Rathaus, rechts davon das ehemalige Zuchthaus, welches vor 4 Jahren abgebrochen ist, und von diesem rechts, durch die schmale Straße getrennt, die damalige Adler-Apotheke, niedergelegt und durch Neubau ersetzt im Jahre 1864. (Im Rathaus unten links hinter den Säulen die ehemalige Haupt-Wache der Garnison.)

#### Scheibenbild No. IV.

Gestiftet 1870 von dem zeitigen Schützenkönig Bäckermeister A. Hummel, stellt dar das Barackenlager der französischen Gefangenen. Bekanntlich waren während des Feldzugs 1870/71 in Spandau sieben-tausend französische Kriegsgefangene interniert, wovon der größte Teil in eigens dazu errichteten Baracken untergebracht war. Die Abbildung zeigt die auf dem ehemaligen Schützenplatz, gegenüber dem Schützenhaus s. Z. erbauten Baracken. Auf dem Platz befindet sich heut das Garnison-Lazarett. Man sieht einige Franzosen bei dem Wagen des Schützenkönigs Hummel stehen und Brot, der dasselbe liefert, abtragen. Vorn steht eine preußische Schildwache. Links an der Straße nach Spandau befindet sich das alte, inzwischen durch Neubau ersetzte Schützenhaus.

In der Ferne erblickt man den Julius-Turm.

Dieses Bild dürfte, da eine andere Abbildung von solchen für die Kriegs-Gefangenen damals hergerichteten Lager nicht existiert, wohl besonderes historisches Interesse beanspruchen.

#### Scheibenbild No. V.

Gestiftet von dem zeitigen Schützenkönig Gärtnereibesitzer Grunow 1871. Dasselbe stellt dar die bei dem Empfange der aus dem französischen Kriege zurückgekehrten Spandauer Garnison erbaute Ehrenpforte, welche am Markt (an der Breitenstraße) errichtet war. Man sieht die Spandauer Schützen-Gilde, die sich an der feierlichen Einholung der Truppen beteiligte, durch die Ehrenpforte marschieren.

XXXVI. Thüringer Kalender für 1906. Herausgegeben vom Thür.-Museum in Eisenach. Mit Zeichnungen von Ernst Liebermann in München. Dieser überaus ansprechend ausgestattete Bilderkalender erscheint unter Redaktion u. M. des Prof. Dr. Georg Voß, des Konservators der Thüringenschen Kunst- und Altertumsdenkmäler. Sie ersehen, daß die Einrichtung dieses Kalenders sehr an den ebenfalls von unserm hochgeschätzten Mitgliede herausgegebenen Berliner Kalender erinnert.

XXXVII. Herr Lehrer Otto Mielke, Schriftführer des angegliederten Vereins für Heimatkunde in Nowawes und Umgegend, teilt die in Umlauf gesetzten, von seiner Kennerhand gefertigten schönen Photographien mit:

- a) Gräfenbrück bei Schöpfung, Nieder Barnim: Freiarche obere Haltung;

- b) desgl. Freiarche und Strommeisterei;
- c) 120 jährige Edeltanne vom Blitz getroffen, ebendasselbst;
- d) Linum, Ost-Havelland, fiskalische Karpfenteiche und Torfabfuhrgräben nach dem Rhin;
- e) desgl. Karpfenteiche;
- f) desgl. Umsetzen des ausgestochenen Torfs;
- g) Marienwerder am Werbellinkanal, Nieder Barnim, Forsthaus Pechteich;
- h) desgl. Pechteichbrücke über den Werbellinkanal;
- i) desgl. Leesenbrück'sche Schleuse, untere Haltung;
- k) Nudow, Kirchdorf, Teltow, ein Bauerhaus;
- l) Prenden, Nieder-Barnim, Bauerhaus;
- m) desgl. Bauerhaus rechts, links Scheune;
- n) Nowawes, Teltow, Inneres der Kirche von 1752;
- o) desgl. die Wallstraße.

Diese charakteristischen Bilder werden der Sammlung des Märk. Prov.-Museums überwiesen.

XXXVIII. In Ergänzung von No. V. teilt Herr Robert Mielke, als Schriftleiter der Vereinigung für Herausgabe einer Brandenburgischen Landeskunde Nachstehendes mit:

„Seit der Berichterstatter vor 4 Jahren der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg die „Denkschrift über die Herausgabe einer Brandenburgischen Heimatkunde“ zu ihrem zehnjährigen Stiftungsfeste widmen konnte, haben die Arbeiten zu ihrer Durchführung nicht geruht. Der eigentliche Vater des Gedankens — unser unvergeßlicher Professor Dr. Friedrich Wagner — ist inzwischen abberufen worden; mit ihm ist einer der besten Führer auf dem Gebiete märkischer Geschichtsforschung, ein stets opferwilliger Freund unserer Arbeiten von uns geschieden. Waren wir damit von vorn herein auf eine schwere Probe gestellt, so haben wir doch versucht, die Arbeiten weiter zu führen, soweit es unsere Kräfte gestatteten. Zum Glück waren die Grundlagen, welche der Verstorbenen noch selbst legen konnte, schon soweit gediehen, daß wir eine Organisation besaßen, die auch nach dem schweren Verlust nicht versagte. Auf Wagners Rat ist s. Z. ein Arbeitsausschuß zusammengetreten, dem die Herren Geh. Reg.-Rat Friedel, Prof. Dr. Wagner, Prof. Dr. Müllenhoff, Dr. Ed. Zache, Wilibald von Schulenburg, Prof. Dr. Pniower, Prof. Dr. Galland, Dr. Regling, Dr. Albrecht, Geh. Justizrat Uhles, Schulrat Dr. Fischer und der Berichterstatter angehörten, zu denen später Herr Sanitätsrat Dr. Vormeng, Prof. Dr. Tschirch, Provinzial-Konservator, Landbauinspektor Büttner und Prof. Dr. Seelmann traten. Hinzugewählt hat dieser Arbeitsausschuß in seiner letzten Sitzung Herrn Rönnebeck. Es ist aus der Tatsache, daß nicht alle diese Mitglieder

der Brandenburgia angehören, ersichtlich, daß für die Landeskunde ein weiterer Hintergrund gesucht wurde, als ihn eine einzelne Gesellschaft hätte bieten können. Denn wir gaben uns darüber keiner Täuschung hin, daß die entgegenstehenden Schwierigkeiten von einem einzelnen Verein nicht leicht zu überwinden sein werden. Handelt es sich doch nicht nur darum, einen Arbeitsfonds von etwa 50 000 Mark zu schaffen, sondern auch um das Interesse großer und angesehener Gesellschaften zu gewinnen, die durch wissenschaftliche Vergangenheit und das Ansehen ihrer Mitglieder zu der Herausgabe eines solchen Werkes berufen waren, und die wir mindestens als wohlwollende Paten dem Werke zur Seite wissen wollten.

In einer Reihe von Vorbesprechungen, welche der engere Arbeitsausschuß seit Ende 1902 hatte, ist die Herausgabe nach allen Seiten hin erwogen, zugleich aber der feste Wille zum Ausdruck gekommen, sie auch nach dem Tode Wagners weiter zu verfolgen. Wir sind jetzt soweit, einen erheblichen Teil der Mittel gesichert zu wissen und haben damit auch die Gewißheit erhalten, daß das große Werk, für welches wir die Bezeichnung einer Landes- statt Heimatkunde verzogen, in absehbarer Zeit vollendet sein kann.

Um die Stimmung der Vereinigungen kennen zu lernen, auf deren Mitwirkung wir rechneten, hatte sich der Arbeitsausschuß noch im Sommer 1902 an 24 wissenschaftliche Gesellschaften in der Provinz Brandenburg mit einer dahingehenden Bitte gewandt. Von diesen haben 18 zustimmend, 5 ablehnend und 1 garnicht geantwortet. Bei diesem letzteren ist vermutlich nur der Tod eines einflußreichen Vorstandsmitgliedes die Ursache dieses befremdlichen Verhaltens, während die 5 anderen ihre Ablehnung mit der Berufung auf ihre eigenen Arbeiten und ihre besonderen Mitgliederverhältnisse begründeten. Aber auch sie sprachen dem Werke ihre Sympathie aus, wenn sie auch auf eine unmittelbare Mitwirkung verzichten mußten. Wir hatten in unserem Anschreiben zunächst nur die Stellung zu einem so umfangreichen Unternehmen erkunden wollen; in zweiter Linie kamen die für das Werk geeigneten Mitarbeiter in betracht. Von solchen ist uns eine ganze Reihe namhaft gemacht, an die wir uns später — wenn die Bearbeitung bestimmter Teile in Frage steht — mit einer entsprechenden Bitte wenden werden. Einzelne dieser Gesellschaften haben uns auch geldliche Mittel in Aussicht gestellt, von denen die Gesellschaft für Erdkunde, der Fischereiverein für die Provinz Brandenburg bereits je 100 M. und der Touristenklub für die Mark Brandenburg die 1. Rate von 33 Mark überwiesen haben. Die private Spende von 1000 Mark seitens eines Freundes unserer Bestrebungen hat weiterhin dazu beigetragen, unsere Arbeitsfreudigkeit zu erhöhen. Allen diesen Freunden unserer Landeskunde an dieser Stelle zu danken, ist mir eine besondere Pflicht.

Unsere nächste Arbeit mußte es sein, von unserer heimatlichen Provinz die 15 000 Mark zu erhalten, welche wir von vorn herein in Anschlag gebracht hatten. Bevor wir indessen an die Absendung eines dahingehenden Gesuches gingen, hielten wir es für angebracht, unsere Absicht einem weiteren Kreise von angesehenen Männern zu unterbreiten mit der Absicht, einen größeren Ehrenausschuß zu bilden. Der Bitte, diesem Ehrenausschuß beizutreten, haben 130 in Berlin und der Provinz wohnende Männer entsprochen, zu denen wir mit besonderer Genugtuung und lebhaftem Danke für ihre Mitwirkung zählen dürfen: Se. Exz. den Herrn Minister des Innern v. Bethmann-Hollweg, Se. Exz. den Herrn Landesdirektor Frhrn. v. Mantuffel, den Vorsitzenden des Provinzial-Ausschusses, Se. Exz. Herrn Grafen v. Wilamowitz-Möllendorf, den Herrn Reg.-Präs. v. Dewitz, Herrn Oberpräsidialrat v. Winterfeld, den Probst von Berlin Herrn Dr. Faber, die Herren Oberbürgermeister Kirschner und Schustehrus, Bürgermeister Dr. Reicke und viele andere, deren Namen am Schlusse des Berichtes folgen. Leider hat der unerbittliche Tod auch aus diesem Kreise einzelne gerissen, bevor wir ihnen einen Erfolg ihres Eintretens mitteilen konnten. Wir beklagen den Verlust der Herren Exz. v. Wilamowitz-Möllendorf, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Nehring, Oberbürgermeister Jähne in Potsdam, Bürgermeister a. D. Stechow und Prof. Dr. Gurnick in Frankfurt a. O. Ein dankbares Andenken wird ihnen bei uns gesichert bleiben.

Unter dem 15. Dezember vorigen Jahres ist die hoch erfreuliche Nachricht eingegangen, daß der Provinzial-Landtag die erbetene Unterstützung von 15 000 Mark bewilligt habe. Damit ist nicht nur unserer Arbeit eine feste materielle Grundlage gegeben, sondern wir dürfen in dieser hochherzigen Gabe ein Zeugnis dafür erblicken, daß die Behörden unserer heimatlichen Provinz unseren Bestrebungen die Anerkennung zollen, welche wir bei Durchführung nicht entbehren können. Da uns auch von einzelnen Verlegern bereits bestimmte Zusicherungen gemacht worden sind über die Höhe der Summe, mit der sie sich an der Herausgabe des Landeskunde gegebenenfalls beteiligen würden, so kann ich an dieser Stelle die freudige Hoffnung aussprechen, daß die Herausgabe des Werkes nach menschlichem Ermessen gesichert ist. Noch sind zwar die nötigen Mittel nicht alle beisammen; aber wir dürfen nach den bisherigen Erfolgen das Vertrauen haben, daß auch die übrigen in der Denkschrift genannten Körperschaften, das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, die Städte und Kreise der Provinz und die wissenschaftlichen Gesellschaften sich an der Zeichnung der noch fehlenden Mittel beteiligen werden. Dies in die Wege zu leiten, wird die Arbeit der nächsten Wochen sein.

Von den fünf Bänden der Landeskunde wird der erste Band vermutlich im Laufe des nächsten Jahres druckfertig vorliegen. Ich darf

es dabei mit besonderer Freude aussprechen, daß unter den Mitarbeitern dieses der Naturgeschichte gewidmeten Bandes Dr. Zache und Prof. Dr. Eckstein sich befinden. In schnellerer Aufeinanderfolge werden dann vermutlich die nächsten 4 Bände erscheinen können, so daß in spätestens 3 Jahren das große Werk vollendet sein wird, obwohl noch manche Schwierigkeiten zu überwinden sind. Denn nicht leicht wird es sein, die innere Einheit zu bewahren bei einem Werke, das so verschiedene Gebiete behandeln, das von so vielen Mitarbeitern geschaffen werden soll, das auch neben seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit weder mit anderen Werken wie dem Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler konkurrieren, noch schwer zu lesen sein darf. Besondere Vorarbeiten wird auch der 5. Band erfordern, der die Sprache behandeln soll. Doch sind wir auch darin zuversichtlich und dürfen es sein, da wir die Freude haben, den besten Kenner der niederdeutschen Dialekte, Herrn Prof. Dr. Seelmann an der Spitze dieser Arbeiten zu wissen.

Wir können den Bericht mit dem Ausdrucke des lebhaftesten Dankes schließen für das Wohlwollen, das uns von so vielen Seiten bezeugt wurde. Wir danken den hohen Behörden der Provinz und den Männern, welche in den Ehrenausschuß eingetreten sind, den Gelehrten, welche sich bisher für Mitarbeit bereit erklärt haben, den Vereinigungen, deren Mitwirkung die Landeskunde erst als ein gemeinsames Werk aller Kreise der Provinz erscheinen läßt; wir danken vor allem auch dem Vorstand der Brandenburgia, welcher die Mittel für die ersten unabwendbaren Auslagen zur Verfügung gestellt hat. Wenn der Arbeitsausschuß weiter in dieser Weise unterstützt wird, dann dürfte die Landeskunde mit schnellen Schritten ihrer Vollendung entgegengehen.

Dem Ehrenausschuß gehören an:

Se. Exz. der Herr Minister des Innern, von Bethmann-Hollweg.  
Wirkl. Geheimrat Freiherr von Manteuffel, Exz., Landes-Direktor.

Wirkl. Geheimrat Graf v. Wilamowitz-Möllendorf, Exz., Vors.  
d. Provinzial-Ausschusses.

Regierungspräsident v. Dewitz, Frankfurt a. O.

Oberpräsidialrat v. Winterfeld, Potsdam.

D. Faber, Probst von Berlin, Generalsuperintendent.

Kirschner, Oberbürgermeister von Berlin.

Prof. F. Adler, Wirkl. Geh. Oberbaurat, Berlin. Prof. Dr. J. Albrecht, Pankow. v. Arnim, Rittergutsbesitzer, Wiepersdorf bei Reindorf i. M. v. Arnim, Landrat, Templin. Prof. Dr. P. Ascherson, Geh. Reg.-Rat, Berlin. Dr. Bachmann, Chef-Redakteur der Vossischen

Zeitung, Berlin. Dr. E. Bahrfeld, Bankdirektor, Berlin. v. Bardeleben, Generalleutnant z. D., Exz., Vorsitzender des Vereins Herold, Berlin. Prof. Dr. E. Bardey, Charlottenburg. Dr. Begemann, Gymnasialdirektor, Neuruppin. Prof. Dr. Berendt, Geh. Bergrat, Berlin. Dr. R. Béringuier, Landgerichtsrat, Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins, Berlin. Bieder, Rektor, Frankfurt a. O. Dr. H. Boettger, Oberlehrer, Wriezen a. O. J. Boetzow, Kommerzienrat, Berlin. Dr. C. Bolle, Bürger-Deputierter, Berlin. Prof. Dr. J. Bolte, Herausgeber der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin. Borgmann, Bürgermeister a. D., Cöpenick. Bothe, Generalleutnant z. D., Exz., Fredersdorf a. O. Dr. G. Brändicke, Schriftwart des Vereins für die Geschichte Berlins. A. Bürkner, Justizrat und Stadtrat, Rixdorf. v. Cossel, Geh. Reg.-Rat, Landrat, Jüterbog. Prof. Dr. Dönitz, Geh. Medizinalrat, Berlin. Prof. Dr. Eckstein, Forstakademie zu Eberswalde. Freiherr v. Falkenhausen, Landrat, Lübben. Flöß, Oberpfarrer, Pritzwalk. Fr. Friedländer, Kommerzienrat, Berlin. Gericke, Stadtverordneter, Berlin. v. Gersdorff, Landrat, Arnswalde. A. Giertz, Pastor, Petershagen a. Ostbahn. Giese, Stadtverordneter, Berlin. Gilka, Rittergutsbesitzer, Berlin. Dr. v. Gizycki, Schulrat, Berlin. Fr. Goerke, Direktor der Urania, Berlin. C. Grapow, Geh. Reg.- u. Baurat a. D., Berlin. Prof. Dr. Bruno Graupe, Berlin. Hamann, Pastor, Zinna. Hammer, Geh. Reg.-Rat, Oberbürgermeister, Brandenburg. E. Handtmann, Pastor, Seedorf bei Lenzen. Prof. Dr. Heck, Direktor des Zoologischen Gartens, Berlin. v. Heinz, Kyritz. Dr. Hermes, M. d. A., Berlin. Prof. Dr. Hitzig, Geh. Reg.-Rat, Halle a. S. Hopf, Bürgermeister, Eberswalde. Hoßfeld, Geh. Oberbaurat und Vortragender Rat im Ministerium der öffentl. Arbeiten, Berlin. Jaehne, Oberbürgermeister, Potsdam. Prof. Dr. H. Jentsch, Guben. Dr. Jonas, Schulrat, Berlin. Kavel, Hofbaurat, Berlin. Prof. Dr. K. Keilhack, Landesgeologe, Berlin. Ketter, Rittergutsbesitzer, Bullendorf. Klix, Bürgermeister, Finsterwalde. Prof. Dr. A. Kirchhoff, Geh. Reg.-Rat, Leipzig. Frhr. v. d. Knesebeck, Landrat, Neuruppin. Koeltze, Oberbürgermeister, Spandau. Dr. Kossinna, Universitätsprofessor, Berlin. Prof. Arthur Krause, Gr.-Lichterfelde. Prof. Dr. Aurel Krause, Gr.-Lichterfelde. Prof. Dr. Fr. Krüner, Berlin. J. Lamprecht, Pfarrer, Woltersdorf. Langen, Baurat, Potsdam. Lehmann, Bürgermeister, Forst i. L. L. Lehmann, Pfarrer, Hermersdorf bei Trebnitz i. M. C. R. Lessing, Geh. Justizrat, Berlin. Lüdicke, Rechtsanwalt, Spandau. Lutsch, Geh. Oberreg.-Rat, Konservator der Kunstdenkmäler, Berlin. Prof. Dr. Magnus, Berlin. v. Maltitz, Major a. D., Berlin. v. Manteuffel, Landrat, Luckau. v. d. Marwitz, Landrat, Seelow. Prof. Dr. Meitzen, Geh. Reg.-Rat, Berlin. Mertens, Oberbürgermeister, Prenzlau. Michelet, Stadtverordneten-Vorsteher-Stellvertreter, Berlin. Dr. Minden, Direktor

des Pfandbriefamtes, Berlin. v. Miquel, Landrat, Rathenow. Prof. Dr. Möbius, Geh. Reg.-Rat, Berlin. Nedwig, Bürgermeister, Wittenberge. Dr. Netto, Potsdam. A. Neupert, Spandau. Niemann, Superintendent, Kyritz. v. Oppen, Landrat, Freienwalde. Prof. Dr. Oppert, Berlin. Dr. Ossowidsky, Sanitätsrat, Oranienburg. Adolf Parisius, Pastor, Groß-Beeren. Passow, Pfarrer, Hohenfinow. Pfannschmidt, Oberpfarrer, Lübbenau. Prof. Dr. Pieper, Berlin. Polthier, Professor, Wittstock. Frhr. v. Puttkamer, Berlin. H. Quilisch, Rektor, Freienwalde. Prof. Dr. O. Reinhardt, Realschuldirektor, Berlin. Hans v. Rochow, Major a. D., Rittergutsbesitzer auf Reckahn. Dr. Reicke, Bürgermeister von Berlin. Prof. Dr. Jul. Rodenberg, Berlin. Prof. Dr. Roedel, Frankfurt a. O. Prof. Dr. Max Roediger, Vorsitzender des Vereins für Volkskunde, Berlin. Ruff, Stadtrat a. D., Cottbus. Schmidt-Neuhaus, Rittmeister a. D., Polizei-Hauptmann, Berlin. Prof. Dr. Schmeißer, Geh. Bergrat, Berlin. Prinz von Schönauich-Carolath, Berlin. Dr. jur. Paul Schubart, Geh. Seehandlungsrat a. D., Berlin. F. Schultze, Reg.- und Baurat, Schriftleiter der Denkmalspflege, Berlin. Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer, Berlin. Schustehrus, Oberbürgermeister, Charlottenburg. Dr. F. Schwartz, Reg.-Rat a. D., Berlin. Prof. Dr. Seidel, Direktor des Hohenzollern-Museums, Berlin. H. Sohnrey, Schriftsteller, Berlin. Späth, Ökonomie-Rat, Baumschulenweg. Steinhardt, Postrat a. D., Treuenbrietzen. v. Stubenrauch, Landrat, Berlin. Chr. Tiedke, Pastor, Wittstock a. D. Tourbié, Stadtrat, Berlin. Prof. Max Unger, Berlin. Ernst Vohsen, Konsul a. D., Berlin. Prof. Dr. Wahnschaffe, Geh. Bergrat, Berlin. Warzecha, Erster Bürgermeister, Neu-Ruppin. Dr. Weineck, Schuldirektor, Lübben. Weise, Stadtsyndikus, Berlin. Wilde, Bürgermeister, Schöneberg. Wilkens, Landrat, Spremberg. Wirth, Bürgermeister, Spremberg. Karl Wolfram, Pastor, Nakel. Zeidler, Erster Bürgermeister, Fürstenwalde. Fedor v. Zobeltitz, Berlin.“

XXXIX. Herr Professor Dr. Ernst Bardey: Die Erlebnisse eines märkischen Freiheitskämpfers. Wir hoffen den Vortrag in einem der nächsten Hefte bringen zu können.

Nach der Sitzung zwangloses Beisammensein im Rathauskeller.

## Kleine Mitteilungen.

**Kloster Lehnin.** In meiner Mitteilung über die Gründungssage von Kloster Lehnin (Brandenburgia XIV. 1905, Seite 442) habe ich angegeben, daß eine gewisse wundertätige Kapelle „steht in der Umgebung von Triberg (in Schonach?)“. Sie steht aber, wie ich nach der Einsendung ersah, bei Triberg selbst, und auch ersehe aus einem von mir s. Z. an Ort und Stelle gekauften Büchlein „Maria in der Tanne zu Tryberg auf dem Schwarzwald, Ursprung und Entstehung der Wallfahrt.“ Darnach (S. XXI) ward „der Tannenbaum auf Befehl des bischöflichen Ordinariats umgehauen, und der Stamm mit dem eingeschlossenen Mariäbilde auf den Stock des Hochaltars gestellt“; i. J. 1716 wurde die berühmte Wallfahrtskirche eingeweiht. Versehentlich ist bei der Drucklegung meiner Mitteilung die Überschrift gegeben „Kirchliche Baumverehrung“. Es müßte selbstverständlich heidnische Baumverehrung heißen, da die katholische Kirche keine Baumverehrung kennt.

W. v. Schulenburg.

**Luftballon-Versuche in Frankfurt a. O.** „Inzwischen hatte man auch in Frankfurt a. O. am 7. März 1784 mehrere aerostatische Maschinen aufsteigen lassen, darunter eine von 22 Fuß Höhe und 32 Fuß Umfang. Der Unternehmer dieser Ballonversuche war der Greifswalder Professor Job. Chr. Andreas Mayer und der Zollinspektor Seydel. Eine Menge von einigen Tausend Zuschauern hatte sich im Garten der dortigen Freimaurerloge versammelt, und von hier aus stiegen die Ballons, die teils aus Schweinsdärmen, teils aus Postpapier verfertigt waren, unter dem Donner von Kanonen in die Luft. Die größte der Maschinen legte sich schon während des Aufstieges auf die Seite, erreichte aber doch eine Höhe von 350 Fuß und fiel, da sie ihren Weg über die Stadt hin nahm, mitten in derselben nieder.“

Nach Gesterding, Pommersches Museum, S. 285 ff. von Dr. A. Haas-Stettin mitgeteilt in einem Artikel: „Die ersten Luftballon-Versuche [zu Greifswald am 19. Januar 1784] in Pommern“. Monatsblätter der Ges. für Pommersche Geschichte und Altertumskunde 1904. S. 41 flg. Als Triebkraft diente „brennbare Luft aus Vitriol und Eisenfeilspähnen“.

Zu diesen Angaben wäre bezüglich Berlin zu vergleichen, was ich über die Luftreise von Blanchards i. J. 1788 Brandenb. V 358 flg. mitgeteilt habe. Während die Frankfurter Ballons leer aufstiegen, machte in Berlin der Luftschiffer selbst die Fahrt mit.

E. Fr.

**Aus Blankenburg bei Berlin.** 1. Der Kirchturm trägt eine Krone, und die Volkssage berichtet, eine Prinzessin, die nicht hier wohnte, habe sie der Kirche geschenkt. Diese Sage erinnert an eine ähnliche, die sich auf die Teltower Krone bezieht. Diese Krone soll nämlich vom Kaiser Karl IV. zum Andenken an die im Jahre 1374 (oder am 29. 6. 1368?) dort erfolgte glückliche Entbindung seiner Gemahlin gestiftet worden sei. Bei dem Brande von 1711 wurde die goldene Kirchturmskrone in „Kronen-Teltow“ zerstört



und nun formte man eine Krone aus Kupfer und setzte sie auf die Spitze des Turmes. Im Jahre 1711 wurde auch die Blankenburger Krone angebracht, und aus derselben Zeit stammt die auf dem Kirchturm zu Linum im Havel-lande. Damals kam der oben gekrönte König Friedrich I oft nach Linum. Im 18. Jahrhundert war Blankenburg Königl. Domäne, und die dortige Krone ist daher auch wahrscheinlich ein Geschenk des Königs, der gewissermaßen ins Krönen so hineingekommen war. 1742 ließ Friedrich II. die Blankenburger Krone neu verkupfern. Die letzte Renovierung erfolgte 1897. Kirchturmskronen kommen u. a. noch vor in Stolpe a. H., Berlin (Dreifaltigkeitskirche), Potsdam (Garnisonkirche) und Tangermünde. Otto Monke.

2. Die Pfeiler der Kirchhofstür sind aus sogenannten Pfefferkuchensteinen, welche die Maße 25 : 12 : 5 aufweisen, hergestellt, stammen also wahrscheinlich aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Links vom Pfeiler bemerkt man in der Kirchhofsmauer einen Backstein mit Fingerabdruck. Eine Baupfersage knüpft sich jedoch nicht daran. Am Portal der Eingangstür des Turmes befinden sich jederseits 3 Näpfchen (Rundmarken), über deren Entstehung und Bedeutung man in Blankenburg vorläufig noch nichts zu sagen weiß. Ein Wappenfenster in der Kirche trägt die Jahreszahl 1577. In der Turmkammer befindet sich die von Johann Stephan Barfus 1694 gestiftete 186/150 große Holztafel mit dem athanasianischen Glaubensbekenntnis in goldner Schrift auf blauem Grunde. Der in der Kirche hängende hölzerne Taufnagel wird noch heut benutzt. Die bekannte Tafel mit der Inschrift „Aus diesem Kirchspiel starben für König und Vaterland im Jahre 1813“ hat man bereits in die Rumpelkammer gebracht. Otto Monke.

**Besprechungsformel aus Beeskow.** Das Blut zu besprechen, lege man 3 Finger der rechten Hand auf die Wunde und sage folgende Verse:

Wie selig ist der Tag!  
 Wie selig ist die Stunde!  
 Wie selig ist die Wunde!  
 Wie selig, was ich sag!

Du sollst nicht bluten, noch schwären,  
 Nicht wehe tun, noch zehren.  
 Im Namen der Dreifaltigkeit:  
 Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist.

Diesen Spruch sage man dreimal.

Otto Monke.



## Inhalt des XIV. Jahrgangs 1905/06.

### A. Aufsätze und Vorträge.

	Seite
<b>Berdrow:</b> Amtmann Nobbe und die Klosterkirche von Chorin	492
<b>Buchholz:</b> Die Dorotheenstadt . . . . .	4
„    Schatzfund von Treuenbrietzen . . . . .	35
„    Schloss und Park Bellevue . . . . .	402
<b>v. Buchwald:</b> Der Grabfund von Seddin als Schlüssel zum Verständnis der Sprachen Europas . . . . .	97
<b>Flebelkorn:</b> Die künstlichen Baustoffe Berlins . . . . .	345
<b>Fischer:</b> Der Vehlefanzer Feldzug von 18. Januar 1871 . . . . .	257
<b>Gloe:</b> Roland-Reiten im Dithmarschen . . . . .	234
<b>Jonas:</b> Eberhard von Rochow . . . . .	25
<b>Kopp:</b> Ein Pfarrersleben nach dem großen Kriege . . . . .	159
<b>Krüner:</b> Die Italiener in der Mark . . . . .	241
<b>Lange:</b> Oderberg im letzten halben Jahrhundert . . . . .	189, 247
<b>Lemke:</b> Der Birnbaum in der Volkskunde . . . . .	49
<b>Plower:</b> Aus der Chronik der Oranienburgerstr. . . . .	394
<b>Poettters:</b> Schiffstypen in der Mark . . . . .	145
<b>Polthier:</b> Altsachen von Wittstock . . . . .	254
<b>Schmidt:</b> Die Orts- und Flurnamen der Stadt Eberswalde . . . . .	251
<b>Steinhardt:</b> Flurnamen aus der Umgegend von Treuenbrietzen	67
„    Böten, Bieten und Besprechen, Bannen u. anderer Aberglaube . . . . .	80
„    Familiengeschichtliche Aufzeichnungen in einer alten Hauspostille . . . . .	166
„    Handwerksbrauch der Leineweber . . . . .	174
„    Aus Treuenbrietzen . . . . .	183
„    Zweifel an der Echtheit einer bei Treuenbrietzen gefundenen Urne . . . . .	502
<b>Wienecke:</b> Die Landgnadenschulen der Kurmark . . . . .	312
<b>Zimmermann:</b> Ein Stücklein vaterländischer Geschichte . . . . .	201
„    Nachträge zur Chronik von Niedergörsdorf . . . . .	530

### B. Bücherbesprechungen.

<b>Arndt:</b> Über Gewitterverhältnisse in Berlin und dessen Um- gebung . . . . .	228
<b>Andrich:</b> Chronik von Glindow . . . . .	331
<b>Aßmann:</b> Das aeronautische Observatorium bei Berlin . . . . .	228
<b>Backhaus:</b> Landwirtschaftliche Versuche auf den Rieselgütern der Stadt Berlin im Jahre 1904 . . . . .	230
<b>Berdrow:</b> Illustriertes Jahrbuch der Naturkunde . . . . .	274
„    Der kleine Fontane . . . . .	191

	Seite
<b>Blanckenhorn:</b> Das relative Alter der norddeutschen Eolithenlager . . . . .	430
<b>Brunner:</b> Ketzer-Inquisition in der Mark Brandenburg im ausgehenden Mittelalter . . . . .	281
<b>Busse:</b> Das Brandgräberfeld bei Wilhelmsau . . . . .	435
<b>Credner:</b> Zur Sturmflut vom <u>30./31.</u> Dezember 1904 . . . . .	428
<b>Deecke:</b> Ein Versuch, die Bänke der Ostsee vor der Pommerschen Küste zu erklären . . . . .	428
„ Zur Eolithenfrage auf Rügen und Bornholm . . . . .	16
„ Die Oderbucht N von Swinemünde . . . . .	428
<b>Fiebelkorn:</b> Der Ziegeleibesitzerverein zu Berlin . . . . .	427
<b>Foerster:</b> Geschichtliches aus den Dörfern des Grünberger Kreises . . . . .	446
<b>Geinitz:</b> Der Landverlust der Mecklenburgischen Küste . . . . .	432
„ Wesen und Ursache der Eiszeit . . . . .	327
<b>Hirsch:</b> Das Tagebuch Dietrich Sigismund von Buchs . . . . .	490
<b>Hundhausen:</b> Landüberwehungen in norddeutschen Humusböden . . . . .	274
<b>Kraft:</b> Elisabeth von Brandenburg, Drama . . . . .	282
<b>Kramberger:</b> Der Diluvialmensch von Krapina . . . . .	431
<b>Kobisch-Richter:</b> Führer von Strausberg . . . . .	446
<b>Kühnlein:</b> Die Kirchenglocken von Groß-Berlin und seinen Vororten . . . . .	444
<b>Laverrenz:</b> Deutschlands Kriegsflotte . . . . .	498
<b>Möbius:</b> Die Formen, Farben und Bewegungen der Vögel . . . . .	231
<b>Müller-Bohn:</b> Die Denkmäler Berlins in Wort und Bild . . . . .	494
<b>Netto:</b> Louis Schneider . . . . .	310
<b>Noël:</b> Aus Küstrin . . . . .	331
<b>Reinhardt:</b> Veranstaltungen der Stadt Berlin . . . . .	321
<b>Schweinfurt:</b> Über steinzeitliche Forschungen in Oberegypen . . . . .	17
<b>Voß:</b> Grabdenkmäler in Berlin und Potsdam . . . . .	329
<b>C. Abbildungen.</b>	
Altertum aus der Oranienburgerstr. . . . .	396
Berliner Berg bei Glindow . . . . .	340
Corona Schroeter Denkmal . . . . .	320
Denkmal für Friedrich Wagner . . . . .	240
Eescher Roland . . . . .	232
Gadinger Roland . . . . .	232
Graburnen von Treuenbrietzen . . . . .	501
Haus Trarbach . . . . .	3
Komthurei Lietzen . . . . .	283
Kriegerdenkmal der Schlacht bei Dennewitz . . . . .	202
Künstliche Baustoffe Berlins . . . . .	<u>345—390</u> (40 Bilder)
Quitow-Denkmal in Legde . . . . .	20
Rauensche Stein . . . . .	335
Roland vor dem Märk. Mus. . . . .	472
Roland von Melldorf . . . . .	477

	Seite
Roland von Windbergen . . . . .	234
Thaulow-Mus. in Kiel, Roland von Tondern . . . . .	565
Schatzfund von Treuenbrietzen . . . . .	35
Scheibe von Spandau . . . . .	568
Siegel der Dorotheenstadt . . . . .	5
Siemens-Schuckert Werke . . . . .	246

**D. Register.**

Abenteurer, brandenburg. 480.  
 Abholzung um Berlin 557.  
 Adler, Wirkl. Geh. Oberbaurat 309  
 Aeronautisches Observatorium bei  
 Berlin 228.  
 Albrecht, Dr. Gustav 1, 241, 311, 526.  
 Alexander, Zar, am Sarge Friedrichs  
 d. Gr. 526.  
 Altmeisters Heimgang 13.  
 Altertumsfunde 18.  
 Andrich, Lehrer, Glindow 338.  
 Arendt, Dr. Th. 228.  
 Aßmann, Dr. Richard 228.  
 Aufhocker 299.  
 Aus Blankenburg bei Berlin 578.  
  
 Backhaus, Prof. Dr. 230.  
 Bänke der Ostsee 428.  
 Bardey, Prof. Dr. 577.  
 Basdorf 300, 550.  
 Bastian, Adolf 224, 458.  
 Baumstämme, fossile 230.  
 Baustoffe, künstliche 345.  
 Bellevue, Schloß und Park 402.  
 Berdrow, Herrmann 274, 441, 491, 559.  
 Berlin 1804—1816 194.  
     „ u. die deutsche Marine 95.  
     „ u. Kopenhagen 490.  
     „ Verein für die Geschichte 8.  
 Besprechungsformel aus Beeskow 579.  
 Bethmann-Hollweg, Exle 227.  
 Betonquadern, hohle 386.  
 Bibliothekar, Bericht 267.  
 Bibliothek für Heimatkunde 495.  
 Bild, das, Monatsschrift. 284.  
 Bildliches 24, 333, 448, 495, 529, 567.  
 Birkhühner 301, 562.  
 Birnbaum in der Volkskunde 49.  
 Bismarck-Warte 240.

Blankenhorn, Dr. M. 324, 430.  
 Blumenwelt, Schutz der 421.  
 Bluth, Prov. Konservator 221.  
 Bodenreformer 457.  
 Büten, Bieten, Besprechen 80.  
 Bogenlichtkandelaber 479.  
 Bolle, Dr. C. 94, 300.  
 Bombinator brevipes 434.  
 Botanischer Congreß, intern. 230.  
 Brandenburg a. H., Wanderfahrt 409.  
 Brandenburger Tor, Freilegung des 558.  
 Brandgräberfeld bei Wilhelmsau 435.  
 Brauereiwesen in Müncheberg 310.  
 Bremer Gewerbemuseum 529.  
 Brendicke, Dr. Hans 18.  
 Brunner Gottfried 281.  
 Buch v., Tagebuch 490.  
 Buchholz, Kustos 4, 18, 241, 343, 403,  
 480, 499.  
 Buchwald, Dr. v. 97.  
 Bürgerhäuser, Erhaltung alter 223.  
 Burgwall von Treuenbrietzen 498.  
 Burgwart, Organ 223.  
 Bülow v. Botkamp, Landrat a. D. 229.  
 Büttner, Pr. Conserv. 237.  
 Busse, Hermann 48, 435.  
  
 Chiese, Filippo di 243.  
 Chorin, Ausflug nach 265, 281.  
 Chorin, Kloster 348.  
     „ Klosterkirche Sage 492.  
 Clauswitz, Dr. P. 281.  
 Coepenick, Name 235.  
 Conwentz, Prof. Dr. 10, 489.  
 Corona Schröter, Denkmal 317.  
 Credner, Prof. Dr. R. 428.  
  
 Dannenberg, Landgerichtsrat a. D. 426.  
 Deecke, Prof. Dr. 16, 229, 428, 521.  
 Denkmäler Berlins 494.

- Denkmäler, Erhaltung 221.  
 „ Verzeichnis der Provinz  
 Brandenburg 237.  
 Dennewitz, Denkmal 201.  
 „ Schlacht bei 545.  
 Diabas 302.  
 Diluvialmensch von Krapina 431.  
 Dom, Einweihung 237.  
 Dorf und Stadt 216.  
 Dorfmuseum 419.  
 Dorotheenstadt, Entwicklung 4.  
 Dreißigjähriger Krieg 403.  
 Drillingsgefäße 231.  
 Drogensammlung, italienische 489.  
 Eberswalde, Orts- u. Flurnamen 251.  
 „ Verein f. Heimatkunde 272.  
 „ Rathaus 332.  
 Einbaumfund 344.  
 „ historisch 525.  
 Einwohnerzahl von Groß-Berlin 561.  
 Eiszeit, Wesen, Ursache 327.  
 Elbers, Johann 520.  
 Elektrizitätswerke, Berliner 8, 228, 274,  
323, 427, 460, 486, 562.  
 Eolithenfrage 16, 276, 323, 516.  
 Eolithenlager, norddeutsches 430.  
 Erinnerungsbänder 511.  
 Erinnerungstücher 494.  
 Escher Roland 233.  
 Familiengesch. Aufzeichnungen 166.  
 Familienstammbücher 560.  
 Fasanen 306.  
 Fassaden in Charlottenburg 557.  
 Fassadenrecht 7.  
 Fauna Hercynica Batrachia 433.  
 Fehrbellin, Denkmal 35.  
 Ferch, Dorf 283.  
 Feuersegen 189.  
 Feuerstein und Feuersteingeräte 275.  
 Fidicin, Ernst 281, 338.  
 Fiebelkorn, Dr. M. 345, 427, 481.  
 Fingerring, goldener 343, 499.  
 Fischer-Benzon von 277.  
 Fischer, Schulrat, Dr. E. 333.  
 Fischereiliches aus d. Pr. Brdb. 45.  
 Fischerei-Verein d. Prvz. Brdg. 562.  
 Flechsig, Prof. Dr. P. 99.  
 Flurnamen aus der Umgegend von  
 Treuenbrietzen 67.  
 Flußnamen 286.  
 Förster, Clara Henriette von 282.  
 Foerster, August 446.  
 Fontane, Theodor 299, 491.  
 Forellen 45.  
 Franzosengräber 300.  
 Friedel, Geh. Reg.-R. 7, 8, 38, 44, 213,  
257, 273, 286, 293, 300, 302, 305, 392,  
414, 418, 457, 485, 493, 511, 513.  
 Friedländer Tor i Neu-Brandenbg. 354.  
 Friedrich, Burggraf, Einzug 416.  
 Friedrich Wilhelm IV. 93.  
 Friedrichshain, Ausschmückung 479.  
 Fundstück, vorgesch. 499.  
 Fürstenwalde, Brandjahre 510.  
 Gagel, Dr. 230.  
 Gardinger Roland 232.  
 Geinitz, Prof. Dr. Eugen 327, 432.  
 Geographentag, deutscher, in Danzig  
10, 305.  
 Geologische Landesanstalt 427.  
 Geschäftsberichte 267.  
 Geschichte der Mark Brdg. 490.  
 Geschichts- und Altertumsvereine 305.  
 Gesellschaft für Studienreisen 215.  
 Gewitterverhältnisse in Berlin 228.  
 Giordano, Bruno Bund 308.  
 Glindow, Berliner Berge 337.  
 „ Chronik 331.  
 „ Ton 230.  
 Glockenkunde 444.  
 Gloe, Adolf 234.  
 Grabdenkmäler i Berlin u. Potsdam 329.  
 Graburne von Treuenbrietzen 500.  
 Grauwacke 302.  
 Grönwall, A. 275.  
 Großern, Laus. Merkwürdigkeiten 436.  
 Grünberger Kreis, Dörfer 416.  
 Grupp, R. Dr. Oberlehrer a. D. 235.  
 Hammerstein-Loxten Frhr. v. 225, 273.  
 Handwerkerschule 268, 457.  
 Hartz, Dr. 277.  
 Hasselkamp, Otto 333.  
 Haupt, Sagenbuch 436.  
 Hauslaub 474.

- Hauspostille mit Aufzeichnungen [166](#).  
 Heiliger Blutsweg [280](#).  
 Heimatkunde [420](#).  
 Heimatschutz, Mitteilungen des Bundes  
     [217](#), [306](#), [419](#), [421](#), [457](#), [485](#).  
 Heller, der b. Prenden [551](#).  
 Herbstwetter, [486](#).  
 Herkulesbrunnen am Lützwowplatz [478](#).  
 Hirsch, Prof. Dr. [490](#).  
 Hoffmann, Ludwig, Stadtbaurat [215](#).  
 Holst, Nils Olof [16](#).  
 Holtze, Dr. Friedr. [490](#).  
 Holzer, Rudolf, Dichter [508](#).  
 Hummel, Maschinenfabrik [490](#).  
 Hundhausen, Theodor [274](#).  
 Hungersteine [274](#).  
 Industrieschulen [313](#).  
 Irrlichter und Aufhocker [299](#), [460](#).  
 Italiens Pflanzenwelt in Berlin [509](#).  
 Italiener in der Mark [241](#).  
 Jäckedanz bei Arensdorf [551](#).  
 Jaennick, Friedr. [330](#).  
 Jazko, Wendenfürst [311](#).  
 Jena, Zusammenbruch bei [266](#).  
 Jentsch, Prof. Dr. [219](#), [231](#), [317](#).  
 Jonas, Dr. Schulrat [25](#).  
 Jüterbog, Nikolaikirche [360](#).  
 Kaland und Kalandsbrüder [566](#).  
 Kalender, Berliner [447](#).  
 Kalksandstein [379](#).  
 Katharinenkirche in Brandenburg [350](#).  
 Keilhack, Prof. Dr. [321](#).  
 Keller, Gottfried [529](#).  
 Kerbhölzer [337](#).  
 Ketzer-Inquisition [281](#).  
 Kirchenbücher von Berlin [490](#).  
 Kirchenglocken von Gr.-Berlin [478](#).  
 Klaatsch, Prof. Dr. Herm. [323](#).  
 Kleinkunst, Führer [330](#).  
 Klinge bei Kottbus [277](#).  
 Kloster Lehnin [578](#).  
 Knaack, Prof. Dr. [513](#).  
 Kobisch-Richter, Führer [416](#).  
 Kochhann, Heinrich Eduard [309](#).  
 Köpernitz, Dorf [456](#).  
 Körner, Theodor, in Berlin [238](#).  
 Kohlhaas-Drama [507](#).  
 Kohte, Landbauinspektor [236](#).  
 Komthurei Lietzen [282](#).  
 Kopp, Pfarrer in Kuhlisdorf [159](#).  
 Kosakendenkmal bei Gölsdorf [552](#).  
 Koschenberg [302](#).  
 Kraft, Frieda Erika [282](#).  
 Kramberger, Dr. H. [431](#).  
 Krakufka-Boot [526](#).  
 Krause, Dr. Eduard [278](#).  
 Krause, Oskar [279](#), [424](#).  
 Kriegsflotte, deutsche [498](#).  
 Kriegswesen d. Prvz. Brdg. [564](#).  
 Kühlewein, Reg.-R. a. D. [238](#).  
 Kühnlein, Architekt [444](#), [478](#).  
 Kulturgeschichtliches [18](#), [231](#), [279](#), [329](#),  
     [435](#), [468](#), [525](#), [564](#).  
 Kunst auf dem Lande [9](#), [216](#).  
 Kunstdeputation v. Berlin [478](#).  
 Kunstpflege [559](#).  
 Külstrin und Tamsel, Wanderfahrt  
     [293](#), [331](#).  
 Lackowitz, Gustav [498](#).  
 Landeskunde, Deutschlands [554](#).  
 Landeskunde, brandenburgische [555](#).  
 Landgnadenschulen der Kurmark [312](#).  
 Landverlust in Rügen [520](#).  
 Lange, Heinrich [193](#), [198](#), [247](#).  
     „ Julius, Numismatiker [310](#).  
 Laufenburger Stromschnellen [222](#).  
 Laverenz, Victor [498](#).  
 Legde, Rolandsage v. [19](#).  
 Lehrbrief v. 1789 [188](#).  
 Lemke, Frä. Elisabeth [49](#), [509](#), [560](#).  
 Lessinghaus, Erhaltung [553](#).  
 Lietzen, Komturei [526](#).  
 Littorina Senkung [278](#).  
 Löwenheim, Frau Dr. phil. E. [560](#).  
 Lohmer, Dr. Hubert [525](#).  
 Luckau, Bürgerhäuser [568](#).  
 Luftballon-Versuche in Frankfurt a. O.  
     [578](#).  
 Lüdicke, Bibliothekar [283](#).  
 Madsen, Dr. Victor [16](#).  
 Mächtig, Gartendirektor [417](#).  
 Märk Prov. Mus. [213](#).

Mammutfund [514](#).  
 Mammutexpedition [465](#).  
 Manteuffel, Freiherr v. [155](#).  
 March, Berlin-Charlottenburg [427](#).  
 Marieninsel im Parsteiner See [285](#).  
 Mark, die, illustr. Berl. Ztschrift. [516](#).  
 Markgrafensteine [334](#).  
 Mastodon arvernensis [321](#).  
 Maurer [90](#).  
 Medaillen, Berliner [238](#); [241](#).  
 Meilensteine, ehemalige [511](#).  
 Menzel, Adolf [11](#).  
 Michaelson, Dr. Hedwig [419](#).  
 Michendorf, Münzfund [311](#).  
 Mielke, Robert [9](#), [216](#), [572](#).  
 Mielke, Otto [333](#), [339](#), [555](#), [571](#).  
 Mineralog. Mus. [38](#).  
 Minutoli, ital. Familie [243](#).  
 Mitglied, Korrespond. [273](#).  
 Möbius, Geheim. Reg.-Rat [10](#), [231](#).  
 Monbijou, Schloss [395](#).  
 Monke, Rektor [22](#), [24](#), [35](#), [65](#), [95](#), [140](#),  
[300](#), [302](#), [336](#), [313](#), [344](#), [456](#), [491](#), [494](#),  
[511](#), [550](#), [579](#).  
 Moorbrand [323](#).  
 Moore d. Pr. Schleswig Holstein [277](#).  
 Moorschonreviere im Grunewald [220](#).  
 Müller-Bohn [494](#).  
 Müncheberg, Erinnerungen [344](#).  
 Nationaltracht, Wendische [219](#).  
 Naturdenkmal Schutz [220](#).  
 Naturkundl. Unterricht [321](#).  
 Naturkunde, illustr. Jahrb. [214](#).  
 Naturkundliches [16](#), [228](#), [274](#), [321](#), [427](#),  
[460](#), [486](#), [489](#), [514](#), [562](#).  
 Naturschutz und Denkmalspflege [458](#).  
 Naturforscher und Ärzte, Vers. [274](#).  
 Neue Kunst [285](#).  
 Netto, Dr. Friedrich [13](#), [24](#), [310](#), [343](#),  
 Niedergörsdorf, Dorfchronik [530](#).  
 Niederlausitzer Mitteilungen [459](#).  
 Niemeck, Name [235](#).  
 Nivrone, Pietro [243](#).  
 Nobbe, Amtmann, Sage [492](#).  
 Nöel, Major z. D. [293](#), [331](#).  
 Oderbank, die [428](#).

Oderberg im letzten halben Jahr-  
 hundert [198](#), [247](#).  
 Öfen, eiserne, in Norwegen [564](#).  
 Offermann, P. [424](#).  
 Orangerie, Drachenberg bei Sans  
 Souci [21](#).  
 Oranienburgerstr., Chronik der [394](#).  
 Ornament Zeitschrift. [24](#).  
 Orts- und Flurnamen der Stadt Ebers-  
 walde [251](#).  
 Padden-Pupperei b. Oderberg i. M. [115](#).  
 Passeriner, die [241](#).  
 Patenbrief von 1806 aus Luckau [188](#).  
 Personen- und Familiengeschichte [422](#).  
 Pfarrerleben nach dem großen Kriege  
[159](#).  
 Phrynididae [434](#).  
 Pick, Prof. Dr. Albert [308](#).  
 Pigulla, Hans, Maler [456](#).  
 Plakette für Stadtälteste [479](#).  
 Plänterwald b. Treptow [417](#).  
 Plattdeutsch, Notwehr des [10](#).  
 Plauer See [303](#).  
 Pniower, Prof. Dr. [23](#), [391](#), [394](#), [507](#), [529](#).  
 Poettters, Karl [145](#).  
 Polthier, C., Professor [255](#).  
 Porzellan, Führer [330](#).  
 Potsdam, Photographie [480](#).  
 „ „ „ Wanderfahrt [451](#).  
 Prenzlau Kirche [360](#).  
 Preusker, Blicke [436](#).  
 Quartär Studien [16](#).  
 Quempasfeier in Luckau [138](#).  
 Quitzow Denkmal in Legde [549](#).  
 Ramler, Prof. [307](#).  
 Rathaus zu Zerbst [359](#).  
 Rebhühner [303](#).  
 Recke, Oberpfarrer [566](#).  
 Regenreichster Ort der Erde [228](#).  
 Reinhardt, Prof. Dr. O. [321](#).  
 Reitwein, Merkwürdigkeiten [256](#).  
 Ressource zur Erholung [391](#).  
 Reuter, Kaufm. [334](#).  
 Richthofen, Frh. v. [458](#).  
 Rüstkammer in Fürstenwalde a. S. [518](#).



- Riedebeck Kirche [142](#).  
 Riedel, J. D., italienische Produkte [509](#).  
 Rieselgüter der Stadt Berlin [230](#).  
 Rochow, Eberhardt v. [25](#), [311](#).  
 Rochus z. Lynar [242](#).  
 Rodenberg, Dr. J. [308](#).  
 Röm. germ. Centralmuseum [305](#).  
 Roggensaat und Volksglaube [552](#).  
 Roland z. Bremen [23](#).  
   „ Halbmonatsschrift [494](#).  
   „ Legende [437](#).  
   „ Reiten [234](#).  
   „ Zerbst, Potzlow, Prenzlau [441](#).  
   „ Rundschau [19](#), [22](#), [231](#), [279](#),  
       [286](#), [436](#), [468](#), [564](#).  
 Roßkastanien in Meseberg [93](#).  
  
**S**aaringen, Haltestelle [48](#).  
 Saatgänse [301](#).  
 Sabrodt-Trebatsch [337](#).  
 Salamandridae [433](#).  
 Sandüberwehungen [274](#).  
 Sassafras und Sassaparilla [341](#).  
 Saxenberg [391](#).  
 Scharmützel See [455](#).  
 Scharnweber, Lehrer [93](#), [140](#), [188](#).  
 Schatzfund von Treuenbrietzen [35](#).  
 Schatzmeister Bericht [271](#).  
 Schenk, Chemiker [336](#).  
 Schiffstypen in d. M. [145](#).  
 Schillerfeier 1905, [242](#), [273](#), [307](#).  
 Schimming, Mittelschullehrer [293](#), [334](#).  
 Schlüter, A. [309](#).  
 Schmidt, Rud., Redakteur [332](#).  
 Schmidt, Prof. Dr. v. [318](#).  
 Schneider, Louis [310](#).  
 Schöning, Adelsfam. [298](#).  
 Schönwalde, Nachrichten [550](#).  
 Schollnik-Seelenverkäufer [525](#).  
 Schriftwart Bericht [270](#).  
 Schützengilde in Spandau [569](#).  
 Schulenburg, W. v. [18](#), [193](#), [442](#), [578](#).  
 Schulze, Dr. E. [433](#).  
 Schulze-Veltrup [65](#).  
 Schwalbenstein [276](#).  
 Schwebebahn, Projekt [460](#).  
 Schwedenleutnant, d. [448](#).  
 Schwedenstein b. Luckau [552](#).  
 Schweinfurt, Prof. Dr. [17](#).  
 Schweiz, malerische Schönheiten [420](#).  
 Schwers, A., Kaufmann [568](#).  
 Securius, Bürgermeister [297](#).  
 Seddin Grabfund [97](#).  
 Seelmann, Prof. Dr. [258](#).  
 Seifenfabrik v. Herrmann [431](#).  
 Seiffert, Prof. B. [304](#).  
 Sello, Dr., Archivrat [19](#), [227](#), [233](#).  
 Septarientongruben [480](#).  
 Siemens-Schuckert Werke [245](#).  
 Silex-Artefakte [323](#).  
 Sökeland [341](#).  
 Sohnrey, Heinrich [216](#).  
 Solger, Dr. Friedr. [41](#), [335](#).  
 Sommer, heißer [303](#).  
 Sprache Europas [97](#).  
 Spiro, Ansichtspostkarten [497](#).  
 Spremberg, Polizei-Vorschr. [95](#).  
 Stadtbaukunst [221](#).  
 Städtechroniken, märk. [18](#).  
 Städtebau, Oberverwaltungsgericht [306](#).  
 Städt. Schwestern [479](#).  
 Stargarder Tor in Neubrdg. [355](#).  
 Statistische Bureau [332](#).  
   „ Jahrb. Berlins [485](#).  
 Steinhardt, Postrat a. D. [36](#), [48](#), [67](#),  
       [80](#), [166](#), [182](#), [183](#), [228](#), [301](#), [498](#), [502](#).  
 Steinzeitliche Forschungen in Ober-  
   ägypten [17](#).  
 Steffen, Dr. W. [304](#).  
 Stendal, Dom zu [363](#).  
 Stickmusterbuch [494](#).  
 Stiehl, O., Stadtbauinspektor [223](#).  
 Stiftungsfest [41](#), [213](#).  
 Stinde, Dr. J. [426](#).  
 Stockholmer nord. Museum [513](#).  
 Strausberg, Führer [446](#).  
   „ Dreißigjährig. Krieg [304](#).  
 Sturmflut v. [30](#)—[31](#) Dez. 1904 [428](#).  
 St. Marienkirche in Neubrdg. [358](#).  
  
**T**abaksbau bei Oderberg [193](#).  
 Tabaks-Kollegium in Potsdam [343](#).  
 Taillefer u. Roland [441](#).  
 Tamsel, Schloß [297](#).

Tangermünde, Neustädt. Tor [362](#).  
 Taxodium distichum [230](#).  
 Telegraphenverkehr, Vorahnung d. [25](#).  
 Teltow-Kanal-Museum [512](#).  
 Teufelssagen aus d. Prignitz [140](#).  
 Thaulow-Museum [566](#).  
 Thiele, Maler [567](#).  
 Thur, Rektor [297](#).  
 Thusnelda u. Thumelikus [142](#).  
 Torflager, unterirdisches [277](#).  
 Torsperre in Berlin [550](#).  
 Tote Mann [511](#).  
 Tradt, Direktor [286](#).  
 Trappe [301](#).  
 Trarbach, Firma [1](#), [284](#).  
 Treuenbrietzen, Schatzfund [35](#), [183](#).  
 Trott zu Solz, Frh. v. [307](#).  
 Tschirch, Prof. Dr. [266](#), [409](#), [526](#).  
 Untergrundbahn, städt. [485](#).  
 Vehlefanzener Feldzug a. [18. Jan. 1871](#) [257](#).  
 Versammlungen [1](#), [38](#), [41](#), [213](#), [245](#),  
   [265](#), [266](#), [286](#), [293](#), [305](#), [391](#), [402](#),  
   [409](#), [417](#), [418](#), [451](#), [457](#), [481](#), [485](#), [553](#).  
 Vineta [521](#).  
 Vogelwild, edles [30](#).  
 Vogel, Formen Farben-Bewegungen  
   [231](#).  
 Volkskunde, Verband deutsch. Vereine  
   für [217](#), [420](#), [553](#).  
 Volksheilmittel [341](#).  
 Vorberg, Georg [430](#).  
 Vorgesch. Fundstätten [189](#).

Vorgeschichte der sächsisch-thüring.  
 Lande [564](#).  
 Voß, Prof. Dr. G. [329](#), [571](#).  
 Vorzeit, Werkätigkeit [3](#), [278](#).  
 Wächterhorn von Wandlitz [90](#).  
 Wagner, Prof. Friedrich, Denkmal [239](#).  
 Wahnschaffe, Geh. Reg.-Rat [265](#).  
 Waltersdorf, Kirche [91](#).  
 Wanderbuch f. d. M. Brdg. [419](#).  
 Warenzeichen, Kaufm. [495](#).  
 Weineck, Prof. Dr. [273](#), [424](#).  
 Wenden, Sitten u. Gebräuche [454](#).  
 Werder a. [H.](#), Schützengilde [331](#).  
 Wiegenlied, Berliner [512](#).  
 Wienecke, Friedrich [312](#).  
 Wilke, Karl, Architekt [93](#), [144](#), [285](#).  
 Wilsnack, heiliges Blut [280](#).  
 Wittstock, Altsachen [254](#).  
 Wohlfahrt, Heimatpflege [9](#).  
 Wolmirstedt, Schloßkirche [362](#).  
 Woltersdorf [302](#).  
 Wreech, Frau v. [298](#).  
 Wröhe und Wröhmannen [527](#).  
 Wünschelrute [228](#), [461](#), [562](#).  
 Wulffen, Adelsgeschlecht [299](#).  
 Zacharias, Dr. O. [486](#).  
 Zedlitz, Minister v. [313](#).  
 Zementmauersteine [382](#).  
 Zimmermann, Pastor [201](#), [531](#).  
 Zollfische [286](#).  
 Zugstraße d. Vögel [135](#).

### Druckfehler-Berichtigungen.

- S. [9](#) [3](#) Zeile v. u. lies: „Metallzunge“ statt „Metallpumpe“.  
 S. [210](#) [2](#) „ v. u. lies: „rühmend“ statt „rührend“.  
 S. [442](#) [18](#) „ v. o. lies: nach“ statt „noch“.  
 S. [442](#) [1](#) „ v. u. lies: „stand“ statt „kam“.  
 S. [443](#) [7](#) „ v. o. lies: „bei Triberg“ statt „in der Umgegend von Triberg“,  
 (in Schonach?)

Die Unterschrift zu Bild [5](#) auf S. [352](#) muß heißen: Nordgiebel des Rathauses zu Tangermünde mit der Gerichtslaube an seinem Ostgiebel (links.)

DD491

.B81B8

v.13

14

1191407  
Brandenburgia. Gesell-  
schaft für Heimatkunde...  
Monatsblatt.  
1904-1906.

UNIVERSITY OF CHICAGO



096 771 356

UNIVERSITY OF CHICAGO



96 771 356

UNIVERSITY OF CHICAGO



096 771 356